UNTERHALTUNGSBLATT ZUR PFÄLZISCHEN VOLKSZEITUNG: 1873

Digitized by Google

Arbeit unsere Pferde zu stehlen!“ sagte ich mit gedämpfter Stimme.

Kaum hatte er meine Worte vernommen, so stand er auch bereits auf den Füßen, und weckte leise unsere Kameraden.

„Untersucht eure Pistolen, Leute, und begebt euch auf die vordere Straße; die eine Hälfte von uns rechts, die andere links, und ich denke wir fangen die Schurken!“ lautete der schnell und leise gegebene Befehl.

Demgemäß theilten wir uns, und ich folgte Buller nach der rechten Seite. Die Hähne unserer kurzen Karabiner waren gespannt, und die Revolver in unserm Gürtel gelockert und zum sofortigen Gebrauche bereit gemacht.

Als wir das Ende des Gebäudes erreichten, trafen wir plötzlich auf eine starke Anzahl Männer, von denen die meisten beritten waren, während der Rest ihrer Mannschaft sich eifrig damit beschäftigte, unsere Pferde von den Pfosten loszubinden.

„Steht, im Namen der Königin, oder wir feuern!“ rief Buller, sich muthig an die Spitze stellend, und den Lauf seiner Waffe auf einen sonngebräunten, rothhärtigen Mann richtend, welcher offenbar der Führer der Bande war.

Die Worte waren noch nicht verhallt, als es schon aus einer anderen Richtung her blitzte, und Buller, von einer Kugel mitten in die Stirne getroffen, todt zu meinen Füßen fiel.

„Rasch, Männer! Die Spione haben uns überfallen!“ schrie zu gleicher Zeit eine gellende, wüthende Stimme, und eine volle Ladung folgte diesen Worten.

Eine Kugel traf meine Schulter und ich fiel: allein noch während des Sinkens griff ich nach meinem Revolver und drückte ihn gegen den Führer ab. In demselben Augenblicke machte sein Pferd eine Wendung und erhielt so die für seinen Reiter bestimmte Kugel. Fluchend und wüthend suchte sich der Mann unter seinem gefallenen Pferde hervorzuarbeiten, während ich Zeuge eines heftigen Kampfes zwischen meinen Kameraden und der Bande der Verzweifelten sein mußte, da ich unfähig war mich zu erheben und mich sogar, in Folge des Blutverlustes die Besinnung gänzlich verließ.

Als mein Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich, gleich dem Reste meiner Kameraden, fest gebunden und auf dem Rücken liegend, während unsere rohen Feinde uns bewachten.

(Schluß folgt.)

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von **J. Steinmann.**

(26. Fortsetzung.)

Der Vater empfing sie zärtlicher als je, er hatte sich in seiner Einsamkeit nach seinem Kinde gesehnt, nun es da war, freute er sich, so weit es die glatten Züge und das Decorum der Firma zuließen.

Die Tochter hatte jedoch wenig Zeit für den Vater. Ein kalter Kuß des ersten Wiedersehens war Alles: sie war fatiguirt und suchte sehr bald ihr Zimmer.

Herr von Sejour verließ das Haus nach etwa einer Stunde mit dem Bemerken, daß verschiedene Geschäfte ihn am Erscheinen bei der Mittagstafel verhindern würden.

Der alte Jean schüttelte den Kopf.

„Es muß zweierlei Liebe geben,“ murmelte er, „denn wie mir es scheint, ist die Liebe zwischen dem jungen Herrn Georg und Fräulein Antonie ganz etwas Anderes.“

Der Mittagstisch vereinigte nur Vater und Tochter Leopoldine war einsilbig.

„Du wirst von der Reise angegriffen sein,“ nahm Herr Dolomie das Wort. „Man merkt, daß Du ein wenig verstimmt bist.“

„Das Reisen ist auf die Dauer langweilig,“ warf Leopoldine hin, „und nichts ermüdet mehr als Langeweile.“

„Aber an der Seite des geliebten Gatten wird ja die ödeste Gegend zum Paradies, wie man sagt.“

„An der Seite des geliebten Gatten, gewiß!“ fuhr Leopoldine heraus.

Der Vater blickte sie forschend an, aber Leopoldine war in der Kunst der Beherrschung und der Verstellung geübt.

„Ich habe dieselbe Beobachtung gemacht,“ sagte sie, sich fassend. „Es gibt nichts Trostloseres, als einzelne Haltegegenden unseres Deutschlands, welche die Eisenbahnen durchschneiden und doch dünken sie mir an der Seite meines Gatten schöner als die Wälder der Tropen in der Nähe haffenswerther Menschen.“

Herr Dolomie schwieg einen Augenblick.

„Es muß sehr, sehr schön sein, die Erde mit einem Wesen zu durchwandeln, das uns liebt,“ sagte er dann mit leiser fast wehmüthiger Stimme und blickte vor sich nieder, als wolle er nicht auch seine Augen verrathen lassen, was der Mund aus dem geheimsten Gemache seiner Seele ausgeplaudert.

Die Tochter sah ihren Vater überrascht an. Da war ihr noch nie vorgekommen, daß der Vater ne irgend einen Wunsch haben, oder irgend eine Meinu äußern könnte, die sich nicht auf die Firma bezo Die Firma war der einzige Hintergrund von all Thun und Lassen, allem Sinnen und Denken es Herrn Dolomie und nun sprach er mit einem Lie von Liebe?

Fast wäre Leopoldine in ein Lachen ausgeloc chen, wenn sie nicht mit weiblichem Scharfblicke i nes etwaigen Sinnesänderung des Vaters die Ug lichkeit einer Aussöhnung mit Georg vermuthet nd gefürchtet hätte.

Und gerade jetzt konnte sie ihn nicht gebrauen,

Digitized by Google

gerade jetzt war ihr der Moralist, der strenge Wächter im höchſten Grad unerwünſcht: er war es, der ſie wieder von dem Geliebten ihrer Seele, dem bleichen Italiener, trennen konnte.

Nur eines Momentes bedurfte ſie, um Herrin der Situation zu ſein. Es blitzte wie ein falber Wetterſchein dämoniſch in ihrem Auge auf, aber nur einen Augenblick, dann ſprang ſie auf und fiel ihrem Vater um den Hals.

„Warum biſt Du ſo traurig, lieber Papa?“ fragte ſie ſchmeichelnd. „Habe ich Dir unwiſſend irgend einen Kummer bereitet? Zürnſt Du, daß ich meine Liebe zwiſchen Dir und meinem Gemahle theile? In dieſem Falle thuſt Du mir Unrecht, denn wie könnte die kindliche Liebe, die ich zu Dir hege, wohl je erlöſchen? Warum kehren mein Gemahl und ich ſchon ſo früh von der anfangs auf längere Zeit projektirten Hochzeitsreiſe zurück? — Einfach, weil es mich in der Ferne nicht mehr ruhig litt, mein kindliches Herz zog mich zu Dir, ſtets dachte ich an Deine Einſamkeit und es war mir, als wenn das böſe Gewiſſen mir fortwährend zuflüſterte: Du haſt Deinen Vater, allein gelaſſen, iſt das kindliche Liebe? Sieh' und deßhalb ſind wir wieder da und ich halte Dich in meinen Armen.“

Herr Dolomie ſchien während dieſer Worte ſeine Schwermuth verloren zu haben, wenigſtens war ſein Geſicht glatt und kalt wie ſonſt.

„Ich weiß es,“ ſagte er, „daß Du mich liebſt Und damit Du ſiehſt, wie viel ich von Dir halte, wie ich Deiner gedacht, als Du entfernt warſt, ſchenke ich Dir einen Schmuck, den Du bei dem erſten Juwelier der Stadt auf meine Rechnung aufſuchen kannſt.“

„Nein, nein, keinen ſo ſtürmiſchen Dank, Deine Liebe wird der beſte Beweis Deines Dankes ſein.“

Jean brachte das Deſſert und nachdem das Eſſen beendigt, ging Herr Dolomie auf ſein Zimmer, um ſich ein wenig auszuruhen und gegen Abend einen Beſuch auf ſeinem Comptoir zu machen.

Leopoldine ging in ihr Boudoir und ſetzte ſich an ihren mit allerlei Nipps und dergleichen verzierten Schreibtiſch.

Sie grübelte ſehr lange.

Dann ſchrieb ſie. Mehrere ihrer Verſuche knitterte ſie unwillig zuſammen und warf ſie in den mit eleganter Stickerei verzierten Papierkorb.

Endlich ſchien ſie zufrieden.

Sie faltete das Billet, legte einen Thaler hinein und adreſſirte es an das mit Annoncen aller Art verſehene Tagesblatt.

Am andern Tage las man unter den Annoncen verſchiedener Art, unter verlaufenen Pudeln und entflohenen Papageyen folgende Anzeige:

Benvenuto!

Erwache zu neuem Leben entringe Dich dem Grabe. Dem, der geliebt wird, droht keine Gefahr. Du wirſt Mittel und Wege finden, der Gefangenen Troſt zu bringen, ſie las es in Deinen Augen, als die Feſſel ſie auf ewig band. L.

Mancher Menſch las dieſe Annonce. Einige dachten und ſagten: „hier liegt Myſtification vor.“ Andere ſagten: die Welt ſei ſchlecht, wieder Andere dachten ſich gar nichts.

Aber einer las dieſe Zeilen, er mußte ſie finden denn ſchon längſt hatte er auf ein Zeichen gewartet.

Da ſtand das Zeichen, das längſt erſehnte, da ſtand ſein Name.

Die Sirene, lockte, er kannte ihre Stimme.

„Nun iſt die Welt mein,“ murmelte er. „Das ſchönſte Weib liebt mich glühend und verzehrend. Der Vater hat das ſchönſte Geld der Welt. Wer Geld hat, hat Alles. Geld, Weib und Jugend, ihr ſeid mein, Da ſteht es. „Dein Glück iſt gemacht, Benvenuto. Das Glück winkt, laß' es nicht entfliehen.“

Noch in derſelben Stunde ſetzte er ſich hin und ſchrieb einen Brief.

Dieſer Brief war ſehr kurz.

Er enthielt nur die Worte:

„Zeit? Ort?

Der Auferſtandene.“

Leopoldine erhielt den Brief von Anderen unbemerkt und ſicher.

Auch Herr von Sejour war froh, wieder an Ort und Stelle zu ſein. Schon das Benehmen ſeiner Gemahlin während der wenigen Tage ihrer Hochzeitsreiſe hatte ihm deutlich gezeigt, welche Früchte ſeine Spekulationsheirath tragen würde.

Zu leichtlebig, zu ſehr Genußmenſch und lachender Philoſoph war er mit ſeinem Plan der weiteren Lebenseinrichtung raſch fertig. Vor der Welt war er der zärtliche Ehemann, zu einer anderen Zeit wollte er das Leben womöglich noch ungenirter als in ſeinem Junggeſellenſtande genießen.

Einer ſeiner erſten Wege war zum Beamten Korn, er wollte zweierlei wiſſen: wie weit der Beamte mit der moraliſchen Vernichtung von Georg's Braut vorgeſchritten ſei und zweitens, ob es ihm nicht möglich ſei, die kleine, blitzäugige Freundin, die er einmal im Hauſe Dolomie geſehen, als ſie ſeiner Braut einen Blumenſchmuck brachte, wiederzuſehen.

Der Beamte lächelte wohlgefällig.

„Die kleine braune Hexe habe ich ſicher geſetzt,“ antwortete er mit einem cyniſchen Lächeln, „ſie wohnt bei einer guten Freundin von mir, die ſich ihrer mütterlich annimmt. Winden Sie ſich nur an die Madame Neumann, in dem großen Hauſe an dem Waſſerthore, das Sie aus Erfahrung gewiß kennen.“

„Ich hätte ſie lieber anderwärts gewußt, die Neumann verdirbt ihre Pflegebefohlenen zu früh.“

Der Beamte lachte wieder.

„Meiner Seel', ſind Sie wählerisch geworden. Erſt war die Kleine ganz unbändig und wollte mit dem Kopf durch die Wand, aber ſeit Paſtor Schröder ihr eine gediegene Moralpredigt gehalten hat, iſt ſie ſanftmüthig geworden.“

Ein rohes Gelächter über ſeine eigene Schlauheit endigte dieſe Auseinanderſetzung. (Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Naivetät.) Aus Rom wird folgende amusante Geschichte berichtet: Der Papst empfing neulich in Audienz eine Anzahl Fremder von Distinktion, welche sich eben in Rom aufhielten, wobei Engländer und Amerikaner die Mehrheit bildeten. Der heilige Vater befragte nach seiner Gewohnheit Jeden, namentlich aus welchem Lande er komme und was er thue, und verweilte gerne bei den Damen, welche ganz verwirrt und stammelnd seine Fragen beantworteten. Eine junge Dame, Engländerin, war noch ängstlicher als ihre Begleiterinnen und als der Papst dieselbe fragte, antwortete die junge Lady, welche vor innerer Unruhe Se. Heiligkeit nicht verstanden hatte: „Ich bin 24 Jahre alt." Der Papst konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und wiederholte: „Ich fragte Sie, wo Sie geboren." Die junge Dame wird noch verlegener und antwortete kaum vernehmbar: „Bester für mich, heiliger Vater, ich habe nicht die Wahrheit gesprochen, ich bin seit einigen Monaten — neunundzwanzig Jahre alt." . . . Man kann sich vorstellen, wie diese Naivetät den heiligen Vater amusirte.

* (Douchmanta, der Letzte seines Stammes.) Vor einigen Tagen starb in Paris in einer Dachstube der Rue de Seine ein armer, alter Mann, welcher gewiß einem der ältesten Königsgeschlechter der Welt angehörte. Dies war ein Indier, Namens Douchmanta, der letzte Abkömmling der „Dynastie des Mondes." Es ist bekannt, daß die Indier so die Familie ihrer alten Könige nennen, da sie sie himmlischer Abkunft hielten. Vor ziemlich langer Zeit hatte Douchmanta Indien verlassen. In seiner Jugend war er dort Fakir gewesen, hatte sich drei Löcher in den Rücken geschlagen und fast ohne Unterbrechung Jahre hindurch das geheiligte Wort „Om" ausgesprochen, welches der Inbegriff des Alls ist, indem er fortwährend zwischen seinen Fingern eine Blüthe des göttlichen Krautes Couza zerdrückte. Im Jahre 1842 stellte er sich an die Spitze eines Aufstandes gegen die Engländer. In dem ersten Scharmützel wurde er gefangen genommen. Der Abkömmling der Dynastie des Mondes blieb acht Jahre in Gefangenschaft; dann wurde er von der Königin Victoria begnadigt, und er begab sich nach London. Douchmanta blieb daselbst bis 1855. Eines Tages verschwand er und kam nach Paris, wo er 25 Jahre lebte und sich mit Verfertigung indischer Gegenstände für Curiositätenhändler besaßte. Nach seinem Tode fand man nichts, als eine vertrocknete Lotosblume und einen Kuhschwanz, den er nach dem indischen Gesetze in seinen Händen festhielt.

Gemeinnütziges.

(Beurtheilung des Fleisches beim Einkauf.) Das Fleisch junger Thiere ist ärmer an Faserstoff und Blut, reich an Fleischsaft und enthält noch ziemlich viel Wasser; doch sind die Fasern mürber und daher leichter verdaulich. Man thut also gut daran, dies Fleisch in seiner ganzen Masse, das heißt gebraten, geschmort oder ähnlich zubereitet zu verzehren. Das Fleisch alter Thiere ist in seiner Masse schwer zu verdauen, enthält dagegen größeren Reichthum an Blut, Eiweiß und Faserstoffen und an den wichtigsten Bestandtheilen des Fleischsaftes. Deshalb ist es also besser, wenn man es in der Form von Fleischsuppe zubereitet, um seine wichtigsten Bestandtheile recht ausgiebig zu gewinnen. Das Fleisch der meisten Vögel, des Wildes und gutgenährter, nicht zu alter Thiere vereinigt Beides: es ist trockener, ärmer an Wasser und Fleischsaft, aber reicher an den Bestandtheilen des letzteren und an Eiweiß. Dazu sind seine Fasern meistens mürbe genug, um verdaut werden zu können. Es bietet daher insbesondere in der ersten Zubereitung die größte Fülle vom Blute leicht anzuwendender und zu kräftigenden Ernährung dienender Nahrungsstoffe. Alles Fleisch enthält schon von vornherein 70—80 Hundertheile Wasser, so daß für die nahrhaften Bestandtheile und unverdaulichen Fasern zusammen nur 20—30 Hundertheile übrig bleiben. Gesundes Fleisch, gleichviel von welchem Thiere, darf niemals rosafarben oder noch bleicher und ebenso nicht dunkelpurpurfarbig sein; es muß durch die Beschaffenheit der kleinen, zwischen dem Gewebe hinlaufenden Fettgewebe aber wie schön marmorirt aussehen. Niemals darf das Fettgewebe feuchtwässerig, gallertartig oder pergamentähnlich erscheinen, sondern es muß hart und fest sein. Ungesundes Fleisch zeigt sich in seiner ganzen Masse bei Berührung und Druck mit den Fingern oft wässerig und feucht mit vielem ausfließenden Fleischsaft, während das gesunde sich fest und elastisch anfühlt und den Finger mit rothem Saft färbt. Das Fleisch eines kranken Thieres theilt dem Messer beim Durchschneiden einen weichlichen, faden oder gar üblen Geruch mit, welcher namentlich stark erkennbar ist, wenn man das Messer vorher in heißes Wasser taucht; das gesunde Fleisch zeigt dann einen keineswegs unangenehmen, jedoch nur schwachen Geruch. Das hauptsächlichste Kennzeichen ist aber, nach der Angabe des Arztes Dr. Lothehy, eine Probe mit Lackmuspapier. Ungesundes Fleisch färbt rothes Lackmuspapier gewöhnlich bläulich, während gesundes Fleisch stets blaues Lackmuspapier röthlich färben muß; diese Untersuchung des Fleisches mit Lackmuspapier, die sich bei vielfachen Proben als richtig erwies, dürfte daher in der Praxis Eingang finden.

* (Arsenikhaltige papierne Lampenschirme.) Es sind in der letzten Zeit vielfach grüne Papierschirme für Petroleumlampen in Gebrauch gekommen, welche um die erwärmten Lampenglocken gelegt, in verschiedenen Fällen schon die Erscheinungen der Arsenikvergiftung hervorgerufen haben. Es muß daher vor solchen gewarnt werden.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 2. Kaiserslautern, 5. Januar **1873.**

(Für die „Pfälz. Volkszeitung").

Im Busch.

Ein Abenteuer in Australien.

(Schluß.)

„Seid Ihr endlich wieder zu Euch gekommen? Gott gesegne es Euch! Nun wohl, ich bin froh, daß Ihr noch nicht todt seid, denn ich habe noch eine Rechnung mit Euch abzuschließen wegen meines Pferdes!" sprach Morgan, den ich, bei dem flackernden Scheine des Feuers, das die Räuber angezündet hatten, leicht erkannte, — zu mir, indem er mich roh mit dem Fuße anstieß.

Man half uns nun auf die Füße, verband uns die Augen und zwang uns an der Seite ihrer Pferde zu gehen.

„Ihr gedachtet uns einzufangen, nicht wahr?" schrie Morgan, seine Worte mit einem kräftigen Fluche begleitend. „Doch das Blatt hat sich gewendet. Ihr habt nicht mehr lange zu leben, darum verrichtet Euer Gebet, wenn Ihr eines kennt! Heh, Kameraden," fuhr er, zu seinen Spießgesellen gewendet, fort, „die armen Teufel haben vielleicht ein oder zwei Gebete zu sprechen, bevor sie abzahlen. Wir wollen sie über diesen Abgrund hängen; aber nicht an ihrem Halse. Wir wollen es auf eine ganz neue Art versuchen. Macht einen Knoten an das Ende eines jeden Stricks und gebt ihn in ihre Hände. Wenn sie es überdrüssig sind sich zu halten, können sie loslassen, und ganz nach ihrem eigenen Belieben sich beeilen in das Himmelreich zu kommen."

Dieser Vorschlag wurde mit lautem Jubel aufgenommen, und unsere Feinde lachten höhnisch, als sie die Stricke an den Aesten eines Baumes befestigten, der theilweise über den Abgrund hinausragte. Wir hatten immer noch die Binden über unsern Augen, und ich vermochte ihre Handlungen nur aus den Gesprächen zu errathen, mit denen sie dieselben begleiteten. Endlich wurden meine Arme von den Fesseln befreit, man drückte mir das Ende eines mit einem Knoten versehenen Strickes in die Hand und ließ mich langsam über den Rand des Abgrundes hinab, bis ich mitten in der Luft schwebte. Ebenso verfuhren sie mit meinen sechs Kameraden und litten dann unter Lachen davon.

Nie werde ich die Todesangst vergessen, welche sich meiner bemächtigte, als mir alle Hoffnung für immer verloren schien. War es doch höchst unwahrscheinlich, daß irgend woher Hülfe kommen konnte, so lange es noch Zeit war uns zu retten, denn unmöglich vermochten wir lange Zeit das ganze Gewicht des Körpers mit den Händen allein zu halten. Meine ganze Vergangenheit trat in diesen Augenblicken lebhaft vor meinen Geist, selbst die geringfügigsten Ereignisse aus den längst vergangenen Tagen meiner Kindheit kamen mir lebhaft in's Gedächtniß. Ich gedachte der Heimath, der Eltern, der Geschwister und theuren Freunde, die mir so lieb und werth sind, ich betete so recht aus Herzensgrund um Rettung aus der mit Nacht verhüllten Todesgefahr.

Noch hielt ich mich, aber alle meine Muskeln und Sehnen waren in einer furchtbaren Spannung. Die Zähigkeit, mit welcher ein Mensch, in der Gefahr es zu verlieren, am Leben hängt ist merkwürdig; weder heute noch zu irgend einer andern Zeit, würde ich — wie ich glaube — das Gewicht meines Körpers auch nur halb so lange zu tragen vermögen, als ich es damals that. Ich dachte an den gähnenden Abgrund unter mir, im Geiste sah ich die zackigen Spitzen an denen mein Körper zerreißen würde, und hundert Fuß tief unter mir da sah ich die harten Felsen, auf denen demnächst mein zerschmetterter Leib ruhen sollte.

Endlich überstieg die Anstrengung doch meine Kräfte, ich fühlte wie meine Finger das Gefühl und den Halt verloren, wie der Knoten meiner Hand entschlüpfte, und dann, — dann fühlte ich nichts mehr, denn ich verlor das Bewußtsein.

— — — — — — — — — —

„Bravo, Charlie! Bravo! Noch hat Dich der Tod nicht!" das waren die ersten Worte, welche ich hörte, als mir die Besinnung zurückkehrte. Als ich die Augen öffnete, sah ich die kräftige Gestalt Wilhelm Sommers, der mein Schicksal getheilt hatte, über mich gebeugt und mein Gesicht mit eiskaltem Wasser bespritzen.

Es war heller Tag. Die Sonne war in all' ihrer Pracht aufgegangen, und goß ihre Strahlen voll über uns aus. Unsre Zahl war vollständig bis auf einen, dessen Leichnam steif und kalt vor uns auf dem Rasen lag. Morgan und seine Bande hatten gefürchtet, durch die Hinzuziehung so vieler königlicher Bahnbediensteten, die ganze Gegend gegen sich in Aufruhr zu bringen, und deßhalb hatten sie uns so über einen steilen, etwa zehn Fuß hohen Spalt gehängt, daß unsre Füße nicht mehr als eine Elle über dem festen Boden schwebten. Allein die Elenden hatten richtig gerechnet, daß wir, so lange unsre Kräfte zureichten, hängen bleiben, und ihnen so Zeit zur Flucht lassen würden.

Nur für Morris, der fast noch ein Knabe gewesen, hatte sich der Schrecken dieser Lage zu überwältigend gezeigt, und die bloße Angst hatte ihn getödtet. Wir kehrten zur Hütte zurück, und nachdem wir den armen Butler und Morris neben der Einfriedigung begraben hatten, eilten wir nach Ballarat.

Bei unserer Ankunft daselbst suchte ich sofort um meine Entlassung nach, denn meine Nerven hatten einen

Digitized by Google

solchen Schlag erlitten, daß ich mich vollständig unfähig fühlte, meine Pflichten ferner zu erfüllen.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(27. Fortsetzung.)

„Und die Andere?“ fragte Herr von Sejour. „Wie steht es mit der?“

„Sie ist unser,“ erwiederte der Beamte triumphirend und siegesbewußt. „Die Freundin ist fort, sie steht allein. Die Mutter muß sich fügen, muß, sage ich Ihnen.“

„Gut,“ sagte Herr von Sejour. „Ich zahle weit über den bedungenen Preis, wenn sie mein wird.“

„Sie haben nur zu bestimmen, wann und wie.“

„Darüber können wir weiter reden, wenn ich nur erst die Gewißheit habe, daß dem beabsichtigten Plane nichts im Wege steht, daß kein Hinderniß dazwischen treten kann.“

„Bah,“ machte der Beamte höhnisch. „Glauben Sie denn, wenn ich sage, es geht, daß die Sache dann nicht ginge. Nein, mein Herr, da sind Sie auf einem gewaltigen Holzwege, denn noch habe ich Alles durchgesetzt, was ich durchsetzen haben wollte.“

Herr von Sejour verabschiedete sich, um einen Club seiner Freunde zu besuchen. Der hier herrschende Ton, die mehr als anßtößigen Scherze selbst über seine kurz stattgehabte Verheirathung, das Behagen, mit dem die sogenannte jeunesse dorée ohne Witz in dem tiefsten Schlamme der Verworfenheit wühlte, frischten ihn auf und ließen ihn vergessen, daß er an ein Weiben gekettet war, das ihn nicht liebte. —

Während das Wetter über dem Haupte der unschuldigen Antonie höher und höher stieg, arbeitete Georg unbekannt mit allen Vorgängen, rastlos an der Verwirklichung seiner Idee: ein tüchtiger Künstler zu werden.

Die besten Aussichten waren nicht allein vorhanden, sondern es begannen sich seine Wünsche fast gegen alle Erwartung zu realisiren.

Das so lange nur im Geheimen gepflegte Talent — denn Georg war seiner Liebe zur Kunst nie untreu geworden — entfaltete sich unter der Pflege tüchtiger ermunternder Lehrer in raschen Zügen.

Gleich das erste Bild, welches er malte, fand Beifall und wurde gekauft und so von Anfang an ermuthigt, verlor er die Zaghaftigkeit, welche dem Anfänger ein Hemmschuh des genialen Schaffens ist.

Er malte an einem größeren Bilde, das in seiner Vaterstadt ausgestellt werden sollte. Mit diesem Bilde wollte er sich introduciren.

Niemand bekam das Bild zu sehen, er arbeitete bei verschlossenen Thüren und ließ keinen Menschen hinein.

Auf dieses Bild setzte er seine ganze Hoffnung. Keiner konnte loben oder tadeln, ehe es fertig und somit auf sein Arbeiten einen Einfluß ausüben.

Fand dieses Bild Anklang und Gnade vor den Kunstrichtern, so wußte er, daß er schaffen konnte, daß er ein Künstler sei.

Im Ganzen lebte er zurückgezogen. Wohl sah manches schöne Auge verlangend nach dem Maler aus der mit den dunklen Gluthaugen die Welt in sich aufzusaugen schien, aber Georg besaß gegen alle Versuchungen ein Palladium — Antonie.

Der Briefwechsel mit seiner Geliebten war der Pulsschlag seines Daseins, und wie in diesen Briefen sich die innere Schönheit Antoniens in Wort und Gedanken immer prachtvoller und größer sich entfaltete, um so mehr schwoll ihm die Brust vor Entzücken.

Wohl zog das Zerwürfniß mit dem Vater ihm wie ein dunkler Schatten durch die Freude, mit denen seine Liebe und seine Fortschritte ihm das Dasein vergoldeten, allein er hoffte im Stillen dennoch auf Versöhnung. Er dachte, daß sobald er sich eine ehrenvolle Stellung in der Kunstwelt errungen, der Vater, sein Unrecht einsehend, das harte Wort zurücknehmen würde.

Georg sehnte sich nach der Sünde der Aussöhnung, die nach seiner Meinung kommen mußte, weil er sein Alles daran setzte, Tuchtiges zu leisten und weil ein unerklärliches Drängen und Verlangen im Herzen ihm das Gegentheil unmöglich erscheinen ließen.

Georg liebte seinen Vater mit einer kindlichen Pietät, die sich so lange in dem Fugen in den oft ungerechten und darten Willen des Vaters äußerte, bis die letzte That, der Fluch, die Flamme der Liebe, welche von Zeit zu Zeit emporschlug, ganz und gar mit Asche überschüttete. Und dennoch glimmte es fort in dem Herzen Georg's, nur eines einzigen Umstandes bedurfte es, um Alles zu vergessen und die kindliche Liebe wieder hervorbrechen zu lassen. Georg ahnte nicht, daß seine eigene Schwester daran arbeitete, eine Versöhnung unmöglich zu machen. Er hoffte und glaubte.

Die Zeit flog ihm während des Studiums, aber dennoch schien sie ihm zuweilen träge, wenn er an das Ziel, an die immerwährende Vereinigung mit Antonien dachte.

Er wollte Antonie und ihre Mutter zu sich nach dem Rhein kommen lassen, um dort in der poetischsten Gegend unseres Vaterlandes die, welche er liebte, glücklich zu sehen. Auch an Eva dachte er und hoffte im Stillen, daß sie die Freundin begleiten werde, wenigstens so lange, bis auch sie ihren eigenen Herrd an der Seite ihres Steuermanns gegründet.

Schon sah er im Geiste sein rebenumlaubtes Daheim mit der Aussicht auf den grünschimmernden Strom und die üppigen Weinberge. Das war sein Eigen, das Haus, das Weib und die ewig bleibende Liebe.

Und die Kunst wüede das Leben verschönern. Konnte ihm der bloße Reichthum das bieten?

Nein.

Das Gold ist todt; — ihm aber erblühte warmes klopfendes Leben.

Digitized by Google

Er hatte keine Ahnung von den Wetterwolken, die sich in der Heimath drohend zusammenballten, er sah aus der Gegenwart in die sonnenhell beleuchtete Zukunft und vermuthete eher alles Andere, als einen Wetterstrahl aus heiterem Himmel und doch sollte ihn ein Schlag furchtbar treffen.

Er erhielt einen anonymen Brief, der ihn benachrichtigte, was aus Eva geworden war. Antonie, so hieß es im Schreiben, sollte das Schicksal ihrer Freundin theilen.

Antonie, seine Antonie, sollte für ihn verloren, und Eva, die liebliche Eva, sollte dem reinen Engel mit einem schlechten Beispiele vorangegangen sein?

Nein, nein, das war nicht möglich, das waren Lügen, das mußten Lügen sein.

Er las den Brief wiederholt durch und mit jedem Male wurde ihm ängstlicher zu Muthe.

Konnte ein Blatt Papier so lügen?

Wenn etwas Wahres daran wäre, auch nur ein Fünkchen. Was dann? Georg rieselte kalter Schweiß von der Stirn und mühsam athmend hob und senkte sich die starke Manneebrust als wenn eine schwere, schwere Last darauf ruhte.

Er knitterte den Brief zusammen, warf denselben in einen Winkel und sank dann in einen Stuhl.

„Es kann, es kann nicht sein," murmelte er.

Sein Blick fiel auf den zerknitterten Brief:

„Ich muß Gewißheit haben."

Georg ging lange Zeit auf und ab, um zu überlegen was zu thun sei.

Aber noch immer tanzten die schrecklichen Worte einen Wirbeltanz vor seinen Augen, wie ebenso viele höhnende Teufel.

„Ich glaube es nicht," rief er eins über's ander Mal, aber die Worte sagten immer: „Wir haben doch Recht und die ganze Welt wird es erfahren, daß Deine Angebetete eine Verwofene ist."

Nur allmählig kehrten Ruhe und Besonnenheit zurück.

Er nahm frisches Wasser und befeuchtete die Schläfen. Das that wohl.

Dann dachte er nach, was zu thun sei.

Zunächst Gewißheit haben ob die Nachricht wahr sei.

„Ich werde telegraphiren," sagte er. „Aber an wen? Selbstredend an Antonien's Mutter."

Er eilte auf's Telegraphenamt.

Die Depesche, welche er aufgab, lautete:

„Wo sind Antonie und Eva? Ich will Wahrheit. — Rückantwort bezahlt.

Georg."

„Wohin sollen wir Ihnen die Antwort schicken?" fragte der Telegraphenbeamte.

„Ich werde warten."

„Vor einer halben Stunde kann jedoch kaum eine Antwort hier sein," erwiederte der Beamte. „Denn die Linie ist gerade besetzt und ehe die Antwort dort aufgegebenen wird, verstreicht eine Zeit von wenigstens einer Viertelstunde."

Georg sah nach der Uhr.

„Gut," sagte er, „in einer halben Stunde werde ich wieder hier sein."

„Noch eine halbe Stunde der entsetzlichsten Ungewißheit," murmelte er vor sich hin.

Die Sonne schien warm und belebend vom Himmel, dessen reines Blau sich heute besonders klar und heiter ausbreitete, Alles prangte im bunten Blüthenschmuck.

Georg sah Nichts von all' den Herrlichkeiten der Natur, die ihn sonst so entzückten. Sein Auge war mit einem Male wie abgestorben, er sah nichts als den unheilvollen Brief.

Wohl konnte man dem kräftigen Manne ansehen, daß in seinem Innern ein gewaltiger Kampf stattfand, die bleichen, ernsten Züge verriethen den Seelenschmerz, aber die ganze Haltung zeigte jene Kraft, wie sie der Eichbaum hat, den der Blitz traf, aber nicht zerschmetterte.

Nach dem Ablauf der beredeten Zeit ging Georg wieder auf das Telegraphenbüreau.

Noch war keine Antwort gekommen.

Georg wartete.

Minute auf Minute verstrich und jede derselben steigerte die Folter. Mit jeder Minute drängten sich neue Zweifel ein und preßten das Herz zusammen wie ein Schraubstock

Es war n fürchterliche Minuten.

Da endlich kam vom fernen Norden eine Depesche.

„Aha," sagte der Beamte, „das wird die rechte sein. Nicht wahr, Ihr Name ist Dolomie? An Georg Dolomie lautet die Adresse."

„Ganz recht," preßte Georg heraus. „Können Sie mir schon einigen Aufschluß geben?"

„Gleich, mein Herr."

Wie ein langer weißer Faden quoll der Papierstreifen aus dem Apparate hervor mit Punkten und Strichen beschrieben. Langsam wälzte sich der Faden den die Parze spinnt.

Der elektrische Apparat hörte auf zu arbeiten, die Depesche war beendet.

Der Telegraphist hemmte das Uhrwerk und übersetzte die elektrischen Hieroglyphen in die gewöhnliche Schriftsprache.

Georg warf nur einen Blick in die Depesche, nur einen einzigen, dan verließ er das Büreau wie ein Träumender.

Die Depesche lautete schrecklich:

„Eva ist seit langer Zeit, Antonie seit vier Tagen verschwunden. Kommen Sie zu einer Sterbenden.

Wwe. Ebrenfried."

„Also doch wahr! Doch wahr!" murmelte er „Der Brief hat nicht gelogen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Ein von Frauen regierter Staat.) Unter den holländischen Besitzungen befindet sich ein bemerkenswerther kleiner Staat, der sowohl in seiner Verfassung als auch in seinen eigenthümlichen Sitten die kühnsten Träume der amerikanischen Kämpfer für Frauenrechte übertrifft. Auf der Insel Java, zwischen den Städten Batavia und Samarang, liegt das kleine Königreich Bantam. Obgleich es Abgaben an Holland zahlt, ist es doch ein unabhängiger Staat; politisch ohne Bedeutung ist es dennoch glücklich, reich und seit undenklichen Zeiten wird es von Frauen regiert und vertheidigt. Der Herrscher des Landes ist in der That ein Mann, allein das ganze übrige Regierungspersonal gehört dem schönen Geschlecht an. Der König ist ganz abhängig von seinem Staatsministerium, welches aus drei Frauen besteht. Die höchsten Autoritäten, alle Staatsbeamten, Hofchargen, Kriegführer und Soldaten sind ohne Ausnahme weiblichen Geschlechts. Die Männer sind Landbauer und Kaufleute. Die Leibgarde des Königs ist aus den vornehmsten Frauen zusammengesetzt. Diese Amazonen reiten wie die Männer, und tragen scharfe Stahlspitzen anstatt der Sporen. Sie führen eine spitze Lanze, welche sie anmuthig zuschwingen verstehen und eine Musquete, welche sie im vollen Galopp abfeuern. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn des Königs; falls jedoch der König ohne Erben stirbt, versammeln sich 100 gewählte Amazonen und wählen einen Nachfolger aus ihren eigenen Söhnen. Der Erwählte wird dann als gesetzmäßiger König ausgerufen. Die Hauptstadt dieses kleinen Reiches liegt an einem der reizendsten Theile der Insel in einer fruchtbaren Ebene und wird durch zwei gut unterhaltene Festungen vertheidigt.

* (Aus Riga) sendet man der „N. Fr. P." folgenden Theaterzettel der Rossinischen Oper „Tell," welchen die russische Censur in einen „Karl der Kühne" metamorphosirt hat. Derselbe lautet: „Stadttheater. Sonntag den 3. Dez. 1872 „Karl der Kühne." Große historisch-romantische Oper in vier Akten, nach E. Scribe's „Wilhelm Tell." Musik von G. Rossini. Personen: Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Hr. Bagg; Graf v. Campo-Basso, Feldherr der burgundischen Truppen, Herr Martwordt; Mathilde, Gräfin v. Geyerstein, Fil. Radecke; Rudolph Doppergupel, Anführer dreier Cantone, Herr Zöller; Hedwig, seine Gattin, Frau Bagg; Gemmy, Beider Sohn, Fräulein Eichhorn; Melchthal, Landmann aus dem Canton Schwyz, — — —, Arnold, sein Sohn, Herr Bachr; Walther Fürst, Landmann aus dem Canton Unterwalden, Herr Thümmel; Leuthold, Hirt aus dem Canton Uri, Herr Kleinert. Gefolge, Herolde, Bogenschützen und Reisige des Herzogs. Landleute aus den Cantonen Schwyz, Uri und Unterwalden. Volk. Ort der Handlung: Die Schweiz, im ersten Akte vor Rudolph's Wohnung am Neufchateler See, im zweiten auf dem Rütli, im dritten vor des Herzogs Burg zu Altdorf, im vierten am Vierwaldstädter See." Wilhelm Tell als Rudolph Doppergupel ist gewiß eine sehr poetische Verwandlung; das Säculum, das zwischen der schweizerischen Nüthigen und den Kämpfen Karl's des Kühnen liegt, scheint den russischen Censor wenig zu kümmern.

* (Karl Moor vom Weihnachtsmarkte.) In einem Liebhabertheater in Berlin wurden kürzlich Schiller's Räuber aufgeführt und das sonst so sehr genügsame Publikum wollte sich mit den Leistungen des „Karl" nicht zufrieden geben. Der Held fühlte dies selbst bald heraus, denn Murren und mitleidiges Lächeln hielt er nicht für Zeichen des Beifalls. Als man ihn nun aber laut auslachte, war es „Karl" zu viel, er trat an die Lampenrampe und sprach zum Publikum: „Es gen Sie erst den ganzen Tag über auf dem Weihnachtsmarkt und spielen Sie Abends Gemödie, dann werden Sie zu beurtheilen wissen, wie mir zu Muthe ist." Das Publikum nahm denn auch darauf Rücksicht und „Karl" wurde in seinem Spiel nicht wieder unterbrochen.

Gemeinnütziges.

* (Vortheilhafterer Gebrauch der Kaffeebohnen.) Schäfer hat durch Versuche festgestellt, daß man von ganz feingemahlenem Kaffee nur halb so viel als von grob gemahlenem braucht, um die gleiche Menge gleich starken Kaffee's zu erhalten. Stößt man den gemahlenen Kaffee noch in einem Mörser fein, wie es die Orientalen thun, so braucht man nur $^2/_3$ des groben Infusion oder Kochung liefert gleich starken Kaffee, ebenso Filtration durch den Kaffeebeutel, aber bei letzterem ist das Aroma auffallend stärker.

* (Mittel zur Abhaltung der Motten von Tuch- und Pelzwaaren) Dr. Hager giebt hierfür folgende Vorschriften: Für Tuchniederlagen: 35 Gramm reine Carbolsäure, 30 Gr. Kampfer, 30 Gr. Rosmarinöl, 5 Gr. Gewürznelkenöl, 5 Gr. Anilin, gelöst in $2^1/_2$ Liter gewöhnlichem Weingeist. — Für Kürschner: 20 Gr. reine Carbolsäure, 10 Gr. Nitrobenzol, $2^1/_2$ Gr. Anilin, gelöst in $2^1/_2$ Liter reinem Weingeist. Mit diesen Flüssigkeiten werden mittelst eines sogenannten Pulverisirateurs die betreffenden Stoffe zur mäßig befeuchtet. Werden diese dann in dichte Behälter eingeschichtet, so ist eine Besprengung für das Sommerjahr ausreichend. Tuche in Lagerräumen werden eine zweimalige Besprengung nöthig haben.

* (Haltbarer Ueberzug für Papier-Signaturen.) Ein gutes Mittel, die mit Tinte auf Papier geschriebenen Signaturen der Gläser dauerhafter zu machen, besteht darin, daß man die nach dem Aufkleben wieder völlig trockene Etiquette mit einem Stücke Paraffin tüchtig reibt, und den so geschaffenen Ueberzug mit einem Falzbein oder einer Glasröhre glättet.

Auflösung des Zweisylben-Räthsel's in Nro. 103:
Immergrün.

Verantwortlicher Redakteur E. Niedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 3. Kaiserslautern, 8. Januar 1873.

Der Engel und das Kind.

Von Jean Reboul. Uebersetzt von Freiligrath.

Ein Engel stand an einer Wiege;
Sein Antlitz war von Strahlen hell.
Es war, als ob die eignen Züge
Er schimmernd säh' in einem Quell.

„Kind, das mir gleicht," so sprach der Engel,
„Fleuch auf mit mir zum ew'gen Licht!
Die Erde bietet dir nur Mängel;
Komm! deiner würdig ist sie nicht!

Auf ihr erblühst du nur zu Leide;
Selbst ihre Wonne drückt die Brust;
Wie klagend, jauchzt auf ihr die Freude,
Und Seufzer hat auf ihr die Lust.

Kein Fest auf ihr, das ohne Sorgen!
Es gab noch keinen Sonnentag,
Der Bürge ward beim nächsten Morgen
Für Sturmesweh'n und Wetterschlag!

Und sollte je der Gram sich setzen
Auf diese reine, stille Brau?
Und bleichte je mit bitter'm Netzen
Die Zähre dieses Auges Blau?

Nein! folge mir, daß ich dich trage,
Wo brennend Sonn' um Sonne rollt!
Der Himmel schenkt dir gern die Tage,
Die du vertrauern hier gesollt!

Laß keine Thräne sie vergießen,
Die dich genannt ihr einzig Glück;
Laß deinen letzten sie begrüßen,
Wie deinen ersten Augenblick!

Laß ihre Stirn es nicht verkünden,
Daß hier im Haus ein Auge brach!
O komm! Wer hingeht ohne Sünden —
Sein letzter ist sein schönster Tag!"

Und, schüttelnd seine weißen Schwingen,
Auf zu der Gottheit ew'gem Thron.
Erhub er sich mit süßem Klingen . . . .'
Du arme Mutter! . . . Todt dein Sohn!

Wanderungen auf den Revieren der letzten Indianer.

Vor vierzig Jahren noch gehörte die ganze Gebietsstrecke vom Mississippi bis zum stillen Meer, vom Meerbusen von Mexiko bis zur Hudson's Bay den Rothhäuten. Ueber diesen ganzen Raum schwärmte ihr Hornvieh, die wilden Jagdthiere, frei herum und der Weiße wohnte innerhalb der Grenzen dieser Landstrecke nur als Gast, nur als Geduldeter. Jetzt sind die regelmäßigen Eigenthümer außer Besitz gesetzt, ihre Ländereien in andere Hände übergegangen und die Kinder des Bodens fortgetrieben, und heimathlos und bestimmt umzuwandern, zu verhungern und zu sterben. Montana ist bis jetzt noch die einzige ihnen gebliebene Freistätte — das letzte der Länder, welche die Lagerfeuer ihrer Väter kennt.

Dieser entlegene Ort hatte für den Reisenden Gillmore eine wundervolle Anziehungskraft. Zuvörderst war es der wohlklingende und bedeutungsvolle Name, dann die gesicherte Abgeschlossenheit und der Mangel „des Brandmals menschlicher Arbeit" die den romantischen und feierlichen Schönheiten der Natur so sehr Eintrag thut, welche einen besonderen Reiz auf ihn ausübten. So nahm er denn vor 4 Jahren seinen Weg, von einer Stute und einem Maulthier begleitet (scharfsinnige Geschöpfe, welche er schätzte und nach Verdienst behandelte) über Schnee und Gerölle nach dem östlichen Theil Nord-Montana's, um nach einer Reise, welche sich für ihn weniger hart erwiesen hatte, als für seine stumme Begleiter, einen Lagerplatz zu suchen. Seine Habseligkeiten waren die denkbar wenigsten und einfachsten, und er hatte die Einsamkeit, die er so sehr liebte, bereits mehrere Wochen lang in einem abgeschlossenen, nach Süden hin liegenden Thale genossen; die Indianer aber hatten ihn aussindig gemacht, und ihn dadurch, daß sie die Spuren ihrer Nähe sorgfältig vor ihm verbargen, in Stand besetzt, zu entdecken, daß ihre Absichten keine freundschaftlichen seien. Er war, wie es scheint, mit ihren Sitten genau bekannt, denn er sagt: „Wenn diese Rothhäute keine schlimmen Absichten gegen mich gehegt hätten, da sie wußten, daß ich allein und vergleichsweise vertheidigungslos war, so würden sie gekommen sein und mich freundlich angerufen haben; wir hätten dann eine ernste Friedenspfeife gebraucht und hernach ein großes Palaver gehabt, bestehend aus stolzen Worten und noch stolzeren Reden — im Einzelnen ganz unverständlich, aber höchst bedeutungsvoll Alles in Allem genommen."

Demgemäß beschloß er, sich viele Meilen weit von den seinen unfreundbaren Nachbarn zu entfernen und

Digitized by Google

setzte daher seine Wanderung in einem gänzlich unbekannten Land eifrig fort — einem Lande, wo das Wild spärlich war, daß er kaum hinlängliche Nahrung fand, wo sein Pferd und sein Maulthier fast Hungers starben und wo nur das Wasser reichlich vorhanden war. Die Oede und Einsamkeit der Reise waren Anfangs entsetzlich, nach einiger Zeit aber hatte der Reisende die Freude, die deutlichen Spuren der Hufe von Rothwild zu erblicken und dann eine alten Wanderern in Amerika so willkommene Birke zu entdecken; auch brachte ihn der Abend auf einen reizenden Lagergrund nahe an einem Flusse, und schaffte ihm Holz in Fülle als Brennmaterial, sowie Weide für die Pferde. Er zündete sein Lagerfeuer an, eilte dann um sich seine Abendmahlzeit zu verschaffen, fort durch ein Dickicht verbutterter Cedern und Hemmlocktannen und kam am Ufer des Flusses hervor, wo sich ihm ein Scheuspiel darbot, wie selten ein Weißer Zeuge eines solchen gewesen.

Neben dem Strome zog sich eine breite Sandbank hin, während weiter weg in sanfter Strömung das Wasser seinen Lauf hatte und der Blick auf eine Menge kuppelartiger Bauten fiel. Die Fernsicht war abgeschlossen durch ein dichtes Gebüsch von Immergrün. Auf dem Vordergrunde befanden sich ein paar Biber, deren ernste, ruhige Art und Weise anzeigte, daß sie sich mit irgend einem Gegenstand von Wichtigkeit beschäftigt, ihre Wohnungen auszubessern oder Materialien Flußabwärts zu flößen, um damit Ausbesserungen vorzunehmen. Plötzlich kam ein großer Waptii-Hirsch aus seinem Lagerplatz in dem offnen Grasgrunde, stolz und träg einherschreitend, zum Vorschein, wurde aber von den Bibern so wenig beachtet, daß sie ihre Beschäftigung auf kaum mehr als einen Augenblick einstellten um den Eindringling mit stierer Gleichgültigkeit zu begrüßen. „Ich zielte auf den nächsten der beiden Biber und schmetterte ihn leblos zu Boden. Der unverletzte floh, nahm die Richtung zum Wasser, tauchte unter, erschien wieder, schaute umher, machte Halt, und drehte sich um, als ob es ihm darum zu thun wäre, zu erfahren, warum ihm sein Kamerad nicht folge; mittlerweile starb der Hirsch still und zeigte Symptome nervöser Neugier. Gut! dachte ich bei mir selbst, endlich habe ich eine Freistätte gewonnen, die (in neuester Zeit wenigstens) durch die Gegenwart eines Menschen nicht besudelt worden ist."

Ein furchtbarer Bergsturm ist eine minder ergötzliche Erfahrung, ebenso ein zweitägiges Herumziehen zur Aufsuchung des verirrten Pferdes und Maulthieres; allein für diese Widerwärtigkeiten fand er Ersatz durch einen Blick auf eine ganze Familie schöner kleiner Bären während der Abwesenheit ihrer Alten und durch einen Schuß auf einen von einem Paare ungeheurer Hirsche. Ein ungewöhnlicher Grad von Ungewöhnheit begleitete diese außerordentliche Reise und das allgemeine Aussehen des Landes bot in Betreff der Lebensmittel eine keineswegs angenehme Aussicht. Die steinigen Wege, die dürren Bergrücken, die dünnen und drahtartigen Gesträuche und der äußerst magere Zustand der sich versteckenden wilden Thiere waren nicht ermuthigend, und mit Furcht bemerkte der Reisende die Anwesenheit von Geiern, die stets auf die Nähe eines Lagers hindeuten; auch wurde er plötzlich von einem Paar freundlicher Hunde warm begrüßt, welche aber ihren Ton änderten, als sie erkannten, daß er ein Fremdling war.

(Fortsetzung folgt.)

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von **J. Steinmann.**

(28. Fortsetzung.)

Da stand es ja: Beide waren fort. Und weiter der Kummer hat die rechtschaffene Frau auf's Krankenlager geworfen. Der Schlag mußte der ohnehin schwachen und kränklichen Frau den Todesstoß geben.

„Es ist zu schrecklich!" rief er.

So viel stand jedoch fest: Georg wollte und mußte auf jeden Fall nach seiner Vaterstadt. Er wollte hören, wie das gekommen und sie noch einmal sehen, um ihr zu sagen, daß er sie nie vergessen könne, aber daß sie ewig von einander geschieden seien.

Ja Liebe kann getrennt werden, aber vergessen? — vergessen nimmer. Wer einmal gesehen hat, vergißt das Licht nie, selbst dem Blindgewordenen kann es nicht erlöschen. Wer einmal liebte, vergißt die Liebe nie, wer einmal heiß und warm geliebt wurde, der wird nie vergessen.

Aber so oft das Bild des einst Geliebten emportaucht, zuckt ein tiefer Schmerz durch die Seele, bis heißer, oft unsichtbar geweinter Thränenthau das Bild in dichte Schleier hüllt.

Georg wollte den Nachzug benutzen, er war dann am andern Morgen früh an Ort und Stelle.

Aber seine Kasse war erschöpft und reichte nicht. Er mußte jedoch sort.

Da fiel es ihm ein, daß er in einem sicheren Verschluß noch ein blaues Convolut bewahre, das ihm einst der treue Diener in die Hand gegeben, als er abreiste. „Braver, alter Jean," rief er. „Jetzt danke ich Dir, Du liebst mich wirklich."

Und heiße Tropfen fielen auf das blaue Convolut — auf die Ersparnisse des Alten.

Während der Nacht sauste der Bahnzug seinen ehernen Weg entlang, an Palästen und Hütten vorbei, ein Bild der Zeit, die Glück und Trauer gleichzeitig in sich birgt.

XIV. Kapitel.

Aqua Toffana.

Draußen vor dem Thore blühte Alles in sommer-

Digitized by Google

licher Pracht. Die große Kastanienallee gab den Spaziergängern prächtigen Schatten und streute Tausende kleiner Früchte herunter, die nicht reifen konnten, weil ihrer zu viele an einem Zweige saßen.

Es war schön vor dem Thore. Villa grenzte an Villa; sorglich gepflegte Gärten mit prangenden Blumen bildeten den Teppich, auf dem die stolzen Gebäude sich erhoben. Auf den Veranda's erblickte man schön geschmückte Damen in farbenleichter Sommertoilette und diese blickten in das Gewoge der Spaziergänger und ergötzten sich an den eleganten Reitern und den noch eleganten Carossen.

Seit einiger Zeit konnte man fast täglich eine sehr schöne Equipage durch die Allee fahren sehen.

Die Pferde, zwei wunderbar gleiche Isabellen, schienen mit dem leichten Wagen wie spielend dahinzufliegen. In dem Fond des bei schönem Wetter stets zurückgeschlagenen Sitzes lehnte eine Dame mit distinguirter Nachlässigkeit.

Die gewählte Toilette der Dame und ihre pikante Schönheit gaben dem Publikum die vollste Berechtigung, sich eingehend mit der schönen Fahrenden zu beschäftigen, allein man kannte das Gesährt schon und wußte, daß die Dame die junge Frau von Sejour sei, der vom Arzt eine tägliche Spazierfahrt verordnet sein müßte, denn man konnte sich nicht denken, daß Jemand aus reiner Liebhaberei täglich einen und denselben Weg mit einer solchen Beharrlichkeit und Ausdauer fahren werde.

Die Regelmäßigkeit, mit welcher Leopoldine ihren täglichen Weg machte, war eine so große, daß man die Uhr nach dem Vorbeifahren ihres Gefährtes zu stellen versucht werden konnte.

Die junge Frau war bald nach ihrer Rückkunft von der Hochzeitsreise leidend geworden und ließ sich vom Hausarzte viele Bewegung im Freien verordnen.

Aber wo war gute Luft zu finden?

In der Nähe der Stadt keinenfalls und so blieb Nichts anderes übrig, als für den Verlauf des Sommers weit vor dem Thore ein Häuschen zu miethen dessen bebuschter Garten hinreichend für gute Luft garantirte.

Sonderbarer Weise fand Leopoldine den vom Arzt und ihrem Gatten vorgeschlagenen Garten ohne weitere Aussetzungen gleich von vornherein für sehr geeignet.

Keiner der Beiden wußte, daß sie nie einen anderen Garten genommen haben würde.

Anfangs begleitete ihr Gemahl sie.

Zwei lange Stunden mußte er sie in dem Garten spazieren führen und sie hatte kein anderes Thema für ihn als ihr Unwohlsein.

Bald klagte sie über Kopfschmerzen, bald wurde ihr das Gehen sauer, bald, wenn er die prachtvolle Luft mit vollem Entzücken genoß, eilte sie heimwärts irgend einen Grund vorschützend.

Nach etwa acht Tagen ließ Herr von Sejour seine Gattin allein fahren — er hatte genug von der Krankenpflege.

„Du wirst mich nicht begleiten?“ fragte sie piquirt.

„Mein Schatz — das Geschäft — ich kann heute mit dem besten Willen nicht — ich —“

„Schon gut. Heute fahre ich allein, jedoch werde ich für die Folge eine Gesellschafterin haben müssen.“

„Gott sei Dank für diese Idee,“ jubelte Herr von Sejour innerlich auf. Laut sagte er: „Es thut mir leid, daß ich Dir heute Deinen Wunsch abschlagen muß, allein in der Folge —“

„O, mein Herr Gemahl, seien wir aufrichtig. Ihnen ist die Tour, welche meiner Gesundheit so nothwendig ist, langweilig“

„Theuerste Leopoldine —“

„Nun denn,“ rief sie mit einem reizenden Lächeln, „ich kann Dir's nicht verdenken. Wäre mir das ewige Herumsitzen im Freien doch auch zuwider, wenn ich nicht aus Pflicht —“

Sie flüsterte ihrem Gatten einige Worte in's Ohr.

„Leopoldine, ist das wahr?“

„Für die Folge wird ja doch kein Läugnen helfen.“

„Ich werde Dich begleiten.“

„Nein, nein, mein Lieber. Laß' mich allein mit meinen Hoffnungen und meinem Glück. Gieb' mir eine Gesellschafterin, die Launen ertragen kann und muß — denn Launen werden sich einstellen — damit ich Dir nur stets ein frohes Antlitz zeigen kann.“

„Du bist ein Engel, Leopoldine.“

„Ich weiß es,“ rief sie lachend. „Du hast es so oft gesagt, daß ich es fest glaube.“

Ein Kuß schloß ihren Mund und mit einem bezaubernden Lächeln stieg sie in den Wagen.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „daß ich hier bleiben kann, und Gott sei Dank, daß Aussichten auf einen Stadthalter da sind — das sichert das Erbe.“

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Dichter Dr. Roderich Benedix ist, wie den „Leipziger Nachrichten“ mitgetheilt wird, durch einen Schlaganfall gelähmt worden, dessen Folgen hoffentlich bald vorübergehende sind.

* (Todt durch ein Bügeleisen.) Als Beweis, daß man mit den Kohlenbügeleisen sehr vorsichtig umgehen muß, dürfte nachstehender Fall gelten. Ein 17jähriges Frauenzimmer, die Tochter geachteter Eltern in Eßlingen, beschäftigte sich mit Bügeln und gebrauchte dabei ein Kohlenbügeleisen. Das Zimmer, worin sie das Geschäft verrichtete, war zugleich ihr Schlafzimmer. Nachdem das Bügeln beendigt war, ließ sie das Bügeleisen in diesem Zimmer stehen und legte sich zu Bette. Am andern Morgen war sie zwar noch am Leben; die beigerufenen Aerzte gaben aber sogleich alle Hoffnung auf Rettung auf. Der Tod erfolgte denn auch schon am nächsten Tage.

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Wie man eine alabasterweiße Haut erhält.) Ich hatte das Vergnügen, erzählt ein Reisender, diesen Morgen einer sehr schönen türkischen Dame vorgestellt zu werden, um ein vollkommenes Muster orientalischer Schönheit zu sehen. Nach vielen Bitten erlaubte sie mir endlich ihr Profil zu zeichnen. Ihre Augen und Augenwimpern waren brennend schwarz, ich glaube aber, daß die letztern gefärbt waren. Ihre Farbe war schön weiß und auf den Wangen schimmerte der zarteste Anflug von Rosenfarbe. Ihr glänzendes Haar, das mit einem bunten Tuche zusammengebunden war, welches ein ganzes Blumenbeet darstellte, fiel in losen Locken auf ihre Schultern und auf ihren Rücken. Sie trug ein kurzes schwarzes Sammetjäckchen, das mit Goldstraßen besetzt war, ferner weite Beinkleider von himmelblauer Seide, ein Unterjäckchen von Rosakrepp und eines jener schönen durchsichtigen Hemden, welche die Reize nur halb verhüllen. Ein kostbarer persischer Shawl war um ihre Taille geschlungen, die nur die Form der Natur hatte, da sie nie durch ein Corset gepreßt worden war. Ihre Füße befanden sich in Pantoffeln und zwei oder drei häßliche Ringe entstellten ihre weißen schmalen Finger, deren Nägel roth gefärbt waren. Um den Hals trug sie eine Doppelschnur von Perlen, an welcher ein Amulet hing. Ihre Haut war sehr weiß und schön; der häufige Gebrauch von Dunstbädern hatte sie so zart und fein gemacht, daß ich sie nur mit politem Marmor vergleichen kann; sie sah eben so glänzend und kalt aus. Als sie sich erhob, um fortzugehen, zog sie ihre gelben Stiefelchen an die schönen weißen Füße, die zu verbergen eine Sünde gewesen sein würde. Es ist kein Wunder, daß die Türken nach dem Paradiese seufzen, da sie glauben, im Himmel zahlreiche Schönen zu finden gleich dieser.

* (Ein Quacksalber) kündigt seinen Syrup zur Beruhigung von kleinen Kindern mit den Worten an: Säuglinge, die eine Flasche meines Syrups genommen haben, schreien nie wieder.

* (Gute Lehre.) Bettler: Ich bitt um ein Almosen.

Herr: Hab' nichts.

Bettler: Dann arbeit' und geh' nicht spazieren, wenn D' nichts hast!

* (Kunde zum Milchmann.) Kunde: „Sie haben ja keinen Deckel auf Ihrer Milchkanne, sehen Sie nicht, daß es regnet?"

Milchmann: „O, meine Milch kann das Wasser vertragen."

* (Musikstücke.) Herr Wohler hat zwei Lieder mit Klavierbegleitung für die linke Hand componirt, und die „Neue Zeitschrift für Musik" meint dazu: Diese Lieder würden denen willkommen sein, welche nur mit der Linken den Gesang einer Geliebten begleiten, um dabei sie mit der Rechten zum Kusse an sich ziehen zu können. — Damit wird also einem wahrscheinlich längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen sein.

* (Die armen Mädchen.) Man hat kürzlich eine Erfindung gemacht, welche die Zahl der Verheirathungen ernstlich zu vermindern droht. Es hat nämlich Jemand eine mechanische Vorrichtung ersonnen, Knöpfe ohne Nadel und Zwirn zu befestigen.

* Wie zweckmäßig und wohlthätig ist der Wechsel der Jahreszeit, examinirte ein Pädagog. Worin mag wohl der Vortheil dieses Wechsels bestehen. Warum freut sich z. B. Dein Vater auf den Frühling? Weil wir dann keine Schuhe mehr brauchen, antwortete der Kleine.

* (Der Kirchenbauer) hat seinem Nachbar eine Ohrfeige gegeben und wird zu einer Strafe von 5 fl. verurtheilt. Unglücklicherweise hat der Kirchenbauer nur eine 10 Gulden-Banknote bei sich. Er besinnt sich nicht lange, sonnern gibt dem Kläger vor allen Anwesenden noch eine zweite tüchtige Ohrfeige mit der Bemerkung: „So, jetzt kannst D' gleich die ganze Banknote behalten— brauchst mir nichts herauszugeben."

* (Explodirende Ballkleider) ist die neueste Entdeckung in der Chemie. Ein ausgezeichneter französischer Chemiker hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß viele der zu Abendanzügen verwandten neumodischen Seidenstoffe mit einer Verbindung von Pikrinsäure und Blei bedeckt sind und deshalb jeden Augenblick eine furchtbare Explosion herbeiführen können. Die angenehm, während eines Walzers mit einer pikrinsauren Schönen sich plötzlich in die himmlischen Räume emporgehoben zu finden!

* Die Gesammt-Circulation der Berliner Tageblätter beträgt 159,000.

* Der Spielpächter zu Monaco bezieht jedes Jahr 900,000 Franken Einkünfte von seinem Geschäft.

Gemeinnütziges.

* (Oelfarbenanstrich auf Cementverputz.) H. Frühling empfiehlt den Putz, der etwa 20 Tage alt sein muß, mit einer Auflösung von an der Luft zerfallenen kohlensauren Ammoniak (100 Gr. Salz in einem Liter Wasser) abzuwaschen, wodurch der unter der äußern Fläche noch etwa vorhandene Aetzkalk in kohlensauren Kalk verwandelt wird, der nun innig mit dem Cement zusammenhängt. Das von Anstreichern gebräuchliche Waschen mit Säuren ist nicht zu empfehlen, wenigstens darf man weder Salz- noch Essigsäure, sondern allenfalls Schwefelsäure anwenden.

* Räthsel.

Bald mit Zucker, bald mit Gift, bin ich, wie man will, gefüllet,
Ohne Schwertstreich wird durch mich mancher schwere Streit gestillet.
Ich entdecke die Gedanken, bin bald rauh, bald mild, bald schön,
Mich kennt jeder Erdenbürger, doch hat Keiner mich gese'hn.

Verantwortlicher Redakteur C. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 4. Kaiserslautern, 12. Januar 1873.

Wanderungen auf den Revieren der letzten Indianer.

(Fortsetzung.)

Nun folgte ein Abenteuer, welches erwähnt zu werden verdient. Die Hunde waren ganz nahe an einer Hütte, welche, dicht am Fuße eines Felsens, aus geschickt ineinander geflochtenen Aesten gebildet war, die übereinander greifen und dadurch die Hütte wasserdicht machten. Gerade hinter den drohenden Kötern, bemerkte Gillmore den Kopf und die Schultern einer über den Block hervorragenden Gestalt. Eine nähere Untersuchung zeigte einen Gewehrlauf. Hier war er im Rücken gefaßt und ohne Schuß, während der Feind eine Deckung hatte, welche das Herz selbst des verächtlichen Schützen scheubig erregt hätte. Er konnte nicht weglaufen, weil die Hunde ihn verfolgt hätten und so blieb er absichtlich im Bereich des gegen ihn gerichteten Gewehres stehen; die Gestalt aber, welche das Gewehr hielt, änderte die Stellung nicht, und die schwarzen Augen hafteten fest auf den feinigen. „Tschintschin," sagte Gillmore, der kürzlich aus China gekommen war. Keine Antwort; Gewehr und Augen blieben unverrückt; Wie geht es Ihnen? fragte Herr Gillmore weiter. Eine Zeitlang keine Erwiderung, dann aber schritt die Gestalt heraus, und eine Stimme rief in hohen Fistelstönen: How do you do? Der schreckliche Feind war ein Weib, eine Squaw, die Wittwe eines Trapper, d. h. Fallenstellers, und sie war die gefängligteee von beiden. Da sie sah, daß der Fremde freundlich gesinnt sei, brachte sie ihn in ihre Hütte, ertheilte ihm die Versicherung, daß es hier „keinen Häuptling, keine Tapferen, keinen Indschun, nichts als einen Papus" (kleines Kind) gebe und hielt ihm, um dieses von ihm bewundern zu lassen, ein kupferhäutiges, schwarzaugiges gut aussehendes, etwa ein Jahr altes Knäblein hin. Die kluge Würdigung des kupferfarbigen Knäbleins sicherte Herrn Gillmore das Wohlwollen der Mutter; sie brachte ihm einigen schätzbaren Tabak, und richtete eine Pfeife für ihn zu; sodann setzte sie ihn in Kenntniß, daß sein Pferd und sein Maulthier Tags zuvor mit ihrem Rosse zusammengetroffen, und daß alle drei freundschaftlich zu ihrem Lager zurückgekehrt seien, was sie, dieses Beweises von seiner Nähe wegen, in einige Angst versetzt habe. Dieses sonderbare Zusammentreffen führte ihm eine sonderbare Gesellschafterin zu, wodurch er sich später nicht wenig Spott zuzog, was ihn aber völlig gleichgültig ließ. Sie schlugen ihr Lager nebeneinander auf und vereinigten ihre Mittel; die Squaw, welche Herrn Gillmore sagte, daß sie eine Krähen-Indianerin sei, übernahm das Kochen und Flicken, der Reisende besorgte die Jagd; das Knäblein betrug sich auf's musterhafteste. Die Krähen-Squaw war eine ganz vortreffliche Fallenstellerin, und brachte einen werthvollen Vorrath von Pelzen zum Handel für den Frühlingsbedarf zusammen.

Nach einiger Zeit wollte Herr Gillmore, als er Jagd und Fischfang zur Genüge genossen, weiter ziehen, und bereitete sich nach der Beabschiedung von der Squaw, tuhig zur Fortsetzung seiner Reise vor. Da aber stattete sie ihm einen Besuch ab und erklärte: sie habe die Absicht, ihn bis zu einer Pelzhandel-Station zu begleiten. Und so brachen sie denn miteinander auf, das Maulthier mit Pelzen beladen, und selbst die Hunde, sehr wider Willen Packe tragend. Sie reisten zehn Tage lang fort durch ein schreckliches Land, wo es kaum Hochwild gab, aber Wölfe in Menge; obgleich man in Verlegenheit geriethe, wenn man sagen sollte, wovon diese an einem Ort leben konnten, der ihnen nicht den geringsten Schutz bot und wo die Kälte so streng war, daß Schlaf faßt zur Unmöglichkeit wurde — ein Zustand der Dinge, welcher, wenn peinlich für die Wölfe, eine ziemlich harte Prüfung für den Capitän und die Squaw gewesen sein muß. Am 11. Tage stießen sie auf Wagenspuren und trafen einen berühmten Händler Namens Morris, der bei einer Creek, an welcher es eine Menge Wasservögel und Biesamratten gab, Halt gemacht hatte. Hier trennte sich der Capitän von der armen Squaw, deren kupferfarbiges Knäblein, trotz aller ärztlichen Geschicklichkeit und Sorgfalt, welche der Capitän anbefohlen hatte, mit Tod abgegangen war.

Die Squaw schloß sich einer Abtheilung ihrer eigenen Landsleute an, die mit Händleren heraufgekommen, und Capitän Gillmore reiste weiter, begleitet von einem freiwilligen Gefährten, einem der sonderbarsten Charactere — einem Menschen, der als „der alte Mann" bekannt, der dichterischen Daeseellungsgabe eines Bird oder Fenimore Cooper würdig gewesen wäre. Der Capitän wollte sich an den Missouri und, wo möglich an den Saskatschewan begeben, und von dort über den Winnipeg-See und den Holzsee, noch vor Eintritt des Winters den Oberen-See erreichen. Zu dieser interessanten Reise lieferte der alte Mann unter Anderem ein Abenteuer, welches wenige seines Gleichen hat. Der Bär und das Mustthier spielen in diesen Erzählungen eine bedeutende Rolle und eine derselben welche seinen Kampf mit einem ungeheuren Bären schildert, hätte für ihn beinahe ein tragisches Ende herbeigeführt und ist der Erwähnung werth. Der Kampf mit einem Gewehrlauf geführt, hat lange gedauert,

Digitized by Google

und der „alte Mann“ (damals ein Knabe) war völlig erſchöpft. Ich ſtolperte, ſagte er, über ein Glied, und der ſchwarze Feind hatte mich an der Schulter gepackt und ſeine Nüſtern ſpieen Feuerſtröme auf meine Wange. Man hätte glauben können, es ſei nun um mich geſchehen; allein ich glaubte es nicht. Die Aderläſſe ſchienen mich zu mir zu bringen, und als wir zuſammen auf den Boden rollten, erinnerte ich mich meines Schlächtermeſſers, das in meinem Gürtel ſtak. Die Berührung des Griffs, als ich meine Hand daran legte, war mir willkommener als das Schütteln der Hand eines längſt vergeſſenen Jugendfreundes, und es ſtand mir auch wirklich als Freund bei, denn es rettete mein Leben. Um meinen Arm beſſer frei machen zu können, unternahm ich einen entſchloſſenen Angriff. Der Feind biß tiefer in meine Schulter und zog gleichzeitig ſeine Tatze über mein Geſicht; allein meine Anſtrengung wielte, und ich grub ihm das Meſſer bis an das Heft in den Magen. Aber- und abermals wiederholte ich die Stiche, allein die menſchliche Natur konnte keinen Widerſtand mehr leiſten, und ich ward ohnmächtig. Die Sonne vergoldete die Scharlachblätter des Ahorns, als ich wie aus einem furchtbaren Traum, erwachte. Ich war ſteif und ſchmerzhaft wund, und immer noch träufelte das Blut von meiner Schulter. Todt, wie ein Stein, theilweiſe auf mir ſelbſt liegend, war der Bär. Ich lag die ganze Nacht da, und es war kalt, bitter kalt. Endlich brach der Tag an — welchen Werth aber hatte ſeine Wiederkehr für mich ohne menſchliche Hülfe? Ich war verloren — verlaſſen, um einen ſchlimmeren Tod zu ſterben, als derjenige, dem ich entgangen war. Immer neue Anſtrengungen machte ich, aufzuſtehen, allein ich war gelähmt. Ich verſuchte dann zu ſchreien, doch nichts als ein Kehlgeraſſel drang aus meinem verſengten Schlund hervor. Ich glaubte, mein letzter Tag ſei gekommen; ich wurde ſchwindelnd und ohnmächtig und lag hülflos da, träumend von der Heimath und der theueren Mutter, die ſchon lange in's Geiſterland gegangen. Der Schmerz war gewichen, und ich fühlte mich faſt ausgeſöhnt mit meinem nahen Tode, als von einer tiefen Stimme, der eines Viehtreibers, die Worte: Gee, Buck! Hoo, Bright! in meine Ohren drangen. In wenigen Augenblicken ſtand einer der Treiber aus dem Stabholz-Lager an meiner Seite.

Welch' ein Gefährte für einen abenteuerluſtigen Reiſenden wie Capitän Gillmore muß dieſer „alte Mann“ geweſen ſein, da er erzählte, wie er in der Dunkelheit auf dem Penobſcott Schlittſchuh gelaufen, zwiſchen Wänden dichter Cedern und Hemmlocktannen, hitzig verfolgt wurde von dem furchtbaren grauen Wolfe des Nordens, mit welchem der Cayotte und der Prairiewolf ebenſowenig zu vergleichen ſind, wie ein Dachshund mit einem Schweißhund.

(Schluß folgt.)

---

* In eiſerner Faſt.

Ein Polizeiroman aus der neueſten Zeit von J. Steinmann.

(29. Fortſetzung.)

„Gott ſei Dank,“ flüſterte Leopoldine, „daß ich Dich los bin und drei Mal Gott ſei Dank, daß die Männer mit einer großen Quantität Einfalt zur Welt gekommen ſind. — Mit Ausnahme eines Einzigen.“

Dieſer Einzige war der Alles geliebte Benvenuto, der hatte gar keinen Fehler.

Seit wann hat wohl je ein Geliebter auch nur den geringſten Makel gehabt?

Die Verſtellung der letzten Zeit hatte Leopoldine eine große Ueberwindung gekoſtet.

Nicht aus moraliſchen Gründen, Gott bewahre, denn ſie ſpielte faſt täglich Comödie mit ſich ſelber und den Ihrigen, aber daß ſie die verzehrende Gluth ihres Innern ſo lange verſtecken und dämpfen mußte — das machte ſie unglücklich.

Heute war ſie frei — frei!

Sie hätte laut aufjubeln mögen.

Als ſie im Wagen ſaß, nahm ſie ihr weißes Spitzentaſchentuch in die linke Hand, die ſie nachläſſig auf dem Schooße ruhen ließ; ſonſt hatte ſie ängſtlich vermieden, auch nur einen Zipfel des weißen Tuches ſehen zu laſſen.

Als der Wagen kaum die Stadt verlaſſen, befahl Leopoldine dem Kutſcher, langſamer zu fahren.

Es war ihr gar nicht darum zu thun, den Garten ſehr frühzeitig zu erreichen.

Endlich war ſie dort.

Der Diener öffnete den Wagen und half ſeiner Gebieterin heraus. Dann ſchloß er die Thür auf, öffnete die Fenſterläden und die Glasthür, welche zum Garten führte.

„Es iſt gut ſo,“ ſagte Leopoldine „in zwei Stunden holt Ihr mich wieder ab.“

Der Wagen mußte etwa eine Viertelſtunde weit zurückfahren, um die Pferde in einem Gaſthauſe unterzubringen.

Sie konnte die Landluft ganz ungeſtört genießen.

Sie trat ein.

Dann ſchloß ſie die Thür ab.

Mit raſchen Schritten durcheilte ſie das als Vorbiele dienende Zimmer und ſchritt in ein kleineres, aber prachtvoll eingerichtetes Gemach.

Der höchſte Luxus gab ſich hier ein Rendezvous.

Sie aber achtete weder auf die ſchönen Gemälde, noch auf die koſtbaren Möbel. Sie rief mit leiſer flehender Stimme:

„Benvenuto, wo biſt Du? Laß' mich nicht warten. Die Sehnſucht iſt meiner Seele Flügel geworden. Die Seele iſt ſtets bei Dir, aber ich will Dich halten mit meinen Händen, weil ich Dich liebe! Benvenuto, Benvenuto!“

Auf dem Gartenwege knirſchte der Sand unter leichten, elaſtiſchen Fußtritten.

Digitized by Google

„Er iſt es," rief ſie und eilte dem Kommenden entgegen.

In der That war es der Erſehnte und es war nicht der einzigſte Abend, den die Gattin des Herrn von Sejour in ähnlicher Weiſe zubrachte. Leopoldine entwickelte eine ſolche Gewandtheit, den wahren Zweck ihrer abendlichen Ausfahrten zu verbergen, daß Niemand auch nur eine Ahnung von ihrem Thun und Treiben bekommen konnte.

Eines Abends ſagte er zu ihr: „Hörteſt Du nie von den geheimnißvollen Tropfen, die in klöſterlicher Stille gebraut, ſchon ſo manchem Herzen Freiheit brachten? Hörteſt Du nie von der Aqua Toffana?"

„Dem Waſſer des Todes. — Ich habe davon gehört."

„Es hinterläßt keine Spuren im Körper —"

Leopoldine zuckte zuſammen, ſie verſtand die Abſicht Benvenuto's.

Der Italiener ſah, daß ſie ſchwankte.

„Gieb mir von dem Waſſer," flüſterte ſie.

Benvenuto gab ihr ein kleines Kriſtallfläſchchen, das eine waſſerklare Flüſſigkeit enthielt und welches ſie mechaniſch in die Taſche ihres Kleides fallen ließ.

„Gieb ihm drei Tage hintereinander drei Tropfen dieſes Waſſers und am fünften Tage ſieben. Dann wird er drei Wochen zunehmen, drei Wochen abnehmen und am dritten Tage der ſiebenten Woche ſterben. Dann — biſt Du frei."

„Frei!" hauchte Leopoldine.

Der Saame, den Benvenuto in das empfängliche Herz Leopoldinen's gelegt hatte, trug Früchte.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit einer exacten Krankenwärterin hatte Leopoldine ihrem Gemahl die Höllentropfen beigebracht. Während ſie ihm die Chocolade mit liebreizendem Lächeln zum Frühſtück darbot, reichte ſie ihm unfehlbar tödtendes Gift.

Die Aqua Toffana hat ihre Wirkung noch nie verſagt.

Die Toffana, jenes Weib, welches dies Waſſer erfand, wurde in Italien wegen Giftmiſcherei verfolgt, fand aber Schutz.

Das Gift, ein hölliſches Gebräu aus verſchiedenen Kräutern und aufgelöſtem Arſenik hält ſich Jahre lang unverändert und gleich kräftig. Einzelne italieniſche Familien ſind nicht nur im Geheimniß des Receptes geblieben, ſondern beſitzen auch noch von dem ächten, von der Hand der Toffana ſelbſt bereitetem Gifte.

Benvenuto erhielt ſeiner Zeit ein Fläſchchen dieſes Giftes von einer Dame in Italien geſchenkt, von dieſer Zeit an kannte er die Wirkung und Sicherheit der Aqua Toffana.

Eine geraume Zeit war verfloſſen, die Wirkungen des Giftes mußten beginnen.

Herr von Sejour, der ſich ſonſt immer kräftig und wohl fühlte und nur hin und wieder nach durchlebten Nächten über Erſchöpfung klagte, wurde von Zeit zu Zeit von einer unerklärlichen Müdigkeit überfallen.

Die Beine waren ihm wie mit Blei ausgefüllt, die natürliche Wärme des Körpers wich einer auffallenden Kälte und ein kalter Schauder überfiel ihn öfters.

Solche Anfälle kamen Anfangs ſeltener, dann häufiger.

Er wurde ſchließlich beſorgt und ließ den Hausarzt des Hauſes Dolomie kommen.

Dieſer ſchüttelte den Kopf.

„Ein eigener Fall," ſagte er, „und doch ſchreint mir das Ganze vom Rückenmark auszugehen."

Herr von Sejour lachte laut auf.

Der Arzt fuhr fort:

„Ein Rückenmarksleiden nimmt einmal ſeinen Anfang ſo gut wie jedes andere Leiden, nur pflegt es nicht gleich mit dieſer Energie aufzutreten."

„Aber," rief Herr von Sejour, „mitunter fehlt mir gar nichts. Ich fühle mich wohl und kräftig, habe Appetit und dann mit einemmal iſt mir, als wenn ich auf dem Boden feſtgewachſen wäre."

„Sie haben gut gelebt?" fragte der Arzt.

„Das will ich meinen. Gut und viel leben, iſt ſtets meine Parole."

„Es wird gut ſein, wenn Sie von jetzt an Ihrem Körper ſo wenig als möglich zumuthen."

„Wo denken Sie hin, Doktor! Gerade jetzt bedarf ich der Zerſtreuung."

„Sie zwingen mich, Sie in ein Bad zu ſchicken."

„Sind Sie des Teufels."

„Entweder — oder —"

„Nun denn, ich will Ihrem Rathe folgen, allein geben Sie mir noch drei Tage Friſt — ich muß noch drei Tage Zeit haben — dann will ich thun was Sie wollen."

„Mir dürfen aber nicht lange mit unſerer Kur zaudern."

„Sehen Sie, wie geſund ich eigentlich bin?" rief Herr von Sejour frohlockend und erhob ſich von dem Seſſel.

Kaum war er einige Schritte gegangen, als er den Arzt anſchaute und ängſtlich bat:

„Helfen Sie mir, ich kann nicht weiter."

Der Arzt ſprang auf ihn zu und führte ihn in den nächſten Lehnſtuhl. Herr von Sejour ſank erſchöpft zurück.

„So heftig habe ich es noch nie gehabt," ſagte er ſchwer aufathmend.

Der Arzt wiſchte ihm den kalten Schweiß von der Stirne und ſah ihn forſchend an. Nach einer Pauſe der Ueberlegung ſagte er:

„Wenn es Ihnen recht iſt, bringe ich morgen einen Collegen mit, dieſer Fall bedarf der ſorgſamſten Ueberlegung."

Dann verſchrieb der Arzt eine Arznei, verordnete lauwarme Bäder und entfernte ſich.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Das Schelten.) Das Schelten ist meist eine schimme Angewohnheit. Es liegt nicht viel Sinn darin. Oft ist es die Folge des Nervenzustandes, und der Reizbarkeit sowohl des Geistes wie des Körpers. Ein Mensch ist verdrüßlich oder beunruhigt durch irgend eine gewöhnliche, und oft sehr geringfügige Ursache: und sofort beginnt er an Allem und an Jedermann in seinem Bereiche Fehler zu finden und sie durch Scheltworte zu rügen. Das Schelten ist aber auch eine sehr leicht sich bildende Angewöhnung. Es ist erstaunlich, wie bald ein Mensch, der ihr anhängt, sich ihr ganz ergibt und in ihr vervollkommnet. Es ist eine unüberlegte und unvernünftige Gewohnheit. Personen, die einmal auf das Schelten verfallen sind, finden stets etwas, worüber sie zu schelten haben. Wenn sich sonst nichts vorfinden würde, so würden sie zu schelten anfangen, eben deßhalb, weil nichts vorhanden ist, worüber sie schelten können.

Es ist eine äußerst lästige Gewohnheit. Das beständige Rollen entfernten Donners, Katzenlärm oder eine Drehorgel direkt unter dem Fenster, würde nicht so unangenehm sein.

Die Gewohnheit ist aber auch ansteckend. Ist sie erst einmal in eine Familie eingedrungen, so ist als sicher und gewiß anzunehmen, daß in kurzer Zeit alle Glieder derselben damit behaftet sind. Wenn ein Familienglied anfängt, stets Ausstände zu machen wegen Etwas oder wegen Nichts, so werden die andern sehr bald geneigt sein, dies fortzusetzen, und so wird ein sehr übelflüßiges Tollhaus geschaffen.

Leute auf dem Lande gewöhnen sich viel leichter das Schelten an, als Leute in der Stadt. Wir vermuthen, daß der Grund darin liege, daß sie weniger beschäftigt sind, und weniger ihre Aufmerksamkeit zerstreuen können.

Frauen verfallen dieser Gewohnheit häufiger als Männer. Dies mag daher kommen, daß sie mehr im Hause verweilen, in einer begrenzten und warmen Atmosphäre, ein harter Prodrstein für das Nervensystem und die Gesundheit im Allgemeinen; theils mag es auch sein, daß ihre Natur empfänglicher und ihr Gefühl leichter verwundbar ist. Man nennt die Weiber zuweilen „göttlich"; aber ein zänkisches Weib verdient alle andern Bezeichnungen eher, als diese.

Doch wir wollen über diesen Punkt nicht weiter sprechen, oder es ist zu befürchten, daß irgend eine Schöne uns schilt über das, was wir über das Schelten sagen.

† (Friedrich Chopin), dem berühmten, vor einer Reihe von Jahren in Paris verstorbenen Pianisten und Componisten, Sohn eines französischen Sprachlehrers in Warschau, soll nun auch in Warschau, als in seiner Geburtsstadt, ein Denkmal gesetzt werden, mit dessen Ausführung der Bildhauer Gobski, Schwiegersohn des berühmten Violoncellisten Servais, beauftragt wurde. Die Initiative zur monumentalen Erinnerung an den gefeierten Tonkünstler ging, wie die „Pariser musikalische Zeitung" berichtet, aus einem Kreise von Kunstverehrern hervor, den außer dem Fürsten Orloff, Grafen Berg, auch die Gräfin Dzialynska geb. Prinzessin Czartorysla, die Fürstin Chimay, Marquise de Roailles (eine Polin), Gräfin de Mercy Argenteau und andere distinguirte Personen angehören.

* (Ein Milchmann) wurde in der Nacht von einem Spaßmacher mit der Nachricht aufgeweckt, daß seine beste Kuh im Stalle ersticken wolle. Er sprang g'eich aus dem Bette, um dem Thiere zu helfen, fand sie jedoch gesund; in der Brunnenröhre steckte eine Rübe.

* (Meierei in St. Louis.) In St. Louis giebt es, dem Adreßkalender zufolge:

8 Maier,
35 Mayer,
3 Mayeres,
99 Meier,
307 Meyer,
48 Meyers.

Gemeinnütziges.

* (Stiefeln ganz wasserdicht zu machen.) Um ein Paar Stiefel vor dem Eindringen des Wassers hinlänglich zu schützen, löst man ungefähr für 6 Pfennige Gummi elasticum auf und thut ein Drittheil Schweinefett hinzu und verdünnt diese Auflösung mit heißem Thran. Man erwärme beim Gebrauch zuvor die Stiefeln etwas und trage mit einem Pinsel diese Auflösung so auf, daß namentlich die Nähte gut bestrichen werden.

Ein anderes Mittel ist: Man reibe die Stiefeln nachdem sie gut abgetrocknet sind, tüchtig mit Syrup ein, lasse den Syrup langsam abtrocknen und schmiere, sie dann mit Stiefelschmiere.

* (Stiefelschmiere zu bereiten.) 4 Loth Kautschuk wird in heißem Wasser erweicht, dann in kleine Theile zerschnitten und mit 6 Loth Schweinefett und 24 Loth Lederthran in einen Topf gebracht und auf einen warmen Ofen gestellt. Sobald sich alle Bestandtheile vereinigt haben, ist die Schmiere fertig. Zu ihrer Anwendung wäscht man das Schuhwerk mit warmen Wasser und läßt es oberflächlich wieder abtrocknen; dann trägt man mittelst der Bürste die warme Schmiere auf das Oberleder, in die Fugen der Nähte und auf die Ränder der Sohlen auf.

* Räthsel.

Ganz bin ich gelb, halb bin ich grün;
Halb komm' ich, wenn die Primeln blüh'n,
Halb komm' ich, wenn die Schwalben zieh'n,
Mein Zweites ist des Ersten Raub,
Mein Ganzes eine Art von Laub.

* Auflösung des Räthsels in Nr. 3[illegible] Sprache.

Verantwortlicher Redakteur S. Liedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 5. Kaiserslautern, 15. Januar 1873.

Wanderungen auf den Revieren der letzten Indianer.

(Schluß.)

Die sonderbaren Kameraden reisten weiter durch Land verschiedenen Aussehens, bald unfruchtbar, bisweilen traurigen und düsteres, bisweilen schönen Parklandereien ähnelndes; sie trafen Rothwild und Büffel in solcher Menge, daß diese Thiere vollkommen sicher dort wären, wenn es keine Indianer in der Nähe gäbe; dann wieder sahen sie viele sonderbare Vögel und mancherlei Arten von Schlangen. Kapitän Gillmore behauptet die vergleichsweise Harmlosigkeit der Klapper-Schlangen, welche nur aufstehen und beißen, nicht aber springen können, und daher aus sicherer Ferne leicht zu tödten sind.

Einige Abenteuer brachten Abwechslung in die Reise, wie z. B. als „der alte Mann" darauf bestand, zur Verfolgung eines Bären in eine Höhle einzudringen, und diesen dann im fernsten Ende so dicht eingeklemmt fand, daß er ihn, selbst nachdem er durch Rauch getödtet worden, nicht herausbringen vermochte. Unmittelbar kreuzten sie den Mississippi, was mit Bequemlichkeit geschehen konnte, denn, „obgleich die Strömung stark war, und der Fluß eine Breite hatte gleich der Themse in Richmond, verloren die Pferde doch nie den Grund"; dann stießen sie auf eine indianische Fährte und erreichten bald ein Lager, bestehend aus 14 Jägern und einigen Squaws. Das Lager war gut gelegen und bildete eine Art Veste; dort verblieben die Reisenden bei den Halbblut-Indianern einige Tage, gingen auf die Jagd und unternahmen Forschungsausflüge. Später wandten sie sich nordwärts durch eine der Grafschaft Montgomery ähnliche Scenerie, nur daß das Hochholz fast bis zum Gipfel der Anhöhen wuchs.

Nachdem sie Bull Moose Lake hinter sich hatten, traten sie in düsteres und dichtes Waldland ein, wo ihre Pferde fast unnütz wurden, und wo keine Spur zu sehen war, daß die Einsamkeit je durch die Gegenwart eines Menschen unterbrochen worden sei.

Nach mehreren Tagen, und als die Stille und Eintönigkeit des Waldes schwer auf ihnen gelastet, ward die Scenerie plötzlich eine ganz andere: „Wir hatten vor uns einen See, dessen Oberfläche, glatt wie die eines Spiegels, Inseln im reichsten Blätterwerk besaß. Das Wasser war so blau, wie das des Mittelmeeres am windstillsten Sommertage, so durchsichtig wie Krystall, und die Ufer waren von den dunkelsten grünen Blätter umsäumt, während die Farbe der entfernten Berge dem sanftesten Bernstein und Purpurschatten glich. Unterhalb einer riesigen Birke, von grauen Flechten überzogen und verehrungswürdig wegen der Masse zerfetzter Rinde, die in zerzausten Locken an ihren Seiten herabhing, befreiten wir uns von unseren Bürden." Der alte Mann, dem sein zartes Gefühl im Busen lebte, legte am folgenden Morgen zum großen Verdruß seines Gefährten, Feuer an diesen edlen Herrn des Urwaldes. — Nun aber begann wieder eine Reihe harter Zeiten, harten Reisens und Lebens. — Das Land bot viele Schwierigkeiten, das Wetter war kalt und Wild gab es nur wenig. Der alte Mann war ein besserer Fallensteller als der Capitän, der Capitän ein besserer Jäger als der alte Mann, aber es gab für Beide genug zu thun, um den Hunger, ja das Verhungern fern zu halten. Es kam so weit, daß sie ein gebratenes Stachelschwein als eine Delicatesse ersten Ranges betrachteten und eine canabalische Eule zu essen versuchten, allein es gelang ihnen nicht. Dies war eine wahrhaft schreckliche Erfahrung. Regenpfeifer, Schnepfen und Strandpfeifer gab es zwar in Fülle, die Reisenden waren aber nicht im Stande, sie zu erlegen. Wohin all' das Rothwild gegangen war, konnten sie nicht entdecken; seine Fährten waren überall, es selbst nirgends. Der einzige Grund für die Abwesenheit dieser Thiere, welchen Herr Gillmore sich denken konnte, war der, daß kürzlich ein Rudel Wölfe in der Nähe gewesen sein müsse. Der Zustand der beiden Reisenden war in der That ein sehr bedrängter geworden, als sie endlich einen schönen See erreichten, mit einer Insel in der Mitte desselben. Am Rande des Sees zündeten sie ein Feuer an und sahen zu ihrem Erstaunen eine antwortende Flamme von der Insel aufsteigen. Nach Verfluß weniger Minuten ruderte eiligst ein Canoe herüber, drei Männer stiegen an's Land und redeten sie in ihrer eigenen Sprache an. Sie waren eine Abtheilung Fallensteller, mit denen sie einige angenehme Tage in Ruhe und mit der Jagd zubrachten und welchen sie die Stute und das Maulthier verkauften, die so viele Dienste geleistet und so viele Mühsale bestanden hatten.

Die Hauptbeschäftigung der Reisenden während der späteren Flußfahrt war der Fischfang, auch bekamen sie einiges schöne Hochwild auf der Binnenland-Tour, auf der sie ihr Birkenrinden-Boot von Platz zu Platz zu tragen hatten und schlossen ihre Wanderung endlich durch ein furchtbares Abenteuer mit einem Bären ab. Das Ungethüm machte, in seiner Erbitterung über die von dem alten Mann ihm zugefügte Verwundung einen Angriff im Wasser, warf das Boot über den Haufen, zog den Capitän Gillmore unter das Wasser, ließ

Digitized by Google

ihn dann frei, stieg bedächtig an's Land und trottete davon. Der alte Mann klammerte sich an's Boot und war gerettet. Kapitän Gillmore aber verlor sein Gewehr und seine Munition und war fast zu Tode erfroren, ehe er das Land erreichte. Nun aber fand er, daß auch sein Gefährte das Gewehr verloren hatte. Glücklicherweise waren sie nur noch zwei Tagereisen von Pembina entfernt, und es stieß ihnen kein weiterer Unfall zu. Bald aber konnten sich diese sonderbaren Genossen einer der interessantesten und verwegensten der neuesten Reiseunternehmungen zu St. Louis im Southern Hotel gemüthlich unterhalten, wo die Schweiglamkeit des „alten Mannes“ besiegt wurde durch einen Whisky-Punsch nach einem Mittagsmahl, dessen gleichen er, wie er sagt, nie zuvor gesehen.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(30. Fortsetzung.)

Als er fort war, klingelte Herr von Sejour dem Diener.

Der alte Jean erschien.

„Jean, bringe mir schnell eine Flasche Champagner.“

Der Anfall legte sich nach und nach und mit Hülfe des feurigen Schaumweines restaurirte er sich wieder so weit, daß er keine Krankheit spürte.

Nur dem Gesichte sah man an, daß der Körper leiden mußte. Die Züge hatten etwas Todtenartiges angenommen, sie waren so starr und trocken. Die Farbe des Gesichtes besaß einen leichten, wachsartigen Glanz, die Augen lagen tiefer als gewöhnlich und glänzten mit unheimlich großer Pupille.

Eine Stunde später setzte sich Herr von Sejour an seinen Schreibtisch, um ein Billet an seinen „theuren“ Freund, den Beamten Korn, zu schreiben, worin er ihn ersuchte, den schon besprochenen Plan, ihm mit der schönen Antonie Ehrenfried, der Verlobten seines Schwagers Georg, eine vertrauliche Zusammenkunft zu verschaffen, und den Namen Georg's so viel als möglich zu verunglimpfen.

Er sandte den Brief ab.

Leopoldine trat ein und fragte, ob er sie heute nach Tisch zu dem Gartenhäuschen begleiten werde.

„Die Abendluft ist mir verboten,“ versetzte er mürrisch, „überdies ist mir Ruhe nöthig.“

„Ruhe!“ fragte Leopoldine. „Ich wünsche Dir auch.“

Ewige Ruhe, dachte sie, als sie fortging.

XV. Kapitel.
Ueberlistet.

Antonie hatte Trauerkleider angelegt.

„Eva ist todt,“ sagte sie. „Sie würde sonst gekommen sein, oder würde ein einziges Lebenszeichen von sich gegeben haben. Eva ist todt.“

„Aber mein Kind, wie kannst Du Trauer anlegen, wenn Du keine Gewißheit ihres Todes hast,“ wandte Madame Ehrenfried ein, „und dann ist Eva auch keine Verwandte, daß Du Dich deshalb schwarz kleiden solltest.“

Antonie antwortete nicht, zwei große Thränen rannen über ihre Wangen und fielen auf das dunkle Trauerkleid.

Sie sollte um Eva nicht trauern? War das doch das Einzige, was sie thun konnte. Sie wußte ja ihr Grab nicht, um es mit Blumen zu schmücken, Eva war verschwunden.

Und weil es keine Anverwandte sei, sollte sie nicht trauern? O, Eva war ihr mehr als verwandt, Eva war ein Theil ihres Selbst gewesen. Wie hätte sie sich ehemals ein Leben ohne ihre Freundin denken können?

Wie oft geht ein Mensch in tiefer Trauer um einen Verwandten, der gestorben, den er kaum gekannt, noch weniger geliebt hat.

Wie mancher Mensch verliert sein Liebstes und darf nicht trauern, weil die Sitte es ihm verbietet.

Ist die Liebe eine so sehr andere vor oder nach dem Jawort, oder der sogenannten Brautzeit der Eltern?

Ist dem Freunde der Freund, der Freundin die Freundin nicht oft viel näher stehend, als irgend ein Onkel und eine Tante?

“Wie oft schon opferte sich ein Freund für den andern.

Und Antonie sollte nicht trauern um ihren Liebling? — —

Antonie arbeitete den ganzen Tag ruhig. Am Abend, wenn die Mutter, welche wieder sehr leidend war, sich zur Ruhe begeben und Ernst schon längst den Schlaf des Gerechten schlief, öffnete sie ein kleines elegantes Kästchen — ein Geschenk Georg's.

In diesem Kasten bewahrte sie die Briefe des Geliebten und zwei Bilder.

Das eine war Georg, das andere Eva.

Die Bilder stellte sie dann vor sich hin, daß das Licht der freundlichen Lampe hell darauf fiel und betrachtete sie lange Zeit.

Dann tauchten die alten Tage wieder in der Erinnerung auf, sie glaubte das Haupt an Georg's Brust zu legen und, wie sie oft seitdem gethan, dem Geplauder Eva's lächelnd zuzuhören.

Aber der Traum verschwand nur zu rasch. Fröstelnd schauerte sie zusammen — sie war allein und alle, lieblichen Bilder zerflossen wie im Nebel.

Oft war sie in Versuchung, Georg das räthselhafte Verschwinden Eva's und ihr erfolgloses Forschen mitzutheilen, allein der Gedanke, ihm Kummer und Sorge zu bereiten, die ihn in seinem Wirken hindern könnten, hielt die Hand auf, die schon zum Schreiben ansetzte. —

Die letzte Zeit hatte Antonien sehr angegriffen, aber gerade diese Resignation, das Leid um die Freundin gab ihren Zügen ein so verklärtes, edles Ansehen, daß ihre Schönheit nur gehoben wurde.

Digitized by Google

Selbst Ernst meinte, die Schwester sähe aus wie die Kassandra.

Ein Tag verging im Hause Ehrenfried wie der andere, still und trübe, nur wenn ein lebensfroher Brief von Georg einlief, blickte ein Sonnenstrahl des Glückes in das kleine Gemach.

Auch heute wollte sich kein Gespräch anknüpfen, die Mutter hatte Antonien wehe gethan, freilich ohne es zu wollen, denn sie ahnte nicht, wie viel Antonie von Eva hielt.

„Nur noch einige Geduld," begann die Mutter wieder, „und Du wirst zufrieden werden. Wenn Du erst die Gattin Deines Verlobten bist, wird sich Manches ändern und Manches wirst Du vergessen. Laß uns der Todten stets eine freundliche Erinnerung weihen — aber glaube mir, mein Kind," setzte sie mit bedeutungsvoller Stimme hinzu, „glaube mir, die Lebenden haben ein größeres Anrecht an uns als die Abgeschiedenen."

Antonie nickte schwermüthig mit dem Kopfe.

„Du hast Recht, Mutter, ich will versuchen zu vergessen. Ich thue Georg Unrecht, wenn ich mich abhärme."

Der Tag war glühend heiß.

Ein gelber Dunst ruhte auf der Stadt und die Luft besaß jene unheimliche graugelbe Färbung, die meistens ein Gewitter voraus verkündet.

Jeder suchte gerne den Schatten und nur wer auf die Straße mußte, ging um die Mittagszeit durch die sonnenbuchhitzten Gassen.

Erst am Nachmittage thürmten sich einige Wolken am Himmel auf.

„Es wird ein Unwetter geben," sagte die Wittwe, „ich fühle es in allen meinen Gliedern."

Das Wetter begann einen bestimmteren Character anzunehmen. Im Westen färbte der Horizont sich dunkler. Von dieser Seite stand der Ausbruch des Gewitters zu erwarten.

Es ist mit dem Gewitter ähnlich wie mit manchem Schicksale im Leben; man sieht die Wetterwolken sich thürmen, man vermuthet, aus welcher Gegend der Schlag kommen wird, und doch wenn er fiel, war er unerwartet und — unabwendbar.

Man klopfte.

Ein Dienstmann brachte einen Brief: An Antonie Ehrenfried.

Kaum hatte Antonie die Handschrift erblickt als sie in einen lauten Freudenruf ausbrach:

„Mutter! Eva lebt, Eva lebt, das ist ihre Hand!"

Mit zitternder Hast entfernte sie das Couvert und blickte nach der Unterschrift.

„Der Brief ist von Eva!"

Das Schreiben lautete so:

„Liebe, liebste Antonie!

Verzeiht mir, wenn ich Euch Angst und Sorge gemacht habe, daß ich so lange fortgeblieben bin, ohne Euch Nachricht zu geben, allein ich konnte nicht anders.

An jenem Abend, an dem ich Euch verließ, hatte ich das Unglück, von einem Wagen, der wie toll darauf losfuhr, übergefahren und besinnungslos davongetragen zu werden. Barmherzige Menschen nahmen sich meiner an und gaben mir Pflege und Alles. Erst heute erlaubte der Arzt Dir Nachricht zu geben und Dich zu sehen. Komme sobald als möglich zu Deiner Eva, die Dich mit Sehnsucht erwartet. Tausend Grüße an Deine Mutter, an Ernst und Deinen Geliebten Dolomie.

Deine Dich innig liebende Eva."

Mehrfach war die Schrift durch Thränen ausgelöscht, man sah, wie ihr das Schreiben schwer geworden war.

„Seltsam, daß sie nicht früher Nachricht gegeben hat, oder daß die Leute, bei denen sie ist, sich nicht um ihre Angehörigen kümmerten," sagte die Wittwe. „Ich finde das von den guten Leuten geradezu rücksichtslos."

„Ach, Mutter!" rief Antonie jubelnd, „warum sollen wir uns die Freude mit kleinen Ausstehungen verderben. Eva lebt, das ist ja genug!"

Antonie fiel der Mutter um den Hals.

„Eva lebt," jubelte sie. „Wie gut, daß wir Georg keine unnöthigen Sorgen gemacht haben."

„Ich sagte es ja gleich, mein Kind."

„Aber nun soll auch das schwarze Gewand fallen, es paßt nicht mehr zu meinem innern Menschen — der ist jetzt mit einem Male umgewandelt."

Antonie eilte fort.

Nach einiger Zeit erschien sie in einem reizenden kornblauen Kleid, das einfach und schlicht gearbeitet, ihr ganz vortrefflich stand. Die goldenen Locken quollen in reicher Fülle unter dem mit künstlichen Feldblumen verzierten Strohhütchen hervor. Das Kleid war à la Maria Stuart ausgeschnitten und mit einer feinen Tüllrüsche eingefaßt.

„Aber Antonie," sagte die Mutter, „aus reiner Freude ziehst Du Dich so elegant an, als wenn Du zu Gott weiß welcher vornehmen Kundschaft wolltest."

„Ich will zur Eva, Mutter, ich muß zu ihr. Es hält mich keine Sekunde länger im Hause."

„Aber bedenke das Unwetter, es zieht immer heftiger auf."

Von ferne grollte der Donner dumpfrollend.

„Bleibe, Antonie, wenigstens so lange, bis das Wetter vorüber ist."

„Ich kann nicht warten," rief Antonie mit Thränen in den Augen. „Ich muß zu ihr. Ich nehme eine Droschke, dann werde ich nicht naß, wenn es anfängt zu regnen und bin um so eher bei unserer Eva!"

„Nun denn, in Gottes Namen. Grüße mir das gute Mädchen. Sag' ihr, daß wir sie sehr entbehrt haben."

„Alles werde ich ihr sagen. Adieu, liebe Mutter, adieu. Auf baldiges Wiedersehen. Wenn es geht, bringe ich Eva gleich mit."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Louis Napoleon.

† den 9. Januar 1873.

Er ist nicht mehr! Von West nach Ost,
Von Süd nach Nord macht die Trauerpost
Durch alle Welt die Runde.
Von Nord gen Süd, von Ost nach West,
Bis nach Paris, und — „Börse fest“,
So lautet von dort die Kunde.

Er hat ihn erreicht auf dem Lotterbett,
Um den auf des Schlachtsfelds blutiger Stätt'
Er, ach! umsonst gewoben.
Von seinem Volk verjagt, verbannt,
An Albions gastfreundlichem Strand
Ist Er gestorben, verdorben.

Auf den Europa zitternd sah,
Ein stiller Mann, liegt jetzt Er da —
Wer weint ihm eine Thräne?
Jetzt liegt Er da, ein stiller Mann —
Fürbittend fleh'n seine Freund' uns an:
„De mortuis nil nisi bene!“

Vergeben ist ein ernst Gebot,
Und dem Verbrechen drückt der Tod
Auf der Versöhnung Stempel.
Gestorben, verdorben, leb' ewig Er fort,
Den Rechtsverächtern an jedem Ort
Ein warnendes Exempel!

(Klabd.)

Feuilleton.

* (Irrthümlich verheirathet.) Wie man irrthümlich verheirathet werden kann, davon berichtet ein canadisches Blatt ein Beispiel. Ein Brautpaar ging mit dem gewöhnlichen Gefolge zur Kirche, und der die Trauung vollziehende Geistliche, der den Brautführer und die Brautführerin ebenfalls für Ehestandscandidaten ansah, ersuchte die Herren, ihren resp. Damen die Hand zu reichen. Das geschah ohne Zögern und in sehr kurzer Zeit und ehe man sich versah, war nicht nur Braut und Bräutigam, sondern auch Brautführerin und Brautführer ehelich verbunden. Als letzteren klar wurde, was mit ihnen vorgegangen, entschlossen sie sich, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen und sich in das zu schicken, was sie nicht füglich ändern konnten, verließen die Kirche und begaben sich zu ihrem Hotel und schienen bald mit dem Irrthum des Predigers nicht übel zufrieden zu sein.

* Uech muß mür söhr wundern über düsem heuligen Vater, was ün seuner Allocutzion an dör Döputatzion von 700 seuner ehemaligen Beamten gesagt hat: „Dör Ochs erlönnet seunen Hörrn, dör Oesel seunen Besüzer; aber die Söhne Uefraäls wollen müch nücht lönnen“ ꝛc. ꝛc. — Wie heußt? Wü kann ör verlangen, daß wür ühm lönnen sollen, sogleuch wür nücht dü Oehre haben, Ochsen und Oesel zu seun? Hast du gelöhn!

(Klabd.) Dör bekannter Sohn Uefraäls.

* (Ein pikanter Dialog.) Zwischen einem Theater-Direktor und einer bekannten Schauspielerin fand nach einem Hambuerger Blatt kürzlich folgender pikante Dialog statt:

Direktor: Alle Wetter, Sie kommen schon wieder zu spät zur Probe!

Schauspielerin: Ich mußte mir erst mein Haar kräuseln lassen.

Direktor: Dazu war Ihre Gegenwart doch nicht nöthig!

* Den Richtern Sydows.

Wenn euch nun Eurer ins Examen nähme,
Und Alles dann zur Sprache käme,
Was ihr nicht glaubt und was ihr glaubt,
Und was ihr werth seid überhaupt:
Wer von euch Allen insgesammt,
Die ihr den Braven jetzt verdammt,
Wär' dann noch würdig seines Amts zu walten?
Nehmt euch in Acht! Es wird Gericht gehalten!

(Klatd.)

* In Sacramento hat ein Apfelbaum in diesem Jahre 6mal getragen. (?)

Gemeinnütziges.

* (Zahnpulver, gutes.) 1) Man nimmt 1 Loth geschlemmte und geriebte Salbeiblätter, 1 Loth zu Kohle verbrannte Brodrinde, 1 Quentchen Cremor tartari und ein Quentchen gute Myrrhen, stößt dieses zu einem feinen Pulver und mischt es gut unter einander. Dieses Zahnpulver ist nicht nur ganz vorzüglich für die Glasur der Zähne, sondern auch selbst für das Zahnfleisch, man gebraucht dieses Pulver trocken vermittelst eines Stückchen Waschschwammes, oder auch nur des Fingers.

2) Mische 2 Eßöffel voll pulverisirte Lindenkohle und 2 Löffel voll pulverisirte Calmuswurzel mit einer Messerspitze voll Cremor tartari und 1 Theelöffel voll gepulverte China-Rinde und bürste die Zähne des Morgens und nach dem Essen damit, so wird man sie gesund und schön weiß erhalten, da die Kohle und der Calmus jeder Fäulniß des Zahnfleisches vorbeugen und der Cremor tartari das Ansetzen des Weinsteins an den Zähnen verhindert.

* Auflösung des Räthsels in Nr. 4:
Herbstlaub.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 6. Kaiserslautern, 19. Januar 1873.

Den Tauen.

Ihr sagt, daß Gottes Ebenbild,
Und uns're Welt sei schlecht,
Und doch, wie manche Seele schwillt
Für Freiheit und für Recht.
Was kümmert uns das Schmälen?
Noch strahlt der Himmel licht,
Ihr feigen Jammerseelen
Kennt die Begeist'rung nicht!

Begeist'rung, welche ihre Gluth
In uns're Herzen senkt,
Die uns den festen Mannesmuth,
Und gläubig Hoffen schenkt;
Daß einst der Tag erscheine,
Der fest um's Vaterland,
Daß es sich innig eine,
Schlingt heil'ger Liebe Band.

Wir wollen halten treu und fest
Am deutschen Vaterland,
Und wer von seinem Banner läßt,
Dem dorre Herz und Hand.
Auch soll ihn nie verklären
Des deutschen Ruhmes Stern,
Der sei vom Tisch der Ehren
Für alle Zeiten fern.

Die Liebe zu dem Heimathland
Ist unser höchster Schatz,
Wo uns'rer Kindheit Wiege stand
Ist ein geweihter Platz.
Den wollen wir umhegen.
Mit Rosen voll und roth,
Und schirmen allerwegen
Getreu bis in den Tod.

Heinrich Zeise.

In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(31. Fortsetzung.)

Antonie ging von dannen.

„Ich wollte, sie wäre hier geblieben," murmelte Madame Ehrenfried leise. „Das Wetter scheint heftig werden zu wollen, denn der Himmel umzieht sich von allen Seiten."

Ein heftiger Donnerschlag bestätigte ihre Ansicht.

Als Antonie zur Thür hinaustrat, blendete ein starker Blitzschlag ihre Augen. Erschrocken trat sie zurück und Angst beschlich ihr Herz. Fast wäre sie umgekehrt.

Aber der Donner folgte nur langsam und dumpfhallend.

„Das Gewitter ist noch weit entfernt, ich komme noch rechtzeitig hin."

Sie rief eine vorüberfahrende Droschke an und nannte dem Kutscher die in dem Briefe bemerkte Adresse.

Der Kutscher fuhr in raschem Trabe davon und nach einer Zeit von einer Viertelstunde bis zwanzig Minuten hielt der Wagen.

„Wir sind zur Stelle, —straße Nr. 74."

Antonie zahlte und eilte die steinernen Stufen hinan.

Sie war so aufgeregt und von der Freude des nahestehenden Wiedersehens so erfüllt, daß sie nicht auf das kleine Messingschild an der Thüre Acht gab. Sie hätte sonst den Namen des Beamten Korn lesen müssen.

Die Thür war offen und schon gleich bei ihrem Eintritt öffnete ein alter Diener die Thür, welche Diele und Eingangscorridor von einander trennte.

„Ich bin hier doch recht gekommen?" fragte Antonie etwas verlegen.

„Ihr Name?"

„Antonie Ehrenfried."

„Ah!" machte der Diener erfreut. „Sie sind die kleine Ehrenfried, ja, ja, da kommen Sie recht."

„Wie geht es, Eva? Kann ich meine Freundin sprechen? Sie schrieb mir heute —"

„Es thut mir sehr leid," sagte der Diener, „daß Sie sich noch ein wenig gedulden müssen, denn das junge Fräulein schläft gerade. Sie ist sehr angegriffen, ja sehr angegriffen."

„Ist sie wieder kränker geworden?" fragte Antonie erschrocken.

„Nicht von Bedeutung, aber Sie dürfen nicht eher zu ihr, bis sie erwacht ist."

„Dann will ich warten."

Ueber die Züge des Dieners ging ein zustimmendes Lächeln; er schien diese Antwort erwartet zu haben.

Mit einer Art Verbeugung wies er auf eine Thür und sagte:

„Das Fräulein belieben hier nur einzutreten und sich ein Viertelstündchen zu vertrösten. Sowie es irgendwie angeht, werde ich Sie dem anderen Fräulein zuführen."

Antonie trat in das Zimmer ein, welches der Diener öffnete. Es war dasselbe Gemach, in welchem Herr von Sejour und der Beamte Korn den Höllbel abschlossen, der Georg's Lebensglück zerstören sollte. Die Gasflammen brannten wie damals, der Sopha und die Fauteuils standen unverrückt wie sonst. Der weiche

Digitized by Google

Teppich dämpfte den Schritt, die Fenſter waren mit dichten Läden verſchloſſen, die überdies noch von ſchweren Vorhängen verhüllt waren.

„Nehmen Sie ein wenig Platz,“ ſagte der Diener, „und wenn Sie Durſt haben, ſo finden Sie Alles, was Sie wünſchen, in dem kleinen Wandſchrank.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich und Antonie war allein.

Sie konnte ſich eines ſonderbaren Gefühles nicht erwehren. Die ſonderbare Zumuthung von Seiten des Dieners, den „Durſt“ zu ſtillen und ſich ſelber ungenirt des Wandſchrankes zu bedienen, kam ihr ein wenig wunderbar vor. Auch erwartete ſie, daß irgend ein weibliches Weſen des Hauſes zu ihr kommen würde, allein es zeigte ſich Niemand. Sie war und blieb allein.

Minute auf Minute verrann — keine Seele ließ ſich blicken.

Kein Geräuſch drang zu ihr, die Stille, welche ſie umgab, war unheimlich.

Sie ſprang auf und wollte hinaus. Es war bereits eine halbe Stunde verfloſſen und noch hatte ſich Niemand blicken laſſen. Die Luft des Zimmers kam ihr dumpf vor. Hin und wieder hörte ſie ſchwach das Rollen des Donners. Ihr wurde bange in dem fremden, ſtillen Gemach.

Entſchloſſen eilte ſie auf die Thür zu, aber was war das? — Die Thür ließ ſich nicht öffnen, ſie war leiſe abgeſchloſſen worden, ohne daß Antonie etwas gemerkt hatte.

„Was bedeutet das?“ flüſterte ſie. „Die Thür iſt verſchloſſen? Kein Menſch kommt zu mir, Alles iſt ſonderbar. — Aber ich muß hinaus.“

Sie rüttelte an der Thürklinge, aber vergebens.

Dann klopfte ſie mit den zarten Händen gegen die Thür, aber die weichen Polſter gaben weder einen Ton, noch ließen ſie einen einzigen Laut durchdringen.

„Eva, Eva!“ rief Antonie.

Ihr Rufen klang dumpf, es war als wenn ihre Stimme all' ihren Klang verloren hätte; die dichte Wollenverkleidung der Wände und der Thüren dämpften den Schall und machten den Ton matt und farblos.

Als ſie ſah, daß kein Mittel, ſich nach Außen hin bemerkbar zu machen, anſchlug, ſetzte ſie ſich auf einen der Seſſel nieder und begann über ihre Lage nachzudenken.

Der Diener muß mich vergeſſen haben, dachte ſie. Aber warum ſchließt man mich ein?

Während ſie beklommen und ſinnend daſaß, öffnete ſich die Thür und der Diener trat ein.

„Gottlob,“ rief Antonie froh. „Endlich kann ich zu ihr?“

„Noch ein paar Minuten, der Arzt iſt erſt eben gekommen.“

„Ich habe ſo große Sehnſucht, meine Freundin zu ſehen,“ ſagte Antonie.

„Das glaub' ich ſchon. — Aber Sie ſitzen ja weder trocken noch naß. Was iſt das, ſo junge ſchöne Damen, wie Sie ſind, müſſen immer erſt ein wenig genießen, dann ſehen Sie Alles von einer anderen Seite an.“

Er entnahm dem Wandſchranke einen ſilberen Teller mit zwei Champagnergläſern, eine Flaſche Champagner, die ſich ſchon in ihrem ebenfalls ſilbernen Kühler befand und ſetzte alles dies auf den Tiſch. Dann brachte er ein ſilbernes Tellerchen mit Cigarren zum Vorſchein, das er ebenfalls auf den Tiſch ſtellte.

Antonie ſah dieſen Zurüſtungen verwundert zu.

Der Diener öffnete die Flaſche und ſchenkte beide Gläſer voll.

„Verſuchen Sie nur,“ ſagte er und bot ihr ein Glas dar, „der Wein iſt gut.“

Antonie nippte nur, aber während ſie das Glas an den Mund brachte, entfernte der Diener ſich raſch.

Antonie hörte das Schloß einſchnappen — ſie war wieder eingeſchloſſen.

Jetzt nahm das unheimliche Gefühl überhand; ihr traten Thränen in die Augen.

Nach einiger Zeit wurde die Thür wieder geöffnet und ein elegant gekleideter Mann, mit etwas gelbem Teint und dunklem Schnurrbart, trat ein.

Es war Herr von Sejour.

Sowie er hereintrat, hatte er etwas Imponirendes. Antonie ſtand auf und machte eine leichte Verbeugung.

„Bitte bleiben Sie ſitzen,“ ſagte Herr von Sejour galant und ergriff ihre Hand, um ſie wieder auf den Fauteil zu begleiten.

„Sie haben ſchon lange gewartet?“ fragte er nun.

„Schon ſehr lange,“ erwiederte Antonie, die in Herrn von Sejour den Herrn des Hauſes und Eva's Wohlthäter zu erblicken glaubte. „Denn die Erwartung dehnt die Sekunden zu Minuten und die Minuten zu Stunden.“

„Sie halten ſehr viel von Ihrer Freundin, wie es ſcheint,“ ſagte Herr von Sejour, der Platz auf dem Sopha genommen hatte, ſo daß der Stuhl, auf dem Antonie ſaß, ihm zur Rechten ſtand.

„Sie iſt meine einzige Freundin.“

„Ich beneide Euch Beide darum, denn es muß ein eben ſo großes Glück ſein, eine Freundin zu haben wie Sie ſind, wie umgekehrt Ihnen Freundin oder Freund ſein zu dürfen.“

Antonie erröthete.

„Eva verdient die Liebe, die ihr Alle entgegenbringen,“ ſagte ſie abwehrend, „und für mich iſt es ein hohes Glück, daß ſie mir allein die Freundſchaft gab, während ihr munteres, liebenswürdiges Herz ſonſt bereits verſchenkt iſt.“

Ein ganz gebildetes Mädchen, dachte Herr von Sejour, der Georg hat gar keinen ſo üblen Geſchmack. Laut fuhr er dann fort:

„Wenn Sie die Freundſchaft ſchon hoch ſtellen und für dieſelbe in Wort und That begeiſtert ſind, mit wie hohem Gefühl müſſen Sie dann erſt für die Liebe ſchwärmen?“

Antonie ſchwieg, ſie wußte keine Antwort zu fin-

den, denn diese Art der Conservation war ihr fremd und widerstrebte ihren innersten Gefühlen.

„Sie kennen die Liebe wohl noch nicht?“ fragte er weiter und sein Auge nahm einen eigenen feuchten Glanz an. Er sah, wie seine Nebensarten ihr das Blut in die Schläfe jagten und dies Zeichen galt ihm, dem Kenner des weiblichen Herzens und ehemalige Beherrscher ähnlicher Situationen, für ein gutes Zeichen der unverdorbenen Natur seiner Gefangenen.

„Mein Fräulein,“ nahm er wieder das Wort, „ich sehe ein, Sie sind viel zu vernünftig, als daß Sie nicht merken sollten, daß ich wahnsinnig in Sie verliebt bin —“

„Mein Herr!“ rief Antonie und sprang auf.

„Bleiben Sie, mein Fräulein. Die Thüren und Fenster sind verschlossen. Dieses lauschige Zimmer ist wie geschaffen, der Liebe zu huldigen. Ich liebe Sie, das sagt Alles.“

„Mein Herr!“ rief Antonie entrüstet, „Sie sind ein Elender. Lassen Sie mich im Augenblicke frei und ich will die Schmach vergessen die Sie mir angethan. Noch einmal, lassen Sie mich hinaus, ich will zu meiner Freundin.“

„Wie schön bist Du in Deinem Zorn,“ rief Herr von Sejour. „Glaubst Du, Meisterwerk der Schöpfung, ich ließe Dich entrinnen? An meine Brust gehörst Du, schöne Rose — komm' zu mir.“

Antonie suchte die Thür zu öffnen, aber sie war wieder verschlossen. Das Fenster war vergittert, kein Ton drang hinaus. Sie war in die Gewalt des Menschen gegeben, dessen Augen immer verlangender erglühten, um dessen Lippen ein siegesbewußtes Lächeln spielte.

Es dunkelte ihr einen Moment vor den Augen, sie glaubte ohnmächtig zu werden. Mit seltener Kraft hielt sie sich aufrecht und sagte so ruhig als möglich:

„Laden Sie dies Spiel, es ist weit genug gegangen. Lassen Sie mich hinaus.“

„Nie! Nicht eher, als bis Du mir selber gestehst, daß die Liebe ganz etwas anderes ist, als die langweilige Freundschaft.“

Antonie begann vor Zorn zu beben:

„Ich will hinaus.“

Herr von Sejour lachte.

„Sei keine Thörin.“

Mit diesen Worten stand er auf und nahte sich Antonien.

Aengstlich, wie das Eichhörnchen der herannahenden Natter unbeweglich und gebannt in die stechenden Augen schaut, folgte Antonie mit ihren Blicken den Bewegungen des Widerwärtigen.

Als er in ihre Nähe kam, wehrte sie ihn mit beiden Händen ab, aber der gewandte Lebemann ergriff den schönen Lockenkopf Antonien's und drückte der Ueberraschten einen heißen Kuß auf die Lippen.

Antonie stieß ihn zurück.

„Hülfe, Hülfe,“ rief sie mit lauter Stimme.

„Laß' das Schreien!“ sagte Herr von Sejour ärgerlich, „sei vernünftig.“

Er faßte sie hart an, daß sie vor Schmerz laut aufschrie. Jetzt wankten ihre Füße — sie konnte nicht länger widerstehen, ihre Sinne begannen zu schwinden. —

„Hilft Dir Dein Gott?“ höhnte Herr von Sejour. Aber was war das?

Die Arme, welche sie zu umfassen suchten, fielen matt zurück, das triumphirende Lächeln verschwand aus dem Gesicht des Furchtbaren. Die Augen sanken tief in ihre Höhlen und mit einem Angstschrei drang der Mann, das Bild der Kraft, zusammen.

Mühsam athmete die leuchende Brust und Angst und Qual spiegelte sich auf den Gesichtszügen. Kalter Schweiß perlte auf der Stirn und klebte die dunklen Haare zusammen.

Entsetzt blickte Antonie auf das grausige Bild des Jammers und faltete die Hände.

Die Aqua Toffana that ihre Wirkung.

„Niemand kann die Thüre dieses Zimmers öffnen, als der Besitzer des Hauses und der ist jetzt fort,“ stöhnte Herr von Sejour, „er kann erst in einigen Stunden wieder hier sein.“

„Dann bin ich gerettet,“ sagte Antonie.

„Nein, nein,“ schrie Herr von Sejour „dann wirst Du einem andern verlaust.“

Antonie sprang auf.

„Wo ist Eva?“ rief sie.

„Verkauft wie Du, verloren für alle Zeit wie Du,“ knirschte Herr von Sejour und krümmte sich vor Schmerzen.

Mit einem lauten Schrei sank Antonie zurück. Ihr Schicksal stand vor ihr schrecklich und entsetzlich.

„Eva — Georg!“ flüsterte sie.

Der Beamte Korn war in der That fortgegangen und hatte den Schlüssel zu jenem Zimmer mitgenommen. Er wollte sich das schöne Mädchen sichern. Wenn ein anderer den Schlüssel gehabt hätte, so könnte es möglich sein, daß das Mädchen entkäme. Deshalb ging er und nahm den Schlüssel mit.

Der Diener saß in seinem Zimmer und feilte Silber. Die Köchin war ausgeschickt worden und die Frau des Hauses schlief ruhig.

Wenigstens lag sie mit geschlossenen Augen schwer und rasch athmend auf dem Kanapee ihres Zimmers, als der Beamte fortging.

Er mußte fort, der Dienst verlangte sein Erscheinen unerbittlich.

„Friedrich,“ sagte er zu dem Diener, „wer auch kommen sollte, Du läßt Niemanden ein noch aus, bis ich wieder da bin. Dann bestelle der unserem Kutscher eine Droschke zu halb zwölf und schicke einen sicheren Boten an Madame Graumann, daß sie um Mitternacht aufpassen solle. Hast Du mich verstanden?“

„Ja wohl, Herr Beamter.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Die schönste Stunde des Lebens.) Vor nicht langer Zeit befand ich mich in der Gesellschaft eines Herrn, der im Besitz eines Vermögens von mehr als einer Million ist. Silber zeigte sich in seinem Haar, Sorge auf seiner Stirn und die Last seines Reichthums lag schwer auf ihm. Wir sprachen von der Periode unseres Lebens, wo wir den vollkommensten Genuß gehabt oder vielmehr des ungetrübtesten Glückes uns erfreut hätten.

Ich will Ihnen erzählen, sagte der Millionär, welches die glücklichste Stunde meines Lebens war. Im Alter von 21 Jahren hatte ich mir 800 Dollars erspart. Ich verdiente jährlich 600 Dollars und mein Vater nahm Nichts von mir, sondern verlangte nur, daß ich mein Kostgeld bezahlte. Im Alter von 22 Jahren hatte ich mir außerhalb, aber ganz in der Nähe der Stadt, ein freundliches Häuschen gekauft. Ich war im Stande, zwei Drittel des Kaufpreises baar zu bezahlen und es anständig zu möbliren. Ich verheirathete mich Sonntags — an einem Tage im Juni — in meines Vaters Hause. Meine Braut war arm an Geld, aber reich an allen Vorzügen der Weiblichkeit. Den Sonntag und die folgende Nacht verlebten wir in dem Hause meines Vaters, und am Montag Morgen ging ich an meine Arbeit und überließ es meiner Mutter und Schwester, bei der Einrichtung meines Hauses zu helfen.

Am Montag Abend, als die Arbeiten des Hauses besorgt waren, ging ich nicht, wie bis dahin, nach der väterlichen Wohnung, sondern nach meiner eigenen Heimath. Die heilige Atmosphäre jener stillen Stunde scheint mich in der Erinneruug noch jetzt zu umschweben. Ich öffnete die Thür meines Hauses und trat ein. In der Hausflur legte ich meinen Hut ab und ging nach der Küche — die Küche war damals auch unser Speisezimmer. Ich öffnete die Küchethür und war — im Himmel! Der Tisch war gegen die Wand gerückt — das Abendessen war bereit, von den Händen derer bereitet, die gekommen war, mir Lebensgefährtin zu sein — und neben dem Tische stand mit einem Lopfendem, erwartenden Blicke auf ihrem liebenswürdigen und liebenden Gesichte mein Weib. Ich versuchte zu sprechen, war es aber nicht im Stande. Ich konnte den wartenden Engel nur an meine Brust drücken und ihm so die lebhaften Gefühle meines tiefbewegten Herzens zeigen.

Seitdem sind Jahre verflossen — lange, lange Jahre — wetterlicher Reichthum ist mir zugeflossen, und ich bin geehrt und beneidet; aber so wahr ich an einen Heller glaube, ich würde Alles — jeden Dollar — für die Freude der Stunde an jenem Juni-Abend vor so vielen, vielen Jahren geben.

* (Alter der Thiere.) Ueber die Lebensdauer der Thiere macht ein Fachblatt interessante Angaben. Flöhe leben bis zu 9 Monaten, die Zaunkönige leben 2—3 Jahre, die Katze 9—17 Jahre, Schafe und Ziegen 12 Jahre, der Frosch 12—16 Jahre, das Rind im Durchschnitt 15—20 Jahre, die mittlere Dauer eines Pferdelebens ist 15 Jahre, die Kröte lebt durchschnittlich 36 Jahre, der Papagei und die Gans können 100 Jahre erreichen, der Falke und der Rabe über 150 Jahre, der Wallfisch und der Elephant möglicherweise 200 Jahre alt werden.

* H. v. F. (Hoffmann von Fallersleben) bringt in der „Rh. Ztg." folgenden alten Spruch in Erinnerung:

I.	II.
Ich sage gänzlich ab . .	Der Römischen Lehr u. Leben
Luthero bis ins Grab .	will ich fein ganz ergeben
Ich leugne und verspott .	die Meß und Ohrenbeicht
Des Luthers sein Gebot .	feind mir ganz sanft und leicht
Ich hasse mehr und mehr	all die das Papstthum lieben
Der Lutheraner Lehr . .	hab ich ins Herz geschrieben
Hinweg aus diesem Land .	all Römisch Brudrschaft
Was Lutherisch wird genannt	schätz ich mit aller Kraft
Wer mit Luthero stritt .	den Himmel der erwirbt
In Ewigkeit verdirbt . .	wer Römisch bleibt und stirbt

Obiger Spruch findet sich in einer Miscellanhandschrift des Germanischen Museums zu Nürnberg und ist erst jetzt gedruckt im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1872 Nr. 11. Er scheint aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zu stammen, aus der Zeit kurz nach dem westfälischen Frieden (1648). Derselbe bestimmt unter Anderem, daß keine Regierung Bürger zu dulden braucht, die nicht ihrer Religion angehören. Da mag es denn oft vorgekommen sein, daß einer von Herzen der katholischen Kirche anhing, aber äußerlich Protestant war, und umgekehrt. Der Eine las diesen Spruch I. und dann II. von oben hinunter, der Andere las ihn Zeile für Zeile quer durch.

* (Muttersprache.) Lehrer: „Kümmel, wo hat du das Zeugniß deines Vaters, daß er dich gestern aus der Schule zurückbehielt?"

Schüler: „Herr Lehrer, ich hab's em zagt! meim Vater, er sollt mer e Zeugniß schreibe, aber er hot zagt, er könnt nit scheeibe, hot er zagt."

Lehrer: „Ich hab g'sagt — hot er zagt! Ist das Deutsch?"

Schüler: „Nee, saggt mei Vatter. Mei Motter, die sächte ich hunn's em sacht!" (Rhpf.)

Gemeinnütziges.

* (Tinte vor Schimmel zu bewahren.) Sehr häufig hört man die Klage, daß die Tinte schimmele und dadurch zum seltneren Gebrauch untauglich werde. Das einfachste Mittel, um den Schimmel zu verhüten, ist der Kreosot. Einem Quart Tinte einen einzigen Tropfen zugesetzt, verhindert alles Schimmeln.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 7. Kaiserslautern, 22. Januar 1873.

* Lied für das Volk.

(Aus dem Englischen.)

O wär' doch ja die Zeit schon da,
Wo endet Kampf und Streit!
Wahrheit und Lieb' jed' Herz antrieb'
Zu Fried' und Freudigkeit.
Nur Kummer tagt, die Erde klagt;
Denn Thorheit Alles überrogt. —
Doch der Tag wird kommen noch,
Wo die Macht bei dem Recht und der Wahrheit steht;
Und komm', was da will, ihn zu halten still;
Der Tag der Welt aufgeht!

Der Gute sei von Zweifel frei,
Ob auch der Sieg noch fehlt;
Er giebt nicht nach, die rechte Sach
Besiegt einmal die Welt. —
Wohl lange Zeit in bitt'rem Leid
Führt Schwäche mit der Stärke Streit. —
Doch der Tag wird kommen noch,
Wo die Macht bei dem Recht und der Wahrheit steht;
Und komm', was da will, ihn zuhalten still;
Der Tag der Welt aufgeht!

Glaubt nicht dem Rath, als ob die That
Auf Erden nnnütz wär';
Der edle Mann ertragen kann
Ein Opfer noch so schwer. —
Und mag auch klein das Häuflein sein
Der Braven — Hoffnung ist ihr Schein.
Und der Tag wird kommen noch,
Wo das Recht und die Macht bei der Wahrheit steht;
Und komm', was da will, ihn zu halten still;
Der Tag der Welt aufgeht!

Nicolas Müller.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit von J. Steinmann.

(32. Fortsetzung.)

Der Beamte ging und sein treuer Diener schnitt ein schiefes Gesicht hinter seinem Rücken.

„Ich kümmere mich um gar nichts. Noch einige Wochen und dann kannst Du selber auf Deinen Kram passen. Dann gehe ich nach Amerika und will frei sein."

Er ging hinauf und sah, ob die Madame sich ruhig verhielt und eilte dann in seine Kammer, um den Silberstaub zu mehren, von dem er bereits den größten Theil verwerthet und in leicht transportablem Papiergeld angelegt hatte.

Während der Diener den Herrn bestahl, lieh dieser die Hand zu einem moralischen Morde, dem Antonie als Opfer fallen sollte.

Das Gewitter, welches nicht ordentlich zum Ausbruch gekommen war, kehrte nach einer längeren Pause mit erneuerter Heftigkeit zurück. Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag: die Natur schien entfesselt.

Entsetzt lauschte Antonie dem Tosen der Elemente und dem rollenden Donner, obgleich alle Laute nur gedämpft an ihr Ohr drangen. Und doch flößte ihr das Wetter nicht einen solchen Schrecken ein als die Seelenqualen, welche sich auf dem Antlitz des Kranken spiegelten. Schreckgestalten der Hölle mußten vor seinem inneren Auge vorbeizichen und ihn ängstigen. Dann schüttelte es ihn wie Fieberfrost und schmerzliches Stöhnen entrang sich der gequälten Brust.

Und sie konnte nicht helfen, nicht einmal Hülfe besorgen. Und wenn sie aus diesem Gemache befreit, erwartete sie ein entsetzliches Loos.

Sie sank in die Kniee nieder und rang die gefalteten Hände:

„Mein Gott, erlöse mich!"

Nur der grollende Donner gab Antwort sonst blieb Alles still. Die Gasflammen an dem Kronleuchter zischten leise und Herr von Sejour höhnte, wenn seine Schmerzen für Augenblicke nachließen. —

Die Stille wurde plötzlich unterbrochen. Es ließ sich ein leises Tappen an der Thüre vernehmen, als wenn Jemand mit unsicherer Hand das Schlüsselloch suche.

„Die Stunde der Erlösung schlägt," athmete Antonie auf.

„Jetzt kommt er," stöhnte Herr von Sejour, „Du wirst Deinem Schicksale nicht entgehen."

Ein Schlüssel wurde im Schlosse gedreht.

Gespannt blickten Beide auf die Thür.

Mit einem Schrei stürzte Antonie zurück und auch Herr von Sejour erschrak, als er die Erscheinung erblickte, welche in das Zimmer trat.

Geisterbleich, mit fieren Augen, stand eine weißgekleidete Frau vor ihnen. Die Haare hingen wild um

Digitized by Google

die Stirne und auf dem Haupt trug ſie einen zerzauſten Myrthenkranz, von dem ein langer, theilweiſe zerfetzter Schleier herabhing.

„Der jüngſte Tag iſt da,“ rief ſie mit hohler Stimme. „Der liebe Gott iſt aus ſeinem Sarge aufgeſtanden. Das Gericht beginnt und alle werden verdammt.“

Es war die Frau des Beamten, die aufgewacht vom Gewitter, ihren unheimlichen Gang durch das Haus unternommen hatte.

Sie putzte ſich mit dem Myrthenkranz, den ſie nicht hatte tragen dürfen und ſuchte das Zimmer auf, in dem ſie kurz nach ihrer Verheirathung ihren Gatten in einem trauten tête-à-tête mit einer Dame traf. Seit dieſer Zeit war ſie ganz und gar leidend geworden.

Sie hatte den geheimen Schlüſſel einſtmals wiedergefunden und ihn mit der Liſt aufbewahrt, die man häufig an Irren findet. Ihre Phantaſie ſpiegelte ihr jene Ueberraſchung wieder vor.

Leiſe ſchlich ſie bis an die Thür des Kabinets und öffnete ſie.

Als Antonie ſich vom erſten Schreck erholt hatte, kam ihr blitzſchnell der Gedanke: „Entfliehen um jeden Preis.“

Die Frau ſtand noch in der Thür, ſo daß ein [illegible] war. Aber ſie ging auf den Sopha zu, auf dem Antonie ſich befand. Kein Schlüſſel war zu finden.

Sie hatte ſich über ihn.

Dieſen Augenblick benutzte Antonie. Leicht wie eine Gazelle entſchlüpfte ſie zur Thür hinaus, die ſie in's Schloß warf. Mit zitternden Händen drehte ſie den Schlüſſel um und zog ihn ab.

Raſch eilte ſie auf die Thür des Corridors zu, aber dieſe war feſt verſchloſſen. Kein Schlüſſel war zu finden.

„Verloren, verloren,“ hauchte ſie ſchmerzlich.

Die Diele war hell erleuchtet, ſie konnte ſich nicht verbergen, ſie war der Geſahr nicht entronnen.

In ihrer Verzweiflung eilte ſie die zur Etage führende Treppe hinauf. Vielleicht dachte ſie Eva zu finden, aber oben war kein Menſch, Alles war wie ausgeſtorben.

Sie ſchlich die Treppe leiſe wieder hinunter und wollte ſehen, ob ſie nicht ein Fenſter öffnen und auf die Straße ſpringen könne. Die Fenſter auf dem Flur waren mit eiſernen Gittern feſt verwahrt.

Jede Flucht war unmöglich.

„Ich muß mein Schickſal erwarten,“ flüſterte ſie gefaßt, als ſie ſah, daß von keiner Rettung möglich war, aber die Hoffnung will ich nicht verlieren.“

Mit dieſen Worten drehte ſie die beiden Gasflammen aus, welche die Diele erhellten. Dann ſchlich ſie an die Thür des Corridors, um zu entſchlüpfen, wenn Jemand ſie von außen öffnen ſollte.

Entſetzlich lange mußte die Aermſte warten. Da öffnete ſich die Hausthür. Antonien's Herz pochte hörbar.

Sie hörte, wie die Corridorthür, hinter welcher ſie ſtand, geöffnet wurde.

Ein Mann trat ein.

„Was iſt das für eine Wirthſchaft?“ rief er. „Weshalb iſt es hier dunkel? Friedrich!“

Antonie hörte das Klappern einer Feuerzeugboſe. Noch einen einzigen Augenblick und ſie war entdeckt.

Da erwachte ein rettender Gedanke in ihr und Gedanke und Ausführung wurden eins.

Sie ſprang auf den Eintretenden zu, gab ihm einen Stoß, daß er vorwärts geſchleudert wurde und eilte zur Thüre hinaus.

Wie ein gehetztes Wild flog ſie von dannen. Ihre Füße berührten die Erde kaum, wie ein Pfeil ſchoß ſie durch die völlig menſchenleeren Straßen.

Der Regen ſtürzte hernieder, aber ſie achtete der kalten, ſchweren Tropfen nicht.

Sie hörte hinter ſich rufen, ſie fühlte, daß man ſie verfolgte.

Antonie hatte an der Stimme des Eintretenden den ihr nur zu bekannten Beamten Korn erkannt und ſie kannte ſeine Gewalt.

Sie fühlte ihre Kräfte allmählich ſchwinden. Angſtvoll blickte ſie um ſich. In einiger Entfernung hörte ſie rufen. Man war auf ihrer Spur.

Sie ſchlich in einen Hofweg hinein. In einer der kleinen Wohnungen brannte noch Licht. Die Thür war [illegible] Antonie trat ein. Sie hatte keine andere Rettung mehr.

Das kleine dürftige Gemach ſchien unbewohnt zu ſein. Nur von dem in einer dunklen Ecke ſtehenden Bette her tönte der dumpfe Ruf:

„Biſt Du da mit der Medicin, Fränzchen?“

Antonie ſchwieg.

„Kannſt Du nicht antworten Franz?“

„Es iſt jemand Anders hier,“ ſagte Antonie, „und bittet um einige Minuten Aufenthalt und Schutz vor dem — Regen.“

„Wödder, Diebe!“ ſchrie die Alte im Bette.

„Um Gotteswillen, ſeien Sie ſtille,“ bat Antonie.

Die Alte drehte ſich um und betrachtete Antonie mit großen Augen.

„Ach, Sie armes Fräulein,“ rief ſie. „Wie ſehen Sie aus. Bleiben Sie nur da, bis der Franz kommt. Er iſt zur Apotheke gegangen und bleibt ſo lange. Und wenn Sie etwas thun wollen, geben Sie mir ein wenig Waſſer. Denn mich dürſtet.“

Antonie gab der Kranken zu trinken und rückte ihr Kiſſen.

„Sie ſind ein Engel. Setzen Sie ſich nur in den Lehnſtuhl dort.“

Antonie ſetzte ſich nieder. Ein Fieberfroſt durchſchauerte ſie.

Vor Ermüdung ſanken ihr die Augenlider zu und als Franz, ein Junge von vierzehn Jahren, endlich kam, fand er zwei Kranke ſtatt der Einen, die er verlaſſen.

Digitized by Google

XVI. Kapitel.

Die Entdeckung.

Georg kam des Morgens in aller Frühe mit dem ersten Zuge an.

Die große Stadt schlief noch, nur Gemüsehändler, Brodleute und zur Arbeit eilende Männer fingen an, die Straßen zu beleben. Die Sonne war schon aufgegangen und der wolkenlose Himmel versprach einen klaren Tag.

Wer kann es dem Himmel ansehen, welche Schrecknisse er schon in wenigen Stunden bringen kann? Niemand. Wer sagt dem Menschen, wie der Tag für ihn enden wird?

Georg wußte, daß er Schrecklichem entgegenging. Er war jedoch auf Schlimmes gefaßt.

Nach mühsamer Wanderung erreichte er die Gärtnerstraße. Er eilte die Treppen hinauf. Die Wohnung der Wittwe war unverschlossen, in dem sonst so gemüthlichen Zimmer herrschte die größte Unordnung. Es ging leise nach dem Schlafzimmer.

„Mama," rief er, „ich äffe Du noch?"

„Georg! Georg!" erwiederte eine schmerzlich bewegte Stimme, „mein armer Georg, bist Du gekommen?"

„Wo ist Antonie?"

Die Wittwe gab keine Antwort, sondern brach in ein heftiges Weinen aus.

Es dauerte eine lange Zeit, bis sich die Wittwe erholen konnte.

Wie war die Frau verändert, seitdem Georg sie zuletzt gesehen. Sie glich einer Sterbenden. Ihre Stimme war matt, tonlos. Mühsam holte sie die Worte aus der kranken Brust.

„Georg," flüsterte sie, „ich habe Dir ein Bekenntniß abzulegen, aber nur Dir allein. Und erst jetzt kann ich Dir Alles sagen, denn ich fühle, daß ich sterbe, sterbe, ohne meine Antonie wieder zu sehen."

Die Wittwe brach wieder in ein lautes, krampfhaftes Weinen aus.

„Georg," fuhr sie nach einiger Zeit fort, „Georg, willst Du mir schwören, mir nicht zu fluchen, wenn ich die Augen geschlossen habe — wirst Du," fragte sie bange — „wirst Du die unglückliche Antonie auch entgelten lassen, was ich versündigte?"

„Nein, nein," rief sie dann, „schwöre nicht, denn Du mußt mir fluchen, Du kannst nicht anders — aber mein armes Kind!"

„Beruhige Dich, Mama," sagte Georg tief bewegt, „Du bist krank und redest im Fieber."

„O, wäre nur Alles ein Traum gewesen."

Unterbrochen durch vieles Weinen, erzählte die Wittwe dem athemlos zuhörenden Georg den Selbstmord ihres Gatten und klagte sich an, daß sie Jahrelang die Lebensversicherungs-Gesellschaft betrogen habe.

„Aber der Beamte zwang mich dazu. Er verwaltet die ganze Angelegenheit, denn ich bekam immer nur kleine Summen, die er nach Belieben auszahlte. Wenn die beiden Mädchen das Geschäft nicht auf jene Höhe gebracht hätten, so wären wir Alle verhungert, oder wer weiß wozu gezwungen gewesen."

„Mein Gewissen hat mir nimmer Ruhe gelassen, aber ich schwieg, um das Glück der Kinder nicht zu stören. Wenn Antonie und Ernst gewußt hätten, welche Schmach der Tod ihres Vaters, der nur auf diese Weise seinem Banquerott entgehen konnte, in den Augen der Welt auf ihr unschuldiges Haupt werfe, wenn sie wüßten, daß ihre Mutter, die sie Beide so verehren, eine Diebin an dem Gute der Assecuranz sei — die Kinder würden für immer an Leib und Seele gebrochen sein."

„O Georg, was habe ich gelitten von der Zeit an, die mich ganz in die Hände des Beamten Korn gab. Er mißhandelte mich im Beisein meiner Kinder mit bösen Worten und Anspielungen, er will Ernst, den armen Knaben, in eine untergeordnete Lebensstellung bringen und so zu Grunde zu richten. Und was das Schrecklichst war, er wollte mich zwingen meine Antonie zu verkaufen."

„Da verschwand Eva vor einiger Zeit. Keine Nachricht kam. Antonie trauerte wie um eine Anverwandte; sie hatten sich Beide ja so lieb. Vorgestern kommt ein Brief von Eva. Antonie eilte zu ihr und ist jetzt auch verschwunden. Wo können die Mädchen sein?"

„Von wo aus ist der Brief datirt?" fragte Georg hastig.

„Der Brief liegt dort beim Fenster."

Georg nahm den Brief, er fand die Nummer des Hauses, nach welchem Antonie hingestellt worden war.

In dem auf dem Arbeitstische der beiden Freundinnen liegenden Adreßbuche schlug er die Nummer nach.

—straße Nro. 74, Beamter Korn.

Diese einzige Zeile des harmlosesten aller Bücher, die je gedruckt worden sind und werden, übten eine schlagartige, niederschmetternde Wirkung auf Georg aus.

Wie ein Blitzstrahl erhellte es ihn. Der Beamte Korn hatte der Wittwe das Ansinnen gestellt, Antonien zu verkaufen. Georg kannte vom Hörensagen die nichtswürdige Thätigkeit des Beamten. Und nun war Eva verschwunden: Antonie war in das Haus des Schändlichen gelockt worden und kehrte nicht wieder. Sie mußten Beide in den Händen des Beamten sein, vielleicht schon verkauft — verloren für ewig.

Seine Kniee wankten; er mußte sich einen Augenblick setzen.

Gewiß, er hatte Unglück erwartet, aber das — das nicht.

Hätte er Antonie todt auf der Bahre gefunden — er hätte sie betrauern können sein Lebenlang, er hätte sich sagen können: eine höhere Macht, das unerforschliche Walten des Schicksals habe sie getrennt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Berliner Empfindungen.

Schon wieder ist mit wunderlich, consistorialabsunderlich.
So orthodoxhinlauterlich und henkerblocksbeschauerlich,
So ketzerschinterhäuserlich und salbungsübertrauserlich,
So jesuitenregelig, sophistischmystischhergelig,
So seelenbauerfängerlich, so frommkopfundzopfhängerlich,
So sydowiterfiederlich, sternguckluch und kernliederlich,
So Duckerowsalbaderlich und Bächseltorquemaderlich,
So bullendonnerpolterhaft, stahnvaticanhaftpolterhaft,
So höllenpfuhldurchwühlerisch, so eichhornraumermühlerisch,
Empfängnißunterfuchtlich und zweifelsspottverfluchtlich,
So himmelswonnenfieberlich und Knallhaftsonnenschieberlich,
So lämmerbrüderlämmerlich, mit einem Wort so — (Klabd.)

* (Gespräch.) Casper: Wie mag es wohl zugehen, daß jetzt so viele Männer unvertheirathet bleiben?

Sam: Weil die Mädchen zu sehr den Blumen auf dem Felde gleichen.

Casper: Wie so denn das?

Sam: Nun, sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheuern und sind doch herrlicher gekleidet, als Salomo mit seiner herrlichsten Pracht aber, —

Casper: Nu was weiter?

Sam: Der Himmel ernährt und kleidet sie leider nicht wie die Blumen, sondern der Mann muß es thun.

* (Aus der Schule.) Lehrer: Wie lange waren Adam und Eva im Paradies?

Nun, bis — bis?

Schüler: Bis d' Aepfel zeitig g'west sind.

* In Richland, County, Wisc., hat sich, wie der dort erscheinende „Independent" berichtet, ein Indianer in folgender origineller Weise an einem Weißen gerächt: „Der Indianer lebte in der Nähe eines der nördlichen Städtchen des Countie's von der Jagd und vom Fallenstellen und nicht weit von seinem Wigwam wohnte ein Farmer. Im August dieses Jahres kam der Sohn des Waldes in betrunkenem Zustande nach dem Hause eines Farmers, sagte, er sei hungrig und wolle ein Schaf haben, das der Weiße auf der Countyfair auszustellen beabsichtigte. Seine Bitte wurde ihm abgeschlagen, dagegen erhielt er die Erlaubniß, ein Huhn zu nehmen, wenn er es schießen wolle. Damit war die Rothhaut jedoch nicht zufrieden, und erklärte, sie wolle das Schaf haben, schoß auf dasselbe, schlte. aber. Darob erboßte der Weiße, hetzte seinen Hund auf den Unverschämten und jagte ihn fort. Einige Nächte darauf wurde der Farmer durch einen kalten Körper, der sich auf seinem Bette bewegte, aufgeweckt. Er erariff denselben und schleuderte ihn fort. Wie erschrack er aber, als er plötzlich in allen Winkeln seines Zimmers das eigenthümliche Geräusch vernahm, das die Klapperschlangen, wenn sie gereizt werden, zu machen pflegen. Rasch gefaßt, rief er seiner Frau zu, stille liegen zu bleiben. Dann zündete er ein Licht an und entdeckte nun eine zweite sehr große Klapperschlange am Fußende des Bettes zusammengerollt und zum Sprunge bereit. Ein Schuß aus seinem Revolver zerschmetterte den Kopf des giftigen Reptils. Der Knall hatte einen bei ihm in Arbeit stehenden Mann geweckt, der ihm schleunigst zu Hülfe eilte. Ehe derselbe jedoch das Schlafzimmer des Farmers, dessen Thüre offen stand, erreichte, stieß er auf zwei andere Schlangen und tödtete dieselben. Außerdem fanden die Männer noch zwei der Bestien im Zimmer, die sie sofort unschädlich machten, so daß sie im Ganzen fünf Schlangen getödtet hatten. Jetzt wurde das Zimmer genau durchsucht, um zu entdecken, wie die Thiere hereingekommen waren, und da fand man am Fußende eine mit einem Glasdeckel versehene Kiste, die dem Indianer gehörte und in welcher derselbe die Schlangen aufbewahrt hatte. Vermuthlich war die Rothhaut durch das geöffnete Fenster ins Zimmer gestiegen und hatte den Inhalt seines Kastens auf dem Bette seines Feindes ausgeleert."

Gemeinnütziges.

* (Polirwachs für hölzerne Möbel.) Niedlig (Bötig. polyt Notizbl.) schmilzt 8 Th. weißes Wachs, 2 Th. Colophonium und $^1/_2$ Th. venetianischen Terpentin bei gelindem Feuer zusammen, gießt ihn in ein Steintöpfchen aus und rührt, während die Masse noch warm ist, 6 Th. rectificirtes Terpentinöl zu. Nach dem Erkalten hat sie die Consistenz einer weichen Butter. Die Möbel müssen vorher sorgfältig mit Seifenwasser gewaschen werden. Nach dem Abtrocknen reibt man das Polirwachs mit einem wollenen Lappen anfangs gelinde, nachher stärker ein und wiederholt dies nach einer halben Stunde. Eine gute Schellackpolitur giebt allerdings einen brillanten Glanz, das Polirwachs ist aber leichter von Jedermann anzuwenden und kann leichter gereinigt und erneuert werden.

* (Känguruh- und Aligator-Leder.) Vor Kurzem ist in St. Francisco eine Ladung von 7000 Känguruh-Fellen aus Australien angekommen. Sie wurden von Gerbern aufgekauft und zu Leder verarbeitet. Das Leder ist dünn, zart und geschmeidig, widersteht dem Regen besser und bricht weniger leicht als Kalbleder. — Gegerbte Aligator-Häute aus Mexico und Mittelamerika sind gar nicht seltene Artikel auf dem Markte von St. Francisco und werden viel zu starkem und wasserdichtem Schuhwerk verarbeitet.

* **Räthsel.**

Bald alt, bald jung, bald wieder alt,
Bald viel und bald auch wenig
Bin ich, doch gleich bleibt mein Gehalt
Als Dichter und — als Königa.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 8. Kaiserslautern, 26. Januar 1873.

Trag' ein Bild im Herzen.

Trag' ein Bild im Herzen
Ist so sanft so schön
Kann es alle Tage
Alle Stunden seh'n.

Süßes Bildchen weile
Lang' am trauten Ort
Ziehe nie und nimmer
Meinem Herzen fort.

Am Waldessaum bei Orleans.

Zur Erinnerung an den 11. Oktober 1870.

Von Wilhelm Reichel.

Was klagt der rauhe Herbstwind heute in den entblätterten Zweigen, was heult der Sturm, der jäh durch's Gehölze fährt und an den abgestorbenen Aesten rüttelt, was ächzt und stöhnt, was kracht und dröhnt heute im finstern Hain . . . . . im großen Wald von Orleans?

Ein Flüstern, erst leise, lose, dann lauter und verworrener — — — die Bäume plaudern!.

Aber nicht, wie sie es sonst in warmen Sommernächten zu thun pflegen, erzählen sie sich heute von seeundlicher Waldesidylle, von schattiger Waldesruhe und dem süßen Waldfee; eine schaurige Mähr' ist's was sie sich heute klagen — eine Geschichte von Todten!

Hart außen am Saume des großen Gehölzes, da, wo das weite, für das Auge unermeßliche Hochplateau von Orleans beginnt, stehen drei Tannen eng beisammen, so eng, daß die Aeste sich berühren und die Zweige zusammenragen. Sie müssen sich Arges erzählen, denn sie schütteln klagend ihre stolzen Häupter, und dabei fallen einzelne Zapfen, Thränen gleich, in's feuchte Moos.

Der erste Tannenbaum zählt wohl einige Dutzend Kugelspuren an seinem schlanken Stamme. Bodewils und Gyps pots haben sich in ihm eingegraben.

Der zweite hat weniger gelitten, nur sein morsches Kleid, die alte Rinde, ist an einigen Stellen abgefl.

Desto mehr mußte der dritte dulden — weit an seinem Stamme hinauf ist er seiner Aeste beraubt.

Und die erste Tanne erzählte:

„Zwei Jahre sind es heute. Gerade so war der Tag, wie heute, so stürmisch, rauh, so kalt und naß. Nach und nach gegen Mittag hatte sich der Himmel etwas aufgeheitert, der Kanonendonner, unter dem die Erde zu zittern schien, muß die Wolken auseinander gezogen haben. Wieder Waffenlärm erfüllte unsern Wald, so daß das kluge Reh und das vorsichtige Häschen aufgescheucht in Kreuz- und Querſprüngen umherirrten. Donnernd gab das Echo in tausendfachen Schlägen das Brüllen der Kanonen wieder. Da wankte — um die Nachmittagsstunde war's — ein müder Krieger heran und sinkt bewußtlos zu meinen Füßen nieder. Wohl sehen ihn seine Kameraden, aber Keiner findet Zeit ihm beizustehen; es geht vorwärts gegen den Feind; was gilt da ein Erschöpfter! Nach und nach erholt er sich, die Kräfte kehren wieder, er rafft sich auf, er darf im Schlachtgetümmel nicht fehlen, soll er doch heute die Feuertaufe bestehen! Doch bevor er weiter zieht, kniet er nieder, knöpft den Waffenrock auf, zieht ein kleines goldenes Kreuzlein hervor, das er an der Brust bewahrt und küßt es mit heiliger Scheu. Und eben, als die betenden Lippen sich wieder niederneigen, blitzt es auf, ein Krach, und lautlos sinkt der Arme zusammen; die Kugel, die ihm das Herz durchbohrte, traf auch noch meinen Stamm — — zu meinen Füßen haben ihn seine Kameraden eingescharrt."

Die zweite Tanne hub an:

„Einige Stunden später, die Mobilgardisten haben schon in wilder Flucht den Wald verlassen, raschelt's im nahen Gebüsch, ein junges schmuckes Blut mit schwarzem, krausem Haar und bleichen Wangen kriecht hervor, und hinter sich läßt er unverwischbare Spuren, rothe, kostbare Tropfen, die aus seiner Seite über die zerrissene blaue Uniform in's Grab herniederrieseln. Sein Ende fühlend, will er auf weiches Moos sich betten; da treibt ihn der Schmerz, der in seinen Eingeweiden wüthet; er rafft sich auf, umklammert meinen Stamm und seine Finger graben sich gleich eisernen Haken in die Furchen meiner Rinde — sie berstet, löst sich ab und ein Stück davon bleibt in des Sterbenden Hand. So haben ihn seine Kameraden später aufgefunden; sie haben gesucht, aus den erstarrten, geschlossenen Fingern die Rinde zu lösen — vergeblich; sie mußten ihn mit ihr begraben.

Die Geschichte der dritten Tanne ist sehr kurz:

Ein Offizier hatte für kurze Zeit hinter ihr Deckung gesucht, da hörte es zum Avanciren, die Pflicht rief, er verließ den sicheren Schutz. Er war einer der Ersten, der entschlossen und muthig in die Ebene hinauseilte, aber auch der Erste, der fiel.

Spät am Abend haben ihn seine getreuen Soldaten gefunden. Im Moos unterm nahen Tannenbaum betteten sie ihn und deckten ihn mit den Tannenzweigen zu.

Das ist die kurze Geschichte der drei Tannen am Waldessaum bei Orleans. So kurz und doch so lang — unsagbar lang!

Digitized by Google

Wer mit uns gehen wollte, den konnten wir heute zur langen Fortsetzung dieser drei kurzen Geschichtchen führen.

* * *

Im Allgäu droben, am Fuße himmelhoher Berge, steht ein schmucker Bauernhof; er ist der größte in der ganzen Gegend und weit und breit rühmt man den Reichthum seines Besitzers. So geschäftig es sonst im Hofe zugeht, heute herrscht Feiertagsstille dort — der Bauer ist mit den Knechten und Mägden in die Seelenmesse, nur die alte Bäuerin sitzt im Lehnstuhl zu Hause, in ihren Händen hält sie ein goldenes Kreuzlein, auf das unablässig ihre Thränen fließen.

Und dann hier zu Augsburg, in der Vorstadt, in einem engen Kämmerlein, weint heute ein junges Mädchen die schönen hellblauen Augen sich wund, vor ihr liegt ein kleines Notizbuch, wir haben es ihr mitgebracht, und darin steht, mit zitternder Hand geschrieben und von Thränen halb verwischt, zu lesen:

„Ade, du herzig schön Schätzelein!
Drei Röslein bring' ich, die blühen fein —
Zwei an der Brust, in der Mitte,
Und in der Hand das dritte.

So presse denn küssend den Mund darauf,
Sie sprossen blutig an Schlachtfeld auf
Im warmen Kugelregen:
Du sollst sie warten und pflegen."

Etampes, 8. Oktober 1870.

Sie pflegt sie auch treulich, die weiße Haidenelke, die sie zusammengedrückt im Notizbuch fand, sie nährt sie mit dem Thau heißer Thränen. Täglich umhüllt gemale küßt sie die Rose — und ein Stückchen abgebrochene Baumrinde.

Und die Geschichte der dritten Tanne spielt sich fort dort oben hinten den matt erleuchteten Fenstern. Eine junge Wittwe beugt sich über eine Wiege — bittere Zähren fallen auf das darin schlummernde Kind hernieder — sie gelten der Waise und dem Gefallenen zugleich. — Und wacht der herzige Kleine mit den süßen, dunkeln Augen — mit „seinen" Augen — auf und fragt, wie er es täglich thut, nach dem Papa, so erzählt ihm die weinende Mutter, daß des Vaters Todestag sei, er liege noch immer draußen bei Orleans unter den Tannen.

„Die bösen Tannen!" weint der Kleine.

Zu eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(33. Fortsetzung.)

Aber so wie die Sache nun lag? — Er mochte nicht denken, um nicht laut aufzuschreien vor Seelenschmerz.

Antonie lebte — und dennoch war sie todt. Sie gingen Beide einher auf der Erde und waren doch auf ewig geschieden, auf ewig getrennt.

Und alle Liebe erwachte mit doppelter Gluth in diesem Augenblicke und drohte ihn zu verzehren. Antonie war ja seine ganze Welt, sein ganzes Glück, sein ganzer Lebenstraum — und nun? Und nun?

Ein einziger, ein schlechter Mensch hatte sie ihm entrissen, um sie moralisch zu tödten, des Gewinnes wegen. Ein einziger Mensch!

Und doch war Antonie die Erste nicht. Schon mehr als Eine versank in die Tiefe dieses Elends durch die Schuld eines Menschen, der seine Stellung mißbrauchte, um arme Geschöpfe in den Abgrund zu stoßen — des schnöden Mammons halber.

Georg hatte schon Vieles gelitten von seiner Kindheit an. Der Fluch des Vaters schmerzte ihn tief, jedoch konnte er hoffen, den ungerechten Vater wieder zu versöhnen. Aber hier — hier? Sein höchstes Glück war für immer verloren.

Er ließ den Schmerz in seinem Innern austoben. Seine ganze Manneskraft setzte er gegen die aufbäumende Qual des Innern und nur von Zeit zu Zeit zuckte es krampfhaft über die schönen marmorbleichen Züge.

Nach einer Weile stand er auf und trocknete die Augen. Wie hätte er auch den Thränen wehren sollen, kämpften doch Schmerz um das Verlorene und Zorn über den Elenden in seinem Innern und ist doch jeder schon genügend, auch dem Manne Thränen auszupressen.

Er ging in das Schlafzimmer zurück.

„Ich werde fortgehen," sagte er mit ruhiger Stimme, „und hoffe Nachricht über Antonie zu erhalten. Von dem, was Du mir anvertraut hast, werde ich nur mit Deiner Einwilligung Gebrauch machen."

Georg wollte gehen.

„Georg," rief die Kranke leise. „Verlasse Antonie, verlasse Ernst nicht, sie stehen Beide bald allein."

„Beruhige Dich, Du wirst wieder genesen; Du warst schon ofima's krank."

„Nein, nein, ich fühle mein Ende nahen. Gieb' mir die Hand, versprich' für sie zu sorgen."

Georg gab der Wittwe die Rechte. Sie zitterte.

„Ich danke," sagte die Wittwe. „Jetzt möchte ich ein wenig schlafen."

Georg eilte hinunter zu den Nachbarn, um eine Wärterin für die Kranke zu besorgen und war auch so glücklich, sehr bald eine gut bekannte Frau zu finden.

Auf seinem Gange zu dem Beamten Korn wollte er bei einem befreundeten Arzte vorgehen und der Wittwe zuschicken. Er konnte sich daher mit Ruhe entfernen und seine Aufgabe, die er sich gestellt, verlor'en. Er allein konnte auch nicht bei ihr sein, ja er würde kaum die Ruhe gehabt haben, in Ungewißheit schwebend, den Krankenwärter zu spielen.

Georg schlug den Weg nach der —straße Nro. 74 ein, um Nachrichaft von dem Beamten über den Verbleib der beiden Mädchen zu fordern. In einer Straße,

Digitized by Google

welche er passiren mußte, fand er die Wohnung eines Arztes.

„Es ist noch früh, ich werde den Mann hoffentlich noch treffen," sagte er zu sich selber.

Er trat rasch entschlossen ein und fand den Dr. Weiner, einen jungen Arzt, noch daheim wenn auch schon zum Ausgange gerüstet.

„Madame Ehrenfried?" fragte der Arzt, nachdem Georg ihn ersucht hatte, so rasch als möglich zu der Kranken zu kommen und ihm Adresse und Wohnung näher bezeichnete.

„Ganz recht," antwortete Georg.

„Hat diese Frau nicht eine bildschöne Tochter?"

Georg nickte zustimmend.

„Mit dem Vornamen Antonie?"

„Woher wissen Sie —"

„Nicht wahr, die junge Dame ist die Verlobte des Herrn Dolomie junior?"

„Mein Herr —"

„Der Verlobte der Dame ist zur Zeit in Düsseldorf, oder wenn ich mich nicht täusche," setzte der Arzt liebenswürdig hinzu, „steht derselbe vor mir —"

„Sie haben recht, Ihr Scharfblick läßt Sie nicht im Stich. Ich beschwöre Sie, wissen Sie etwas Näheres von meiner Braut, ich, d. h. die Familie vermißt sie schon seit drei Tagen?"

„Wenn Sie bis heute Abend gewartet hätten, würde ich Ihnen selbst Nachricht nach der Gärtnerstraße gebracht haben. Die junge Dame ist von einem leichten Unwohlsein befallen in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung und eines eiligen Ganges während eines heftigen Gewitterregens. Im Uebrigen ist sie gesund" — der Arzt nahm hier einen fast feierlichen bedeutungsvollen Ton an — „gesund an Leib und Seele."

„Sie wissen Alles, o mein Gott!"

„Ich bin seit drei Tagen ihr Arzt, aber ich will Ihnen die Vollendung der Kur überlassen. Die Dame bedarf weniger der ärztlichen Behandlung als des kräftigen männlichen Schutzes und dazu sind Sie geeigneter als ich."

Georg hielt dem jungen Arzte beide Hände hin und dieser schlug wacker ein.

„Wie soll ich Ihnen für das Wort danken?" fragte Georg. „Sie geben mir das Leben, ja mehr als das Leben wieder."

„Wollen Sie mir danken," sagte der junge Arzt mit offener, freier Stirn, „so können Sie es. Helfen Sie mir, den Mann zu entlarven, der es wagen kann der Menschheit und den Gesetzen Hohn zu sprechen. Sie wissen, wen ich meine! Wollen Sie?"

„Unsere Absichten begegnen sich. Ich war auf dem Wege, Rechenschaft von dem Menschen zu fordern."

„Da sind wir ja einig. Der Mann hat sein schändliches Spiel lange genug getrieben. Doch kommen Sie. Ich kenne Jemand der Sie erwarten würde, wenn er Ihr Hiersein ahnte, und sie dennoch stündlich erwartet."

Ein Lächeln überflog Georg's Züge.

„Lassen Sie uns ausgehen, aber nicht von einander scheiden. Gestatten Sie mir, mich um Ihre Freundschaft bewerben zu dürfen?"

„Nichts leichter als das," erwiederte der Arzt mit jovialem Lächeln. „Sie nehmen mich später zu Ihrem Hausarzt: ein junger Arzt muß eben auf alle Mittel zum Fortkommen bedacht sein."

Ein ernster Blick aus dem gemüthlichen Auge des Arztes sagte Georg, daß dieser Scherz nur eine Maske sei, unter der sich die Gewährung seiner Bitte verbarg.

„Ich danke Ihnen auch dafür," sagte er und schüttelte ihm die Hand.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander her. Der Arzt bog schließlich in einen sogenannten Hof ein und bat Georg, zuhig zu folgen.

Als sie auf der Diele der kleinen Wohnung standen, die Antonien Schutz gewährte, sagte der Arzt:

„Gedulden Sie sich ein wenig hier draußen, bis ich der jungen Dame mitgetheilt habe, daß Sie angelangt sind. Manche Arzneimittel müssen eben mit Vorsicht gereicht werden."

Aber schon im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thür und Antonie lag an seiner Brust.

„Georg, Georg," rief sie, „Du bist mein Schutz und meine Hülfe, nun ist alle Angst verschwunden. Nun kann kein böser Mensch uns schaden, Du bist ja wieder bei mir. O, wa st Du niemals fortgewesen."

Georg beruhigte die Aufgeregte und auch bald ordneten sich die Flutbwogen ihres Inneren und sie konnte erzählen.

Und sie erzählte.

Sie sagte ihm den Verlust Eva's, die sie todt geglaubt hatten. Sie beschrieb, welchen Eindruck der Brief von Eva auf sie gemacht, wie sie hätte hinmussen, um sie wiederzusehen. Und dann kam sie auf jene Gewitternacht und wie sie hier Hülfe bei der kranken Frau gefunden hatte.

„Ja, ja," schaltete die Alte im Bette ein. „Ich glaubte schon, das Fräulein würde auch krank werden, so aufgeregt war sie am Abend und so bleich und elend am andern Morgen. Ich sagte daher zum Franz er sollte den Herrn Doctor Weiner holen, denn er ist auch mein Arzt."

Georg dankte der Alten für ihre Freundlichkeit der Fremden gegenüber.

Dr. Weiner hatte sich schon, nach der Gärtnerstraße begeben; Georg und Antonie fuhren in einer Droschke nach.

Der Arzt machte zwar ein bedenkliches Gesicht, meinte jedoch, daß Ruhe und Pflege die Kranke, wenn auch langsam, so doch wieder herstellen würden.

Er verschrieb eine beruhigende Arznei und versprach wieder vorzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

• (Von Rosja Sandor), dem ungarischen Helden romantischer Räubergeschichten, erzählen die „F. Lop“ folgende neue Geschichte aus vergangener Zeit: „Während der ersten Barköse fragte man ihn, wie so viele seiner Verbrechen so lange unentdeckt bleiben konnten. Er antwortete: „Weil ich viele Freunde hatte.“ Er hatte ihrer — leider — auch unter den Commissaren und Panduren. Aber ein Congreder Commissar war sein erbitterter Feind und schwur wiederholt, er werde den wilden Bathar schon zu Stande bringen. Rosja Sandor hörte das und mied den Commissar sorglam. Einmal stießen sie plötzlich bei einer Krümmung der Landstraße auf einander. Rosja Sandor hatte nicht mehr Zeit, sein Pferd umzuwenden, und der Commissar hielt ihm eine Pistole entgegen und rief ihm zu: „Ergie dich!“ Doch auch der Räuber zog eine Pistole hervor und feuerte sie in der Luft ab, worauf die zwei Panduren, welche den Commissar begleiteten, aus- und davon ritten. Sie waren Rosja's Freunde. Der Commissar feuerte ab, doch seine Kugel traf nicht. Da ritt Rosja auf ihn zu und richtete seine zweite Pistole gegen die Brust des Commissars. Er preßte lange. Der Commissar fing an zu fluchen: „Schieß', wenn Du willst, Du weißt ja, daß ich Dein Feind bin.“ Rosja dachte ein wenig nach, dann rhte er seine Pistole gegen den Kopf des Pferdes und erschoß dieses. „Räuber,“ schrie der Commissar, „was hast Du g thun, ich habe für das Pferd 300 Gulden gegeben und habe kein Geld, um ein anderes zu kaufen.“ Der Räuber griff nach seiner Brusttasche, nahm daraus 300 Gulden, warf sie als Schadenersatz auf die Erde und — sprengte davon.“

• Im Dresd. „Calculator“ lesen wir folgendes „Bauarbeiter-Gesuch“: Der Herausgeber dieser Blätter, welche mit Nr. 2 bereits eine Auflage von 63.782 Exemplaren erreichten, ist genöthigt, zum Frühjahre ein eigenes Haus für Deuckerei und Redaction zu erbauen. Da der Bau in Loschwitz Statt findet, wohin der Grund- und Bodenschwindel noch nicht über die Elbe gedrungen ist (wahrscheinlich weil keine Brücke von Neu Jerusalem hinüberführt), so sucht er Maurer und Zimmerleute unter folgenden Bedingungen, welche den Leuten die Landarbeit angenehm machen werden: 1. der Mann erhält 3 Thaler Taglohn nebst freier Beköstigung, Bier und Cigarren. 2. Die Arbeiter werden per Omnibus nach dem Bauplatze und von dort nach Hause gefahren. 3. Die Arbeit beginnt früh um 8 Uhr, wo die Leute Kaffee mit Sahne und Zucker erhalten. Wer Thee trinkt, kann sich Milch oder Rum dazu nehmen. Es wird dabei frischer Käsekuchen oder Semmel verabreicht. Wer sich dieselben schmieren will erhält dazu Butter, Gänsefett, Fischthran oder Wagenschmiere, ganz nach Gusto. 4. Von $^1/_2$10—10 wird Thee mit Rum serwirt. Dazu giebt es weiche Eier, Caviar, Sardellen, Cervelatwurst, rohen Schinken und Schweizerkäse. Der Polier liest dabei die „Dresdener Nachrichten“ vor. 5. Von 12—2 Uhr wird zu Mittag gespeist. Hinsichtlich der ländlichen Verhältnisse kann nur Suppe, Rindfleisch mit Gemüse, Braten und Salat, Mehlspeise, Butter, Käse und Brod gegeben werden. Der Mann erhält drei Liter Lagerbier dazu und zum Dessert ein Glas Kümmel oder Cognac. Der Polier liest die „Dresdener Presse“ vor. 6. Von $^1/_4$4 bis 4 wird Kaffee getrunken, wozu frischer Kuchen. 7. Um 6 Uhr ist Feierabend, und wird ein Imbiß von kalem Braten, Wurst, Schinken, Heringe, Bücken oder geräuchertem Lachs gegommen, wozu der Mann drei Liter Lagerbier oder eine halbe Flasche Depp Kümmel erhält. 8. Jeden Morgen werden per Mann 8 Cigarren und $^1/_4$ Pfund Rauchtabak, resp Schnupftabak vertheilt; dazu ein Feuerstein und Schwamm. 9. Von 4 bis 6 Uhr spielt eine Militärkapelle. — Außerdem liegt ein Faß Bier zum beliebigen Gebrauche bereit. — Wir hoffen, daß wir unter solchen Bedingungen die genügende Zahl Arbeiter finden und daß dieselben sich nicht verleiten lassen, zu streiken!

Gemeinnütziges.

• (Vorsichtig.) Aus Gößnitz wird dem „Zwickauer Wochenblatt“ geschrieben: „Wir können nicht umhin, hierdurch einen hier vorgekommenen Fall von Blutvergiftung durch Stahlfedern zu veröffentlichen, um zu beweisen, wie vorsichtig man mit deren Gebrauch umgehen muß. Ein hiesiger Bahnbeamter stach sich kürzlich beim Schreiben mit einer Stahlfeder in die Hand, er beachtete die Verletzung weiter nicht, bis nach 18 Stunden der ganze Arm bis an das Achselgelenk vollständig angeschwollen war. Der nunmehr herbeigerufene Arzt constatirte eine durch den Stich der Feder verursachte Blutvergiftung, welche jedoch, da die Hilfe glücklicherweise rechtzeitig kam, für den Patienten ohne schlimme Folgen blieb. Es dürfte dieser Fall geeignet sein, namentlich die Schuljugend, welche sich jetzt allgemein der Stahlfedern bedienen, auf das Gefährliche einer derartigen Verletzung hinzuweisen.“

• **Zweisylben-Räthsel.**

Die erste ist, wer dem Ganzen traut,
Die zweite ist ein Geschenkwort,
Und wer das Ganze von Fern nur schaut,
Der macht sich links und rechts fort!

• **Rechnen-Aufgabe.**

Von 1 bis 13 so zu setzen, daß, wenn man die 2. Zahl jedes Mal streicht und immer die gestrichene Zahl hinten anreiht, die Reihenfolge von 1 bis 13 erscheint.

• Auflösung des Räthsels in Nr. 7:
Der Schauspieler.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Kohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 9. Kaiserslautern, 29. Januar 1873.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von J. Stelzmann.

(32. Fortsetzung.)

„Wenn ich sollte erhalten b'eiben," sagte die Wittwe, „will ich es als eine große Gnade ansehen und versuchen, das wieder gut zu machen, was ich verbrach, und büßen, so viel Zeit mir noch dazu gegeben ist. Nur Eins versprecht mir: Verachtet mich nicht so ganz, denn ich war in den Händen jenes Mannes, der meine Lage, meine Verwirrung benutzte, um mich für immer in seiner eisernen Faust zu halten."

„Wir wollen vereint versuchen, die Schuld zu tilgen," sagte Georg. „Dem ernstlich Wollenden steht auch das Glück zur Seite. Die Hauptsache ist jedoch die Genesung. Später wollen wir mehr darüber reden."

Antonie war bei diesem Gespräch nicht zugegen und Georg legte der Mutter Schweigen auf.

„Im Hause Dolomie sah es traurig aus.

Herr von Sejour fiel ab wie ein Schatten, die Kräfte schwanden immer mehr: er konnte sich kaum vom Stuhle erheben und mußte, wenn er gehen wollte, vom alten Jean unterstützt werden wie ein kleines Kind.

Der alte Herr Dolomie sagte wenig und zeigte sein ruhig lächelndes Gesicht nach wie vor, aber er sah den Tod des Schwiegersohnes täglich, stündlich vor Augen. Er hätte viel, sehr viel für die Rettung des Herrn von Sejour gegeben, nicht gerade, daß er ihn besonders liebte und werthschätzte, nein, ein anderes beunruhigendes Moment kam dazu, welches ihn sehr trübe stimmte und sehr beunruhigte.

Dieser Umstand war das Verhalten Leopoldinens.

Je mehr Herr von Sejour dahin schwand, um so mehr lebte sie auf. Ihre Putzsucht nahm überhand, sie schmückte sich mit den kostbarsten und gewähltesten Sachen, als wenn sie sich für den Bräutigam in das vortheilhafteste Licht setzen wollte und nicht den Tod des angetrauten Gatten erwartete.

Sie beanspruchte bedeutend größere Summen für ihre Toilette, als dies jemals der Fall gewesen war, sie bestürmte die Kasse des Vaters auf alle mögliche Weise. Wenn der alte Herr Dolomie auch zuweilen den Kopf schüttelte, so wußte sie ihn mit allerlei Schmeicheleien zu besänftigen.

Sie mußte viel Geld auftreiben, denn Benvenuto gebrauchte viel Geld.

„Es hat das Alles ein Ende, wenn mein jetziger Gemahl todt ist," sagte sie sich, „und Benvenuto seinen Platz eingenommen hat. Dann ist er Herr des Vermögens und ich habe keine Sorgen um ihn."

Trotz der zunehmenden Krankheit des Gatten, fuhr sie nach wie vor zu dem Gartenhause außerhalb des Thores.

Noch Jemand im Hause merkte, daß nicht Alles so war, wie es hätte sein sollen. Dies war der alte Jean. Und als er zufällig gar eine Photographie des ihm noch wohlbekannten Italieners auf dem Schreibtisch der jungen Frau fand, da schüttelte er den Kopf und sagte:

„So mußte es kommen. Der junge Herr Georg sagte: Jean, ich wollte, daß ich meiner Schwester stets zur Seite stände, um sie vor Gefahren bewahren zu können. Ich fürchte, daß sie einst mit sehenden Augen in ihr Unglück rennen wird. Und nun ist das Unglück da, denn der verdammte Italiener ist das Unglück."

Der alte Hausarzt des Hauses Dolomie konnte sich die Krankheit des Herrn von Sejour nicht zusammenreimen. Sein Latein war so gut wie zu Ende, denn keines seiner Mittel schlug an und ein wirkliches Rückenmarksleiden, wie es im Buche steht, wollte sich nicht entwickeln.

Er verfiel daher auf die Auskunft noch einen Arzt hinzuzuziehen und zwar einen jüngeren Arzt, der in der modernen Wissenschaft bewandert war und neue Anschauungen, neue Kenntnisse besaß, von denen man zu seiner Zeit noch keine Ahnung gehabt hatte.

Seine Wahl fiel auf den jungen, aber als sehr gelehrt und tüchtig bezeichneten Dr. Weiner.

Dr. Weiner kam.

Er untersuchte seinen Patienten sehr lange und sehr genau. Als er hiermit zu Ende, zog er sich mit dem älteren Arzte zurück.

„Nun, Herr College, was sagen Sie dazu?" fragte dieser.

„Es liegt eine Vergiftung vor," antwortete der Gefragte ruhig.

Der Hausarzt prallte zurück.

„Nicht möglich," rief er, „in diesem Hause. Dann müssen wir sofort ein Brechmittel geben und das Gift aus dem Körper schaffen."

„Hier nützt kein Brechmittel mehr," erwiederte Dr. Weiner. „Das Gift ist schon derartig in den Körper übergegangen, daß es Störungen des Gesammtorganismus hervorgerufen hat, die schwer wieder zu redressiren sind. Das Gift selber ist schon längst aus dem

Digitized by Google

Körper entfernt, es hat jedoch seine Folgen zurückgelassen."

„Aber welches Gift kann das sein?"

„Es ist die rückwirkende Kraft des Arseniks, der gleichzeitig mit einem oder mehreren Pflanzengiften zusammen verabreicht worden ist. Einzelne Pflanzengifte und Arsenik wirken zusammengemischt fast gar nicht auf den Körper; erst nach längerer Zeit tritt die Wirkung des einen oder des anderen Giftes in langsam verheerender Weise auf. Die Abmagerung, die Angst, der Durst und die quälenden inneren Schmerzen sind die Wirkung des dem Körper nach und nach beigebrachten Arseniks, die plötzliche geistige Erregtheit, das Erblicken von Nachtgespenstern, jene schrecklichen Hallucinationen deuten wieder auf ein neben dem Arsenik gereichtes Gift, wie z. B. Belladonna oder wahrscheinlicher Stramonium und Hyoscyamus. Beide Gifte streiten miteinander um die Oberherrschaft und der Mensch geht bei diesem Kampfe zu Grunde: er ist das Schlachtfeld, das zwei feindliche Armeen zertreten."

Der alte Hausarzt hörte aufmerksam zu und sagte dann nach einer Pause des Nachdenkens: „Sie scheinen mir vollkommen Recht zu haben, jetzt ist es auch an Ihnen, geeignete Heilmittel in Vorschlag zu bringen."

„Zunächst," sagte Dr. Weiner, „wäre es sehr wünschenswerth, wenn wir wissen könnten, welches Gift und in welchen Dosen es gegeben wurde; im übrigen bleibt nur ein Mittel übrig: wir müssen den alterirten Nerven neues Blut zuführen und durch gesundes Blut dem Körper aushelfen."

Sie ließen Herrn Dolomie ersuchen, sich zu ihnen zu bemühen, um ihn als Herrn des Hauses zur Erledigung des ersten Punktes zu veranlassen.

Herr Dolomie erschien mit dem gewöhnlichen milden Lächeln.

Er machte eine höfliche, feine Verbeugung und sagte fragend: „Ich hoffe, daß es den Herren gelungen ist, den Sitz der Krankheit zu ergründen und dadurch auch ein Heilmittel gefunden zu haben."

Dr. Weiner nahm das Wort:

„Wir wissen allerdings die Ursache der räthelhaften Krankheit, allein es wird uns schwer, Ihnen dieselbe mitzutheilen, da uns die Tragweite dieser Mittheilung noch durchaus unbekannt ist."

„Ich bitte Sie, meine Herren," sagte Herr Dolomie, „Sie erschrecken mich. Welche Ursache die —"

„Ihr Herr Schwiegersohn ist vergiftet —"

„Vergiftet? Mein Gott! Vergiftet!"

Herr Dolomie brach zusammen. Der Hausarzt fing ihn in seinen Armen auf und führte ihn zu einem Fauteuil, auf den er ihn sanft niedergleiten ließ.

Herr Dolomie schloß die Augen, wie ein Mensch, der eine unabwendbare Gefahr nahen sieht. Das Lächeln war verschwunden und kalte Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Der Hausarzt eilte hinaus, um einige Hoffmannstropfen besorgen zu lassen.

Dr. Weiner und Herr Dolomie waren allein.

Der Letztgenannte schlug die Augen auf.

„Mein Schwiegersohn ist vergiftet?" fragte er langsam und systematisch.

„Und man kann das Gift nachweisen?"

„Das Gift nicht, aber die Sektion kann die krankhafte Veränderung der Organe erkennen und den Einfluß eines Giftes constatiren lassen."

„Weiß außer Ihnen sonst noch Jemand von dem — dem Gifte?"

„Außer uns? Nur der Mörder."

„Gibt es ein Mittel der Rettung?"

„Bestimmt läßt sich nichts vorher behaupten, der Erfolg unserer Kur ist ein sehr zweifelhafter."

Herr Dolomie blickte wie in's Leere starrend vor sich hin.

„Haben Sie keinen Verdacht auf Jemanden?"

„Ich habe nicht die Ehre, Ihre Familie und die Personen, welche in Ihrem Hause aus- und eingehen, zu kennen und kann daher in dieser Beziehung gar kein Urtheil abgeben. Eben zur Ermittlung des Thäters machten wir Ihnen die Mittheilung, indem wir es für unsere Pflicht erhalten, das Verbrechen und den Verbrecher an das Tageslicht zu ziehen."

„In meinem Hause giebt es keine Verbrecher," sagte Herr Dolomie mit Stolz und Nachdruck.

„Dann suchen wir den Thäter, wo wir ihn finden können, denn jedes Verbrechen muß bestraft werden."

Herr Dolomie lächelte wieder.

„Aber ich habe nicht gerne, wenn die Firma mit derartigen Beheiligungen in dem Munde des Publikums herumgetragen wird. Ich denke Sie schweigen. Sehen Sie alle Mittel daran, meinen Schwiegersohn zu retten und ich werde Sie fürstlich belohnen."

Dr. Weiner richtete sich stolz auf.

„Mit Gold läßt sich kein Leben zurückkaufen und kein gebrochenes Herz wieder heilen."

Ein freudiger Gedanke schien ihn plötzlich zu erhellen, es glitt wie ein heiterer Blitz über seine Züge.

„Vielleicht schweige ich," sagte er.

„Und der Preis?"

„Den werde ich seiner Zeit nennen."

Der Hausarzt kam mit den Hoffmannstropfen, welche nun unnöthig geworden waren, denn der Herr Dolomie hatte sich bereits wieder erholt.

Die beiden Aerzte sprachen ein Näheres über die einzuschlagende Kurmethode. Diese bestand darin, dem Patienten unvergiftetes Blut von einem gesunden Menschen in die Adern zu flößen.

„Wer aber wird sein Blut hergeben?"

„Ich werde Jemanden mittheilen, von dessen Gesundheit und Bereitwilligkeit ich überzeugt bin," sagte Dr. Weiner.

Die Operation war auf vier Uhr des Nachmittags angesetzt.

Leopoldine war am frühen Morgen schon nach einer Freundin gefahren, bei einer anderen Bekannten

Digitized by Google

wollte sie essen und am Abend ihre gewohnte Spaziertour nach dem Gartenhäuschen machen.

Ihr graute, in dem Hause zu bleiben, denn heute war der Tag, an dem ihr Gemahl nach der Berechnung des Italieners sterben mußte.

Sie konnte ihn langsam hinwelken sehen, weil sie ihn hatte, aber sie vermochte nicht in seiner Nähe zu sein, wenn er sterben sollte. Sie konnte die Katastrophe herbeiführen, aber vermochte nicht, das Ende derselben ruhig anzusehen.

Sie fürchtete sich zu verrathen!

Auch schlug ihr das Herz unruhiger als je. Noch war sie sich selber nicht bewußt, was sie eigentlich gethan, als sie ihrem Gatten die tödtlichen Tropfen gab.

„Die paar Tropfen können nicht schaden," sagte sie leichtsinnig. „Er wäre vielleicht so wie so krank geworden."

Ihre Freundin fand sie etwas sehr zerstreut und einsilbig. Sie fuhren aus, um Kleiderstoffe zu besehen. Leopoldine ließ sich Trauerzeuge zeigen.

„Mein Gemahl ist sehr krank, wer weiß, ob ich dergleichen Stoffe nicht sehr bald nothwendig habe."

Auch das Mittagessen schmeckte ihr nicht. Dazu kam, daß ihre Freundin ihr aus der Zeitung eine Mordgeschichte vorlas. Sie hörte nur ein Wort aus der Geschichte heraus. Dieses Wort hieß: „Mörderin."

„Mörderin!" zischelte es ihr überall in die Ohren. „Du bist auch eine Mörderin!"

(Fortsetzung folgt.)

Der brave Eckensteher.

In Berlin werden die Leute, die Einem Etwas tragen, Eckensteher genannt, weil sie oft an den Straßenecken stehen und auf Verdienst warten; neuerdings aber heißt man sie, glaube ich Dienstmänner. Da hat kürzlich einer dieser Eckensteher einen Streich gemacht, der Einen nicht nur lachen macht, sondern Einem auch im Herzen wohlthut.

Auf einer der gangbarsten Straßen von Berlin bekam ein armer fremder Mensch einen Anfall von der Fallsucht oder „fallende Krankheit," wie man das entsetzliche Uebel auch nennt. Bald sammelte sich ein Haufe Neugieriger um den armen Leidenden, der auf der Erde lag und erschrecklich schlug und zuckte; aber keiner dachte daran, ihn von der naßkalten, kothigen Straße aufzuheben und unter ein Obdach zu bringen.

Da tritt ein reichgekleideter, dicker Herr hinzu, sieht den Unglücklichen und spricht in einem Tone, als hätte er der halben Welt zu befehlen: „So schafft doch den armen Menschen in ein nahes Haus! Mit dem Gaffen ist's nicht gethan! Rasch!"

„Det soll jleich jeschehen, schönster Herr," sagte darauf ein Eckensteher, der eben herzugekommen war, „obersicht anders nich, als wenn Se dabei bleiben!"

„Wozu das?" fragt trotzig der vornehme Herr.

„Det will ick Ihnen offenbaren, schönster Herr," fährt der Eckensteher fort," unser eens hat keene Stimme nich in einem fremden Hause. Is obersicht so een schöner Herr dabei, der so fein det Commando führt, wat die jemeenen Leute aus purer Barmherzigkeit thun sollen, so jeht's jleich besser!"

„Nun so macht nicht lange Federlesens und packt an!" sagt der Herr. Der Eckensteher packt nun vorsichtig den Kranken und trägt ihn in ein nahes Haus. Auf des Herrn Ersuchen gestattet es der Hausbesitzer nicht nur, sondern bringt auch mancherlei herbei, um dem Armen zu helfen, der sich auch bald wieder erholt.

Hierauf will der Herr weggehen. „Halten Se jefälligst!" ruft der Eckensteher; „schönster Herr, unser eens lebt vom Verdienste. Sein Se so jut und jeben Se mich meinen Verdienst. Se haben befohlen und ick jehorcht!"

Der Herr mißt den Eckensteher mit stolzem Blick und sagt: „Am Ende soll ich Euch für eine Handlung bezahlen, die ihr von selber hättet thun sollen? Was geht mich der fremde Mensch an?"

„So?" ruft der Eckensteher lachend aus. „Ick meente der Kranke jinge Se viel an, weil Se sich so für ihn annahmen! Sehn Se obersicht mal meinen Armschild an. Ick bin Nummero 70, und habe auf der Polizei jelobt, überall zu Dienst zu sein, wo Jemand nich selber zujreifen mag. Ne, schönster Herr, so jeht et nich! Se zahlen fünf Jroschen Kurrant, dann is et jut!"

Schon fing die stets wachsende Anzahl der Umstehenden an, ein lautes Gelächter auszubrechen über die komische Miene des Eckenstehers, und der dicke Herr mochte denken: Mach kurzen Prozeß, und gieb's dem Schlingel! Er zog einen schweren Beutel und reichte ihm zehn Groschen.

„Det is schönerös," sagte der Eckensteher, „uf Ehre schönerös, ick bedanke mir schönstens." Als er aber merkte, daß sich der Herr formachen wollte, faßte er ihn am Arm und sagte: „Ne, ne, schönster Herr, so jeht's nich! Haben Se nun bezahlt, so sollen Se ooch noch eenen Ogenblick verweilen, bis det Schauspiel zu Ende is!"

Hierauf bückte er sich zu dem Kranken, reicht ihm die zehn Groschen und sagt: „Siehste, det jibt dir een armer Eckensteher, der sieben Kinderchens hat; nu wollen wir mal sehen, wat die Andern thun!"

Alle die zugegen waren, standen betroffen, aber einen Augenblick später brachen sie in lauten Jubel über die schöne That des Eckenstehers aus. Jeder gab dem Armen nach Kräften und selbst, von dem schönen Beispiele ergriffen, darüber hinaus. Auch der dicke Herr griff tüchtig in den vollen Geldsack und zählte nicht, was er dem Armen in die Hand gab; des Eckenstehers That hatte sein Herz bewegt. Auch ihm wollte er geben für seine „sieben Kinderchens," — aber als er sich nach ihm umsah, hatte er sich stille davon gemacht.

„Und das war ein Samariter!" — „Gehe hin und thue deßgleichen!"

Digitized by Google

Feuilleton.

(Eingesandt.)

* Pelten.

Pelten geht bei großer Kält'
In die Stadt durch's Winterfeld.
Händ und Füße sehr in frieren,
Wenig mag's ihn nicht geniren.
Und er sinnet hin und her
Wie es eigenthümlich wäe',
Daß Gott, der alles wohl bestellt,
So in seiner Sach' gefehlt,
Daß im Winter, wo's schon kalt,
Er läßt frieren. Und alsbald
Fiel ihm der Gedanke ein:
„Könntest du doch Gott 'mal sein."
Pelten sprach mit klugem Lachen:
„Warm wollt ich's im Winter machen,
„Die andere Regel ist etwas alt,
„Im Sommer würd' ich's machen kalt."

W. H.

---

* (Zu den Chignons) liefert der nachstehende Fall einen interessanten Beitrag: „Eine Dame der mittleren Stände liebte es, wie viele ihrer Schwestern, ihr an sich recht hübsches Haupt durch einen Wulst falscher Haare von zweifelhafter Herkunft zu verunstalten und hatte dabei die Angewohnheit, mit diesem Thurm zu Bette zu gehen. Vor einigen Jahren nun begann die Genannte an sogenanntem „Kopfreißen" zu leiden, das sich nach und nach bis zu einem Grad steigerte, welcher Aerges befürchten ließ. Kein Arzt konnte helfen — das Uebel wuchs mit Unterbrechungen gradatim zur stetigen Plage an und verbitterte der jungen Frau das Leben derart, daß ihre Bekannten in ihr nicht die Jugendgespielin wieder erkennen wollten. Vor einem halben Jahre endlich kam ein Heilgehülfe auf die Idee, der Dame das Tragen von falschen Haaren und ganz besonders des Nachts zu untersagen und versprach sich von der strikten Befolgung seiner Vorschläge die vollständige Herstellung der Patientin. Trotz Achselzucken und Lachen Vieler, die von der sonderbaren Idee gehört hatten, scheint es, als ob der Mann das Richtige getroffen hat; die Dame fühlt seit 3 Monaten ein Abnehmen der Kopfschmerzen und befindet sich heute bereits wieder im Besitze ihrer alten Heiterkeit.

* „Jetzt werde ich aber ganz gewiß heirathen," sagte ein bis dahin unverbesserlich gebliebener Hagestolz zu seinem verheiratheten Freunde, während er eifrig nähte. „Zwanzig Minuten lang nach der Uhr habe ich mich abgemüht, die Nadel einzufädeln, und in dem Augenblick, wo es mir gelungen war, kam der Faden wieder heraus. Endlich setzte ich es durch und nachdem ich nun den Knopf recht sauber und fest angenäht habe, sehe ich, daß ich ihn auf die verkehrte Seite gethan habe, und muß nun die ganze Arbeit noch einmal von vorn anfangen."

* Als eine Merkwürdigkeit erwähnt eine amerikanische Wochenschrift das Faktum, daß im vorigen Jahr tausend Faß Cincinnatier Lager-Bier nach München exportirt wurden und daß das Cincinnatier Getränk dort theurer verkauft wurde, als das beste bayerische Bier. (?)

* Ein hervorragender französischer Arzt hat eine „Warnung für Cigaretten-Raucher" veröffentlicht, worin er denselben aus Gründen, die er angibt, voraussagt, daß sie, ehe sie fünfzig Jahre alt sind, sich die Schwindsucht zugezogen haben.

Gemeinnütziges.

* (Frostsalbe des Pfarrers Wahler in Kuppenzell.) Die kgl. württ. Regierung sah sich veranlaßt, die Vorschrift zu diesem Geheimniß jenem Geistlichen abzukaufen und zum Gemeingute bekannt zu machen. Die Bereitung ist folgende:

Man nehme: Hammelstalg, Schweinefett, von jedem 24 Loth, Eisenoxydhydrat 4 Loth.

Dieses wird in einem eisernen Gefäße unter fortwährendem Umrühren mit einem eisernen Stäbchen so lange gekocht, bis das Ganze schwarz geworden ist, und alsdann bald erkaltet hinzugefügt: Venetian. Terpentin 4 Loth, Bergamottöl 2 Loth, Armenischer Bolus 2 Loth. — Letzterer wird vorher mit etwas Oliven-Oel gerieben und nun das Ganze genau und sorgfältig gemischt. Auf Leinwand oder Charpie gestrichen, werden die kranken Stellen täglich einigemal damit belegt und ist dieses Mittel namentlich bei höchst schmerzhaften offenen Frostgeschwüren von ausgezeichneter Wirkung.

Ein anderes Mittel ist folgendes: Schweinefschmalz 2 Loth, Kreosot 2 Tropfen, Bleiessig 6 Tropfen, Opiumextract 2 Gran, Eisenoxydhydrat 10 Gran, werden nach den Regeln der Kunst auf's innigste gemischt und Morgens und Abends die leidenden Stellen damit eingerieben.

Buchstaben-Räthsel.

Meister war bereinst das Ganze
In der Freundschaft schwerster Kunst;
Kürzest du das Wort am Schwanze,
Hat es minder deine Gunst.

Wenn dem ganzen Kopf dazegen
Vornen es am Kopfe fehlt,
Wird der Mann wohl allerwegen
Selbst den Besten beigezählt.

Zweisylbig.

Die Erste für den, der hoch hinaus will,
Der höher hinauf als das höchste Haus will;
Die Zweite für den, der fleißig sein will;
Das Ganze für den, der tief hinein will.

Verantwortlicher Redakteur S. Liedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 10. Kaiserslautern, 2. Februar 1873.

* Land in Sicht.

Vom Mastkorb schallt das frohe Wort,
Schnell wälzt sich's durch die Massen fort,
Und aller Augen blitzen hell,
Von Lipp' zu Lippe tönt es schnell:
„Land in Sicht!"

Nach langer Reise Ungemach,
Nach manchem bitt'ren Weh und Ach,
Gar manchem kranken Angesicht
Bracht wohl dies Wort Genesungslicht:
„Land in Sicht!"

Viel tausend Meilen weit vom Land,
So weit von seiner Heimath Strand,
Gar manchem Herz der Muth gebricht,
Und immer will erschallen nicht:
„Land in Sicht!"

Nun endlich scholl das frohe Wort,
Von Mund zu Munde wälzt sich's fort:
Amerika, das Land in Sicht,
Den soll dies Wort erfreuen nicht:
„Land in Sicht!"

Gedrängt an Bord steh'n Mann und Weib,
Es ist kein müß'ger Zeitvertreib.
Es ist ein hehrer Augenblick,
Das Ungemach tritt schnell zurück
Vor „Land in Sicht!"

Vergessen ist nun alle Noth,
Vergessen selbst der nahe Tod,
Ist doch Amerika in Sicht,
Und jubelnd jedes Herz nun spricht:
„Land in Sicht!"

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von **J. Steinmann.**

(35. Fortsetzung.)

Es hielt sie nicht lange. Sie mußte hinaus zum Gartenhause: er, er nur allein konnte Ruhe schaffen.

Sie mußte lange warten, ehe er kam. Von Minute zu Minute stieg ihre Unruhe. Als sie endlich den wohlbekannten Schritt hörte, ward sie sich dem Geliebten heftig in die Arme. „Ich habe keine Ruhe als bei Dir," flüsterte sie. „Heute ist der Tag —"

„Heute ist der Tag," sagte Benvenuto. „Mit den sinkenden Strahlen der Sonne erlischt auch sein Leben."

Sie blickten Beide in die Sonne, die langsam unterstinkend sich in einer langen Bank dichter grauer Wolken verbarg.

Ein kalter Lufthauch durchrauschte die Silberpappeln und strich zischend durch die dunkle Taxushecke.

„Mich friert," sagte Leopoldine.

„Der Wind ist kalt, wir wollen hineingehen."

„Das war nicht der Wind, das war seine Seele, die mich anklagt!" rief sie plötzlich mit angstgellender Stimme. „Ich bin eine Mörderin, eine Mörderin!"

Von Gewissensqualen gefoltert sank sie zu Boden.

„Mache ihn wieder lebendig. Du hast mir das Gift gegeben. Warum mußte er sterben? Er verklagt mich oben im Himmel."

Und wieder rauschte der Wind in den Zweigen.

„Hilf mir," rief sie entsetzt, „er kommt um sich zu rächen."

Benvenuto geleitete die Geängstete in das Haus, aber es gelang ihm nicht, sie zu beruhigen.

„Gieb Dich zufrieden," sagte er, „wir sind nun frei."

„Nein, nein," rief sie, „der Entsetzliche ist jetzt immer bei mir und flüstert mir zu, daß ich ihn gemordet habe. Hilf mir, mache ihn wieder lebendig."

Der Wagen fuhr wieder vor.

Es blieb Benvenuto nichts übrig, als dem Kutscher zu sagen, daß seine Herrin unwohl sei und er ihm helfen möge, sie in den Wagen zu heben.

Als der Kutscher mit seiner erkrankten Herrin heimfuhr, murmelte er: „Den Herrn kenne ich noch. Mich wundert nur, daß der Haus- und Leibarzt geworden ist."

XVII. Kapitel.

Wahre Ehre.

Das Leben des Herrn von Sejour schien von Stunde zu Stunde zu schwinden. Im Anfange der Vergiftung zeigten sich nur hin und wieder krankhafte Erscheinungen, allein jetzt schien die Kraft des Körpers gebrochen und der Widerstandslose erlag dem teuflischen Gifte.

Der Körper des Unglücklichen war total abgemagert, die Haut hatte die Farbe des Pergaments. Die Haare fielen von selber aus und die Augen glühten unheimlich.

Es war ein Bild des Jammers, den einst so lebhaften, frauenbegehrten Roué zum Scelett heruntergebracht in den weißen Kissen liegen zu sehen. Es war entsetzlich, wenn sein Geist sich aufbäumte, wenn er leben, viel und gern leben wollte und wenn der vergiftete Körper schwer auf ihm lastete wie Blei und in keiner Bewegung dem Willen gehorchte.

Digitized by Google

Bald war der Kranke kleinmüthig und verzagt, klagte ſich als einen Sünder an und verlangte geiſtlichen Troſt. Dann wieder ſpottete er und geberdete ſich wie ein Teufel, je nachdem das eine oder andere Gift die Oberhand bekam. —

Dr. Weiaer hatte Alles zur Transfuſion des Blutes hergerichtet und widmete ſich ganz und gar der geheimnißvoll geſchäftigen Thätigkeit der Operation, die durch Nichts geſtört werden darf, weil ein leichtes Verſehen die ſchlimmſten Folgen nach ſich ziehen kann.

Er erwärmte das Waſſer, welches die Gefäſſe, in denen das Blut aufgefangen werden ſollte, warm hielt, auf die Temperatur des Blutes. Er probirte den Gang der Transfuſionsſpritze und breitete die zum Aderlaſſe und Verbinden nothwendigen Inſtrumente in gewiſſer, praktiſcher Reihenfolge aus.

Herr Dolomie wollte der Operation beiwohnen.

Die Aerzte geſtatteten den Wunſch.

Zunächſt ließ man dem Kranken zur Ader. Ein dickes, ſchwarzes Blut entquoll dem Arme in ſchwerem Strome.

Dr. Weiner ſchien ein ſolches Blut erwartet zu haben, denn er nickte wie beſtimmend, als er die erſten Tropfen hervordringen ſah.

„Nun iſt's genug," ſagte er und verband die Wunde, um nach einer Pauſe, in der dem Patienten ein wenig Rothwein gereicht wurde, die Canäle des Transfuſionsapparates in der Ader zu befeſtigen. Auch dieſe Manipulation gelang.

„In kurzer Zeit," ſagte der Doctor Weiaer erſtaunt, „werden wir wiſſen, ob unſere Kunſt den Feind überwinden wird, oder ob jener ſiegt. Haben Sie noch irgend welche Mittheilungen zu machen, die Ihnen von Wichtigkeit erſcheinen?"

„Nein," ſagte Herr von Sejour, der ſich nach dem Aderlaß bedeutend erleichtert fühlte, „mich ärgert nur, daß ich die Welt nicht mehr ſo genießen kann, wie ich möchte. Rettet mein Leben, damit ich mir es nachher bequemer machen kann als in der kalten Erde."

Dr. Weiner konnte eine Miene des Widerwillens nicht unterdrücken. Auch Herr Dolomie verbarg ſeine Indignation und Ueberraſchung nicht. Er hätte eine ſolche Seelenrohheit Angeſichts des Todes nicht für möglich gehalten.

„Gut," ſagte Dr. Weiaer, „wir werden beginnen. Ich habe einen Freund mitgebracht, der gerne ſein Blut für die Familie Dolomie hergiebt und der verſchwiegen ſein wird, weil ihm die wahre Ehre des Hauſes Dolomie ſehr am Herzen liegt."

Der Doctor ging, um nach wenigen Minuten mit ſeinem Freunde wieder einzutreten.

Herr von Sejour ließ einen lauten Angſtſchrei aus, als er den erblickte, der ihn mit ſeinem Herzblute retten wollte und verbarg ſein Antlitz in den Kiſſen.

Herr Dolomie ſah den, der die Ehre des Hauſes und der Familie erhalten wollte, mit entſetzten Augen an.

Dieſer Retter in der Noth war — Georg, Georg der Verſtoßene, der Mißhandelte, der Tiefgekränkte.

Da ſtand er, feſt und ruhig wie immer, aber in ſeinem Auge ſchimmerte es wie tiefe Trauer.

„Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren," mahnte der Hausarzt, der Herrn von Sejour beobachtete, „der Kranke ſtirbt uns ſonſt in den Händen."

Dr. Weiner entblößte den kräftigen Arm Georg's und ſetzte ſchon die Lanzette auf die vorbereitete Ader, als der Kranke rief:

„Haltet ein, haltet ein! Laßt mich Elenden ſterben — Georg. Du weißt nicht, was ich that. Ich habe Dich verkauft und verrathen, ich habe Deine Braut um ihren guten Ruf bringen wollen, ich habe den Haß Deines Vaters geſchürt, ich habe — o mein Gott, o mein Gott — ich habe Dir das Edelſte nehmen wollen, was Du wohr und innig beſitzeſt, ich wollte Deine Braut dem Laſter in die Arme jagen und war es ſelbſt, der —"

„Genug, genug," rief Georg.

„Aber ich ſchwöre es, ein Gott hat ſie beſchützt und bewahrt. Ich allein bin doppelt ſchuldig. Behalte Dein Blut, Georg, und laß mich ſterben."

Herr Dolomie ſaß ſprachlos da, nur einen Blick warf er auf Georg, einen einzigen, bittenden Blick.

Georg erwiederte dieſen Blick.

„Schlagt zu!" ſagte er zu dem Arzt und in demſelben Moment ſprang ein purpurner Strahl in die erwärmte Kryſt Uſchaale.

Herr von Sejour lag da wie ein Sterbender, das Leben wollte erlöſchen.

Ruhig und ſicher ſetzte Dr. Weiner den mit Blut gefüllten Apparat an und begann das geſunde Blut langſam in die Ader des Vergifteten hineinzupreſſen.

Schon nach wenigen Minuten öffnete der Kranke die Augen.

„Wie haben Hoffnung," flüſterte Dr. Weiner und winkte den Anweſenden, ſich zu entfernen, um dem Patienten Alles aus dem Wege zu räumen, was ihn aufregen konnte.

Herr Dolomie und Georg leiſteten dieſem gerechten Wunſche augenblickliche Folge und verließen das Krankenzimmer.

Georg ließ den Vater ehrerbietig vorausſchreiten und folgte ſtill und ſchweigend.

Nun waren ſie wieder unter einem Dache vereinigt, Vater und Sohn, ſie ſahen ſich von Angeſicht zu Angeſicht — aber Keiner von ihnen ſprach ein Wort. War es Scham, die Herrn Dolomie das Wort auf der Zunge erſterben ließ?

Oeffnete Georg die Lippen nicht, weil ſein Herz empört war, weil das Vergangene vor ihm auftauchte?

Herr Dolomie ſchritt auf ſein Zimmer zu, Georg ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen und wandte ſeine Schritte der großen, mit Teppichen belegten Marmortreppe zu, die in das Parterre des Hauſes führte.

Die Sonne ſandte ihre letzten Strahlen gegen das bunte Glasfenſter der Vordiele, ein Tag ging wieder zur Rüſte

Digitized by Google

und die Nacht wollte hereindämmern. Sollte dieſe Nacht ſich wieder über den alten Unfrieden ſenken, über die alte Unverſöhnlichkeit?

Alter Mann, das iſt doch Dein Sohn, Dein Fleiſch und Blut, das vor Dir ſteht in jugendlicher Friſche und männlicher Schöne. Er ſieht bleich aus, denn er gab von ſeinem Herzblute für Deine Ehre, für die Ehre der Familie, der Firma, aus denen Du ihn ausgeſtoßen, weil er menſchlich fühlte, menſchlich dachte und das Gebot der Liebe höher ſtellte, als die verſchrobenen Geſetze falſcher Ehre!

Und er kommt wieder, er verzeiht dem, der auf dem Todbette ſeine Sünden eingeſteht, ſeine ſchrecklichen Sünden: Meuchelmord an gutem Namen und Seelenmord. Der Gekränkte verzeiht — weil er edler, beſſer iſt als Du und Deine übrige Familie, die auf Ruf, Namen und Ehre pocht, ohne deren geiſtig werth und würdig zu ſein.

Herr Dolomie hört nicht auf die Stimme des Gewiſſens — er hat ſein Wort gegeben — er kann die Hand nicht zur Verſöhnung reichen — was würden Winteberg und Comp. von ihm ſagen, was würde die Börſe von ihm und der Firma halten, wenn er ſein Wort bräche? Nein, er kann es nicht.

Georg warf einen einzigen langen Blick auf den alten Mann. Was mußte der arme Mann in der letzten Zeit gelitten haben, wie ſchaute er trübe und matt aus.

Er war gebrochen von tiefem Seelenweh und man ſah, wie Wille und Selbſtbeherrſchung vergebens gegen die Schwäche anzukämpfen ſuchten.

Und dieſer alternde Mann war ſein Vater. Gewiß, dieſer alte Mann hatte ihn gequält und tyranniſirt von Jugend auf und dennoch war das Gefühl der kindlichen Liebe nicht erloſchen.

Es konnte nicht erlöſchen, weil Georg's Gemüth zu edel, zu treffich war, als daß dies Gefühl je hätte daraus ſchwinden können.

Er liebte die ganze Welt, er hätte gerne alle Menſchen glücklich gemacht, wenn es in ſeinem Vermögen geſtanden hätte und er mit der weiten Bruſt für menſchliches Leiden und Elend, dem jedes Bedürftige ein Bruder ſchien, er hätte aufhören ſollen den zu lieben, der ihm der Nächſte auf Erden war? Er konnte ebenſo wenig die Liebe aus ſeinem Herzen reißen, als der Vater jene falſchen Anſichten von Ehre und Glück, in die er ſich während ſeines lang- und bewegten Lebens feſt hineingelebt hatte, mit denen er förmlich zuſammengewachſen war.

Und ſie hätten ſo glücklich miteinander ſein können.

Hätte der Vater nur dieſen einen Blick des verſtoßenen und gehaßten Sohnes geſehen, hätte er geſehen, wie aufrichtige, uneigennützige Liebe und tiefe, ſchmerzliche Wehmuth über die gebrochene Kraft des alten Mannes daraus hervorleuchteten: das Eis ſeines Herzens hätte ſchmelzen müſſen, wie weiches Wachs, er hätte den Sohn um Verzeihung bitten müſſen, den er von jeher verkannt und gekränkt.

Aber er blickte nicht hin, er ſenkte das Auge, ſchweigend taſtete nach dem Drücker der Zimmerthüre.

In demſelben Augenblicke kam Dr. Weiner herunter und fragte Georg, ob er noch einmal auf ihn rechnen könnte, wenn die Operation wiederholt werden müßte.

„Ich bin jederzeit bereit," antwortete Georg ruhig.

„Es wäre wünſchenswerth, wenn Sie in unmittelbarer Nähe blieben," ſagte der Arzt weiter.

„Jetzt wäre es an dem alten Herrn geweſen zu ſagen: „Bleibe hier, in dieſem Hauſe, hier iſt Dein Platz für alle Zeiten."

Herr Dolomie ſchwieg; kein Wort kam über ſeine Lippen.

„Ich werde dieſe Nacht im „Europäiſchen Hofe" zubringen. Sie können mich von hier aus in wenigen Minuten haben."

„Gut," ſagte der Arzt und begab ſich wieder nach ſeinem Patienten.

Georg ſchritt die Treppe hinunter.

Herr Dolomie ging in ſein Zimmer.

Als Georg das Haus verlaſſen wollte, näherte ſich ihm in dem Halbdunkel des großen Flures der alte Jean.

„Herr Georg, Herr Georg, eilen Sie doch nicht ſo. Kommen Sie einen Augenblick in mein Kämmerchen, ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen."

Der Alte zog Georg in ſein kleines, wohnliches Zimmer, das hart an der Diele gelegen war. Er ließ die Thüre ein wenig aufſtehen, um beſſer hören zu können, wenn er gerufen werden ſollte.

Georg ſetzte ſich, wie er als Knabe ſchon ſo oft gethan, auf die Bettkante, während der Alte in ſeinem weichen Sorgenſtuhle Platz nahm. Es konnte gar nicht anders ſein. Wüßte Georg ſich in den Sorgenſtuhl geſetzt haben, hätte er geglaubt, nicht bei dem alten Jean zu ſein und die alte Zutraulichkeit wäre ferne geblieben.

„Ach lieber Herr Georg," begann der alte Jean, „es ſieht hier traurig im Hauſe aus. Die Firma nimmt ſichtlich ab, das Eſſen ſchmeckt ihr nicht ordentlich, ſie ſchläft unruhig und ſitzt oft alleine und weint auf ihre eigene Hand. Warum weint die Firma? Um Herrn von Sejour? Weil der krank iſt und wohl ſterben wird? — Nein, nicht um den, denn er liebt ihn gar nicht. Um ſeine Tochter, daß ſie nicht glücklich iſt? O nein! denn die junge Frau iſt glücklich — ſehr glücklich!"

„Was ſoll das heißen, Jean, warum betonſt Du das „ſehr glücklich" ſo merkwürdig?"

„Ach lieber junger Herr, ich mag es nicht ſagen und doch muß es heraus. Er iſt wieder da, der Italiener —"

Georg wurde leichenblaß.

Ein Wagen rollte vor.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Deutschland über Alles.

Das beste deutsche Lustspiel ist aus dem Feanzösischen,
Die besten deutschen Bäder sind die russischen Dampfbäder,
Die besten deutschen Nudeln sind die italienischen Maccaroni,
Die besten deutschen Gewols sind die persischen,
Der beste deutsche Stahl ist der englische,
Die beste deutsche Leinwand ist die holländische,
Der beste deutsche Käse ist der fromage de Brie,
Die besten deutschen Spitzen sind die Brüsseler Spitzen,
Die besten deutschen Handschuhe sind die schwedischen,
Der beste deutsche Tabak ist der türkische,
Die beste deutsche Seide ist die Mailänder,
Nur die beste deutsche Zwieteacht ist wirklich deutsch.

* Worte der Weisheit.

Der Mensch soll nie stolz sein. — Wenn Dir also ein Millionär seine Tochter anbietet, so nimm sie!

Betrage Dich in Gesellschaft so, daß wenn Du hinausgeworfen wirst, es erst nach Tische geschieht.

Lebe so, daß man, auch wenn Du gestoben bist, Dich leben läßt.

Ehre, mein Sohn, das Alter — besonders an Weinen und Cigarren!

Mein Sohn, es heißt zwar: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" Ich sage Die aber, es ist sehr gut, daß er allein sei — mit einem hübschen Mädchen!

Sollte Dir einmal zu wohl werden, so werde Journalist.

Bezahle stets Deine Miethe so, daß Dein Hausherr nie Etwas auszusetzen haben wird.

Solltest Du, mein Sohn, Zuerst sein, so sorge dafür, daß man nicht einmal mit Dir in's Gericht geht. (M. V.-Z.)

* (Aus alten Typen) soll Horace Greeley ein Denkmal gesetzt werden. Die Setzer der „Tribune" genehmigten in einer jüngst abgehaltenen Versammlung, zu Ehren Horace Greeley's eine aus Typenmetall gefertigte Statue im Greenwood-Friedhofe aufzustellen, zu welchem Zwecke jede Druckerei der Ver. Staaten ein Pfund oder mehr alte Typen beisteuern soll. Ferner wurde beschlossen, daß jeder Setzer in den Ver. Staaten am Montag den 3. Februar einaufend m setzen und den dafür empfangenen Geldbetrag an den Präsidenten des New-York Typographical Union Nr. 6, 22 Duane Street, New-York, abliefern soll, damit auf diese Weise die Kosten für die Herstellung und Aufstellung der Statue gedeckt werden können.

* (Zeichen der Zeit.) In einem Pariser Mädchenpensionat wurde dieser Tage den Schülerinnen olgendes Aufsatzthema gegeben: „Brief einer Sibirein an ihre Mutter, geschrieben nach der Entführung durch einen jungen Römer." Das Thema übertrifft an Zartheit noch jenes eines kürzlich verstorbenen Breslauer Lehrer: „Gedanken eines jungen Mädchens beim Anblick eines Gardelieutenants."

* (Bauernverhängniß.) Beim Pfarrer: Ja sehr, lieber Kirchenbauer, es steht ja in der Bibel: „Gebt Gott, was Gottes ist!" Ich bin an Gottes Stelle da, also zahlet mir Liebe!

Beim Rentbeamten: Ja sehr, lieber Kirchenbauer, es steht ja in der Bibel: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!" Ich bin an Kaisers Stelle da, also zahlet mir Geduld!

Zu Hause: Ja, schau lieber Mann, es steht ja in der Bibel: „Gib Weib und Kind, was ihrer ist!" Ich bin Dein Weib, also zahle in Frieden!

In der Buchhandlung. Bauer: Haben Sie denn gar keine Bibel, wo drin steht: „Gebt dem Bauern, was des Bauern ist?"

Gehülfe: Nein, eine solche giebt es nicht.

Gemeinnütziges.

* (Erkältung.) Unmittelbar nach einer Erkältung wirkt bei sonst gesunden Personen ein Glas Punsch, oder ein Aufguß auf vermischtem grünen und schwarzen chinesischen Thee mit Zucker und Milch, auch wohl einem kleinen Zusatz von Rum sehr wohlthätig, indem mit einem Gefühl von Erwärmung und durch Wiederherstellung der unterdrückten Hautthätigkeit, Uebelbefinden und Mattigkeit bald verschwinden.

Wenn man sich bei feuchter, kalter Witterung katarrhalische Beschwerden, als: Halsweh, Schnupfen, Husten ꝛc. zugezogen hat, so nehme man seine Zuflucht zum Hollunderblüthenthee, von welchem man einige Tassen recht warm trinkt. — Man kann auch einige Tropfen Kirschgeist auf die Hollunderblüthen fallen lassen, ehe man sie mit heißem Wasser übergießt, und den Thee mit Zucker versüßen.

* Räthsel.

Es geht ein schwarzes Zwillingspaar
Gemeinschaftlich oft manches Jahr.
Sie halten gleichen Schritt und Tritt;
Einer nimmt stets den Andern mit.
Die Wege sind oft gar nicht gut,
Welche sie zu gehen müssen wagen;
Doch theilen sie mit Brudermuth
Die Schmerzen und die großen Plagen.
Und wenn sie können nimmer gehen
Vor Krankheit und vor Leiden,
So thut es uns oft auch sehr weh,
Wenn sie sich von uns scheiden.

M. A. D.

* Auflösung der Räthsel in Nr. 9:
Jonathan. — Bergwerk.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Fr. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 11. Kaiserslautern, 5. Februar 1873.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit
von J. Steinmann.

(36. Fortsetzung.)

„Das ist die Frau von Sejour, sie kommt von ihrer Spazierfahrt, die sie aus Gesundheitsrücksichten macht," sagte der alte Jean und trocknete sich die Thränen aus den alten treuen Augen.

Noch ehe der alte Jean die Thüre erreicht hatte, stürzte Leopoldine in das Haus hinein.

Sie war leichenblaß. Die Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Gesicht hatte jenen Ausdruck, wie man ihn bei Verbrechern findet, die auf den Ausspruch der Geschworenen harren. Man sieht, daß ihnen die Zunge am Gaumen festtrocknet, daß tausenderlei Gedanken ihr Gehirn durchjagen, daß Hoffnung und Verzweiflung ihre Fibern schauern machen.

„Lebt er noch?" rief Leopoldine. „Lebt er noch? Jean, Du hast gesagt, in seinen Augen seien Thränen: er ist todt, er ist todt und ich bin seine Mörderin!"

Mit einem gellenden Angstschrei stürzte sie zu Boden. Herr Dolomie, der diesen Schrei gehört hatte, eilte herbei.

Als er seine Tochter verzweifelnd und händeringend auf dem Boden knieen sah, blieb er wie erstarrt stehen.

„Er ist todt," rief sie wieder, „und ich bin seine Mörderin. Ich habe ihn vergiftet und heute mußte er sterben. Ich habe ihn vergiftet mit den Tropfen, die er mir gab und nun bin ich verflucht für alle Zeiten."

Herr Dolomie hörte diese schauerliche Selbstanklage seiner Tochter. Es sauste ihm vor den Ohren, seine Augen verdunkelten sich und ohnmächtig sank er in die Arme des alten Dieners.

Georg, der Alles angehört und angesehen, trat vor.

„Steh' auf," sagte er zu Leopoldinen. „Hoffentlich wird Dein Gemahl am Leben erhalten werden. Schweig' und folge mir."

Mechanisch raffte sie sich auf und gab dem Bruder den Arm.

Georg führte sie in ihr Boudoir.

In demselben Augenblick ließ Herr Dolomie Georg durch den alten Jean ersuchen, zu ihm zu kommen.

Georg ersuchte erst einen der immer noch anwesenden Aerzte, seiner Schwester hülfreiche Hand zu reichen und ging dann, dem Wunsche des Vaters Genüge zu leisten.

XVIII. Kapitel.

Zerschmettert.

Als der Polizeibeamte Korn an jenem verhängnißvollen Abend unerwartet jenen Stoß erhielt, der Antonie das Freie gewinnen ließ, stieß er einen Fluch aus und rief den Diener. Der Diener erschien mit Licht und der Beamte beeilte sich, das Zimmer aufzuschließen, um sich des Mädchens zu versichern.

Aber wer beschreibt seinen Schreck, als er Herrn von Sejour fast mit dem Tode ringend findet und statt der blühenden Antonie sein Weib in phantastischem Putze auf dem Sopha kauern sieht?

„Verflucht, was ist das?" rief er.

Herr von Sejour stöhnte: „Nehmt die Wahnsinnige fort von mir, sie bringt mich um mit ihren Reden. Besorgt einen Wagen und einen Arzt — ich will hier nicht sterben."

Der Beamte besorgte Beides. Der Diener mußte die Unglückliche einen Wagen. Es war derselbe, der Antonie hinausbringen sollte, um ihr Schicksal dem der armen Eva gleichzustellen.

Wäre die wahnsinnige Frau nicht gewesen, der Beamte hätte Antonie energischer verfolgt, so aber kannte seine Wuth keine Grenzen mehr, daß sie entflohen war. Er machte sich selber auf, um sie einzuholen. Aber diesmal entzog ihm der Himmel sein Opfer. Wir haben erzählt, wie Antonie gerettet ward. —

Wer Eva früher gesehen, hätte sie jetzt kaum wieder erkannt.

Sie wurde gefangen gehalten wie ein wildes Thier. Sie versuchte zu entfliehen, sie wurde wieder eingeholt. Da ergab sie sich scheinbar in ihr Schicksal.

Sie stellte sich als sei sie mit ihrem Loose zufrieden, um mehr Freiheit zu haben, um einst zu entfliehen, der Toni noch einen einzigen Kuß zu geben und dann — zu sterben.

Das Wasser ist ja so tief.

Wie gerne hätte sie geschrieben. Für sie gab es aber weder Feder noch Papier. Nur einmal schrieb sie gezwungen einen Brief und diesen Brief hatte der Beamte Korn dictirt.

Sie wußte nicht, ob der teuflische Anschlag auf Antonien gelungen sei. Sie hätte verzweifeln mögen aber so leicht stirbt man nicht an Verzweiflung. Sie war ja ein so blühendes Leben, das vergeht nicht auf einmal an gebrochenem Herzen, das erlöscht nur langsam wie ein Epheu, dem die Wurzel abgetrennt wurde.

Wenn dann die unglücklichen Stunden kamen, in denen sie vergehen wollte, dann wurden der armen

Digitized by Google

Eva starke Getränke aufgenöthigt, die ihren Jammer und ihre Verzweiflung für einige Zeit betäubten.

Auch heute war dasselbe geschehen.

Am Abend kamen Gäste. Eva brachte das verlangte Getränk und mußte freundlich gegen die Gäste sein.

An diesem Abend konnte Eva sich mehr zurückhalten, als dies sonst der Fall war und horchte auf das Singen des Theekessels, der über einer kleinen Gasflamme hing.

Der Theekessel sang ein eigenes Lied, sie glaubte von der Vergangenheit zu träumen und von ihrer Hoffnung auf baldige Erlösung.

Sie war so vertieft, daß sie nicht hörte, daß auf der Vordiele mehrere Leute mit einander sprachen und lachten.

„Komm' doch mit," sagte der Eine.

„Du kommst noch früh genug zu Deiner Braut," neckte der Andere.

„Ach was, trinke nur ein Glas Wein auf ein fröhliches Wiedersehen."

„Wir sind ja beinahe Alle von der „Maria Magdalena," sagte ein Vierter. „Nur wenige Augenblicke und wir lassen Dich fort."

Und damit wurde die Thüre geöffnet und etwa fünf Seeleute traten ein, unter ihnen ein großer, schön [illegible] voll blauen Augen.

Es war der Steuermann der eben angekommenen „Maria Magdalena," der sich nach seiner Braut sehnte.

„Eva," rief man, „frage was die Herren zu trinken befehlen."

Mechanisch gehorchte Eva, sie träumte noch, sie dachte an den Frieden in der kühlen, stillen Erde oder am Grunde des Meeres.

Aber sie kam nicht weit. Mitten auf dem Wege blieb sie stehen, ihre Augen traten aus den Höhlen.

„Du? Du?" schrie sie und hielt dann beide Hände vor das Gesicht.

Der Steuermann war aufgesprungen. Seine Brust hob und senkte sich, als würden sie von einer fürchterlichen Last zusammengepreßt. Das Blut war aus seinem Gesichte gewichen und die Rechte fuhr nach dem Messer an der Seite.

„Eva," rief er, „Eva? Bist Du es? Du warst einst mein und schwurst, Du liebtest mich," rief der Steuermann. „Du hast mich betrogen."

Und ehe es Jemand hindern konnte, war er auf das zitternde Mädchen zugesprungen und hatte ihr das scharfe Messer in die Brust gestoßen.

Eva brach zusammen, ein Blutstrom quoll aus ihrem Munde.

„Ich danke Dir," sagte sie zu dem sprachlos über ihr knienden Geliebten. „Nun bin ich frei. Verzeiht mir, Wilhelm — ich bin unschuldig."

Die schönen Rehaugen umflorten sich, das Gesicht wurde blaß und blässer, der Tod trat leise heran. Sie konnte nicht mehr sprechen, aber ihr Auge ruhte voller Dankbarkeit und Liebe auf dem, der sie einst durch das Leben tragen wollte.

Wilhelm hielt ihren Kopf in seinem Arm und schaute sie unverwandt an.

„Eva, meine Eva," flüsterte er, „stirb' nicht, ich kann ohne Dich nicht leben!"

Noch ein Blick des Dankes traf ihn, noch ein Strahl der Liebe und ein leiser Händedruck. Dann neigte sich das Köpfchen wie eine welkende Rose und das Leben entfloh.

Der Steuermann hatte nicht bemerkt, daß das ganze Zimmer sich mit Polizisten angefüllt, welche man schnell requirirt hatte. Er sah nur sein todtes Lieb, seine arme, unglückliche Eva!

Er legte den schönen Kopf sanft wieder aus seinem Arm und drückte einen langen, langen Kuß auf die kalten Lippen und erhob sich.

„Sie sind unser Gefangener!"

Der Steuermann lächelte trübe und hielt beide Arme hin.

„Hier bin ich."

In demselben Augenblick drängte sich ein Mann in das Zimmer. Die Polizisten machten ehrerbietig Platz: es war der gestrenge Beamte Korn.

„Was geht hier vor?"

„[illegible] Beamter. Da liegt sie und das ist der Mörder."

Der Beamte warf einen Blick auf die Leiche. Dann wankte er. Zwei seiner Leute fingen ihn auf.

Er erholte sich jedoch bald wieder.

„Wer hat sie gemordet?"

„Ich tödtete sie," sagte der Steuermann ruhig. „Sie war einst meine Braut."

Der Beamte ward todtenbleich.

„Ich kenne Sie nicht," sagte der Steuermann ruhig, „wollen Sie ihr letztes Wort bestellen, so will ich es Ihnen sagen: es war ein Fluch gegen den Beamten Korn."

Der Beamte sagte kein Wort, er zuckte nur zusammen.

„Führt denn Mann in sicheren Arrest," sagte er. Dann wandte er sich zu den rathlos Dastehenden: „Laßt das Mädchen anständig begraben, ich will es bezahlen."

Dann ging er still hinaus.

Die Polizisten fesselten die Hände des Steuermanns und wollten ihn hinwegführen.

„Nur noch einen Kuß," bat er.

Da kniete er nieder mit den gefesselten Händen und beugte sich herab. Als er sich wieder erhob, war sein Auge feucht und in den dunklen Locken der Todten glänzte eine Thräne.

„Führt mich ab," sagte er zu den Polizisten und ging aufrechten Ganges zwischen den Wächtern des Gesetzes. — (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein ländliches Drama.

In Saint Jean d'Angely, einem großen Dorfe der Saintonge im Departement Gatonte inferieure lebte schlecht und recht der Bauer Antoine Tachon mit seiner Familie. Diese bestand aus seiner alten Mutter, die zu der Last ihrer achtzig Jahre noch das Unglück der vollständigen Blindheit zu tragen hatte, seiner Frau und seiner Tochter Heloise. Heloise oder die „schöne Heloise," wie sie im ganzen Canton genannt wurde, war eine prächtige Brünette von 18 Jahren, und ebenso sittsam als schön. Sie war wegen ihrer Anmuth und Freundlichkeit der Liebling der ganzen Gegend, und es war daher Alles erfreut, als sie sich mit dem braven und schmucken Pächterssohn George Perret verlobte und Jedermann beglückwünschte das sittliche Paar, obgleich schon mancher Bursche von Heloise einen Korb erhalten hatte.

Die übliche Zeit des Brautstandes war beinahe zu Ende und die Hochzeit bereits über vier Wochen anberaumt. George Perret, der glückliche Bräutigam von Heloise, befand sich in dem Hauptorte des Cantones, um noch einige Förmlichkeiten wegen der baldigen Heirath zu erfüllen. Heloise und ihre Mutter saßen zu Hause und arbeiteten angestrengt an der Aussteuer für die Ehe. Da kam eines Nachmittags Alexander Doucet, der Sohn eines Holzhändlers aus einem benachbarten Dorfe, um mit Heloisens Vater Geschäfte zu machen. Da er ihn nicht traf, wollte er wieder gehen, ward aber von den Frauen eingeladen, ein wenig auszuruhen. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, und als Doucet am späten Abend endlich aufbrach, hatte er eine solche Leidenschaft zu der liebreizenden Heloise gefaßt, daß er sich hoch und theuer schwor, sie müsse sein werden.

Wenige Tage darauf, da er durch Bekannte ausfindig gemacht hatte, daß Heloise allein zu Hause sei, kam er wieder in's Haus, indem er ein abermaliges Geschäft mit dem alten Tachon vorgab. Heloise führte ihn ganz arglos in's Zimmer und ließ sich auf eine gleichgiltige Unterhaltung ein. Bald aber begann Doucet Heloisen seine Liebe zu bekennen und machte ihr endlich, durch die Leidenschaft überwältigt, schmähliche Anträge. Ja zuletzt, als Heloise ihn mit Entrüstung von sich und aus dem Hause wies, ließ er sich zu einem schändlichen Angriff hinreißen, den Heloise nur mit aller Anstrengung abwehren konnte, worauf sie um Hilfe rief. Doucet ließ, als er Leute kommen hörte voll Ingrimm von Heloisen ab und entfernte sich unter Fluchen und Drohungen.

In gemeiner Rache rühmte sich darauf Doucet dem Verlobten Heloisens gegenüber deren genossenen Gunst und verbreitete mit seinen Spießgesellen diese feige Lüge durch das ganze Dorf. Georg Perret, der Bräutigam, wurde eifersüchtig, glaubte, als er überall durch Stichelreden beleidigt ward, endlich den umgehenden Gerüchten, und trat, den Schwüren und Betheuerungen Heloisens keinen Glauben schenkend, von der Verlobung zurück. Antoine Tachon war wüthend und schwor sich an dem elenden Zerstörer des Glückes seiner Tochter blutig zu rächen, die schöne Heloise war der Verzweiflung nahe.

Da begegnete Doucet einige Zeit nach dem durch seine Lüge herbeigeführten Bruch dem Sohn des Maire seines Dorfes und hieß ihn mit sich gehen. Er führte ihn in das Haus Heloisens, trat ohne Weiteres ein und sagte: „Sieh hier zeige ich Dir meine schöne Geliebte!" Vater und Mutter Tachon, über diese unerhörte Frechheit anfänglich ganz sprachlos, ermannten sich bald, überhäuften den Elenden mit Vorwürfen und behandelten ihn zuletzt als er sich frech benahm, mit Schlägen und Tritten. Heloise hatte sich gleich nach Doucet's Eintritt erhoben und war aus dem Zimmer verschwunden. Dann lief sie in die Schlafzimmer und riß oder ihres Vaters Bett das geladene Gewehr herunter. Jetzt trat sie in's Zimmer, den Kolben am Backen, ein Blick voll Haß und Rachedurst fiel auf Doucet und gleich darauf ein Schuß!

Alexander Doucet stürzte zu Boden, die Kugel war ihm durch die Nase gegangen und hatte ein Auge aus der Höhle getrieben. Er befand sich lange in Lebensgefahr und als er endlich auftam, war sein Auge vollständig verloren und er für immer furchtbar entstellt.

Heloise aber war gleich nach der That, das Gewehr von sich werfend aus dem Hause geflüchtet und wurde erst spät in der Nacht von den in allen Richtungen suchenden besorgten Nachbarn im tiefsten Walde bewußtlos gefunden — —

Vier Monate nach diesen Begebnissen befand sich die Einwohnerschaft des ganzen Cantons in festtäglichen Kleidern in La Rochelle. Dort wurde eben vor den Assisen der Aufsehen erregende Fall verhandelt und Alle, die Heloise Tachon kannten, waren versammelt, um der für sie zweifellosen Freisprechung beizuwohnen. Auf der Angeklagebank saß die schöne Heloise, gefaßt und muthig dreinblickend; unter den Zeugen aber der entstellte Doucet, sein eines Auge traurig auf den Boden heftend. Der Zudrang war so groß, daß nicht der zehnte Theil der Landleute Platz im Saale fand; aber Alle harrten geduldig bis in die späte Nacht unter freiem Himmel, um das Urtheil über ihre schöne Heloise aus erster Hand zu vernehmen. Ein junger pariser Advokat hielt eine glänzende Vertheidigungsrede und nicht vergebens. Die Richter waren in der Meinung, daß Heloisens That die Strafe für Doucet's Gemeinheit gewesen sei, und verschlossen diesem trotz seines erbarmenswerthen Zustandes ihr Herz. Nach kurzer Berathung verkündete der Präsident das freisprechende Urtheil. Seine Stimme ward übertönt von den Beifallsrufen des Auditoriums, die sich draußen tausendfach fortpflanzten.

Die freigesprochene Heloise sank in die Arme ihrer Eltern und ihres wiederversöhnten Verlobten. Ihr Rückweg nach Sant Jan d'Angelv glich einem wahren Triumphzug, während der verstümmelte Doucet in sein Dorf zurückschlich.

Digitized by Google

Vier Wochen darauf aber war die Hochzeit der schönen Heloise und George Perre's und der ganze Canton war zu Gast geladen.

Filodem.

Feuilleton.

* (Was ist die Sonne?) Diese Frage beantwortete Dr. Büchner in einem soeben in Philadelphia gehaltenen Vortrage auf folgende Weise:

Schon im Alterthum, 500 vor Christus, sagte Anaxagoras, sie ist ein brennender Körper. In neuerer Zeit stellte Dr. Wilson von Glasgow und der ältere Herschel wegen der Sonnenflecke die Theorie auf, daß die Sonne ein fester dunkler Körper sei, nur von einer Lichthülle oder Photosphäre umgeben, deren Lücken die Sonnenflecken bildeten; die Sonne sollte bewohnbar sein. Diese Behauptung ist ganz unlogisch, denn woher soll die glühende Hülle eines dunklen Körpers kommen? und warum soll sich diese nicht allmälig vermindern? Jetzt aber verwirft man das als unrichtig; die Spektral-Analyse hat bewiesen, daß die Sonne ein fester oder flüssiger in Weißglühhitze befindlicher Körper aus denselben Stoffen wie die Erde besteht, namentlich aus Calcium, Eisen und Wasserstoff.

Sie entstand wie alle anderen Sonnen durch Verdichtung, worin die Ursache der enormen Hitze liegt. Viel davon ging durch Ausstrahlung verloren; aber dennoch ist so viel vorhanden, um alle Stoffe der Sonne in Gasform zu erhalten. Professor Zöllner in Heidelberg nimmt an, daß die Hitze des Sonnenkörpers 12,000 Grad Celsius hat, und die Hitze der Lichthülle eine Million. Bei 25,000 Grad aber schon verflüchtigen sich alle Erdstoffe. Nach Tyndall erhält die Erde nur den zweitausendsten Million Theil der Sonnenhitze. Die Sonne hatte früher eine größere Ausdehnung bis über die Neptunlinie; sie hat sich allmälig zusammengezogen und zieht sich noch immer zusammen, alle hundert Jahre um eine Meile. Das ist wenig, aber doch wird die Sonne dadurch in 13 bis 14 Mill. Jahren (nach Sechi in 17 Mill.) zu einem festen, dunklen Körper werden, wo ihre geologische Entwickelung beginnen wird; die Erde aber wird alsdann wie der Mond alles Leben verlieren.

Die Lichthülle oder Photosphäre der Sonne ist ein ungeheures, in wilder Bewegung sich befindliches Gasmeer, vergleichbar den Stürmen und Wolkenbildungen unserer Erdatmosphäre, nur im riesigsten Maßstab. Dieses Meer ist mit glühenden Punkten und Strahlen, „Sonnenflecken," durchsetzt nach allen Richtungen. Die Sonnenflecken sind nur örtliche Störungen im Gleichgewicht der Gase, sei es durch Rauchwolken, Lücken oder Schlacken. Protuberanzen sind jene Strahlen-Berge, die bei Sonnen-finsternissen am besten am Rand der Sonne beobachtet werden, die oft in der Breite von 9 bis 10 Erddurchmessern aufschießen. Alle andern Sterne bestehen aus denselben Stoffen, wie die Spektral-Analyse zeigt, so daß die Einheit der Gesetze des Weltalls unwiderlegtlich erwiesen ist.

Stoßseufzer eines Berliner Actienbiertrinkers.*)

Teufelsdreck und Glycerin,
Scheidewasser und Strychnin,
Wurmkraut, Mutterkorn und ferner
Fliegengift und Kokelskörner —

Nicht gemalcht, dafür gemaischt,
Tüchtig Wasser zugeplanscht
Aus der Spree, wo unterbäumig
Sie schon dick ist, grün und schleimig —

Etwas Seife beigemischt,
Daß es kräftig schäumt und zischt —
Dies verwünschte Höllensauer
Nennt man Bier! Trink' es der Brauer!

Unterm Schädel macht es dumm,
Und den Magen kehrt es um,
Und gar bald führt's zum Verenden.
Hol' der Fuchs — die Dividenden!

(Kladd.)

*) Mit lokaler Abänderung auch anderwärts zu seufzen. D. R.

Gemeinnütziges.

* Das Anstreichen von Häusern geschieht am besten im Winter, da der Anstrich zwei Mal so lange anhält, wie der im Sommer geschehene. Bei kaltem Wetter trocknet die Farbe nämlich langsamer, auch wird die Farbenlage härter und widerstandsfähiger gegen die Einflüsse der Witterung. Im Sommer dagegen zieht das in der Farbe enthaltene Oel schnell in das Holz. Das Holz saugt es auf wie ein Schwamm. Dadurch geht das Bindemittel in der Farbe verloren und das Bleiweiß klebt trocken an der angestrichenen Fläche, es wirft sich, springt und fällt ab. Ein anderer Vortheil des Anstreichens der Häuser zur Winterszeit besteht darin, daß keine Fliegen sich in der Farbe festsetzen.

Scherzfrage.

Wie heißt der König, der weder wissentlich, noch unwissentlich jemals die kleinste Ungerechtigkeit ausübte, nie einen Tropfen unschuldig Blut vergoß, nie eines Unterthanen Eigenthum, Recht und Freiheit verletzte, niemals einem Schmeichler Gehör gab, und dessen Herz überall frei von jedem Vorwurf ist?

* Auflösung des Räthsel in Nr. 10:
Das schwarzgewichste Stiefelpaar.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 12. Kaiserslautern, 9. Februar 1873.

An die Sterne.

In einer frühern, fernen Zeit
Da stand für mich an jedem Stern geschrieben
Ein Trostwort für die Endlichkeit:
„Hier wird erfüllt, was unten nur geblieben
„Ahnung und Sehnsucht; Glauben, Hoffen, Lieben
„Wird Schau'n, Vollendung, Wesenheit!"

Da hat mein Auge wunnevoll
An Euch wie an des Freundes Blick gehangen,
Und Eurem Licht entgegen schwoll
Mein Herz, noch in der Erdennacht befangen.
Auf alle Zweifel, die ihm hier entsprangen,
Aus Eurem Lichte Klarheit quoll.

Jetzt ist mein Herz so kummerschwer,
Daß selbst beim Blick nach Euch ich nicht ersahre
Die einstige Beruh'gung mehr.
Mich dünkt, Ihr stündet schon Aeonen Jahre
Als Leichenfackeln um die Todtenbahre
Der schwarz verhüllten Erde her.

* In eiserner Faust.

Ein Polizeiroman aus der neuesten Zeit

von J. Steinmann.

(Schluß.)

Der Beamte Korn strebte seiner Wohnung zu, er glaubte zu träumen und doch hatte er Alles erlebt.

Er zündete Licht an. Sein Haus war ihm unheimlich.

Dann setzte er sich und stützte den Kopf.

„Sie ist todt und flucht mir!"

Nach einer Weile ging er auf und ab. Sein Blick blieb auf einem Briefe hang n, der auf dem Tische lag.

Er öffnete mechanisch und blickte hinein.

Aber was war das?

Man schrieb ihm, daß ein Herr Dolomie ihn der Kuppelei verklagt habe und nicht eher ruhen würde, bis die Sache zum Austrag gekommen sei, und ferner wurde ihm mitgetheilt, daß die Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Zeugniß desselben Herrn ihn der Unterschlagung und des Betruges bezüchtige und zwar des Betruges im Complott mit dem Arzt Dr. Dreyer.

Korn legte den Brief ruhig hin. Er sah, daß kein Ausweg für ihn da war. Die Untersuchung mußte Alles herausstellen. Oeffentliche Brandmarkung wartete seiner.

„Sollte das der Fluch des Mädchens sein?" flüsterte sein Gewissen.

Er ging wieder auf und ab. Nach einigem Besinnen ging er in den großen Saal, in dem ein prachtvoller Flügel stand.

Mit einem Taschenmesser löste er eine Saite von dem Instrument.

Dann schrieb er einen Brief an den Arzt Dr. Dreyer.

Als das beendet, machte er eine Schlinge aus der Saite und befestigte diese an einem Spiegelhaken.

„Man lernt doch immer," sprach der Beamte fast lautlos. „Dies Kunststück habe ich noch von dem Banquerotteur, dessen Police mich in's Verderben bringt."

Ruhig blies er das Licht aus; er sah in wenigen Minuten ja doch nie etwas wieder von dieser Welt. —

Am andern Morgen, als der Diener kam, fand er ein seltsames Schauspiel.

Der Beamte Korn hing an dem Spiegelhaken und seine wahnsinnige Frau saß neben ihm.

Der Mann mit der eisernen Faust war todt: er hatte fühlen müssen, daß es eine stärkere Hand gäbe als die seine: Die des Schicksals.

Schluß-Kapitel.

Als Georg bei seinem Vater eintrat, war er überrascht über den Anblick, der sich ihm darbot.

Herr Dolomie saß, oder richtiger lag, in einem Lehnstuhl. Der Kopf war etwas zur Seite gesunken die Augen waren geschlossen: Herr Dolomie glich einem so eben Gestorbenen.

„Mein Gott!" rief Georg, „mein Vater was ist Ihnen?"

Herr Dolomie öffnete die Augen. Als er Georg erblickte, überflog ein mattes Lächeln die eingesunkenen Züge. Er streckte dem Sohne die rechte Hand hin und sagte:

„Georg, mein Sohn, kannst Du mir verzeihen?"

Keines Wortes mächtig, stürzte Georg auf den Vater zu, sank vor ihm auf die Knie und sagte nur:

„Mein Vater! Mein Vater!"

Herr Dolomie legte seine beiden Hände auf das Haupt des Knieenden.

„Ich habe Dir einst geflucht," sagte der Alte; „der Fluch ist auf mein Haupt zurückgefallen. Wenn ich Dich segnen könnte mit meinen Händen, die unrecht an Dir handelten, Du würdest der reichste Mensch auf Erden sein, aber meine Hände können nichts als um Verzeihung bitten. Georg, mein Sohn, zürnst Du mir?"

„Ich zürnte Dir nie," sagte Georg bewegt. „Es schmerzte mich nur, von Dir verkannt zu werden."

„Ich kannte Dich nicht, ich war blind. Heute fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Du allein hast die Ehre geliebt, ich habe nach Ehre gesucht, das war

Digitized by Google

krankhaft. Du allein liebtest die Ehre, denn Du hast Dein Wort gehalten, das Dir das Herz eingab und ich wollte Dich zwingen, Alles einem Wahngespenst zu opfern. — Heute habe ich gesehen, daß der äußere Schein trügt. Georg, unser Haus ist entehrt: Leopoldine sank zur Giftmischerin herab!"

Herr Dolomie sank wieder gebrochen zusammen.

Georg schwieg tief ergriffen.

Herr Dolomie fuhr fort!

„Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben und muß nun am Ende erfahren, daß ich umsonst gewirkt und geschafft habe. Mit mir erlischt die Firma, sie kann nie auf Leopoldinen oder deren Nachkommen übergehen. Du wirst glücklich werden, möchte der Himmel Dir Alles verleihen, was Du wünschest."

„Eins wünsche ich," sagte Georg. „Laß' mich ganz Dein Sohn sein. Ich will wieder zurückkehren zum Pult und Comptoir, laß' mich versuchen, aus freien Stücken liebzugewinnen, was ich gezwungen haßte."

„Mein Georg, mein lieber, guter Sohn."

Die Thür war leise und unhörbar aufgegangen, der alte Jean hatte eine Botschaft zu bringen.

Da sah der Alte Vater und Sohn versöhnt und einig.

„Amen, Amen!" flüsterte er.

„Was willst Du, Jean?"

„Einen Gruß von Herrn Dr. Weiner. Der Kranke wäre außer Gefahr und würde sich wieder erholen."

Herr Dolomie athmete auf.

„Der Herr beschützt uns vor dem größten Unglück," sagte er.

Dann flüsterte er Jean einige Worte in's Ohr, worauf dieser sich mit leuchtenden Blicken und raschen Schritten entfernte, als sei er ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren.

Nach einer Viertelstunde hielt die Equipage des Herrn Dolomie vor der Thür. Der alte Jean kletterte vom Bock und öffnete den Schlag. Eine Dame stieg aus.

Als die Dame in die Thüre trat, sagte der treue Diener:

„Gott segne Ihren Eingang, möge mit Ihnen das Glück in das Haus der Trauer ziehen."

Georg war bei seinem Vater: sie sprachen zum ersten Male in ihrem Leben liebevoll miteinander. Die Schranke war gefallen.

Da kam Jean mit der Dame. Sie blieb stehen, als sie den alten Herrn erblickt, der so liebevoll und hart war, sie wagte nicht näher zu treten.

„Kommen Sie näher, meine Tochter," sagte Herr Dolomie.

Georg wandte sich um: „Antonie!"

„Sie sind von nun an meine Tochter," sagte der alte Herr freundlich, „und ich bin Ihr Vater," und reichte ihr beide Hände.

Antonie schlug ein. Der alte Herr zog sie zu sich herab und drückte ihr einen Kuß auf Stirn und Lippen.

Das war der erste Abend des Glückes nach so vielen trüben Tagen, er war das Morgenroth einer neuen, schöneren Zeit.

Nur noch Weniges bleibt uns von den andern Personen dieser Geschichte zu erzählen übrig.

Herr von Sejour genas nicht ganz, er behielt eine Schwäche, welche ihm vielleicht für immer bleiben wird. Herr Dolomie hat ihm ein Jahresgehalt ausgesetzt, von dem er mit seiner Frau standesgemäß leben kann.

Im Sommer sieht man den leidenden Herrn an der Seite einer tief in Trauer gekleideten Dame in Kreuznach. Man nennt sie dort die büßende Magdalene.

Es ist Leopoldine. Sie bereut und bekämpft ihre unselige Leidenschaft; sie büßt, indem sie in aufopfernder Pflege dem ungeliebten Manne das Leben so angenehm wie möglich zu machen sucht.

Ein trauriges Loos!

Benvenuto war verschwunden, er soll in der päpstlichen Armee dienen.

Der Selbstmord des Beamten Kotn wurde so viel wie möglich verschwiegen. Erst nach seinem Tode wurde bekannt, wie sehr er sein Amt gemißbraucht hatte.

Eva war nicht das Einzige seiner Opfer: sie zählen nach Hunderten.

Seine arme Frau befindet sich in der Irrenanstalt, wohin man sie gebracht hatte, sehr wohl. Auch sie entrann der eisernen Faust des Herzlosen.

Das erste, was Georg that, war, daß er der Lebensversicherungs-Gesellschaft, welche den Selbstmord nicht honorirte, die Summe wieder erstattete und somit das Gewissen der Madame Ehrenfried zu beruhigen suchte. Letztere erholte sich wieder, aber in jeden Kelch der Freude mischte sich ein bitterer Wermuthstropfen: die Erinnerung an Vergangenes.

Ernst ist glücklich, er besucht das Gymnasium.

Pastor Schröder ist und bleibt einer der beliebtesten Geistlichen. Nur das Haus Dolomie ist ihm nicht mehr zugänglich.

Georg und Antonie sind noch nicht verheirathet, die Hochzeit wird erst nach einem Jahre gefeiert. Dieses Jahr ist das Trauerjahr für ein aufrichtig bewintes, schmählich gemordetes Opfer: für die einst so liebliche Eva.

Auf Eva's Grab blühen vom ersten Frühling bis zum beginnenden Tange der Schneeflocken die schönsten Blumen. Jeden Sonntag wandert ein Bouquet von diesen Blumen in die Zelle eines Unglücklichen, dem zwanzig Jahre seines Lebens genommen sind.

Wenn der Schließer die Blumen bringt, verklärt sich das Gesicht des Gefangenen. Er drückt die bleiche Stirn in die Blumen, er küßt die bunten Blätter.

„Eva," flüsterte er dann, „auch ich werde einst sterben und dann sind wir vereinigt für alle Ewigkeit!"

Digitized by Google

Der Tanz, ein Heirathsmittel.

Humoreske von Moriz Horn.

I.

Plänkeleien der Liebe.

In der ganzen Stadt galt Fräulein Thekla, die Tochter des Banquier Hainefeld, für das schönste Mädchen und der Assessor Lenz für den schönsten Mann, zumal er noch einen besonderen Magnet in seinem eleganten Frack bei sich trug — die Ledigkeit. Was Wunder also, daß man in den Thee- und Kaffeekränzchen die beiden jungen Leute schon lange getraut hatte, ehe noch der Assessor daran gedacht, vorkommenden Falls seines Magnetes sich zu entledigen. Ehen werden aber seltener im Kränzchen und im Himmel, als auf den Bällen und durch sie geschlossen, wie ich weiter unten nachweisen werde.

Als der Assessor bei dem Gericht der Stadt angestellt wurde, hatte sich der Frühling auch anstellen lassen, und während Jener mit einem eleganten Meublement einzog, zog sein Namensvetter mit Blüthen und Blumen hinterher. Man hält die Zeit, wo man sich nicht zu nahe an Bäumen und Sträuchern halten darf, weil sie ausschlagen, allgemein für die in der die rothe Herzenslilie, die Liebe, zu blühen pflege; besser vergleicht man sie mit einer Monatrose, die einen gewissen Stolz darein setzt, hinter gefrorenen Fensterscheiben das grüne Knospencorset auszuschnüren. Die Ballsäle mit ihrem Lüftre, dem Aroma der erwärmten Räume, sie sind die eigentlichen Frühlingsgärten, in denen an den zarten Mädchenblumen die Liebe ihr Knospenmieder sprengt.

Unser Assessor pilgerte, sobald er sich vom Altenstaube gereinigt hatte, mit seinem Collegen, des Auscultator Herbst, hinaus zu seinem Freunde Frühling, freilich in den Wonnen des Frühjahrs eine unpassende Begleitung.

Bis zum Johannisfeste lief alles glücklich ab. An einem Sonntage, der mit einer satyrischen Laune aus Aurorens Lager aufstand, nahm die Sache eine andere Wendung. Es war just um die Zeit der Milchblüthe, zu welcher man an schönen Nachmittagen ganze Caravanen weißgekleideter Jungfrauen durch die grünen Wiesen nach irgend einem Strohdache auf's Land ziehen sieht. Es soll wie allgemein behauptet wird, ein eigenthümlicher Reiz darin liegen, in irgend einem Grasgarten mit verzwickten Bäumen, vielleicht nicht weit von einem Kuhstalle, oder einem ähnlichen Institute auf kö zernen Bänken zu sitzen, und jenes Kuhreizeugniß, die Milch, zu schlürfen. Den erwähnten Caravanen ziehen gewöhnlich einige mit Tüchern, Hüten, Körben, Koffern und anderen nützlichen Dingen bepackte Saumthiere — Herren — nach, die bei dieser Gelegenheit ein gelindes Dampfbad nehmen; fühlt eine oder die andere Dame Mitleid und richtet einige darauf fließende Worte der Theilnahme an ein solches Saumthier, so klärt sich die Miene dieses gemarterten Geschöpfes auf und unter vielen Complimenten, die ohne Hut vor sich gehen müssen, weil man über den Vorbau mit den Armen nicht reichen kann, versichert man, es sei ein wahres Vergnügen und von Belästigung nicht die Rede. Lieber Gott, wenn man den Hut lüften wollte, würde man über den Wasserfall erschrecken, der über das Gesicht fluthen würde.

An dem besagten Sonntage, der einen azurblauen Himmel zeigte, hatte Fräulein Thekla mit einigen Freundinnen einen solchen Ausflug in die ländlichen Gefilde verabredet. Sie hatten keine Saumthiere mit, als sie nach Erlenwalde aufbrachen. Dahin war der Assessor mit seinem Herbste auch gepilgert, weniger um Milch, als um die herrliche Aussicht von der dortigen Ruine zu genießen. „O, wäre doch ein Königsmantel mein und trüge mich in ferne Länder," rief er, ein zweiter Faust, während ihn Herbst am Assessorfracke festhält, aus Furcht, sein Freund könnte ohne Zaubermantel leicht hinunterfallen.

Es war, als hätte der boshafte Sonntag ordentlich auf den Augenblick gewartet, bis die Dämchen im Bauerngarten ansäßig geworden. Er begann die blaue lockende Fahne allgemach einzuziehen, und mit einem Male die graue Sturmflagge aufzuhissen. Sofort tanzten die weißen Damenhütchen vom Tisch und Stühlen in das grüne Gras; Thekla's Hut wurde von unsichtbaren Händen ergriffen und zog wie ein Schwan mit rothen Flügeln, den breiten Atlasbändern, durch die Lüfte und dem auf dem Heimweg begriffenen Assessor, der eben beim Bauerngütchen, keines Ueberfalls gewärtig, vorüberpilgerte, an den Kopf.

„Du Glücklicher!" rief Herbst, „mir passirt das nicht, schon des unglücklichen Namens wegen." „Was faselst du von Glück," entgegnete Lenz, „eine Last beliebe es zu nennen; wer mag diese Geburt aus Flor und Gaze, dieses zarte Luftkind eines kunstreichen Putzladens, schützen, jetzt, wo ein wahres Höllenwetter losbrechen will?" „Man thut was man kann," erwiederte Herbst, zog seinem Freunde das neue, seidene Taschentuch aus dem Frack und deckte das Hütchen so sorgsam zu, als die Mutter ihr Wiegenkind „Und nun," fuhr er fort, „eilt die Eile, denn eben platzte ein Tropfen, größer wie ein Hühnerei, und keiner als ein Gänsei, auf meinen Hut." Diese Eile war nicht genug zu loben; kaum waren sie in das nächste Bauerngut getreten, als der Himmel seine Schleußen aufriß und nicht unbeutlich zu verstehen gab, daß er eine Art Sündfluth beabsichtige. — Das Geschick müsse irgend ein Mal eines der droben erwähnten Kaffeekränzchen belauscht haben, denn es gab sich heute alle erfinnliche Mühe, die beiden Leutchen zusammenzuführen.

In die Stube des Bauernhauses hatte sich Thekla sammt Freundschaft geflüchtet, während der Frühling und Herbst in der Hausflur standen. Ersterer hielt das Hütchen vor sich bis zum Armeinsichfassen, letzterer spazierte mit den Augen am Himmel und suchte nach Möglichkeiten, ob man heute noch nach Hause kommen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Ein Urtheilsspruch älteren Datums.) Ein Israelite trifft einen säumigen Schuldner auf der Straße und ersucht ihn um baldige Zahlung. Der Gemahnte hierüber aufgebracht, ist im Begriff, den Gläubiger zu packen, weshalb dieser Reißaus nimmt und in einiger Entfernung, nachdem er sich in Sicherheit gebracht zu haben glaubt, gerade vor einem Auslagefenster stehen bleibt, um die Situation seines Gegners zu betrachten. Derselbe dagegen hat sich inzwischen mit einem Steine bewaffnet, welchen er jenem nachwirft. Der Verfolgte, welcher sieht, daß der Stein wirklich seinen Kopf treffen will, bückt sich, und — der Stein fährt durchs Fenster, vor dem er stand. Der beschädigte Ladenbesitzer bemächtigt sich sofort des Israeliten, welcher seine Unschuld betheuert, und den wirklichen Attentäter nach Namen, Stand und Wohnort bezeichnet. Die Sache kommt zur Klage, worauf nach durchgeführter Verhandlung das Urtheil folgt: „Der Jude muß das Fenster zahlen, weil er sich gebückt hat!" Die „gute alte Zeit!"

* Der englische General J. William Napier begegnete einst auf der Straße einem kleinen fünfjährigen Mädchen, welches heftig weinte. Es hatte den Wasserkrug zerbrochen, welchen es seiner Mutter bringen sollte und wagte nicht heimzugehen, aus Furcht, ausgezankt zu werden. Der General stand stille und sagte zu ihr: „Tröste Dich, mein Kind, hier hast Du etwas, womit Du zwei Krüge kaufen kannst, statt des einen." Ganz entzückt streckte das Töchterlein ihre Hand aus, aber nichts kam. Der General suchte in einer Tasche nach der anderen; er hatte seinen Geldbeutel vergessen. „Höre, mein Kind," sagte er, „morgen zu dieser Stunde komm wieder an diese Stelle, dann werde ich Dir den Schilling bringen, den ich Dir versprochen habe." Zu Hause angelangt, fand der General eine Einladung zum Mittagsmahl bei einer hochgestellten Persönlichkeit auf den morgenden Tag. Er überlegt. Es war unmöglich, die beiden Gänge zugleich zu thun; er entscheidet sich, dem Minister zu schreiben, daß er sich verpflichtet habe, unfehlbar an einem anderen Orte gegenwärtig zu sein. „Ich hätte niemals den Muth gehabt," sagte er, „die Erwartung meiner kleinen Unbekannten zu täuschen. Sie sah so überzeugt aus, daß ich ihr Wort halten werde! Und ich hab's gehalten."

* (Ein Unterschied.) Wenn in Californien der Klingelbeutel in der Kirche herumgeht, wird Jeder noch besonders zum Geben aufgefordert. Ein ehrlich aussehender Goldwäscher saß in einem Kirchenstuhle, und als sich der Vorsteher mit dem Klingelbeutel näherte, entspann sich folgendes Gespräch:

Vorsteher: „Komm, Willem, gib etwas."

Goldwäscher: „Kann nicht."

Vorsteher: „Warum nicht? Ist die Sache keine gute?"

Goldwäscher: „O ja, gut genug, aber ich kann nichts geben."

Vorsteher: „Na, na, das weiß ich besser; du mußt eine bessere Ausrede machen als diese."

Goldwäscher: „Well, ich bin zu arg in Schulden. Erst muß ich Schulden bezahlen, ehe ich Geschenke machen kann."

Vorsteher: „Aber, Willem, du schuldest Gott mehr, als irgend einem Menschen."

Goldwäscher: „Das ist wahr, aber er drängelt mich nicht so, wie meine anderen Gläubiger."

Gemeinnütziges.

* Bei rheumatischen Zahnschmerzen sind folgende Mittel dienlich:

1) Man halte den mit Wein oder Essig bereiteten, noch warmen Absud von der Bertramwurzel einige Zeit im Munde.

2) Der Brodem oder Dampf des in einem Filtrirsack frisch aufgegossenen Kaffees stillt oft sehr schnell die heftigsten Zahnschmerzen, wenn der offene Mund des Patienten darüber gehalten wird.

3) Man stopfe ein Stückchen Kampher in Wolle gewickelt in das Ohr.

4) Man stecke Baumwolle mit Rum getränkt ins Ohr der leidenden Seite.

Räthsel.

Auf festem Fels gegründet
Da steht ein stattlich Schloß,
Geöffnet ist's dem Bettler; —
Auch königlichem Troß.

In jenes Schlosses Räumen
Da herrscht nicht Arm noch Reich,
Der König und der Bettler
Sind dort einander gleich!

Am Fuße jenes Felsens
Da wogt es hin und her
Sich senkend und sich hebend
Braust dort ein Wundermeer!

Doch hat noch nie gewanket
Des Felsens fester Grund,
Das Schloß und auch der Felsen
Sie steh'n noch fest zur Stund.

Millionen Schiffe fahren
Auf jenem Ocean,
Nun gebet mir die Namen
Von jenen Dreien an.

S. Liebmann.

* Auflösung des Räthsels in Nr. 11:
Der Zaunkönig.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung.“

Nro. 13. Kaiserslautern, 12. Februar 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

Erstes Kapitel.

Ein Wiedersehen nach langen Jahren.

Im Jahre 1822, in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche, tobten die oft so fürchterlichen Aequinoktialstürme im Canal la Manche, an der Küste der Normandie, gewaltiger als jemals.

Viele wohlbemannte stolze Schiffe, die aus fernen Zonen gekommen und mit köstlichen Waaren befrachtet in englische oder französische Häfen einlaufen wollten, wurden an die unerwigen Klippen dieses gefahrvollen Gewässers von der rasenden Windsbraut geworfen und gingen, wie es in der kräftigen Seemannssprache heißt, mit Mann und Maus in dem Alles verschlingenden Abgrunde verloren.

Aber nicht allen wurde ein gleiches Loos zu Theil.

Einzelne hatten das Glück, daß, wenn auch nicht die ganze Besatzung, doch wenigstens eine kleine Anzahl derselben sich in Böten an die Küste retten konnte, während das Fahrzeug, auf einer Klippe sitzend, von den Wellen in Trümmer geschlagen wurde.

Zu diesen gehörte auch der „Neptun,“ ein französisches Schiff, das einige Monate zuvor aus einem der größten Häfen Westindiens ausgelaufen und dessen Ziel Havre de Grace war.

Der imposante Dreimaster war mit sechszehn Matrosen, einem bewährten Steuermann und einem im Seedienst ergrauten Kapitain bemannt. Außerdem hatte er nur ein halbes Dutzend Passagiere an Bord.

Trotz Nacht und Sturm wurden zwei Böte ausgesetzt. Das eine nahm den Kapitain und die Hälfte der Mannschaft nebst ein paar Passagiere, das andere die übrige Besatzung auf.

Aber nur das erste, größere Boot erreichte das schaumbespritzte Ufer. Das andere, leichter gebaut, wurde von einer mächtigen Welle überschwemmt und das Hülfegeschrei der mit dem Wassertode Ringenden verhallte im Sausen des Windes.

Acht wackere Matrosen und drei Passagiere waren dem Sturme zum Opfer gefallen.

Als die, welche sich durch eigene Kraft gerettet, auf's Aeußerste erschöpft, das Ufer betraten, sagte der Kapitain mit wehmüthigem aber zugleich feierlichem Tone:

„Leute, laßt uns zuerst dem gnadenvollen Gott für unsere Erhaltung danken und dann für die Seelen der Armen beten, denen die unbegreifliche Vorsehung ein anderes Schicksal bestimmt.“

Die so Angeredeten, der Kapitain zuerst, knieten auf dem sandigen, durchnäßten Boden nieder und ein leises, aber inbrünstiges Gebet stieg von ihren zitternden Lippen zu dem mit tiefer, schwarzer Nacht bedeckten Himmel empor.

Langsam erhoben sie sich dann bis auf Einen.

Dieser Eine, ein ältlicher Mann, dem schon graues Haar um die Schläfen hing, beugte sich zur Erde hinab und drückte seine Lippen mehre Male auf den nassen Grund, indem er murmelte:

„Arm, verlassen, verstoßen kehre ich zu Dir zurück, mein Vaterland, und dennoch hängt mein Herz an Dir, wie das eines Jünglings an der Geliebten. Ich küsse Dich, wie eine Mutter ihr wiedergefundenes Kind küßt und bethaue deine heilige Erde mit den Thränen nie versiegender Liebe!“

Die Andern waren indessen vorausgeschritten.

Er stand auf, schüttelte das Wasser aus dem triefenden Haare und folgte ihnen langsam.

Man ging nun in das Land hinein, um ein Asyl zu suchen, das eine Ruhestätte, bis zum Beginnen des Tages, eine stärkende Nahrung bieten konnte und wo man die durchnäßten Kleider zu trocknen im Stande war. Von dort aus wollte man die Seestadt Havre de Grace zu erreichen suchen, welche nach der Meinung des Kapitains höchstens sechszehn bis zwanzig Meilen von hier entfernt lag. Dort wohnte der Eigenthümer des verlorenen Schiffes, dessen Pflicht es natürlich war, für die gerettete Mannschaft Sorge zu tragen. Die wenigen Passagiere, mit Ausnahme desjenigen, der die vaterländische Erde so feurig geküßt hatte, besaßen Geschäftsfreunde in der genannten Stadt, bei denen sie sich zu erholen und dann weiter in die heimathliche Orte zu reisen gedachten, wo ihrer die Freude wartete von ihren Familien jubelnd begrüßt zu werden.

Erst nach Verlauf einer halben Stunde schimmerte ihnen durch die dichte Finsterniß ein Licht entgegen.

Auch wurde Hundegebell gehört. Es mußte also ein Dorf in der Nähe sein.

Wie todtmüde die Leute auch waren, sie verdoppelten ihre Schritte. Nach einer halben Stunde war das Haus erreicht, worin das Licht brannte. Es war die Behausung des Schullehrers eines ziemlich großen Dorfes, dessen Wohnungen man trotz der Dunkelheit zu erkennen vermochte. Die übrigen Bewohner lagen, da es bereits Mitternacht, in tiefem Schlafe. Der Schulmeister allein wachte. Er wachte, die Brust von Angst durchzuckt, laute Gebete stammelnd, zum Herrn der Stürme flehend, er möge auf das wuthentbrannte Meer die friedliche Stille, die vor einigen Tagen noch ge-

Digitized by Google

herrscht, wieder herabsenken, damit die Schiffe, die darauf hin- und hergeworfen würden, sicher in den ersehnten Hafen einlaufen könnten. Aber es war nicht blos die Angst um die ihm Fremden, die in diesen Stunden mit der Wuth des Sturmes und der Wellen kämpften, mehr noch war es die Angst um den einzigen Sohn, der das Schifferhandwerk gewählt und, wie er seinem Vater vor mehreren Wochen von Amerika brieflich gemeldet, jetzt auf der Heimreise begriffen sein mußte.

An die Thür dieses Hauses wurde gepocht, und bald darauf dieselbe von dem alleinstehenden Inwohner — er hatte seine Frau schon vor mehreren Jahren verloren — geöffnet.

Der menschenfreundliche Mann sah sogleich, daß er Schiffbrüchige vor sich hatte. Er lud sie ein in's Haus zu treten. Glücklicherweise war sein Wohnzimmer geräumig genug, alle aufzunehmen. Da die Nacht ziemlich kalt, war es seine erste Sorge, Feuer im Kamin anzumachen. Dann holte er den Vorrath, den er an Speise und Wein besaß, aus Küche und Keller hervor, breitete ein reinliches Tischtuch über den großen viereckigen Tisch und bat die erschöpften Männer sich an der geringen Gottesgabe, die er bieten konnte, nach Belieben zu erquicken.

Der Kapitain dankte im Namen Aller dem gastfreundlichen Manne. Die kalte Küche reichte nur knapp für die erschöpfte hungrige Gesellschaft, aber Wein war genug vorhanden und so konnte sie wenigstens durch dies stärkende Getränk neue Kräfte gewinnen. Zudem hatte sich während der Mahlzeit eine wohlthuende Wärme in dem Gemache verbreitet, so daß ihnen bald behaglich zu Sinn wurde. Bei Vielen schien die überstandene Gefahr für den Augenblick vergessen zu sein, so frisch und munter wurde geplaudert, besonders von den Seefahrern. Hatten sie doch das theuerste Gut, das der Mensch besitzt, weil es alle andere Güter in sich birgt, davon getragen. Alles Uebrige, was sie verloren, konnten sie wieder in kurzer Zeit erwerben. Auch die Kaufleute hatten keinen Grund ihre Verluste zu beklagen, denn wie das Schiff, war auch ihr Gepäck versichert. Mehr oder weniger nahmen sie laut an dem Gespräche Theil.

Der Mann aber mit dem grauen Haare hatte, nachdem er wenige Bissen genossen und ein Glas Wein getrunken, sich von der Gesellschaft abgesondert und einen Platz nahe an dem Kamine in einer Ecke gesucht. Dort saß er die Hände gefaltet, den Kopf auf die Brust gesenkt, dem Anscheine nach in ernste Gedanken versunken.

Dieselben flogen viele Meilen weit in die Ferne und machten in der Hauptstadt, dem glänzenden Paris, Halt.

Dort hatte er vor langen Jahren ein stürmisches, verhängnißvolles Leben geführt. Auf einem der dortigen Kirchhöfe schlummerte sein Weib, ein sanftes, zartes Geschöpf, das am gebrochenen Herzen gestorben war. Dort lebte ihm vielleicht noch ein Kind, das er einst hatte verlassen müssen. Es zählte damals nur zwei Jahre. Weilte es noch unter den Lebenden, so mußte sie jetzt zur Jungfrau aufgeblüht sein. Er hegte die Hoffnung, sie aufzufinden, daß sie den alten Vater, welcher der Gefahr trotzte, dem Kerker, ja vielleicht der Guillotine überliefert zu werden, voll Liebe an ihr Herz schließen werde.

Unterdessen hatte der Schulmeister einen Rundgang im Dorfe gemacht und mehrere wohlhabende Bauern aus dem Schlafe geklopft.

Männer und Frauen erschienen bald mit Bettzeug aller Art. Auch wurden Körbe mit Lebensmitteln in's Haus gebracht, damit die Schiffbrüchigen am nächsten Morgen, nachdem sie wohlgeruht, gestärkt weiter wandern konnten.

Der Schulmeister bereitete schnell mit Hülfe einer ältlichen Frau für sämmtliche Gäste weiche Schlafstellen, worauf sie sich, ausgekleidet, niederstrecken konnten.

Das geschah mit möglichster Raschheit.

Nach einer Viertelstunde lagen Alle in festem, erquickenden Schlafe.

Doch nein, nicht Alle.

Der Mann, der sich so heiß nach dem Anblicke seines Kindes sehnte, wachte noch eine geraume Zeit.

Beängstigende Gedanken, die sich in seinem Kopfe stießen, hielten gewaltsam seine Augen offen. Wiederholt flüsterte er in die Nacht hinein:

„Und wenn dennoch meine Hoffnungen getäuscht würden: Wenn mein Cousin und seine Gattin längst heimgegangen wären, oder das ihnen anvertraute Kind gestorben, wenn ich die lange gefahrvolle Reise umsonst — ach, dann bliebe mir ja nur noch Eins übrig, ein Grab in der Erde mein s Vaterlandes. Damit wäre denn Alles zu Ende!"

Erst als schon der Morgen graute machte die allmächtige Natur an ihn ihre Rechte geltend, und da seine Reisegefährten spät erwachten, so wurde seine Ruhe nicht gestört.

Nach reichlich genossenem Frühstück beschloß die ganze Gesellschaft aufzubrechen.

Die Kaufleute und der Kapitain des gestrandeten Schiffes, die hinlängliche Baarschaft bei sich trugen, entschädigten den gastfreundlichen Schullehrer reichlich für seine Bewirthung und mietheten im Dorfe ein paar ländliche Fuhrwerke, die sie nach Havre de Grace bringen sollten.

Die Matrosen traten die Reise zu Fuße an. Der alte Mann blieb anfangs bei ihnen. Aber es währte nicht lange, so konnte er nicht mehr gleichen Schritt mit den größtentheils noch jungen und kräftigen Männern halten. Sein Körper war in der heißen Zone, worin er gelebt, ausgemergelt und schwach geworden. Er ließ sie also vorauseilen und wanderte, ein einsamer Pilger, hinterher, sich auf einen Schleedornknittel stützend, den er unterwegs von einem Zaun abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Tanz, ein Heirathsmittel.

Humoreske von Moriz Horn.

(Fortsetzung.)

Die Thür der Bauernstube stand ob der Gewitterschwüle offen, indessen war es unsern beiden Jahreszeiten in der Hausflur noch nicht eingefallen, hineinzuschauen.

„Die arme Thekla" — „der hübsche Hut," — „es war ein Modell," — Diese und ähnliche Ausrufe wurden in der Stube laut. „Was ist das?" fragte Herbst; „Damenstimmen, wenn ich nicht irre," sagte Lenz und trat ein.

„Verzeihung, wenn ich störe. Von unserem gemeinsamen Feinde, dem Wetter, in diese Robinsonade verschlagen, wurden wir unwillkürlich Zeuge Ihres Schmerzes, und da ich glücklicherweise den bejammerten Gegenstand besitze, wage ich es den Frieden dieses Ortes zu stören und in das Asyl der Schönheit einzutreten." Unterdessen war der Herbst auch näher gekommen und zog die Hülle beeunter; siehe, da lachte das Hütchen seiner Besitzerin entgegen, wie dem Morgen ein silbernes Wölkchen. Nicht froher jubelt Gabriele im Nachtlager, wenn sie den Jäger mit der geliebten Taube erblickt, als jetzt Thekla; mit einem Freudenschrei flog sie dem Liebling entgegen und es hätte nicht viel gefehlt küßte sie den Ausreißer. Die ganze Schaar athmte ihrem Beispiel nach, und um den Retter bekümmerte sich Niemand. Indessen etwas zum Danke mußte gesagt werden und Thekla versuchte ihren Gefühlen Worte zu geben, leider blieb es bei dem Versuche, der seine Verwegenheit so weit trieb, auf Thekla's Rosenwangen rothe Flammen zu malen. Der Assessor hingegen war ein Mal in's Reden gekommen und hat in gut gewählten Worte um die Rose an Thekla's Busen. Sie wurde nach einigem Zögern gewährt, die Jahreszeiten verbeugten sich und traten ab. Als sie ein Stückchen vom Gütchen fern waren, schlugen sie die Brinkleiten herauf und wadeten nach Hause, die Damen wurden auf einem Leiterwagen in die Stadt geschuttert.

II.

Qualvolle Zeit.

Der Assessor hatte einen recht melancholischen Sommer verlebt, Niemand wußte, was ihm fehle, die Blätter, des ewigen Baumsitzens satt, wurden aus Aerger gelb, aus Bosheit roth, und fielen endlich, durch diese Leidenschaftlichkeit runzlich und welk geworden, ab, ein Spielzeug gottloser Winde; der Assessor war und blieb in sich gekehrt, und bekam einen Werther'schen Anstrich. Satz er je in einem Gartenconcert, so malte er, wie der große Feiz nach der Schlacht bei Collin, allerhand Zeichen in den Sand. Scharfsichtige Augen wollten vielfache T, manchmal von einem h begleitet, erkannt haben. Fragte man, wie ihm dieser Musiksatz gefallen habe, so sprach er von einer bevorstehenden Abreise der Schwalben und daß der Storch ein bedeutsamer Vogel, was indessen wiederum nicht wundernehmen könne, da der alte Nil seine Heimath sei, und dergleichen dummes Zeug mehr. Nach und nach gewöhnte man sich an seine Zerstreutheit und ließ ihn gehen. Anders trieb es sein Freund, Herbst. Ce hatte seine Augen damals in der Bauernstube nicht in die Tasche gesteckt; eine liebliche Blondine, die Tochter des Zuckerbäckers Hinzelmann, war für ihn das Zuckerbrod geworden, nach dem seine Seele einen ungeheuren Appetit verspürte. Das Blondinchen legte, zu Hause angelangt, den Panzer der Tolette ab, athmete frei auf und zwang auf dem Bettrand sitzend, die Lockenfülle unter das gestärkte Nachthäubchen, wobei sie zur Zerstreuung folgendes Exempel ausrechnete.

„Frühling ist ganz hübsch, Blumen, Blüthen, Versprechungen, Tändeleien u. s. w. Herbst? ei da sieht es anders aus. Alles Wirklichkeit, keine Traumgebilde, sondern Trauben, Obst, Segen die Hülle und Fülle, kurz Wahrheit; dabei ist Herr Herbst ein hübscher Mann, je, nun." — Die letzten Worte sprach sie schon im Bettchen. Zufrieden mit ihrer Rechnenkunst entschlief sie bald und träumte vom Herbst, und vielleicht noch wee weiß das gewiß, vom Nilstorch. —

Der Auscultator saß, was er selber nicht gethan, jetzt nach Tische und Abends bei dem Conditor und erlaubte sich nach und nach aus dem Laden in das allerliebste Hinterstübchen überzusiedeln. Hier nämlich, unter Epheu, unter Blumen und andern flatterhaften Gegenständen arbeitete sein Zuckerbröbchen, Clementine. Nach und nach spann der Herbst seine fliegenden Netze immer weitee, er stieg die Treppe hinauf zur Frau Hinzelmann. Diese ehrwürdige Repräsentantin aller Hausmütter nahm er so für sich ein, daß sie, wäre der Ehegemahl eine wenigee bedeutende Größe gewesen, sich für den Herbst mehr als gut erklärt hätte, unbekümmert, daß ihr bereits schon ein Herbst im Nacken saß, der zum Ueberflusse noch so boshaft war, in's Winterliche überzuschmeeen. „Mann," sagte sie eines Tages zu ihrem zuckerbackenden Ehegespons, „weißt du etwas Neues? Herbst ist Assessor geweeden! Hier steht es in der Zeitung, daß der König geeuht hat. Ich habe eine Spickgans im Ofen stehen, lade den Assessor zu Mittag, wenn er bei uns vorüber in's Bureau geht." Das geschah und am andern Tage las man die Verlobung beider. „Das dumme Ding," hieß es da und dort, „bekommt den allerliebsten Mann." Nun war die Sache zwischen unsern Freunden umgekehrt, aus dem Herbst wae ein Lenz und aus diesem ein Herbst geworden; trafen sich die beiden verwandelten Jahreszeiten, so war Herbst preßlest, je seinem Blondchen zu kommen, Lenz auch pressirt, aber von Hypochondrie. Doch auch diese Leidenszeit brachte ihm eine Freude. Jemand, dee irgend einmal die Idee gehabt hatte, einen schlechten Walzee zusammenzuschmieren, gab das Unglückskind seiner Phantasie heraus und nannte ihn Theklawalzee.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Die Kaiserin von China.) Aus China sind nähere Nachrichten über die Verheirathung des Beherrschers jenes Landes eingetroffen. Die Hochzeit war ein Ereigniß, welches schon seit Monaten besprochen worden war und die bepopften Söhne des Reiches der Mitte in Aufregung erhalten hatte. Am 15. October hat die „Sonne der Welt“ mit dem „Monde“ sich feierlichst verbunden. Der neue Ehemann ist erst 17 Jahre alt und ward im Januar 1873 großjährig erklärt, ein nicht minder wichtiges Ereigniß für China und die Chinesen, als die Hochzeit.

Die Gemahlin des Kaisers heißt Aluta und soll die schönste aller mandeläugigen Schönen des Landes sein; sie ist groß und schlank, mit weit vorstehenden Backenknochen, gerader Nase, schwarzen, fast überirdisch strahlenden Augen, glänzendem Rabenhaare und zarter, olivenfarbiger Haut. Sie ist die Tochter eines der größten Gelehrten des Reiches, nämlich des Doktors Changchi von der kaiserlichen Academie. Dieser ist der Sohn eines mongolischen Edelmannes, Namens Sai-Shonga, der vor 20 Jahren als General eine chinesische Armee gegen die Taiping-Rebellion führte, und weil er nicht erfolgreich war, abgesetzt und in den Kerker geworfen wurde.

Er wurde später begnadigt, doch blieb sein Vermögen confiscirt und sein Sohn, der nunmehrige Schwiegervater des Kaisers, mußte sich elendiglich durchschlagen als Student und Privatdozent, bis es ihm durch sein immenses Wissen gelang, das Auge der „Sonne“ auf sich zu lenken.

Die chinesischen Kaiser fragen bei der Wahl ihrer Frauen nicht nach Stand und Vermögen; durch die Verbindung mit dem Sohne des Himmels wird die Frau zur höchsten Würde erhoben, die ein Sterblicher erreichen kann. Gleichzeitig mit Aluta nahm sich der Kaiser noch ein Dutzend anderer Damen zu Weibern, die jedoch weit, unendlich weit unter der ersten und eigentlichen Frau stehen; später wird er noch eine ganze Schaar von Nymphen einstellen, nach Landessitte.

In China ist es Brauch, daß der Bräutigam sich in Person nach dem Hause der Braut begibt und sie nach dem neuen Heim führt. Der kaiserliche Bräutigam that dies nicht, sondern schickte zwei Stellvertreter, die der Braut das „Ernennungs-Dekret“ und ein goldenes 40 Pfund schweres Siegel überbrachten und sie nach dem Palaste führten, und zwar in Begleitung einer ganzen Armee von Mandarinen und Edelleuten. Es war beinahe Mitternacht, als der Zug in der „verbotenen Stadt“ im Centralpalaste anlangte, wo der Kaiser die Braut empfing und mit ihr Platz nahm auf zwei mit einer goldenen Kette verbundenen Sitzen — ein Zeichen, daß fortan Beider Geschick unzertrennlich sei.

Am nächsten Tage hat die junge Frau ihren Schwiegermüttern die Aufwartung zu machen, die Gratulationen der Magnaten u. s. w. und der Concubinen ihres kaiserlichen Gemahles entgegenzunehmen und mit diesen Concubinen ihren Gatten zu besuchen, der sich hierauf nach dem Tempel verfügt und seinen Vorfahren mittheilt, daß er geheirathet habe, um das Geschlecht der Söhne des Himmels nicht aussterben zu lassen.

Wie reich die junge Frau beschenkt ward, geht daraus hervor, daß die Ablieferung der Geschenke fünf Tage dauerte und 500 — 1000 Mann beschäftigte — sie bestehen aus Möbeln, Kleidern, Juwelen u. s. w. Auch die Eltern und Großeltern der Frau wurden reichlich beschenkt, so erhielt der Vater 130 Unzen Gold, ein goldenes Theegeschirr, 6000 Unzen Silber, Pelze, Pferde u. s. w.

* (Zwiegespräch) zwischen einem Amtmann und einem Bauern. Amtmann: Ist Er verheirathet?
Bauer: Wer?
Amtmann: Er!
Bauer: Ich?
Amtmann: Ja!
Bauer: Nei (nein).
Amtmann: So!

Gemeinnütziges.

* (Hoffmann'schen Liquor zu bereiten.) Dieser Liquor besteht aus einem Theile Schwefeläther und drei Theilen rectificirten Weingeist. Man nimmt diesen Liquor auf Zucker zu 8, 10 bis 20 Tropfen. Er ist erregend und belebend und dient als kräftiges Nervenstärkungsmittel bei Uebelkeit, Erbrechen, Ohnmacht, Krämpfen, Kopf- und Zahnschmerzen. Man muß ihn aber gut verschlossen aufbewahren, da er sich leicht verflüchtigt.

* Auflösung des Räthsels in Nr. 12:

Der Name jenes Schlosses
Auf felsenfestem Grund:
Es ist das Schloß der Liebe,
Es ist der Herzensbund!

Der Name jenes Felsens,
Tragend das Prachtgebäu:
Das ist des Menschen Glaube
An Gottes Lieb und Treu!

Der Name jenes Meeres
Das an den Felsen schlägt:
Es ist das Meer der Hoffnung,
Das unsre Wünsche trägt!

Und Glaube, Liebe, Hoffnung
Sie werden nie vergehn.
Gott ließ aus Trümmern der Welten
Auf's Neu' sie auferstehn!

F. Liebmann.

Verantwortlicher Redakteur S. Liedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 14. Kaiserslautern, 16. Februar 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(1. Fortsetzung.)

Da er Westindien, wo ihm trotz geistiger und körperlicher Anstrengungen das Glück nicht hatte lächeln wollen, arm verlassen, so war es bis auf wenige Thaler, die er in einem um den Leib gebundenen ledernen Beutel trug, von allen Hilfsmitteln entblößt, doch hoffte er mit dem wenigen Gelde, wenn er sich die nöthigen Entbehrungen auferlegte, Paris zu erreichen. Würde der sehnlichste Wunsch seines Herzens erfüllt, das, was er liebte, noch am Leben zu treffen, so meinte er, doch ein bescheidenes, versteckes Asyl zu finden, das ihn vor der Gefahr schützte, erkannt und dem Gerichte überliefert zu werden. Erinnerte er sich doch, daß sein Cousin, in der Zeit, wo er aus Frankreich hinweg gestohlen, ihm edelmüthig die Hand zur Beihülfe seiner Rettung gereicht und ihm beim Abschiede feierlich zugeschworen, für die ihm übergebene Kleine, wie für sein eigenes Kind, zu sorgen. Freilich hatte der Gewürzkrämer Bodinet, so war der Name dieses Verwandten, seit vielen Jahren die Briefe, die er aus Westindien an ihn geschrieben, nicht beantwortet. Aber er konnte aus dem Stadtheil, wo er vor sechszehn Jahren seinen Laden hatte, hinweg und in eine entfernte Straße gezogen sein. Auch konnten in dem großen Paris leicht Briefe verloren gehen — nein, er durfte die Hoffnung nicht sinken lassen, dort Trost für den Rest seines Lebens zu finden, sollte er die mühselige Wanderschaft ohne zu erlahmen zu Ende führen.

Nach sechs Tagen, denn er vermochte täglich nur wenige Meilen zu gehen, hatte er erst Havre de Grace im Rücken und wanderte auf der Landstraße Paris zu. Drei Wochen später sah er im Glanze der Morgensonne die an jenem Tage unumwölkt strahlte, den Riesenleib, der mächtigen Seinestadt vor sich liegen.

Wer vermöchte wohl die Empfindungen zu schildern, die bei diesem großartigen Anblick in der Seele des armen Wanderers auftauchten?

Hierher war er mit zweiundzwanzig Jahren gekommen, um seine juridischen Studien zu vollenden.

Glühend vor Jugendlust hatte er anfangs seine Lippen an den Becher derjenigen Freuden gesetzt, welche Liebe, Spiel und der Gott der Reben bietet, und ihn bis auf die Hefen geleert.

Dann aber hatte ihn eine ernste inhaltsschwere Zeit von diesem Taumelkelche hinweggerissen.

Der Geist der Freiheit, der von Amerika übers Weltmeer nach Frankreich herübergeflogen, hatte die Revolution entzündet.

Der junge Advokat hatte sich ihr als ein Schüler und Bewunderer Rousseau's und Voltaire's jubelnd in die Arme geworfen.

Die Bastille war erstürmt worden. Bodinet war einer der Ersten beim Sturm gewesen, und hatte mit hochgeschwungener Axt, die er einem alten Zimmermann entrissen, die schwere Pforte der königlichen Zwingburg zertrümmern helfen.

Dann war er auf den Wogen der Revolution begeistert von den erhabenen Ideen, welche die Edelsten der Führer für die schöne, aber leider so oft geschändete Göttin der Freiheit hegten, weiter und weiter geschwommen, bis die klare durchsichtige Fluth zu einem Blutmeer wurde, das mit den Freunden der Freiheit auch ihre erhabensten Vertheidiger verschlang.

Und immer fürchterlicher hatte die ausgeartete Zeit sich bewiesen, immer größere Opfer forderten Diejenigen, die im Namen der Freiheit die Herrschaften an sich rissen und zu fluchwürdigen Zwecken mißbrauchten. Nicht nur der Thron war umgestürzt worden, auf dem ein schwacher, aber mildgesinnter König saß, sein geheiligtes Haupt selbst war gefallen, und unter Denjenigen, die in dem gräßlichen Tribunal den Tod des gefangenen Herrschers forderten, war auch der Mann einer der Ersten gewesen, der jetzt in bitteres Elend versunken unter einem fremden Namen nach Frankreich zurückgekehrt. Freilich hatte ihn später als die durch die Revolution in ihm erregte Exaltation einer besseren Anschauung Platz gemacht, als er eingesehen, daß die Hinrichtung des Königs ein unnützes Opfer für die erträumte Freiheit gewesen, die tiefste Reue erfaßt, und Jahrelang sein Leben verbittert. Aber er war doch seinen Principien treu geblieben und hatte im Anschluß an die Bessergesinnten die Volkstyrannen bekämpfen und vernichten helfen. Dann war eine minder bewegte Zeit gekommen. Er hatte, in's Privatleben zurückgezogen, als Advokat ehrenvoll gewirkt. Jahre waren vergangen. Das Herz des Jünglings war allein der Freiheit geweiht, das des Mannes blieb ihr zwar treu, aber er sehnte sich doch auch nach einem zweiten Herzen, das er liebend an das seine schließen konnte. Was er ersehnte, fand sich in einem schönen, edlen Mädchen verkörpert, deren Eltern und Beerwandte die Wogen der Revolution verschlungen. Er heirathete und schuf eine beneidenswerthe Ehe. Da wurde die mit so thuren Opfern erkaufte Republik durch die List des gewaltigen Korsen zertrümmert. Ihre Feinde jauchzten und erhoben ihn zum ersten Consul für Lebenszeit, ihre Freunde trauerten, und hofften ihren Groll in sich bergend, auf die wandelbare Gesinnung der Nation, welche sich, von seinem Kriegsruhm geblendet, dem neuen Tyrannen gutwillig unterwarfen. Da

Digitized by Google

verbreitete ſich das Gerücht, der erſte Conſul beabſichtigte, ſich die Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen. Dann war auch der Name „Republik,“ den Frankreich bis dahin noch getragen, für immer vertilgt und die letzte Spur der Freiheit ausgelöſcht, die Hoffnungen ihrer begeiſterten Anhänger zu Grabe getragen. Verſchwörungen entſpannen ſich insgeheim, die den Sturz des Conſuls bezweckten.

Doch nicht alle hatten die Republik in's Auge gefaßt. Die größte, welche am Meiſten Ausſicht auf Erfolg hatte, kam durch die Royaliſten unter dem berühmten Feldherrn Pichegru zu Stande, der früher der Republik mit Auszeichnung gedient, dann aber, als er eingeſehen, daß unter ihrem Banner ſein Vaterland zu Grunde gerichtet wurde, ſich dem Erben der Königskrone, Ludwig dem achtzehnten wieder zugewendet. Als Verbannter in England lebend, war er heimlich in Paris erſchienen und hatte ſeine Freunde zu einem entſcheidenden Schlage in dunkler Nacht an geheimen Orten verſammelt. Einer dieſer Anhänger der im Exil lebenden Bourbonen war ein vertrauter des Advokaten Bodinet, und dieſer, aus Reue, daß er einſt ſein Gewiſſen mit der Beihülfe zum Morde des Königs befleckt, und weil er Napoleon ſtärker haßte, als er die entartete Republik liebte, hatte ſich von dem Grafen Berget bereden laſſen, an der Verſchwörung theilzunehmen. Aber die Spione des erſten Conſuls hatten ſie entdeckt. Pichegru wurde in's Gefängniß geworfen und darin durch Mörderhand erwürgt. Mehrere der Mitverſchworenen erlitten gleichfalls den Tod. Bodinet, rechtzeitig gewarnt, mußte fliehen, aber allein, ohne Weib und Kind, denn ſeine Gattin, ſchon längere Zeit kränklich, hatte die Angſt vor der Gefahr, die ihn bedrohte, auf's Krankenlager geworfen. Er drückte den letzten Kuß auf die blaſſen Lippen einer Sterbenden, als er ſie mit zerriſſener Seele verließ. Sein zweijähriges Töchterchen aber vertraute er ſeinem Verwandten Bodinet an, der vor langen Jahren mit ihm zugleich nach Paris gekommen, dort eine beſchränkte Handels-Carriere gemacht und einen Gewürzladen etablirt hatte. Dieſer, der verheirathet war, aber ſelbſt keine Kinder beſaß, hatte ihm verſprochen, väterlich für die Kleine zu ſorgen und ſie ihm, ſollte das Schickſal es geſtatten, daß er je wieder nach Frankreich käme, wohlerzogen zurückzugeben. Er hatte glücklich das Meer und Weſtindien erreicht. Als das Gottesgericht über den Thronenräuber hereinbrach und die Bourbonen in ihre angeſtammten Rechte wieder eingeſetzt wurden, da hatte die Hoffnung ſein Herz geſchwellt, ſein Vaterland und ſein Kind wiederzuſehen. Aber da war das königliche Edikt ergangen, daß all' Diejenigen, die für den Tod des Märtyrer-Königs geſtimmt hatten, von der erlaſſenen Amneſtie ausſchloß, ſie für ewig aus Frankreich verbannte und mit dem Tode bedrohte, ſollten ſie es wagen, die Heimath wieder zu betreten. Wie der Unglückliche das Edikt las, ſah er ſeine Hoffnungen auf's Neue vernichtet. Einſam und verzweifelnd an Gott und der Menſchheit blieb er noch eine Anzahl Jahre in der heißen Zone zurück, da ſein Körper ſchwach und ſeine geiſtige Kraft erlahmt, ſtets mit Mangel und Elend kämpfend. Endlich hatte die Sehnſucht die in jedem Menſchen natürliche Furcht vor einem ſchmachvollen Tod in ihm beſiegt. Sein Kind noch einmal an's Herz drücken und es ſegnen und dann, wenn der Himmel es ſo beſchloſſen im Vaterlande jeden ihm beſtimmten Tod ſterben, der Gedanke hatte ihn zurückgeführt. Und nun, indem er das Alles in der Erinnerung an ſeinem Geiſte vorübergehen ließ, was oben erzählt worden, glaubte er dem erſehnten Ziele nicht abſeyn zu ſein.

So raſch ſeine von der langen Wanderung ermüdeten Füße es erlaubten, betrat er die mächtige Stadt. Die Straße, worin ſein Verwandter einſt gewohnt, war nicht ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden, auch erinnerte er ſich noch genau des Hauſes. Nach einer Stunde gelangte er dort hin. Das wohlbekannte Haus ſtand noch da. Aber der Gewürzkrämer Bodinet hatte es ſchon vor zehn Jahren verlaſſen. Dies erfuhr er von dem jetzigen Inhaber des Ladens, an den er ſich wandte, um nach ſeinem Vetter zu fragen und welcher, ein menſchenfreundlich geſinnter Mann ihm trotz ſeiner ärmlichen Kleidung Auskunft gab. Die Nachrichten, die er über den früheren Gewürzkrämer erhielt, waren keineswegs trauriger Art. Bodinet hatte unter dem Kaiſerreich ſein Geſchäft vergrößert, dann glücklich in ſeiner Geſchäfts-Branche ſpeculirt und ſich endlich zum Millionair emporgeſchwungen. Nachdem er wohl hunderttauſend Franken jährlicher Rente gewonnen, hatte er Paris verlaſſen und ſich einen prächtigen Landſitz, ſechs Meilen von der Hauptſtadt entfernt, gekauft, wo er ſchon lange mit ſeiner Gattin und einer liebenswürdigen Tochter die Früchte ſeines merkantiliſchen Strebens behaglich genoß.

Die Gluth der Freude überflog das Geſicht des armen Mannes, als er dieſes hörte.

„Mit meiner Tochter!“ murmelte er, „Sie lebt, ich werde ſie wiederſehen!“

Ohne ſich irgend eine Raſt zu geſtatten, verließ er Paris, den Weg nach dem Orte einſchlagend, den der Ladenbeſitzer ihm genannt. Mit frohen Hoffnungen ſchreitet er dahin. Mögen ſie ihm erfüllt werden!

Zweites Kapitel.

Der Millionair.

In dem prachtvollen Landhauſe des reichgewordenen früheren Gewürzkrämers Charles Bodinet herrſchte an einem Tage im Beginne des Monats April ein reges Treiben und Leben.

Der Hauptbeſitzer hatte von Paris viele koſtbare Möbel kommen laſſen, die nun von dem Tapezierer und deſſen Gehülfen, welche die theuren Gegenſtände aus der Hauptſtadt dorthin gebracht, in den Sälen und Stuben des einem Schloſſe ähnlichen Gebäudes geordnet wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Tanz, ein Heirathsmittel.

Humoreske von Moriz Horn.

(Fortsetzung.)

Der Assessor saß eben bei einigem Thee zu Hause und las in den interessanten Leipziger Zeitungen die Ankündigung des Thellawalzers. In die Stiefel fahren, nach der Musikalienhandlung fliegen und den Walzer mustern war Nro. 1, Nro. 2 ihn den ganzen Abend zu spielen, so schrieb er war. Wir wollen den guten Mann einstweilen spielen lassen und uns nach der Ursache seiner Krankheit, nach Thella umsehen.

Nachdem sie an jenem unheilvollen Sonntage nach Hause gekommen war, trat zwar der Hutretter in einem ungewissen Dämmerschein zu ihr, allein das Bild schwamm und schwamm, ohne zu einer erfreulichen Klarheit zu kommen und empfahl sich endlich zu geneigtem Andenken. Dem Hut lächelte ein milderer Stern, er wurde zärtlich auf einen Hahnenstock gesetzt und mit einem Schleier vor Staub geschützt. Fräulein Thella trat hierauf zu dem Spiegel und nestelte das Haar auf. Dieß ist ein Augenblick im Leben junger Mädchen, der von manchen Unerfahrnen als zeitraubend bezeichnet und deßhalb getadelt wird; dem ist aber nicht so, er ist vielmehr höchst bedeutsam. Erstens sieht man, ohne daß es auffällt, sich im Spiegel, man hat Zeit über sich nachzudenken und findet sich nach unparteiischem Prüfen recht leidlich; dabei gibt der gehobene Arm eine hübsche Stellung und bleibt deßhalb länger in seiner Attitüde als nöthig ist. Kann er es nicht mehr aushalten, so tritt wieder eine nützliche Pause ein; endlich liegt die ganze Bürgerschaft der Lockenstadt auf dem Pfeilertischchen. Da sieht man Nadeln die an ewigem Frost leiden und deßhalb fortwährend zittern, einige davon haben noch das Unglück, daß sie erstaunlich dicke Köpfe tragen müssen, die in's Blaue schillern, weiter gewahrt man zierliche Stecher, Kämmchen genannt, aus dem Horn des ungeschlachteten Büffel geschnitten; sie dannen die kleinen Löckchen hinter's Ohr, außerdem bemerkt man wurstartige Sammtverlängerungen, die eine Art Standverzierungen am Zopfgeflechte bilden, zuweilen auch hineingedreht werden. Ehe man nun diese Sachen an Ort und Stelle bringt, um sie morgen wieder in Dienst treten zu lassen, vergeht Zeit, Thella hatte eben die Stellung der Lachtaube im Sue'schen Roman eingenommen und schnürte den grün-en Saffianstiefel auf, als ihr die vergessene Rose aus dem Haare fiel. Unwillkürlich erinnerte sie sich an die Rose vor der Brust und jetzt auf ein Mal platzte das Bild des Assessors aus seinem Dämmerlichte hervor und beleuchtete die Gegend nämlich Thella's Herz. Dieses machte sich Vorwürfe über das Weggeben der Rose und hatte Recht, denn ein Mädchen soll alles, d. h. sich selbst, oder gar nichts verschenken. Daß der Assessor ein hübscher Mann sei, gestand sich Thella zu und schnürte das zweite Stiefelchen aus, weiter aber ging die Betrachtung nicht, und als sie entschlafen war, träumte sie von ihrem Hut.

III.

Hauptangriff.

Mit den Rennübungen des Assessors in's Freie war es vorbei, denn der Winter hatte sich eingefunden und war so entschieden aufgetreten, daß der Assessor froh war, auf's Gericht zu kommen, ohne die Nase zu erfrieren. Der Mann war offenbar ohne Grund besorgt; denn gesetzt, es wäre ihm mit der Nase etwas Menschliches passirt, so brauchte er ja eben nur auf's Gericht zu gehen, um den Schaden wieder gut zu machen.

Der Winter ist allerliebst; was der Frühling und seine Collegen zerstreuen, das treibt er wieder zusammen, man empfindet den Werth der Geselligkeit, und mancher Hagestolz verläßt den Bierkrug und sucht Edleres auf. Auch den Damen ist der Winter viel günstiger. In Mantel und Pelz verhüllt, schreiten sie einher und gewähren oft in sothanem Aufzuge kein günstiges Bild, nun aber sprengt im Zimmer das schillernde Blumenkind die Puppe und erobert mit Einemmale mehr, als im Frühling nach Wochen erst. Und was bringt der Winter noch? Die Bälle. Wie soll man euch, ihr Teiche Bethesda genug loben! Was thut es, daß im Gefolge Frau Schwindsucht, die hagere Alte schleicht, jede Gottheit will Opfer, ihr seid eine solche und sühet zusammen, um nie zu lösen. Auch dem Assessor brachtet ihr Hilfe und Rath.

Unsere Stadt hatte ihr Casino und ihre Winterbälle, deren 7 Stück, gerade so viel, als der Freischütz Kugeln. Es war ein Vergnügen, diese Bälle zu besuchen. Welch' ein Damenflor breitet sich hier aus, wie ein Blumenbeet, auf das der Frühling sein ganzes Füllhorn entleert hat. Der Assessor besuchte alle Bälle und tanzte mehr als ein Mal mit Thella. Täuschte ihn das Licht der Kerzen nicht, so war sie sehr huldreich und freundlich mit ihm. Leider versiegte der Brunnen der Beredtsamkeit dem Assessor zur Unzeit; z. B. als er einmal die geschenkte Rose zeigte, die er stets bei sich führte, oder das Geschick trat dazwischen, so auf dem sechsten Balle. Der Assessor hatte eben wieder einen prächtigen Uebergang zur Rose gebildet, und fischte eben in der Seitentasche nach dem Blumen-Leichnam, als Herr Zinshahn, ein angehender Schnittwaarenhändler, Fräulein Thella um die Polka bat. Während das Paar bald rück- bald vorwärts hüpfelte, schlich das unterbrochene Opfer seit, unser Assessor, in die Garderobe, suchte seinen neuen Hut, der natürlich nicht mehr vorhanden sein konnte, eben weil es ein neuer war und ging in bloßem Kopfe nach Hause. Die alte Haushälterin schlug die Hände über'm Kopf zusammen, daß man meinte, zwei Auskopfesteckden berührten sich, wagte aber nicht zu reden und setzte dieses Schweigen fort, als der Assessor am andern Morgen unanständiger Weise in der Mütze auf's Bureau ging.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Ein reicher Engländer, so erzählt J. Lay im „Sprudel", der sich im letzten Sommer in einem der Pyrenäenbäder aufhielt und sich durch seine Originalität überall bekannt machte, hat seine seltsamste That ausgeführt. An einem Markttage bemerkte er in dem Badeorte eine, wie es schien, sehr arme, noch junge und sehr schöne Frau, die Obst verkaufte, weil sie frühzeitig Wittwe geworden war und durch den kleinen Handel die Mittel zu ihrem und ihres Kindes Unterhalt zu erwerben hoffte. Das Kind spielte neben der Mutter, als unser Engländer daherkam. Er sah Mutter und Kind lange verwundert an, dann trat er zu der Frau und sagte: „Sie gefallen mir und Ihr Kind auch; ich will Ihnen auch sagen, warum. Ich hatte eine schöne Frau, die Ihnen sehr glich und die ich über Alles in der Welt liebte. Leider starb sie bald und hinterließ mir nur einen Sohn, ihr Bild, einen Engel von einem Kinde, das jedoch ebenfalls der Mutter bald nachfolgte. Um meinen Schmerz zu vergessen, reise ich in der Welt umher, und wenn ich irgendwo einen schönen kleinen Knaben finde, der meinem William gleicht, gebe ich für ihn so viel, als man verlangt, und bitte seine Eltern, mich für das Glück des Kleinen sorgen zu lassen. Schon habe ich 4 in London, wo ich sie sorgfältig erziehen lasse. Der von den Knaben, welcher in seinem 15. Jahre am klügsten ist und am meisten dem Bilde gleicht, das ich mir von meinem William in diesem Alter mache, wird von mir adoptirt und der Erbe meines Namens und Vermögens. Den anderen sichere ich eine angenehme Stellung in der Welt. Keins von den Kindern nun, die ich bereits gekauft habe, gleicht meinem William so sehr, als das Ihrige. Wollen Sie es mir verkaufen, so gebe ich jede Summe, die Sie verlangen." Die Mutter fühlte sich durch diese Worte auf's tiefste verletzt, drückte ihren Sohn an sich und antwortete kurz: „Herr, ich verkaufe Kirschen und keine Kinder." „Die Sache eilt nicht," antwortete der Engländer mit der kältesten Gelassenheit. „Ich bezahle gut und verlange nichts weiter, als daß die Eltern die Kinder nicht wieder zu sehen suchen. Ich wohne in dem Hotel .... Ueberlegen Sie sich die Sache, denn es handelt sich um die Zukunft Ihres Kindes. Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit." Die arme Mutter dachte über den seltsamen Antrag nach, das ganze Städtchen sprach von dem Kinderkäufer und er hätte zehn andere Kinder sehr wohlfeil haben können; die schöne Obstverkäuferin aber erklärte ihm, als er nach Ablauf der drei Tage wieder bei ihr erschien: „Ich würde eine Sünde zu thun glauben, die mir der liebe Gott niemals verzeihen könnte, wenn ich mein Kind für schnödes Geld hingäbe. Der Engländer ließ sich so leicht nicht abweisen; er stellte der Frau Himmel und Hölle vor, Alles vergeblich. Endlich sagte er: „Ich wette, daß ich Ihr Kind noch erhalte, denn ich muß es haben. Ich habe mich über Sie erkundigt, Sie gleichen meiner Jenny, — ich biete Ihnen meine Hand und Ihr Sohn soll meinen verstorbenen ersetzen. Ich bin frei und reich und stelle nur die einzige Bedingung, daß Sie den Namen Jenny annehmen und Ihren kleinen Sohn da William nennen wollen." Diesen Vorschlag überlegte sich die junge Wittwe um Vieles reiflicher und sie brauchte nicht drei Tage, um zu einem Entschlusse zu gelangen. Sie sagte Ja und ist jetzt die schöne gefeierte Lady M.

* (Hochpoetischer Küchenzettel.) Köchin: Was soll ich heute holen am Markt, gnädiger Herr?
Prangerl: Bringen Sie erstens zwei Pfund jenes langsam wandelnden Thieres,
Welches mit seinem Gebiss friedliche Fluren erfüllt!
Auch zwei grünliche Häupter des süßlich schmeckenden Krautes,
Nebst einem Mäßel der Frucht, die aus Amerika stammt,
Auch des geflügelten Volkes ovalen Erzeugnisses vier Stück,
Und ein Pfund des Gemalms aus des Getreides Gefähr!
Köchin: Was soll ich holen? Das versteh' ich nit!
Prangerl: Ha, Sie naturwüchsiges, antipoetisches Ungeheuer,
Sie! — Kalbfleisch, Wirsching, Erdäpfel, Eier bring Sie und Mehl auch dazu!

Gemeinnütziges.

* (Lampendocht), sicheres Mittel, daß dasselbe immer rein und nicht dampfe, auch das Oel rein und sehr sparsam brenne. Dies zu bewirken, braucht man nur das Lampendocht vor dem Gebrauche 24 Stunden in guten Weinessig zu legen und dann trocken werden lassen. Es wird hierauf nicht nur nicht dampfen, was der Gesundheit sehr nachtheilig ist, es wird auch rein und gleichmäßig brennen. Ins Oel thue man eine ziemlich große Quantität Salz und es wird sehr sparsam brennen.

* (Goldrahmen und Holzvergoldungen zu reinigen.) Man tauche ein Stückchen Zwiebel in rectificirten Weingeist und wische damit auf den beschmutzten Gegenständen hin und her. Der Schmutz wird vergehen, ohne daß die Vergoldung angegriffen wird.

Räthsel.

Zwar bin kein Ganzes ich, allein
Ich muß als Maß was Ganze sein,
Und bin sehr oft dann groß und klein.
Mit Haupt bin oft Gefangener ich,
Ich schlage, und doch liebt man mich.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohe in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 15. Kaiserslautern, 19. Februar **1873.**

† Kopernicus,

geboren am 19. Februar 1473.

Wo sich die Wogen brechen, fern an der Ostsee Strand
Zu Frauenburg, der Domherr Kopernicus genannt,
Saß sinnend vor der Bibel, die aufgeschlagen lag
Und sann ob jenem Worte, das Josua einst sprach.

Daß einmal nur die Sonne blieb einen Tag nur steh'n
Das konnt er nicht begreifen, daß solches je geschah'n.
Wenn's auch dem Aug' so dünkte, dem Geiste war's nicht klar,
Der ew'ge Sonnenstillstand, der war ihm offenbar.

Und während Martin Luther die Schlacht, die Schlacht des Glaubens schlug,
Und Guttenberg dem Worte verlieh des Adlers Flug,
Da saß in einer Zelle, ganz einsam und allein,
Der geisteskühne Forscher bei seiner Lampe Schein.

Da streute er den Samen für spät're Zukunft aus
Und baut aus Geistesdichtungen ein unzerstörbar Haus;
Im Jahre, da zu Augsburg die Confession erschien,
Da hatte er's vollendet und legt' sein Werkzeug hin.

Doch soll' er nicht genießen die Früchte seiner Müh'n;
Er kämpfte mit dem Tode, als erst sein Werk erschien;
Und weinend Freudenthränen, nahm er's in seine Händ,
Und legte zitternd nieder, sein geistig Testament.

Die Nachwelt hat eröffnet, das was er ihr geweiht,
Zählt ihn zu den Propheten, der neuern bessern Zeit;
Bleibt auch die Weltensonne stets stehen auf ihrem Ort:
Die Geistessonne wandelt stets mit der Menschheit fort.

S. Liebmann.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(2. Fortsetzung.)

Bei dem älteren, aber kaum weniger geschmackvollen Mobiliar waren die Diener und Hausmädchen beschäftigt. Nachdem zuvor das ganze Haus geputzt und polirt worden, mußte auch jenes in Angriff genommen werden.

Wer nicht mit den Verhältnissen vertraut war, mußte meinen, es sollte daselbst ein großes Familienfest gefeiert werden.

Wie die neugierige Dienerschaft glaubte, schwebte auch etwas Dergleichen in der Luft, aber etwas Gewisses wußte noch Keiner unter Allen, denn der Herr des Hauses zog keinen seiner Untergebenen in wichtigen Dingen in's Vertrauen und pflegte unpassende Fragen stolz und barsch zurückzuweisen.

Um dem geschätzten Leser einen kurzen Einblick in den Charakter des Herrn Charles Bodinet zu gewähren, vertrathen wir ihm die Unterhaltung, welche ein Paar der Diener in dem Gartensalon des Hauses mit leichtfertigem Geplauder führten.

Beide waren mit dem Abstäuben der Sopha's und Stühle schon seit Tagesanbruch beschäftigt gewesen und beschlossen jetzt, da Niemand in der Nähe war, der sie beaufsichtigen konnte, ein Wenig der Ruhe zu pflegen.

„Alle Wetter!" sagte der älteste der Diener, Namens Jean, „an einem so warmen Tage, wie heute, wie ein Lastthier zu arbeiten, das greift meine Nerven an. Ich bin gar nicht daran gewöhnt, so viel Schweißtropfen zu vergießen."

Er streckte sich bei diesen Worten bequem auf einem Sopha aus und fuhr dann fort:

„Hole der Henker den Dienst hier. Hätt' ich ahnen können, daß man Hände und Füße hier so stark anstrengen muß, ich hätte mir wieder eine Stelle in Paris gesucht, statt auf's Land überzusiedeln, wo man einen gebildeten Diener gar nicht zu respektiren weiß. Ach, wenn ich an meinen Grafen Willmour denke, dessen rechte Hand ich war, wo es so reichliche Trinkgelder setzte, da kommt mir mein jetziges Loos nur um so kläglicher vor."

Henri, der andere Diener, der sich auf den Kammerbefen lehnte, lachte.

„Du lobst den Grafen mit vollen Backen," versetzte er. „Und doch hat er Dich fortgejagt."

Jean stieß einen Seufzer aus.

„Weil der alte Roué dahinter kam, daß ich für seinen sechszehnjährigen Sohn einer Opernsängerin ein Billet-doux überbrachte."

„Nun, das hätte wohl jeden Vater verdrossen," meinte Henri.

„Du irrst, mein Junge, was den Grafen betrifft. Der hätte seinem verliebten Sprößling solche Dinge nachgesehen, hätte er nicht selbst mit der Demoiselle Bell-Fleur ein intimes Verhältniß gehabt. Aber das Billet-doux verschnupfte den alten Sünder. Er schickte seinen Sohn in eine entfernte Erziehungsanstalt und ich — mußte springen."

Henri, der Abkömmling einer in der Nähe wohnenden Pächtersfamilie, schüttelte den Kopf.

„Eine saubere Wirthschaft das. Na, in unserem Hause passiren solche Dinge nicht; da geht es sein ehrbar zu."

„Abre verteufelt langweilig," rief Jean. „Auch gefällt mir die Behandlung nicht. Was der Herr Bodinet war, weiß alle Welt, ein simpler Gewürzkrämer, der für zwei Sous Korinthen und Rosinen verkaufte und vor jeder Magd seine Ladenmütze zog. Darf der so unbändig stolz und was noch schlimmer, geizig wer-

Digitized by Google

den, wenn ihm das Glück Millionen in die Hände wirft?"

Henri nickte.

„Ja, stolz ist er. Aber geizig — er hat in der letzten Zeit große Ausgaben gemacht. Fast das ganze Haus ist neu möblirt worden."

„Und sürstlich dazu. Aber das hat seinen besonderen Grund. Ich habe eine feine Nase. Ich wittere so etwas von einer Verlobung, von einer Hochzeit."

„Warum nicht gar! Das Fräulein ist erst siebzehn Jahre noch ein pures Kind."

„Aber vollständig ausgewachsen und schön wie ein Engel. Es ist kaum zu begreifen, wie Herr Bobinet mit der Geiernase und dem breiten Mund zu einer so reizenden Tochter kommt. Auch hat ihr Charakter mit dem ihres Vaters nicht die geringste Aehnlichkeit. Er ist brummig und finster, das Fräulein sanft und offen."

„Voll unaussprechlicher Herzensgüte. Wenn sie's von mir verlangte, ich ginge durch's Feuer für sie."

„Ich nicht," lachte Jean. „Aber wenn sie einen Liebhaber hinter dem Rücken ihres Vaters hätte und es gälte eine heimliche Correspondenz, ich trüge ihm jeden Brief zu, auf die Gefahr, auf's Neue meinen Dienst quitt.ren zu müssen."

Der ehrliche Dorfjohn wandte sich unwillig von ihm ab.

„Du bist und bleibst ein Taugenichts," sagte er. „Ein Kind darf hinter dem Rücken seiner Eltern keine Liebschaft haben. Das ist unchristlich und sündlich."

Jean sprang auf und klopfte ihn auf die Schulter.

„Armer Junge, Du bist noch weit in der Cultur zurück. Sollst Du nicht ganz verbauern, muß man Dich nach Paris schicken. Da kannst Du im Livreedienst Deine Studien machen und Dein grobes Eselsfell mit einer Schlangenhaut vertauschen."

Das Gespräch Beider wurde hier durch die Erscheinung des Herrn Bobinet unterbrochen, der plötzlich in die Thür des Gartensalons trat.

Als die Diener den gestrengen Herrn erblickten, nahmen sie eine demüthige Position an. Sie fürchteten wegen ihres momentanen Nichtsthuns gescholten zu werden.

Aber diese Furcht war unnöthig. Herr Bobinet schien bei guter Laune zu sein, denn auf seinem unschönen Gesicht lag der Ausdruck einer mit Stolz gemischten Zufriedenheit.

Er besah sich den neudekorirten Salon, murmelte so etwas wie: „Geschmackvoll, recht geschmackvoll," und sagte dann zu den Dienern:

„Eure Arbeit hier ist, wie ich sehe, beendigt, und auch in den übrigen Zimmern, wie im Garten, ist Alles, was ich befohlen, gethan. Entfernt Euch jetzt. Auf Eurer Kammer findet ihr neue Livreen. Ich habe sie von Paris für Euch kommen lassen. Legt sie an. Zu der neuen Ausschmückung meines Hauses passen die alten nicht mehr. Es kommt noch heute vornehmer Besuch von Paris. Seid nicht säumig in Eurer Aufwartung und macht Eurer Herrschaft durch ein gesittetes Betragen Ehre."

Der ehrliche Henri versicherte dem Herrn, daß er stets dies Bestreben habe. Jean aber warf sich stolz in die Brust und meinte, ein Mann wie er, der in Paris beim hohen Adel gedient, würde sich auch hier keine Vernachlässigung der Etikette zu Schulden kommen lassen.

Die Diener verließen den Salon, um dem Befehle des reichen Pervenu nachzukommen.

Herr Bobinet blieb eine kurze Zeit allein.

Er nahm auf einem der mit grünem Sammet überzogenen Divans Platz und rieb sich lächelnd die knochigen Hände, an deren Finger Brillantringe blitzten.

Da es bei ihm zur Gewohnheit geworden, wenn er sich ohne Zeugen sah, seine Gedanken mit halblauter Stimme zu verkörpern, so überließ er sich dieser Gewohnheit auch jetzt, indem er murmelte:

„Der Himmel und mein gutes Glück seien gepriesen. Endlich bin ich dem ersehnten Ziele näher gerückt. Mit dem Reichthum muß sich die Ehre verbinden, wenn sein Werth in den Augen der Welt steigen soll. Agnes' Schönheit soll mir zu Rang und Würden verhelfen, dann werden jene Kreise mir nicht länger verschlossen bleiben, in denen sonst nur die vornehme Geburt den ersten Platz beansprucht. Ich habe früher mit meinem Vermögen spekulirt, warum soll ich es jetzt nicht mit dem Liebreiz meiner Tochter? Wo sein Ehrgeiz treibt, nach oben zu streben, muß jedes Mittel zu benutzen wissen, wenn es nicht gegen die Gesetze und das Gewissen streitet."

Die letzten Worte waren kaum gesprochen, als das Mittel, dessen er erwähnt, verkörpert in ein junges Mädchen, welcher glänzende blonde Locken um Hals und Nacken flatterten, deren blauen Augen so hell wie die ersten Thautropfen eines Frühlingsmorgens blitzten, durch die offenstehende Thür hineinhüpfte, auf Herrn Bobinet zuflog und einen Kuß auf seine Backen drückte.

Dem Kusse folgte ein „Guten Morgen, lieber Papa!" Diese Worte klangen, als wenn Jemand ein Paar Silberglöckchen geschüttelt hätte.

Bobinet erwiderte Gruß und Kuß und machte dann die Bemerkung, daß es Zeit wäre, sich an die Toilette zu begeben und das leichte weiße Morgenkleid mit einem der kostbarsten Gewänder zu vertauschen, die er von Paris für sie verschrieben hätte.

„Deine Mutter wird Die mitgetheilt haben," fügte er hinzu, „daß ich Gäste, vornehme Gäste aus Paris erwarte. Die mußt Du in reicher Toilette empfangen, mein Goldkind."

Agnes nickte.

„Erst heute früh sprach Mama davon," versetzte sie. „Errathen aber habe ich schon längst, daß so Etwas kommen würde. Aber wen erwartest Du denn eigentlich Papa?"

Bobinet lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Tanz, ein Heirathsmittel.

Humoreske von Moritz Horn.

(Fortsetzung.)

Zu Fastnacht, wo die Narren freies Spiel haben, war der siebente Ball. Am Tage zuvor sehen wir den Assessor in dem Putzgewölbe der Madame Adele, einer feurigen Französin mit schwarzen Augen. Er wühlte in den Novitäten der Messe herum und wählte eine weiße Cravatte, eine ditto Chemisette, ein Paar Manschetten und zwei Paar Handschuhe, eins blaßgelb, eins weiß. Diese Artikel, in duftig Rosenpapier geschlagen, trug er selbst nach Hause und verbat sich die Begleitung Rosettens, einer Gehülfin der Madame Adele. Wer will ihn deßhalb tadeln, vielleicht konnte ihn, kurz vor dem entscheidenden Tage, der Ruß der Verleumdung anfliegen.

Fastnacht kam. Der Assessor hatte sich gestern Abend selbst die Hand gegeben und gelobt, auf dem siebten Ball müsse der Teufel losgehen. Diese an sich höchst unanständige Aeußerung müssen wir seiner verzweifelnden Freude nachsehen. Vom frühen Morgen an litt er am Schreibekrampf; hatte er ein bischen Geschäftsmuse, so machte er sich den unschuldigen Spaß und schrieb seinen und Thekla's Namen auf einen Papierwinkel, manchmal stimmte etwas vor seinen Augen, das Aehnlichkeit mit einer Verlobungskarte hatte, ein Protokoll mußte er total umschreiben, weil er den einen Advokaten Thekla Hainefeld genannt hatte. Beim Mittagstisch hatte er abermals einige Schicksalstücken zu überwinden. Erstlich ließ er die Suppe nicht auskühlen und verbrannte sich die Zunge, zweitens schnitt er sich beim Zerlegen eines capitolinischen Gänsechenkels in die Hand. Das sind gute Anzeichen für heute Abend, sagte er auf dem Nachhausewege; indessen getröstete ihn die Hoffnung, daß die neidischen Götter sein Blut gesehen und wohl versöhnlich geworden. In diese Idee saß er sich ordentlich fest und stand gravitätisch vor dem Spiegel, die Cravatte umbindend. Er brauchte heute viel Zeit zum Ankleiden und war nur eben fertig, als der Wagen vorfuhr.

An der erleuchteten Treppe des Gesellschaftshauses angekommen, mußte er Halt machen; obschon er gesahren, lag es ihm schwer auf der Brust und seine Stiefel schienen mit Blei beschwert. Da rauschte etwas hinter ihm, sie war es, Thekla, die Göttin seines Herzens, der Stern, nach dem seine Hoffnung im Heimweh sich sehnte; leuchtend, wie noch nie prangte er im Goldglanz der Jugend; freudig, als kenne er sein Glück, wiegte sich ein grüner Kranz auf ihrem Haare, und auf dem Rosenstrauß des Busens schien ein ganzes Heer Amoretten sein kriegerisches Lustlager aufgeschlagen zu haben. Ein Haufen Pfeile saß im Nu dem Assessor im Herzen und ein süßes Weh durchzuckte seine Brust. „Darf ich's wagen, Arm und Geleit Euch anzutragen?“ sprach er, sie neigte das Haupt und reichte ihm den runden, blendend weißen Arm, er schien dem Assessor glühend heiß, denn durch den Frack brannte die Glut und seine Muskeln fingen an Menuet zu tanzen. Wie ein Feldherr, der seinen Truppen nicht mehr traut, rief er im Innern unaufhörlich sich Muth zu, und es gelang. Er führte die Holde auf den gewünschten Platz, trat mit einer Verbeugung ab und ging in's Buffet, dort stürzte er ein Glas Rikus hinunter, und spürte, wie Faust von dem Hexentrank, erfreuliche Wirkung. Hinter der Säule spähte er, wie Toggenburg, hinaus in den Saal zu seiner Angebeteten. Jetzt entfesselte das Orchester die Sirenen, die in den Instrumenten wohnen, lockend schwammen sie auf dem Tonmeer herunter, wie ein Sturm sauste der Assessor über die glatte Fläche nach Thekla. Noch nie hatte er so gut getanzt wie heute, und hier und da hieß es: „Seht nur das herrliche Paar!“

In des Assessors Brust war ein ordentlicher Gefühlsvolkaufstand ausgebrochen; sie verlangten eine Königin, und beruhigten sich erst, als der mächtige Beherrscher der Brust, das Herz, dem empörten Vasallen zurief, daß die Coeur-Dame gefunden sei.

Cotillon, der du deinen Namen einem Kleidungsstücke verdankest, das bisweilen unter der Ballrobe neugierig vorschaut und dann sofort im verschwiegenen Nebenzimmer von Freundinhand um einige Linien aufgewunden wird, du bist eigentlich des Balles Krone, ohne dich bleibt er ein unruhiger Septimenaccord, der sich nach Tonika sehnt. Man tanzt und sitzt, man plaudert und scherzt, man berührt sich mit den Händen, ja man wird kühn und drückt diese ein wenig. Unser Assessor war lange genug gedrückt worden, was Wunder, daß er jetzt auch drückte, und, o Himmel, das Händchen drückte wieder. Nun commandirte der Assessor mit lauter Stimme zum Angriff und rückte in geregelter Schlachtordnung vor. Im ersten Gliede marschirten schmucke Komplimente, Versicherungen, Belobigung des geschmackvollen Anzuges u. s. w. Sie richteten nichts aus, und wurden mit Einem: „Sie sind ein Schmeichler!“ zurückgeschlagen; sofort rückte das zweite Glied vor, man sprach vom häuslichen Glück, von den reinen Freuden des geselligen Umganges, Sehnsucht nach Unbekanntem, vom Wagen — und siehe dießmal wich der Feind etwas zurück: „Wir armen Mädchen, das bischen Jugend — einen Mann lieben heißt, an ihn sich wagen.“

So stand das Gefecht, als unser Paar die Reihe traf. Sofort wurde Waffenstillstand gemacht, lächelnd schwebten sie dahin, und auch die Arme fanden das Drücken in der Ordnung, so daß, als der Cotillon zu Ende war, der Assessor, außer mehreren Orden, die feste Ueberzeugung hatte, daß er der Sieger sei. Man hatte sich zur Erholung um die Tafel gruppirt und genoß jener Muße, die nach einem heiteren Ball so erquicklich ist. Leider saß Thekla zur anderen Seite ein Herrchen, das aus einem Modejournal geschnitten und auf Pappe gezogen zu sein schien. Er und der Assessor baten zugleich um Thekla's Strauß.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* An Richard Wagner.

Die nüchterne Spree hat sich berauscht
Und ihren Verstand verloren;
Andächtig hat Dir Berlin gelauscht,
Mit großen und kleinen Ohren.

Viel Gnade gefunden hat Dein Spiel
Beim gnädigen Landesvater;
Nur läßt ihm der Bau des Reichs nicht viel
Mehr übrig für Dein Theater.

Wärst Du der lumpigste General,
So würd' man belohnen Dich zeusisch;
Genügen laß Dir für dieses Mal
Dreihundert Thälerchen preußisch.

Ertrage heroisch dies Mißgeschick,
Und mache Dir klar, mein Bester,
Die einzig wahre Zukunftsmusik
Ist schließlich doch Krupp's Orchester.

Georg Herwegh.

* („Es gingen drei Jäger wohl auf die Pirsch ꝛc.") Die Geschichte von den drei Jägern, welche gezogen auf den Pirsch, um zu erlegen den weißen Hirsch, hat sich unlängst in drolliger Weise wiederholt. Der Eigenthümer einer Berliner Zeitung besitzt ein Rittergut bei Fürstenwalde und hatte am 26. Januar d. J. eine Anzahl seiner Freunde, unter welchen sich mehrere Bankdirektoren befanden, zur Treibjagd auf jenem Gute eingeladen. Der Wirth und einer seiner Gäste sahen das Reh, welches für die Jagd angestellt worden, gerade auf sich zulaufen, und als dasselbe ziemlich nahe gekommen war, sagte jener: „Bitte, Herr Stern, schießen Sie!" — „Bitte, Herr Davidsohn," war die Antwort, „schießen Sie zuerst!" — „Bitte sehr, ich bin hier zu Hause, Herr Stern!" — So erschöpften sich die Freunde in Höflichkeit und Liebenswürdigkeit; das Reh aber war mittlerweile in volle Ferne entrückt. Husch, husch! Piff, paff! Trara!

* (Juristische Tanzkarten.) Bei einem dieser Tage in Nürnberg stattgehabten Juristenballe trugen die Tanzkarten nachstehende Aufschrift: Hauptverzeichniß. Eröffnungsstrafe bis 8. Febr. 1873 Abends 6 bis 8 Uhr im Sitzungssaale des goldenen Adlers. Die Tanzlust en wurden wie folgt angegeben: Eröffnungs-Polonaise. Vertiuens-Walzer pro stilo. Inkompetenzen-Schottisch. Quadratur-Mazurka. Competenzconflicts-Quadrille. Motivirter Antrags-Walzer. Gutachten-Mazurka. Anstellungs-Quadrille. Vertagungs-Schottisch. Wiedereinnahme-Walzer. Vertheidigungsverfahren (Cotillon). Confessions-Quadrille. Revisions-Schottisch. Beschleunigtes Verfahren-Galopp. Interessions-Mazurka. Quadrations-Quadrille. Die Rückseite der Tanzkarte enthält nachstehende Worte: „Bezüglich der Tanzordnung siehe peinliche Halsgerichtsordnung Caroli V. Art. 177 und 178."

Wunderbar!

(Eingesandt für die „Lauterer Latern.")

Nachbar, ach, es ist doch schrecklich,
Was heut in der Zeitung stand,
Beim Theaterbrand in Witzig
Ist 'ne Dame mitverbrannt.

Und wie oft kommt dieser Fall
Heutzutage bei uns vor,
Im Carneval
Mancher so die Frau verlor.

Aber das ist wunderlich,
Daß noch nie mir ward die Mähr',
„Daß mal eine in der Küch'
„Diesen Tod gestorben wär'!"

Gemeinnütziges.

* (Erfrieren) im Freien bei allzugroßer Kälte zu verhindern. Es ist schon häufig vorgekommen, daß reisende Personen, besonders Fußgänger, bei strenger Kälte und in tiefem Schnee bald müde geworden, sich niedergesetzt, Branntwein getrunken, eingeschlafen und erfroren sind. Dies zu verhüten, braucht man nur auf dergleichen Reisen ein Stückchen Kampher bei sich zu führen und wenn man sich ermattet fühlt, davon zu essen. Derselbe erzeugt eine solche Wärme im Körper, daß die Kräfte wiederkehren und das Leben dadurch erhalten wird.

* (Hände), das Aufspringen derselben zu verhüten. 1. Man schmelze weißes Wachs, mische darunter 2 Loth Johanniöl und reibe mit dieser Salbe die Hände 14 Tage lang des Morgens und Abends ein.

2. Man löse 1 Theelöffel voll von dem wässrigen Myrrhen-Extract in einer Kaffeetasse mit heißem Wasser durch beständiges Umrühren auf und mit diesem Wasser wasche man fleißig die Hände.

Räthsel.

Was ich besage, ist oft leicht zu haben,
Ich bin's, der Sachen äußern Reiz verleiht;
Doch reichne mich zu trügerischen Gaben,
Denn innern Werth berg' ich nicht jederzeit.
Das Haupt davon und einen Fuß gegeben,
Galt einst ich hoch im alten Ritterleben,
Und noch, geführt von kräftiger Hand,
Durch mich den Tod schon Mancher fand.

Auflösung des Räthsels in Nro 14:
Achtel — Wachtel.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Lauterlautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 16. Kaiserslautern, 23. Februar 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(3. Fortsetzung.)

„Bist Du so neugierig, mein Püppchen?"

Agnes warf ihm einen schelmischen Blick zu.

„Papa, ich bin ein Frauenzimmer. Du weißt, unserm Geschlechte ist die Untugend angeboren. Nun, wer kommt? Es muß etwas Hohes sein, ein Herzog, ein Marquis, mindestens ein Graf, sonst hättest Du das Ganze nicht so prächtig aufputzen lassen. Und dann meine neue Garderobe — der ostindische Shawl, die Juwelen — früher, als ich noch in der Pension, war ich stets so einfach gekleidet. Meine Mitschülerinnen verspotteten mich oft deshalb. Bist Du denn erst seit Kurzem so reich, oder hast Du mich vor Zeiten nicht so lieb gehabt, als jetzt?"

Die letzte Frage setzte Herrn Bodinet augenscheinlich in Verlegenheit. Aber kluge Leute, denen es auf eine kleine Lüge nicht ankommt, wissen sich zu helfen.

Er gab dem lieblichen Mädchen einen leichten Schlag auf die blühende Wange.

„Ein Vater hat sein Kind immer gleich lieb," sagte er, „selbst, wenn es zuweilen so eigensinnig und störrisch, wie Du es warst. Um diesen Starrsinn zu brechen, ließ ich Dich in der Pension kurz halten. Zu meiner und Deiner Mutter Freude hast Du Dich jedoch unter der Aufsicht Deiner würdigen Lehrerin sehr zu Deinem Vortheile verändert. Du bist nicht nur schön geworden — auch sanft und gehorsam. Du brauchst nicht die Augen niederzuschlagen. Von Deinem Vater kannst Du die Wahrheit ohne Erröthen anhören."

Agnes dankte für diese liebreichen Worte durch eine Umarmung.

„Wurde ich roth," rief sie, „so geschah es aus Freude, weil Du so liebevoll mit mir sprichst."

Bodinet zog sie auf seinen Schoß.

„Die Segnungen, die Mutter Natur Dir geschenkt," sagte er, „sollen nicht unbeachtet in dieser ländlichen Einsamkeit verblühen. Erfahre also eine zweite Neuigkeit. Wir werden künftig wieder in Paris wohnen."

Agnes schien angenehm überrascht. Ihre Augen glänzten plötzlich vor Freude.

„Nach Paris willst Du?" rief sie. „Das ist herrlich, Papa. Aber — wie ist Dir denn auf einmal der Entschluß gekommen?"

Bodinet lächelte.

„Nicht auf einmal, mein Kind. Ich trage den Gedanken schon lange mit mir herum. Die Sehnsucht, wieder dorthin zu ziehen, erfaßte mich von dem Augenblicke an, wo Frankreichs legitimer Herrscher auf's Neue den Thron des heiligen Ludwig bestieg. Einst errang ich dort Reichthum. Jetzt hoffte ich dort ein Glück zu erstreben, das den Werth des Mammons weit überwiegt und Du, mein liebliches Töchterchen, sollst mir hülfreiche Hand dabei leisten."

Das junge Mädchen hatte die letzten Worte des Vaters nur halb gehört. Bei der Nachricht, den ländlichen Aufenthalt mit der Hauptstadt zu vertauschen, trat ihr mit zauberähnlicher Schnelligkeit eine holde Erinnerung aus ihren Kinderjahren vor die Seele. Das Bild eines schönen freundlichen Knaben stand vor ihrer Phantasie. Er war ihr Spielgefährte gewesen, bevor der Vater sie in die Pension schickte. Da er fünf Jahre älter als sie, hatte er sie oft auf seinen Armen durch die kleinen Bäche getragen, welche die umliegenden Fluren durchschnitten. In der Zeit, wo ihr Vater oft noch kalt und abstoßend gegen sie war, hatte er sie getröstet, ihre Thränen mit liebkosenden Worten getrocknet. Nur in der Nähe ihrer mildgesinnten Mutter und in seiner Gesellschaft war sie glücklich gewesen. Der Knabe war jetzt ein Jüngling geworden. Ob wohl noch die langen braunen Locken so zwanglos um sein hübsches Gesicht flatterten, seine dunklen Augen so freundlich, wie damals blickten? Ob er sie wohl noch so lebhaft im Gedächtnisse trug, wie sie ihn? O, gewiß, gewiß! Hatte er ihr doch, als sie Abschied von ihm nahm, mit Hand und Mund versprochen, seine kleine Spielgefährtin niemals zu vergessen. In Paris hoffte sie ihn wiederzusehen. Er war dort auf dem College, um Advokat zu werden. Sie wußte das Alles sehr genau, denn seine Mutter, die Frau des Pächters Chaland, der in der Nähe des Herrenhauses wohnte, hatte ihr in fröhlicher Geschwätzigkeit mit Stolz vertraut, daß ihr Sohn Frédéric jetzt Student in Paris sei und in nächster Zeit sein Examen machen werde.

Mit träumerischen Blicken sah Agnes vor sich hin. Erst nach einer längeren Pause, während der Vater kopfschüttelnd sie angeblickt, sagte sie:

„Gut, Papa, wir gehen nach Paris und das bald, recht bald. O, Du glaubst gar nicht, wie ich mich darauf freue, dort zu leben. Papa, ich gebe Dir das Zeugniß, daß Du der beste liebevollste Papa in ganz Frankreich bist." Ihn küssend, fügte sie hinzu: „Nun will ich mich aber auch recht herausputzen, daß ich Deinem vornehmen Besuche nicht mißfällig erscheine."

Sie hüpfte mit der Behendigkeit eines jungen Rehes durch eine Seitenthür des Salons und begab sich

Digitized by Google

nach oben in das Zimmer, das für Mutter und Tochter zum Ankleiden diente.

Der Millionair blickte dem reizenden Kinde, vergnügt nach. Hatte er doch keine Ahnung von dem, was in dem jungen Herzen vorging und war fest überzeugt, daß es sich seinen Wünschen gehorsam fügen werde.

Er verließ den Gartensalon, um seine Frau aufzusuchen, welche in einem der oberen Zimmer noch einige Anordnungen traf, die sich auf den Empfang der Gäste bezogen, die aus der Hauptstadt erwartet wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tanz, ein Heirathsmittel.

Humoreske von Moriz Horn.

(Schluß.)

„Meine Herren, die Gunst einer Dame will verdient sein, Derjenige von ihnen, der mir am besten die Frage löst: Was ist der Tanz? soll ihn haben." Das Modejournalexemplar lächelte und sah etwas blöde und einfältig vor sich hin, aber der Assessor sprang auf, denn welcher Mann, der fühlt, daß er, wenn auch nicht in das Herz der Geliebten, doch in das Vorkämmerchen eingezogen ist, wäre nicht bereit? und rief: „Der Tanz, mein Fräulein ist" . . . „Der Wagen, Fräulein, ist vorgefahren!" lautete die Meldung des Portier.

„Herr Assessor, schreiben Sie mir, was der Tanz ist; gute Nacht." Sie reichte ihm die Hand, die er küßte, und verschwunden war die Holde.

Am anderen Morgen erhielt Freund Herbst ein Billet: „Unwohlsein hält mich ab in die Session zu kommen, entschuldige mich." Das war eine Finte, der Assessor saß lerngesund zu Hause, schüttelte den Kamillentheе, den die besorgte Haushälterin gekocht hatte, zum Kammerfenster in den Hof, und schrieb an Thekla, wie folgt:

Verehrtes Fräulein!

„Glücklich, Ihnen schriftlich die gestern vorgelegte Frage beantworten zu können, fange ich ohne langes Vorwort an, und bitte nur um Entschuldigung, daß ich bei meiner Abhandlung zuerst das Konversationslexikon reden lasse, ehe ich meine Meinung ausspreche und irgendwie mein Herz vor Ihnen ausschütte.

„Tanzkunst," sagt das Lexikon, „ist die Kunst, nach gewissen Gesetzen, die Füße und den Körper kunstvoll zu bewegen; da sich in dem Tanze die Macht der Empfindungen offenbaet (Sie sehen also, um das gute Lexikon einen Augenblick zu unterbrechen, eine kleine Liebeserklärung ist beim Tanzen gestattet), so wird derselbe bei den Völkern am Meisten ausgebildet gefunden, welchen Phantasieleben eigenthümlich ist; wo dagegen praktisches Thun und Zweckerfüllen vorwaltet, da wird er, wie jede Kunst, mehr zurücktreten." Wenden wir diesen Satz an. Verliebte, die sich noch nicht entwickelt haben, die noch der Tante jungfräuliche Brille, des Vaters Auge, — die Mutter ist weniger gefährlich, fürchten müssen, tanzen aber nur schlicht und recht. Ausgebildete, d. h. erklärte Liebende aber, die vor Freuden das ie in o zusammengezogen haben, und sich Verlobte nennen, tanzten mit Feuer und Leben; ihre Körper sind fortwährend zwei zierliche, sich zu einander neigenden Fragezeichen: „Hast mich lieb?". Sie schweben dahin, wie blumige Gedanken, das kleine Füßchen, mit dünnen Schuhen geziert, berührt kaum das Parquet des Saales. Ich könnte mich nun über die alten heidnischen Tänze ergießen, dichterartig über den Elfenreigen sprechen, oder die Mückentänze erwähnen, die Schuld am Tabakrauchen sind, allein ich müßte fürchten, Sie zu langweiligen.

Doch nun, was ist der Tanz? — Das Leben! Schon Strauß sagt: „Das Leben ein Tanz." Die Zeit schließt den Kindergarten zu und legt zur Nimmerwiederkehr ihn gewaltig Schloß davor, die Jugend schließt ihre Gefilde auf und man betritt eine glatte Fläche, unsicher geht man und braucht lange Zeit, ehe man sich mit Anstand bewegen und die Blumen anschauen darf, die die Jugend vorüberführt — die Mädchen. Man nimmt sich zusammen und tritt zur Polonaise an, der ruhige Gang gefällt, man lernt gehen, die Dame nimmt ihren Platz wieder ein und man ertreffet sich Vergleiche anzustellen. Der Walzer beginnt, die alte Angst stellt sich ein, man fragt sich, wird man nicht ausgleiten, doch man versucht's, anfangs verspürt man ein gelindes Zittern in den Beinen, man rutscht wohl dann und wann und macht unfreiwillige Komplimente, indessen die gewandte Tänzerin leitet uns glücklich an's Ziel. Warum ärgern wir uns, wenn sie mit einem Andern tanzt, warum galopiren wir plötzlich mit ihr ganz sicher dahin? Warum? weil wir wünschen, daß sie nie mehr aus unserem Arme gehe. Nun kommt der Cotillon, — ich bin noch entzückt von dem gestrigen — das ist der Tanz, der uns mit der Erwählten länger zusammenläßt, wir fühlen das Schöne dieses Zusammenlebens und ein Schmerz ist der Gedanke, du mußt dich von ihr trennen. — Da in der bittern Stunde des Scheidens, fragt der Mund, willst du, Geliebte, mein sein für das Leben? Glücklich, wenn sie antwortet: Fragen Sie die Eltern?

„Als ich gestern neben Ihnen saß, da schwebte diese Frage auf meinen Lippen, aber die Furcht verscheuchte sie."

Der Assessor siegelte, und ging, den Brief in der Hand, lange im Zimmer auf und ab, endlich sendete er ihn an die Adresse.

Ein martervoller Tag verging ohne Antwort. Des Nachts tanzten vor seinen Augen allerhand Kobolde, es waren Körbe mit dünnen Beinen und alten Gesichtern — dazwischen spielte eine Melodie den Strauß'schen Walzer: das Leben ein Tanz; ein Andermal erschien ihm seine weiße Robe, frisch und schön, und aus ihr — schaute Thekla mit dem Myrthenkranz.

Digitized by Google

Als er am zweiten Tage nach Hause kam, übergab ihm die Haushälterin ein Rosabriefchen. Wie er es fassen wollte, zitterte er so, daß er es fallen ließ und geraume Zeit brauchte, die Ruhe der Hand zu gewinnen. Das Siegel sprang, der Brief war offen, des Assessors Stirn glich einer vollgehauten Fläche, endlich las er und schrie so laut auf, daß die Haushälterin ängstlich in's Zimmer stürzte und sich den Knoxren verrengte. Im Briefe lag der Strauß, etwas zerdrückt, und stand geschrieben: „Fragen Sie die Eltern!"

Nach zwei Minuten hielt der Assessor Lenz mit dem Banquier Hainefeld ein Zwiegespräch, und kurz darauf führte der entzückte Vater den Assessor der hocherröthenden Thekla mit den Worten entgegen: „Hier bringe ich Dir Deinen Lenz!"

Nikolaus Kopernikus.

Zu dem 400jährigen Geburtstage dieses großen Mannes, dürften folgende Daten aus seinem Leben von Interesse sein:

Nikolaus Kopernicus, der Begründer, der nach ihm benannten Theorie des Weltgebäudes, ward am 19. Februar 1473 zu Thorn in Preußen geboren, wo sein Vater Nikolaus Kopernicus, Wundarzt war, studirte seit dem Jahre 1491 zu Krakau Philosophie und Medicin und hörte daneben die astronomischen Vorlesungen Albert Brudzersky's, fühlte sich aber bei seiner schon früh erwachten Neigung für Mathematik namentlich durch den bekannten Mathematiker Johann Müller angeregt. Im Jahre 1497 ging er nach Italien, machte in Bologna die Bekanntschaft des Astronomen Dominicus Maria Novarra und bekleidete seit 1499 in Rom die Stelle eines Lehrers der mathematischen Wissenschaften. Ins Vaterland zurückgekehrt, erhielt er im Jahre 1502 die geistlichen Weihen und zugleich ein Canonicat am Domstift zu Frauenburg. Als Generalvicar und Administrator der Güter des Bisthums erwirkte er vom König von Polen die Zurückgabe der von den deutschen Ordensrittern in Besitz genommenen Stiftsgüter. Seine zur Regulirung des Münzwesens ausgearbeitete Vergleichungs- und Reductionstafel der Werthe aller in den verschiedenen Provinzen des Königreichs gangbaren Münzen ward vom polnischen Reichsrath zu den Akten gelegt. Schon durch die Schriften der auf die Unhaltbarkeit des ptolemäischen Weltsystems hingewiesen, begann Kopernicus vom Jahre 1502 an, seine Gedanken hierüber niederzuschreiben und kam durch astronomische Beobachtungen und Studien zu der Ansicht, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und die Erde ein Planet sei, wie Mars und Venus und daß die Planeten sich in folgender Ordnung um die Sonne bewegen: Mercur in 87, Venus in 244, die Erde in 365 Tagen, Mars in einem Jahre 321 Tagen, Jupiter in 11 und Saturn in 29 Jahren.

Um 1530 hatte Kopernicus sein großes Werk: „De orbium coelestium revolutionibus libri VI." fast vollendet, hielt es jedoch zurück und fuhr fort, daran zu bessern. Er beschäftigte sich besonders mit den genaueren Bestimmungen der Umlaufszeiten des Mondes, wozu ihn die auf einem lateranischen Concilium eben auf's Neue in Anregung gebrachte Kalenderverbesserung veranlaßte. Wiewohl ihn der Vorsteher der zu diesem Zweck ernannten Congregation brieflich ersuchte, das Vorhaben zu unterstützen, nahm Kopernicus doch Anstand, schon jetzt mit seinen Entdeckungen hervorzutreten und die Kalenderverbesserung blieb deshalb damals noch unausgeführt. Später dienten jedoch seine Beobachtungen der von Gregor XIII. angeordneten Kalenderverbesserung zur Grundlage, obschon die alfonsinische Jahresform beibehalten wurde. Schon hatte sich der Ruf des kopernicanischen System über die ganze damalige gelehrte Welt verbreitet, der Begründer selbst aber zögerte noch, sein Werk darüber herauszugeben; nur seinen Freunden theilte er Einzelnes aus demselben mit. So erhielt z. B. der Cardinal Nicolaus Schönberg schon 1536 eine Abschrift des Werkes: „De revolutionibus," und einige Jahre später gab der Wittenberger Professor Georg Joachim Rheticus eine ausführlichere Nachricht über das kopernicanische System heraus. Auch ließ letzterer einen für den damaligen Zustand dieser Wissenschaften guten Abriß der ebenen und sphärischen Trigonometrie von Kopernicus nebst dazu gehörigen, für den Halbmesser 1,000,000 berechneten Sinustafeln zu Wittenberg im Jahre 1542 drucken. Nur durch die dringenden Bitten seiner Freunde ließ sich Kopernicus bestimmen, Tafeln nach den von ihm gefundenen Elementen zu berechnen und dieselben durch Andreas Osiander zu Nürnberg veröffentlichen zu lassen. Uebrigens hatte er in dem Werke seine Ansicht nur als eine Hypothese dargestellt, welche die Phänomene auf eine leichtere Art erkläre.

Kopernicus starb zwischen dem 7. und 21. Mai 1543, nachdem ihm wenige Stunden zuvor noch das erste Exemplar seines unsterblichen Werkes überreicht worden war. Er ist im Dom zu Frauenburg vor dem Altar, wo er Messe zu lesen pflegte, begraben. Erst in neuerer Zeit erhielt Kopernicus ein würdiges Denkmal durch den Grafen Sierakowski in der St. Annenkirche zu Krakau mit der aus Josua 10, 12 entlehnten Inschrift. „Sta sol, ne moveare!" In Warschau ward ihm auf Kosten der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften 1829 ein von Thorwaldsen modellirtes und von Gregorien in Warschau gegossenes Standbild errichtet; 1853 erhielt er auch in Thorn ein Monument. Die hervorragendsten Züge in Kopernicus' Charakter waren Wahrhaftsliebe, Rechtschaffenheit, Beharrlichkeit, Ernst und Bescheidenheit. Ohne sich für einen praktischen Arzt auszugeben, erlangte er doch durch seine glücklichen Kuren einen solchen Ruf, daß man ihn sogar in dringenden Fällen nach Königsberg an den Hof berief.

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Ueber Ihenplitz und Lasker) schreibt die „Tribüne“: Benedenswerther Ihenplitz! Wer doch alles Unangenehme wie er vergäße oder vergessen könnte! So wird z. B. versichert, daß er bei einem Diner, einige Stunden nach der Lasker'schen Rede, um sein Urtheil über dieselbe gefragt wurde und antwortete: „Welche Rede? Ich erinnere mich nicht, daß ich einer solchen beigewohnt habe.“ Man sagte ihm, er habe ja neben Herrn v. Roon am Ministertisch gesessen. „Ich am Ministertisch?“ rief Ihenplitz, „ich erinnere mich gar nicht, daß ich Minister bin.“ Man brachte ihm sein Portefeuille und sprach wieder von der Lasker'schen Rede. „Lasker?“ fragte Ihenplitz, „Lasker? Ist das nicht der Mann, der den Atta Troll gedichtet hat?“ Man theilte ihm mit, daß dieser nicht Lasker, sondern Laskaro hieße. „Ach so,“ meinte der Minister, „und Sie sprechen von einem Balletmeister Lasker.“ Kurz, Herr v. Ihenplitz erinnerte sich nicht, jemals einen Abgeordneten dieses Namens gesehen oder gehört zu haben.

* (Er nimmt alles.) In einem Gebirgsdorfe unweit Teplitz starb kürzlich ein Weber nach mehrmonatlichem Krankenlager. Die hinterlassene zahlreiche Familie befand sich in der bittersten Noth und doch mußte die kranke Mutter gepflegt und der Vater beerdigt werden. Mitleidige Nachbarn sorgten, obgleich selbst arm, für die Kranke und versprachen für den Sarg, das Grab u. s. w. zu sorgen. Nur der Pfarer mußte noch das Seinige beitragen und da derselbe als ein „gar strenger Herr“ bekannt ist, gingen die zwei ältesten Töchter zu dem Hochwürden und trugen ihm unter vielen Thränen ihr Anliegen vor. „Habt ihr denn auch ein Geld?“ forschte der heilige Mann und als dies verneint wurde, meinte er, daß doch wohl ein Stück Leinwand vorhanden sein dürfte oder vielleicht könnte das Schwein verkauft werden. Nichts von alledem. „Butter und Eier habt ihr auch nicht“, sprach der Pfarrer bekümmert, „ich möchte ja recht gerne Alles für Euch thun.“ „Auch das nicht.“ „So habt ihr doch wenigstens eine Gans,“ rief er und breitete die Hände aus, „ich nehme ja Alles, Alles!“ — — — Die armen Nachbarn steuerten schließlich so viel zusammen, um auch die Stolagebühren zu bestreiten.

* Ein sentimentaler junger Dichter amüsirte sich an den Sprüngen eines Eselfüllens auf einem Felde und sagte, daß er große Lust habe, das kleine Ding seiner theuren Mathilde als Geschenk zu übersenden.

„Thu' es doch,“ sagte einer seiner Gefährten, „und binde ihm einen Zettel um den Hals mit der Aufschrift:

Sobald Du hörst den Esel schrein,
Gedenke mein, gedenke mein!“

* (Eine wie die Andere.) „Wie geht es nur zu, Fräulein Mina, daß ihre Fräulein Schwester auf alle Fragen nichts weiter antwortet, als: Nu äben! Das ist doch bei einer so interessanten Dame ganz merkwürdig.“ — „Nu äben.“

* „Wir sind alle unserm Vaterlande Etwas schuldig,“ bemerkte ein Patriot, der in die Fremde gezogen war, — ohne seine Einkommensteuer bezahlt zu haben.

* Die Kaiserin wohnte neulich einer Lehrstunde des Prinzen Heinrich, Sohnes des Kronprinzen bei, welcher sich unter Anleitung des Hrn. Collin mit der Externung des Buchbinderhandwerks beschäftigt. Von den Prinzen des königlichen Hauses ist auch Prinz Albrecht gelernter Buchbinder.

* (Polizei-Stil.) In München wurde jüngst während eines Concertes eine Baßgeige gestohlen, — von einem Taschendiebe, wie die Polizei behauptete.

Gemeinnütziges.

* (Ein vortreffliches Fleckenwasser.) 2 Loth pulverisirten Borax und 1 Loth Kampfer in einen Liter Wasser aufgelöst und auf Flaschen gezogen, hat man ein ausgezeichnetes Mittel, um Fett und Schmutzflecken aller Art aus Wollstoffen, namentlich hellfarbigen, zu entfernen.

* (Gegen entzündete Augen.) Ein Stückchen Alaun von der Größe einer Bohne wird mit einer Tasse Milch gekocht und dieses als Ueberschlag für die Augen gebraucht. So einfach dieses Mittel ist, so vortreffliche Dienste vermag es zu leisten.

* (Glacehandschuhe zu waschen.) Man breitet ein reines Tuch auf einen Tisch, legt die zu waschenden Handschuhe platt darauf, nimmt von zwei Eiern die Dotter, schlägt sie ein wenig und bestreicht die Handschuhe damit. Nachdem dies ein Viertelstündchen darauf gesessen, nimmt man lauwarme Milch, taucht einen kleinen Schwamm oder ein Läppchen darein und streicht damit, aber immer nach einer Seite, ganz gelinde über die Handschuhe, bis sie von allem Schmutze gereinigt sind, alsdann müssen sie womöglich auf der Hand getrocknet werden.

Räthsel.

Es sehnt der Wandrer sich nach mir,
Aus mir erquillt erneuert Streben.
Gieb mir ein Haupt, dann werd' ich Dir
Die Hülle eines Schatzes geben.

Mit i bin ich in meinem Wort, mit n
Oft weniger und oft auch häufiger da.

Auflösung des Räthsels in No. 15:
Glanz — Lanze.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 17. Kaiserslautern, 26. Februar 1873.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Des Leuchtthurmwächters Töchterlein.

Nach dem Englischen.

Ob rauh auch sein Leib, gleich dem Fels von Granit
Auf welchem der Leuchtthurm erbaut,
War trüb' doch sein Auge und langsam sein Schritt,
Von Kummer sein Haar schon ergraut.
Es zehret am Wächter des Leuchtthurms der Gram
Seit tückisch ein Fremdling bei Nacht
Im Allie, sein einziges Töchterchen, nahm;
Das Kind, das ihn glücklich gemacht.

Einst legte beim Leuchtthurm im Hafen ein Kahn —
Beschädigt von stürmischer Fahrt,
Und drin' eine Rotte von Fremdlingen, an
Mit wildem Gesichte und Bart.
Doch Seegraf — ihr Führer — war kraftvoll, gesund,
Von seltsamer Schönheit, nicht alt,
Mit unstätem Auge mit spöttischem Mund,
Mit Sanatas holzer Gestalt.

Das Herzchen „Schön Allies" war leicht, und die Maid,
Gab leicht auch der Lockung Gehör;
Sie floh mit dem Schiffer bei nächtlicher Zeit
Hinaus auf das tückische Meer.
Wie ein Pünktchen, ein Segel, am Horizont
Vom Schiff mit dem Allie entfloh,
Der Vater früh morgens nur noch sehen konnt;
Seitdem ward er niemals mehr froh.

Doch pflichttreu steigt täglich zum Lichthaus im Thurm
Der Wächter, bewachend das Licht;
Er ringet die knöchernen Hände im Sturm,
Er faltet sie, betet und spricht:
„O, möchte ein Funke des Licht's von der Höh'
Erreichen der Fernden Blick;
„Und möchte der Strahl sie vom wogender See
„Zum Vaterhaus ziehen zurück!"

Wie dunkel die Nacht ist! Der Sturm wie er brüllt!
Vom Leuchtthurm in' Meer hinaus späht
Mit finsterem Blicke der Wächter. Erfüllt
Wird heute sein täglich Gebet.
Ein Nothschuß ertönet, sein Blitz zeigt ein Schiff
Geschleudert vom Sturm hin und her;
Es senkt sich — es hebt sich — es läuft auf das Riff —
Es sinket — und hebt sich nicht mehr.

Die Trümmer des Schiff's trieb der Wogen Gewalt
Zum Thurme — der Leichtern ihm war —
Und zwischen den Trümmern liegt todt, bleich und kalt
„Schön Allie" mit Seegras im Haar.
Der Vater kniet bei ihr, es wühlet der Wind
Ihr im Haar, im Herzen das Weh'.
Doch segnet das Licht er, das heimwärts sein Kind
Geführt von der tückischen See.

— i. —

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(4. Fortsetzung.)

Nachdem er die in dem Zimmer beschäftigten Diener fortgeschickt hatte, sagte er zu seiner Gattin, deren ganzes Wesen, gleich ihren Zügen, einen milden, weichherzigen Charakter verrieth:

„Ich habe noch ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen, Melanie, bevor die Grafen von Salignac hier eintreffen. Meinen Plan bezüglich der projectirten Heirath zwischen unserer Agnes und dem jungen Grafen habe ich Dir schon an dem Tage vertraut, da ich von meiner Reise nach Paris zurückkehrte, wo mir das Glück wurde, diese hochstehenden Herren kennen zu lernen. Diese Verwählung, ich wiederhole es Dir, muß um jeden Preis stattfinden. Der alte Graf steht bei dem Könige in Gunst. Er hat Se. Majestät einst auf der Flucht in das Exil begleitet und ist mit ihm zurückgekehrt. Trotzdem aber, daß der König große Stücke auf seine getreuen Anhänger hält, ist er doch zu geizig, um den Grafen von Salignac, der ein etwas verschwenderisches Leben geführt und tief in Schulden steckt, durch große Summen vom Ruin zu retten. Das soll nun durch mich geschehen. Ich habe zu Agnes Mitgift eine Million bestimmt. Dafür erwirkt mir der Graf das Adelsdiplom beim Könige, so ist uns Beiden geholfen."

Madame Bobinet sah ihren Gatten mit einem Blicke an, in dem sich kein Wohlgefallen an dieser Heirath aussprach. Doch wagte sie, das leicht aufbrausende Temperament ihres Mannes kennend, nur schüchtern zu erwidern:

„Und das Herz unseres Kindes — soll das nicht über Deine Wahl vernommen werden? Wie, wenn es ihr nun unmöglich wäre, Neigung zu dem jungen Grafen von Salignac zu fassen? Eine Ehe ohne Liebe — welch' ein Elend stünde ihr in Zukunft bevor."

Der Millionair warf seiner Frau einen finstern Blick zu.

„Ich hoffe, sie wird den Geschmack ihres Vaters theilen," sagte er, „der einen vollendeten Cavalier in Gustav von Salignac erkannt hat. Wäre das aber auch nicht der Fall, sie würde dennoch gehorchen. Sie sehnt sich, wie sie mir lebhaft betheuert, nach Paris.

Digitized by Google

Ein glanzvolles Leben, ein hoher Rang in der Geſellſchaft vermag faſt jedes Weib über den Mangel der Liebe in der Ehe hinwegzuſetzen. Genug, darum handelt es ſich nicht. Ich wollte Dir nur einſchärfen, Deinen alten Groll gegen den Adel zu bezwingen und meine Gäſte mit gebührender Zuvorkommenheit zu empfangen!"

„Ich werde Deinem Befehle nachkommen," verſetzte Frau Bodinet. „Aber es wird mir ſchwer fallen; denn ewig mahnt mich die Erinnerung, daß es ein Edelmann war, der, ehe die Revolution die Macht des Adels brach meinen armen Vater beſchimpfte nnd in die Baſtille brachte, wor.n er ſtarb, bevor ſie zerſtört wurde."

Nach dieſer kurzen Unterredung trennten ſich die Gatten. Melanie ſah dem Eintreffen der Grafen von Salignac mit einem geheimen Gefühl der Angſt, Bodinet aber mit unverhehlter Freude entgegen.

Drei Stunden ſpäter hielt ein mit einem ſchönen Geſpann verſehener Reiſewagen vor dem Herrenhauſe.

Der auf dem Rückſitz hockende, in reiche Livree gekleidete Diener ſprang behende herab und öffnete den mit einer Grafenkrone gezierten Schlag der geräumigen Caroſſe.

Zwei Herren ſtiegen aus: Graf Bernard von Salignac und ſein Sohn Guſtav.

Erſterer hatte vor Kurzem ſein ſechzigſtes Jahr erreicht, aber die eingefallenen Backen, die mit tiefen Runzeln bedeckte Stirn, die hagere Geſtalt, die gleichſam nur in dem damals üblichen Reiſekleide hing, ließen ihn, trotzdem ſein Haar noch nicht vollſtändig ergraut war, um zehn Jahre älter erſcheinen. Machte ſeine Erſcheinung auch keinen angenehmen Eindruck, ſo war doch ſeine Haltung und ſein Weſen fein ariſtokratiſch. Der Cavalier des vorigen Jahrhunderts ſprach ſich bei ihm in jeder Miene, in jeder Handbewegung aus, ſo daß der ächte Ludwigsritter von Niemand zu verkennen war.

Guſtav von Salignac war in vieler Beziehung das jugendliche Abbild ſeines Vaters. Seine Manieren waren untadelhaft vornehm. Aber ſein Geſichtsausdruck ſtach von dem des alten Grafen ab. Es lag eine gewiſſe Leutſeligkeit darin, während ſein Vater auf Alles, was unter ſeinem Range ſtand, mit einer Miene blickte, als wäre es Staub, der an den Sohlen ſeiner Schuhe haftete. Schade, daß der dreißigjährige Mann ſchon etwas bleich und verlebt ausſah, er hätte ſonſt für ſehr hübſch gelten können.

Beide Grafen wurden von dem Millionair, der auf der Schwelle des Haupteinganges ſtand, mit tiefen Verbeugungen empfangen.

Der alte Graf erwiderte die devote Höflichkeit mit vornehmem Lächeln und einem ſarkaſtiſchen Zug des Mundes. Es ſprach ſich darin der Gedanke aus:

„Dein lächerlicher Ehrgeiz ſoll uns Millionen eintragen. Im Grunde des Herzens werde ich aber ſtets den Plebejer verachten."

Anders Guſtav von Salignac.

Er ſchüttelte Bodinet vertraulich die Hand und ſprach von dem Vergnügen, die Bekanntſchaft ſeiner liebenswürdigen Familie zu machen.

Bodinet führte die hochwillkommenen Gäſte in's Haus, nachdem er den Dienern befohlen, das Reiſegepäck der Herren in die für ſie bereiteten Zimmer zu ſchaffen und für Unterbringung des Fuhrwerks zu ſorgen.

In den zu ihrer Dispoſition geſtellten Gemächern in der erſten Etage nach dem Garten zu liegend, angekommen, gingen Vater und Sohn mit Hülfe ihres Kammerdieners daran, ihre Kleider zu wechſeln. Sobald dies geſchehen, wollte Bodinet ſie abholen. Derſelbe hatte im Garten, neben einem prächtigen Baſſin, in deſſen klarem Waſſer Goldfiſche ſpielten, ein ſpätes Frühſtück ſerviren laſſen, und bei der Gelegenheit ſollten Frau und Tochter den beiden Grafen vorgeſtellt werden.

Inzwiſſen hatten Madame Bodinet und Agnes ihre Toilette beendet.

Die Mutter, welche das Einfache liebte, hatte ein dunkles Kleid von ſchwerer Seide angelegt und ihr Haar ſchlicht, nach etwas veralteter Mode geordnet.

Vielleicht hätte Agnes daſſelbe gethan. War doch die edle ſanfte Mutter ihr in Allem das liebſte Vorbild.

Aber dem Befehl des Vaters mußte gehorcht werden.

Die junge Dame trug ein Kleid von blauem Atlas mit theuren Brüſſeler Spitzen beſetzt, das den ſchön gewölbten ſchneeigen Nacken und die cunblichen Arme bloß ließ. Durch die glänzenden Locken ſchlang ſich eine Schnur von großen weißen Perlen, an deren Aechtheit bei dem Reichthume ihres Vaters Niemand zweifeln konnte, ein in Gold gefaßter Juwelenſchmuck zierte ihren Hals und Armbänder von ähnlichem Werthe ihre Handgelenke.

Als ſie ſich in dem großen Spiegel des oberen Salons beſehen, war ein Anflug von entſchuldbarer Eitelkeit auf ihr Geſicht gekommen. Sie geſtand der Mutter offen, daß es doch etwas Herrliches um Seide, Perlen und Juwelen ſei und daß ſie ſich in dem Glaſe kaum wieder erkannt habe.

Madame Bodinet ſchien die kindliche Freude der Tochter nicht ganz zu theilen. Sie wendete ſich ſeufzend einige Augenblicke von ihr ab. Agnes kam ihr wie ein geſchmücktes Opfer vor, das beſtimmt war, auf dem Altar einer unglücklichen Ehe zu verbluten. Sie dachte, daß nicht blos Perlen, ſondern auch Diamanten manchmal Thränen bedeuten, und wie ſie ſo dachte, füllten ſich ihre Augen mit Thränen.

Agnes bemerkte, daß die Mutter plötzlich traurig geworden.

Sie umfaßte ſie zärtlich und fragte:

„Du weinſt, Mama? Betrübt es Dich vielleicht, daß wir dieſen Ort, wie Papa ſagt, in nächſter Zeit wieder verlaſſen werden?"

Digitized by Google

Die gute Frau suchte die wahre Ursache ihrer Thränen zu verbergen.

„Ja, mein Kind, das allein ist es," versetzte sie. „Wir lebten hier volle zehn Jahre, da ist mir denn so vieles theuer geworden."

„Aber Du nimmst ja doch das Beste Deines Herzens mit," tröstete Agnes, „Papa und mich. Paris ist schön. Du hast es mir oft selbst erzählt. Ueberdies — das Glück weilt überall, wo wir zusammen sind."

Die Mutter blickte bewegt.

„Es wird ein Tag kommen, mein Kind, wo wir uns trennen müssen. Auch Du mußt — wer weiß wie bald — der Bestimmung folgen, die jedem weiblichen Geschöpf von der Natur vorgeschrieben ist."

Das unbefangene Kind lächelte.

„Ich weiß, was Du meinst, Mama. Trage keine Sorge. Der Mann, dem ich einmal meine Hand reiche, muß mir zu Liebe mit Euch in einem Hause wohnen. Da bleibt denn Alles beim Alten. Wir bilden dann eine Familie, und Du erhältst, wie jetzt, jeden Morgen den schönsten zärtlichsten Kuß von Deiner Agnes."

Während dieses Gespräches waren Beide langsam nach dem Gartensalon hinabgeschritten. Von dort wollte der Vater sie zum Dejeuner im Garten abholen.

Kaum hatten sie den Salon betreten, als eine Beiden willkommene behäbige Frauengestalt in halb ländlicher, halb städtischer Tracht auf der äußeren Schwelle erschien.

Agnes bemerkte sie zuerst, machte sich vom Arme der Mutter los und hüpfte ihr rasch entgegen.

„Mutter Chaland!" rief sie freudig. „O, wie prächtig, daß Du heute Morgen kommst. Da kannst Du mich so gleich in meinem Staate bewundern. So geputzt hast Du mich noch nie gesehen."

Sie fiel bei diesen Worten der Frau um den Hals, küßte sie und zog sie mit sich nach der Mutter, welche der angekenden Matrone freundlich die Hand bot.

Um diese Vertraulichkeit zwischen Gattin und Tochter eines Millionairs und der Frau des schon erwähnten Pächters Chaland zu erklären, ist es nothwendig, dem Leser mitzutheilen, daß das Ehepaar Chaland früher in bescheidenen Verhältnissen in Paris, unfern der Wohnung des Gewürzkrämers Bobinet gelebt und die wackere Frau, von Bobinet bei einer schweren, lang anhaltenden Krankheit seiner Gattin als Wärterin angenommen, die Leidende mit unermüdlicher Sorgfalt Tag und Nacht gepflegt und diese, nach dem Ausspruch der Aerzte, hauptsächlich ihr die erlangte Genesung verdankte. Aber nicht blos dadurch hatte Frau Chaland Herrn Bobinet verpflichtet, auch dadurch, daß sie dem kleinen Töchterchen in der traurigen Zeit eine zweite Mutter gewesen und sie wie ihren Augapfel gehütet.

(Fortsetzung folgt.)

Aschermittwochs-Fastenpredigt.

Und dieweilen gekommen ist Aschermittwoch über die Erde, so sollt ihr Buße thun und lasteien euern Leib und fortwerfen eure fleischlichen Gelüste und euch genügen lassen an Milch- und Mehlspeisen. Habt ihr nicht gestern Carneval gefeiert und euren Appetit auf einige Wochen befriedigt durch Fricassee von Kalbfleisch, durch Wiener Schnitzel, durch Backhahnerl und andere Fleischsorten? Carneval aber heißt zu deutsch:

Lebt wohl, ihr Ochsen, ihr geliebten Hammel,
Ihr Kälber, Schweine, Hasen, lebet wohl!

Ja, das Ende alles Fleisches ist gekommen, heißt es in der Bibel, und im Schweiße eueres Angesichts sollt ihr euer Brot essen und ebenfalls Nudel und Strudel. Ich weiß aber, daß unter euch räudige Schafe sind. Mancher von euch wird sich zurücksehnen nach den Fleischtöpfen der Carneval'szeit und nach der kalten Aufschneiderei der Subscriptionsbälle, denn das Fleisch ist schwach und roher Schinken eben so verführerisch wie Hamburger Rauchfleisch und Gothaer Schlackwurst. Ja, Mancher von euch wird nicht lassen wollen von den gefährlichen Ehren des sündhaften Molochdorf, der da glaubt, daß dem beschränkten Unterthanenmagen die Schlachtsteuer nothwendiger sei als die Mahlsteuer, weshalb auch die Fleischpreise immer mehr steigen und die besten Ochsen mit abnehmender Fortpflanzung, ja mit gänzlichem Aussterben uns ernstlich bedrohen.

Gehet drum in euch, liebe Brüder und Schwestern, thut ab von euch den Traum von den sieben fetten Kühen und denket an die magern, als welche kein Fleisch auf dem Leib hatten und nur ihre Milch euch darreichen sollen. Ja, haltet Diät, meine Freunde, und behaltet eure Diäten, schlucket Kitzinger und Culmbacher und ebenfalls auch Nürnberger, nehmt Schnippen und Sauerkraut, aber geht auf jedes Restaurationsgelüste und fliehet die Austern- und Hummerkeller wie die Spinnen. Und so ihr thut, wie ich euch sage wird euer Magen sich erholen von seinen großen Anstrengungen und der Beutel in euren Taschen wird neue Kräfte sammeln und im Herzbeutel wird es gesunde Schläge geben und keine andern sonst. Und ihr werdet verschont bleiben von Chiragra und Podagra, der Unterleibsstockungen und goldner Ader und ihr werdet nicht fallen in die Hände der blutdürstigen Aerzte und ihr werdet nicht nöthig haben, zu gehen nach Carlsbad, nach Wiesbaden, nach Homburg, wo die gefährlichsten Verwandten „meine Tante, deine Tante" ihr Unwesen treiben, und wo schon oft um „schwarz oder roth" schwarzes Pulver, rothes Blut verspritzt hat. Ihr aber werdet eure schwarzen Haare behalten und eure rothen Backen, wofern ihr meidet das Fleisch in aller Ewigkeit, Amen.

A. Löwenstein.

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Rothhautglauben.) Little Dog, ein Indianer in Canada, war eines Abends mit einem Pelzhändler zusammen, der kurz vorher von einer überseeischen Reise zurückgekommen war und wohl Manches zu erzählen wußte, besonders aber, daß er weit über'm Meer gewesen sei und von dem Eindruck, den letzteres auf ihn gemacht, da er nichts gesehen als Himmel und Wasser. Der Rothe hatte lange auf die Worte des Weißen gehört, ohne ein Wort zu verlieren oder auch nur eine Miene zu verziehen. Als nun der Weiße inne hielt, sagte jener: „Wohl so weit war ich auch schon, bin auch gewesen, wo ich nichts gesehen, als Himmel und Wasser." Der Weiße, neugierig, wo dieß gewesen, fragte den Indianer, der ihm dann von einer Reise erzählte, die er über die großen See'n im Innern des Landes gemacht habe. Der Weiße meinte nun, dieß sei etwas anderes, diese seien alle nichts gegen den Ocean, dessen Wasser salzig sei und auf dem man nacheinander viele Monate kreuz und quer fahren könne, ohne auch nur einem Strich Landes nahe zu kommen. Nun ward Little Dog aufmerksam und fragte schnell: „ob er auf diese Weise auch zu jenem Rand der Welt gekommen sei und hinuntergeschaut habe, wo nichts sei als ewige Nacht?" Der Pelzhändler, die Frage nicht gleich richtig auffassend, fragte entgegen, wie er dieß meine, wo auf der Rothe seine Ueberzeugung auskramte, daß die Erde eine Grenze haben müsse, die aber Niemand leicht zu sehen bekomme, da eben das Feste allenthalben vom Meer umfangen sei, von welchem der Pelzhändler soeben gesprochen. Es sei aber ganz gewiß, daß die Welt nichts anders sei als eine mächtige Scheibe, die von einer unermeßlich großen Schildkröte getragen sei. Der Weiße lächelte hierüber und so te in sokratischer Weise Little Dog zu überfragen und von der Nichtigkeit dieser Philosophie zu überzeugen. Little Dog wußte allerdings auf des Weißen Frage, wer denn die Schildkröte halte, nichts zu sagen, als daß dieß kein Mensch zu wissen im Stande sei. Nach einigen Augenblicken Stillschweigens nahm nun der Weiße eine Büchsenkugel aus der Tasche, schnitt eine Kerbe eingeum und hing sie an einem leichten Faden auf, indem er sie mit den Fingern beider Hände dem Lichte nahe drehte. Little Dog sagte und war die Aufmerksamkeit selbst, als der Weiße ihm erklärte, daß die Erde eine Kugel sei, die sich um das ewige Licht der Sonne drehe. Eine volle Drehung in 24 Stunden verursache Tag und Nacht, dieß verstand der Indianer vollkommen an der gedrehten Bleikugel, ja er schien sogar Gefallen daran zu haben, als ihm der Weiße auf ähnliche Weise den Wechsel der Jahreszeiten darstellte, indem er die Kugel dem Lichte näher und ferner drehte. Little Dog, der Weißen Ueberlegenheit in derlei Dingen vertrauend und glaubig hinnehmend, war in der That von der Richtigkeit dieser Lehre völlig überzeugt, glaubte die beste Gelegenheit zu haben, über jenes gewisse tiefste Geheimniß in's Klare zu kommen und fragte, indem er das Gelernte klar wiederholte und auf des Pelzhändlers Finger wies: „Nun aber sag mir, wer hält den Faden?"

* Vor der Strafkammer in Mannheim wurde dieser Tage eine bereits mitgetheilte Anklage wegen fahrlässigen Freihaltens und Verkaufs vergifteter Kleiderstoffe verhandelt. Die „Bremer Ztg." theilt bei Veröffentlichung dieser Nachricht folgenden ähnlichen Fall mit:

Ich tanzte mit ihr den ganzen Ball,
Sie war heut' einzig die Meine,
Das Holzbein war nicht erlaubt,
Wir tanzten stumm und alleine.
Der Walzer stieg, der Ländler schwoll,
Eine Polka kam hin und wieder;
Aus ihrem Ballkleid von Tartatan
Flimmert es grün hernieder.

Ich hab' mich wirbelnd mit ihr gedreht,
Das Aug' in Auge versunken,
Und hab' von ihrem Ballkleid grün
Das Beste fortgetrunken.
Seit jener Zeit verzehrt sich mein Leib,
Der Tanz fordert schreckliche Sühne:
Mich hat das unglückselige Weib
Vergiftet mit Schweinfurter Grüne.

Gemeinnütziges.

* (Warum sind die Kuchen der Gesundheit weniger zuträglich als Brodt?) Dies ist eine Frage, sagt Moleschott, die so vielen für ihr Backwerk begeisterten Hausfrauen am Herzen liegt, daß ich mich ihrer ausdrücklichen Beantwortung nicht entziehen will. Der Bestandtheil, den Viele für den gefährlichsten halten, ist es am wenigsten, nämlich der Zucker. Wenn dieser nicht in übermäßiger Menge den Kuchen oder Torten zugesetzt wird, verwandelt er sich in Milchsäure, die dem Magen verdauen hilft. Aber das Fett, das in der Butter, als Bestandtheil der Eier und der Mandeln, manchen Torten so üppig beigemengt wird, macht vieles Backwerk so schwer verdaulich, um so schwerer, je mehr die Fette durch Erhitzung in ihre Zersetzungsprodukte übergeführt wurden. Darum sind Makronen, Mandeltorten oder Chokoladekuchen, die das Fett des Kakao enthalten, schwerer zu verdauen als die meisten Dottkuchen und anderes Backwerk, denen Mandeln und Kakao fehlen. Die Schwerverdaulichkeit entspricht genau der Menge der Butter- und der Eidotter, welche man zu ihrer Bereitung verwandte. Denn im Dotter ist vorzugsweise das Fett der Eier zu suchen. Und deßhalb ist ein Gebäcke, das wenig Butter und wenig Eier enthält, das unschädlichste aller Kuchen.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 18. Kaiserslautern, 2. März 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(5. Fortsetzung.)

Als das Glück Herrn Bodinet reich gemacht und er mit seinen Millionen die Hauptstadt verlassen und auf's Land gezogen war, hatte er die Familie Chaland nachkommen lassen und ihr ein kleines Pachtgut eingeräumt, das er mit der größeren Besitzung zugleich erworben. Chaland, der Sohn eines Pächters in der Normandie, der nicht unbekannt mit der Landwirthschaft, war hier, im Verlauf von zehn Jahren, das Gut verständig bewirthschaftend, so weit wohlhabend geworden, daß er seinen einzigen Sohn, Agnes' Spielgefährten, nach Paris schicken und studiren lassen konnte. Hatte der mit den Jahren immer mehr wachsende Stolz des begüterten Bodinet ihn auch von dem näheren Umgang mit der Familie Chaland ferngehalten, so wurde Frau Chaland doch von Melanie als eine alte erprobte Freundin betrachtet. Agnes war, ehe sie der Vater in die Pension sandte, fast täglich nach dem Pachtgute hing schlüpft, hatte dort in Frédéric's Gesellschaft unvergeßliche Tage verlebt, und auch jetzt, nachdem sie aus der Pension zurückgekehrt, zog es sie oft dahin, und niemals war sie dort, ohne sich nach dem Freunde ihrer Jugend auf's Lebhafteste zu erkundigen.

Nachdem Frau Chaland dem lieblichen Mädchen die Lobsprüche gleich herzlich zurückgegeben, knixte sie höflich vor der Herrin des Hauses, wünschte ihr einen guten Morgen und guten Tag und bat um Vergebung, wenn sie störe.

„Aber ich mußte hierher," plauderte sie. „Ich konnt' es nicht auf dem Herzen behalten. Weiß ich doch, welchen Antheil Sie an meiner Familie nehmen. Denken Sie sich die Freude, Madame. Wir erhielten gestern ein Schreiben aus Paris — unser Sohn unser Frédéric, wird heute, oder spätestens morgen, uns besuchen."

Agnes konnte einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken. Ihr Herz pochte laut und heftig. So, glaubte sie, hatte es in ihrem ganzen Leben noch nicht gehämmert.

Ihre Mutter aber sagte zu Frau Chaland:

„Ich finde Ihre Freude begreiflich, liebe Freundin. Dieser Sohn macht Ihnen Ehre."

„Das weiß Gott!" rief die Pächterin. „Er schreibt sein Examen sei glänzend ausgefallen und er werde und die Beweise darüber mitbringen. Er soll sie auch Ihnen gleich vorlegen, wenn Sie ihm erlauben, Sie zu besuchen."

„Er ist uns stets willkommen," versetzte Madame Bodinet.

„Wir freuen uns von ganzem Herzen, ihn wiederzusehen," bemerkte Agnes mit glühenden Wangen.

„Gut, gut," sagte Frau Chaland, „wie er kommt, und ich und mein Alter haben uns erst satt an ihm geküßt, schicken wir ihn sogleich hierher. Na, er würde sich auch nicht abhalten lassen, seine kleine Agnes in der ersten Stunde zu begrüßen."

Was die anwesenden Frauen wünschten, sollte aber nicht geschen.

Herr Bodinet, aus dem Garten kommend, wo er in Person nach der Aufsierung des Frühstückstisches gesehen, war leise eingetreten und hatte den letzten Theil des Gespräches, ohne bemerkt zu werden, gehört.

Mit raschen Schritten trat er jetzt auf die Pächterin zu.

„Ich hörte im Eintreten," sagte er, „daß Sie von Ihrem Sohne Frédéric sprachen. Sie wissen, ich schätze den jungen Mann, Frau Chaland. Dennoch käme mir sein Besuch heute und morgen und auch noch in den nächsten Tagen, ungelegen. Ich habe sehr vornehme Gäste in meinem Hause, die meine ganze Zeit in Anspruch nehmen. Auch könnte es sein, daß die Gegenwart Ihres Sohnes dem Herrn Grafen von Salignac — Sie werden mich wohl verstehen, Frau Pächterin — genug, sagen Sie dem Herrn Frédéric, daß ich Gelegenheit suchen werde, seine Begrüßung auf dem Pachthause in Empfang zu nehmen."

Frau Chaland war mit genug gesundem Menschenverstande begabt, um zu verstehen, daß der stolze Herr Bodinet die Gesellschaft ihres wackeren Sohnes als nicht passend für die Herren von hohem Adel halte. An ihrem Heiligsten gekränkt, denn sie vergötterte ihren Sohn, hatte sie nicht Lust, den hochmüthigen Mann daran zu erinnern, daß, wenn ein früherer Gewürzkrämer mit Grafen und andern vornehmen Herren verkehre, ein junger tüchtiger Advokat auch einer solchen Gesellschaft keine Schande machen würde. Aber, da Madame Bodinet und Agnes bittende Blicke auf sie richteten, so begwa g sie mit Mühe den in ihr aufsteigenden Aerger und empfahl sich, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Als sie den Salon verlassen, sagte Agnes mit trauriger Miene:

„Du hast der guten Frau recht weh gethan Papa."

Bodinet zuckte verächtlich mit den Lippen.

„Ei was," versetzte er, „solche Leute besitzen nicht die Feinheit der Empfindungen, wie unser Eins. Du und Deine Mutter sind d.s jetzt viel zu familiär mit diesen Leuten umgegangen. In Zukunft muß das aufhören."

Digitized by Google

„Du hast früher nicht so gesprochen," bemerkte Melanie.

Bodinet runzelte die Stirn.

„Früher ist nicht jetzt," sagte er. „Ich dulde in dieser Sache keinen Widerspruch und verlange unbedingten Gehorsam von Euch."

Es trat ein Diener ein und meldete, die Herren von Salignac hätten sich bereits umgekleidet und erwarteten den Herrn des Hauses.

„Ich werde die Herren nach dem Bosquet führen," sagte der Millionair zu Frau und Tochter. „Ihr mögt hier verweilen, oder im Garten so lange spazieren gehen, bis ich Euch hole."

Er entfernte sich mit raschen Schritten durch eine Seitenthür und verfügte sich zu seinen Gästen. Madame Bodinet aber und Agnes beschritten den Garten. In einer dem Hause nahegelegenen dunklen Allee wandelten sie auf und ab. Die Mutter blieb schweigsam. Sie ahnte, daß für sie und die geliebte Tochter traurige Tage kommen würden. Agnes jedoch plauderte von dem Vergnügen, das sie in Gesellschaft ihres Jugendgespielen an einem der nächsten Tage haben würde, da sie sich von Nichts in der Welt abhalten lassen werde, sobald als möglich den Pachthof zu betreten.

Herr Bodinet hatte die Pflicht der Höflichkeit in devotestem Maaße erfüllt. Graf Salignac und Sohn weilten am Balsin, der Ankunft der Frau des Hauses und der schönen Agnes entgegensehend.

Der Millionair war dieselben zu holen gegangen.

Als er schon dicht bei dem Hause war und sich nach den Frauen umsah, trat ihm, von der Seite kommend, wo die Gartenpforte in's Freie führte, ein ältlicher Mann in ärmlicher Kleidung entgegen.

Bodinet hielt denselben für einen Bettler. Er wollte ihn mit harten Worten aus dem Garten weisen, trat aber erstaunt zurück, als der Mann beide Arme nach ihm ausstreckte und ihn Charles Bodinet nannte.

„Wer seid Ihr, Alter? Ich kenne Euch nicht," sagte er unwillig.

Der Mann schob den breitkrämpigen Hut aus dem Gesicht.

„Erkennst Du mich nicht an der Stimme," versetzte er, „so laß' meine Züge Dir sagen, wer ich bin."

Der stolze Herr war plötzlich so erschrocken, daß er zitterte.

„Hypolite!" bebte es von seinem Munde, „Du — Du —"

Der alte Mann nickte.

„Ja, der Verbannte, der Geächtete," und setzte hinzu: „Nun, willst Du Deinem armen Cousin nicht die Hand zum Willkommen im Vaterlande bieten?"

Nur mit innerem Widerstreben legte der Reiche seine Rechte in die des Armen.

„Du wagst es, nach Frankreich zurückzukehren?" sagte er.

„Der fürchtet den Tod nicht," war die Antwort, „der nur ein qualvolles Leben zu verlieren hat."

„Und was — was willst Du hier?" fragte Bodinet weiter.

„Mein Kind, meine Tochter umarmen und, wenn es sein muß, dann sterben."

Daran denkend, daß die Wiederkehr seines Vetters alle seine ehrgeizigen Pläne zerstören konnte, erwiederte Bodinet:

„Du irrst, Hypolite! Du hast kein Kind mehr."

Der alte Mann taumelte zurück und starrte seinen Vetter mit weitgeöffneten Augen an.

„So ist Agnes, meine Tochter — todt?!"

„Nein," sagte der Millionair kalt, „sie lebt, als meine Tochter. Ich gab ihr eine vortreffliche Erziehung und stehe in diesem Augenblick im Begriff, auf's Glänzendste für ihre Zukunft zu sorgen. Die Tochter eines Mannes, der als Königsmörder auf der Proscriptions-Liste steht, würde die Verachtung der Welt auf sich ziehen. Und Agnes selbst — könnte sie jemals Liebe zu Dir fassen, der ihr gänzlich fremd? Es blieb ihr unbekannt, daß sie andere Eltern hatte, als mich und meine Gattin."

Hypolite Bodinet stöhnte dumpf:

„O, erst in dieser Minute erfüllt sich der Fluch ganz, der auf mir lastet. Auch der unglückliche gekrönte Märtyrer hatte ein Kind — man raubte es ihm!"

Der Vetter trat näher an den Unglücklichen heran.

„Dein Gewissen sagt Dir," versetzte er, „daß Du Theil an dieser Schandthat hattest. Fliehe und suche Dir eine Wohnstätte, ein Grab auf fremder Erde. — Hier ist Deines Bleibens nicht."

Der Zurückgekehrte sank seinem stolzen Cousin zu Füßen und umfaßte seine Kniee.

„Sei barmherzig, Charles! Ich kann nicht von hier fort. Raube dem Vater seinen letzten Trost auf Erden, sein Kind nicht!"

Charles Bodinet überlegte einige Augenblicke. Er sah sich dabei um. Melanie und Agnes konnten jede Minute erscheinen. Er mußte eine Erkennungsscene zwischen Vater und Kind um jeden Preis verhüten. Er faßte rasch einen Entschluß, der helfen konnte, und sprach ihn laut aus.

„Höre meinen Vorschlag," sagte er. „Deine traurige Lage rührt mich, denn wie ich sehe, hast Du in Westindien keine Reichthümer erworben. Ich will Dir ein Asyl gewähren. Einige hundert Schritte von hier liegt die Pachtung der Familie Chaland, die mit ihre Wohlhabenheit verdankt. Von ihr ist kein Verrath zu befürchten. Dort kannst Du unter fremdem Namen wohnen, und zuweilen hierher kommen, um meine Tochter zu sehen und mit ihr zu sprechen. Aber ich verlange den Schwur, daß Agnes niemals von Dir ihre natürliche Abkunft erfährt. Würdest Du den Eid brechen, so zeige ich in der nächsten Stunde den Königmörder Hypolite Bodinet bei dem Gerichte an. Das schwöre ich Dir bei dem Leben des Kindes, das Dir ja so theuer ist. Ich erwarte Deine Antwort."

Der arme Verbannte sah in den kalten Zügen sei-

Digitized by Google

nes Verwandten die Unbarmherzigkeit seiner Seele. Er fühlte es bliebe ihm kein anderer Ausweg, wollte er nicht Schmach und Elend über sein Kind bringen, als den Vorschlag anzunehmen

„Ich unterwerfe mich Deinem Willen," versetzte er, sich von der Erde erhebend, mit bitterem Lächeln. „Hoffentlich wird die Qual, mein Kind nicht mein Kind nennen zu dürfen, nicht allzulange währen, da Deine Härte mir den Todesstoß giebt."

Der Millionair erwiederte Nichts auf diesen Vorwurf. Er zog seine Schr ibtafel aus der Brusttasche, schrieb mit dem goldenen Crayon einige Zeilen, riß das Blatt heraus und händigte es seinem Vetter ein.

„Das sichert Dir die Aufnahme bei dem Pächter Chaland," sagte er. „Und nun entferne Dich schnell. Ich habe vornehme Gäste. Es könnte einer von ihnen kommen und Dich sehen, was kein angenehmer Anblick für ihn wäre."

Der Verbannte steckte das Papier schweigend ein, sah seinen Vetter noch einmal mit einem Blicke an, der jeden Andern als diesen herzlosen Mann gerührt haben würde, wandte sich dann um und schritt wieder der Gartenpforte zu, durch die er eingetreten war

Er war aber nur mit gesenktem Kopfe wenige Schritte gegangen, als Agnes und Madame Bodinet aus der Allee heraustraten, die in der Nähe der Stelle sich hinzog, wo das Wiedersehen zwischen den ungleichen Verwandten stattgefunden.

Der Fremde hörte die seidenen Gewänder rauschen. Er erhob den Blick und blieb von der inneren Ahnung erfaßt, die jüngere der beiden Frauen sei seine Tochter, wie gebannt stehen, ohne das Auge von dem holden Mädchen abzuwenden.

Agnes bemerkte, daß der alte Mann sie anverwandt und, wie es schien, wehmüthig betrachtete.

Sie hüpfte zu Bodinet hin.

„Papa, wer ist der Fremde?" fragte sie, „und warum starrt er mich so an?"

„Kümmere Dich nicht um ihn," erwiederte der Millionair rasch. „Er ist ein armer Teufel, der früher einmal in meinem Dienste stand, und hierher gekommen ist, mir seine Noth zu klagen."

„Er sieht so bleich, so elend aus," rief Agnes, der unwillkürlich eine Thräne in's Auge getreten war. „Sein Haar ist grau, seine Gestalt gebückt. Gieb' mir einmal Deine Börse, guter Papa."

Bodinet, der, ohne daß Melanie und Agnes es bemerkt hatten, dem Unglücklichen drohende Blicke zugeworfen, erfüllte ihren Wunsch und ließ eine ziemlich schwere Börse in ihre Hände gleiten.

Rasch flog sie auf den ihr fremden Mann zu und drückte ihm die Börse mit den Worten in die Hand:

„Hier, braver Mann, erquickt und stärkt Euch dafür, und möge Gott Euch bald wieder Gesundheit und neue Kräfte verleihen."

Sie hing ihren Arm in den ihres vermeintlichen Vaters.

„Und nun komm', Papa. Ich glaube, mir wird heute das Frühstück besonders gut schmecken."

Charles Bodinet ging mit den Frauen dem Bosquet zu. Seine Gattin hatte den von Kummer und Krankheit gebeugten Mann nicht erkannt."

Hyppolite Bodinet sah ihnen traurig nach. Er drückte die Börse an seine Lippen.

„Ihre Hand hat das Almosen berührt," sagte er, „es ist geheiligt. Gott segne Dich, theures Kind! Gott segne Dich! Du hast das Herz Deiner verklärten Mutter!"

Er wanderte langsam fort, den Pachthof aufzusuchen.

Drittes Kapitel.

Die Jugendgespielen.

Der Verbannte hatte den ihm genannten Pachthof aufgefunden und das von seinem Cousin empfangene Billet dem Pächter überreicht. Vater Chaland hatte es gelesen, und da er dem Entöthern gern gefällig sein mochte, mit der Zustimmung seiner guthergigen Frau, dem Fremden eine kleine Hinterstube im oberen Stocke seines Hauses eingeräumt.

„Der arme Kerl," sagte er in seiner derben Ausdrucksweise, „scheint eine weite Wanderung gemacht zu haben. Er ist mager zum Gotterbarmen. Man kann ihm das Evangelium durch die Backen lesen. Na, wir sind ja nicht arm. Wollen ihn schon herausfüttern, wenn ihm der Appetit nicht fehlt. Jedenfalls ist er kein Vagabond, sonst würde Herr Bodinet ihn nicht empfohlen haben und ein gutes Kostgeld für ihn zahlen wollen."

Noch denselben Tag, nahe vor dem Untergange der Sonne, die an diesem Frühlingstage ungewöhnlich warm geschienen, traf der von Paris erwartete Sohn der Pächtersleute bei ihnen ein.

Frédéric hatte die Reise, einen kleinen Ränzel auf dem Rücken, zu Fuße gemacht. Er wußte, welche Mühen und Sorgen es seinen Eltern gekostet, ihm das Studiren in Paris zu ermöglichen und hatte jede unnütze Ausgabe vermeiden wollen.

Mit welchem Jubel Vater und Mutter den hochgewachsenen hübschen Jüngling empfingen, kann man sich leicht vorstellen. Als sie ihn zuletzt gesehen, war sein Kinn noch glatt gewesen, jetzt war es von einem dunklen krausen Bart umrahmt, der ihm fast ein männliches Aussehen gab.

Die Augen der Mutter flossen von Freudenthränen über, als sie den wohlgerathenen Sohn in ihre Arme schloß; war es doch ihr einziger, der Stolz ihres Lebens, ihre Hoffnung für die Zukunft, und auch der Vater, obgleich eine derbe, rüstige Natur, mußte sich mehr als einmal die Augen wischen, als Frédéric beim Abendbrod erzählte, daß die Liebe zu seinen Eltern hauptsächlich der Sporn gewesen, der ihn zum Fleiße angetrieben und auch ferner antreiben werde, eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu erringen, die seine Lieben gegen alle Wechselfälle des Daseins sichern würde. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Amadeo und Emanuel.

(Großes Duett von 2 berühmten königl. Hofsängern zu singen.)

Auf nach Spanien! Auf nach Spanien!
Sohn Amadeo ruft es freudig.
Emanuel: Nur dem Feuer die Kastanien
Bläst Du holen? O, es reut Dich!

Amadeo! Laß mich ziehen! Laß mich ziehen
Hin in's Land der Blüthenbüste,
Wo die schönsten Augen glühen,
Don Juan am liebsten küßte!

Emanuel: O Amadeo! O Amadeo!
Willst Du lieben nur und küssen,
Holt wie Don Juan Dich auch so
Dort der Teufel! Willst es büßen!

Amadeo: Ach, die Krone! Ach, die Krone!
Und das süße Herrscherleben!

Emanuel: Und am End' 'ne blaue Bohne
Wird wie Max den Rest Dir geben!

Amadeo: Muß ich sterben, muß ich sterben,
Werd' ich dann einbalsamiert:
Denn nur so verlaß ich Spanien.
Solcher Ruhm den Helden ziert.

Emanuel: Nach Iberien! Nach Iberien!
Heldensohn mit Deiner Größe!
Und nimm tüglich Dir dort Ferien,
Eh' Dein Blut im Tode flößet . . . .

Balsamiren? Balsamiren
Mögen sich die Spanioten!
Geh's nicht mehr mit dem Regieren, —
Schreib' es nur; ich laß Dich holen.

Gibt ja Rosen, gibt ja Rosen
Auch bei uns und Mandolinen,
Feine Weine, und magst losen —
Wie Dein Vater mit „Rosinen."

Feuilleton.

* (Die Ermordung Gustavs III.) In schwedischen Blättern liest man gegenwärtig eine Mittheilung von Professor A. Fryxell, derzufolge nicht Ankarström, sondern Ribbing den König Gustav III. auf dem Maskenball erschossen hat. Durch Losung der Verschwornen fiel Ankarström die Ausübung des Verbrechens zu; als aber dieser den Schuß abfeuern wollte, kehrte der König sich gerade zu ihm um, so daß er die Pistole nicht ungesehen hervorziehen konnte. Ribbing befürchtete, daß die Gelegenheit vorübergehen werde, weßhalb er die Pistole an sich riß und dieselbe abfeuerte. Die Pistole fiel zur Erde, und dieß veranlaßte Ankarström sich der Todesstrafe zu unterwerfen, um nicht seinen Freund zu verrathen. Nach einer andern Tradition, die in der Ankarström'schen Familie circulirt, sah Ankarström im Augenblick der That einige kleine als Engel verkleidete Mädchen den König umschwärmen und wagte dieser letzteren wegen nicht zu schießen. Ribbing, welcher diese seine Verwirrung bemerkte, entriß ihm die Pistole und feuerte den Schuß ab.

* (Gerechtes Bedenken.) Der Inhaber der Firma Schwindel und Sohn will einem seiner Kunden die kolossale Größe seines Waarenlagers zeigen und führt ihn zu diesem Zweck nach jeder einzelnen Abtheilung. Bei jeder Abtheilung seufzt der Kunde in auffallender Weise. Da frägt endlich Herr Schwindel: „Sagen Sie mir nur, weßhalb seufzen Sie immerwährend?" — „Das will ich Ihnen sagen, Herr Schwindel:

Wenn ich bedenke, was ich schuldig bin auf mein kleines Lager, was müssen Sie schuldig sein auf Ihr großes Lager! Deßhalb muß ich seufzen."

* Ein Redner hatte neulich drei Stunden gesprochen. Als ein Zuhörer seine Verwunderung darüber aussprach, entgegnete ihm ein Nachbar: „Das ist noch nichts; meine Frau spricht den ganzen Tag."

Gemeinnütziges.

* (Blumenkohl in Essig einzumachen.) Man nimmt recht weiße, saubere Blumenkohlköpfe, reinigt sie von allen grünen Blättern, schneidet von den Stielen die holzartige Rinde ab, wäscht sie einige Mal und läßt sie auf den Durchschlag ablaufen. Dann legt man sie auf folgende Art in kleine Fäßchen oder steinerne Töpfe ein: auf den Boden legt man eine Lage getrocknetes Pfefferkraut, dann eine Lage Blumenkohl, den man behutsam so dicht als möglich, ohne jedoch die Blumen zu beschädigen, zusammenlegt; sind die Köpfe zu groß, so zerschneidet man sie. So fährt man mit Blumenkohl und Pfefferkraut fort, bis das Fäßchen voll ist. Dann nimmt man einen guten starken Weinessig, verdünnt ihn mit $\frac{1}{3}$ Wasser, läßt ihn in einem reinen Topf ein paar Mal aufkochen; nachdem er abgekühlt, aber noch lauwarm ist, gießt man damit das Fäßchen voll und schlägt es fest zu. Man setzt dies Gefäß an einen trockenen, kühlen Ort. Wenn es aufgemacht und Blumenkohl herausgenommen wird, muß der Uebrige allemal wieder gut verwahrt werden. Hat man ihn in steinernen Töpfen eingelegt, so werden diese mit Schöpsentalg zugegossen und mit Blase zugebunden. Hat man vom Blumenkohl gebraucht, so wird der Talg abgenommen, zerlassen und wieder darauf gegossen; der Essig muß aber immer über dem Blumenkohl stehen.

Räthsel.

Des Landmanns Hoffnung, wenn ich schwer mich wiege,
Und etwas dicht mich zeige seinem Blick;
Ein Zeichen jetzt voran dem Mörichen füge,
Schuf mich zum Trost ein gütiges Geschick
Wie Balsam lind're ich, allein
Es kann auch oft Verstellung sein. —

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 19. Kaiserslautern, 5. März 1873.

Baldiger Frühling.

Springt der Bube das Dorf hinaus:
„Vater, es ist schon Frühling draußen,
Zum Schmetterlingfang die beste Zeit!"

Ist zwar kein Frühling weit und breit,
Fängt kaum der Staub des Märzen an;
Doch die Jugend will ihren Willen han;

Wie, wenn ich nach dem Jungen ging',
Zu schauen was er im Garne fing?
Freute mich ja ein Falter selber,
So ein rother oder citronengelber; —
Richtig! da flatterts schon; — doch wie —
Sah ich doch all mein Leben nie
Einen so artlichen Schmetterling:
Ein milchjung, geschlacht und huschig Ding.

Minder im Flug, mehr im Lauf,
Ein herziger Kindskopf obenauf,
Schwarzaugen, so funkelnd und feuernd schon,
Zöpfe, so lang als die ganze Person,
Eine rothe Maschе das Halsgeschmeid,
Statt der Flügel ein fliegend Kleid,
Und ein lustig Kreuzband zum Beschluß
Kurzweilig zeichnet den muntern Fuß.

Ein extra Weihenfalter der;
Mein lustiger Kerzter hinterher,
Daß Schmetterlingsgarn verächtlich weggeschmissen.

Je nun, nun muß auch Frühling sein,
Er blüht mir ja selber zum Haus herein; —
Was doch die Jungen Alles besser wissen.

J. G. Fischer.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(6. Fortsetzung.)

Während des Gespräche, wo vielfache Fragen und Antworten unter den Glücklichen ausgetauscht wurden, vermied der junge Mann es, die Rede auf die Familie Bodinet und vor Allem auf Agnes, die kleine Freundin seiner Jugend, zu bringen. Die ersten Stunden unter dem heimathlichen Dache, wo er sich so unaussprechlich wohl fühlte, sollten ganz seinen Eltern gewidmet sein.

Ermüdet von der Fußtour, denn er hatte an dem Tage vier Meilen gemacht, begab er sich frühzeitig auf sein Zimmer, das noch im alten Zustande war, wie er es verlassen, und suchte, nachdem er für heute die letzten Umarmungen der Eltern empfangen, die Ruhe.

Am nächsten Morgen waren Pachter Chaland und seine rührige Frau schon eine Stunde nach Sonnenaufgang auf den Beinen. War doch noch Manches auf dem Felde zu bestellen, was ein tüchtiger Landwirth nicht versäumen durfte, auch hatten die Knechte sich bereits zur Arbeit begeben.

Als Chaland, den Spaten in der Hand, von seiner Frau begleitet, in den kleinen ländlichen Garten hinaustrat, aus dem eine Hinterthür ins Freie führte, suchte seine Ehehälfte ihn noch etwas zurückzuhalten.

„Hättest dem Frédéric doch erst einen guten Morgen bieten sollen," sagte sie. „Mit der Arbeit draußen wirst Du bis Mittag noch reichlich fertig."

Der Pachter lachte:

„Der Junge schläft gewiß noch fest wie ein Murmelthier, Mutter; die Herren Gelehrten sind so weite Märsche nicht gewohnt. Uebrigens kannst Du ihn ja, wenn er seinen Kaffee getrunken hat, wecken und gieb ihm das und dann Adieu!"

Er gab seiner Frau einen herzlichen Kuß und schritt der erwähnten Thür zu.

Auf einmal machte er aber wieder Kehrt und winkte ihn zu sich heran.

„Halt! Noch Eins," sagte er. „Denk' an unsern Gast, der oben schläft, Alte. Daß er mir ja ein tüchtiges Frühstück kriegt. Und setze ihm auch eine Flasche Wein vor. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich interessirte mich für den armen Teufel. In seinem Gesicht liegt eine Aehnlichkeit mit einem Menschen, den ich vor vielen Jahren in Paris gekannt habe. Aber wer es war, das hat mein altes Gedächtniß längst ausgeschwitzt. Na einerlei, ich wünsche, daß der Alte bei uns gepflegt werde, und das, Mutter, soll Deine Sorge sein."

Eine fröhliche Melodie summend, ging Chaland zum Garten hinaus.

Seine Frau aber versäumte nicht, dem Befehle ihres Ehegenossen nachzukommen. Ihr erster Weg war in die Speisekammer. Dort stand noch ein tüchtiges Stück Kalbsbraten, das von der Abendmahlzeit des vorhergehenden Tages übrig geblieben war. Sie nahm die Schüssel und trug sie in die Wohnstube. Dort sollte der Gast, wenn er wollte, das Frühstück einnehmen. Dann ging's in den Keller. Eine Flasche guter alter Wein wurde aus ihrer Verborgenheit erlöst und endlich begab sie sich an den Heerd, um für den schwachen Mann eine kräftige Biersuppe zu kochen. Jedoch über dem Allem vergaß sie nicht, auch ein schmackhaftes Frühstück für ihren Sohn auf den Tisch zu stellen.

Digitized by Google

Als ſie mit Allem fertig — es mochte über der Beſchäftigung wohl eine Stunde verfloſſen ſein — pochte ſie an der Thür der Kammer, in welcher der Fremde ſchlief.

Derſelbe war ſchon wach und antwortete.

Frau Chaland bat ihn, in's Wohnzimmer zum Morgenimbiß zu kommen und ging dann nach vorne, um Frédéric zu wecken.

Sie kam zu ſpät dazu. Beim erſten Klopfen trat der Liebling ihres Herzens, ſchon völlig angekleidet, aus der Thüre.

„Was Tauſend! Frédéric! Du ſchon aus den Federn!“ rief ſie, indem ſie ihm die Backe zum Kuſſe hinhielt.

Der Jüngling umarmte die zärtliche Mutter.

„Ich war auch in Paris gewohnt, früh aufzuſtehen,“ ſagte er. „Beim Studiren hat Morgenſtunde nicht weniger Gold im Munde, wie bei der Landwirthſchaft.“

Die Mutter faßte ſeinen Arm und führte ihn nach unten in die Wohnſtube.

„Der Alte iſt ſchon früh auf's Feld gegangen,“ ſagte ſie, „um die Knechte zu beaufſichtigen, und kommt erſt in ein paar Stunden wieder. Indeſſen wollen wir es uns ſchmecken laſſen. Doch ein Bischen müſſen auch wir arbeiten. Wir haben einen Gaſt im Hauſe. Theil an unſerm Morgenbrod nehmen. Also — er ſoll ſchon Kaffee, das ich für Dich bereitet habe, lannſt Du erſt allein trinken.“

Frédéric dankte der Mutter und that nach ihrem Wunſche.

Eine Viertelſtunde darauf erſchien auch der Fremde.

Obwohl noch immer bleich, ſah er doch weniger erſchöpft aus als am Tage zuvor. Der Schlaf auf weichem Bette ſchien ihn geſtärkt zu haben.

Er begrüßte Mutter und Sohn in einer Weiſe, die, wie ärmlich auch ſeine Kleider waren, doch den Mann von Bildung verrieth, und nahm dann auf die Einladung der Pächterin ſchweigend Platz am Tiſche.

Frau Chaland rief die Magd und trug ihr auf, die Bierſuppe für den Fremden zu bringen. Dann wies ſie auf die übrigen Speiſen und ſagte mit herzlichem Tone:

„Das iſt für Euch, guter Mann. Wie es ſcheint, ſeid Ihr krank geweſen. Eine kräftige Nahrung iſt beſſer als alle Medizin, wie mein Alter meint.“

Hypolite Bodinet ſprach einen kurzen Dank aus und erquickte ſich an der ſo freundlich dargebotenen Gottesgabe.

Als Frédéric und die Mutter ihr Frühſtück genoſſen hatten, bat der junge Mann ſie, ſich mit ihm in den Garten zu verfügen.

„Das Wetter iſt ſo herrlich,“ ſagte er. „Es plaudert ſich nirgends vergnüglicher, als umgeben vom jungen Grün des Frühlings. Ich habe ſo Manches auf dem Herzen, wovon ich ohne Zeugen mit Dir reden möchte.“

Die letzten Worte hatte er der Mutter leiſe zugeflüſtert.

Frau Chaland nickte und ſtand auf.

„Die Flaſche Wein iſt für Euch,“ verſetzte ſie, ſich zu dem Fremden wendend. „Ihr braucht keinen Tropfen übrig zu laſſen. Im Keller iſt noch mehr von der Sorte. Ihr blickt noch immer ſo traurig, Alterchen. Was an uns liegt, Euch wieder heiter zu machen, ſoll gewiß geſchehen.“

Sie klopfte ihn gutmüthig auf die Schulter und verließ mit ihrem Sohne das Zimmer.

Der Verbannte ſah ihnen bewegt nach.

„Eine glückliche Mutter!“ ſeufzte er, „und ich — ach, der unglücklichſte Vater, den Frankreich's Erde trägt. In der Nähe ſeines Kindes weilen, es ſehen, mit ihm ſprechen dürfen und dann es nicht in die Arme ſchließen können und ſagen: Ich bin Dein Vater, Du ſchließen können und ſagen: Ich bin Dein Vater, Du mein Blut, mein höchſtes, mein einziges Gut unter dem Himmel, das übertrifft die Qualen, welche Verdammte in der Hölle fühlen mögen. Unter dieſer Laſt muß ich erliegen!“

Er legte den Kopf auf den Tiſch und ſchluchzte laut, ſo daß er nicht hörte, daß die Magd eintrat, um das Geſchirr vom Tiſche abzuräumen.

Das Mädchen ſchüttelte verwundert den Kopf: Dann trat ſie zu ihm und ſagte mitleidig:

„Was fehlt Euch, armer Mann? Ihr weint ja, als ob Euch Jemand todt brechen wollte. Habt Ihr auch Wein noch getrunken. Soll ich Euch ein Glas einſchenken? Vielleicht werdet Ihr wieder heiter, wenn —“

„Nein, nein, ich kann jetzt nicht trinken,“ verſetzte der von ſo ſchwerer Seelenmarter Gefolterte. Nimm' Alles fort, Alles, und lümmere Dich nicht um meine Thränen. Ich bin alt, ich bin ſchwach, ich habe viel gelitten, da entlaſtet ſich oft unwillkürlich das Herz, wenn man allein mit Gott und ſeinem Kummer iſt. Sonſt iſt es Nichts, ſonſt Nichts.“

Er erhob ſich langſam und ſchritt zur Thür hinaus, um wieder ſein einſam gelegenes Zimmer zu ſuchen, wo er ſich ungeſtört ſeinem Schmerze hingeben konnte.

Frau Chaland und ihr Sohn hatten währenddeſſen den Garten betreten.

Frédéric ſtand im Begriffe, ſich nach der Familie Bodinet, vor Allem aber nach der holden Agnes zu erkundigen, aber die Mutter kam ihm zuvor.

„Ich ſeh' Dir's an, mein Junge,“ ſagte ſie, „Du möchteſt von mir wiſſen, ob unſer Liebling von Deinem Beſuche hier Etwas weiß. Noch eh' Du fragſt, ſage ich ja. Ich war geſtern beim Gutsherrn und erzählte Madame Bodinet und ihrer Tochter, die ich im Gartenſalon traf, von Deiner baldigen Ankunft. Die Mutter ſchien erfreut, das Töchterchen aber noch mehr, denn ſie wurde roth, wie mein Sonntagstuch und ihre Augen glänzten vor Luſt. Dich wiederzuſehen. Na, es wird Dir gerade ſo gehen; hatteſt das kleine Ding ſo herzlich lieb.“

Digitized by Google

„Agnes war eine liebliche Knospe, welche die herrlichste Blume versprach," warf Frédéric ein.

„Und sie hat Wort gehalten," lachte die Mutter. „Sie ist jetzt ganz und gar Blume. Du wirst die Augen aufreißen, wenn Du sie siehst. Es mag in Paris viel hübsche Mädchen geben, aber eine Agnes findest Du dort gewiß nicht."

„Ich will noch heute Herrn Bodinet meine Aufwartung machen," versetzte Frédéric rasch.

Frau Chaland's Miene zeigte Verlegenheit.

„Nein, das geht nicht, mein lieber Sohn," sagte sie.

„Warum nicht, Mutter?"

Die Matrone schwieg einige Augenblicke. Dann aber platzte sie heraus:

„Herr Bodinet will Dich nicht in seinem Hause empfangen."

Der junge Mann blickte erstaunt.

„Unbegreiflich! Er war mir doch früher wohlgewogen."

„Freilich, freilich, und ich hoffe, seine Gesinnung gegen Dich hat sich nicht geändert. Na, sei nur nicht verdrießlich. Er verspricht, hierher zu kommen. Er hat mit Deinem Vater wegen des Fremden zu sprechen, den er gestern bei uns einquartiert hat. Du kannst ihn selbst fragen, was ihn abhält —"

„Wird Agnes ihn begleiten?" fiel ihr Frédéric in's Wort.

„Ich glaube nicht, mein Sohn. Aber im Vertrauen — ich vermuthe, sie wird noch eher hier sein, als ihr stolzer Papa."

Diese Vermuthung erfüllte sich schon im nächsten Augenblicke.

Die Gartenthür knarrte.

Mutter und Sohn blickten hin.

Eine in ein weißes Morgengewand gehüllte zarte Mädchengestalt hüpfte herein und auf Beide zu.

„Was sagte ich Dir? Da ist unsere Agnes schon!" rief die Pächterin.

Frédéric verstummte bei dem Anblick des reizenden Mädchens. Seine Phantasie hatte sich oft und sehr lebhaft mit seiner früheren Spielgenossin beschäftigt. Aber welches holde Bild sie auch von ihr entworfen, die Wirklichkeit übertraf es.

Auch Agnes schien Anfangs befangen. So groß und stattlich hatte sie sich ihren Jugendgefährten nicht vorgestellt. Aber als sie sah, wie er seinen Blick halb erstaunt, halb liebevoll auf sie richtete, verlor sich schnell ihre Schüchternheit. Es war noch das alte, treue Auge, es waren noch dieselben Züge, die früher sie so traulich angelächelt. Nur der Bart bildete die einzige Veränderung in seinem Antlitze. Doch konnte sie nicht läugnen, daß derselbe ihm sehr gut stand.

„Frédéric," sagte sie mit etwas gedämpftem Tone, indem sie ihm die kleine, rosig angehauchte Hand bot. „Seien Sie mir herzlich, recht herzlich willkommen."

O, wie gern hätte sie gesprochen: „Du bist mir willkommen." Aber da war wieder der Bart daran schuld, daß sie das kindliche, vertrauliche Du nicht über die Lippen zu bringen vermochte.

Der junge Advokat zeigte, daß er in Paris nicht blos unter seinen Studiengenossen gelebt, sondern auch die bessere Gesellschaft frequentirt hatte.

Die rosigen Finger an seine Lippen führend, sprach er von dem Glücke, das ihre Güte ihm gewährt, sie auf der väterlichen Besitzung begrüßen zu können und setzte galant hinzu, daß er sich entzückt von ihrer Schönheit, ihrer Anmuth fühle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bankerott.

Der Bankerott ist in der jüngsten Gegenwart eine Macht geworden. Er beherrscht den Handel. Er übt fast einen so bedeutenden Einfluß aus, wie der besonnene Fortschritt.

Klagt ein Kaufmann über die Mühseligkeiten seines Berufes, beneidet er den Künstler, den Schriftsteller, den Handwerker, dann sagt er am Ende: „das einzige Glück und Heil bei dem Handel ist noch der, daß man bankerott werden kann!"

In der That, es ist wahr! Wie vielen Kaufleuten würde kein anderer Ausweg bleiben, als nach dem Bettelstabe zu greifen, nichts zu retten, als — wie der alte Feldherr — die Ehre und das alternde Haupt, wenn sie nicht bankerott werden könnten!

Der Bankerott erhält ihnen ihre großen Häuser, ihre glänzenden Bälle, ihre kostbaren Equipagen, ihren Namen, was man kaufmännisch „Firma" nennt.

Eine Kunst, Bankerott zu machen, wäre längst eine kaufmännisch-buchhändlerische Speculation geworden, wenn nicht jeder Buchhändler wüßte, daß es gar keine Kunst mehr ist, was jeder dütendrehende Lehrling aus dem F. F. versteht.

Und doch ist der Bankerott kleine Kleinigkeit Wer wollte die Millionen für Kleinigkeit ansehen, die alljährlich durch Bankerott verloren und — gewonnen werden!

Gottlose Speisekarten.

Jetzt sind die Türken schon ganz und gar von unserer zweifelsüchtigen Zeit angetroffen worden und lassen Religion Religion sein. Ganz ohne Scheu bringt die „Turquie" den Speisezettel, welcher bei Gelegenheit der Vermählung Izzet Bey's, des Sohnes weiland Fuad Pascha's mit der Prinzessin Azize durchgegessen und getrunken worden ist, und führt dabei Weine an. Und damit man sieht, daß die Türken, wenn sie einmal in's Sündigen gerathen, schon „recht" sündigen, seien hier die Weine verzeichnet, welche die Söhne Mohamed's getrunken haben: Madeira, Barsac, Chateau Yquem, Lafitte, Margaux, Johannisberger, Steinwein, Mosel und Chandon, Veuve, Cliquot, Rivesalte, Cyprer, Alicante und Portwein. Was würden die Leute erst trinken, wenn ihnen der Wein erlaubt wäre?

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Eine gelungene Wette) wurde jüngst an einer kleinen Hofbühne zwischen dem Komiker und dem Kapellmeister geschlossen. Der Komiker wettete, daß die sonst so taktfesten Musiker unten im Orchester inmitten ihres Berufes total „umwerfen" sollten. Der Kapellmeister ging die Wette ein, daß dies in einer Opernprobe, aber nicht in einer öffentlichen Aufführung geschehen solle. Der Komiker hielt Wort. Während unten gestrichen und geblasen wird, zieht solcher im Angesicht der Kapellisten eine Citrone aus der Tasche und beißt hinein. Die Bläser machten alle ein solch saueres Gesicht, es lief ihnen so zu sagen das Wasser im Mund zusammen, daß sie unwillkürlich die Instrumente vom Munde entfernten, und nicht fähig waren, unter fünf Minuten einen reinen Ton herauszubringen.

(Scherzfragen für große Kinder.) Worin unterscheidet sich ein Philosoph und ein Kegelspieler? — Der erstere beschäftigt sich mit Kant und Hegel, der letztere mit Hand und Kegel.

Welche Aehnlichkeit besteht zwischen Flöten und Klatschbasen? — Bei beiden ist das Mundstück am wichtigsten.

Wodurch unterscheidet sich ein Aich-Commissarius von der Polizei? — Durch den ersteren wird das neue Maß geregelt, durch die letztere häufig das Neue gemaßregelt.

Warum ist eine putzsüchtige Frau selten eine gute Köchin? — Weil sie zu viel kostet.

Warum hat noch kein Weltumsegler seine Frau mitgenommen? — Weil die meisten Männer sagen: „Ich mit meiner Frau reisen? Nicht um die Welt."

Wann gehen die Frauen nicht mehr in die Kirche? — Wenn der Staat von der Kirche getrennt ist.

* (Eine Commandit-Gesellschaft von Dienstmädchen.) Die Berliner „Post" erzählt eine hübsche Geschichte über eine von Dienstmädchen gegründete Commandit-Gesellschaft auf Actien — aus Hamburg. In einer der größten Modewaarenhandlungen erschien ein nett gekleidetes Dienstmädchen und verlangte ein Umschlagetuch. Es wurden ihm eine Anzahl derselben von einer Güte vorgezeigt wie man glaubte, daß sie der Schönen bei ihrem Stande behagen würden. Aber keines ist ihr recht und sie verlangt immer höhere Preise bis endlich bei einem Shawl von 200 Thalern, den das Mädchen in der That kaufen will, der Commis Verdacht schöpft und seinen Principal zu Rathe zieht, ob nicht hinter der so hoch hinaus wollenden Käuferin eine Diebin oder Betrügerin stecke. Inzwischen versichert Jene, daß ihr dieser Shawl sehr gut gefalle, und daß sie das Geld auf der Stelle holen wollte. Bald darauf kehrte das Mädchen zurück und bezahlte das Tuch in klingender Münze. Sofort nahm dasselbe aber jetzt ein Polizeidiener fest, den man vorher herbeigerufen und in der Nähe versteckt hatte, und fragte die an allen Gliedern Zitternde nach ihrer Herrschaft. Dieselbe stellte ihr indeß das beste Zeugniß aus, worauf sich dann auf weitere Nachforschungen ermittelte, daß die Dienstmädchen des ganzen Hauses das Geld für jenen Shawl zusammengeschossen und das Uebereinkommen getroffen hatten, ihn als Gemeingut zu betrachten und alle Sonntage abwechselnd zu tragen.

* (An einem Kriegshafen fragte ein etwas überlästiger Herr seinen Mitreisenden: „Warum tragen denn die Marinesoldaten ein Seitengewehr, wenn sie an Bord gehen?"

„Um in die See zu stechen," lautete die Antwort.

Gemeinnütziges.

* (Ueber das Kochen des Fleisches) geht dem „Procl. Wochenbl." aus dem Hannoverschen Folgendes zu: „Ein Fehler, welcher beim Fleischkochen gemacht wird, ist das lange Einweichen des Fleisches im Wasser, damit das Blut ausziehen soll; das geschieht ja auch dadurch wohl — zugleich geht von der Oberfläche aber auch der kräftigste Bestandtheil des Fleisches ins Abwaschwasser über und also für die Nahrung verloren. Man hat aber nichts weiter zu thun, als etwa an der Oberfläche des Fleisches klebende Unreinigkeit zu entfernen, und dazu genügt ein einfaches Abwaschen oder noch besser Abbürsten. — „Aber das Fleisch auf dem Lande ist nicht immer ganz frisch, hat zu Zeiten schon etwas Wildpretgeruch, und den zieht doch das Wasser wieder etwas aus" — werden manche Hausfrauen einwenden. Nun, da läßt sich anderweitig Rath schaffen. Die Hausfrauen dürfen nur einmal den Versuch gemacht haben, stark riechendes Fleisch mit Wasser und einigen frisch ausgeglühten Holzkohlenstückchen zu kochen, um zu ersehen, daß dadurch beide, Suppe und Fleisch, den reinen Geruch und Geschmack wieder erlangen, wobei die Kohle die riechenden Bestandtheile völlig in sich aufnimmt. Auch beim Kochen der Fische, welche einen modrigen Geschmack haben, thut die Holzkohle, auf dieselbe Weise zur Anwendung gebracht, dieselben Dienste d. h. der modrige Geschmack verliert sich danach."

Räthsel.

Durch dunkle Nacht dringt sich das erste Sylbenpaar,
Auf zartem Weiß stellt sich das zweit' am schönsten dar.
Mög' oft das Ganze Dein erwachend Aug' erfreun
Und ungetrübt die Lust des Lebens Dir erneu'n.

Auflösung des Räthsels in Nr. 18:
Lehre—Zähre.

Verantwortlicher Redakteur S. Liedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 20. Kaiserslautern, 9. März 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(7. Fortsetzung.)

Diese Complimente, die er ihrer Persönlichkeit machte, schienen ihr aber nicht besonders zu gefallen.

Sie wiegte das eirunde Köpfchen hin und her und meinte, nun spräche er gerade so wie der junge Herr von Salignac, der bei ihrem Vater zum Besuche von Paris gekommen.

„Freunde müssen einander keine Schmeicheleien sagen," versetzte sie. „Das waren wir doch oder vielmehr, wir sind es noch, nicht wahr, lieber Frédéric?"

Der junge Mann betheuerte, daß er sich glück ich schätzen würde, dürfte er es für's ganze Leben sein.

„Aber, wie kommt der junge Graf von Salignac zu Ihrem Vater?" setzte er hinzu.

Agnes zuckte die Achseln.

„Ich weiß weiter Nichts, als daß Papa, als er vor Kurzem in Paris war, dort seine Bekanntschaft gemacht hat. Aber er kam nicht allein, sein Vater ist mit ihm, ein stolzer vornehmer Herr, dessen Brust mit Orden geschmückt ist. Den ganzen Tag mußte ich auf Papa's Befehl in Gesellschaft dieser Herren weilen, die mich mit Schmeicheleien fütterten, wie ein Vögelchen mit Zuckerbrod, was mich, aufrichtig gesagt, nicht nur langweilte, auch anwiderte. Aber das war nicht das Schlimmste. Abends nach dem Souper jagte mir Papa einen rechten Schrecken ein, indem er mir sagte, der Besuch des Grafen gälte hauptsächlich meiner Person und Herr Gustav von Salignac werde in den nächsten Tagen um meine Hand anhalten."

Die Röthe des Unwillens stieg dem jungen Mann in's Antlitz. Voll Entrüstung rief er aus:

„Wie, dieser Mensch, den ganz Paris als einen Verschwender, einen Wüstling kennt, könnte sich erdreisten, die heilige Unschuld an das Laster schmieden zu wollen? Nimmermehr, Fräulein Agnes, dürfen Sie die Gattin dieses Roué's werden, der Ihr ganzes Leben vergiften würde!"

„Seien Sie ruhig, lieber Frédéric," versetzte Agnes, welche ihren Jugendfreund in der Gluth des Zornes noch schöner fand als zuvor. „Ich habe dem Vater gestern Abend zwar noch nicht gesagt, daß mir der Herr Gustav ganz und gar mißfällt, aber wenn er heute wieder davon anfängt, werde ich es ihm gewiß sagen."

Diese Worte wurden von einem Lächeln begleitet, welches eine selige Ahnung in dem Herzen des jungen Mannes erweckte, die Ahnung, daß seine Nähe ihren Entschluß befestigt habe.

Frau Chaland gab ihrem Liebling Recht und meinte, sie solle sich nur tapfer gegen diese Heirath wehren; denn es sei vor Gott und Menschen unerhört, die einzige Tochter wegen der Ehre, eine Gräfin zu werden, in's Unglück stürzen zu wollen.

„Und Ihre Mutter, mein Kind, hat doch auch noch ein Wort mitzureden. Sie ist eine wackere Frau und nicht vom bösen Geist des Hochmuths besessen, wie der Herr Papa. Sie wird ihnen helfen, den verhaßten Freier aus dem Felde zu schlagen!"

Nach diesen Worten ging Mutter Chaland in's Haus, um das Essen zu besorgen, das für die Knechte aufgesetzt werden sollte, die gegen die zehnte Stunde nach Hause kommen mußten.

Frédéric und Agnes standen sich jetzt einander allein gegenüber. Beide ahnten, daß der nächste Augenblick über ihre Zukunft entscheiden würde. Aber es war keine traurige, sondern eine freudige Ahnung, die ihre Seelen durchzitterte.

Nur wenige Schritte vom Pachthause lag ein kleiner Hügel, noch innerhalb der den Garten umgrenzenden Hecke.

Auf dieser kaum zwanzig Schritte im Umfange messenden Erhöhung, die vor vielen Jahren ein anderer Pachter hatte aufwerfen lassen, um sich ein Plätzchen zu verschaffen, von dem aus sich eine reizende Aussicht auf die Felder, den nahgelegenen Wald und auf das Haus des Gutsbesitzers bot, standen zwei Kastanienbäume von mittlerer Höhe, welche in diesem Frühlinge erst kürzlich neue prächtige Blüthen getrieben hatten.

Unter denselben war eine reizgezimmerte Bank angebracht. Sie war klein. Nur zwei Personen konnten darauf Platz finden.

Auf dieser Bank hatten Agnes und Frédéric oft in der glücklichen Zeit gesessen, wo sie noch ein harmloses Kind und er ein dem Jünglingsalter sich näherender Knabe war. Hier hatten sie, wenn die untergehende Sonne die ländliche Gegend umher mit rosigem Licht seenhaft beglänzte, Hand in Hand geweilt und vertraulich zusammen geplaudert, bis der aufgehende Mond Agnes an die Heimkehr zu ihren Eltern gemahnte.

Wie das junge Mädchen jetzt mit dem Jugendgespielen allein war, richtete sie ihre Blicke dahin und deutete dann mit der Hand nach dem wohlbekannten Plätzchen, indem ein unbeschreiblich süßes Lächeln ihre reizenden Züge noch verschönte.

„Ja, ja, dort, dort," sagte der junge Mann, der ihre Blicke und die Bewegung der Hand verstand.

Sie schritten rasch auf den Hügel hinauf. Sie

Digitized by Google

setzten sich und sahen dann einander einige Augenblicke schweigend an.

Der Geiſt der Erinnerung zog an ihrer Seele vorüber, wie ein ſchöner Traum, aus dem man ſich nicht loszureißen wünſcht.

In dem Anblick des holden Weſen verloren, berauſcht von ihrem Athem, der ſein Antlitz fächelte, vermochte der Jüngling nicht paſſende Worte zu finden, das Geſpräch zu eröffnen.

Agnes ſchien ſeine Gefühle zu errathen.

Ich muß ihm zu Hülfe kommen, dachte ſie, und berührte mit ihren Fingerſpitzen ſeine Hand.

„Wiſſen Sie noch, lieber Frédéric,“ begann ſie, „hier auf dieſem Platze haben Sie mir vor Jahren manch' hübſches Märchen erzählt. Ich habe noch in der Penſion viel daran gedacht und mit meinen jungen Freundinnen davon geplaudert.“

„Ich habe es noch nicht vergeſſen,“ verſetzte der Sohn des Pächters. „Sie ergötzten ſich als Kind an dem Wunderbaren, das in den Märchen waltet.“

Agnes nickte.

„O, das thue ich auch noch jetzt. Beſonders gefiel mir eins. Sie mußten es mir oft wiederholen.“

„Ah, ich erinnere mich — es war —“

„Die hübſche Geſchichte von dem Sohne des armen Fiſchers, der die Tochter des Königs liebte,“ fiel Agnes ein. „Der Papa König aber wollte ſein einziges Kind, um das ſich viele reiche Prinzen bewarben, dem armen Jüngling nicht zur Frau geben. Da weinte der Fiſcherknabe und auch die Prinzeſſin ſchluchzte bitterlich — denn ſie hatte ihm für alle Zeiten ihr Herz geſchenkt. Was's nicht ſo?“

„Ja, ja, und er hätte gern ſein Leben für ſie gelaſſen. O, fahren Sie fort, liebe Agnes!“

„Endlich aber faßte der betrübte Jüngling Muth und ſagte: „„Trockne Deine Thränen meine ſüße —““

Das Mädchen hielt inne und blickte ihn mit einem ſchelmiſchen Lächeln an.

„Wie hieß doch noch die Tochter des ſtolzen Königs?“ fragte ſie.

Frédéric's Herz begann heftiger zu klopfen.

„Ich nahm mir die poetiſche Freiheit, dem holden Geſchöpfe Ihren Namen beizulegen,“ ſagte er.

Sie drückte ihm leiſe die Hand.

„Was mir viel Freude machte,“ verſetzte ſie, und fuhr dann fort: „Alſo er ſagte: „„Meine ſüße Agnes, Du ſollſt dennoch meine Gemahlin werden, denn der wahren Liebe iſt Alles möglich!“

„Und da zog der Fiſchersſohn in den Krieg. Er wurde ein großer Held, ſchlug Ungeheuer und Rieſen todt — eine gute Fee beſchützte ihn — und rettete endlich dem brummigen Könige Thron und Reich. Was war das Ende? Der Papa konnte ihm die Tochter nun nicht länger verweigern, und es gab eine prächtige Hochzeit mit Pauken und Trompeten zwiſchen der Prinzeſſin und — wie nannten Sie damals den jungen Fiſcher noch?“

Frédéric zögerte zu antworten.

„Wenn das Herz voll iſt, ſtrömt der Mund über,“ heißt es im Sprichwort. Aber das übervolle Herz verſagt dem Munde auch oft das Wort.

Der junge Mann rang darnach. Er wagte nicht den Namen auszuſprechen und ſtotterte endlich:

„Der — der Name iſt meinem Gedächtniſſe entfallen.“

Eine glühende Röthe trat auf Frédéric's Antlitz. Der Gedanke, daß ſich in dem Herzen des jungen Mädchens das Gefühl der kindlichen Freundſchaft zu ihm in Liebe verwandelt, in eine Liebe, die ſo mächtig war, daß der Mund ſich nicht ſcheute, ſie auszuſprechen mit den Worten, welche ſie nur halb verhüllten, raubte ihm faſt die Beſinnung. Er erhob ſich von der Bank und entfernte ſich ein paar Schritte, ſich das brennende Geſicht mit ſeinem Taſchentuche kühlend und den Luftſtrom einfangend, der von den nahen Feldern herüberkam.

Was ſollte er thun? Sollte er ihr zu Füßen ſtürzen und ihr mit den feurigſten Worten bekennen, daß für ihn die ganze Erde ein nacktes Geſtid, eine Wüſte ſein würde, wenn er nicht mit ihr durch das Leben wandeln dürfte?

Oder — ſollte er die holde Verſucherin fliehen, die zur Gattin zu erringen ſich nicht die geringſte Ausſicht bot? Er, der Sohn eines in nur mäßigen Glücksverhältniſſen lebenden Pächters und ſie die Tochter eines Millionairs — war es nicht Wahnſinn, auf ihren Beſitz zu hoffen, zu, daran nur im Traume zu denken?

„Ja, fliehen, fliehen,“ ſprach es in ſeinem Gehirn.

„Nein, nein!“ rief das Herz. „Der wahren Liebe iſt Nichts unerreichbar! Die Thatkraft geht mit ihr einen Bund ein. Gott ſteht ihr bei in dem Kampfe gegen die feindſeligen Gewalten, die ſich ihr drohend entgegenſtehen und am Ende erringt ſie doch den Sieg!“

Halb dachte, halb murmelte er dieſe Worte vor ſich hin.

Da legte ſich eine weiche Hand auf ſeine Schulter und eine ſanfte Stimme fragte:

„Was iſt Ihnen, lieber Frédéric? Warum entfernen Sie ſich von mir?“

Dieſer liebevolle Ton gab den Ausſchlag.

Er wandte ſich raſch um.

In den großen glanzvollen Augen, womit Agnes ihn anſah, ſprach es ſich klar und deutlich aus, wie tief innig das Gefühl war, das in der jungfräulichen Bruſt für den Jugendfreund wohnte.

Das Herz trug über den Kopf den Sieg davon.

Er faßte ihre beiden Hände. Sie zog ſie nicht zurück und lächelte ihn an, als wolle ſie ſagen: „Ich weiß ja, was Deine Bruſt bewegt; Dein Geſtändniß wird mich beſeligen, wie das Deine mich.“

Und was ſie erwartete, erfolgte.

„Agnes, theure, geliebte Agnes!“ rief Frédéric, „wären Sie die Königstochter des Märchens und ich der Sohn des Fiſchers, und ſpräche ich zu Ihnen: „„Alle die Hohen der Erde, die um Dich werben, be-

Digitized by Google

gehren Deine Hand nur, weil der Glanz des Thrones Dich umgiebt, ich aber, der Arme, will nur Dein holdes Selbst. Ich will Dich erkämpfen. Es werden vielleicht Jahre darüber hingehen, aber ich werde das ferne Ziel doch erreichen. Liebst Du mich, wir ich Dich und willst Du mir Treue schwören und sie mir halten, bis ich Dich von Deinem stolzen Vater begehren darf?"

Das junge Mädchen erwiederte leise, die langbefranzten Lider gesenkt:

„Sie wissen ja, Frédéric, was die Fürstentochter im Märchen geantwortet hat, als der junge Fischer ihr seine Neigung gestand."

Er jauchzte laut auf und zog ihren Kopf an seine Brust. So standen Sie lange in stummer, inniger Umarmung.

Dann führte er sie sanft nach der Bank zurück, wo sich Beide wieder niederließen.

„Wohlan denn," sagte er, sie mit dem rechten Arm zärtlich umfassend, „so wollen wir der Zukunft vertrauen. In wenigen Wochen kehre ich nach Paris zurück. Ich besitze dort einflußreiche Freunde, auf deren Empfehlung ich hoffen darf. Ich werde alle meine Kräfte anspannen, mir dort als Advokat einen Namen zu machen. Bald, theures Kind, sollen Sie in den Journalen lesen, daß der junge Advokat, Frédéric Chalond, glänzend plaidirt, daß er schwierige Processe gewonnen hat. Dann werden Sie zu sich selbst sagen: Seine Liebe zu Dir stößte ihm die Begeisterung ein, mit Flammenzungen das Recht zu vertheidigen."

„Ach, und wie glücklich, wie stolz werde ich dann sein!" rief Agnes mit leuchtenden Blicken.

„Nach einigen Jahren kehre ich zurück," fuhr der junge Mann fort, trete vor Ihren Vater hin und —"

Er wollte weiter sprechen, aber eine schreckhafte Bewegung von Seiten der Geliebten hinderte ihn daran.

(Fortsetzung folgt.)

II. Zum Musikantenwesen.

Eßweiler, ein Dörfchen in der nordwestlichen Pfalz zwischen dem Königsberg und Wackenberg, hatte ich seit 30 Jahren nicht mehr gesehen. Damals war dasselbe fast durchweg in sehr herabgekommenem, verarmten Zustande. Die Schnappsbuden des Dorfchens, die Ducken und Bummelacker des Feldes gaben den traurigen Beweis einer elenden Wirthschaft. Durch die vielen Auswanderungen waren die schlechtbebauten Felder fast ganz werthlos geworden und die Bäuerchen befanden sich gleich dem verdienstlosen Tagner in einer trostlosen Lage.

Und heute, welche Umwandlung in Dorf und Flur! Ueppig grünende Saatfelder, kunstreich angelegte Wiesen erfreuen das Auge; und von den steilen Abhängen, wo man früher Felsengeröll und Dornen gefunden, kannst Du jetzt sogar da und dort zierliche Gartenhäuschen über schöne Rebterrassen herabschauen sehen.

Die Orts- und Feldwege, die Eindammung und Canalisirung der Bachzuflüsse ꝛc. ꝛc. zeugen laut, daß die mehr als 30-jährige Wirksamkeit des beidem Bürgermeisters Abends eine ersprießliche gewesen ist.

Gleich beim Eingang in das Dorf ladet dich freundlichst ein stattliches, neuerbautes Gasthaus ein. Das Innere ist dem Aeußern entsprechend geschmackvoll eingerichtet, reinlich und nett. An der Pfession füllt man eben den deutschgewordenen Schoppen mit dem auch in Eßweiler zur Herrschaft gelangten Gerstensaft. — In dem freundlichen, intelligent aussehenden Gastwirth erkenne ich sofort den berühmten, weltberufenen Musiker Hubertus Kilian. — Dieser Mann, der als blutarmer Mensch mit seinen gleicharmen Brüdern anfangs blos Frankreich und England musizirend bereiste, hat sich in der klassischen Musik durch seine Bekanntschaft mit hervorragenden Meistern so ausgebildet, daß seine Kapelle sich bald einen bedeutenden Ruf erwarb. Innerhalb 25 Jahren hat er mit derselben nicht blos Italien und Spanien, sondern dann noch auch Amerika, Afrika und Australien, auch Indien und China bereist. — Daß die Leute dabei, trotz der vielerlei Unfälle und der enormen Reisekosten, dennoch gute Geschäfte machten, beweist der heutige Wohlstand derselben. — Obgleich Herr Kilian jetzt als wohlstehender und sehr geachteter Bürger in schönem Heime auf seinen Lorbeeren ausruhen konnte, glaube ich doch nicht, daß er von abermaligem Reiselieber verschont bleiben wird.

Dort, wo früher ein altes Gebäude bedrohlich in die Straße überhing, sehe ich jetzt an schöner Front: „Mayer Dreifuß"; — ein Waarengeschäft, das sich in jeder Stadt zeigen dürfte. Auch die andern jüdischen Firmen bekunden, daß auch hier die Kinder Israel ihrem Geschäftsnamen Ehre zu machen suchen.

Klangvolle, prächtige Accorde lassen sich plötzlich vernehmen. Ah! das ist Wagners Ouverture zu Tannhäuser! — Wem gehört das schöne Anwesen da oben, aus dem eben die herrliche Musik ertönt? — Das gehört dem Gilcher Michel, einem tüchtigen Musikmeister. Sein Vater war ein armer Fodschuß; und der Sohn, der mit seiner Bande schon mich manch Australien und ich weiß nicht, was noch bereiste, ist heute ein wohlstehender und dabei sehr geachteter Mann, der seinen schönen Ackerbau hat. Die nächste Woche machen sie wieder fort nach Amerika. Es sind von hier schon einige Parthien drein, und gehen in nächster Zeit noch einige dahin ab. Die meisten Banden sind für feste Plätze engagirt. In der Regel bleiben sie 3—4 Jahre fort. Sie müssen schöne Geschäfte machen, denn sie schicken fast Alle ein Heidengeld nach Hause. Bei den Versteigerungen bekommen denn auch diese Leute die gelegensten und schönsten Felder.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Ein Theaterdirektor.) Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am Samstag vor acht Tagen durch Berlin die Kunde von dem Hinscheiden des Direktors Rudolph Cerf. Der Eigenthümer des Victoriatheaters hat seine lange stürmische Laufbahn beendet. Er starb an einer Darmverschlingung und soll in den letzten vierzehn Tagen große Schmerzen, aber mit bewunderter Resignation, erduldet haben. Er, der Siebenzigjährige, hinterläßt eine Wittwe von fünfundzwanzig Jahren, die Tochter eines würdigen Landpredigers, mit der er fünf Jahre vermählt war, und ein Töchterchen aus dieser Ehe. Seine erste Frau war die Tochter eines Berliner Gerichtsbeamten, eine Dame von großer Sanftmuth, die den leicht erregbaren Mann leiten konnte wie ein Kind. Aus dieser ersten Ehe leben 2 Kinder.

Durch die weiten Räume des Theaters segelte Cerf immer wie der fliegende Holländer und ebenso gespenstisch wie dieser tauchte er an Stellen auf, wo man ihn am wenigsten erwartete. Das ging von der Portierloge nach der Casse, von da drei Treppen hinauf nach dem Bureau, wo sich die meisten Donnerwetter auf den Dramaturgen Dr. Lasker, einen Verwandten des Abgeordneten Lasker, entluden, dann stürmte er nach dem Ballettsaal hinunter zur Bühne, wenn gerade Proben abgehalten wurden, da fuhr der Blitz zwischen die Choristinnen, wenn er sie plaudernd fand; nun verschwand er plötzlich tief unten in den Maschinerien; zehn Minuten später hörte man seine Stimme sechzig Fuß hoch vom Schnürboden, und wenn Alle glaubten, nun werde der Himmel einstürzen, stand Rudolph schmunzelnd am Eingange des Theaters, eine Cigarre rauchend und mit Personen scherzend, denen er vor einer Stunde befohlen hatte, die Schwelle seines Theaters nie wieder zu betreten. Das hatte er längst vergessen.

Seine liebste Beschäftigung zur Erholung war das Whistspiel, wobei er mit besonderer Vorliebe ein Bischen „bemogelte.“ Saß er im Gartenhäuschen am Whistisch, dann hätte schon das Theater brennen müssen, um ihn zum Aufstehen zu bewegen. Gegen seine Kinder war dieser sonst so heftige Mann der zärtlichste Vater, so weit er überhaupt der Zärtlichkeit fähig war, und mit seiner jetzigen Frau, einer Dame von ruhigem Temperamente, war er häufig aufgelegt zu scherzen.

Donnerte er einmal los, fragte sie ihn, wenn das Gewitter vorüber war, mit großem Lakonismus: „Hast Du etwas gesagt, Rudolph?“ Am Begräbnißtage seiner ersten Frau weinte dieser Mann mit großer Heftigkeit, und keine Trostesworte waren im Stande, den Strom seiner Thränen zu hemmen. Er ist todt. Mit ihm starb auch manches schlimme Geheimniß. Im Allgemeinen, sagt ein Berliner Blatt, darf man von ihm sagen: Er war nicht besser als sein Ruf und dieser war kein guter.

* (Eine Junkerfamilie.) Purzel: Wie? a Sie beim Militär? Es scheint, daß nun Ihre ga Verwandtschaft dem Militärstande angehört. — Barr Ja wohl, in meiner Familie sind nun alle Waffeng tungen vertreten, bis auf's — Genie.

* (Paris.) Neulich sang Herr Thiers in Zerstreuung das Lied: „Ich bin ein Preuße, ker Ihr meine Farben?“

* In einem von einer ungarischen Behörde geg einen Flüchtling erlassenen Steckbrief heißt e „Spricht deutsch, ungarisch, französisch und englisch ist übrigens gebildet.“

---

* **Leiblied eines bayerischen Infanteristen.**

Ob Pickelhaub, ob Raupenhelm,
Das ist mir Alles Wurst,
Ich bin und bleib' der alte Schelm
Und leid denselben — Durst.

Ob Pickelhaub', ob Raupenhelm,
Das ist mir völlig gleich:
Ein Bayer bleib' ich trotz Wilhelm
Und halt' zum deutschen Reich.

Ob Pickelhaub', ob Raupenhelm,
Das ist mir toute même chose:
Haus Wittelsbach bleibt mein emblème
Und sei der Teufel los!

Gemeinnütziges.

* (Tinten und Tintenflecken) Eine ver besserte Schreibtinte wird nach dem Verfahren einer Herrn H. N. Nissen in London auf die Weise berei tet, daß man zu irgend welcher Tinte eine Lösung von Ferracyankalium (gelbes Blutlaugensalz) misch Die mit einer so präparirte Tinte producirte Schrif z. B. auf Wechseln, Documente rc. läßt sich mit Oxal säure und anderen beim Fälschen üblichen Chemikalien nicht wegbringen, sondern wird schon dunkelblau, in dem Berlinerblau sich bildet. Um Tintenflecken aus farbigen Stoffen, welche eine Anwendung von Säuern, wie Oxalsäure, Chlorkalk und dergleichen nicht vertragen, zu entfernen, soll man sich nach einer Vorschrift in Böttger's polytechnischem Notizblatt, einer Lösung von pyrophosphorsaurem Natron bedienen, womit man den Fleck anhaltend wäscht, doch soll man dabei etwas Geduld nicht scheuen. Alte Flecken widerstehen lange, frischen Flecken läßt sich aber stets mit Erfolg beikommen.

---

* Auflösung des Räthsels in Nro. 19:

Morgenröthe.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 21. Kaiserslautern, 12. März 1873.

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Heimathsehnen.

Wie weit auch von der Heimath geht,
Zur Ferne uns're Lebensbahn,
Wenn ihrer wir gedenken weht
Uns plötzlich heiße Sehnsucht an.

Umringt von Freude und von Glück,
Von Liebe und von Seeligkeit,
Wir sehnen dennoch uns zurück
Zur Heimath und zur Jugendzeit.

Wie auch des Lebens Würfel fiel,
Dünkt unser Loos uns noch so süß;
Wir denken an der Kindheit Spiel,
Wie an's verlor'ne Paradies.

Der Jugendtage süße Lust,
Der Muttertuß, sie schmecken nach
Und rufen in des Mannes Brust
Die heiße Sehnsucht wieder wach.

Naht sich auch manches Weib uns mild
Deß' Mund zu uns von Liebe spricht;
Es ist der Mutter theures Bild,
Der Mutter Laute sind es nicht.

Ja selbst des Vaters ernstes Wort
Es hallt noch wider ein Gemüth,
Obgleich sein Grab längst lieget dort
Wohin es mich so mächtig zieht.

Heut' folg' ich meinem Sehnsuchtsdrang,
Bin ich auch alt und von Dir weit;
Und grüße Dich mit Liedersang
Du Heimathland! Du Jugendzeit!

F. O.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(8. Fortsetzung.)

„Mein Vater," sagte sie. „O, mein Gott, ich vergaß — er will ja, daß ich dem Grafen von Salignac angehöre —"

„Er wird Ihnen keinen Mann gegen die Neigung Ihres Herzens aufzwingen," versetzte Frédéric.

„Und wenn er es auch wollte," sagte sie rasch, „ich würde nicht gehorchen. Bevor Sie wieder hierherkamen, wäre es unmöglich gewesen — ich liebe Papa und weiß, daß ein Kind seinen Eltern Gehorsam schuldet — aber jetzt nicht mehr. Nie, nie folge ich dem Grafen von Salignac zur Kirche. Ihnen gehört meine Liebe, meine Treue."

Nach diesen Worten entzog sie sich sanft seiner Umarmung.

„Und nun adieu, lieber Frédéric. Man wird mich vermissen. Ich muß zu den Eltern zurück."

Der junge Mann faßte noch einmal die Hand des geliebten Mädchens.

„Werden Sie dem Vater gestehen, was zwischen uns vorgefallen?" fragte er.

Agnes bedachte sich einen Augenblick. Dann aber sagte sie rasch:

„Ich halte es für meine Pflicht, den Eltern Alles zu gestehen. Was sich auch aus meinem Geständnisse ergeben mag, ich will meine Liebe zu Ihnen nicht verheimlichen; hat sie mich doch so glücklich, so stolz gemacht."

„O, daß ich Sie doch begleiten dürfte!" rief Frédéric. „Aber der Wunsch, den Herr Bodinet gegen meine Mutter aussprach — ich muß seinen Besuch hier abwarten. Hoffentlich wird er nicht zu lange damit zögern, dann werde ich Ihr Geständniß durch das meine bekräftigen."

„Also sei es, mein Freund! Nichts auf Erden soll unsern Bund trennen."

Den Gott geheiligt hat, der schon in frühster Jugend Ihr Herz dem meinen zuführte."

Das Liebespärchen trennte sich, die Brust von froher Hoffnung geschwellt. In dem berauschenden Glücke der so selig verlebten Stunde dachten Beide nicht daran, daß schon die nächsten Tage ihnen Kämpfe bringen könnten, von denen nicht zu sagen war, wer darin Sieger bleiben werde.

Viertes Kapitel.

Drohende Wolken.

Als Agnes das Herrenhaus wieder betrat, kam ihr der Vater schon auf dem Hausflur entgegen. Da er Gäste im Hause hatte, war er früher als gewöhnlich vom Bette aufgestanden. Nachdem er den Morgenkaffee zu sich genommen, hatte er eins der Hausmädchen nach dem Schlafzimmer der Tochter hinaufgeschickt, um ihr melden zu lassen, daß sie sich mit ihrer Toilette beeilen solle, da er in einer wichtigen Angelegenheit mit ihr zu sprechen wünsche.

Digitized by Google

Das Mädchen war wieder heruntergekommen und hatte berichtet, das Fräulein müsse ihr Zimmer schon lange verlassen und sich allein angekleidet haben, wie auch ihre dort liegenden Nachtgewänder bezeugten.

Vielleicht macht sie einen Morgenspaziergang im Garten, dachte Bodinet und war im Begriff, sie dort aufzusuchen, als er ihrer, wie oben gesagt, plötzlich ansichtig wurde.

Er bot ihr die Wange zum Morgenkuß und fragte dann, was sie schon so früh aus den Federn getrieben habe.

Agnes erröthete leicht.

„Ich war auf Chaland's Pachthofe," erwiederte sie. „Der schöne Morgen lockte mich in's Freie. Ich mache ja oft solche Spaziergänge, Papa."

Bei dem Worte „Pachthof" blickte Herr Bodinet verdrießlich.

„Warum gingst Du gerade heute dorthin?" fragte er mit einem Tone, aus dem Unzufriedenheit hervorklang.

Agnes dachte an das, was zwischen ihr und Frédéric beschlossen worden und entgegnete offen:

„Weil mein Herz mich dahinzog, Papa."

Die Miene des stolzen Mannes verdüsterte sich noch mehr.

„Was soll das heißen, Du thörichtes Kind?" sagte er.

„Ei, ich hatte eine Ahnung, daß Herr Frédéric Chaland noch gestern Abend bei seinen Eltern eingetroffen sei, und da wollte ich selbst nachsehen — meine Ahnung täuschte mich auch nicht. Ich traf meinen lieben Jugendgespielen und plauderte eine ganze Stunde mit ihm."

Bodinet blickte seine Tochter scharf an.

„Du hast eine Unschicklichkeit begangen," versetzte er. „Ich finde es in hohem Grade ungeziemend, den Umgang mit dem Sohne eines quasi Bauern zu erneuern. Erführen die Grafen Salignac von dieser Bekanntschaft — ich wüßte nicht, wie ich Dich entschuldigen sollte."

Eine Röthe lebhaften Unwillens zeigte sich in dem Antlitze des wackern Mädchens.

Sie hatte nicht nur sich, sie hatte auch den Geliebten zu vertheidigen, dessen Werth in ihren Augen den aller Grafen in ganz Frankreich überragte, der an geistiger Kraft und moralischer Würde hoch über dem genannten Hofcavalier stand, den ihr Frédéric als einen verächtlichen Roué bezeichnet hatte.

„Frédéric Chaland ist Advokat, Papa," sagte sie. „Er ist gebildet, geistvoll, ein guter Mensch, ein trefflicher Sohn, der seinen Eltern reich vergelten wird, was sie für ihn gethan. Ich glaube, ich brauche mich der Freundschaft, die ich für ihn empfinde, durchaus nicht zu schämen."

Sie sah den Vater bei diesen Worten ruhig und fest an, und fügte hinzu:

„Sprich' nur mit ihm, dann wirst Du nichts Tadelnswerthes in diesem Umgang finden."

Bodinet zuckte mit verächtlicher Miene die Achseln.

„Bah! Du bist ein unreifes Ding, dem Welt- und Menschenkenntniß fehlt. Die glatten Worte, die Herr Frédéric wahrscheinlich in Paris aufgeschnappt, haben Dein Urtheil bestochen. Aber gesetzt auch, es wäre nicht so, der junge Mensch besäße in Wahrheit alle die Eigenschaften, die Du mir gegenüber mit jener Keckheit rühmst, die ich sonst an Dir noch nie bemerkt, ich müßte Dir doch verbieten, jemals wieder seine Nähe zu suchen, oder ihm eine vertrauliche Annäherung an unser Haus zu gestatten."

Agnes wußte den Grund, weßhalb der Vater so sprach, aber sie erlaubte sich doch darnach zu fragen. Das sollte ihr Gelegenheit geben, den Geliebten noch feuriger als vorher zu vertheidigen.

Aber sie erhielt keine genügende Antwort auf ihre Frage.

„Eine Tochter hat Nichts zu thun, als dem Befehle ihres Vaters zu gehorchen, der am Besten weiß, was zu ihrem Glücke dient," sagte er. „Brechen wir von diesem Gegenstand ab. Geh' in's Haus. Du hast eine einfache Morgentoilette angelegt. Ich wünsche Dich nach einer Stunde ebenso reich wie gestern geschmückt zu sehen. Graf Gustav von Salignac wünscht eine Unterredung mit Dir. Sie soll im Gartensalon stattfinden. Nimm seine Worte wohl auf. Du kennst meine Pläne, sie sind unwiderruflich. Bis jetzt war ich Dir ein gütiger Vater; es hängt von Dir ab, ob derselbe sich nicht in einen strengen, zornigen verwandeln soll."

Er wandte sich von ihr ab und ging in den Garten, vor sich hinmurmelnd:

„Will mir dieser Bauerssohn in die Quere kommen, so jage ich die Alten von Haus und Hof. Das niedrige Volk soll sehen, daß ich nicht mit mir scherzen lasse."

Agnes blickte ihrem Vater eine kurze Zeit nach.

Sie schwankte einige Augenblicke, ob sie dem Vater nacheilen und ihm frei und offen erklären sollte, daß die Unterredung zwischen ihr und dem Grafen Salignac kein günstiges Resultat für seine Wünsche liefern würde, oder ob es besser gethan sei, erst der sanften geliebten Mutter ihr Herz zu eröffnen. Sie wußte, wie hoch diese die Familie Chaland schätzte, welche Verpflichtungen sie ihrer ehemaligen Pflegerin schuldig war. Von ihr konnte sie Trost, konnte sie Rath erwarten, wie sie Dem, womit der Vater sie bedrohte, auszuweichen vermöchte, ohne das Band der kindlichen Liebe zwischen ihm und ihr für immer zu zerreißen.

Sie entschied sich für das Letztere.

Schnell stieg sie die breiten Marmorstufen hinauf und suchte die Mutter in ihrem Zimmer auf.

Sich der gütigen Frau in die Arme werfend rief sie:

Melanie erſchrack über die Aufregung, die ſich in dem Antlitze des jungen Mädchens malte.

Sie küßte ſie und fuhr mit der Hand liebkoſend durch die Locken.

„Ich meine, es iſt unnöthig, Dir dieſe Frage zu beantworten, mein Kind," ſagte ſie.

„Und Du willſt nicht, daß ich unglücklich, namenlos unglücklich werde?" fuhr Agnes fort.

„Ich würde ſelbſt mein Leben dahingeben, das zu verhüten," erwiderte die Mutter. „Aber beruhige Dich und vertraue mir, was Dich ſo tief bewegt."

Agnes geſtand nun der Mutter, daß ſie Frédéric wiedergeſehen, und was aus dieſem Wiederſehen hervorgegangen. Sie betheuerte laut und heftig, daß ſie niemals einem andern Manne angehören würde, und daß das Band der Liebe zwiſchen ihr und dem edlen jungen Manne für Zeit und Ewigkeit geknüpft ſei. Sie ſagte, daß ſie mit dem Vater vor der Thür des Hauſes zuſammengetroffen und dieſer ihr eine Unterredung mit dem Grafen Guſtav von Salignac angekündigt.

„Und Du haſt dem Vater nicht mitgetheilt, was ich jetzt von Dir gehört?" fragte Melanie.

„Nein, Mama, der Vater blickte ſo zornig, als ich von Frédéric ſprach. Er ſchüchterte mich ein. Mir blieb das Wort in der Bruſt ſtecken. In meiner Angſt dachte ich an Dich. Du wirſt mir rathen, Du wirſt meiner Liebe zu Hülfe kommen, wenn es in Deiner Macht ſteht."

Madame Bodinet ſeufzte.

„Dein Vater giebt einen einmal gefaßten Vorſatz nie auf," ſagte ſie. „Die von ihm beſchloſſene Ehe wurzelt in ſeinem Ehrgeize, der ihn aus unſerm Stillleben wieder in die große Welt hinaustreibt. Die Grafen von Salignac ſtehen in intimer Verbindung mit dem Hofe, ja mit dem Könige ſelbſt. Er hofft durch ihre Vermittlung ein Adelsdiplom, und dann in die Kammer zu gelangen. Nein, mein armes Kind, von ihm haſt Du für Deine Liebe Nichts zu hoffen und Deinem rührenden Flehen, Deinen heißen Thränen wird er nur die Antwort entgegenſetzen: „„Ich will es! Es muß ſein!""

Der Muth des jungen Mädchen war wieder geſunken. Sie ſang die Hände, ſie ſtarrte die Mutter bleich und thränenvoll an.

(Fortſetzung folgt.)

H. Zum Muſikantenweſen.

(Schluß.)

Eßweiler hat ſeinen heutigen Wohlſtand größtentheils den reiſenden Muſikanten zu verdanken. Es iſt ausgerechnet worden, daß ſchon mehr als 300,000 fl. in den hieſigen Ort durch ſie gekommen ſind. — „Werden aber dieſe Leute durch ihr loſes, fahrendes Leben nicht leichtſinnig und arbeitſcheu und daher ſpäter doch verkommen müſſen?" — Das zeigt ſich nicht. Ich bin zwar nicht von hier, ſondern von Jettenbach, bin ſelbſt nicht Muſiker, muß jedoch bekennen, daß die Jettenbacher Muſikanten faſt durchweg als fleißige, brave und ehrſame Leute bekannt ſind. Die Meiſten haben es ſchon zu ſchönen Errungenſchaften gebracht. Viele reiſen nicht mehr; beſtellen aber ihre erworbenen Felder mit demſelben Fleiß und derſelben Ausdauer, wie die andern Bauern. Gewiß ein reichliches Drittheil des großen Ortes beſteht aus den fahrenden Jüngern der hl. Muſika, und doch darf man behaupten, daß kein Dorf im Weſtrich ſich mit Jettenbach vergleichen darf. Die Ortsverwaltung, wie die Bewirthſchaftung der Felder wird man als muſtergiltig hinſtellen dürfen. Jettenbach hat freilich ſeine merkwürdig hervortragende Intelligenz hauptſächlich der über 40jährigen Wirkſamkeit ſeines vortrefflichen Lehrers Andreae zu verdanken; allein die hellköpfig geſchulten, mit offenen Augen reiſenden Muſikanten, haben nicht wenig zu der fortgeſchrittenen Getreidekultur Jettenbachs beigetragen. Gehen ſie nach Jettenbach, und ſie finden im kleinſten Hüttchen, wie in der arbeitvollſten Bauernwirthſchaft Ordnung und Reinlichkeit, wie ſonſt nirgends. Und leſen ſie die Liſten der Mitgliederſchaft des Landwirthſchaftlichen Vereins, des Proteſtantenvereins, welcher O.t des Weſtrichs wird ſich mit Jettenbach vergleichen können? Auch wenn es dem Intereſſe einer ſchönen, edlen Sache gilt, wird Jettenbach gewiß immer in erſter Reihe ſein.

Daß auch die meiſten Geſchäfte hier florren iſt Thatſache. Die Braun'ſche Brauerei liefert einen Stoff der jeder Concurrenz gewachſen iſt; und Herr Weber hat ſeinem Waarengeſchäft durch ſtrengſte Reellität und Solidität einen Ruf verſchafft, wie es nur dem gewiegten Geſchäftsmann gelingen kann.

Von Eßweiler kann ich auch nur Gutes ſagen. Es ſucht in keiner Beziehung zurückzubleiben, das werden ſie auch gefunden haben. Haben die Eßweiler auch noch kein Sängerchor und Liebhabertheater, wie ſie es in Jettenbach finden, ſo zeigen doch die hier geleſenen Zeitungen und Zeitſchriften, daß man beſtrebt iſt vorwärts zu gehen. — Was ich von den hieſigen Muſikern noch ſagen kann, klingt ſehr zu ihren Gunſten. Die meiſten ſind wohlſtehend, ſparſam und fleißig. Es iſt mir kein einziger Fall einer moraliſchen Verkommenheit oder eines ökonomiſchen Verfalls aus den Reihen der Muſikanten bekannt. Daß ſie in Achtung und Ehren ſtehen, beweiſt wohl der Umſtand, daß die wohlhabenden Bauern ihnen ihre Töchter geben. — Es hielt mir ſchwer dem begeiſterten Jettenbacher Muſikantenanwalt die nöthige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, denn immer herrlicher klang der Tönestrom aus dem Gilcher'ſchen Hauſe an mein erſtauntes Ohr. Die Ouverture zu Spohr's Jeſſonda in ausgezeichnetem Vortrag, machte den würdigen Schluß. — Ich beendete meinen Rundgang durch das Oertchen, dann beſuchte ich noch die zwei andern Wirthſchaften, in denen ich ebenfalls die ſchönſte Ordnung und vorzüglichen wolfſteiner Stoff fand.

In einer krendenzte eine ſtattliche Maid,
Und wär' ich ein Burſche, ich freut' mich noch heut'.
Kehrſt, Wand'rer, Du einſt, als Werber hier ein,
Es wird, ſie zu ſehen, dich niemals gereu'n.

Digitized by Google

Das Mädchen war wieder heruntergekommen und hatte berichtet, das Fräulein müsse ihr Zimmer schon lange verlassen und sich allein angekleidet haben, wie auch ihre dort liegenden Nachtgewänder bezeugten.

Vielleicht macht sie einen Morgenspaziergang im Garten, dachte Bodinet und war im Begriff, sie dort aufzusuchen, als er ihrer, wie oben gesagt, plötzlich ansichtig wurde.

Er bot ihr die Wange zum Morgenkuß und fragte dann, was sie schon so früh aus den Federn getrieben habe.

Agnes erröthete leicht.

„Ich war auf Chaland's Pachthofe," erwiederte sie. „Der schöne Morgen lockte mich in's Freie. Ich mache ja oft solche Spaziergänge, Papa."

Bei dem Worte „Pachthof" blickte Herr Bodinet verdrießlich.

„Warum gingst Du gerade heute dorthin?" fragte er mit einem Tone, aus dem Unzufriedenheit hervorklang.

Agnes dachte an das, was zwischen ihr und Frédéric beschlossen worden und entgegnete offen:

„Weil mein Herz mich dahinzog, Papa."

Die Miene des stolzen Mannes verdüsterte sich noch mehr.

„Was soll das heißen, Du thörichtes Kind?" sagte er.

„Ei, ich hatte eine Ahnung, daß Herr Frédéric Chaland noch gestern Abend bei seinen Eltern eingetroffen sei, und da wollte ich selbst nachsehen — meine Ahnung täuschte mich auch nicht. Ich traf meinen lieben Jugendgespielen und plauderte eine ganze Stunde mit ihm."

Bodinet blickte seine Tochter scharf an.

„Du hast eine Unschicklichkeit begangen," versetzte er. „Ich finde es in hohem Grade ungeziemend, den Umgang mit dem Sohne eines quasi Bauern zu erneuern. Erführen die Grafen Salignac von dieser Bekanntschaft — ich wüßte nicht, wie ich Dich entschuldigen sollte."

Eine Röthe lebhaften Unwillens zeigte sich in dem Antlitze des wackern Mädchens.

Sie hatte nicht nur sich, sie hatte auch den Geliebten zu vertheidigen, dessen Werth in ihren Augen den aller Grafen in ganz Frankreich überragte, der an geistiger Kraft und moralischer Würde hoch über dem genannten Hofcavalier stand, den ihr Frédéric als einen verächtlichen Roué bezeichnet hatte.

„Frédéric Chaland ist Advokat, Papa," sagte sie. „Er ist gebildet, geistvoll, ein guter Mensch, ein trefflicher Sohn, der seinen Eltern reich vergelten wird, was sie für ihn gethan. Ich glaube, ich brauche mich der Freundschaft, die ich für ihn empfinde, durchaus nicht zu schämen."

Sie sah den Vater bei diesen Worten ruhig und fest an, und fügte hinzu:

„Sprich' nur mit ihm, dann wirst Du nichts Tadelnswerthes in diesem Umgang finden."

Bodinet zuckte mit verächtlicher Miene die Achseln.

„Bah! Du bist ein unreifes Ding, dem Welt- und Menschenkenntniß fehlt. Die glatten Worte, die Herr Frédéric wahrscheinlich in Paris aufgeschnappt, haben Dein Urtheil bestochen. Aber gesetzt auch, es wäre nicht so, der junge Mensch besäße in Wahrheit alle die Eigenschaften, die Du mir gegenüber mit jener Keckheit rühmst, die ich sonst an Dir noch nie bemerkt, ich müßte Dir doch verbieten, jemals wieder seine Nähe zu suchen, oder ihm eine vertrauliche Annäherung an unser Haus zu gestatten."

Agnes wußte den Grund, weßhalb der Vater so sprach, aber sie erlaubte sich doch darnach zu fragen. Das sollte ihr Gelegenheit geben, den Geliebten noch feuriger als vorher zu vertheidigen.

Aber sie erhielt keine genügende Antwort auf ihre Frage.

„Eine Tochter hat Nichts zu thun, als dem Befehle ihres Vaters zu gehorchen, der am Besten weiß, was zu ihrem Glücke dient," sagte er. „Brechen wir von diesem Gegenstand ab. Geh' in's Haus. Du hast eine einfache Morgentoilette angelegt. Ich wünsche Dich nach einer Stunde ebenso reich wie gestern geschmückt zu sehen. Graf Gustav von Salignac wünscht eine Unterredung mit Dir. Sie soll im Gartensalon stattfinden. Nimm seine Worte wohl auf. Du kennst meine Pläne, sie sind unwiderruflich. Bis jetzt war ich Dir ein gütiger Vater; es hängt von Dir ab, ob derselbe sich nicht in einen strengen, zornigen verwandeln soll."

Er wandte sich von ihr ab und ging in den Garten, vor sich hinmurmelnd:

„Will mir dieser Bauerssohn in die Quere kommen, so jage ich die Alten von Haus und Hof. Das niedrige Volk soll sehen, daß ich nicht mit mir scherzen lasse."

Agnes blickte ihrem Vater eine kurze Zeit nach.

Sie schwankte einige Augenblicke, ob sie dem Vater nacheilen und ihm frei und offen erklären sollte, daß die Unterredung zwischen ihr und dem Grafen Salignac kein günstiges Resultat für seine Wünsche liefern würde, oder ob es besser gethan sei, erst der sanften geliebten Mutter ihr Herz zu eröffnen. Sie wußte, wie hoch diese die Familie Chaland schätzte, welche Verpflichtungen sie ihrer ehemaligen Pflegerin schuldig war. Von ihr konnte sie Trost, konnte sie Rath erwarten, wie sie Dem, womit der Vater sie bedrohte, auszuweichen vermöchte, ohne das Band der kindlichen Liebe zwischen ihm und ihr für immer zu zerreißen.

Sie entschied sich für das Letztere.

Schnell stieg sie die breiten Marmorstufen hinauf und suchte die Mutter in ihrem Zimmer auf.

Sich der gütigen Frau in die Arme werfend rief sie:

„Du liebst mich, theure Mutter? Nicht wahr, Du liebst mich?"

Melanie erschrack über die Aufregung, die sich in dem Antlitze des jungen Mädchens malte.

Sie küßte sie und fuhr mit der Hand liebkosend durch die Locken.

„Ich meine, es ist unnöthig, Dir diese Frage zu beantworten, mein Kind," sagte sie.

„Und Du willst nicht, daß ich unglücklich, namenlos unglücklich werde?" fuhr Agnes fort.

„Ich würde selbst mein Leben dahingeben, das zu verhüten," erwiderte die Mutter. „Aber beruhige Dich und vertraue mir, was Dich so tief bewegt."

Agnes gestand nun der Mutter, daß sie Frédéric wiedergesehen, und was aus diesem Wiedersehen hervorgegangen. Sie betheuerte laut und heftig, daß sie niemals einem andern Manne angehören würde, und daß das Band der Liebe zwischen ihr und dem edlen jungen Manne für Zeit und Ewigkeit geknüpft sei. Sie sagte, daß sie mit dem Vater vor der Thür des Hauses zusammengetroffen und dieser ihr eine Unterredung mit dem Grafen Gustav von Salignac angekündigt.

„Und Du hast dem Vater nicht mitgetheilt, was ich jetzt von Dir gehört?" fragte Melanie.

„Nein, Mama, der Vater blickte so zornig, als ich von Frédéric sprach. Er schüchterte mich ein. Mir blieb das Wort in der Brust stecken. In meiner Angst dachte ich an Dich. Du wirst mir rathen, Du wirst meiner Liebe zu Hülfe kommen, wenn es in Deiner Macht steht."

Madame Bodinet seufzte.

„Dein Vater giebt einen einmal gefaßten Vorsatz nie auf," sagte sie. „Die von ihm beschworene Ehe wurzelt in seinem Ehrgeize, der ihn aus unserm Stillleben wieder in die große Welt hinaustreibt. Die Grafen von Salignac stehen in intimer Verbindung mit dem Hofe, ja mit dem Könige selbst. Er hofft durch ihre Vermittlung ein Adelsdiplom, und dann in die Kammer zu gelangen. Nein, mein armes Kind, von ihm hast Du für Deine Liebe Nichts zu hoffen und Deinem rührenden Flehen, Deinen heißen Thränen wird er nur die Antwort entgegensetzen: „„Ich will es! Es muß sein!""

Der Muth des jungen Mädchen war wieder gesunken. Sie rang die Hände, sie starrte die Mutter bleich und thränenvoll an. (Fortsetzung folgt.)

H. Zum Musikantenwesen.

(Schluß.)

Eßweiler hat seinen heutigen Wohlstand größtentheils den reisenden Musikanten zu verdanken. Es ist ausgerechnet worden, daß schon mehr als 300,000 fl. in den hiesigen Ort durch sie gekommen sind. — „Werden aber diese Leute durch ihr loses, fahrendes Leben nicht leichtsinnig und arbeitscheu und daher spätee doch verkommen müssen?" — Das zeigt sich nicht. Ich bin zwar nicht von hier, sondern von Jettenbach, bin selbst nicht Musiker, muß jedoch bekennen, daß die Jettenbacher Musikanten fast durchweg als fleißige, brave und ehesame Leute bekannt sind. Die Meisten haben es schon zu schönen Errungenschaften gebracht. Viele reisen nicht mehr; bestellen aber ihre erworbenen Felder mit demselben Fleiß und derselben Ausdauer, wie die andern Bauern. Gewiß ein reichliches Drittheil des großen Ortes besteht aus den fahrenden Jüngern der hl. Musika, und doch darf man behaupten, daß kein Dorf im Westerich sich mit Jettenbach vergleichen darf. Die Ortsverwaltung, wie die Bewirthschaftung der Felder wird man als mustergiltig hinstellen dürfen. Jettenbach hat seelisch seine merkwürdig hervorragende Intelligenz hauptsächlich der über 40jährigen Wirksamkeit seines vortrefflichen Lehrers Andreae zu verdanken; allein die hellköpfig geschulten, mit offenen Augen reisenden Musikanten, haben nicht wenig zu der fortgeschrittenen Geistescultur Jettenbachs beigetragen. Gehen sie nach Jettenbach, und sie finden im kleinsten Hüttchen, wie in der arbeitsvollsten Bauerwirthschaft Ordnung und Reinlichkeit, wie sonst nirgends. Und lesen sie die Listen der Mitgliederschaft des Landwirthschaftlichen Vereins, des Protestantenvereins, welcher Ost des Westerichs wird sich mit Jettenbach vergleichen können? Auch wenn es dem Interesse einer schönen, edlen Sache gilt, wird Jettenbach gewiß immer in erster Reihe sein.

Daß auch die meisten Geschäfte hier florren ist Thatsache. Die Braun'sche Brauerei liefert einen Stoff der jeder Concurrenz gewachsen ist; und Herr Weber hat seinem Waarengeschäft durch strengste Reellität und Solidität einen Ruf beschafft, wie es nur dem gewiegten Geschäftsmann gelingen kann.

Von Eßweiler kann ich auch nur Gutes sagen. Es sucht in keiner Beziehung zurückzubleiben, das werden sie auch gefunden haben. Haben die Eßweiler auch noch kein Sängerchor und Liebhabertheater, wie sie es in Jettenbach finden, so zeigen doch die hier gelesenen Zeitungen und Zeitschriften, daß man bestrebt ist vorwärts zu gehen. — Was ich von den hiesigen Musikern noch sagen kann, klingt sehr zu ihren Gunsten. Die meisten sind wohlstehend, sparsam und fleißig. Es ist mir kein einziger Fall einer moralischen Verkommenheit oder eines ökonomischen Verfalls aus den Reihen der Musikanten bekannt. Daß sie in Achtung und Ehren stehen, beweist wohl der Umstand, daß die wohlhabenden Bauern ihnen ihre Töchter geben. — Es hält mir schwer dem begeisterten Jettenbacher Musikantenanwalt die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken, denn immer herrlicher klang der Tönestrom aus dem Gilcher'schen Hause an mein erstauntes Ohr. Die Ouverture zu Spohr's Jessonda in ausgezeichnetem Vortrag, machte den würdigen Schluß. — Ich beendete meinen Rundgang durch das Oertchen, dann besuchte ich noch die zwei andern Wirthshäften, in denen ich ebenfalls die schönste Ordnung und vorzüglichen wolfsteiner Stoff fand.

In einer kreudenzte eine stattliche Maid,
Und wär' ich ein Bursche, ich freut' mich noch heut'.
Kehrst, Wand'rer, Du einst, als Werber hier ein,
Es wird, sie zu sehen, dich niemals gereu'n.

Digitized by Google

Feuilleton.

* Die Deutsche Reichsfackel besang Berlin ohne Droschken folgendermaßen:

Wie bist Du doch so wunderlich, so energiebekunderlich,
so kirchenstill und feierlich, so garnichtherserschreierlich,
so elegantcarriolerlich, so rechttiefathemholerlich,
so eisenbahnvermeiderlich, concertunballverleiderlich,
so dienstmannemfig sucherlich, so allestrikesversucherlich,
so gegenmadaiserlich, vergebensklünerpfeiferlich,
so niemals überfahrerlich, vierpuppenstückersparerlich,
so unberlinergergerlich, bei alledem so ärgerlich,
so weitzufußgegerlich, so feinedamenseheerlich,
so tropenländersommerlich, so schnellvomfleckekommerlich,
so schimpfengarnichtsnutzgerlich, so stiefelnargbeschmuzerlich,
so friedrichstraßendehnerlich, so erstklassenfehnerlich,
so grobheitgernertragerlich, so nichtzumudsenwagerlich.
so actiendroschkengründerlich, so kleinenwagenfinderlich,
so weltstadtdufeldämmerlich, mit einem Wort so jämmerlich.

* Ein betreffs der Zahlungsbereitwilligkeit eines Bräutigams mißtrauischer amerikan. Geistlicher, faßte die Schlußceremonie der Vermählungsrede folgendermaßen: „Und so erkläre ich Euch für Mann und — wollen Sie nicht so freundlich sein die Kosten von 10 Doll. dem Küster einzuhändigen?" — (Pause, während welcher der Bräutigam mit verdrießlicher Miene seinen finanziellen Verpflichtungen nachkommt, worauf der Pastor mit salbungsvollem Tone sagt:) „und Weib! Amen!"

* Mit der jetzigen Theuerung bitten wir die vor vierhundert Jahren zu vergleichen, von der niederrheinische Blätter melden: „In dem Archiv der Abtei Hinterebach fand man ein Rechnungsbuch, worin das Jahr 1454 als das Jahr der großen Theuerung eingeschrieben steht, weil in demselben ein fetter Ochs drei und einen halben Gulden; ein Kalb einen dritteil Gulden; 28 Hämmel acht Gulden; 25 junge Hühner einen Gulden; 60 Dutzend Eier einen halben Gulden kosteten. Der großen Noth wegen schickte man einen Expressen von dem Amtsdorfe Beyenburg mit drei Hellern nach Köln, mit welcher Summe derselbe das zweimalige Ueberfahrtsgeld und seinen standesgemäßen Unterhalt bestritt.

* (Eine Schöne mit brennendem Haar.) Aus dem mächtigen Chignon einer die Ludwigstraße entlang gehenden jungen Dame stiegen auf einmal dicke Rauchwolken auf und es zeigte sich, daß derselbe, der zum größeren Theile aus künstlichen Haaren bestand, in Brand gerathen war. Wahrscheinlich haben ein paar Bürschchen, welche eine Strecke hinter der Dame hergegangen waren, derselben ein Stück Schwamm oder einen anderen Brennstoff in die Frisur geworfen. Die Dame darauf aufmerksam gemacht, eilte schleunig in ein Haus, wo sie den brennenden Hanfhügel herabriß. Als sie wieder heraustrat, zeigte es sich, daß ihr kein Haar gekrümmt, viel weniger verbrannt war.

* Der französische Schriftsteller Balzac pflegte zu sagen: „Es giebt blos 3 Franzosen, die Französisch verstehen — ich, Gautier und Victor Hugo." Da von den Dreien der Letztere allein noch übrig ist, so giebt es also nur noch einen Franzosen, der seine Sprache versteht.

* (Aus der Schule.) Lehrer: „Wo lebte Elias?" — Schüler: „In der Wüste." — Lehrer: „Wie nennt man solche fromme Männer, welche einsam in der Wüste wohnen?" — Schüler: „Wüstlinge."

Gemeinnütziges.

* (Ueber das Bitterwerden der Rothweine.) Von Herrn Professor Neubauer in Wiesbaden. Das Bitterwerden der Rothweine ist, wie die Zeitschrift des Vereins Nassauischer Landwirthe berichtet, eine den Rothweinen eigenthümliche Krankheit, welche namentlich in Frankreich bei den besseren Weinen ziemlich häufig vorkommt, und großen Schaden verursacht. Bei den rothen Rheinweinen tritt diese Krankheit seltener auf, ebenso bei den Oesterreicher Rothweinen, dagegen wird an der Ahr häufiger darüber geklagt. Ueber die erste Ursache des Bitterwerdens ist wenig Sicheres bekannt, ebenso über die chemischen Veränderungen, welche der Wein dabei erleidet. Die mikroskopische Prüfung zeigte in den bitter gewordenen Weinen neben einzelnen theils allein, theils in kleinen Gruppen zusammenliegenden, hie und da im Sprossen begriffenen Hefezellen das charakteristisch geformte Ferment der bitteren Weine in großer Menge. Einzelne Krystalle von Weinstein und geringe Mengen von amorpher, roth gefärbter Massen begleitete die organisirten Gebilde. In der Ruhe lieferten die Weine einen ziemlich bedeutenden Bodensatz von röthlich-brauner Farbe, und der darüber stehende Wein, hatte von seiner ursprünglichen, schön rothen Nüance viel verloren, und einen schmutzig grauen Farbenton angenommen. Die Versuche haben gezeigt, daß bei den bitter gewordenen Weinen eine Abnahme in Farb- und Gerbstoffgehalt zu konstatiren ist, und daß dieser Krankheit durch Erwärmen des Weines auf 60° C. vollständig vorgebeugt werden kann.

* Räthsel.

Das kleinste Wort der Egoisten,
Mit gleichem Kopf und Fuß versehn,
Wird ziemlich fest im Sturme stehn. —
Wenn nicht die Menschen sterben müßten,
Dann würden auch wahrhaftig sie
Das Wort mit einem Haupte nie.
Wird nun dies Haupt als Fuß genommen,
Wird's von dem Worte fußlos kommen.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 22. Kaiserslautern, 16. März 1873.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(9. Fortsetzung.)

„Und wenn ich mich wiedersetze," hauchte sie, und das muß ich, denn ich habe ja Frédéric Treue gelobt, so wird der Vater mich verstoßen — vielleicht verfluchen."

Zusammenschaudernd schlug sie beide Hände vor's Gesicht.

Melanie drückte das zitternde Geschöpf sanft an sich. „Es gibt nur ein Mittel," versetzte sie nach kurzem Nachsinnen, „dem Schlimmsten zu begegnen, und Dir nicht alle Hoffnung auf eine glückliche Zukunft zu rauben. Ich habe den jungen Grafen von Salignac gestern im Stillen beobachtet. Wenn das Antlitz wirklich der Spiegel der Seele, so glaube ich, daß sein Herz großmüthiger Gesinnungen fähig, daß er ein Edelmann im besseren Sinne des Wortes ist. Wage, was Du mir gestandest, auch ihm zu gestehen. Zögere nicht, und laß' ihn in der nächsten Stunde schon Alles wissen — Alles. Er muß dieser Verbindung freiwillig entsagen, soll der Friede, der bis jetzt in unserem Hause geherrscht, nicht auf ewig verloren gehen."

Agnes fand, daß der Rath der Mutter allein Hülfe bringen könne. Sie dankte ihr mit einer innigen Umarmung dafür und eilte dann, um sich nach dem Befehle des Vaters nicht minder köstlich, wie am gestrigen Tage, zu schmücken.

Eine Stunde später stand sie dem jungen Grafen von Salignac im Gartensalon allein gegenüber.

Ein nicht geringes Gefühl der Verlegenheit bemeisterte sich der Seele des schönen Mädchens, als der junge Cavalier ihre Hand faßte, sie an die Lippen drückte und ihr mit schmeichelhaften Worten dafür dankte, daß sie ihm die Huld einer Unterredung unter vier Augen schenkte.

Er zeigte auf einen Divan und bat, ihm die Ehre zu gönnen, an ihrer Seite sitzen zu dürfen.

Agnes erhörte diese Bitte nicht.

„Lassen Sie mich stehen bleiben, Herr Graf," sagte sie mit leisem Tone. „Ich bin so unruhig, so bewegt — ich würde mich doch schnell wieder erheben müssen."

Sie schlug die Augen nieder. Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Schmerz und Angst malten sich in den reizenden Zügen, die immer blässer wurden. Wenn der junge Graf nicht zur Entsagung zu bewegen war, wenn er, auf das Versprechen ihres Vaters bauend, auf der Heirath beständ. Sie dachte auf's Neue an den Zorn ihres Vaters. Welch' einer traurigen Zeit würde sie entgegengehen.

Diese Gedanken trieben ihr Thränen in die Augen Sie suchte sie dem höflichen Bewerber zu verbergen, indem sie sich etwas von ihm abwandte.

Umsonst! Gustav von Salignac hatte bereits ihre Verlegenheit, ihre Angst bemerkt, aber er vermochte nicht, sich diese Gefühle zu erklären. Wenn er auch nicht zu den geckenhaften jungen Leuten zählte, die da glauben, daß ihnen keine junge Dame, deren Herz die Liebe nicht bereits an einen andern Gegenstand gefesselt, zu widerstehen vermag, sich so hatte die Macht seiner körperlichen und geistigen Vorzüge doch schon in manchem Liebeshandel erprobt, bei dem nicht einmal von einer Heirath die Rede gewesen. Wie hätte er jetzt ahnen sollen, da zu seiner gewinnenden Persönlichkeit und seiner vornehmen Geburt noch ein ehrenvoller Antrag hinzukam, welcher ein der bürgerlichen Sphäre entsprossenes Mädchen zu dem Range einer Gräfin erheben sollte, daß der schmerzliche Ausdruck in dem Antlitze der von ihm Erwählten nur die stumme und doch zugleich beredte Einleitung zu einer Abweisung seiner Werbung sein könnte?"

Aber schon die nächsten Minuten sollten ihn aufklären.

Agnes hatte sich gefaßt, der Gedanke an Frédéric ihre Pulse etwas beruhigt.

„Sie sehen mich erstaunt an, Herr Graf," begann sie, mit festerem Tone als vorher sprechend. „Meine Thränen sind Ihnen aufgefallen und Sie möchten wissen, welchem traurigen Gefühle sie entstammen."

Graf Gustav verbeugte sich.

„Sie können denken, Fräulein Agnes, daß der Mann, dem Ihr Vater die Erlaubniß ertheilt, um Ihre Hand zu bitten, an Allem, was Ihr Herz beunruhigt, Ihren sanften Augen Thränen auspreßt, den innigsten Antheil nehmen muß. Ich bitte also, mir Ihr Vertrauen zu schenken."

„Sie sollen es haben, Herr Graf," versetzte Agnes rasch. „Aber von der hochherzigen Gesinnung des Edelmannes darf ich wohl auch erwarten, daß mein Geständniß in keinem falschen Lichte betrachtet werde."

„Welch' ein Geständniß, mein Fräulein?"

„Daß ich die Ehre ausschlagen muß, jemals Gräfin von Salignac zu heißen."

Der Graf trat einen Schritt zurück.

„Und welch' ein Grund bestimmt Sie, mir Ihre Hand zu verweigern, die mir von Ihrem Herrn Vater fest zugesagt wurde?" fragte er.

„Weil — weil mein Herz bereits einem Andern gehört."

Digitized by Google

„Davon ſagte mir Herr Bobinet Nichts.“

„Mein Vater wußte es nicht und er weiß es auch jetzt noch nicht. Ich hatte nicht den Muth, es ihm zu geſtehen. Ich fürchtete den Zorn, und dann rieth mir mein Herz auch, mich zuerſt an Sie, Herr Graf, zu wenden. Ein Cavalier, wie Sie, dachte ich, kann ſich ja eins der ſchönſten und reichſten Mädchen von gleich hoher Geburt, zur Gattin wählen. Warum ſollte er ein unbedeutendes Geſchöpf, wie ich bin, unglücklich machen wollen?“

Und nun ſchilderte Agnes mit ſteigender Lebhaftigkeit, wie ſich ihre Neigung zu dem Sohne des Pächters Chaland ſchon in zarter Jugend entwickelt und ſie dann beim Wiederſehen ein Herzensbund mit ihm geknüpft habe, der unzerreißbar durch gegenſeitigen Treueſchwur geworden ſei.

Indem Agnes dies Alles dem Grafen geſtand, röthete ſich ihre Wange wieder, ihr Auge leuchtete im Widerſchein der heißen Liebe, die ſie zu Frédéric fühlte. Ihre Schönheit hatte Guſtav von Salignac ſchon den Tag vorher, bei ihrem erſten Anblick begeiſtert. Jetzt aber, wo Agnes ihm ein ſeine Eitelkeit verletzendes Geſtändniß ablegte, erſchien ſie ihm noch tauſendmal hinreißender. Und dieſe Reize ſollten einem Andern gehören, einem Menſchen, der tief unter ihm ſtand an Geburt, an Rang, an Bildung, dem Sohne eines Bauers, einem ſimplen Advokaten? Er, der Sohn des Grafen von Salignac, eines der Günſtlinge des Königs, ſollte, bewegt von den Bitten und Thränen eines jungen Mädchens, deren Herz der ſchlaue Advokat mit glatten Worten zu beſtricken verſtanden, ohne Kampf zurücktreten und den Großmüthigen ſpielen?

„Nein,“ flüſterte ſein Stolz ihm zu. „Sieh' ſie nicht auf, wenigſtens nicht eher, bis Du es verſucht haſt, dieſen Bauerſohn in Schatten zu ſtellen. Teufel noch einmal, Du haſt in Paris mehr als ein Dutzend Nebenbuhler aus dem Felde geſchlagen, wie wär' es möglich, daß Du hier nicht Sieger ſein ſollteſt?“

Nach kurzem Schweigen erwiederte er ruhig:

„Wenn ich meine Neigung auch Ihrem Wunſche opfern wollte, meine Ehre verbietet es mir.“

„Ihre Ehre, Herr Graf!“ fragte Agnes erſtaunt.

„Ja, mein Fräulein. Meine Freunde in Paris ſind bereits von dieſer Verbindung unterrichtet. Ich würde mich dem Spotte der Welt ausſetzen, wiche ich einem Nebenbuhler, der ſo tief unter meinem Range ſteht. Ueberdies lebt die Ueberzeugung in mir, Ihnen das Glück, das Sie verdienen, gewähren zu können.“

„Glück — wenn das Herz blutet, mein Herr?“

„Meine Zärtlichkeit würde die Wunde bald heilen,“ ſagte Guſtav, „und ein glänzendes Leben in Paris Sie dem Jugendtraum vergeſſen machen. Es iſt mir geſtattet, Sie in die höchſten Circle einzuführen. Man wird Ihre Schönheit anſtaunen, bewundern; die holde Naivetät, die mich und meinen Vater entzückt hat, als das göttlichſte Geſchenk, das die Natur Ihnen verliehen, reizend finden. Der König ſelbſt wird Sie ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen. Ah, ich werde ſtolz, unendlich glücklich ſein, eine ſo allgemein bewunderte Gattin zu beſitzen.“

Der junge Graf ſprach dieſe Worte mit ſanftem, ſchmeichleriſchem Tone und einer Miene, in der eine ungeheuchelte Neigung lag. Die Wahrheit zu ſagen, hatte noch niemals eine andere junge Dame ſo aufrichtige, zärtliche Gefühle in ſeinem Herzen erweckt.

Das Herz vieler junger Mädchen iſt wandelbar. Nur wenige hätten wohl der glänzenden Verſuchung widerſtanden, die dem Munde des gewandten Cavaliers ſo beredt entfloß. Aber Agnes war eine Ausnahme. Sie erwiderte kurz und entſchieden:

„Das Alles verlockt mich nicht. Ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, eine Verbindung mit Ihnen würde mein Unglück ſein.“

Guſtav lächelte.

„Sie werden mir erlauben, das Gegentheil zu behaupten, mein Fräulein.“

Die Ruhe des Grafen empörte das junge Mädchen. Sie richtete ſich ſtolz empor.

„Herr Graf, das heißt nicht als Edelmann gehandelt, ein Mädchen wider ihren Willen zu bedrängen.“

„Meine Gefühle für Sie, ſchöne Agnes, entſchuldigen meinen Entſchluß,“ war ſeine Antwort.

„Und mein Gefühl, die Liebe für den Mann, den Sie meiner Hand nicht würdig halten,“ verſetzte ſie mit erhöhtem Tone, „giebt mir den Muth, Ihnen offen zu erklären, daß ich mich zu keiner mir verhaßten Ehe zwingen laſſe.“

Der Graf blickte ſie ſcharf an.

„Haben Sie auch den Muth, dieſe Sprache vor Herrn Bobinet zu führen?“

„Ja, mein Herr!“

„Sie würden es wagen, Ihrem Vater den ſchuldigen Gehorſam zu verſagen?“

„Ich würde es, weil meine Unterweiſung unter ſeinen Willen ihn einer Tochter beraubt würde, die er liebt; denn an Sie geſellt, mein Herr, dem ich nach Ihrer letzten Erklärung nicht einmal mehr Achtung, viel weniger Liebe, zollen kann, würde die Verzweiflung mir Kraft geben, ein zerſtörtes Daſein mit raſcher That von mir zu werfen. Ich überlaſſe es nun Ihrem Gewiſſen, eine Entſcheidung zu treffen.“

Nach dieſen heftig ausgeſprochenen Worten ſtürzte Agnes aus dem Zimmer, um die Mutter wieder aufzuſuchen.

Aber der Troſt, den ſie bei derſelben finden konnte, war ſchwach.

„Suche den Vater durch Bitten und Thränen zu erweichen,“ rieth die Mutter. „Heftig ausgeſprochener Widerſtand gegen ſeine Wünſche würde ihn zum Aeußerſten, zu einer Härte treiben, wie Du ſie bis jetzt noch nicht kennen gelernt haſt.“

Agnes ſuchte ihr empörtes Gemüth zu bezwingen. Sie verbrachte ein paar Stunden auf ihrem Zimmer und beſchloß dann, den Rath der mitfühlenden Mutter zu befolgen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein winterliches Hausgift.

I.

Die Berliner Stadtbehörden haben Untersuchungen über die Einwirkung des Leuchtgases auf das Leben und die Gesundheit der Bäume anstellen lassen. Man hat dabei gefunden, daß die Baumwurzeln sich im Boden das Leuchtgas der städtischen Gasleitung als ein tödliches Gift aneignen. Das von den Wurzeln aufgelogene Gas wirkt auf das Gedeihen der Bäume ungemein schädlich ein, es vernichtet nach und nach das Saftleben der Pflanzenzelle und tödtet den Baum. — Man hat in Berlin gefunden, daß schon 25 Kubikfuß Leuchtgas täglich in 576 Kubikfuß Boden vertheilt in kurzer Zeit die Bäume von den Wurzelspitzen aus tödtlich vergiften. Der Baum erliegt dem Giftgas um so früher, je fester, je undurchdringlicher die Bodenoberfläche ist, z. B. in dem Straßenpflaster. So sieht man seit vielen Jahren in Berlin unter den Linden und auf vielen anderen Plätzen die üppigsten Bäume kränkeln und dahinsiechen in den langsamen Tod der Leuchtgasvergiftung. Wie in Berlin, so ist auch in den meisten anderen Städten das Wachsthum der Bäume dem neuen, früher nicht gekannten Siechthum verfallen.

Aber nicht die Bäume allein sind es, welche in den großen Städten die Physiognomie der schleichenden Gasvergiftung tragen; auch die Menschen in der Stadt kränkeln offenbar an den Folgen geahmeten Leuchtgases. Nur widmen die städtischen Behörden wie gewöhnlich, so auch in der Leuchtgasfrage den Menschen bei Weitem nicht die Aufmerksamkeit, welche sie den Pflanzen schenken.

Das unverbrannte Leuchtgas ist ein Gemenge vieler Gase, von denen für den Menschen am gefährlichsten das Kohlenoxydgas ist. Dasselbe ist in jedem Leuchtgase in ziemlich großen Mengen vorhanden; es ist das nämliche Gift, welches auch in dem verrufenen, geruchlosen Kohlendunst die bekannte meuchelnde Giftwirkung entfaltet. Von der Giftkraft des Kohlenoxydes mag man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß man in Amerika zur schnellen Betäubung des schweren Schlachtviehes sich des künstlich dargestellten Kohlenoxydgases bedient, indem man die Thiere dieses Gas in mäßig großen Mengen einathmen läßt.

Die alltäglichen chronischen Wirkungen dieses Lebensgefährlichen Giftes, welches im Leuchtgas verborgen ist, scheinen dem großen Publikum noch unbekannt zu sein. Man hat in den letzten Jahren zwar vielfach Todesfälle beobachtet, welche auf die Einathmung ausströmenden Leuchtgases zurückgeführt wurden; allein alle diese Fälle galten allgemein als eine Todesart, welche durch Erstickung, also durch mechanischen Verschluß der Athmungswege, herbeigeführt werde, während doch der Leuchtgastod buchstäblich eine Blutvergiftung, ein Vergiftungstod ist.

Diese Begriffsverwechselung in der Benennung der Todesweise bei der Leuchtgasvergiftung ist die Ursache, daß das Publikum auch die Gefährlichkeit einer verdünnten Leuchtgasatmosphäre nicht kennt und sie daher unterschätzt.

Die öffentliche Gesundheitspflege fahndet nach dem Gase nur dann und nur da, wo dasselbe sich in explosiver Menge in den Wohn- und Schlafräumen angesammelt hat: einem schwachen Leuchtgasgeruch spürt sie nicht nach. —

Das Leuchtgas, wie die Gasbereitungsgesellschaften es uns fertig zum Hausgebrauch liefern, und durch die Erdröhren bis in die geheimsten Cabinette unserer Wohnungen leiten, hat durchschnittlich einen Gehalt von zwölf Procent Kohlenoxydgift. Die städtischen Gasleitungen sind demnach wahre Giftleitungen, und sollten eigentlich auch wie diesem Gesichtspunkte öffentlich und privat kontrolliert werden. Diese Mittheilung, daß das Brennyas zwölf Procent eines tödtlichen Blutgiftes in sich birgt, enthüllt uns im städtischen Verkehr eine neue Giftquelle, welche wegen ihrer weitverzweigten Ausbreitung und ihrer verdeckten Ausströmungen die Aufmerksamkeit nicht allein der Sanitätsbehörden und der Gastechniker, sondern aller Bürger auf sich lenken muß. Die Gasleitung führt ja dieses gefährlichste aller Giftgase von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, durch alle Stockwerke der Privathäuser hinaus, in Küchen, wie in Bureaus, in Geschäfts- und öffentliche Vergnügungslokale. So liegen unter dem Stadtboden die Gasleitungen röhren ausgereckt wie eine vielköpfige eiserne Giftschlange, welche, unbewacht, allerorts in der Stadt ihren tödtlichen Giftbauch ausbreiten läßt. Die hygienische Ueberwachung dieses vielgliedrigen unterirdischen Ungethüms entspricht aber noch immer nicht der Größe ihrer schleichenden Gefahr. Bald sind es mechanische Erschütterungen des Straßenpflasters oder Temperaturwechsel des Bodens, welche die Dichtigkeit der Röhrenanschlüsse aufheben, bald sind es Oxydationen des Röhrenmaterials oder bauliche Durchwühlungen des Bodens und der Hauswände, welche das Gift entfesseln, bald scheint die Unachtsamkeit des Hausperonals und seine Unbekanntschaft mit den Giftgefahren das Entweichen des giftigen Leuchtgases zu begünstigen.

Ein Publikum aber, welches über die Giftwirkungen des Leuchtgases wissenschaftlich aufgeklärt ist, wird über alle Schädigungen der Röhren gewissenhafte Controlle führen. Ein solches Publikum ist beiläufig für die Gasbereitungsgesellschaften ein Aufsichtspersonal, welches schon aus persönlichem Gesundheitsinteresse die kleinsten Spuren unverbrannten Leuchtgases aufsinden und bis zur Quelle verfolgen wird.

---

* (Aus dem Leben.) Großmama: „Du bist jetzt schon zu alt, liebe Anna, um noch mit Kindern zu spielen."

Anna: „Je älter ich werde, desto lieber spiele ich mit ihnen, Großmama."

Digitized by Google

Feuilleton.

Preis-Aufgaben.

I. Räthselaufgabe.

Aus folgenden 26 Silben sind 9 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben je einen Vergnügensort für Kaiserslautern bilden:

basch. ber. bel. e. e. fi. ga. gat. hal. jah. le. lu. lik. ma. ma. me. me. ne. nu. o. re. ri. ro. sa. tus.

1. Benennung der Pantoffelgelder der türk. Sultaninnen. 2. ein weiblicher Vorname. 3. ein Thier. 4. ein Handbuch. 5. Bezeichnung für einen aus dem Amt Entlassen n. 6. Bezeichnung für einen Abtrünnigen. 7. ein Werk Händels. 8. ein griechischer Buchstabe. 9. ein Buch für Kinder.

II. Charade.

Tobet mein Ganzes in Dir, umnebelt des regen Verstandes
Klug entscheidende Kraft, gleich dem verheerenden Sturm,
Ha! Dann entweicht die frühere Würde und zügellos frevelst
Du mit Andrer Glück, strebest nach Sättigung nur.
Und nun beginnen die Ersten Zwei Wo Kräfte gestoßen
Walten, gedeiht Du nie, liebliche Blume des Glück's
Setze mein Drittes nun vor die zwei ersten und eines Orakels
Heiligem Dunkel gleich, sagt dies mein Ganzes Dir selbst.

III. Räthselaufgabe.

Aus folgenden 22 Silben sind 8 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben je eine Staatsform bilden:

a. a. ca. cap. chlor. cur. e. e. i. jou. li. mer. mi. nord. o. oph. phyll. rell. stab. thal. thik. tri.

1. ein Gott. 2. Kunstausdruck für Augenheilkunde. 3. ein Vorgebirg. 4. eine Holzart. 5. ein deutscher Schriftsteller. 6. der Farbstoff in den Pflanzenblätter. 7. ein Fluß in Sibirien. 8. Bezeichnung für Sittenlehre.

Für die richtige Lösung der **drei Aufgaben** setzen wir als Preise aus:

1., 2. u. 3. Preis: große Photographien nach Gemälden. (Zum Einrahmen.)

4., 5. u. 6. Preis: Stahlstiche nach eigener Auswahl aus dem reichhaltigen Lager der mit der Expedition ds. Bl. verbundenen Buchhandlung.

Nur Abonnenten der „Pf. Volksztg." sind preisberechtigt und müssen die Lösungen bis 15. April portofrei an die Red. ds. Bl. eingesandt werden.

Die drei erst eingesandten **richtigen** Lösungen erhalten die drei ersten Preise; bei den drei letzteren — sollten mehr als sechs richtige Lösungen einlaufen — entscheidet das Loos.

---

* (Auf dem Bahnhofe.) Kaufmann: „Wie meine Waare ist noch nicht fort? Jetzt warte ich schon fünf Tage auf Beförderung."

Bahnmeister: „Was wollen Sie mit Ihren fünf Tagen? Ich warte schon 10 Jahre auf Beförderung und ich bin noch auf dem alten Fleck."

* (Zaso!) „Nun, lieber Graf, wie bekömmt Ihnen der Aufenthalt auf dem Lande? Was haben Sie für Gesellschaft?" — „Ich danke Ihnen, es geht mir sehr leidlich, ich habe zwei Schwestern bei mir." — „Aber, Herr Graf, ich erkenne Sie ja nicht wieder; auf dem Lande mit zwei Schwestern, das muß Ihnen ja bisweilen mindestens sehr monoton vorkommen!" — „Entschuldigen Sie, die Schwestern sind nicht — die meinigen!"

* (Aus der Klinik.) Professor: Dieses Kind, meine Herren, leidet an Drüsen-Anschwellungen. Drücken Sie es lateinisch aus!

Die Mutter: Nein, zurück Ihr Barbaren, ausgedrückt wird mein Kind nicht.

* Fast alle Offiziere in Victor Emanuels Generalstab haben Amerikanerinnen zu Frauen. Der Dollar vermählt sich bekanntlich gern mit einem adligen Wappen und dieses besitzt ebenfalls eine gewisse Sympathie für den Dollar.

* Die modernste Equipage, wie man sie jetzt in Paris sieht, ist ein von 4 oder 6 weißen Eseln gezogener vergoldeter Wagen.

* Auf dem Anschlagzettel eines Circus war angekündigt: „Eintrittskarten 30 kr., Kinder zu halbem Preise verabfolgt." Ein Spaßvogel sandte darauf dem Unternehmer eine Bestellung auf drei Stück und ein Paar Zwillinge.

* Jedermann ist bereit, sein schwaches Gedächtniß zu beschuldigen, aber wen hört man jemals sich über schwaches Urtheil beklagen?

Gemeinnütziges.

* (Sammet von Schmutzflecken zu reinigen.) Man gieße etwas Terpentingeist auf ein weißes Tuch und reibe den Fleck so lange nach dem Strich des Sammets damit, bis er heraus ist.

* (Unfruchtbare Bäume, tragbar zu machen.) Man mache mit einem Messer im Februar oder März von der Krone bis zur Wurzel einen Schnitt oder Ritz durch die Rinde bis auf den Splint und putze die Aeste aus.

Der sogenannte pomologische Zauberring wird in den ersten Tagen des Frühlings gemacht. Den ganzen Baum zum außerordentlichen Tragen zu zwingen, ist nicht rathsam, man wendet dieses Kunststück deshalb gewöhnlich nur bei einzelnen Zweigen an, um sie zu erhöhter Tragbarkeit zu veranlassen. Der Zauberring selbst aber ist weiter nichts, als daß man um die zum Tragen bestimmten Aeste einen Ring schneidet und den Bast herausnimmt.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Pp. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 23. Kaiserslautern, 19. März 1873.

Vergißmeinnicht.

(Nach Alfred de Musset.)

Vergißmeinnicht, wann Eos säumend
Zum Pförtnerdienste früh erwacht;
Vergißmeinnicht, wann ernst und träumend
Im Silberschleier naht die Nacht.
Wann bei dem Ruf der Freude pocht dein Herz,
Wann Abends dich ein Traum lockt schattenwärts,
Dann hör' im Waldesbricht,
Wie es ganz leise spricht:
Vergißmeinnicht!

Vergißmeinnicht! Mag uns auch trennen
Ein hart Geschick auf immerdar,
Mag fern von dir in Qualen brennen
Dies Herz, das ganz dein Eigen war,
Denk' an mein Lebewohl, mein tiefes Leid!
Was gilt der Liebe Trennung oder Zeit?
Denn bis mein Herz einst bricht,
Zu dir es immer spricht:
Vergißmeinnicht!

Vergißmeinnicht, wann längst verglühte
Dies Herz in schmerzlichem Verzicht;
Vergißmeinnicht, wann leis' die Blüthe
Hervor aus meinem Grabe bricht.
Ich werde dich nicht schau'n, doch schwesterlich
Tritt meine ew'ge Seele neben dich.
Dann hör', wie durch die Nacht
Seufzt eine Stimme sacht:
Vergißmeinnicht!

Otto Franz Genschen.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(10. Fortsetzung.)

Indessen hatte Bodinet aber schon von dem jungen Grafen erfahren, was zwischen ihm und Agnes vorgegangen.

Er trat seiner Tochter mit harten Worten entgegen. Vergebens umfaßte sie seine Knie, umsonst flehte sie ihn bitterlich weinend an, ihr Leben nicht mit der Last eines unsäglichen, nie endenden Jammers zu beladen. Er riß sie unsanft vom Boden empor. Er stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen sie aus und sprach von Enterbung und Fluch, wenn sie in wahnsinniger Verblendung darauf beharre, ein Loos, um das tausend andere Mädchen sie beneiden würden, eigensinnig von der Hand zu weisen.

Die Unterredung endete damit, daß Bodinet dem widerspenstigen Kinde, wie er sie nannte, befahl, auf ihr Zimmer zu gehen und daselbe nicht wieder zu verlassen, bis sie sich seinem Willen gefügt habe.

Von diesem Tage an wurde Agnes wie eine Gefangene gehalten. Die zu ihrer Erhaltung nöthige Nahrung brachte eine Magd hinauf. Niemand durfte zu ihr, selbst die Mutter nicht. Die Thür blieb fest verschlossen. Herr Bodinet trug den Schlüssel dazu beständig bei sich. Jeden Morgen aber erschien er mit drohender Geberde vor Agnes und fragte mit zorniger Stimme, ob sie sich besonnen und ihm zu gehorchen geneigt sei.

Die Antwort des jungen Mädchens blieb aber stets dieselbe:

„Und wenn man mich bei den Haaren zum Altare schleift, ich werde nein bis zum letzten Athemzuge rufen."

Die beiden Grafen blieben noch einige Tage dort. Dann kehrten sie nach Paris zurück. Von Bodinet's Seite nahmen sie die Versicherung mit, daß er fest entschlossen sei, das ihnen gegebene Wort zu halten und er Alles aufbieten werde, den Widerstand seiner Tochter gegen eine sie so hochehrende Verbindung zu besiegen.

„Gewähren Sie mir einige Wochen Frist," hatte er beim Abschiede zu den beiden Cavalieren gesagt. „Dann wird der Trotz der jungen Thörin sein Ende erreicht haben und wir können an die Vermählungsfeier denken, die so sein soll, wie es Ihr Rang und mein Vermögen bedingen."

Als die Grafen das Herrenhaus verlassen hatten, dachte der harte Vater daran, daß die Nähe des jungen Advokaten, der noch auf dem Pachthofe seiner Eltern wohnte, seinen Plänen Gefahr bringen könnte. Hielt er auch die ungehorsame Tochter wohlverwahrt, es blieb doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Liebenden Mittel finden würden, auf irgend eine geheime Art in Correspondenz zu treten. Seit der zu Millionen angewachsene Reichthum das früher noch mitunter welchen Gefühlen fähige Herz dieses Mannes verhärtet, traute er Niemandem mehr, selbst der eigenen Gattin nicht. Er wußte ja, daß sie die Neigung der Tochter zu dem Bettler Frédéric, mit so schimpflicher Bezeichnung belegte er im Uebermaß des Zornes den jungen Mann, in jeder Beziehung billigte. Auch konnten die Diener des Hauses, die er nicht allzu sanft zu behandeln pflegte, bestochen werden und für Agnes, die von allen vergöttert wurde, gegen ihn Partei nehmen.

„Also fort mit dem Burschen, der sich erfrecht, mir den Weg zu hohen Ehren versperren zu wollen!" sagte er zu sich selbst. „Hat er dieser Gegend den Rücken gewendet, dann hoffe ich mit dem trotzigen Geschöpf leichteres Spiel zu haben."

Er begab sich eines Morgens in den ersten Stun-

Digitized by Google

den nach dem Pachthofe, um ſeinen Vorſatz in's Werk zu ſetzen.

Die Feldarbeiten, wie er wußte, waren für einige Zeit beendigt, ſomit konnte er erwarten, die Familie zuſammen zu treffen.

Den Kopf im Nacken, ſchritt er ſtolz in den kleinen Vordergarten des ländlichen Hauſes hinein, im Geiſte überlegend, mit welchen Worten er dem jungen Manne imponiren wollte.

Niemand kam ihm entgegen. Die Familie mußte alſo im Hauſe ſein. Er ſtand ſchon im Begriffe, die Hand auf die Thürklinke zu legen, als er ſich plötzlich bei ſeinem Taufnamen rufen hörte. Die Stimme kam von ſeitwärts her. Er wandte ſich um. Ein Erſtaunen, das nahezu an Erſchrecken grenzte, flog über ſeine harten Züge. Er ſah den proscribirten Vetter aus einer Laube, die am Eingange des Gartens ſtand, heraustreten und auf ſich zuſchreiten.

„Alle Teufel! Der hat mir heute noch gefehlt,“ murmelte er und ging ihm ſchnell entgegen.

Mit drohenden Blicken raunte er dem Unglücklichen zu:

„Menſch, haſt Du unſere Verabredung vergeſſen? Wie kannſt Du Dich unterſtehen, mich ſo vertraulich beim Namen zu rufen? Wenn Dich Jemand gehört hätte, wenn unſere Verwandtſchaft entdeckt würde — weißt Du nicht, welches Schickſal Dir bevorſtünde? Ich würde Dich nicht zu retten vermögen.“

Hypolit Bobinet neigte demüthig den Kopf.

„Verzeih', Charles,“ flüſterte er, „es war unbedachtſam von mir, daß ich — aber hege keine Furcht, es ſoll nicht wiedergeſchehen. Aber ich hörte ſo lange nichts von ihr, von meinem Kinde, und Du verſprachſt mir doch, Du wollteſt mich rufen laſſen und mir die Erlaubniß gewähren, ſie, wenn auch nur von Ferne, zu ſehen. Als ich Dich nun unvermuthet ſah, glaubte ich —“

„Du ſollſt Agnes ſehen,“ fiel ihm der Millionair leiſe in's Wort, „mein Verſprechen halte ich. Aber jetzt noch nicht. Ich habe meine Gründe, Dir noch vorläufig den Beſuch meines Hauſes zu verſagen. Geduldе Dich nur noch einige Wochen, dann wirſt Du meine Tochter als eine glückliche Braut erblicken. Ich habe eine vornehme Parthie für ſie in Ausſicht. Das Wappen auf ihrer Caroſſe, in der ſie bald durch die Straßen von Paris fahren wird, wird eine Grafenkrone ſein. Du ſiehſt, daß ich darauf bedacht bin, Agnes ſoweit glücklich zu machen, wie es in meiner Macht ſteht.“

Eine Wolke der Trauer überſchattete die blaſſen Züge des Verbannten.

„Agnes wird ſich vermählen,“ ſeufzte er, „und mir iſt es nicht vergönnt, die Hände ſegnend auf ihr Haupt zu legen. O, das iſt bitter, Charles, ſehr bitter!“

„Ich, ihr Vater werde ſie ſegnen,“ ſagte der harte Mann, die Lippen zu einem höhniſchen Lächeln verziehend. Es bleibt Dir aber unbenommen, aus der Ferne den Segen des Himmels auf Agnes herabzuflehen. Das iſt auch ein Glück, mit dem Du zufrieden ſein kannſt. Aber jetzt laß' mich, ich habe nothwendig mit den Pachtersleuten zu ſprechen.“

Der Verbannte wankte ſeufzend nach der Laube zurück. Sein Vetter aber ging in's Haus und betrat das Wohnzimmer, wo er Frédéric und ſeine Eltern am Frühſtückstiſche traf.

Mit der Miene des gebietenden Herrn befahl er dem jungen Manne, jeden Gedanken an eine eheliche Verbindung mit ſeiner Tochter zu verbannen und, um den Frieden ſeines Hauſes nicht zu ſtören, ſofort den Pachthof zu verlaſſen. Im entgegengeſetzten Falle würde er Frédéric's Eltern den Pachtkontrakt kündigen und ſeine Hand, die ihnen ſchon ſo viele Wohlthaten erwieſen, für immer von ihnen abziehen. Dieſe Drohung fiel aber auf einen unfruchtbaren Boden. Der ehrliche Chaland und ſeine beherzte Frau erklärten ihm rund heraus, daß es eine Ehre für Herrn Bobinet ſein müßte, einen ſolchen Edam, wie ihren Sohn, zu bekommen und Frédéric ſchwur hoch und theuer, das Gelöbniß der Treue, das er Agnes gegeben, für alle Zeit zu halten.

„Und ſo wie ich, denkt Agnes,“ fügte er hinzu. „Treue um Treue das iſt auch ihr Wahlſpruch.“

„Das wollen wir ſehen,“ murmelte Bobinet mit zuſammengebiſſenen Zähnen, und verließ wüthend die wackere Familie, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben

Fünftes Kapitel.

Ein dankbares Mädchenherz.

Tage und Wochen verfloſſen.

Worauf Charles Bobinet ſicher gerechnet, ging nicht in Erfüllung.

Er hatte gehofft, Agnes durch eiſerne Strenge zur Entſagung der nach ſeinen Begriffen thörichten Neigung zu Frédéric Chaland zu zwingen. Aber das junge Mädchen, in allen andern Dingen der Gehorſam ſelbſt, ſetzte dem harten Verfahren eine ruhige Feſtigkeit in Dem entgegen, was ihre Herzensangelegenheiten betraf.

So oft er vor ſie trat und mit drohender Miene die Frage an ſie richtete, ob ſie ihre Verblendung noch nicht eingeſehen, kam aus ihrem Munde die Erwiederung:

„Wenn das Gefühl, das ich für den edlen Frédéric in meiner Seele trage, Verblendung iſt, ſo ſchiebe dem Himmel die Schuld daran zu. Er legte mir die Liebe zu dem Jugendfreunde in's Herz. Nur er kann ſie wieder in meiner Bruſt auslöſchen, aber kein Zwang, keine menſchliche Härte, ſelbſt der Tod kann es nicht.“

Der ehrgeizige Millionair verbarg ſeine Wuth nicht im Stillen. Seine ſanfte Gattin, die ganze Dienerſchaft hatte unter ſeinen Zornesausbrüchen zu leiden. Er polterte und ſchalt den ganzen Tag im Hauſe herum und nur voller Angſt wagten die Diener nach ſeinen Befehlen zu fragen.

Seine Drohung, dem wackern Chaland die Pacht

Digitized by Google

zu kündigen, hatte er bereits wahr gemacht. Zum nächsten Herbst war dieser gezwungen, sein so sorgsam gepflegtes Heim zu verlassen.

Die Kündigung war von den Pachtersleuten mit Ruhe aufgenommen worden.

Durch Fleiß und Sparsamkeit hatten sie sich eine kleine Summe erspart, mit der sie nöthigen Falls zwei Jahre ihr Leben fristen konnten, wenn es ihnen nicht gelang, einen andern Pachthof in der Umgegend zu erhalten. Auch hatte ihr Sohn ihnen den Trost gegeben, es werde ihm, unterstützt von wohlhabenden Freunden, die er in Paris besäße, bald gelingen, als Advocat sich eine Praxis zu erwerben, deren Ertrag er mit Freuden mit seinen Eltern theilen werde.

Ohne von dem geliebten Mädchen persönlich Abschied nehmen zu können — die Wachsamkeit des Vaters verhinderte nicht blos jede Zusammenkunft, sondern auch alle brieflichen Mittheilungen — war er wieder nach Paris gereist, um dort seine neue Lebenscarriere zu beginnen. Der Schmerz, die Geliebte vor seiner Abreise nicht mehr sehen und sprechen zu können, fand dadurch seine Linderung, daß sie sich geistig einander nahe bleiben und Jeder den Schwur der Treue heilig halten würde.

Vierzehn Tage nach der Abreise der beiden Grafen von Salignac erhielt der Millionair ein Schreiben von Gustav's Vater, in welchem dieser auf Entscheidung in der Heirathsangelegenheit zwischen seinem Sohne und Fräulein Bodinet drängte.

Der alte Graf hatte Grund, diese Verbindung beschleunigt wissen zu wollen. Die Schulden, die er und sein verschwenderischer Sohn seit Jahren gemacht, waren zu einer enormen Höhe angewachsen. Sein Protektor, Ludwig XVIII., war freigebig mit Adelsdiplomen und Orden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein winterliches Hausgift.

II.

Der Giftbestandtheil des Leuchtgases, das Kohlenoxyd, ist an sich geruchlos, daher als solches unseren Sinnen nicht zugänglich. Demnach wird eine Sorte Leuchtgas, welche schlecht gereinigt ist und daher am widerlichsten riecht, aus diesem Grunde nicht auch das gefährlichste und schädlichste sein; im Gegentheil, da ein schlechtes Leuchtgas durch das Vorwalten brenzlicher Riechstoffe seine Anwesenheit schon in kleinen Mengen verräth und daher schneller unausstehlich wird, so drängt dasselbe uns viel eher zum Luftwechsel, und so mag ein stark riechendes Gas manchmal das minder Gefährliche sein. Aber wo haben wir einen Maßstab, ob jedesmal die Geruchsstärke einer Gassorte von großen Mengen eines gut gereinigten Gases herrühre? Jedenfalls steht jetzt, im Gegensatz zu früheren und noch volksthümlich geltenden Ansichten, erfahrungsgemäß fest, daß, je reiner ein Leuchtgas, um so gefährlicher es ist, indem dasselbe in desto größeren Mengen und um so längere Zeit unbehelligt eingeathmet werden wird, und daher um so mehr Kohlenoxyd unbemerkt in unser Blut eingeführt wird. —

Wir unterscheiden drei Hauptformen von Leuchtgasvergiftung:

1) eine leichte Form, durch kurz dauernde Einathmung kleiner Gasmengen,

2) eine schwere chronische Form, durch länger andauernde oder oft wiederholte Einathmung mäßig großer Gasmengen,

3) eine schwere akute Form, durch schnelle Einathmung reichlicher Gasmengen.

Da man bis jetzt gewohnt war, nur den interessanten tödtlichen Fällen der dritten Vergiftungsform in den „Vermischten Nachrichten" der Zeitungen oder unter den „Unglücksfällen" Beachtung zu schenken, so besitzen wir über die zwei ersten, hygienisch viel wichtigeren Formen leider nur eine dürftige Statistik und Krankheitsgeschichte.

Leichtere Grade der schleichenden Leuchtgasvergiftung äußern sich durch langsames Abmagern des Körpers, Schwund der Muskelformen, Fahlwerden und Welken der Haut und Erblassen ihrer Farbe, durch hohlen Blick, Erschlaffen der mimischen Gesichtsmuskeln, Trockenheit der Lippen und der Zunge, durch ein Gefühl bleierner Müdigkeit in allen Gliedern, zeitweilige Uebelkeit und Appetitlosigkeit. Hierzu gesellt sich krankhafter Durst, Kopfschmerz und Schwindel bis zur Ohnmacht, Schlaflosigkeit, mit Schlafsüchtigkeit verbunden, zeitweilig Athemnoth und Herzklopfen mit Blutandrang zum Kopf und Prickeln der Wangen, Hitze des Gesichtes mit gleichzeitigem Frösteln des übrigen Körpers, besonders der Hände und Füße. Diese ganze Symptomenreihe wird begleitet von Gemüthsverstimmung und einem Aengstlichkeitsgefühl.

Steigern sich die Krankheitszeichen, so tritt Gliederzittern und Krampf ein. In diesem Stadium ist dann gewöhnlich der Gasgeruch so stark, daß die Leuchtgasvergiftung nicht mehr zu verkennen ist.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir die verschiedenen Grade der Leuchtgas-Vergiftung und ihre Symptome ausführlich beschreiben wollten. Dieselben sind an Menschen und an verschiedenen Arten Versuchsthiere beobachtet worden, und bietet die neuere Literatur der Kohlenoxydfrage ein reiches Studienmaterial.

Wir nennen insbesondere die wichtige Schrift von Hermann Eulenburg, Ober-Med.-Rath, „Lehre von den schädlichen und giftigen Gasen"; Braunschweig, Bieweg und Sohn.

Es genügt uns darauf aufmerksam gemacht zu haben. (Nach dem Pionier.)

Digitized by Google

Die Hamburger Postdampfer.

Die „Times" berichten, daß das Postdampfschiff „Westphalia" (von der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft), welches am 17. Februar von New-York in Plymouth ankam, eine ganz ungewöhnlich große Briefpost (209 Säcke) und Baarsendungen zu einem sehr bedeutenden Betrage überbrachte, weil 8 Tage vordem die „Westphalia" in New-York anlangte, kein Dampfschiff von Europa drüben angekommen war und also auch, mit alleiniger Ausnahme der „Westphalia", kein Dampfschiff von New-York nach Europa expedirt werden konnte. Das zur Cunard Linie gehörende Postdampfschiff „Cuba", welches am Abend vor dem Abgange der „Westphalia" Sandy Hook passirte, berichtet eine beispiellos stürmische Reise gehabt zu haben. Die „Cuba", so melden die „Times", war in dem furchtbaren Sturm zeitweilig völlig unlenksam und mußte beigedreht werden, bis eine Mäßigung des Wetters eintraf. Das Schiff verlor vier Böte, und das Deckhaus, und ein Theil des Bollwerkes wurde von der See zertrümmert. Die „Cuba" mußte in Halifax einlaufen, um neue Kohlen einzunehmen und erreichte New-York erst acht Tage nach ihrer gewöhnlichen Ankunftszeit.

Den anderen gleichzeitig von Europa nach New-York abgegangenen Dampfern ist es nicht besser ergangen. Der Bremer Dampfer „America" lief ebenfalls mit erschöpftem Kohlenvorrath in St. Johns (Newfoundland) ein. Das Schiff war schon am 25. Januar in New-York fällig, erreichte diesen Hafen jedoch erst am 6. Februar.

Der englische Dampfer „Manhattan" hatte eine sehr lange Reise und konnte daher auch an dem angekündigten Abgangstage von drüben nicht abgehen.

Das Dampfschiff der Compagnie Générale Transatlantique, welches zur selben Zeit mit der „Westphalia" von Frankreich abging, war noch nicht in New-York angekommen, als die „Westphalia" nach vierzägigem Aufenthalt schon wieder von New-York abgegangen war.

Die „Westphalia" berichtet, auf der Ausreise von Havre ab, bis man am zwölften Reisetage auf der Länge von Cape Race sich befand, eine ununterbrochene Reihenfolge der schwersten Stürme angetroffen zu haben, die mehrfach zum Orkan ausarteten. Der Barometer fiel zweimal unter 27. Schiff und Maschine haben sich vortrefflich bewährt, doch es ist natürlich, daß so schweres Unwetter viel Schaden an Bord anrichten mußte. Am 20. Januar, Abends 10 Uhr, brach, während es orkanartig wehte, eine gewaltige Sturzsee über das Verdeck, welche die beiden Böte Nr. 3 und 5 losriß, die armdicken Krahnbalken, an welchen die Böte hängen, zerbrach und die Oberlichter des Maschinenraums, der Küchen und des Rauchzimmers zertrümmerte. Das Treppenhaus der zweiten Cajüte wurde von dieser Sturzsee derart demolirt, daß nur die beiden Thürpfosten stehen blieben. Eine große Wassermasse stürzte in den Maschinen- und Kesselraum und die Kammern und Cajüten wurden ebenfalls überschwemmt. Erfreulicher Weise wußten die Passagiere sich trotz des Ungemachs der Reise in vortrefflicher Stimmung zu erhalten, die am Schluß der Reise noch bedeutend gehoben wurde, als es bekannt wurde, daß die „Westphalia" trotz der scheinbar langen Reise doch alle andere Dampfer auf dieser beispiellos stürmischen Ueberfahrt überholt habe.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen trifft in New-York jeden Tag wenigstens ein Dampfer von Europa ein; es ist daher begreiflich, daß, als eine ganze Woche lang kein Dampfer von Europa angekommen war, der Umstand, daß der Hamburger Postdampfer „Westphalia" allein sich den Weg durch die herrschenden Stürme zu bahnen vermocht hatte, großes Aufsehen erregte und dem schon so wohl begründeten Ruf der Linie ferneren Vorschub leistete.

Feuilleton.

Anzeigen

aus der letzten Nummer des „Mannemer Rapp el."

An unseren Hofrad in Darmstadt!
Du bist ein Dichter wie Lessing,
Doch schrieb Jener Gold und Du — Messing!

An Peter!
Deine Werke verhalten sich zur Poesie,
Wie die Schmierseife zur Parfümerie!

An Anna!
Ich hab' Dir in das Aug' gesehen,
In's Antlitz treu und rein,
Da war es um mein Herz geschehen,
Du holde „Nix" am Rhein!

An Mina!
Mein Herze zieht mich immer
In Deine Nähe hin,
Nur bin ich bei Dir dimmer
Als ich wo anders bin.

Lucifer.

Gemeinnütziges.

* (Haarmatratzen zu reinigen.) Die Haare werden in hinreichendem Wasser mit etwas Potasche unter Umrühren mit einem Stocke tüchtig gekocht, dann über einem Siebe oder auf einem ausgespannten Tuche mit reinem Wasser abgespült, getrocknet und wieder eingefüllt.

* (Baumrinde, beschädigte,) soll nach der „Moskauer Gartenzeitung" schnell und sicher durch Bestreichung der schadhaften Stelle mit Schweinefett geheilt werden.

* (Berichtigung.) In der I. Räthselaufgabe fehlt vor basch. die Silbe al.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 24. Kaiserslautern, 23. März 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(11. Fortsetzung.)

Auf seine Bitte hatte der König ein solches Diplom, das dem Namen Bodinet ein „von" hinzufügte, ihm zum gelegenen Gebrauch in die Hand gelegt. Aber ihn durch eine Million vom Ruin zu retten, schlug er beharrlich ab. Die Gläubiger der beiden Grafen aber wurden mit jedem Tage ungestümer und rücksichtsloser in ihren Mahnungen. Kam die Heirath des Sohnes mit der Tochter des Millionairs, die ihm ein großes Vermögen zubringen würde, nicht bald zu Stande, dann stand ihm und Gustav bevor, das Schuldgefängniß zu beziehen, was seine gräfliche Ehre auf immer beflecken mußte.

Der Brief des alten Grafen war nur kurz. Derselbe, der genau wußte, wie heftig der Ehrgeiz im Busen des ehemaligen Gewürzkrämers brannte, meldete ihm, daß das Diplom, welches ihn in die Reihe der Hoffähigen setzte, bereits in seinem Besitze sei, und daß er an dem Tage, wo der Contrakt zwischen Agnes und Gustav abgeschlossen werde, er sich der Welt als Baron Bodinet präsentiren könne.

„Aber ich bitte Sie, sich mit der Sache zu beeilen," hatte er schließlich seinem Briefe hinzugefügt, mir ist von anderer Seite eine glänzende Parthie für meinen Sohn angetragen, bei der kein Widerstand Seitens der jungen Dame stattfindet, da sie in meinem Gustav den liebenswürdigen Cavalier zu schätzen und das Glück, das er ihr zu bieten vermag, vollkommen erkennt. Ist im Verlaufe des nächsten Monats Ihre Fräulein Tochter nicht zur Erkenntniß ihrer Thorheit gekommen, so verbindet sich mein Sohn mit der Comtesse von Dufour und die Aussicht, in Paris zu Ehren und Würden zu gelangen, geht Ihnen für immer verloren."

Diesem Briefe folgten noch andere ähnliche innerhalb weniger Tage nach.

Charles Bodinet beantwortete sie rasch. Er bat um Verlängerung der ihm gesetzten Frist und versicherte er würde jedes in seiner Macht stehende Mittel anwenden, eine Gesinnungsänderung bei seiner Tochter zu bewirken. Ja, er fuhr eines Tages nach Paris, um mit dem alten Grafen von Saligmac und dem von ihm ersehnten Eidam Zwiesprach zu halten.

„Im Nothfalle werde ich die mir zustehende Gewalt über das unmündige Mädchen gebrauchen," sagte er, „und sie zur Unterzeichnung des Contrakts zwingen. Ihre Neigung zu dem Pachtersohn ist eine Art Wahnsinn und die Welt wird es mir nicht verargen, wenn ich sie davon zu heilen suche."

Der alte Graf war mit dem von Bodinet beabsichtigten strengen Verfahren einverstanden. Um ihn in seinem Vorsatze noch zu bestärken, wies er ihm das Adelsdiplom, das er beim Könige für ihn erwirkt.

Nicht ganz so feiner Geburt unwürdig dachte der junge Graf. In seiner Seele lag noch ein gewisses Etwas, das auf einer edleren Empfindung beruhte. Es widerstrebte seinem besseren Selbst, das selbst die schlechte Erziehung und das frivole Beispiel, das sein Vater ihm gegeben, nicht gänzlich hatte unterdrücken können, sich das junge unschuldige Mädchen tyrannisch anschmieden zu lassen. Aus diesem Grunde bat er seinen künftigen Schwiegervater, noch einmal die Kraft der Ueberredung zu versuchen, ehe er zu Gewaltsmaßregeln griffe. Hätte nicht von dieser Heirath seine ganze gesellschaftliche Stellung abgehangen, er würde vielleicht, obwohl das holde Geschöpf körperlich und geistig keinen gewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht, freiwillig zurückgetreten sein. So aber brannte ihm, wie seinem Vater, gleichsam das Feuer auf den Nägeln. Nur in der glänzenden Mitgift konnten Beide Rettung von der sie bedrohenden Schmach finden.

Noch denselben Abend traf Bodinet, der mit schnellen Pferden gereist war, wieder auf seinem Gute ein.

Er begab sich frühzeitig auf sein Zimmer. Sich auf dem Divan ausstreckend, dachte er lange über den Wunsch des jungen Grafen nach. Er zermarterte mehrere Stunden sein Gehirn, um eine Rede zu ersinnen, mit der er das widerspenstige Kind noch möglicherweise erfolgreich bestürmen könnte. Der Drohung, sie zu verstoßen, zu enterben, hatte sie fest widerstanden. Es mußte etwas Anderes gefunden werden. Wie, wenn er an ihre weicheren Gefühle appellirte? Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Kopf. Was Drohungen nicht zu Stande brachten, kann doch der List gelingen. Der Gedanke ist köstlich! Ich hoffe am nächsten Morgen die Thörin, ihren Wahnsinn bereuend, zu meinen Füßen zu sehen.

Die Sonne des nächsten Tages stand noch nicht hoch, als Bodinet das Zimmer seiner Tochter aufschloß und über die Schwelle trat.

Agnes, schon völlig angekleidet, kam ihm entgegen und begrüßte ihn mit der dem Vater schuldigen Ehrerbietung.

Sie sah bleich und abgespannt aus, denn sie hatte in der letzten Nacht unruhig geschlafen und war von bösen Träumen, die ihr die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe vorspiegelten, geängstigt worden. Wie immer in letzterer Zeit, erschreckte sie der Besuch des Vaters, da

Digitized by Google

ſie wußte, daß mit demſelben ſtets eine ihr Herz quälende Scene verbunden war. Sie blickte ihn deshalb auch ſcheu und mit innerer Angſt an. Aber ihre Unruhe legte ſich etwas, als ſie im Antlitze des ſtrengen Mannes eine ungewöhnliche Milde wahrnahm. Hatte er ſeinen Vorſatz, ſie mit dem Grafen von Salignac zu verehelichen, geändert, oder was mochte es ſonſt ſein, das ſeinen Zügen den weichen Ausdruck verlieh? Sie wußte es nicht zu deuten. Immerhin belebte aber eine ſchwache Hoffnung ihre Seele, daß in dem ihr beſtimmten traurigen Schickſale noch eine Wendung eintreten könnte.

Der Heuchler Bodinet faßte erſt ihre Hand. Dann zog er ſie an ſich und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn. Solche väterliche Liebkoſung war ihr von ihm ſeit vielen, vielen Tagen nicht geworden.

Eine plötzliche Rührung bemächtigte ſich ihres Herzens. Thränen entquollen ihren Augen.

Sie beugte ſich auf die Hand ihres Vaters hernieder und küßte ſie.

„Ach, nun biſt Du wieder mein lieber, gütiger Vater," ſagte ſie, „den ich ſo lange mit bitterem Kummer vermißt habe. Nun wage ich auf's Neue zu hoffen. Nein, nein, Du wirſt Dein weinendes Kind nicht auf ewig in ein unbeſchreibliches Elend ſtürzen. Der ſanfte Blick Deines Auges ſagt es mir, Du wirſt es nicht!"

Bodinet führte Agnes nach dem Sopha.

Dort ließen ſich Beide nieder.

Hier umarmte er ſie auf's Neue. Die Maske der Wehmuth vor dem Geſicht, begann er:

„Ich bin gekommen, um noch einmal, vielleicht iſt es das letzte Mal, mit väterlicher Liebe zu Dir zu reden. Willſt Du mich ruhig anhören, mein Kind?"

„O, wie kannſt Du deshalb noch fragen, mein guter Vater?" verſetzte ſie. „Du haſt mich immer als ein gehorſames Kind gekannt. Ach, wenn Du nur nicht das Eine, das Unmögliche von mir verlangen wollteſt, ich würde ſelbſt mein Leben hingeben, um Dich froh, Dich glücklich zu ſehen."

Bodinet ſchwieg einige Augenblicke. Ein innerer Kampf ſchien bei ihm ſtattzufinden, den er erſt zu unterdrücken verſuchen mußte.

Nachdem ihm dies ſcheinbar gelungen, fragte er:

„Iſt es Dir denn ganz unmöglich, Deine Neigung zu dem jungen Chaland zu bekämpfen, und der Erfüllung meines heißeſten Wunſches nachzukommen?"

Er zerdrückte bei dieſer Frage eine Thräne in ſeinem Auge, oder that wenigſtens ſo.

Agnes neigte traurig den Kopf.

„Das — das iſt unmöglich, lieber Vater. Es ſchmerzt mich tief, Dir auch heute, wo Du ſo ſanft zu mir ſprichſt, dieſe Antwort zu geben."

Bodinet ſchüttelte den Kopf und ſeufzte laut auf.

„So muß es denn ſein, ſo muß es," murmelte er vor ſich hin, doch ſo laut, daß Agnes es deutlich vernehmen konnte.

„Was muß ſein? mein Vater?" fragte ſie ängſtlich.

„Ich muß meinem theuerſten Wunſche entſagen," verſetzte er, „denn ich habe kein Recht, Dich zu dieſer Verbindung noch ferner zu bereden."

Dieſe Worte ſchienen Agnes räthſelhaft. Sie ſchüttelte den Kopf. Wußte ſie doch nicht, was ſie darauf erwidern ſollte.

Bodinet fuhr, da Agnes ſchwieg, mit anſcheinend weichem Tone fort:

„Glaube mir, es thut mir wehe, Dir das Geheimniß endlich offenbaren zu müſſen. Hätteſt Du die Hand des Grafen von Salignac nicht ausgeſchlagen, Du würdeſt es erſt nach meinem Tode erfahren haben."

„Welches Geheimniß, mein Vater?" fragte ſie erſtaunt.

„Daß Du nicht mein Kind biſt."

„Nicht Dein Kind, mein Vater!" rief ſie halb erſchrocken aus.

„Nein, kein Band des Blutes verknüpft Dich mit Denen, welche Du bis jetzt für Deine Eltern gehalten, und die Dich ſo zärtlich geliebt haben."

Er ſchwieg und ſenkte die Blicke, was ihn aber nicht hinderte ſie von der Seite zu betrachten, um zu beobachten, welche Wirkung dieſe Mittheilung auf ihre Geſühle mache.

Das arme Mädchen war anfangs wie betäubt. Ihr weiches Herz hatte bis jetzt mit voller, warmer Kindesliebe an ihrer vermeintlichen Mutter gehangen. Für Bodinet hatte ſie freilich niemals gleiche Zärtlichkeit empfunden. Er hatte es nicht verſtanden, ihre Liebe in dem Maße, wie ſeine Gattin, zu erringen. Als Kind war ſie ihm ziemlich gleichgültig geweſen, und nur von dem Augenblicke an, da er durch ihre aufgeblühte Schönheit ſeine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen trachtete, hatte er ſie mit Geſchenken, wie ſie nur der Reichthum zu bieten vermag, überhäuft und ſie viel mehr als in früherer Zeit geliebkoſ't.

War es nun auch keine Liebe, ſo doch eine unbegrenzte Dankbarkeit, die ſie für ihn hegte, und ſelbſt die Härte, die er in den letzten Wochen gegen ſie gezeigt, hatte dies Gefühl nicht zu mindern vermocht.

Nachdem ſie den heuchleriſchen Mann eine Zeitlang angeſtarrt, begann ſie in lautes Weinen auszubrechen und die Hände zu ringen.

„Keine Mutter! keinen Vater mehr!" wehklagte ſie. „O, mein Gott, eine Waiſe! eine Waiſe!" Aber iſt es denn auch wahr, täuſchen Sie mich nicht, mein Herr? Der Schlag traf mich ſo ſchwer. Ich vermag es noch immer nicht zu faſſen, daß ich auf einmal elternlos. Nein, nein, ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben, bis die theure Frau, die ich bis jetzt Mutter genannt, mir es geſagt hat."

„Dein Mißtrauen betrübt mich," verſetzte Bodinet, „allein Dein Wille ſoll geſchehen."

Er ſtand auf und zog die Klingel.

Ein Diener erſchien.

„Ich laſſe Madame Bodinet hierher bitten," ſagte

Digitized by Google

er. „Eine Sache von höchster Wichtigkeit fordert ihre Gegenwart."

Der Diener eilte fort.

Ein kurzes Schweigen, das nur durch das Schluchzen des jungen Mädchens unterbrochen wurde, erfolgte. Dann trat Melanie ein.

Sie sah das weinende Kind und faßte es in ihre Arme.

„Was ist geschehen?" fragte sie. „Du weinst ja, als wenn Dir das Herz brechen wollte."

Agnes entriß sich der Umarmung und ergriff dann beide Hände der edlen Frau.

„Ist es wahr," rief sie, „daß Du nicht meine rechte Mutter bist?"

„Um Gotteswillen! wer sagte Dir?" sprach Melanie erschreckt.

Agnes deutete auf Bodinet.

„Dieser Mann, Dein Gatte. Er zerriß meine Seele mit dem Ausspruch, daß ich keine Eltern besitze. Bei der innigen Liebe, die ich für Dich fühle, beschwöre ich Dich, gieb mir Klarheit. Hat er mich nicht getäuscht?"

Melanie zögerte zu antworten.

Da ergriff ihr Gatte schnell das Wort:

„Es ist hier Nichts mehr zu verhehlen," sagte er. „Ich verlange von Dir, daß Du meine Worte bestätigst. Ist das geschehen, so wünsche ich mit Agnes allein zu bleiben. Es muß heute zwischen ihr und mir zu Ende kommen."

Ein gebietender Blick begleitete diese Rede. Melanie war gezwungen, ihrem Gatten zu gehorchen. Sie zog Agnes an ihre Brust, ließ eine Thräne auf ihr Antlitz fallen und versetzte:

„Mein Gatte hat die Wahrheit gesprochen. Aber mag er sein Herz auch von Dir abwenden, das meine hängt mit unveränderter Liebe an Dir, mit einer Liebe, die nicht stärker sein würde, wenn ich Dich unter Schmerzen geboren."

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Als das todtenbleiche Mädchen mit Bodinet allein war, fragte sie mit dumpfer Resignation:

„Das Schwerste ist vorüber. Was — was haben Sie mir jetzt noch zu verkünden, mein Herr?"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Amerika.

H. Rothselberg, 18. März. In ihrem geschätzten Blatte erscheinen öfters Berichte und verschiedene Mittheilungen aus Amerika; es wird in unserer Pfalz kaum Jemanden geben, der keine Verwandte, Freunde oder Bekannte in Amerika hat, und werden daher diese Mittheilungen immer mit großem Interesse gelesen. Ich erlaube mir daher, Ihnen nachstehend einen Auszug aus einem Briefe, den mir mein Bruder*) aus Louisville, Kentuky, geschrieben, mitzutheilen, welchem Sie gütigst ein Plätzchen in Ihrem vielgelesenen Blatte einräumen wollen.

„Wir hatten einen sehr harten Winter, Kälte und „Schnee, und wiederum plötzliches Aufthauen des Lehm, schadeten dem Lande unsäglich; Hochwasser und „Eisgänge schadeten der Schifffahrt auf dem Ohio „schrecklich; ferner brach eine sonderbare Seuche**) unter den Pferden aus und hemmte Handel und Wandel gänzlich. Die Straßen waren für 4 Wochen öde, „bis man endlich auf den genialen Gedanken kam, „hunderte von Ochsen aus dem Lande zu importiren, „und mit diesem Gespanne Straßenwagen, Frachtwägen und ausgelassene Reitez zu bedienstet. Bei all' „der Traurigkeit war es oft zum Zerplatzen, eine schöne „Chaise mit parfümirten Damen von einem Ochsen gezogen zu sehen. Vor kurzer Zeit ging dieses Uebel „vorüber und nun brach eine schreckliche Epidemie aus. „Wenn die Epozootie auch nicht viele Thiere tödtete, „so brach jetzt die Pockenkrankheit unter den Menschen „aus und forderte viele Opfer. Ueber 100 Personen „starben wöchentlich und sterben jetzt noch 40—80 Personen die Woche. Besonders wüthet die Pest unter „den Negern. Diese sind eben eine arme Klasse, die „in alten Lumpenhandlungen ihre Kleider kaufen und „durch schwere Arbeit und unreinliche Wohnungen solchen Krankheiten immer mehr ausgesetzt sind, als Leute, „welche sich genügend verpflegen können. Die Stadt „errichtete kürzlich ein großes Hospital, wo Pestkranke „aufgenommen werden, und man hofft, bald von dem „Uebel, das viele Familien in Trauer und Angst versetzt, befreit zu werden.

„Welch' enorme Summen jetzt auf Bau- und Fabrikwesen verwendet werden, kannst Du Dir kaum „einen Begriff machen, und wie groß und schön unsere „Stadt ist, kannst Du Dir nicht träumen. Die Population war 1871 137,000 Einwohner und jetzt zählen „wir 155,000 Seelen. Wir haben 23 Wardschulen, „2 Hochschulen und 1 Lehrerseminar, aber keine Kalernen!, mit 12,000 Schüler, die freien Unterricht „genießen."

„Fast 700,000 Dollars ist das Mo- und Immobiliarvermögen der Schulen werth; 291 Lehrer sind angestellt, die den Gehalt von 170,000 Dollars = fl. „422,000 ziehen. Welch' gewaltiger Unterschied gegen „die Besoldung der deutschen Lehrer!"

„Wir haben jetzt hier 36 Banken nur Privatbankhäuser mit einem Capital von 11 Millionen Dollars und 20 Millionen Deposit." Hebel.

*) Derselbe hatte sich im Jahre 1848 bei der Volkserhebung in der Pfalz-beth ligt, mußte dafür einige Monate im Gefängniß büßen, und wurde seiner Lehrerstelle, die er damals bekleidete, enthoben und hat sich in Louisville, wo er seit 18 Jahren ist, eine geachtete Stellung errungen.

**) Epozootie.

Digitized by Google

* (Ein mittelalterliches Gefängniß.) In der alten Conciergerie in Paris ist eine eigenthümliche Entdeckung gemacht worden. Im Cassationshofe hatte das Feuer zwei der drei Thürme zerstört, und vor Kurzem stießen die mit der Reparatur des St. Ludwigsthurmes beschäftigten Arbeiter plötzlich auf einen geheimnißvoll tiefen Brunnen. Derselbe erwies sich als nichts Geringeres denn der verhängnißvolle Kerker des alten St. Ludwigspalastes. Eine Oeffnung von zwei Quadratellen, die in den einen der drei Thürme gelegt wurde, enthüllte einen entsetzlichen Tunnel, der bis zum Niveau der Seine reicht. Dort bildet er eine Gallerie, die sich nach dem Bette des Flusses abdacht. Der Versuch, in dieses fürchterliche Verließ hinabzusteigen, war fruchtlos, da das Innere mit scharfen Eisenspitzen, die sich nach jeder Richtung hin gegenseitig kreuzten, ausgelegt ist. Wenn dieser St. Ludwigsthurm gelegentlich als die Residenz der Könige von Frankreich diente, wurden in dessen unterirdischen Gefängnissen Staatsgefangene in Gewahrsam gehalten, und wenn sich die Regierungsgewalt eines derselben entledigen wollte, so führte man ihn durch einen im Innern entdeckten Gang nach diesem neuentdeckten Gefängnisse. Eine geheime Thür öffnete sich, und er wurde in den gähnenden Schlund hinabgestürzt, wo er gespießt eines langsamen und qualvollen Todes starb. Man mag sich leicht denken, daß nur Theile der Skelette je das Bett der Seine erreichten.

* Die Etymologie des Wortes „Ball“ ist nach der „D. Allg. Ztg.“ so'gende: Den Grund, warum ein Tanzvergnügen Ball genannt wird, glaubt man nun in einer alten deutschen Sitte zu finden, die schon längst nicht mehr besteht. Diese Sitte bestand darin, daß sich in den Dörfern an den Osterfeiertagen die erwachsenen Mädchen versammelten, um denjenigen neu vermählten Frauen einen prächtig ausgeschmückten Ball zu überreichen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten. War dieser Ball, nachdem man ihn im feierlichen Zuge auf einer geschmückten Stange durch's Dorf getragen, zu Hause der jungen Frau überreicht, so ward sie hierdurch verpflichtet, der tanzlustigen Gesellschaft für den Abend freie Tanzmusik zu geben. So viele jungen Eheleute vorhanden waren, ebenso viele Bälle wurden gegeben, worauf dann nach jedem einzelnen Ballgeben ein Tanzvergnügen stattfand. Von dieser heiteren Sitte — die keineswegs eine Anekdote ist — darf auch wohl die Redensart „einen Ball geben“ abgeleitet werden.

* Der eigentliche Name der Gräfin Mirafiori, Victor Emanuels Gemahlin zur linken Hand, die er jetzt in eine Königin zur rechten Hand transformiren möchte, ist Rosina Vercellana. Sie ist von niedriger Herkunft und als im Jahr 1846 Victor Emanuel ihre Bekanntschaft machte, konnte sie weder lesen noch schreiben — was indessen im Lande, wo die Citronen blühn, nichts Ungewöhnliches ist.

* Unter den fürstlichen Personen, welche dem künftigen Beherrscher Frankreichs, Napoleon IV., von seinen Vertrauten als Gattin in Vorschlag gebracht sind, befindet sich auch die Königin-Wittwe Emma in Honolulu. Schon die beiden Schlußsylben des Namens dieser Hauptstadt müssen sympathisch auf den hoffnungsvollen Prinzen gewirkt haben, und er soll nicht abgeneigt sein, sich während der Ferien, welche Frankreich ihm einstweilen gewährt, auf den Sandwichinseln in der praktischen Kunst des Regierens zu üben.

* Ein witziger Schuhmacher am Broadway in New-York hat an seinem Laden ein Schild angebracht, worauf es heißt: „Frauen-Rechte nebst — Linken.“

* Das Utah „Mining Journal“ ist wüthend über die schlechte Verwaltung der Utah Northern Eisenbahn. Diese Zeitung sagt, daß nur 7 Zoll Schnee nöthig sind, um die Bahn zu blockiren. Der Ingenieur fegt mit einem Besen den Schnee von den Schienen und die Passagiere belustigen sich indeß mit Schneeballenwerfen und gehen Vögel schießen.

Anzeigen

aus der letzten Nummer des „Mannemer Rappel.“

* Ein Hausknecht, der auf den Namen „Johann“ hört, ist mit meiner Frau und einem goldenen Armband durchgegangen. Um Rückgabe des Letzteren bittet Karl Hoschdentzig'sche.

* (Todesanzeige.) Freunden und Bekannten die schmerzliche Anzeige, daß unsere innigst geliebte Tochter „Lotte Rie“, nachdem sie sich von ihrem Leiden seit dem Jahre 1866 wieder etwas erholt hatte, auf immer sanft entschlafen ist.

Frankfurt a. M., März 1873.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Gemeinnütziges.

Die Hausfrau, die ihre Kaffeebohnen brennt bis sie schwarz sind, verliert ungefähr die Hälfte von dem, was den eigentlichen Werth des Kaffees ausmacht. Wenn sie hernach den Kaffee noch kochen läßt, verliert sie nochmals die Hälfte. Besser thäte sie daher, gleich anstatt eines Pfundes Kaffee nur ein Viertelpfund zu kaufen. Freilich wissen namentlich unsere deutschen Hausfrauen den Verlust wieder einzubringen, indem sie viermal so viel Wasser nehmen, als andere Leute.

(Ganz blinde Glasscheiben hell zu machen.) Es wird dies dadurch bewirkt, daß man die Scheiben wiederholt mit frischer Brennessel abreibt.

Räthsel.

Ich ward, wie die Geschichte lehrt,
Vom Himmelsfeuer einst zerstört,
Ob der Bewohner große Sünden. —
Wirft man die Mitte aus mir fort,
Und kehrt mich um, dann ist mein Wort
In jedem Walde wohl zu finden.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 25. Kaiserslautern, 26. März 1873.

Frauen-Räthsel.

Was ein Mann gelernt, gedacht,
Wird gar oft in einer Nacht,
Einem Buche insgesammt
Ausgelesen, ausgekramt.

Was ein Weib gefühlt, erlebt,
Was es in der Brust vergräbt,
Kaum ein ganzes Leben traun,
Reicht dahin, das durchzuschau'n.

Sieh', das kommt, weil jeder Mann
Offen darlegt was er kann,
Und sich müht, daß werde klar,
Was sein ernster Sinn gebar.

Doch das Weib in andrer Art
Spinnt in Fäden lang und zart.
Sich und all sein Fühlen ein,
Lebt so ganz in sich hinein.

An des Lebens grünen Tisch
Tritt der Mann gefaßt und frisch,
Wenn ihn die Idee durchdrang
Rust er lebhaft aus: va banque!

Frauen pointiren klein,
Sie verlieren, ziehen ein,
Niemand weiß, wenn fort man geht,
Wie's mit ihrer Kasse steht.

Eine Flasche, die entkorkt
Deinen Durst mit Wein versorgt,
Ist der Mann, ob gut und alt,
Deine Zunge weiß es bald; —

Doch das Weib der Rebenstock
Voll verheißendem Gelock;
Ob der Herbst da bringt, ob nimmt,
Hat kein Mensch vorausbestimmt.

Ob ein Weib ich wollte sein?
Fragt' ich manchmal. Antwort: Nein!
Doch auch niemals ohne es,
Wie der Wein nicht ohn' Gefäß,

Wie nicht ohne Grün das Feld,
Wie nicht ohne Gott die Welt; —
Weiber sind der Quell des Lichts,
Ohne Licht wir alle Nichts.

Räthselhaft, doch lieb und schön
Ist ein Weib wohl anzuseh'n.
Wem je ein's am Herzen lag,
Denke meinen Worten nach.

Dräxler-Manfred.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(12. Fortsetzung.)

Der schlaue Mann, der sich auf diese Scene genugsam vorbereitet hatte, erzählte ihr nun, daß ihr Vater sich vor siebzehn Jahren unter dem Regime des Consuls in eine Verschwörung eingelassen und vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, erschossen worden, daß sein armes Weib ihm nach wenigen Wochen gefolgt sei und wenige Stunden vor ihrem Hinscheiden Agnes als hülfloses Kind in seine Arme gelegt und er ihr geschworen habe, es wie eine Tochter aufzuziehen.

„Ob ich meinen Schwur gehalten, magst Du selbst beurtheilen," sagte er und fügte dann mit scheinbar brechender Stimme hinzu: „Dir sind vor langen Jahren die Eltern entrissen worden — mir aber ist ein Kind gestorben, das ich wie mein eigenes Leben geliebt habe, denn ein undankbares Kind ist kein Kind mehr. Mein Vermögen werde ich Dir hinterlassen — das ich meinem verblichenen unglücklichen Freunde, Deinem Vater, schuldig, — die Bande der Liebe zwischen uns sind aber auf ewig zerrissen. Du kannst jetzt nach Deinem Gefallen Deine Hand dem Sohne des Pachters reichen. Ein undankbares Herz ist ja zu Allem fähig. Ich thue keinen Einspruch mehr, wenn auch mit dieser Heirath meine schönsten Hoffnungen zu Grabe gehen."

Was nicht der Härte, war der List gelungen.

Ein kurzer, aber schwerer Kampf tobte in der Brust des hochherzigen Mädchens.

„Fahr wohl, mein schöner Lebenstraum," murmelte sie. „Armer Frédéric! Gott schütze Dich vor Verzweiflung!"

Dann erhob sie das Haupt.

„Nein, Sie sollen mich nicht undankbar, nicht schlecht schelten," versetzte sie. „Lassen Sie den Grafen von Salignac kommen. Ich gelobe Ihnen seine Gattin zu werden."

Halb ohnmächtig fiel sie auf den Divan. Bodinet im Innern triumphirend, beugte sich über sie und nannte sie wieder seine gute, gehorsame Tochter.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Der Schmerz der Liebenden.

Nachdem Agnes ſich dem Willen Bodinet's gebeugt, hatte ihre Zimmerhaft aufgehört.

So ſtrenge der ehrgeizige Mann ſie in den letzten Tagen behandelt hatte, ſo liebevoll zeigte er ſich dem kummerbleichen Mädchen. Auch Agnes beſtrebte ſich, freundlich gegen den Mann zu ſein, der ihr das Liebſte auf Erden geraubt. Nur Eins konnte er nicht mehr von ihr erlangen, wie er ſie auch darum bat. Die Worte: „Mein Vater,“ kamen nicht mehr über ihre Lippen, und ebenſo wenig vermochte ſie ihn noch mit dem alten traulichen „Du“ anzureden.

Mit der Gattin ihres Peinigers aber blieb ſie auf dem alten Fuße.

Es würde die edle Frau ja auch ſchwer betrübt haben, hätte ſie dieſelbe nicht mehr: „Meine liebe Mutter,“ genannt.

Und ſie hatte ſich dieſen Namen auch in jeder Hinſicht verdient.

Wie hätte Agnes auch vergeſſen können, mit welcher Liebe ſie, ſo lange ſie denken konnte, von der edlen Frau erzogen und gepflegt worden?

Sie erinnerte ſich, daß ihre Pflegemutter Tag und Nacht, da ſie als Kind von ſechs Jahren an einer ſchweren Krankheit darniederlag und die Aerzte ſchon jede Hoffnung auf ihre Geneſung aufgegeben, an ihrem Bette geſeſſen und ihre ſchweren Athemzüge belauſcht, daß ſie, aus fieberhaftem Schlummer erwachend, geſehen, wie die gedrängſtete Frau neben dem Bette auf den Knien gelegen und den Himmel ſtumm für ihre Rettung angefleht.

Und ſo war es fortgegangen.

Madame Bodinet hatte das Kind wie ihren Augapfel gehätſchelt, es oft gegen ihren Gatten, der ſich früher manchmal recht ſtrenge gegen Agnes gezeigt, in Schutz genommen und keine Gelegenheit, verſäumt, demſelben irgend erlaubte Freude zu bereiten.

Wie ſonſt, war ſie auch jetzt der einzige Troſt, der dem armen Mädchen geblieben. Ihre ſanfte Zuſprache hielt die Schwergebeugte allein aufrecht. An ihrer treuen Bruſt konnte Agnes ihren Schmerz um den Verluſt des ſo ſchön geträumten Lebensglückes ungebindert ausweinen, und war gewiß, das tiefſte Mitgefühl zu finden.

Die nächſten Tage wandelte ſie oft einſam im Schloßhacke umher. Immer zog es ſie nach einem kleinen Hügel hin, der am Ende des Gartens aufgeworfen worden.

Auf dieſer Erhöhung ſtand ein kleiner Tempel in chineſiſcher Form. Zierliche Bänke waren unter demſelben angebracht. Von dort konnte man einen großen Theil der Umgebung des Herrenhauſes überblicken und auch den Pachthof ſehen, wo die Eltern ihres Jugendfreundes lebten.

Dort ſtand die Arme zuweilen eine ganze Stunde, an die Brüſtung gelehnt die den Hügel umgab.

Ihre Blicke ſchweiften hinüber nach dem ländlichen Aufenthalt, nach der Stelle, wo ſie noch vor Kurzem ſo namenlos glücklich geweſen, wo ſie den Schwur der Treue von Frédéric empfangen und aus der Fülle ihres Herzens zurückgegeben. Oft auch ſtreckte ſie die Arme aus. Sie glaubte den Geliebten drüben ſtehen und ihr zuwinken zu ſehen. Aber ebenſo ſchnell verſchwand das Bild ihrer Phantaſie wieder. Sie ſchüttelte traurig den Kopf und ließ ihn auf die Bruſt ſinken. Sie dachte an das, was ſie Herrn Bodinet feierlich gelobt und leiſe entbehten ihrem Munde die Worte:

„Gott hat es ſo gewollt, arme Agnes, und Du mußt gehorchen.“

Vom Pachthofe war ſeit mehreren Tagen Niemand nach der herrſchaftlichen Beſitzung herübergekommen. Bodinet hatte es Chaland und ſeiner Frau auf's Strengſte unterſagt, den Garten oder das Haus zu betreten und gedroht, wenn das doch geſchehe, Jeden, der ſich unterfände, mit ſeiner Tochter wieder eine Verbindung anknüpfen zu wollen, mit Gewalt entfernen zu laſſen.

Chaland ſelbſt war nicht gewillt, ſich einer üblen Behandlung auszuſetzen, wie gerne er auch Agnes geſehen und geſprochen hätte.

Seine Frau aber dachte anders.

„Ich laſſe es mir nicht nehmen,“ ſagte ſie eines Tages zu ihrem Manne, „daß Agnes ſich ſehnt, Einen von uns zu ſprechen. Auch habe ich ihr ja die Nachricht zu bringen, daß es unſerem Frédéric in Paris gut geht und er ſchon einen einträglichen Proceß zu führen bekommen. Das wird dem guten Kinde Freude machen und ſie ſoll ihr ſchon morgen werden. Ich habe von einem der Diener, dem ich geſtern auf dem Felde begegnete, herausgebracht, daß unſer Liebling faſt jeden Morgen im Garten traurig herumſpaziert und oft unter dem chineſiſchen Häuschen ſitzt. Ich ſchleiche mich hinten in den Garten hinein und ſuche ſie dort auf. Hoffentlich kam mir ihr Herr Papa nicht in den Weg. Geſchieht's aber doch und fährt er auf mich los, na, da ſoll er hören, daß ich noch immer die Zunge auf dem rechten Flecke habe. Ich will mich ſchon meiner Haut wehren.“

Die beherzte Frau führte ihren Vorſatz aus.

Am nächſten Morgen trat ſie den Weg nach dem Schloßgarten an. Derſelbe war von einem dichten, ziemlich hohen Zaune umgeben und die Hinterthüre war verſchloſſen. Die Pächterin wußte aber doch ihre Abſicht zu erreichen. Eine nicht unbeträchtliche Strecke von der Gartenthüre entfernt, befand ſich in dem Zaun, nahe der Erde, eine Oeffnung, durch welche ein Menſch durchkriechen konnte. Dieſe künſtliche Oeffnung war von verſchiedenen Jungen eines naheliegenden Dorfes gemacht worden, die im Herbſte, wo die zahlreichen Obſtbäume des Herrn Bodinet reife und wohlſchmeckende Früchte trugen, dem Garten zuweilen einen Beſuch in nicht löblicher Abſicht abſtatteten.

Auf Händen und Füßen durch dieſe Oeffnung kriechend, gelangte Frau Chaland in den Garten. Nach-

Digitized by Google

drin sie ihre Kleider wieder zurechtgezupft, sah sie sich vorsichtig um. Niemand war zu sehen, kein menschlicher Tritt zu hören.

Es geht gut, dachte sie, und schlich dicht am Zaune hinweg, der Stelle zu, wo sie Agnes zu finden hoffte.

Ihre Hoffnung fiel nicht in's Wasser.

Sie sah ein weißes Kleid auf dem Hügel schimmern. „Das muß Agnes sein," murmelte sie und stieg mit raschen Schritten hinan.

Das betrübte Mädchen, wie gewöhnlich in tiefe Gedanken versunken, hatte sie nicht kommen hören. Deshalb erschrack sie, als sie die Mutter Frédéric's plötzlich vor sich stehen sah.

„Na, na, liebe Agnes," sagte diese. „Erschrick nur nicht so. Mich hat Niemand bemerkt, und wie ich gekommen bin, werde ich mich auch wieder fortmachen. Arme Kleine, wie sie so blaß aussieht und die Augenränder so roth und dick geschwollen. Hast wohl böse Stunden und Tage gehabt. Na, nur den Muth nicht sinken lassen. Es wird noch Alles gut werden. Bringe Dir eine erfreuliche Nachricht von Paris, von Frédéric. Soll Dir auch ein Dutzend Küsse für ihn geben, so steht's in dem Brief. Das will ich zuerst thun und dann kannst Du die lieben herzigen Zeilen selbst lesen."

Sie drückte das bleiche Kind, das ihr keinen Widerstand entgegensetzte, kräftig an sich und küßte es wiederholt. Dann zog sie einen Brief aus ihrer Schürzentasche und hielt ihn Agnes hin.

Diese schüttelte den Kopf und wies das Schreiben mit der Hand zurück.

Mutter Chaland war erstaunt.

„Was soll das, liebes Kind?" fragte sie.

„Ich — ich will — ich kann den Brief nicht lesen," stammelte Agnes.

„Aber Du hörtest ja doch, er ist von Frédéric."

„Ja, ja, Du sagtest so."

„Und es stehen gute Nachrichten darin."

Das arme Mädchen seufzte laut:

„Die können mir doch keinen Trost geben. Ach, Mutter Chaland, Du weißt nicht —"

Sie sank mit dem Kopf an die Brust der Matrone und begann zu schluchzen.

„Was weiß ich nicht?" fragte die Pächterin.

„Daß ich — Frédéric entsagt habe."

Frau Chaland riß die Augen weit auf.

Sie schob Agnes etwas unsanft von sich und die Hände zusammenschlagend:

„Entsagt Du — ihm? Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Und dennoch ist es so," stöhnte Agnes.

„Es kann nicht sein, es darf nicht sein," schrie die Pächterin. „Du hast meinem Sohn ja ewige Treue gelobt. Du bist das alte wackere Kind nicht mehr, wenn Du dies Gelübde brechen willst."

Agnes faltete bittend die Hände.

„Zürne mir nicht allzu sehr, liebe Mutter Chaland. Ich mußte es brechen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein einzelner Mensch kann ein Mittagessen für 146 Thlr. verzehren.

Aus dem Küchenlexikon von Alexander Dumas, ein amüsantes Buch, das nach dem Tode des berühmten Schriftstellers und zwar jetzt erst erschienen ist, geben wir einen auch von der „N. fr. Presse" mitgetheilten Beweis dafür, daß ein einzelner Mensch ein Diner von 500 Francs verspeisen könne. Dieser einzelne Mensch war der Vicomte von Vieil-Castel, der noch mehr leistete, als er behauptet hatte. „Unmöglich!" riefen die Freunde. Der Vicomte wettete sechstausend Francs für die Möglichkeit und gewann acht Tage später die Wette — acht Tage hatte der pariser Restaurant verlangt, um die von dem Vicomte mitten im Winter bestellten Speisen herbeizuschaffen. Hier die Rechnung des Wirthes:

Austern von Ostende, 24 Dutzend	80	Francs
Schwalbennesternsuppe	150	„
Beefsteak mit Kartoffeln . . .	2	„
Ferra (ein Fisch aus dem Genfersee, lebendig nach Paris gebracht)	40	„
Getrüffelter Fasan	40	„
Salmis d'ortolans	50	„
Spargel	15	„
Erbsen	12	„
Ananas	24	„
Erdbeeren	20	„
Weine.		
Johannisberger eine Flasche .	24	„
Bordeaux, grands crus, zwei Flaschen	50	„
Capwein eine halbe Flasche .	40	„
Xeres, retour de l'Inde, eine halbe Flasche	50	„
Café, Liqueurs	1,50	„
	548,50	Francs.

So sicher fühlte sich der Vicomte seiner Leistungsfähigkeit, daß er aus lauter Uebermuth ein bürgerliches Beefsteak einschob, das zwischen den aristokratischen Prachtschüsseln beinahe trotzig hervorblickte. Der monumentale Speisezettel, dessen Feuilleton — die Weine — ungleich anziehender und dünkt, als der substantielle Leitartikel, möge im Uebrigen Niemandem die Freude verderben an der gewohnten, bescheidenern Kost! Wollte Lucullus sich besonders gütlich thun, so empfahl er seinem Koch: „Lucullus speist heute bei Lucullus!" Nicht Jeder kann aber Lucullus sein, nicht Jeder von luculischen Köchen sich verwöhnen lassen — dagegen dient uns ein anderer, wie man sagt, der beste Koch: der gute Appetit!

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Schreckliche Augenblicke.) Vor einigen Tagen verläumte Herr Simon Spellesy, ein Einwohner von Oil City, nachdem er Geschäfte in Franklin besorgt hatte, den Bahnzug, und er war daher gezwungen, entweder in Franklin zu übernachten, oder die sieben Meilen lange Strecke nach seinem Wohnort zurückzulegen. Er entschloß sich zu Letzterem und wählte sich den nächsten Weg — das Geleise der Lake Shore und Michigan Southern Bahn. Ohne Beschwerde erreichte er die Bahnbrücke, war jedoch kaum auf der Mitte derselben angekommen, als er das Warnungssignal eines sich nähernden Zuges vernahm. Sollte er nun zurück oder vorwärts gehen? In keinem Falle konnte er das Ende der Brücke vor Passirung des Zuges erreichen und er wäre sicher überfahren worden. Ein Sprung von der 40 Fuß hohen Brücke hinab in den seichten Bach würde ihm ebenfalls ein klägliches Ende bereitet haben. Das Rauschen des Zuges wurde immer vernehmbarer, schon warf die Locomotiv-Laterne ihren hellen Schein auf den Zugang zur Brücke — noch einen Augenblick und es war um den Wanderer geschehen. Allein dieser verlor seine Geistesgegenwart nicht, bückte sich vielmehr nieder und umklammerte mit den Armen einen Querbalken und ließ sich hinabhängen unter den Boden der Brücke. Der Zug kam herangebraust und ging in einigen Sekunden, die dem Gefährdeten jedoch als Stunden schienen, über ihn weg.

Wunderbar ist es, wie der Mann nur unter dem Eindruck dieser furchtbaren Aufregung Kraft genug behielt, seine Rettung vollkommen zu bewerkstelligen. Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung schwang er sich wieder durch die Balken hinauf, richtete sich auf und schritt seiner Heimath zu, die er spät in der Nacht sicher erreichte.

* Ein komischer Kampf eines Miethers mit seinem Hausherrn wird uns gemeldet: Der Miether wohnte in einem Unterbau, in dessen Decke sich weite Risse befanden, so daß oft Staub und Schmutz von der Belle Etage durchfällt. Eines Tages hatte der in letzte er wohnende Hausherr Familienball. Der Staub bepuderte in dicken Lagen den Miether und dessen Abendessen. Er protestirte, suchte die Polizei zum Einschreiten zu bewegen, alles vergeblich! Es wurde fortgetanzt. Da verbrannte der Miether Pfeffer, ließ die Dämpfe durch die Risse emporsteigen und räucherte so die hustende und prustende Tanzgesellschaft zum Tempel hinaus. Aber als er am nächsten Morgen erwachte, — da goß unendlicher Regen hinab, nämlich aus Zübern durch die Ritzen und zwar so lange, bis der pudelnasse Miether mit Sack und Pack, Kind und Kegel auszog. — Wahrscheinlich wird daraus ein Prozeß „Pfefferdampf versus Wasserstrom" entstehen.

* (Der Niagarafall übertroffen.) Wie der „Times" mitgetheilt wird, hat Herr C. B. Bown, der Vermesser der britischen Kolonie Guiana, auf einer seiner letzten abenteuerlichen Reisen nach den Quellen der großen Flüsse von Britisch Guiana in der Nähe des Urquells des Massarund einen gigantischen Wasserfall entdeckt, gegen den der Niagara-Fall in ein Nichts versinken soll. Das Wasser ergießt sich von der nordwestlichen Seite des großen Abhanges des Berges Neraima, „die Dach-Etage der Welt." Dieser außerordentliche Felsen hat eine Höhe von 2000 Fuß, und scheint auf allen Seiten, die bis jetzt vermessen worden, unzugänglich zu sein. Der Gipfel ist flach und von großer Ausdehnung. Der Fall gehört nach Aussagen von Indianern dem Fluß Caruni, einem Nebenfluß des Orinoco im Territorium Venezuela an.

* Die Botaniker unterscheiden jetzt 3000 verschiedene Arten Gras.

* Wenn einem Mann das Herz entweibrichtet, so befindet er sich in der Lage eines Krebses, dem eine seiner Scheeren verstümmelt worden ist: es wächst sehr bald wieder eine andere nach.

* Ein Mann in Portland hat fünfzehn Töchter und ist betrübt, weil Niemand mit einer von ihnen durchbrennt.

Gemeinnütziges.

* (Ersatz für Butter.) Bei den enormen Butterpreisen schlägt Professor Dr. Artus in Jena nachstehendes Verfahren vor, zur Bereitung eines wohlfeilen schmackhaften Butters: Man nehme 2 Pfd. guten Schweineschmeer, zerschneide solchen in Würfel, bringe den zerschnittenen Schweineschmeer in einen reinlichen Kessel, füge hier zerschnittene Zwiebeln, die vorher zwischen glühenden Kohlen braun geröstet worden waren, hinzu und brate den Schmeer aus; nachdem das Fett gehörig ausgebraten wird, wird es durch einen Durchschlag gegossen und dazu wird endlich noch, wenn das Fett noch nicht erkaltet ist, ein Maß seische (nicht vorher abgesottene) Milch und ein halber Eßlöffel voll zerriebenes Kochsalz gegeben und nun so lange gut eingerührt, bis das Fett erkaltet ist, worauf die übrige wässerige Flüssigkeit abgegossen wird. Das Fett erhält so einen angenehmen Buttergeschmack und hält sich gut, und da auch die zurückbleibenden Grieben neben den Zwiebeln noch zum Schmalzen eines Gemüses oder als Zusatz zu einer Suppe verwendet werden können, so geht hierbei nichts verloren.

Räthsel.

Es nennen gewisse sechs Zeichen Dir
Ein kleines nur, aber sehr räuberisches Thier,
Man theilt es in edel und in gemein,
Doch nichts als sein Fell wird uns nützlich sein.
Und hat man zwei Zeichen von oben genommen,
Dann wird man ein Thier und ein Schimpfwort bekommen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:
Sodom — Moos.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 26. Kaiserslautern, 30. März 1873.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(13. Fortsetzung.)

„Du ließest Dich von Deinem Vater dazu zwingen, trotzdem Du doch und heilig meinem guten Jungen betheuert hast —"

„Nein, nein," fiel das Mädchen ihr rasch in's Wort. „Niemand zwang mich. Dem Zwang hätte ich auch muthig widerstanden. Was ich that, geschah freiwillig."

Die Pächterin wurde vor Zorn feuerroth.

„Freiwillig! So hast Du Dich von dem Grafentitel und dem glänzenden Leben, das Du in Paris führen kannst, verblenden lassen. Das ist schlecht, daß ist gottlos. Pfui, dreimal pfui, das hätte ich Dir nie und nimmer zugetraut. Geh', Du bist meines Sohnes gar nicht werth. Ihm hätte man die ganzen Schätze des Königreichs zu Füßen legen und eine Fürstin zur Frau antragen können, er wäre fest in seiner Treue geblieben! Oder glaubst Du das etwa nicht, Du — Du falsches Geschöpf Du!"

„Ja, ja! Ich weiß es, ich kenne sein Herz, und auch ich würde, wie er — wenn nicht — womit kannst Du den Treubruch beschönigen, den Du freiwillig —"

„Das kann ich Dir nicht sagen, gute Chaland," fiel Agnes ein.

„Und warum nicht?"

„Ich habe geschworen, es zu verschweigen."

„Finten, Finten! Mit solchen Redensarten laß' ich mich nicht abspeisen."

Die erzürnte Frau faßte heftig den Arm des gequälten Mädchens.

„Heraus damit! Ich will es wissen!"

„Und wenn Du mich umbringst, ich muß schweigen," sagte Agnes weinend. „Ach, Du würdest weniger hart mit mir sein, wüßtest Du, was ich schon gelitten und was ich noch zu leiden haben werde. Frage mich Nichts mehr. Ich könnte Dir doch keine befriedigende Antwort geben."

Mutter Chaland ließ ihren Arm los. Sie betrachtete Agnes, die auf die Bank gesunken war und ihr von Thränen besuchtes Antlitz mit beiden Händen bedeckte, eine Zeitlang schweigend.

Dahinter steckt ein Geheimniß, dachte sie. Die Entsagung ist nicht freiwillig, wenn sie es auch zehnmal sagt, sonst würde sie nicht so bitterlich weinen. Wer weiß, was der Herr Bodinet für arge Künste angewandt hat, das arme Kind zu bestimmen, in die ihr so entsetzlich verhaßte Heirath zu willigen? Kann ich die Geschichte nicht herauskriegen, so vielleicht doch ein Anderer. Es ist eine Verrätherei, die an's Tageslicht muß. Mein armer Junge soll nicht der Verzweiflung anheimfallen, ohne zu wissen, wer schuld an seiner zerstörten Lebenshoffnung ist. Noch heute soll mein Alter es ihm schreiben, und dann mag er hierher eilen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen.

Sie trat dicht an die Weinende und zog ihr die Hände vom Gesicht.

„Na, na, beruhige Dich nur, ich will Dich nicht mehr schelten, bis ich genau weiß, ob Du es verdient hast. Will Dich auch nicht mehr mit Fragen peinigen. Doch Eins mußt Du mir noch sagen, eher gehe ich nicht vom Flecke."

Agnes sah sie mit schmerzlichem Blicke an.

„Gern, gute Chaland, wenn es nicht gegen meinen Schwur verstößt."

„Das thut es schwerlich. Wann soll die Hochzeit zwischen Dir und dem Pomadenritter aus Paris, der das ganze Unheil über Dich und den braven Frédéric gebracht, stattfinden?"

„Spätestens in einigen Wochen," erwiderte das Mädchen mit kaum hörbarer Stimme, indem ein Schauder bei dem Gedanken an diese entsetzliche Feierlichkeit sie durchzitterte.

„Gut," sagte die Pächterin entschlossen. „In der Zeit läuft noch viel Wasser die Seine hinunter, und es kann noch Manches anders kommen, als die Arglist böser Menschen es beschlossen hat. Für jetzt sage ich Dir ohne Groll Lebewohl, und daß dies nicht blos Worte sind, mag Dir dieser Kuß beweisen."

Sie schloß Agnes in die Arme, drückte sie innig an sich und entfernte sich dann auf demselben Wege, auf dem sie gekommen. Agnes aber schritt, das Herz von Gram erfüllt, langsam nach dem Schlosse zurück.

Nach Hause gekommen, traf Frau Chaland ihren Mann anwesend.

„Nimm' sogleich die Feder zur Hand, Alter," sagte sie. „Es muß noch heute ein Brief nach Paris an unsern Frédéric fort. Hätte ich in meiner Jugend schreiben gelernt, so würde ich selbst — so aber mußt Du — beeile Dich! Es darf keine Zeit verloren gehen!"

„Aber was soll ich unserem Sohn denn schreiben?" fragte der Pachter.

„Das ist mit wenigen Worten gesagt," versetzte sie, „wenn Du mir nur aufmerksam zuhören willst."

Und nun erzählte sie ihrem Mann, ihren Redefluß nur zuweilen durch einige derbe Verwünschungen

Digitized by Google

unterbrechend, die Herrn Charles Bodinet und dem jungen Grafen von Salignac galten, das Gespräch, das sie unter dem chinesischen Dache mit ihrem Lieblinge geführt hatte.

„Du siehst wohl ein, Alter," so schloß sie, „daß Frédéric die böse Geschichte so schnell als möglich erfahren muß. So dunkle denn die Feder ein und schreibe, was das Zeug halten will."

Der Pachter war mit der Meinung seiner Frau einverstanden. Er holte die nöthigen Schreibmaterialien aus einem in der Wohnstube befindlichen Wandschrank und setzte sich an den Tisch.

Chaland war nicht sehr geübt in dergleichen Dingen, auch waren seine Hände steif durch die schweren ländlichen Arbeiten geworden. Es dauerte deshalb eine ganze Stunde, ehe er den Brief, den seine Frau ihm diktirte, an seinen Sohn beendet hatte.

„Das wird ein harter Schlag für unsern guten Jungen sein," sagte er, den Brief zusammenfaltend und versiegelnd. „Wissen mußte er es aber einmal. Was er nun thun wird, das müssen wir seiner Einsicht überlassen. Wir können ihm leider nicht dabei helfen."

„Frédéric hat studirt," versetzte seine Frau. „Er ist klüger als seine Eltern, was auch ganz in der Ordnung ist, sonst ginge es ja nicht vorwärts in der Welt. Vorläufig wird er wohl hierherkommen, und dann werden wir ja weiter sehen."

In einem der nächstgelegenen Dörfer war eine Poststation.

Chaland brachte den Brief selbst dahin. Das Schreiben war zu wichtig, um es den Händen eines Knechten oder einer Magd anzuvertrauen.

Noch denselben Tag gelangte der Brief nach der Hauptstadt. Der junge Advokat erhielt ihn in der Abendstunde.

Er befand sich in einer sehr frohen Stimmung, als der Postbote in seine bescheidene Wohnung trat.

An demselben Tage hatte ihm auf die Empfehlung eines hochgestellten Gönners, den er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Geschicklichkeit als Jurist gewonnen, ein nach Millionen zählender Bankier einen Prozeß anvertraut, von dessen möglicherweise glücklichem Ausgange er große Vortheile für seine Stellung als Sachwalter in Zukunft erworten durfte.

Kurz vorher, ehe er den Brief empfing, hatte er von den schönsten Hoffnungen bezüglich seiner Liebe zu Agnes befeelt, laut ausgerufen:

„Die Glücksgöttin scheint mich zu ihrem Liebling auserkoren zu haben. Zeigt sie mir nur ein paar Jahre eine gleich lächelnde Miene und bleibt Agnes standhaft, woran ja gar nicht zu zweifeln, so hoffe ich, der Millionair wird seine Tochter mir nicht mehr so hartnäckig versagen, denn ich werde Ehre und Vermögen gegen seinen Stolz in die Wagschaale legen können."

Der Inhalt des Briefes riß ihn aus diesem Traume unsanft empor.

Er glaubte erst seinen Augen nicht zu trauen. Auch waren die Schriftzüge seines Vaters etwas unleserlich und der Sinn der Worte ein wenig schwer zu errathen. Er las wieder und wieder in fieberhafter Bewegung.

Er hätte eher den Einsturz des Himmelsgewölbes vermuthet, als daß Agnes freiwillig das ihm so heilig gegebene Wort brechen könnte, wie sie selbst zu seiner Mutter gesagt hatte.

Aber die Mutter war anderer Meinung, wie es am Schlusse des Schreibens lautete. Sie sprach von List, von argen Ränken, die Herr von Bodinet vielleicht angewendet, um seine Tochter umzustimmen, und lud ihn endlich ein, nach Haus zu kommen, um selbst in dieser unerklärbaren Sache die nöthigen Schritte zu thun.

Das beruhigte sein hochklopfendes Herz wieder so weit, daß er sich auf einen Stuhl niederließ und die ihm so schwerverletzende Mittheilung von der Entlagung der Geliebten mit Besonnenheit überdachte.

„Nein, nein!" rief er endlich, „ehe Agnes mir nicht Auge in Auge selbst bekennt, daß sie aus freiem Antriebe den vornehmen Lüstling mir vorzieht, glaube ich nicht an den Treubruch. Vermag sie das nicht, so hat die gute Mutter Recht. Der hochmüthige Herr Bodinet hat wie ein Teufel an seinem einzigen Kinde an unserer Liebe gehandelt. Doch er irrt sich, wenn er glaubt, daß ich ohne Kampf weichen werde."

Am nächsten Morgen trugen rasche Postpferde Frédéric nach Hause.

Er traf die Mutter allein. Der Pachter war mit den Knechten auf's Feld gegangen.

Sie umhalste den geliebten Sohn und sagte:

„Das ist ein trauriges Wiedersehen, lieber Frédéric. Ich sehe es Dir an, was Du bei der bösen Nachricht, die ich Dir geschickt, gelitten hast. Ach, und wer weiß, was Du hier noch zu leiden hast."

Der junge Mann ließ sich von der Mutter, was sie ihm hatte schreiben lassen, noch einmal genau wiederholen.

„Ich habe kein Tüttelchen hinzugefügt," sagte sie. „Das Uebrige ist nun Deine Sache."

„Agnes muß mir Rede stehen," rief er heftig. „Du sagst, daß es schwer halten werde, eine Unterhaltung mit ihr zu erlangen. Ich werde dennoch dazu kommen und wenn der Vater sie hinter Schloß und Riegel verbärge. Es ist noch hoch am Tage. Ich will nur die Kleider wechseln. Dann gehe ich zu Herrn Bodinet. Ist sein Gewissen rein, so wird er mir eine Zusammenkunft mit seiner Tochter nicht abschlagen. Er läuft ja keine Gefahr dabei. Weis't er mein Begehren zurück, so hat er Betrug geübt und mich bei der Geliebten vielleicht schändlich verläumdet. Ich habe dann keine Rücksicht mehr zu nehmen. Es mag dann ein Kampf zwischen mir und ihm und dem Grafen von Salignac beginnen, den ich mit meinen letzten Blutstropfen auszufechten gedenke. Ungestraft sollen sie mich und Agnes nicht grenzenlos elend gemacht haben!"

Digitized by Google

Eine halbe Stunde darauf ließ Frédéric Chaland sich bei dem Millionair durch einen Diener anmelden.

Frédéric brauchte nur kurze Zeit im Vorzimmer zu warten.

Die Stien drohend gefaltet, erschien der Millionair auf der Schwelle, statt ihm den Eintritt in sein Wohnzimmer zu gestatten.

Der junge Mann verbeugte sich und wollte das Wort nehmen, aber Bodinet kam ihm zuvor.

„Ich finde es unerhört dreist von Ihnen, mein Herr Advokat," sagte er, „mein Haus zu betreten trotz des Verbotes, das ich Ihren Eltern zukommen ließ; da Sie aber doch nun einmal hier sind, so erkläre ich Ihnen kurz und bündig, daß ich jedem Schritt, den Sie vielleicht zu thun gedenken, um das Herz meines guten Kindes auf's Neue zu beunruhigen, mit Gewalt begegnen, ja im Nothfalle die Gerichte gegen Sie anrufen werde. Ihr Bestreben, sich Agnes zu nähern, wäre auch gänzlich unnütz für Sie. Meine Tochter ist zur Besinnung gekommen. Ihre Vernunft hat über die flüchtige kindische Neigung, die sie Ihnen einst schenkte, den Sieg davongetragen. Also ist für Sie hier Nichts zu hoffen. Und damit adieu, junger Herr!"

Er deutete mit der Hand nach der Thür, die zum Corridor führte.

Allein der heißblütige Frédéric gekruchte dieser Weisung nicht. Er sah Bodinet fest an und versetzte mit kräftigem Tone:

„Ich glaube Ihren Worten nicht, Herr Bodinet."

„Wie, Sie wagen es, mich einer Lüge zu zeihen?" rief der stolze Mann heftig.

„Ja, mein Herr, ja, so lange, bis Ihre Tochter selbst mir in's Antlitz sagt, was ich sorben von Ihnen vernommen. Wenn Sie sich in Ihrem Gewissen rein fühlen, so werden Sie mir eine Unterredung mit Fräulein Agnes nicht versagen."

Bodinet wandte sich ab und biß sich auf die Lippen. Der Heuchler fühlte sich getroffen.

Sich in einen erkünstelten Zorn versetzend, schleuderte er nach kurzem Schweigen dem jungen Manne ein scharfes: „Das geschieht nimmermehr!" zu.

(Fortsetzung folgt.)

* Prof. v. Schlagintweit's Vortrag über „die Mormonen."

Nachdem wir am Mittwoch eine kurze Skizze des Vortrags des berühmten Reisenden über die Pacific-Bahn gegeben, glauben wir, daß eine solche, bezüglich des am verflossenen Montag gehaltenen Vortrags, über „die Mormonen" unseren Lesern willkommen sein dürfte.

Der Redner begann mit einer Schilderung des am 23. Dez. 1805 zu Sharon im Staate Vermont geborenen Stifters dieser Sekte, Joseph Smith junior genannt.

Dieser gab vor am 22. Sept. 1827 in den Besitz von goldenen mit Hieroglyphen versehenen Platten gelangt zu sein, die von einem Propheten mit Namen Mormon herrührten, und von ihm mit Hilfe einer Wunderbrille entziffert und unter dem Titel: die goldene Bibel oder wie sie später genannt: das Buch Mormon in's Englische übersetzt worden seien. Diese ganze Angabe ist jedoch eine reine Erfindung und es hat sich herausgestellt, daß das Buch Mormon weiter nichts als eine Umarbeitung eines überspannten Romanes des amerikanischen Predigers Spaulding ist, dessen Manuscript in die Hände Joseph Smiths kam und von ihm und einem verkommenen Schumeister Namens Oliver Cowdery zu seinen ihm dienlichen Zwecken bearbeitet wurde. Daß dieser Unsinn Glauben und Anhänger fand, begründet der Redner durch die Angabe, daß bei dem Yankee Unglauben und großer Aberglauben Hand in Hand gehen.

Auf Grund des Buches Mormon stiftete nun Smith im Jahre 1830 im April zu Fayette eine Kirche, die anfänglich nur aus 6 Personen bestand, sich bald aber zahlreiche Anhänger erwarb. Im Jahre 1838, nachdem bereits eine Uebersiedlung nach Ohio und von da aus nach Missouri stattgefunden, brach eine große Verfolgung gegen die Mormonen aus. Smith zog nun mit seinen Anhängern nach Illinois, gründete dort die Stadt Nauvoo, die in kürzester Zeit bald an 20,000 Einwohner zählte. Hier sangen auch die Ideen der Polygamie an aufzutauchen, welche anfänglich auf Widerstand stießen, insbesondere von Seiten eines gewissen Foster, eines aus dem Mormonenbunde ausgestoßenen Mitgliedes. In Folge seiner Bemühungen und im Vereine mit den Andersgläubigen des Staates Illinois wurde Smith gefangen genommen und am 27. Juni 1844 im Gefängnis erschossen. Trotzdem das Mormonenthum damals schon über 100,000 Anhänger zählte, war der Fall von Smith doch sehr bedenklich und hätte leicht zur Auflösung der Sekte geführt, wenn ihnen nicht in Brigham Young ein neuer Prophet erstanden wäre.

Redner erging sich nun in einer Definition der socialen und religiösen Einrichtungen der Mormonen. Ihre Gemeinde nennt sich die „Heiligen vom jüngsten Tag", die Andersgläubigen „Heiden." In ihrer Lehre vereinigen sich Begriffe aus fast sämmtlichen Religionssystemen. Seelenwanderung, Mehrheit der Götter, Vielweiberei, Glaube an Zauberei, Geisterglaube, Teufelsaustreibungen bilden den Inhalt der angeblich von ihrem Propheten veröffentlichten göttlichen Eingebungen.

(Schluß folgt.)

* Der professionelle Philanthrop ist meistens Einer, der alle Menschen liebt, ausgenommen diejenigen, mit denen er in Berührung kommt.

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Bier der Rache.) Der französische Chemiker Louis Pasteur, Entdecker der Conservirung des Weines durch Erwärmung und bekannt durch seine Untersuchungen, welche Rolle die niederen Organismen beim Gährungsprozesse spielen, hat nach langem Versuchen und Experimentiren, eine Methode des Brauverfahrens erfunden, welche in ihre Hauptsache darin besteht, „daß die Gährung ohne allen Zutritt der Luft vollzogen wird." Der Name thut nun nichts zur Sache, doch wünscht Pasteur, beim Ansuchen um Verleihung des Patentes, bei der Präfectur des Seine-Departements, daß die nach seinem Verfahren hergestellten Biere, in Frankreich den Namen: „Bière de la revanche nationale," (weshalb wolle er später erklären) im Auslande aber den Namen: „Bières francaises" tragen sollen.

Es wäre dieses also ein „Bier der Rache", das aber nicht etwa vergiftet ist und den Deutschen den Garaus machen soll, sondern es soll unserem alten deutschen Brauverfahren durch seine Vorzüge und seine Billigkeit den Gnadenstoß versetzen. — Sein Verfahren ist Folgendes: Die Würze wird, nachdem sie gekocht ist, in möglichst verändertem Zustande, wie sie aus den Kochständern kommt, in große Gefäße aus Holz oder Eisen gleichmäßig übergeführt, in einem Strome von Kohlensäure gekühlt und dann erst zur Gährung gebracht. Diese Prozeß ist das Geheimniß Pasteur's, doch hat er denselben, auf neue wissenschaftliche Thatsachen begründet, schon in einer früheren Erklärung entwickelt, woraus hervorgeht, daß die Einwirkung der Luft auf die Bereitung des Bieres im höchsten Grade schädlich ist. Pasteur's Verfahren ist auf alle Biere, leichte and schwere, Porter und Pale-Ale, anwendbar. Als besondere Vorzüge dieses Verfahrens müssen hervorgehoben werden: Der Wegfall der Kühlschiffe, wie der theueren kupfernen Gefäße, Fortfall der Eishäuser, kein Verlust durch Verdunstung, die Abschaffung der Lagerkeller, eine Vermehrung der erzeugten Menge und gleichzeitig eine Zunahme der Stärke des Bieres, gegenüber den bisher aus gleichen Materialien gebrauten Mengen; schließlich die Entwickelung eines höchst angenehmen „Bouquets."

Die Zeichnung des Beau-Apparates liegt auf der Präfectur des Seine-Departements offen. Wenn diese Methode sich bewährt, was nach dem Ausspruch verschiedener Fachmänner allen Anschein hat, so wäre ein bedeutender Umschwung auf dem Gebiete des Brauereiwesens erzielt und würde manche erst kurz eingerichtete Brauerei zu einer Umänderung gezwungen, um der Concurrenz die Waage zu halten, was natürlich nicht ohne große Kosten bewerkstelligt werden kann; doch würden diese Ausgaben wieder genügende Deckung finden, indem der Bierconsum in allen Theilen Europas täglich zunimmt, wie dieß am deutlichsten der Aufschwung vieler großer Actien-Brauereien beweist, die sich jedes Jahr vermehren, vergrößern und ihr Capital augmentiren, dabei ihren Actionären immer höhere Dividenden auszahlen. So hat die „Mainzer Actien-Brauerei," deren Generalversammlung in den letzten Tagen des Oktobee v. J. stattfand, 12% Dividende zur Vertheilung gebracht und beschlossen mit Hülfe von Prioritäten den vollständigen Ausbau ihrer großartigen Anstalt durchzuführen, in welcher sie weit über 100.000 Hectoliter jährlich brauen will. — Sobald die erste nach Pasteur's Methode erbaute Brauerei prospexirt hat, werden wir eingehender hierauf zurückkommen.

(N. D. Gew.-Ztg.)

* **Volkslieder in Uebertragung.**

1. Der Lieder Ursprung.

„Woher, sagt, kamt ihr Lieder,
Ihr Lieder, golden und fein?
Fielt ihr vom Himmel nieder?
Wuchst ihr im grünen Hain?" —

Wir fielen vom Himmel nicht nieder.
Wir wuchsen nicht im Hain.
Uns haben ersonnen, und Lieder,
Die Knaben und Mägdelein.

2. Das Taubenpaar.

Zwei Tauben kos'ten im Nestlein
In Liebesschmeicheleien.
Da fiel herab ein Aestlein,
Erschlagend sie, die Zwei.

Ein Glück, daß es erschlagen
Eins an dem andern dicht.
So härmt sich doch mit Klagen
Eins um das Andere nicht.

Gemeinnütziges.

* (Baumblüthen), das Erfrieren derselben zu verhindern. Es ist oft der Fall, daß deswegen das Obst nicht gerath, weil die Knospen der Bäume in sonniger Lage zu früh treiben und dann durch späte Fröste zerstört werden. Im Februar oder März, wenn die Erde noch fest gefroren ist, wird deshalb um die Obstbäume in ziemlich weitem Umkreise strohiger Mist oder Eis und Schnee dick aufgelegt. Unter dieser Bedeckung thaut die Erde langsamer auf und dabei führen die Wurzeln dem Baume keine Nahrung zu, wodurch das Treiben der Knospen zurückgehalten wird. Wenn die Zeit kommt, wo nichts mehr von Frösten zu befürchten ist, nimmt man diese Bedeckung weg.

Räthsel.

In das Herz des großen Weltbezwingers setz' ein „Du" hinein,
Und des Leidens höchster Ueberwinder wird gesunden sein.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 27. Kaiserslautern, 2. April 1873.

* Eisenbahn und Telegraph.

Mein Liebchen das wohnet im fernen Ort,
Weit jenseits über der See,
Und daß es so weit ist von hier nach dort,
Das thut uns Beiden so weh.

In zwanzig Tagen zwar, wie bekannt,
Fährt heut man von dort hierher,
Rasch braust das eiserne Roß über's Land,
Rasch der Dampfer über das Meer.

Doch was nützet es mir, daß so kurz die Zeit,
Sie ist drüben und ich bin hier.
Nur zwanzig Tage — und doch ist's zu weit,
Einen Kuß zu holen von ihr.

Sie legten auch durch den Ocean dort
Des Kabels verknüpfendes Band,
Und schnell wie der Blitz fliegt jegliches Wort
Weithin über Meer und Land.

Was des Menschen Fortschritt erfunden hat,
Was nützet das alles denn mir?
Man küßt doch nicht Küsse mit jenem Draht —
Sie ist drüben und ich bin hier.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(14. Fortsetzung.)

„Das wird sich zeigen," sagte Frédéric mit erhöhtem Tone. „Nach der Härte Ihres Charakters zu urtheilen, haben Sie wohl nie geliebt und wissen nicht, wozu die zerkränkte, verrathene Liebe, wozu die Verzweiflung fähig ist. Ich schwöre Ihnen, ich werde dazu gelangen, Agnes zu sprechen, bevor sie das untrennbare Band an den Grafen von Salignac knüpft. Es wird geschehen, mein Herr, und sollte ich diese Zusammenkunft mit meinem Leben erkaufen müssen. Ueberlegen Sie sich, was ich Ihnen jetzt betheuert habe. Wollen Sie ein Unglück verhüten, so schlagen Sie mir mein gerechtes Verlangen nicht ab. Welche Gefahr wäre für Sie auch dabei, da Sie behaupten, daß Agnes ohne Zwang die Gattin des vornehmen Mannes wird?"

Nach diesen Worten entfernte sich Frédéric. Er hoffte noch. Er hatte den vermeintlichen Vater seiner Geliebten beobachtet und die Maske seiner Heuchelei durchschaut. Bodinet hatte mit dem armen Mädchen ein nichtswürdiges Spiel getrieben, dessen glaubte er nun gewiß zu sein.

Der Millionair verfügte sich wieder auf sein Zimmer. Die Drohung des Advokaten hatte Eindruck auf ihn gemacht. Neben der Härte und dem Stolze, der sich auf seinem Mammon basirte, wohnte auch Feigheit in der Krämerseele. Er bebte vor einem Unglück, das der tollköpfige Bursche noch vor der Hochzeit seiner Tochter anrichten konnte. Er konnte mit dem Grafen Gustav von Salignac Händel suchen, ihn zu einem Duell zwingen; selbst ein Attentat auf Agnes, wie auf ihn sogar, war möglich. Er erinnerte sich, schon oft in Pariser Zeitungen gelesen zu haben, daß ein verrathener Liebhaber die Ungetreue und dann sich selbst ermordet hatte.

„Ja, ja, die Verzweiflung solches Verrückten ist zu Allem fähig," murmelte er, als er allein war, vor sich hin. „Also muß ein Ausweg gefunden werden, jeden Eklat, der meine Pläne zu zerstören droht, zu verhindern. Aber wie, das ist die nicht leicht zu beantwortende Frage."

Wohl eine ganze Stunde saß er auf dem Divan und dachte nach. Endlich stand er entschlossen auf.

„So wird's am Besten sein," sagte er. „Von der Dankbarkeit des Mädchens kann ich auch noch dieses Opfer erwarten."

Er klingelte dem Diener und befahl ihm Agnes zu rufen, die sich, wie er wußte, in ihren Zimmern befand.

Er ging, als sie in die Thür trat, ihr freundlich entgegen, nahm sie bei der Hand und führte sie nach dem Divan.

Beide setzten sich.

Bodinet, eine besorgte Miene heuchelnd, vertraute ihr, daß Herr Frédéric Chaland dagewesen und eine längere Unterredung mit ihm gehabt habe. Er theilte ihr das Verlangen des jungen Mannes mit und fügte dann die Frage hinzu, ob sie sich stark genug fühle, dem Jugendfreunde zu erklären, daß sie aus freiem Antriebe sich entschlossen habe, die Ehe mit dem Grafen von Salignac einzugehen. „Du kannst ihm auch in Gottes Namen sagen," versetzte er, „daß Du nicht das Kind meines Blutes bist, daß Du es aber für Pflicht hieltest, den Wunsch Derjenigen zu erfüllen, die sich der verlassenen Waise angenommen und daß Dein Wille unerschütterlich sei, dem Grafen von Salignac Deine Hand zu reichen."

„Sie thaten recht, so zu sprechen," hauchte Agnes. „Aber der junge Mann glaubt mir nicht," fuhr Bodinet fort. „Er verlangt aus Deinem Munde zu hören, daß bei dieser Ehe kein Zwang, noch irgend eine Ueberredung im Spiele. Würdest Du Dich stark genug fühlen, seine Gegenwart zu ertragen? Würde es Dich nicht zu sehr auftregen, ihm Deinen festen Entschluß mitzutheilen?"

Die Arme dachte einen Augenblick nach.

Digitized by Google

Ihr Herz erzitterte bei dem Gedanken, Frédéric gegenüber stehen und ihm dann sagen zu müssen: In dieser Welt darf ich dir nicht angehören. Aber was ist die kurze Spanne Zeit gegen die Ewigkeit? In dem Lande, das der Heiland allen Guten verheißen, werden wir uns wiederfinden, und dann keine Trennung mehr, ein seliges Zusammensein von unendlicher Dauer. Dann noch ein paar Worte des Abschieds und ich gehe meinem irdischen Elende gefaßt entgegen.

Sie wandte sich Bodinet zu.

„Ich will Frédéric sprechen," sagte sie.

„Und Du schwörst mir, in Deinem Entschlusse nicht zu wanken?"

„Ich schwöre es."

„So will ich dem jungen Manne die Erlaubniß ertheilen, hierherzukommen."

„Nein, nein, nicht hier will ich ihm Lebewohl sagen," versetzte Agnes rasch. „Lassen Sie mich zu seinen Eltern hinübergehen."

Bodinet sah sie mißtrauisch an.

Er fürchtete, es läge eine versteckte Absicht hinter dieser Bitte.

„Und warum willst Du nicht hier mit ihm zusammentreffen?" fragte er.

„Ich wünsche noch einmal die Orte zu sehen, wo ich mich einst so unaussprechlich froh und glücklich fühlte," entgegnete Agnes. „Auch will ich mich von der guten Mutter Chaland brotschiedern. Sie hat mich immer wie ihr eigenes Kind geliebt, und es würde sie tief betrüben, mich nicht noch einmal an ihre treue Brust schließen zu können. Später werden wir uns ja einander für immer fern bleiben. Ich bitte Sie herzlich, mir diesen Wunsch zu gewähren."

Bodinet blickte sie forschend an. In ihren Mienen zeigte sich keine Veränderung. Ein offenes Buch, lagen sie vor ihm da.

Ich glaube ich kann es wagen, dachte er. Auch kann ich ja mit meinen Dienern in der Nähe bleiben, um jede Unbesonnenheit von Seiten des hitzigen Burschen zu verhindern. Eine gewaltsame Entführung würde mir Sicherheit vorzubeugen sein.

Er streichelte die Wange des bleichen Mädchens.

„Ich will Deine Dankbarkeit belohnen, mein gutes Kind," sagte er. „Du magst denn in Gottes Namen die wackren Leute noch einmal brüschen. Du kannst ihnen bei der Gelegenheit auch sagen, daß ich geen bereit bin, die Kündigung ihres Pachtkontraktes zurückzunehmen. Ich schicke ihnen dieselbe in der ersten Hitze — doch jetzt ist es mir schon leid geworden, zumal von dem Augenblicke an, wo Du Deine Neigung so edelmüthig meinen Wünschen geopfert hast."

Agnes dankte durch ein stummes Neigen des Kopfes und fragte dann:

„Und wann darf ich von der mir von Ihnen geschenkten Erlaubniß Gebrauch machen?"

„Sobald die Grafen von Salignac hier eingetroffen. Sie werden in vierzehn Tagen bei mir sein. Heute nimmst Du Abschied von der Pachterfamilie und morgen unterzeichnest Du den Ehekontrakt. So ist die Angelegenheit am Schnellsten abgemacht. Bist Du es zufrieden, mein theures Kind?"

„Ich bin es," sagte sie.

„So werde ich noch heute dem Herrn Frédéric schriftlich melden, wo und an welchem Tage die Zusammenkunft vor sich gehen wird."

Die Unterredung war zu Ende.

Agnes kehrte auf ihr Zimmer zurück und Bodinet setzte sich an sein Schreibpult und vollführte, was er der Bittenden versprochen hatte.

Der an Frédéric gerichtete Brief wurde noch denselben Tag von einem Diener nach dem Pachthofe getragen.

Es ist noch zu bemerken, daß am Schlusse des Schreibens auch die Kündigung des Pachtkontraktes von Bodinet zurückgenommen war.

Der junge Mann fand in diesem Briefe keine Beruhigung für den Sturm, der in seinem Innern tobte. Ihm wurde dadurch die letzte Hoffnung, der Glaube an eine möglich glückliche Wendung der ihn folterbenden Gefühle geraubt.

Was half es ihm auch, daß Agnes selbst kommen wollte, um ihm zu sagen, was sie veranlaßt habe, ihrem Vater zu gehorchen? Die Liebe zu dem holden Geschöpf war so fest in ihm gewurzelt, daß die Abschiedsstunde von der Geliebten die schmerzlichste seines Lebens sein würde.

Er wies das Schreiben seinen Eltern.

Chaland las es seiner Frau laut vor. Als er damit zu Ende, sagte er zu Frédéric:

„Sieht die Sache so, armer Junge, dann bleibt Dir Nichts übrig, als Deine ganze Mannheit in Dir wachzurufen und dem Mädchen zu zeigen, daß ein rechter Kerl, der ein gutes Gewissen hat, nicht über einen Treubruch in Verzweiflung geräth. Du bist jung, ein Bursche, um den sich die Frauenzimmer in Paris reißen werdrn, wenn Dein Name als Advokat erst berühmt ist. Die Zeit heilt jede Wunde, ist sie nicht geradezu tödlich. Laß' nur erst 'mal ein Jahr vorüber sein, dann wirst Du an die gegenwärtigen bösen Tage vielleicht mit Lächeln denken und ein Mädchen das Deiner werth und ehrsp häbsch wie Agnes ist, vergnügt auf Drinem Schooße wiegen."

Die Mutter sprach ähnliche Worte und fügte hinzu daß sie, seine Eltern, mit ihm nach Paris ziehen würden und daß er in ihrer Zärtlichkeit doch auch einigen Trost finden dürfte. Von Erneuerung des Pachtkontrakts wolle Chaland noch Frau Nichts wissen.

Frédéric's Verstand gab seinen Eltern Recht, das Herz aber fühlte anders. Darin flüsterte beständig eine Stimme:

„Nein, nein, verlasse diesen Ort nicht, bvvor Du Agnes noch einmal gesehen und gesprochen."

Was das Resultat der Bregegnung mit ihr sein könnte, das wußte er nicht, doch knüpfte sich eine unbestimmte Hoffnung an diese Zusammenkunft, die nicht in dunkle Farben gekleidet war.

Digitized by Google

Im Verlaufe der nächsten Tage bereitete der Millionair Bodinet Alles zu der Hochzeit des Grafen von Salignac mit der schwergebeugten Agnes vor, auf deren Antlitz sich keine Spur des früher so holden Lächelns mehr zeigte, die stets mit gesenktem Haupte einherging und die Einsamkeit ihres Zimmers oder des schattigen Parks suchte, um ihre Thränen zu verbergen.

Aber sie litt nicht allein. Melanie, die Gattin Bodinet's nahm den innigsten Antheil an dem Grame des armen Kindes. Eine ächte Mutter hätte nicht bekümmerter um sie sein können. Auch ließ sie es nicht bei den tröstenden Worten bewenden, mit denen sie zu Agnes sprach. Wiederholt flehte sie ihren Gatten mit Thränen an, die Ruhe des Gewissens nicht seinem Ehrgeize zum Opfer zu bringen.

„Sieh' das arme Kind an," sagte sie zu ihm. „Sieh' ihre blassen Wangen, ihr verweintes Auge, den schwankenden Gang. Ihre Kräfte nehmen zusehends ab. Wie lange wird es dauern, so wird sie am gebrochenen Herzen dem Grabe zuwellen. Wenn der Ehrgeiz Dein Herz nicht ganz verhärtet hat, so mußt Du Dir sagen, daß Du schuld an ihrem frühen Tode bist, und wie traurig werden dann Deine alten Tage dahin fließen, während sie freudevoll und glücklich vergehen würden, wenn Du großmüthig menschlich an ihr und dem wackern Frédéric handeltest, der Dir als Schwiegersohn auch einst Ehre machen würde."

Leider waren die sanften Worte der edlen Frau kein Mosesstab, der Wasser aus einem Felsen zu schlagen vermochte.

Bodinet blieb unbeweglich.

Vor seinen Augen schwebte beständig ein glänzender Stern, zu dem er sehnsüchtig aufblickte. Es war das Adelsdiplom, das ihm nach der Unterzeichnung des Ehekontraktes von dem alten Grafen von Salignac eingehändigt werden sollte. Darüber sah er nicht, wie Agnes sich in sich selbst vor Kummer verzehrte und wies die Bitten und Vorstellungen seiner Frau stets mit den Worten ab:

„Du übertreibst, Melanie. Bah, wie sollte ein so junges kräftiges Ding, wie Agnes, vor Liebe sterben!"

(Fortsetzung folgt.)

* Prof. v. Schlagintweit's Vortrag über „die Mormonen."

(Schluß.)

Bezüglich der Vielweiberei, welche erst seit 1852 sich allgemein eingebürgert, giebt der Redner als Hauptgrund die Idee Joungs an, durch dieses Mittel die Zahl seiner Anhänger bedeutend zu vermehren, aber gerade dadurch wird unter den so erzeugten Kindern die Sterblichkeit eine ungeheure, indem durch diese sogenannte „Ansiegelung" (sealed on) verschiedener Frauen nur eine schwächliche Generation das Licht der Welt erblickt.

Die Ehen selbst theilen sich in solche für die Zeit, welche sich auf die Lebensdauer des Mannes erstrecken und in solche für die Ewigkeit, welche selbst mit Verstorbenen eingegangen werden können, an deren Stelle alsdann lebende Substituirte treten. Brigham Young hatte zur Zeit, da Redner sich unter den Mormonen aufhielt, 17 für die Zeit angetraute Frauen und 65 Kinder, die Zahl der ihm für die Ewigkeit angetrauten kennt er wahrscheinlich selbst nicht.

Die Priesterschaft zerfällt in zwei Grade, in den Grad Melchizedek's und Aron's, dieselben üben auch die Rechtspflege über die Mormonen aus. Auch eine geheime Gesellschaft schließt diese Gesellschaft in sich, die Daniten, auch Gideonsbrüder genannt, welche die Gegner des Mormonenthums auf leicht begreifliche Weise unschädlich zu machen suchen.

Nachdem der Redner der Führung der Mormonen unter Brigham Youngs Leitung nach dem Salzsee gedacht, einer Wanderung, welche der des Israelitischen Volkes durch die Wüste fast gleichkam, schilderte er die Salzseestadt, das „Neu Jerusalem" der Mormonen gegründet am 24. Juli 1847. Hieran schloß sich eine characteristische Schilderung des nunmehr 72jährigen Brigham Youngs, der den Beinamen „der Löwe des Herrn" führt.

Die Pacific-Bahn hat die Mormonen aus ihrer Abgeschlossenheit herausgerissen und die Berührung mit Andersgläubigen, sowie Spaltungen, die im Innern der Gemeinde zu Tage traten, an welchen sich selbst David Smith, Sohn des Stifters und ein gewisser William Gobbe sich betheiligten, haben die Aufmerksamkeit der Union auf diesen Staat im Staate hingelenkt. Ein Versuch Grants im Jahre 1871 gegen die Mormonen einzuschreiten, mit welchem der Bundesoberrichter McKean beauftragt worden, scheiterte, da der Rechtsboden hierzu fehlte. Gewaltsmaßregeln würden nur Unheil anrichten und es scheint, daß man durch einen gegenseitigen Compromiß das Aufhören neuer Vielehen erzielen will.

Die fernere Lebensfähigkeit des Mormonenthums hängt nach des Redners Ansicht von dem Umstande ab, ob der Nachfolger Youngs ein ebenso großes organisatorisches und administratives Talent besitzen wird, sowie daß er seine göttlichen Inspirationen im Einklange mit den Verhältnissen der Zeit bringe.

Das Publikum war mit sichtlichem Interesse dem $1^3/_4$ stündigen Vortrage gefolgt und wohl ein Jeder zollte dem Redner herzlichen Dank für den gespendeten geistigen Genuß.

* Armuth ist eine christliche Tugend, nach der Niemand strebt.

* Friede, der, von Europa, ist eine Ruhe unter dem Gewehr, eine Viertelstunde Schlaf im Schilderhause.

Digitized by Google

Prolog

zur Märzfeier in Frankfurt a. M.
am 30. März 1873.
von Otto Hörth.

Wenn sonst im weiten Raum die Banner weh'n
Und Schwärme Volks in Markt und Gassen freisen,
Wenn laut geschmückte Hallen festlich steh'n
Und frohe Klänge durch die Lüfte schweifen:
Dann naht ein Held, ein Sieger kehret zurück,
Ein neuer Herrscher ist dem Land gegeben;
Die Feier gilt der Lust, sie gilt dem Glück,
Und frisch im Strom der Freude quillt das Leben.

Wir feiern Todte! — Die zum harten Kampf
Für Recht und Freiheit Weib und Kind verließen,
Die festen Muth's in Blut und Pulverdampf
Dem kalten Blei die heiße Stirne wiesen,
Sie Alle, die getreu dem Freiheitsschwur
Den Frühlingsmorgen sah'n, den blutig rothen,
Die längst jetzt schlummern auf der Ehre Flur, —
Wir feiern sie, wir feiern unsre Todten!

Es war im März. Wie wenn vom Bergeshang
Des eis'gen Panzers fest der Waldbach flutet,
Wie wenn vom Süden warm der Lenzwind drang
Und nun das schneebedrückte Land durchglutet:
So brach der Freiheit Strom sich prächtig las
Und ging befruchtend über Flur und Auen,
So flog der Sturm herbei in jähem Saus
Und schnaubte scharfen Hauch's durch Deutschland's Gauen.

Da regte sich's vom Rheine bis zum Belt,
Vom Lachsteinfelsen bis zur Weichselbüne
Als wenn in Trümmer sei' die alte Welt
Und eine neue aus dem Schutt ergrüne!
Ein wildes Meer, so schäumte, rang und quoll's,
Und jede Stimme ward zum Sturmesrufen,
Das rauschend sich'ug empor in Zorn und Stolz
Zu Fürstenschlössern und zu Thronesstufen!

„Wie wollen Freiheit, wollen Licht und Recht!
Nicht länger sei das Volk das Schaf der Hürde!
Nicht länger sei das Volk der Fürsten Knecht!
Wir wollen Menschlichkeit und Menschenwürde!
Der Geist sei frei und frei das Manneswort,
Das wahr und off'n aus der Brust geflossen,
Und mächtig sei der Völkerfriedens Hort,
Der deutschen Stämme Bruderbund geschlossen!"

Hei, wie vor lautem Ruf manch Schlosthor sprang
Und zitternd sich die taubsten Ohren neigten!
Hei, wie die Federn, die gemalt so lang,
So willig zum verlangten Strich sich zeigten!
Am Rhein, am Neckar, an der Elbe Strand,
Am Isarufer, an der Donau Boden
War rasch zur frischen That das Wort entbrannt
Und eilt zur Ernte war die Saat geworden.

Nur an der Spree, — es war in sauer Nacht,
Als Hochmuth noch im Königsschloß sich spreizte,
Als Edelmuthsrut erklang zur Bürgerschlacht
Und zum Verzweiflungskampf den Löwen reizte, —
Da war es, daß das Volk die Eisenfaust
Mit wuchtigem Griff gerecht zum Zollernthrone,
Und selber sich, vom Todesjturm umbraust
Mit blut'gem Finger brach die Freiheitskrone!

Der Morgen kam. Das war ein theurer Sieg!
Zum Schlosthof trugen sie die Todten alle
Und hielten sie empor und grauvoll stieg
Des Volkes Ruf hinauf zur Thronessalle:
„Der König komme!" — Zurchtbar klang das Wort! —
Er kam bedrängt, gebückt, gebrochen; —
„Hut ab!" — Er zog den Hut; es wankte fort; —
So hat zum König dort das Volk gesprochen!

Das war im März; doch bald mit fahlem Schein
Aufzog der Wetterssturm aus allen Gründen
Und in die junge Freiheitssaat hinein
Schlug dichter Hagel aus Reaktionsschmerzstunden.
Was von den Schanzen Wiens in breiter Flucht
Was auf dem Markt der Elbestadt geflossen,
Was Rastatts Wälle tränkte, das war Blut,
War Bürgerblut, für Volksrecht vergossen!

Es war vorbei. Vom Heimathherd verbannt
In endlos langem Zuge stab'n die Einen;
Sie wählten sich das fremde, freie Land
Und bauten Hütten sich aus freien Steinen;
Die Andern aber fielen stumm zurück
In's alte Joch der neugeschlung'nen Bande,
Und nach der Freiheitslenzes kurzem Glück
Lag wieder starr der Winter auf dem Lande.

Dann kam der Abfall; um geringen Sold
Hat sich die Schaar der Schwätzer feilgeboten,
Bereit, um Ehren und gemüngten Gold
Die Lebenden zu lästern und die Todten;
Sie schmähten heute, jeden Scham entrückt,
Was sie noch gestern eifrig selber suchten,
Und heute wenn an, zum Staub gedrückt,
Was sie noch gestern tief zur Hölle fluchten.

Wir feiern Todte. Doch dem Leben auch
Sei unverkürzt das volle Recht gegeben;
Sie starben hin, daß wir, vom Lenzeshauch
In ganzer Kraft umspielt, wir steh'n und leben!
Wir steh'n im Sturm und lass'n das Gewog
Der Wellen furchtlos um die Brust uns rauschen
Und die das Schifflein in den Hafen zog,
Noch manch'n Windstoß uns're Segel bau chen.

Denn nach ist, was die Alten einst empor
Zum Kampfe trieb, nicht Alles schon errungen;
Noch ist in der Triumphe vollem Chor
Der Siegesfeind der Freiheit nicht verklungen;
Noch sind die Gräber ohne Schmuck und Glanz,
Und stille barb'd um sie auf allen Wegen,
Denn noch nicht war es Zeit, den schönsten Kranz,
Den Siegeskranz der Freiheit drauf zu legen.

Wohl steht die Form, doch kein lebend'ger Hauch
Hat Geist und Seele mit hineingegossen;
Wohl ragt das Haus, doch nur in stachtmrauch
Hat blut'ger Kelt der Wände Ring geschlossen;
Wohl prangt das deutsche Banner schwarz und roth,
Doch ist das Gold zerrissen und begraben; —
Was soll das Werk? Was soll der dieche Tod?
Wir wollen Gold, das Gold der Freiheit haben!

Wenn heut wir drum, zur Feier rings gereiht,
Der großen Zeit Gedächtni, stiften ehren,
So sei's den Besten uns'res Volks geweiht
Und soll uns Kampf für Recht und Freiheit lehren!
Dann wird man einst mit ächtem Siegesklang
Im großen Buche der Geschichte lesen:
„Die Todten schut den Deutschen einst der Zwang, —
Der Freiheit Schöpfer sind sie selbst gewesen!"

(Frankf. Ztg.)

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 28. Kaiserslautern, 6. April 1873.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(15. Fortsetzung.)

Und insgeheim dachte der harte Mann: Und wenn meine Frau wahr spräche, wenn der junge Graf auch nach einigen Jahren Wittwer würde, was läge daran? Es wäre eine Thörin weniger auf der Welt. Ich aber habe mir Nichts vorzuwerfen, da ich ernstlich ihr Glück begründen wollte, und giebt es wohl ein größeres, als in der Hauptstadt in einem glänzenden Kreise gefeiert und bewundert eine der Königinnen der Feste zu sein?

Die wierzehn Tage waren verflossen.

Die Grafen von Salignac, in der Hoffnung bald im Besitze einer Million zu gelangen, hatten in Paris noch einmal eine bedeutende Summe aufgetrieben, wodurch sie sich in Stand setzen konnten, in einer neuen Equipage auf Bodinet's Landsitze zu erscheinen.

Mehrere Cavaliere, die Gustav als Zeugen zur Hochzeit eingeladen, begleiteten die beiden Herren.

Bodinet empfing sie mit Jubel im Herzen. Jetzt war ja keine Vereitelung seiner ehrgeizigen Wünsche mehr zu befürchten.

Die besten Zimmer des Hauses wurden ihnen eingeräumt und mehrere neuangenommene Lakaien, die er hatte aus Paris kommen lassen, zu ihrer Verfügung gestellt.

Von Melanie aber waren die Cavaliere höflich, doch kalt empfangen worden.

Eben hatten sie sich in die ihnen angewiesenen Appartements begeben, als Bodinet nach dem Zimmer des armen Opfers eilte.

Er fand sie allein, in einem alten vergilbten Buche lesend, das sie einst als Kind von ihrem Spielgenossen Frédéric geschenkt bekommen und das sie treu bewahrt hatte. Es standen die Märchen darin, die er ihr vor vielen Jahren erzählt. Es waren schmerzliche Erinnerungen für sie, aber sie thaten ihrem Herzen doch für den Augenblick wohl. Beim Lesen dieses Buches konnte sie den schönen entflohenen Jugendtraum noch einmal durchträumen.

Als Bodinet eintritt, legte sie ihre Lectüre bei Seite, denn sie sah an seiner Miene, daß er ihr etwas Wichtiges anzukündigen habe. In die Märchen vertieft, hatte sie bis jetzt Nichts von der Ankunft der Grafen vernommen.

Bodinet schritt auf sie zu und faßte sanft ihre Hand.

„Liebe Agnes, der entscheidende Moment ist für Dich gekommen. Jetzt gilt es, Dein Versprechen zu bethätigen," sagte er. „Der von mir erwählte Bräutigam und sein Vater weilen bereits im Hause."

Das Mädchen fuhr zusammen. Sie hatte eben noch so süß geträumt, und nun —?

Aber der Wirklichkeit mußte ihr Recht werden.

Sie rang nach Fassung und erkämpfte sie.

„Was befeh'en Sie jetzt?" fragte sie.

„Daß Du andere Kleider anlegst. In dieser einfachen Toilette darfst Du nicht vor den beiden Grafen und den sie begleitenden Cavalieren erscheinen. Denke Dir nur, welche Ehre für Dich! Ein Herzog wird Dein Trauungszeuge sein."

Diese Versicherung schien keinen Eindruck auf Agnes zu machen. Es war ihr gleichgültig, wer dem Begräbniß ihres erträumten Glückes beiwohnen sollte.

Ihre Gedanken flogen nach dem Orte, wo Frédéric ähnlich wie sie trauerte.

Sie wandte sich Bodinet zu.

„Was ich Ihnen gelobt, werde ich halten," versetzte sie. „Ich schwur es bei dem Schatten meines unglücklichen verblichenen Vaters. Aber ich werde nicht eher dem Grafen Salignac meine Hand reichen, bis ich vor Frédéric meinen Entschluß gerechtfertigt habe. Sie erinnern sich dieser Bedingung."

Bodinet nickte.

„Ja, liebes Kind."

„So lassen Sie mich zu ihm gehen, jetzt gleich. Je schneller ich den Kelch des Schmerzes leere, desto eher werde ich wieder ruhiger werden. Ach, es wird die Ruhe des Kirchhofes sein," seufzte sie vor sich hin.

Die Antwort des Ehrgeizigen erfolgte schnell. Auch ihm war es lieb, wenn die ihn immer noch beunruhigende Sache so bald als möglich abgethan wurde.

Er gab seine Einwilligung.

„Mit Gott denn," sagte Agnes. „Der Allgütige wird mir Kraft verleihen, das Letzte, das Schwerste zu überstehen!"

Sie schlug ein Tuch um die Schultern, setzte ein Strohhütchen auf und verließ das Zimmer, um den Weg nach dem Pachthofe anzutreten.

Bodinet ließ sie gewähren. Wie sie aber das Haus verlassen hatte, rief er seine Gattin und bat sie, ihn bei den vornehmen Gästen auf eine Stunde zu entschuldigen. Dann folgte er, begleitet von zwei Dienern, dem rasch dahinschreitenden Mädchen in einiger Entfernung. Er sah Agnes in den Pachthof eintreten und blieb mit seinen Begleitern unfern der Gartenthüre stehen.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Vaterliebe.

Der unglückliche Hyppolit Bodinet, der Vetter des Millionairs, hatte bis dahin vergeblich auf die Erlaubniß, sein Kind wiederzusehen, gewartet.

Er hatte mehrere Male bei dem stolzen Manne darum angefragt, dann aber immer die Antwort erhalten:

„Warte bis zum Hochzeitstage meiner Tochter. Einer meiner Diener wird Dich nach meinem Hause rufen. Dann sollst Du sie geschmückt wie eine Prinzessin, strahlend vor Glück sehen, vor einem Glück, das sie mir allein zu danken hat."

Dem armen Verbannten waren die Tage still und traurig dahingeschlichen.

Im Hause des Pachters erhielt derselbe zwar reichliche Verpflegung, aber sonst kümmerte man sich wenig um ihn. Vielleicht hätte Frau Chaland durch die ihrem Geschlechte angeborne Neugierde sich verleiten lassen, nach dem Grunde seines Kummers zu forschen, wäre ihr Herz nicht von der Sorge um das Schicksal ihres Sohnes und Agnes erfüllt gewesen.

Der Verbannte verließ nur selten seine Stube. That er es aber, so machte er einen einsamen Spaziergang durch die nahen Felder, oder er begab sich in den hinter dem Hause liegenden Garten. Derselbe war buschreich und hatte mehrere dichte Lauben, wo er ungestört seinen düsteren Gedanken nachhängen konnte. — In einer derselben, die sich nahe einem Rasenflecke befand, in dessen Mitte ein schön geordnetes Blumenbeet war, saß er oft viele Stunden lang, den Kopf in die Hand gestützt, sich im Geiste mit den Erinnerungen an seine bewegte Vergangenheit und den Gedanken an seine Zukunft beschäftigt, die ihm ebenfalls nur dunkle, gramerfüllte Bilder zeigte.

„Was half es ihm, daß, wie sein Vetter ihm gesagt, die Zukunft seiner Tochter eine glückliche sein werde? Er durfte sie ja nicht sehen, sich nicht in dem Anblicke ihres Glückes sonnen. Agnes war ja sein Kind nicht mehr. Der harte Mann hatte sie ihm für immer geraubt und die fürchterliche Drohung: „Wie Du ihr das Geheimniß ihrer Geburt enthüllst, so denuncire ich Dich, und der Königsmörder findet sein verdientes Ende auf dem Schaffot."

An demselben Morgen, wo Agnes mit Erlaubniß ihres Pflegevaters den Pachthof betrat, um von Frédéric für's Leben Abschied zu nehmen, hatte Hyppolit Bodinet in der Laube Platz genommen.

Eine ganze Stunde hatte er bereits dort gesessen und Niemand war in die Nähe der Laube gekommen. Dann aber ließen sich Schritte vernehmen und Stimmen hören.

Er blickte unwillkürlich auf und horchte.

Die Schritte kamen immer näher. Die Stimmen wurden etwas lauter. Er erkannte die eine als dem Sohne des Hauses angehörend, und auch die andere, die sanft und weich klang, schien ihm nicht unbekannt.

Er wußte selbst nicht, warum er die Zweige der Linde zurückbog, welche die Laube umschatteten, wenn es nicht ein geheimnißvoller Trieb der Seele war, was ihn dazu veranlaßte.

Ein halb schmerzlicher, halb freudiger Ausruf bebte leise von seinen Lippen.

Ja, sie war es, es war Agnes, seine Tochter, die an der Seite des jungen Mannes einherging, aber nicht so rosig, so blühend, wie er sie früher gesehen, sondern ein bleiches, langsam wandelndes Marmorbild, dessen Augen mit Thränen gefüllt erschienen.

„O, mein Gott! was mag dem guten Kinde geschehen sein?" murmelte er. „So sieht keine glückliche Braut aus. Sollte Charles mich betrogen haben? O, wenn ich doch die Wahrheit erfahren könnte!"

Er sollte sie nur zu bald erfahren.

Dicht vor dem Blumenbeete blieben die jungen Leute stehen. Dieser Platz war Agnes theuer. Frédéric hatte das Beet vor Jahren, ehe er nach Paris und Agnes in die Pension ging, für die Jugendgespielin bepflanzt und ihre Lieblingsblumen darin gezogen, und sie hatte ihm bei ihrem Eintritt in den Pachthof, als sie seiner ansichtig wurde, gebeten, sie dorthin zu führen. Dort wollte sie ihr gequältes Herz vor ihm entlasten und ihm die Hand zur Trennung reichen.

Agnes nahm zuerst das Wort, aber sie brachte es nur mit Mühe über die Lippen.

„Ja, Frédéric," sagte sie, „meine heißen Thränen erwirkten mir die Erlaubniß, Ihnen hier Lebewohl sagen zu dürfen."

Der junge Mann schlug beide Hände vor's Gesicht und stöhnte:

„Für immer! Für immer! O, mein Gott! mein Gott!"

Sie legte sanft die Hand auf seine Schulter.

„Nicht für immer, nur für dieses Leben, lieber Frédéric. Bekämpfen Sie Ihren Schmerz, wie ich es thue."

Er wandte sich und blickte sie vorwurfsvoll an.

„Sie gelobten mir einst, jedem Zwange zu widerstehen," rief er, „und dennoch, dennoch —"

„Ich wiederhole Ihnen," sagte sie, „daß ich nicht gezwungen wurde, daß ich meiner Liebe freiwillig entsagte. Es war der Wille Gottes, dem ich gehorchen mußte. O, starren Sie mich nicht so verzweiflungsvoll an, Sie rauben mir dadurch den Muth, Ihnen Alles zu sagen."

„Sie verlangen das Unmögliche mein Fräulein," grollte Frédéric. „Soll ich lächeln, wenn mich die Zukunft mit hohlen, todten Augen anblickt, das Dasein mit wie eine öde nackte Wüste erscheint? Armer Fischerssohn!" fügte er hinzu, „was soll jetzt noch Dein Ringen und Kämpfen? Die Königstochter entschwindet Dir, wie eine glänzende Fata Morgana. Du hast nur ein Traumbild geliebt!"

Diese Worte drangen dem armen Mädchen wie Dolche in die Seele. Aber sie fühlte, daß sie sich fassen mußte, wollte sie nicht einem Zustande anheimfallen, der einer Ohnmacht nahe kam.

Digitized by Google

Nach kurzem Schweigen erwiderte sie:

„Sie geben sich der Verzweiflung hin, mein theurer Freund, und doch, was ist Ihr Unglück, verglichen mit dem, was mich erwartet? Sie sind frei, sind ein Mann. Sie können eine Bahn betreten, auf der Ihnen Ehre und Ruhm Ersatz für eine verlorne Liebe geben. Sie werden mich einst vergessen. Eine andere junge schöne Gattin, die Ihrer Liebe werth, wird Ihnen jeden Gedanken an die Vergangenheit von der Stirne wegküssen. Sie werden in einem trauten Familienkreise noch beneidenswerthe Tage und Jahre verleben, wenn ich schon lange ein schmerzenvolles Dasein an der Seite eines ungeliebten Gatten beendigt habe."

(Fortsetzung folgt.)

Auszug aus einem Vortrage zur Feier der Märztage des Jahres 1848,

gehalten
im demokratischen Arbeiter-Bildungs-Verein
zu Kaiserslautern
von
H. Liebmann, Redacteur.

Verehrte Anwesende!
Liebe Freunde und Gesinnungsgenossen!

Mit Freuden begrüße ich Sie, die Sie sich hier eingefunden, um in dieser Stunde jener großen weltgeschichtlichen Epoche zu gedenken, welche vor 25 Jahren in Deutschland begann; zu feiern jenen Tag, wo ein neuer Geist sich im deutschen Volke offenbarte, wo man sprach in Zungen, die heute nicht mehr geredet werden dürfen wo die Feuertaufe des politischen heitern Geistes sich über Deutschland ergoß, und die germanische Freiheit ihre Ostern, ihr Auferstehungsfest feierte.

Ja, es war eine schöne Zeit, jener März des Jahres 1848, wo die schwarz-roth-goldene Fahne von allen Häusern wallte, wo es schien, als ob endlich Germania aus ihrem Schlafe erwacht sei und jene Stelle unter den Völkern Europas einnehme, die nicht gegründet ist, auf die Spitze der Bayonnette und der Millionen dressirter Menschenschlächter, sondern auf der Basis gerechter, menschlicher und für das Volkswohl bedachter Gesetze, gegeben vom Volke, angenommen vom Volke, ausgeführt durch das Volk! Aber es blieb leider bei dem Scheine. Nur für kurze Zeit schien es, als ob das Ideal des Volkes zur Realität würde, allein nur allzubald stellte sich die Enttäuschung ein, und das schöne Gebäude, welches vom Volke zum Theile schon aufgeführt war, ward auf Befehl großherzoglicher, königlicher und kronprinzlicher Machtworte mit Kartätschen zusammengeschossen.

Meine Herren!

Die Märztage des Erhebungsjahres der Deutschen sind nur dann wahrhaft zu begreifen, wenn wir die Februartage der französischen Nation mit ins Auge fassen. Betrachten wir daher zuerst in Kürze den 24. Februar des Jahres 1848, den Tag der Abdankung und der Flucht des Königs von Frankreich, welchem die Einsetzung der französischen Republik folgte.

Der 24. Februar war herangekommen, die vorhergehenden Unruhen, Exzesse und kleinere Straßenkämpfe hatten auf den Hof keinen besonderen Eindruck gemacht.

Die Königin und die Prinzessinnen sahen in dem ganzen „Skandal" wie sie sich auszudrücken beliebten, lediglich eine von Thiers eingefädelte Intrigue, einen bösen Bubenstreich, den jener Erzminister dem Hause Orleans spiele.

Der König saß in seinem Cabinet und schien nachzugrübeln. Der Herzog von Nemours hielt sich an seiner Seite. Thiers stand am Kamin und sprach mit Remusat.

Plötzlich ging die Thüre auf und Emil de Girardin trat herein mit der Nachricht, daß die Proclamation Thiers-Barrot überall vom Volke heruntergerissen würde und daß bewaffnete Schaaren vom Volke, mit Studenten und Nationalgardisten untermischt gegen die Tuilerien im Anzuge seien.

Der König fuhr auf — Was soll ich thun? sagte er. Abdanken, Sire! sagte Girardin.

Abdanken? wiederholte der König und ließ die Feder aus der Hand fallen. —

Ja, Sire, unbedenklich und unverzüglich, sonst ist Alles verloren.

Hier ist die Proklamation, fix und fertig, wie ich sie habe drucken lassen, um in solch' wichtigem Momente Zeit zu ersparen.

Und Girardin legte dieselbe auf das Schreibpult.

Die Proklamation lautete:

„Der König dankt ab, zu Gunsten des Grafen von Paris mit Herzogin von Orleans als Regentin. Allgemeine Amnestie! Auflösung der Kammer! Aufruf an's Land!"

In denselben Momente klirrten die Schlachtfenster von den Linienschiffen, die vom Palais Royal her ertönten. „Sire! sagte Jules de Lafteyrie, es ist eine ernste Emeute, aber keine Revolution, die Monarchie ist noch zu retten durch zeitiges Nachgeben."

Der Herzog von Montpensier rieth ebenfalls zur Abdankung.

Ludwig Philipp starrte dumpf vor sich hin.

Das abermalige Krachen des Gewehrfeuers riß ihn aus seiner Betäubung empor.

Nun gut, ich danke ab, sagte er.

Einige Deputirten eilten auf der Stelle fort um die Nachricht den nächsten Barrikaden zu bringen und damit das Feuer einzuhalten. Ihre Worte verhallten im Lärm der Flintensalven. Verschiedene von den Kämpfenden erklärten sich indessen bereitwillig die Waffen niederzulegen, wenn man ihnen die eigenhändig geschriebene Abdankung des Königs bringe. Die Forderung wurde nach den Tuilerien gemeldet. Der König ging an's Schreibpult, als die Königin ihm um den Hals fiel mit den Worten: „Sire, schreiben Sie nicht; Sie weichen vor einer Emeute; man macht Ihnen bange!" Sehr ergriffen setzte sich Ludwig Philipp, nahm die Feder und schrieb langsam und traurig folgende Worte:

„Ich lege diese Krone, die zu tragen mich die Stimme der Nation berief, zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris nieder. Möge es ihm gelingen, die große Aufgabe zu lösen, die ihm heute zufällt. Ludwig Philipp."

Nachdem er diese Worte niedergeschrieben, stand der König auf, las sie vor und reichte das Blatt Papier, worauf er sie geschrieben, einem der Deputirten mit der Bitte es nach der Kammer zu bringen. Die Königin, im höchsten Grade gereizt riß dem Deputirten das Blatt aus der Hand und machte Miene es zu behalten, warf es aber dann auf den Tisch mit den Worten: „Meine Herren, der König hat g'than, was Sie wollen; er ist doch besser als Sie Alle!" Der General Lamoricière hob das Papier auf, faltete es und nahm es mit fort zu den Barrikaden als die letzte Hoffnung der Dynastie und den letzten Talisman der Monarchie. Alles war somit vollbracht. Der König hatte nur noch an seine Abreise zu denken.

Redner schilderte sodann die Flucht des Königs, die Zerstörung der Tuilerien, die er mit den Worten schloß, als nun die letzten Herrlichkeiten des Königthums so zu sagen in Rauch und Flammen aufgegangen waren, schrieb eine spöttische Hand mit Kreide an die Façade des Schlosses:

„Grande boutique à louer pour cessation de commerce."

„Großer Schuppen zu vermiethen wegen Aufgabe des Geschäftes."

Das Volk hatte überall gesiegt, die Abdankung ward verworfen, die Republik ward erklärt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

O bleibe schön!

Von Rudolph Riggeler.

O bleibe schön!
Mag nie den Schimmer deiner Wangen
Der Jahre Flügelschlag verwehen.
Sieh über jenen dunklen Höhen,
Ob alle Sterne rings vergehen,
Den Morgenstern so golden prangen!
O bleibe schön!

O bleibe rein!
Wie vor dem Nebelhauch der Erde
Den Kelch verschließt die Windenblüthe,
Ihn öffnend nur dem Sonnenschein
So, Kind, bewache dein Gemüthe,
Daß diese Blume nichts gefährdet!
O bleibe rein!

O bleibe froh!
Mag nie die leiseste der Sorgen
Umwölken deine lichte Stirne!
Sieh dort! Die Dämmerung entfloh
Und flittern hebt des Berges Firne
Sich in den glänzend blauen Morgen —
So bleibe froh!

Feuilleton.

* (Starker Tabak) Im Stammstübchen beim Löwenwirth zu Hinterwalden saßen die Honoratioren des Städtchens und lauschten andächtig den Münchhausenaden des alten Försters, welche derselbe heute zum 1001 Male zum Besten gab. Aber weiß der Teufel, wie's zuging — heute schnitt er mehr als je auf. Jagdgeschichten, die ein neugeborenes Kind erstarren gemacht hätten, wurden aufgetischt und die Haare der Honoratioren von Hinterwalden kamen aus dem gesträubten Zustande gar nicht heraus. Endlich war es aber diesem abgehärteten Auditorium zu bunt, so daß der Herr Bürgermeister am Schluß einer furchtbaren Lüge auf den Tisch schlug und ärgerlich ausrief: „Das ist aber starker Tabak!" — „Ja, starker Tabak!" klangs in der Tafelrunde wieder. — „Hoho," schrie der Förster, „wißt Ihr, woher die Redensart stammt: das ist starker Tabak?" Niemand wußte es. „Gut, ich werd's Euch erzählen." — Also mein Großvater selig, das war ein Kerl, sag ich Euch, gegen den sind wir Alle neugeborne Kinder, sag ich Euch. Also mein Großvater macht sich eines schönen Morgens — 's war noch Schlummerstunde — auf die Beine, um in den Wald zu gehen. Dazumal gabs hier noch Wölfe und Bären, er wollte also zum Plaisir ein Paar von den Bestien schießen. Wie er so fürbaß schlendert, wer kommt aus dem Busch heraus? Der Teufel! Mein Großvater läßt ihn ruhig 'ran kommen und sagt: „Guten Morgen, Teufel!" — „Schön guten Morgen!" sagt der Teufel. „Was habt Ihr denn da für ein Ding auf der Schulter?" Dabei zeigt er auf meinem Großvater seine Büchse. — „J, das ist meine Tabakspfeife," antwortete mein Großvater. — „So," meinte der Teufel, „wie wird denn die geraucht?" — „Nu, man nimmt sie von oben in den Mund und unten schlägt man Feuer!" — „Das ist spaßig," sagt der Teufel, „ich will's mal versuchen." — „Man zu!" sagt mein Großvater und lacht sich eins im Stillen. Der Teufel nimmt also den Büchsenlauf in's Maul und brummelt meinem Großvater zu: er solle die Pfeife anzünden. Mein Großvater zieht den Hahn auf und schießt los — parbauz! geht die Ladung dem Teufel ins Maul. Mein Großvater denkt, na, dem hast du's gut versalzen. Der Teufel aber schüttelte sich, spuckt die Geschichte aus und sagt zu meinem Großvater: „Pfui Teufel, das ist aber starker Tabak!"

* Eine junge amerikanische Dichterin, die ihre 200 Pfund wiegt, hat soeben eine Reihe Verse veröffentlicht, die dem Titel zufolge auseinandersetzen sollen, was sie thun würde: Wenn sie ein Sonnenstrahl wäre."

Gemeinnütziges.

* (Butterprobe.) Die Butter ist häufigen Verfälschungen unterworfen; man mengt sie z. B. mit fein zerriebenen Kartoffeln und Mehl, am meisten aber sucht man sie mit einem Ueberschuß von Käsestoff und Wasser zu verbinden, was leicht durch Zusatz von etwas Alaun oder Borax erreicht wird. Um eine solche Verfälschung zu entdecken, bringt man einen Theil Butter in ein Glasgefäß, dessen Gewicht man vorher bestimmt hat, setzt einen Gewichtstheil Wasser hinzu und läßt nun das Ganze an einem warmen Ofen stehen, bis die Butter geschmolzen ist. Hierauf verschließt man das Glas gut mit einem Kork, setzt es umgekehrt in ein Gefäß mit warmem Wasser und läßt dann alles bis zum vollständigen Erstarren der Butter erkalten. Ist dies geschehen, so öffnet man den Kork des noch immer umgekehrten Gefäßes, läßt die Flüssigkeit herauslaufen und bestimmt dann das Gewicht der zurückgebliebenen Butter. War sie gut, so darf der Gewichtsverlust höchstens $^1/_8$ bis $^1/_6$ betragen; enthielt die Butter Kartoffeln oder Mehl, so kann man dies erkennen, wenn man die abgelaufene Flüssigkeit bis zum Kochen erhitzt und derselben nach dem Erkalten eine Jodauflösung zusetzt, wo sich dann eine blaue oder violette Färbung zeigt. Ob die Butter endlich künstlich gelb gefärbt ist, läßt sich leicht erkennen, da in diesem Falle das in der Butter enthaltene Wasser ebenfalls gelb erscheint, was bei der natürlichen Färbung nicht der Fall ist.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:
Wiesel — Esel.

Auflösung des Räthsels in Nr. 26:
Geld — Geduld.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 29. Kaiserslautern, 9. April 1873.

Was die Dichter und Denker über die Schönheit der Frauen gesagt haben.

Schiller.

Tugenden braucht der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend geniget dem Weib; sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheint sie stets.

Göthe.

Frauenschönheit will nichts heißen;
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch' ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.
Die Schöne bleibt sich selber selig,
Die Anmuth macht unwiderstehlich.

Herder.

Die Wohlgestalt des Menschen ist kein Abstractum aus den Wolken, keine Composition gelehrter Regeln oder willkürlicher Einverständnisse; sie kann von Jedem gefaßt und gefühlt werden, der, was Form des Lebens, Ausdruck der Kraft im Gefäße der Menschheit ist, in sich oder in Anderm fühlt. Nur die Bedeutung innerer Lebenheit ist Schönheit.

Jean Paul.

Weiber! was soll ich weiter sagen, als daß ihr, sobald ihr gut seid, es im höchsten Grade seid, und daß ihr und das englische Zinn einerlei Stempel habt — nämlich die Figur eines Engels.

Lord Bacon.

Wenn die Schönheit von einem reinen Glanze strahlt, so macht sie die Tugenden leuchten, die Laster erröthen.

Shakespeare.

O wie viel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn sie der Wahrheit reine Glorie schmückt;
Schön ist die Rose, doch noch mehr entzückt
Der süße Wohlgeruch, den sie uns beut.

Lerne.

Schönheit, gleich Wahrheit, ist niemals so herrlich, als wenn sie am einfachsten geht.

Emerson.

Schönheit ist das Zeichen, welches Gott auf die Tugend gesetzt hat.

Alphonse Karr.

Die Frauen urtheilen, wenn es die Frauenschönheit gilt, mehr nach derjenigen, welche klar vor Augen liegt; die Männer erkennen eine andere, die man im Ganzen empfindet und das ist die wahre.

Balzac.

Eine Frau ist immer schön genug, wenn sie gut ist.

(M. T.)

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(16. Fortsetzung.)

„Der Glanz der Grafenkrone wird Sie davor schützen," versetzte Frédéric.

„Wie soll ich die Last der Zukunft tragen," sagte Agnes, „ohne unter ihr zusammenzubrechen, wenn Sie mein Herz so grausam verkennen!"

Der junge Mann fuhr mit gesteigerter Bitterkeit fort:

„Ich erkenne es nicht. Womit wollen Sie den Bruch Ihres Wortes rechtfertigen, mein Fräulein?"

Sie legte die Hand auf die Brust und schlug das umschleierte Auge nach oben.

„Mit der Pflicht der Dankbarkeit, mein Freund."

„Dankbarkeit — gegen Ihren Vater!" rief Frédéric. „Ich kenne die Pflichten, die ein Kind gegen seine Eltern hat. Wäre Herr Bodinet arm, unglücklich, in Gefahr, das Höchste, seine Ehre, sein Leben zu verlieren, könnten Sie ihn durch diese Ehre vom Abgrunde retten, ich würde um Sie trauern, lange, tief, doch die Erinnerung an Sie als die heiligste meines Daseins segnen. Allein Herr Bodinet schwelgt im Reichthum und nur ein verdammlicher Ehrgeiz stachelt ihn, sein einziges Kind wider ihren Willen dem Grafen zu vermählen. Dagegen ist Widerstand kein Unrecht!"

Agnes sagte ruhig:

„Ich glaube an die Wahrheit dieser Worte. Aber Herr Bodinet hat stärkere Ansprüche an mein Pflichtgefühl als ein Vater."

Frédéric schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein."

„Weil ich — nicht seine Tochter bin," versetzte sie langsam.

Dies Bekenntniß rief bei dem jungen Manne nicht geringe Ueberraschung hervor.

„Nicht sein Tochter?" wiederholte er.

„Nein, mein Freund," sagte sie. „Ich war eine hülflose Waise. Eine sterbende Mutter vertraute mich ihm an, dem Freunde meines unglücklichen Vaters. Er sorgte für mich, gab mir seinen Namen, gab mir Erziehung. Seine Gattin umfaßte mich mit der vollen Zärtlichkeit einer Mutter. Dem vermeintlichen Vater widerstand ich — dem Manne, dem ich mehr als mein Leben verdanke, mußte ich gehorchen. Werden Sie meinen Entschluß nun noch verdammen?"

Sie schwieg und sah ihn traurig mit bittenden Blicken an.

Es dauerte eine Weile, ehe Frédéric sich zu fassen vermochte. Dann aber beugte sich seine Seele vor der Großmuth des unglücklichen Mädchens.

„Ich klage nicht mehr Sie, ich klage nur noch das Schicksal an," sagte er. „Doch noch eine Frage: Sie nannten Ihren Vater unglücklich. Lebte er noch, als Sie in das Haus des Herrn Bodinet kamen?"

Agnes seufzte schwer auf.

„Ach, mein Freund, diese Frage — Sie thun meinem Herzen unendlich weh —"

Digitized by Google

„O, laſſen Sie mich Alles wiſſen!“ bat er, ihre Hand ergreifend.

Nur mit Anſtrengung brachte ſie die Worte hervor:

„Nein. Er war wenige Tage zuvor — den Tod — eines Verbrechers geſtorben.“

Zitternd lehnte ſie ſich an die Bruſt des Jugendfreundes, der ſie umfaßte.

„Nun wiſſen Sie das Letzte, das Schrecklichſte,“ ſtöhnte ſie. „Nun laſſen Sie uns ſcheiden. Sie ſehen ein, ich konnte nicht anders handeln.“

„Es wäre grauſam von mir, Ihr gequältes Herz noch ferner zu bedrängen,“ verſetzte er reſignirt. „So rufe ich Ihnen das letzte Lebewohl zu, theure Agnes!“

Er ſenkte ſeinen Mund auf ihre bleiche Stirn.

„Dieſer Kuß iſt der eines Bruders, der Ihr Gedächtniß bis zum Tode ehren wird.“

Er entzog ſich ihr langſam und ſchritt mit ſeinen eingeſargten Hoffnungen dem Hauſe zu, um an der Bruſt der geliebten Eltern ſich auszuweinen.

Agnes blieb noch einige Augenblicke ſtehen.

Sie ſah ihm nach und ſeufzte:

„Es iſt gethan. Helfe mir Gott, daß ich nun noch das letzte Opfer vollbringe!“

Während dieſes Geſpräches zwiſchen den unglücklichen Liebenden war die Scene des Verbannten, dem in der Laube kein Wort entgangen war, wechſelweiſe von tiefem Mitleid und Abſcheu erfüllt worden.

Das letztgenannte Gefühl galt natürlich ſeinem Vetter, Charles Bodinet.

Derſelbe hatte ihn belogen, als er das projektirte Ehebündniß zwiſchen Agnes und Guſtav von Salignac ein aus Liebe geſchloſſenes genannt.

Er hatte Agnes belogen, da er ihren wahren Vater für todt ausgab und auf dieſe Liſt das Gelingen ſeines Planes baute.

Sein Kind war ein Engel des Lichts, ihr Pflegevater aber ein Teufel, wie ihn die Hölle nicht ſchlimmer machen konnte.

„Soll dieſem verruchten Manne ſein Werk gelingen?“ fragte der Verbannte ſich ſelbſt.

„Nein, und dreimal nein!“ rief es in ihm. „Du kannſt es verhüten, Du wirſt es verhüten. Was gilt Dein armſeliges Leben gegen das nie endende Unglück Deines geliebten Kindes! Mußt Du den blutigen Tod erleiden, den das Geſetz über die Richter des geworbeten Königs verhängt, ſo wird Dein Kind an Deiner Grabſtätte heiße Thränen vergießen. Aber dieſe Thränen wird die allmächtige Zeit trocknen und die Liebe Desjenigen, an dem ihr Herz mit unauflöslichen Banden hängt, deſſen Gattin zu werden dann Nichts mehr entgegenſteht, wird ſie den Schmerz über den verlornen Vater überwinden machen. Sei es denn. Zeige, daß die Vaterliebe höher als das Leben ſteht.“

Er trat, ſo raſch es ſeine Kräfte erlaubten, aus der Laube hervor und vor Agnes hin, die ſich eben entfernen wollte.

Sie erſchrak als ſie den ärmlich gekleideten Mann erblickte und wollte ihm ausweichen, um ihren Weg fortzuſetzen.

Hypolit Bodinet aber hielt ſie zurück.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ ſagte der Arme, vor innerer Bewegung zitternd, „wenn ich es wage, Sie anzureden.“

„Wer — wer ſind Sie, mein Herr?“ fragte Agnes, indem ſie einen Schritt zurücktrat.

Der Verbannte bat mit flehender Stimme:

„O, fürchten Sie ſich nicht vor mir! Ich führe nichts Böſes gegen Sie im Schilde. Im Gegentheil wenn irgend ein Menſch auf Erden es gut mit Ihnen meint, bin ich es. Bin ich Ihnen doch ein Freund, der ſelbſt der höchſten Gefahr Trotz bietet, um Sie glücklich zu wiſſen.“

Die Rede des ärmlichen Mannes klang ſo ſeltſam — dazu ſeine ärmliche Kleidung, das bleiche, gramvolle Antlitz — ſie wußte nicht, was ſie aus dem Fremden machen ſollte, der ſo plötzlich vor ihr ſtand, ohne daß ſie ſeine Nähe geahnt hatte.

Faſt ängſtlich erwiderte ſie:

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr. Auch ſind Sie mir gänzlich fremd —“

„O, nicht ſo fremd als Sie glauben. Sehen Sie mich nur genau an. Wir ſahen uns ſchon — im Garten Ihres — des Herrn Bodinet — Sie waren ſo gütig gegen den Unglücklichen.“

Jetzt erinnerte ſie ſich. Sie hatte ihm damals eine Gabe geſchenkt. Gern hätte ſie heute daſſelbe gethan. Aber ſie war vom Hauſe gegangen, ohne ihre Börſe mitzunehmen.

„Armer Mann,“ ſagte ſie, „es thut mir weh, daß ich nicht auch jetzt — aber kommen Sie nach dem Hauſe des Herrn Bodinet. Dort ſoll Ihnen Hülfe werden.“

Der Fremde richtete ſich hoch auf.

„Ja, ich werde dort erſcheinen,“ verſetzte er. „Doch nicht um von dem harten Manne ein Almoſen zu empfangen. Nein, ich gehe dorthin, um Sie von ſeiner Tyrannei zu ſchützen, um das Recht zu zerreißen, das er mit der Argliſt ein Dämons um Ihr Herz gewoben, um Sie dem wackern Jünglinge zu erhalten, dem Sie Liebe und Treue geſchworen haben!“

Sprach der Fremde im Wahnſinn, oder lag ſeinen Worten eine furchtbare Wahrheit zum Grunde?

Agnes blickte ihn mit immer größerem Erſtaunen an.

Hypolit Bodinet aber fuhr fort:

„Ich ſah, von Ihnen unbemerkt, dort in der Laube, als Sie von Herrn Fréderic Chaland Abſchied nahmen. O, mit krampfte das Herz vor Wuth und Zorn zuſammen, als ich aus Ihren Reden vernahm, welche hölliſche Lüge Ihr Pflegevater gegen Sie anwendete, um Sie zu einem verhaßten Ehebündniſſe zu bereden.“

„Eine Lüge? Welche, mein Herr?“

„Daß Ihr rechter Vater nicht mehr unter den Lebendigen weile. Hier hebe ich meine Hand empor und rufe den gerechten Richter im Himmel zum Zeu-

Digitized by Google

gen an, daß ich die Wahrheit spreche: Ihr Vater lebt und vergeht faſt vor Sehnſucht, ſein einziges, heißgeliebtes Kind in ſeine Arme zu ſchließen."

(Fortſetzung folgt.)

Auszug aus einem Vortrage zur Feier der Märztage des Jahres 1848,

gehalten

im demokratiſchen Arbeiter-Bildungs-Verein zu Kaiſerslautern

von

J. Liebmann, Redacteur.

(Fortſetzung ſtatt Schluß.)

Nachdem der Redner ein Bild der franzöſiſchen Revolution entworfen, ſchilderte er den Eindruck, welchen dieſelbe in Deutſchland und insbeſondere zu Berlin hervorgerufen.

Als einen bereits früheren Hauptausgangspunkt der politiſchen Bewegung bezeichnete er die Thronrede, mit welcher der König am 11. April 1847 den Landtag eröffnete. Jene Thronrede war der erſte vollſtändige Ausdruck der Stellung Friedr. Wilhelms zu ſeinen Landen. Der König hatte ſie mit einer auffallenden Haſt, mit ſcharfen Accenten und lebhafter Handbewegung geſprochen. Beſonders war es die folgende Stelle die Allen ſchwer auf's Herz fiel, die da lautete:

„Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung: daß es keiner Macht der Erde gelingen ſoll, mich zu bewegen, das naturwidrige, gerade bei uns durch ſeine innere Wahrheit ſo mächtig wachende Verhältniß zwiſchen Fürſt und Volk in ein conventionelles, conſtitutionelles zu wandeln, und daß ich es nun und nimmermehr zugeben werde, daß ſich zwiſchen unſern Herrgott im Himmel und dieſes Land ein beſchriebenes Blatt gleichſam als eine zweite Verſehung, einbränge, um und mit ſeinen Paragraphen zu regieren und durch ſie die alte heilige Treue zu erſetzen."

Von beſonderem Intereſſe war ſodann bei Beſchreibung des tobenden Straßenkampfes die Schilderung der Vertheidigung der Barrikade an der Jäger- und Friedrichſtraßenecke. Redner theilte hierüber das Folgende mit.

„Weder den Studenten noch den Arbeitern waren es beſonders Lehrjungen, welche bei dem Barrikadenkampf eine beſpielloſe Ausdauer und einen in der That heldenmüthigen Widerſtand entwickelten. So vertheidigte der 17jährige Schloſſerlehrling Ernſt Zinna ganz allein die Barrikade an der Jäger- und Friedrichſtraßen-Ecke gegen ein Bataillon Soldaten. Dieſe aus einem in den Rinnſtein gekenterten Wagen, mehren Tonnen und Brettern leicht zuſammenzuwerfene Barrikade war als zu ſchwach von ihrer Beſatzung verlaſſen worden, welche ſich lieber zur Verſtärkung der Barrikade an der Taubenſtraße hinbegeben hatte. Nur zwei junge Handwerker blieben unerſchrocken und unerſchütterlich an der Bruſtwehr lehnen und erwarteten den Angriff, der ſich ſchon durch die Trommel eines von den Linden heranrückenden Infanteriebataillons ankündigte. Die beiden ihrer Barrikade treu gebliebenen Kämpfer waren der 19jährige Schloſſergeſell Wilhelm Glaſewald, der ſich mit einem alten Schießgewehr bewaffnet hatte, und neben ihm Ernſt Zinna, der in ſeiner Hand einen verroſteten krummen Säbel ſchwang, die einzige Waffe, deren der junge, kampfburſtende Held hatte theilhaftig werden können. Glaſewald ſchoß auch ſofort ſein Gewehr ab, ſobald er nur der Soldaten anſichtig wurde, empfing aber auch in demſelben Augenblick einen Schuß, der ihn zu Boden warf und ſeinen linken Arm zerſchmetterte. Held Zinna ſtand jetzt nur noch allein auf ſeiner Barrikade und er hielt es für das Gerathenſte, einen Ausfall auf derſelben zu unternehmen. So ſtürzt er hervor, ſchwingt aus Leibeskräften ſeinen alten Säbel und führt damit einen mächtigen Hieb auf den an der Spitze ſeines Bataillons heranmarſchirenden Offizier, der davon erſchrocken zurücktaumelt. In demſelben Augenblick aber werden ſechs bis acht Gewehre auf ihn losgedrückt, doch entgeht ihnen der beherzte Knabe durch eine geſchickte Wendung, mit der er ſich zur Erde bückt. Hier rafft er drei große Pflaſterſteine auf, und ſchleudert einen nach den andern, gerade vor die Front der Soldaten hinreichend, auf dieſelben ab. Aber dem neuen Kugelregen, der auf ihn lospraſſelte, konnte er ſich nicht wieder durch eine geſchickte Wendung entziehen. Plötzlich ſtutzte er mit beiden Händen nach dem Unterleib, in den ihm eine Kugel gedrungen war, aber kein Schmerzenslaut, kein Ausruf kam über ſeine Lippen. So flüchtete er ſich in eine offene Hausflur und legte ſich dort ruhig nieder um zu ſterben. Wohl in keinem andern Falle erwies ſich die Soldateska von ſolcher Hez- und Sinnloſigkeit wie hier, wo ein ganzes Bataillon, nur dem blinden Triebe gehorchend, auf einen einzelnen Knaben Jagd machte."

Mit großem Intereſſe folgte die Verſammlung der Schilderung bezüglich des ſaigenden in der Weltgeſchichte einzig daſtehenden Schauſpiels.

„Man brachte nämlich von allen Seiten die Leichen der im Kampfe Gefallenen in feierlichen Zügen theils auf Bahren theils in offenen Wagen herbei. Dieſe blutigen Opfer eines unnatürlichen Kriegs zu dem König und das Schloß zu tragen, war ein wunderbarer und grauſamer Einfall zu nennen, der wie ein Blitz in den verſchiedenen Theilen der Stadt gleichzeitig die Gemüther des Volks durchzuhr. Es war, als wenn man dazu nach einem beſtimmten Plan übereingekommen wäre, und doch entſtand die ganze Scene wie von ſelbſt und ohne alle gemeinſame Verabredung. Die herbeigetragenen Leichen waren größtentheils mit Blumen, grünen Zweigen und Lorbeerkränzen geſchmückt, womit das Volk, beſonders aber Frauen ihnen die blutigen Stirnen gekrönt hatten. Die Wunden waren dagegen mit einer ſchauerlichen Oſtentation offen gelegt, und das Volk bezeigte denſelben überall durch Entblößung der Häupter die tiefſte Ehrfurcht. Ueber Dahre folgte eine Schaar von Leidtragenden aus dem Volke, die ſtumm und mit abgezogenen Hüten hinter denſelben herzingen. Die Träger waren meiſtentheils die Kämpfer der Barrikade, an welcher der Todte gefallen, und Manche trugen in der einen Hand noch die Waffe mit der ſie gefochten hatten. Ihr düſteres, bleiches Geſicht erzählte noch den ganzen Hergang der ſchickſalsvollen Begebenheit, die ſchmerzensreiche Geſchichte des Todten, den ſie trugen. Die Leichen wurden ſämmtlich im Schloßhofe abgelegt, und das Volk bildete mit ſchauerlichen Grabſchweigen einen Kreis um den Augen Dieſer ſtanden Thränen. Die Stille wurde nur bei Ankunft einer neuen Bahre unterbrochen, wo die Träger gewöhnlich mit ſchallender Stimme hinzufügten, auf welcher Barrikade das Opfer gefallen, ob es niedertlaetätticht oder meuchlings von den Soldaten zuſammengehauen worden. Einige dieſer traurigen Devisan lauteten: „15 Jahre alt, an meiner Seite niedergeſchoſſen, mein einziger Sohn!" — „Ohne Pardon niedergeſchachen, nachdem er ſich ergeben hatte." — „Ein Familienvater von fünf unerzogenen Kindern." — „Eine Wittwe, Mutter von ſieben Waiſen."

Jetzt brach die verſammelte Volksmenge plötzlich ihr Schweigen und rief mit lauter gellender Stimme: der König ſoll kommen! Dann wurde es wieder einen Augenblick lang ſtill, in welchem man über den furchtbaren Sinn dieſes aus tauſend Kehlen wie einſtimmig erſchollenen Rufes nachdenken konnte. Das Volk brachte dem König die blutigen Früchte dieſer Nacht dar, es wollte ihm die Ernte ſelbſt zeigen, welche der Tod in dieſem gräulichen Spiel geſchnitten, der König ſollte ſich erklären, in welchem Sinne er dieſe Opfer anzuſehen, wie er ſie zu ſühnen gedenke. Ueber dieſe Leichen hin wollte das Volk dem König ins Auge ſchauen und ihm als Menſch dem Menſchen gegenübertreten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Die Schauspielerin Ellen Franz, deren Vermählung mit dem Herzoge von Meiningen dieser Tage stattfand, war im Jahre 1862 am Nürnberger Stadttheater engagirt. Sie gehörte zu jener Zeit erst einige Jahre der Bühne an. Im gesellschaftlichen Umgang zeichnete sie sich durch Takt und feine Tournüre aus. Später war Fräulein Franz in Mannheim und alsdann seit einer Reihe von Jahren in Meiningen engagirt. Ihr Vater ist Institutsdirektor in Berlin. Die Vermählung des Herzogs Georg von Meiningen mit der Schauspielerin Franz erregt übrigens ein so allgemeines Aufsehen, daß einige Notizen über die Nebenumstände wohl nicht ohne Interesse sein dürften. Am 18. v. wurde einem Herrn H. in Bad Liebenstein vermittelst einer telegraphischen Depesche von Meiningen aus der Auftrag ertheilt, in der herzoglichen Villa sofort drei Zimmer in Bereitschaft zu setzen, ein Souper für drei Personen zu bestellen und einen Wagen zum Fünf-Uhr-Zug an die Eisenbahn-Station Immelborn zu senden. Wie man bald erfuhr, war der Herzog Georg angekommen. Einige Zeit darauf kam ein Gefährt, von schweißtriefenden Pferden gezogen, in Liebenstein an, das den Pfarrer Woif von Schwenia dorthin brachte, der in der Villa verschwand. Man meinte in Liebenstein, der Herzog habe sich den Pfarrer zur Verlürzung des Abends holen lassen. Was er dort gethan, darüber wurde Tags darauf das Publikum durch das Regierungsblatt belehrt, das in der officiellsten Form mittheilte: „Se. Hoheit der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen hat sich am 18. d. mit der Hofschauspielerin Fräulein E. Franz vermählt, die zur Freifrau von Heldburg ernannt ist." Im Grunde konnte die Nachricht nicht sehr überraschen, da die intimen Beziehungen des Herzogs zur genannten Künstlerin ziemlich überall bekannt waren. Aber immerhin machte es einen eigenthümlichen Eindruck, daß die Trauung in dem Lebingsaufenthalte der erst vor einem Jahre verstorbenen Herzogin Feodora vollzogen worden, die von dort aus ihre Wohlthaten in die Hütten getragen. Als einziger Zeuge bei diesem in der Fastenzeit vollzogenen Trauungsacte fungirte ein Mitglied der Meininger Hofbühne, der allgemein als ein intimer Freund von Fräulein Franz galt. Daß diese fürstliche Mesalliance in exclusiven Kreisen und besonders bei Verwandten des Herzogs nicht eben erfreulich berührte, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden. So soll Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs Georg aus erster Ehe mit der geistvollen Prinzessin Charlotte von Preußen bei der Nachricht, die ihr der Adjutant nebst einem Briefe des glücklichen Vaters brachte, sich laut weinend in ihr Zimmer eingeschlossen haben. Ihr Bruder, der Erbprinz, ist noch auf Reisen, wird aber bald zurückerwartet. Das Hoftheater wurde noch vor Beendigung der Saison geschlossen. (Südd. Teleg.)

* (Aus chinesischen Zeitungen.) Der Maaistrat von Tung-Kwan, ostwärts von Macao, ließ kürzlich eine amtliche Ermahnung gegen den Selbstmord der Frauen ergehen, welches Uebel, wie er sagt, gar sehr überhand nehme, indem Hängen, Giftnehmen, Gurgelabschneiden und Ertränken in der Mode sei und Vertheirathete und Unvertheirathete, Frauen, Gebieterinnen und Dienende, bald aus Lebensüberdruß, oder um allerlei Leiden willen, bald aus Rache sich dieses Verbrechens wider die Natur schuldig machen. „Und aus einem lächerlichen Aberglauben" — sagt der Magistrat hinzu — „daß Jungfrauen in jenem Leben zu übermenschlichen Wesen, genannt Schinsthn, werden, begiebt sichs oft, daß junge Mädchen schwören, nicht heirathen zu wollen; und drängt man sie dazu, sich schaarenweise ins Wasser stürzen." Kommt glücklicherweise in Europa nicht vor.

Gemeinnütziges.

* (Contra Motten.) Sachverständige wollen die Erfahrung gemacht haben und es ist dies auch recht glaublich, daß in Folge des warmen Winters dieses Frühjahr die Motten sehr zeitig und sehr zahlreich auftreten werden. Es sei daher erlaubt, schon jetzt auf das beste Mittel zum Schutz der Pelzkleider gegen Motten aufmerksam zu machen. Es besteht dies in einer, der Menge der aufzubewahrenden Pelzsachen entsprechenden Blechbüchse, am liebsten aus Zinkblech; dieselbe wird rund, ähnlich einer Musikschachtel, nur größer gearbeitet mit abnehmbarem Deckel. In diese Büchse legt man Ende Winters zusammengerollt und (wenn man überaus vorsichtig sein will) mit Kampher und weißem Pfeffer bestreut, eventuell mit Benzin oder dergleichen besprengt, die Pelzsachen ein, schließt den Deckel und verklebt den Rand sorgsam mit Papier. Es ist dann einer Motte unmöglich einzudringen, ihre Eier in den Pelz zu legen, aus denen dann die gefräßigen und verderblichen Maden auskriechen. Man besorgt diese Verwahrung, ehe es Motten giebt und öffnet die Büchse, wenn die Motten wieder verschwunden sind, d. h. im Winter erst, wenn die Pelzsachen gebraucht werden. Gut ausgeklopft und zwei bis drei Tage an frischer Luft aufgehängt, verlieren sie allen Geruch. In wenig Jahren macht sich die Büchse durch die Ersparniß an Aufbewahrungslöhnen bezahlt und man hat ein Lebensalter dann die Aufbewahrung fast umsonst. In kleinen Städten und auf dem Lande, wo Kürschner nicht wohnen, ist diese Methode die einzig mögliche, da öfteres Ausklopfen, selbst beim Kürschner, doch nicht vollen Schutz gegen die Motten gewährt.

Räthsel.

Fünf Zeichen hat mein Wort; der Kopf ist grau und alt,
Der seinen Namen trägt. Ein Zeichen von der Spitze
Des Wort's hinweg, so wird's die Frucht der größten Hitze;
Noch ein's hinweg, so giebt's was kältet ist als kalt.

Verantwortlicher Redakteur G. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 30. Kaiserslautern, 13. April 1873.

Ostern.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor in's klarste Luftgebiet
Und schmettert, hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach' auf! das Alte ist vergangen;
Wach' auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauscht durch's Thal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Häupter all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüthen roth,
Ihr sollt es alle mit verkünden:
Die Lieb' ist stärker, als der Tod!

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Gebannt ein welkes Dasein träumt:
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande,
Wie Jugendhauch; o laßt sie ein;
Zerreißt, wie Samson, eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Thränen
Ihr nicht des Frühlings Blüthen seht;
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn, —
Wacht auf! die Welt ist neu geboren;
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt' euch all' des Heils erfreuen,
Das über euch ergossen ward;
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart!
Was dürr war, grünt im Weh'n der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah;
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte: —
Wacht auf, der Ostertag ist da!

(Neue Stunden der Andacht.)

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(17. Fortsetzung.)

Die blassen Wangen des jungen Mädchens rötheten sich plötzlich.

„O, wenn ich Ihnen glauben dürfte, mein Herr!" rief sie. „Wenn mein Vater lebt, warum eilt er nicht zu mir? Was verhindert ihn, seine Rechte an mich geltend zu machen?"

„Die Proscription," sagte der Fremde dumpf. „Würde es bekannt, er sei nach Frankreich zurückgekehrt, sein Leben schwebte in Gefahr."

„Und Sie — Sie kennen meinen armen Vater?"

„Wie mich selbst. Er war — er ist mein Freund."

„Sie sagten, er sei geächtet. Was hatte der Aermste verbrochen?"

„Er — er sündigte — aus Liebe, mein Fräulein."

„Aus Liebe? Kann das ein Mensch?"

„Aus Liebe zur Freiheit, für die einst die Jugend begeistert in den Tod ging. O, das gereichte ihm zur Ehre. Aber zugleich frevelte er an den heiligsten Gefühlen der Menschheit. Er gehörte mit zu den Rechtern des gekrönten Märtyrers. Vom Fanatismus der Revolution bis zum Wahnsinn berauscht, half er ihn verurtheilen."

Agnes fuhr schaudernd zurück.

„Halten Sie ein, mein Herr, Sie zermalmen mein Herz!" rief sie.

„Die Vergeltung blieb nicht aus," sprach der Verbannte. „Der Corse trat die Freiheit in den Staub. Ihr Vater verschwor sich mit andern Patrioten gegen ihn. Die Verschwörung wurde entdeckt. Er mußte fliehen, ein sterbendes Weib und ein zartes Kind zurücklassend. Sein Weg führte ihn nach der neuen Welt. Ja, über des Meeres brüden stand er manchen Tag und streckte die Arme sehnsuchtsvoll nach seinem Vaterlande, seinem Kinde aus. Da wurde der Kaiser endlich auf den russischen Schneegefilden besiegt. Mei-

Digitized by Google

nem Freunde ſchwoll das Herz vor Hoffnung. Wie arm er auch immer noch war, er machte die Rückfahrt doch möglich. Als er aber den Boden Frankreichs betrat, traf ihn die fürchterliche Kunde, daß alle Richter des Königs geächtet, und er mußte ſich wie ein Verbrecher verbergen.“

„Ach, könnte ich doch zu ihm,“ rief Agnes. „Ich würde ihn pflegen, ſein Elend zu erleichtern ſuchen.“

„Das — das wollten Sie? Fürchten Sie den Zorn Ihres Pflegevaters nicht?“

„Ich würde ſelbſt den Tod nicht ſcheuen, um meinen Vater zu umarmen!“

Ein heißer Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen des Verbannten. Er ſtreckte beide Arme wie flehend gegen ſeine Tochter aus. Dieſe ſah ſeine Bewegung. Eine wunderbare Ahnung durchzitterte ihre Bruſt. Wenn dieſer Mann, wenn er es ſelbſt —

Sie ſagte haſtig mit hochklopfendem Herzen:

„Sie — Sie leben hier verborgen? O, ſagen Sie mir, wer ſind Sie, welchen Namen tragen Sie?“

„Den — den Sie — den Du mir geben wirſt, mein Kind!“ ſchluchzte der Verbannte.

„Dieſer Ton — Sie nennen mich Du?“ rief ſie.

„Ich darf es, liebe Agnes.“

„Um Gott, mein Herr, Sie ſehen, daß ich kaum noch meiner Sinne mächtig bin. Wer ſind Sie?“

„Sagt Dir Dein Herz nicht, verkünden Dir nicht meine Thränen, daß Dein armer geächteter Vater vor Dir ſteht?“

Der letzte Zweifel floß aus ihrer Bruſt. Mit einem lauten Freudenrufe warf ſie ſich in ſeine Arme, und die Worte: „Mein Vater, mein lieber, theurer Vater!“ erklangen von ihren Lippen.

Hypolit liebkoſte ſie ſtürmiſch, indem er rief:

„O, mein Gott! Du ließeſt mich die ſchwerſten Schmerzen des Lebens überſtehen, laß' mich jetzt nicht vor Freude ſterben!“

Die lange innige Umarmung zwiſchen Vater und Tochter löſ'te ſich endlich.

„Obwohl Du meinem Schwur glaubſt, theures Kind,“ ſagte Hypolit Bodinet, „ſo will ich Dir doch auch noch ſchriftliche Beweiſe liefern, daß Du meine Tochter biſt.“

„O, das iſt unnöthig, beſter Vater!“ rief Agnes.

„Nein, nein, ich wünſche, daß ſich auch Deine Augen überzeugen.“

Er zog eine alte Briefſtaſche aus der Seitentaſche ſeines Rockes, öffnete ſie, nahm einige Papiere heraus und überreichte ſie ſeinem Kinde.

Es waren der Heirathskontrakt Hypolit's mit ſeiner verſtorbenen Gattin und der Taufſchein des jungen Mädchens.

Agnes konnte die Schriften kaum vor Thränen leſen. Sie küßte die Schriftzüge der edlen unglücklichen Frau, die ihr das Leben gegeben, und ſchlang dann auf's Neue die Arme um ſeinen Hals.

„Vater, lieber Vater,“ ſagte ſie, „wenn ſich mein Schickſal erſt entſchieden, ſollſt Du mir auch von der theuren Mutter erzählen.“

Er machte ſich ſanft von ihr los.

„Wenn ich es dann noch im Stande bin,“ murmelte er in ſich hinein.

Gleich darauf aber erhob er den Kopf wieder.

„Von dieſen Papieren hängt Deine Zukunft ab,“ verſetzte er. „Die Gerichte werden ihre Rechtheit anerkennen. Mein Vetter Bodinet hat keine Rechte mehr an Dich. Was gedenkſt Du jetzt zu thun mein Kind?“

„Hilf', rathe mir, lieber Vater,“ erwiederte ſie.

„Willſt Du zu dem Manne, der Dich ſo grauſam täuſchte, zurückkehren und Dich ſeinem Willen fügen?“

„Nimmermehr! Jetzt gehöre ich Dir, gehöre ich Frédéric an, wenn Du unſerm Bunde den Segen verleihſt.“

„Das thue ich aus vollem Herzen. Du liebſt den wackeren Jüngling ja.“

„Ach, mehr als mein Leben.“

„So komm' in's Haus mit mir. Auch ihm und ſeinen braven Eltern muß das Geheimniß enthüllt werden. Herr Frédéric Chaland ſoll ein tüchtiger Advokat ſein. Er wird im Nothfalle Deine Sache vor Gericht vertreten.“

„Aber warum willſt Du das nicht ſelbſt, mein Vater?“

Es flog wie ein Schatten über ſeine Züge. Die Achſel zuckend, ſagte er:

„Weil ich es vielleicht nicht mehr können werde. Doch davon ſpäter. Jetzt erſt zu Deinem Geliebten. Ich ſah ihn tiefgebeugt von Dir Abſchied nehmen. Komm', wir wollen ihn wieder aufrichten.“

„Ja, zu ihm, zu ihm!“ rief Agnes mit freudig bewegter Seele. „Nun keine Trennung mehr, nicht im Leben, nicht im Tode!“

Sie faßte ſtürmiſch ſeinen Arm und zog ihn mit ſich auf das Haus zu.

Frédéric war bei ſeinen Eltern in der Wohnſtube, die nach vorne hinaus lag. In ſeiner tiefen Niedergeſchlagenheit ahnte ihm nicht welch' ein Wechſel der Gefühle ihm bevorſtand.

Die Alten und ihr Sohn erhoben ſich in hohem Grade erſtaunt von ihren Sitzen, als ſie Agnes mit ihrem traurigen Gaſte Arm in Arm eintreten und ihr Antlitz vor Freude geröthet ſahen.

Ihre Neugier, ihre Verwunderung ſollte ſchnell befriedigt werden.

Das ſelige Gefühl, das die Tochter des Verbannten ſeit Kurzem in der Bruſt trug, beflügelte ihre Worte. Sie erzählte mit ſchnellem Redefluß, was im Garten vorgegangen, ſeit Frédéric ſich von ihr entfernt, flog dabei wechſelsweiſe bald in die Arme des Vaters, bald in die des Geliebten und umhalſ'te dann auch Mutter Chaland und ihren Gatten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Auszug aus einem Vortrage zur Feier der Märztage des Jahres 1848,

gehalten von

S. Liebmann, Redacteur.

(Schluß.)

Das Neuem ließ sich der Ruf nach dem König hören, so gewaltig und so dhnend, als ertönte er das Schloß in seinen Grundfesten erschüttern. Unter dieser Volksmasse befand sich auch der bekannte Fürst Lichnawsky, der in den letzten drangvollen Tagen in Berlin anwesend gewesen, und scheinbar die Absicht gezeigt hatte, eine Rolle als Volksmann zu spielen, obwohl er sich an den Barrikaden erst nach Beendigung des Kampfes eingefunden. Er hatte sich aber dadurch mit einigen Barrikadenhelden in ein gutes Vernehmen zu setzen gewußt, und öffentlich versichert, daß er es stets mit dem Volke halten werde. Jetzt trat er wieder auf und suchte seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß er bat, dem König Ruhe zu gönnen, der sich soeben erschöpft in seine Gemächer zurückgezogen habe. Das stürmische Verlangen nach dem König mehrte sich jedoch nur, immer allgemeiner und durchdringender wurde jener Ruf, und schon ward der Entschluß gefaßt, dem König wenn er nicht erscheine, die Leichen unmittelbar in sein Zimmer hinaufzutragen. Die Träger nahmen schon die Bahren wieder auf und achteten sich damit der großen Wendeltreppe. Da zeigten sich oben die neuen Minister Graf Arnim und Graf Schwerin, vermochten aber nicht, vor der gegen sie anstosenden Flut zu Worte zu kommen. Der König! der König! schrie es mit fürchterlichem Gehenl von allen Seiten. Endlich erschien der König auf der innern Gallerie des Schloßhofes, an seinem Arm die Königin, deren todtenbleiches Gesicht ihre tiefe Erschütterung, ihre grenzenlose Angst ausdrückte. In dem ganzen Auftreten des Königs zeigte sich das tiefste Leiden, die innerste Gebeugtheit. In dem Augenblick, wo der König herausgetreten war, begann unter ihm auf dem Platze ein wogendes Leben. Man hab die in ihrem Blute schwimmenden Leichname mit ihren offenen Wunden, theils auf den Armen, theils auf den Bahren hoch empor, so hach man sie nur dem König entgegenstrecken konnte, und dazu erschollen die drohenden Ausrufungen der Männer, das fürchterlichste Wehgeschrei der Frauen die Genugthuung für die verlorenen Angehörigen verlangten. Die Augen des Königs und der Königin füllten sich mit stummen Thränen. Auf den Ruf: den Hut ab! entblößte auch der König sein Haupt, und das Volk begann den Choral: „Jesus, meine Zuversicht!“ anzustimmen. Es konnte nichts Feierlicheres und Herzzerreissenderes geben als diesen Gesang den der König unbedeckten Hauptes bis zu Ende anhörte. Nachdem der letzte schauerliche Klang geendet, führte er die Königin die dem Zusammensinken nahe war, in die Gemächer des Schlosses zurück.

Diese Leichen hatten sich zwischen den Himmel und den König gedrängt und wiegten schwerer, als ein bloßes Stück Papier! —

Meine Herren! Die Zeit erlaubt mir nicht länger die Bewegung von 1848 zu verfolgen, aber es genügt auch hiermit, es war ein fürchterlicher Augenblick, und wohl niemals hatte ein Ball auf solche Weise mit seinem Könige getebet.

Noch einer kurzen Schilderung der später eintretenden Reaction, der Auflösung der Nationalversammlung durch General Wrangel wandle sich der Redner dem Tage zu, an welchem die Errungenschaft der Kämpfe: das deutsche Parparlament in Frankfurt a. M. am 31. März zusammentrat.

Das Bild, das Frankfurt in jenen Tagen bat, ist ebenso wenig in Worten wiederzugeben, als in der Erinnerung Derjenigen jemals auszulöschen, die es geschaut. Ueberall die rege Vorbereitung zum Festschmuck; Freiheitsbäume vor den Häusern, in welchen Abgeordnete erwartet wurden; die Fenster mit Guirlanden bekleidet, riesige Flaggen verstreuten die jüngst noch verpönten Farben in die Lüfte; Gelände, Gerüste, Ehrenpforten erhaben sich; beladene Wagen brachten von nah und fern das Immergrün der Tannenwaldungen. Auf den Straßen ausgelassener Jubel, Freudenschüsse ohne Anlaß und ohne Ende. Jordan's Empfang am 28. März war wie der eines Kaisers deutscher Nation; auf den Thurm der Katharinenkirche hatte man Böller hinaufgezogen; den andern Abend ging ein Fackelzug für Eisenmann über die wogende Zeil zc.

Gleich nach Eröffnung der ersten Sitzung in der Paulskirche trat Strube aus Mannheim mit einem umfassenden, aus 15 Punkten bestehenden Antrag seiner Partei hervor. Der letzte Punkt verlangte: „Aufhebung der erblichen Monarchie, und Erkiesung derselben durch freigewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung, nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten.“ Die Mitglieder (etwa 18 an der Zahl), welche den Antrag unterzeichnet, sprachen schließlich ihre Absicht aus, in Frankfurt vereinigt zu bleiben, bis ein freigewähltes Parlament die Geschicke Deutschlands leiten könne, mittlerweile aber die erforderlichen Gesetzvorlagen zu entwerfen, und durch einen freigewählten Vollziehungsausschuß das große Werk der Wiederherstellung Deutschlands vorzubereiten.

Meine Herren, das war das Programm, das war die Grundidee, welche diesen Männern, welche dem Volke vorschwebte, und nun wird es wohl nicht mehr schwer sein, sich zu fragen, ob der Nationalliberalismus darauf Anspruch machen kann, ergiebt zu haben, was man 1848 erstreben wollte.

Meine Herren, ich muß eilen zu schließen, denn allzu lange schon habe ich Ihre Geduld auf die Probe gestellt.

Meine Herren: Die deutsche Revolution von 1848 war es, die den Gedanken der Volkseinheit und der Selbstregierung nach jahrhundertelanger Zerrissenheit und Unterdrückung zum ersten Male wieder verkörperte. Diese Revolution gaß neues Leben in die zerstreuten Glieder des nationalen Körpers. Am Rhein und in den Schwarzwaldbergen aufgeweckt, dehnte sich ihr Feuergeist rasch nach Norden und Osten, nach Berlin und Wien aus. In einem Nu stand die vielgespaltene Nation wie durch einen Zauberschlag zusammengeschweißt und vereint da. In Frankfurt, der alten Freistadt, sammelten sich ihre Führer von begeisterten Massen umringt, unter dem schwarz-roth-goldenen Banner, dem Sinnbilde das nicht die Oberherrschaft eines Theiles, sondern die Gleichheit aller Bevölkerungen unseres Vaterlandes bedeutet.

Meine Herren, nicht die Bismarckerei hat Deutschland groß gemacht, sondern die Revolution machte mit einem Schlag aus dem geographischen Begriffe „Deutschland“ wieder eine Wirklichkeit. Mit den Märztagen des Jahres 1848 begann für Deutschland eine neue Geschichte. Der Geist, der vor Jahrhunderten die deutschen Bauernstämme von Aachen bis Augsburg und Zürich durchgeweht hatte; der Geist, der in den edelsten Führern des Bauern-Krieges lebte; der Geist, der manchen Kämpfer der Befreiungskriege gestählt, manchen opfermuthigen Jüngling der Burschenschaft aus den vor-achtundvierziger „freien Verbindungen“ mächtig bewegt hatte; der Geist, der Jauchende unter bitterer Verfolgung, in Kerker und Verbannung aufrecht gehalten — dieser deutsche Freiheits- und Vaterlandsgeist rang sich, nachdem man ihn fast erstorben, jedenfalls ohnmächtig geglaubt, in der deutschen Revolution gewaltig durch. Von da an gab es wieder eine deutsche Nation.

Meine Herren ich glaube nicht besser schließen zu können als mit den Worten Arndt's, der in seinem „Geist der Zeit“ im Jahre 1807 die Worte aufrief: „Tyrannen und Könige werden Staub, Pyramide und Colosse zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwert thun ihr Amt, das Größte verschwindet; nur Eine Unsterbliche lebt ewig, die Wahrheit.“

Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des göttlichen Menschen, durch sie ist er Alles, ohne sie ist er Nichts!

Die Freiheit im Sinne der Volkskämpfer des Jahres 1848, im Sinne eines Arndt, eines Robert Blums, sie lebe hoch!

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Berliner Hochdeutsch.) Herr Kundelmeyer, früher Kellerwirth zum „Blauen Wunder," und seine Ehehälfte (ein kurzbeiniges Pärchen, das bei dem Bier und Wurstgeschäfte ansehnlich dick geworden ist) gehören in Beziehung auf Ihre Umgangssprache ohne Zweifel zu den Merkwürdigkeiten. Des Sonntags lustwandelt das Ehepaar nach irgend einem Vergnügungslokal. Dann trakirt es sich mit den seltsamsten Redensarten. Kaum ist man aus der Hausthür getreten, so sagt Herr Kundelmeyer zu seiner Frau: „Na Lotte, nu klau mer unter!"

Diese faßt ihn unter den Arm und fragt: „Wat meenst'n Heinderich, wo wir hinschlumpen?"

Er nennt ein Lokal vor dem Thore und fügt hinzu: „Da wollen wir een Paar Seidels runtullern!"

Um, wie die Madame sich ausdrückt, dem „Gezobel" ein Ende zu machen, besteigt man eine Droschke und fährt hinaus. Draußen angekommen, finden sie keine Stühle mehr, und Madame Kundelmeyer sagt: „Det is kodderich!" und der Gemahl: „Ich wer gleich een Paar rauswrumkeen."

Er geht umher und findet ein Paar Stühle, stellt sie an einen Tisch und sagt: „Na Lotte, nu proppe Dir feste!"

Sie setzt sich und er läßt sich neben ihr nieder, wischt sich den Schweiß von der Stirn und brummt: „Mir schwitzt wie een Schmolstiicke!"

Er schreit nach Bier — es kommt an.

„Na, Lotte, nu beschwoppe Dir!"

Sie trinkt, setzt die Kanne hin und sagt: „Det schmeat alkerat wie Rothämmel seine Wurschtsuppe!"

Dessenungeachtet trinken Mann und Frau wacker d'rauf los; dann „verkurpeln" sie noch einen „Pickus" und „berappen" einen Wachholder, bis es heißt: „Na, Lotte, nu wollen wir uns quetschen, klau mer unter!"

— Man spricht das Deutsch, wie stets mir schien, am Richtigsten doch in Berlin. —

* Fritz Hecker als Ehrencommissär. — Dem „Anz. d. W." zufolge hat der Gouverneur von Missouri u. a. auch Fritz Hecker von St. Clair County Illinois, zur Ehrencommissär für Missouri bei der Wiener-Weltausstellung ernannt. In dem Rechten das goldgesiegelte Patent eines Missourier Ehrencommissärs, in der Linken den Calabreser, bemerkt der „Anz. d. W." ironisch, wird er dem Baron Schwartz, dem Generalvorsteher der Ausstellungs-Angelegenheiten, früheren Gesandten Oesterreichs in Paris und noch heutigen Tagen Tages ein großer Bewunderer der Pariser Sitten seine Aufwartung machen und demselben die Wahrheit des Satzes demonstriren: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen."

* Dieser Tage — so erzählt der „Anzeiger" in der Bundeshauptstadt Washington — kam ein Irländer in eine bekannte deutsche Apotheke auf Capitol Hill, und ließ sich daselbst nach ärztlicher Vorschrift sechs Cathartic-Pillen geben; um sich aber erst den gehörigen Muth zur Bemeisterung derselben einzuflößen, goß er sich so lange Whiskey hinter die Binde, bis er auf dem nöthigen Standpunkte angekommen war. Kurze Zeit nachher war er so krank, daß er sich nach der Apotheke verfügte, um Abhülfe gegen sein zunehmendes Unwohlsein zu erlangen, und wurde derselbe dann schließlich nach einigen Einflößungen von Croton-Oel von sechs gut conservirten „Klickra" entbunden, die er im Rausche statt der Pillen eingenommen hatte; die Pillen liegen noch in seinem Hause.

Gemeinnütziges.

* (Alter Butter, den Wohlgeschmack der frischen zu geben.) Man nimmt, dies zu bewerkstelligen, frische Sahne, so viel ungefähr, daß es den zehnten Theil der verdorbenen Butter ausmacht, oder auch etwas mehr, je nach dem Stande der verdorbenen Butter, knetet diese Masse gut durch und thut etwas Salz dazu. Wenn man so die Butter wieder in die Form bringt, kann sie ohne Bedenken als frische verkauft werden.

Man kann auch verdorbene Butter dadurch wieder herstellen, daß man sie in frischer Buttermilch wieder auflöst, mit frischer Butter noch einmal zusammenknetet und von Neuem formt. Einzelne Stücke Butter lassen sich durch gewöhnliches kaltes Wasser eher wieder herstellen. Man macht nämlich eine kleine Vertiefung auf dem Stück Butter und gießt Wasser in dieselbe. Das Wasser reinigt sie und macht sie wieder ganz schmackhaft.

Oder: Man kocht verdorbene Butter mit der doppelten Quantität Wassers einige Male auf, was dieselben Dienste thut und der Butter ihren ersten Wohlgeschmack wiedergiebt.

Räthsel.

Bald aus prächt'gem Stoff geschaffen,
Bin ich Deines Zimmers Zier;
Bald unscheinbar und verfallen,
Naht sich nur der Trödler mir;
Und doch bin ich treuer Hüter
Deines Gutes d'in Gebieter.
Willst zwei Leichen an mich fügen,
Siehst Du mich in alter Zeit,
War in uns mit blanker Waffen
Man zum Kampfe stets bereit. —
Willst Du froh und sicher walten,
Magst Du stets darin Dich halten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 29:
Greis — Reis — Eis.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 31. Kaiserslautern, 16. April 1873.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(18. Fortsetzung.)

Die Pachtersfamilie war erst starr vor Erstaunen. Dann machten sich die Eltern Frédéric's in Verwünschungen Luft, die dem Herzlicher Charles Bodinet galten.

Frédéric aber, dem Hypolit Bodinet die vorerwähnten Papiere eingehändigt, erklärte laut und kräftig, daß sie genügten, Agnes der Obhut ihres Pflegevaters zu entziehen, und daß nur ihrem rechten Vater ein Bestimmungsrecht über sie zustände.

„Ach, ich werde dies Recht schwer erkaufen müssen," seufzte der Verbannte vor sich hin. „Immerhin, die jungen Leute sollen glücklich werden."

Nachdem der Strom der Gefühle nicht mehr so hoch wogte, erinnerte Agnes sich, daß Herr Charles Bodinet bald einen seiner Diener senden, vielleicht auch in eigener Person erscheinen werde, um sie vom Pachthofe nach Hause zu holen.

„Mag er kommen," versetzte der junge Advokat, „er soll uns vorbereitet finden."

Alle Anwesenden blieben in freudiger Stimmung. Nur der Verbannte blickte düster vor sich nieder. Er dachte an das Proscriptionsedikt, das wie eine gefährliche Wetterwolke am Horizonte seines Lebens hing. Wenn sein Vetter Charles Bodinet, dessen Pläne er durchkreuzt hatte, ihn denuncirte, welches Schicksal stand ihm, welcher Eram seinem guten Kinde bevor.

Was Agnes vermuthet, erfüllte sich bald.

Nur noch wenige Minuten verflossen, da trat der Millionair in die Stube. Das lange Ausbleiben des Opfers seines Ehrgeizes war ihm verdächtig erschienen. Er wollte die Ursache davon erfahren.

Wie Agnes ihn auf der Schwelle erscheinen sah, ergriff sie rasch die Hand des Geliebten und zog ihn mit sich zu ihrem Vater hin. Dann umschlang sie mit dem linken Arm den Letzteren. So stand sie von doppelter Liebe beschützt da und sah ihrem Peiniger gefaßt entgegen.

Der reiche Mann fuhr, als er die Gruppe sah, mit einem wilden Blicke zurück.

„Teufel, was ist das?!" rief er. „Was geht hier vor? Ich will es wissen!"

„Die Antwort liegt in dem, was Sie hier sehen mein Herr," versetzte Frédéric. „Durch verabscheuungswürdige List haben Sie es versucht, mir die Geliebte zu entreißen. Der Himmel, im Bunde mit den Guten, hat Ihren schändlichen Plan zerstört!"

„Indem er mich meinen Vater wiederfinden ließ," setzte Agnes hinzu, ihren Kopf an die Brust des Verbannten lehnend.

„Ja, Sie haben nicht ehrlich an dem guten Mädchen gehandelt," sagte der Pachter. „Sappristi, wären Sie nicht mein Gutsherr, Ihre Hinterlist sollte Ihnen übel bekommen!"

„Wie es Lug und Trug verdient," meinte Frau Chaland.

Der Millionair biß die Zähne zusammen. Sein Zorn war so heftig, daß er ihn zu ersticken drohte. Es währte wohl ein paar Minuten, ehe er die Sprache wieder gewann.

Dann aber stieß er in abgebrochenen Sätzen die Worte hervor:

„Ah! ein Complott — und das haßt Du — Du angezettelt — Elender, den ich — vernichten kann!"

Er hob die geballte Faust bei diesen Worten gegen seinen Vetter empor.

Dieser erwiderte gefaßt:

„Wenn Dir Dein Gewissen erlaubt, mich in's Unglück zu stürzen, so thu' es in Gottes Namen. Mir bleibt auf dem letzten Gange der Trost, mein armes Kind vor einem verhaßten Ehebündnisse geschützt zu haben."

Das Roth der Freude in Agnes' Antlitz wich plötzlich einer tödlichen Blässe.

„Auf Deinem letzten Gange, mein theurer Vater?" stammelte sie. „Um Gott, was willst Du damit sagen?"

Hypolit Bodinet deutete auf seinen Vetter.

„Frage den harten Mann da, mein armes Kind. Es bricht mir das Herz, es auszusprechen."

„Es ist der Weg zu lebenslänglichem Kerker, wenn nicht zum Schaffot," versetzte Charles Bodinet höhnisch. „Der Königsmörder ist meiner Gnade preisgegeben Ein Wort von mir, und ehe zwei Stunden verfließen, fesseln Ketten seine verbrecherischen Hände."

Das bis zum Tode erschrockene Mädchen wandte sich ihrem Vater zu.

„Spricht dieser Mann die Wahrheit?" fragte sie

Der Unglückliche seufzte:

„Ja, mein armes Kind. Ich habe einst schwer gegen den hohen Gefangenen im Tempel gesündigt und es steht in der Nacht dieses Mannes, mir die schreckliche Buße aufzuerlegen."

Agnes warf sich ihrem Pflegevater zu Füßen.

„O, Mitleid, Gnade für meinen armen Vater!" flehte sie händeringend.

„Ja, ja, seien Sie menschlich, Herr Bodinet," baten Chaland und Frau und auch Frédéric richtete ein Wort der Bitte an ihn.

Digitized by Google

Der ſtolze Mann verſchränkte die Arme.

Die Gluth eines diaboliſchen Triumphes flammte aus ſeinen Augen.

„Dorthin bot man mir hier Trotz," ſagte er, „und jetzt, wo dieſem Manne," — er wies auf den Verbannten — „das Meſſer an die Kehle geht, da demüthigt Ihr Euch. Aber Euer Winſeln rührt mich nicht. Keine Gnade für den Elenden, der mir das Wort gebrochen. Mein Weg führt mich von hier aus zum Gerichte der nächſten Stadt. Daß Herr Hypolit aber nicht vorher dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit entgeht, dafür werde ich durch meine Diener Sorge tragen."

Um ſeiner Drohung Nachdruck zu geben, wandte er ſich um und der Thüre zu, als wolle er ſeine Begleiter rufen, die er auf dem Hausflur zurückgelaſſen. Es war aber nur ein Schreckſchuß, den er abfeuerte. In ſeinem Innern dachte er, er werde dennoch aus dieſem Kampfe als Sieger hervorgehen und Agnes, deſſen hochherzige Geſinnungen er kannte, ſich ſelbſt opfern, um ihren Vater vom Verderben zu retten.

Der Argliſtige täuſchte ſich nicht.

Das junge Mädchen ſprang auf und hielt ihn feſt.

„Halt, mein Herr, im Namen des Himmels! Halt!" rief ſie.

Er ſuchte ſich ſcheinbar von ihr loszumachen.

„Was willſt Du noch, Du undankbares Geſchöpf?" ſagte er.

„Meinen — meinen armen Vater retten," ſchrie die Geängſtigte.

„Ihn retten, das vermag Niemand!"

„Doch, mein Herr, ich vermag es, ich."

„Du, die mich ſo ſchändbe hintergingſt?"

„Ich beuge mich Ihrem Willen, mein Herr," rief ſie in wachſender Verzweiflung. „Der Arme dort iſt nicht mein Vater — er ſoll es nicht mehr ſein. Schonen Sie ſein Leben — verſprechen Sie es mir mit einem heiligen Eid und ich bin die Gattin des Grafen von Salignac!"

„Agnes, was wollen Sie thun?" ſagte Frédéric, zu ihr tretend.

Sie wies ihn mit der Hand zurück.

„Was mein Herz mir gebietet. Wie könnte ſich ein Kind jemals glücklich fühlen, deſſen Vater ſein Leben für daſſelbe hingab?"

Sie faßte den Arm des Ehrgeizigen.

„Ich gehe mit Ihnen, mein Herr. Das Geheimniß wird verſchwiegen bleiben. Ihre Pläne gehen in Erfüllung. Ich will den Unglücklichen da, ich will Niemand von Denen, woran meine ganze Seele hängt, wiederſehen. Ich ſchwöre es Ihnen!"

Charles Bobinet bedachte ſich nur wenige Augenblicke.

„Da Du Deinen Verrath bereuſt, will ich Gnade üben," ſagte er.

Dann wandte er ſich zu den Uebrigen.

„Ihr kennt meinen unbeugſamen Entſchluß. Wie ein Wort von dem, was hier vorgegangen, zu den Ohren der Welt dringt, ſitzt Herr Hypolit Bobinet hinter Schloß und Riegel. Komm' mein Kind."

Frédéric machte noch einen ſchwachen Verſuch, Agnes zurückzuhalten. Sie aber riß ſich los und eilte der Thüre zu.

Dort wandte ſie ſich noch einmal um, hob die rechte Hand gen Himmel, als wolle ſie mit dieſer Bewegung auf ein Wiederſehen in einer beſſeren Welt hindeuten und ſtürzte dann aus dem Zimmer.

Charles Bobinet folgte ihr. Er glaubte nun alle Hinderniſſe beſeitigt und dachte unterwegs darüber nach, ob er die Ceremonie der Unterſchreibung des Ehekontraktes nicht ſchon auf den folgenden Tag anſetzen ſollte.

Agnes ſchritt ſchweigend neben ihm her. Die vorhergegangene Aufregung, die ihre Nerven in einen unnatürlichen Zuſtand verſetzte, legte ſich unterwegs. Es wandelte ſie eine Schwäche an, welche ſie niederzuwerfen drohte.

Bobinet ſah ſie mehrmals wanken und wollte ihr ſeinen Arm reichen, ſie zu ſtützen.

Sie wies die Hülfe mit innerem Schauder zurück. Der grauſame Mann erſchien ihr wie ein Henker, der mit dem Todesbeil nach dem Nacken ihres unglücklichen Vaters zielte. Er ſollte ſie niemals wieder berühren.

So gelangten Alle wieder bei dem Herrenhauſe an. An der großen Thüre ſtand die Gattin des Millionairs.

Sie wußte, warum ihr Mann Agnes nach dem Pachthofe geführt hatte. Ihr langes Ausbleiben hatte die edle Frau beunruhigt. Mit angſtvoller Sehnſucht harrte ſie auf ihre Wiederkehr.

Als ſie den Liebling ihres Herzens auf ſich zuſchreiten ſah, und zwar in einem Zuſtande, der ihr Herz erſchütterte, ſtreckte ſie ihr beide Arme entgegen.

Agnes, die ſich bis dahin mit einer Anſtrengung, die weit über ihre Kräfte ging, aufrecht gehalten, ſah die Pflegemutter mit einem Blicke an, in dem die ganze Folterqual ihrer Seele lag und brach dicht vor Madame Bobinet zuſammen.

Dieſe ſtieß einen Schreckensruf aus und umfaßte ſie.

Armes Kind, dachte ſie, was mußt Du bei dem Abſchied von Deiner Liebe gelitten haben.

Und zu ihrem Manne ſagte ſie:

„Agnes ſcheint bis zum Tode erſchöpft, oder krank zu ſein. Ach, mir ahnte, daß es ſo kommen würde.

„Bah," verſetzte ihr Gatte, „eine leichte Anwandlung von Unwohlſein, die ſchnell vorübergehen wird. Laß' ſie auf ihr Zimmer bringen und bleibe bei ihr, bis ſie ſich erholt hat. Dann muß ſie glänzende Toilette machen. Mein künftiger Schwiegerſohn ſehnt ſich nach einer Zuſammenkunft mit ſeiner Braut."

„Willſt Du ihr nicht wenigſtens noch heute Ruhe gönnen?" flüſterte Melanie ihrem Gatten zu.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Von Waſhington wird gemeldet, daß Herr Schurz bald eine Reiſe nach Europa antreten werde.

Digitized by Google

Die japanesischen Studenten in Michigan.

Ein Augenzeuge, der diese jungen Leute aufmerksam beobachtet hat, entwirft in dem zu Boston erscheinenden „Christian Register“ folgende Schilderung:

„Als ein hervorragendes Merkmal tritt ihre Arbeitskraft hervor; sie lieben den Fleiß, sind ausdauernd und ungemein anstellig. Studiosus Toyoma z. B. arbeitet durchschnittlich 16 Stunden täglich. Sie leben sehr mäßig. Ihr Körper ist nicht athletisch, aber kräftig und zäh; sie turnen viel, und erfreuen sich der besten Gesundheit und bewegen sich mit Lebhaftigkeit. Sehr scharf ist ihre Beobachtungsgabe; sie nennen Alles beim rechten Namen und machen sich nie einer Uebertreibung schuldig; sie wollen die Wahrheit wissen. Ihr Temperament ist aufgeräumt; sie sind sehr zum Scherzen aufgelegt, haben scharfen Verstand und auch mindestens so viel Schlauheit den Dingen auf den Grund zu gehen, wie der abgefeimteste Yankee. Die verschiedenen christlichen Sekten haben sich vergeblich bemüht, diese intelligenten Gentlemen zu sich herüber zu ziehen. Gegen die Kirche des römischen Papstes hegen sie einen starken Widerwillen, schon deshalb, weil das Ritual derselben so sehr viel Uebereinstimmendes mit jenem des Buddhismus hat, von welchem sie sich abgewandt haben. Ihnen steht die Moralphilosophie des Confucius am höchsten. Es befremdet sie nicht wenig, in America so viele kirchliche Secten zu finden; ihnen zufolge wäre die Religion die beste, welche Wissen, Einsicht in das Weben der Dinge, Kunst und gesellschaftlichen Fortschritt fördert. Es interessirt sie das Problem nicht, was aus der Seele dermaleinst werden könne, weil es ganz unmöglich sei, darüber etwas zu wissen, über Seligkeit und Seelenheil machen sie sich keine Gedanken und betonen, daß der Mensch verständig handle, wenn er im gegenwärtigen Leben alle seine Kräfte ausbiete, um das Wohlergehen der Menschen überhaupt zu fördern. — Sie stehen in lebhaftem Verkehr mit ihrem Vaterlande, haben aber kein Heimweh und finden sich mit Leichtigkeit in unsere Verhältnisse. Sie sind gut gelaunt und heiter; ihre Stimme ist sanft, ihre Umgangsformen sind angenehm, höflich und ansprechend; dabei lieben sie die Reinlichkeit. Man hört sie niemals schwören oder fluchen. In unserer Kleidung bewegen sie sich vollkommen zwanglos und ihr ganzes Betragen ist so, daß sie in jedem Lande als Muster gelten könnten. Die abendländische Musik spricht sie sehr an. Allerdings gehören diese Studenten der bessern Classe ihres Volkes an, sie sind durch und durch Gentlemen, und jede Nation dürfte stolz darauf sein, durch so gediegene junge Männer im Auslande vertreten zu sein.“

So lautet das Urtheil eines neuenglischen Theologen über die „ostasiatischen Heiden“.

Ein Reverend Namens J. Goble hat die Pacific-Eisenbahn für eine „gottlose unchristliche Anstalt“ erklärt. Derselbe hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, die Japaner zum Glauben an die ewigen Höllenstrafen zu bekehren; das nennt er Christenthum. Auf der Bahn hatte er Gepäck, das nicht weniger als 80 Centner schwer war. In San Francisco verlangt man dafür Fahrgeld und hielt die Sachen zurück, bis Zahlung erfolgen werde. Reverend Goble war außer sich über die Zumuthung, daß man Gott fordere für Gepäck, das „im Dienste Gottes“ und demnach kostenfrei zu befördert sei. Und solche Leute wollen in Japan als „Culturträger“ auftreten.

Ein Methodistenprediger in Nordamerika dagegen verlangt in einem bemerkenswerthen Aufrufe, daß kein Geistlicher sich scheue, den Christen in Betreff der ewigen Verdammniß und der ewigen Höllenstrafen recht einzuschärfen. Dieser Reverend Gorham schwelgt förmlich in „den Schrecknissen unerwiger Qualen“, welche den Sünder einst martern werden. Er sagt: „Gut.“ Wir glauben, so sagen wir, daß ein Mensch, der in seinen Sünden von hinnen fährt, an einen Ort komme, wo er ewig im Feuer brenne und daß Gott der Allmächtige ihn martert, so lange Gott der Allmächtige lebt. Und nun sage ich Euch — wir gehen mit den Seelen der Verdammten viel zu zart um. Greifen wir lieber die Sache scharf an. Mögen sie alles Grausen der Furcht bis zur Stunde des Todes empfinden; sie müssen und sollen alle Geheimnisse der Ewigkeit kennen lernen.“

Von solchen Predigern der Liebe wimmelt es in den Vereinigten Staaten.

Verschiedenes.

* Im dritten Distrikt von New-Orleans zerstörte eine Feuersbrunst nahezu sechs Häusergevierte, die von der St. Claude-, Dauphin- und Mandevillestraße, sowie der Washington-Avenue eingeschlossen waren. Es brannten etwa 200 Häuser, meist von Holz gebaut ab, darunter das De Soto Schulhaus. Der Verlust wird auf 250,000 Doll. abgeschätzt, nahezu 200 Familien sind obdachlos geworden.

* An einzelnen Orten der Vereinigten Staaten bilden sich nach dem Beispiele der Fettbäuche, die ihre Ranzengarben errichten, jetzt Vereine von Kahlköpfen; zu diesen Vereinen haben nur solche Leute Zutritt, deren Kopf von hinten die Gestalt eines Vollmondes hat. Kürzlich hielt eine solche sonderbare Gesellschaft einen großen Ball, auf welchem es lustig herging. Das Mitglied, welches den schönsten Kahlkopf hatte, wurde mit einem Stocke mit Goldknopf beschenkt.

* Ein Freund der Köchinnen hat die wichtige Entdeckung gemacht, daß man Zwiebeln schälen und zerschneiden kann, ohne die Augen voll Wasser zu bekommen, indem man die Zwiebeln in ein Becken mit Wasser wirft und dieselben unter dem Wasser schält oder zerschneidet.

* Vom „Struwelpeter“, diesem allbekannten in Frankfurt a. M. erscheinenden Bilderbuch, sind in den 21 Jahren seiner Existenz 210,000 Exemplare abgesetzt worden.

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Gut gesagt.) Bei der Einweihung eines Clubhauses in Lichterfelde bei Berlin, welches der Restaurateur Weidtland für 62,000 Thaler gekauft hat, hielt ein Baudirektor eine Rede, die klassisch genannt werden kann. „Meine Herren und Damen," redete er die aus 200 Personen bestehende, sehr elegante Tischgesellschaft an, „als Columbus Amerika entdeckte, rief er hoch erfreut: Land! Herr Carstenn (ein großartig angelegter Gründer) ist ein vierfacher Columbus. Als er Lichterfelde entdeckte, blickte er nach allen vier Himmelsgegenden und rief: Land! Land! Land! Jetzt sehen wir auch Weidtland von dieser Stelle! Wir gründen aber nicht mehr wie Dido, welche vor Tyras flüchtend nach Carthago kam. Die Einwohner überließen ihr, vermöge ihres Vertrages so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne. Dido aber zerschnitt die Haut in so dünne Streifen, damit sie ein beträchtliches Stück Land umziehen konnte und erbaute hierauf das Schloß Carthago. Meine Herren und Damen! Entweder war der Ochse der Dido sehr groß, oder das Land war sehr klein. Sehen wir heute Land gründen um Villen darauf zu bauen, müssen viele Ochsen ihre Haut lassen. Ich bin einer der Ersten —, die hier gebaut haben!" — Unermeßlicher Jubel folgte der Rede dieses Cicero von Lichterfelde.

* (Die Sitte des Frühschoppens) war schon den ältern Römern bekannt, wie wir von Seneca (epist. LXX) erfahren, doch riß diese Gewohnheit erst mit der Sittenverderbniß ein. Zur Zeit der Republik galt es für unanständig, vor der Hauptmahlzeit gegohrene Getränke zu sich zu nehmen und nur Schlemmer erlaubten sich, diese Regeln zu übertreten. Unter dem Kaiser Tiberius, dem das Volk den Spitznamen Biberius beilegte, fingen die Römer an, schon am Morgen zu trinken und die Frauen, welche sich früher ganz des Weines enthalten hatten, zechten um die Wette mit den Männern.

* (Fleisch-Consum in Chicago.) Was Chicago an Fleisch gebrauchen kann, ist aus folgenden Notizen ersichtlich. Seit Weihnachten 1865 sind nach den Union Stock Yards lebendige Schweine, Schafe u. s. w. gebracht worden, welche zusammen ein Gewicht von 3,000,000 Tonnen gehabt haben. Darunter kamen dorthin 3,000,000 Stück Rindvieh, 12,000,000 Schweine und beinahe 2,000,000 Schafe. Würde man alle diese Thiere zu gleicher Zeit befördern wollen, so hätte man 400,000 Wagen ganz voll zu packen. Diese würden einen Schienenstrang von 2400 Meilen bedecken und müßten von Locomotiven gezogen werden, die zusammen eine 113 Meilen lange Linie bilden. Wenn man aus allen Schweinen eine Wurst machte, so würde diese vierzehn Mal um die Erde gelegt werden können, oder falls eine solche Wurst als Telegraph benutzt werden könnte, so würde sie groß genug sein, um ein Kabel durch das Luftmeer nach dem Monde zu legen, wo der Mann im Monde dann noch 30,000 Meilen zu beliebiger Verwerthung erübrigen würde.

* (Ein originneller Stimmzettel.) In einer Landgemeinde des Bezirks Kufstein wurde bei der Landtags-Wahlmännerwahl folgender Stimmzettel abgegeben: „Ich wähle Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heiliger Geist für den Landtag, dieser verlangt kein Geld."

* (Das Complot gegen die hohe Biersteuer.) „Also! dabei bleibt's, Jeder von uns trinkt vom ersten Mai an nur mehr die Hälfte, nämlich statt d's Tags vier nur zwei Maaß Bier — und mehr koan Tropfen nit."

„Ja dabei bleibts fest und wenn Viele uns nachahmen, no woll'n wir die Bräuer scho dazi mach'n. — Nur moanet i, wenn's grad a rechti Hitz hat, kunnt ma doch a Ausnahm mach'n und a Maßl mehr trinken, he?"

„Nu! a Ausnahm muß überall sei, i laß mir die dritte a no g'fall'n, — oba mehr koan Tropfen nit."

„Laßt's Euk sag'n, Männer! wie woll's mers aber da halt'n, wenn weg'n meiner grad a rechti fideli G'sellschaft beisamme sitzt oder oam recht dürscht, da sollt ma doch moanet i die vierte a noch trinken dürfen?"

„Nu! will nit sag'n, wenn's oan grad recht schmeckt, — oba mehr koan Tropfen nit; — höchstens noch a Stehmaß'l."

Gemeinnütziges.

* (Gartenwege fest und rein zu erhalten.) Ein in mehreren Hausgärten Wiens angewendetes Mittel, die Gartenwege stets rein und fest zu erhalten, besteht in einem Ueberzuge von aufgelöstem Kalk, der, wenn die Wege roth, mit rothem Ocher und wenn die Wege gelb werden sollen oder von Natur durch Kieselsteine gelb oder weiß sind, mit gelbem Ocher versetzt wird.

Ein anderes Mittel:

Um Gartengänge und Eingänge vor dem Hause immer trocken zu erhalten, empfiehlt ein englisches Blatt Straßenkoth gut getrocknet und durchsiebt mit Steinkohlentheer gut zu vermengen und etwas feinen Schutt zuzusetzen. Damit wird der angelegende Weg in einer mäßig dicken Schicht gleichsam wie mit Grundmauer belegt und auf diesen Grund der gewöhnliche feine Schutt und Sand gestahren. Auf diese Weise werden alle Würmer und Insekten und auch alles Unkraut von diesen Wegen verbannt und letztere bleiben auch bei nasser Witterung immer trocken.

Die Preisaufgaben

betreffend, so folgen die Namen Derjenigen, welche richtige Lösungen einsandten, in nächster Nummer, ebenso das Resultat der Loosziehung.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 32. Kaiserslautern, 20. April 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(19. Fortsetzung.)

Er blickte sie drohend an und erwiderte Lise:

„Zum Teufel nein! Was sollte Graf Gustav denken? Muß er sich nicht beleidigt fühlen, wenn ihm seine Braut nicht vorgestellt wird?"

Das junge Mädchen hörte diese harten Worte nicht. Eine völlige Bewußtlosigkeit war bei ihr eingetreten.

Charles Bodinet ging rasch in's Haus und schickte seiner Frau zwei Dienerinnen, mit deren Hülfe Agnes nach oben in ihre Gemächer getragen wurde. Er selbst aber begab sich zu seinen vornehmen Gästen und sagte zu dem jungen Grafen, indem er ihn bei Seite zog, daß seine Tochter jetzt entschlossen sei, den Ehekontrakt zu unterzeichnen und er den nächsten Tag zu dieser Feierlichkeit bestimmt habe.

Graf Gustav fand keine Veranlassung, den Worten Bodinet's nicht Glauben zu schenken. Sein Vater dachte wie er.

„So sind wir gerettet," sagte er, als er sich wieder mit seinem Sohne allein befand. „Die Hälfte der Mitgift, die Deine schöne Braut Dir zubringen wird, deckt unsere Schulden und unser Wappen bleibt unbefleckt vom Schmutze des Schuldgefängnisses. Mit dem, was übrig bleibt, werden wir freilich solider als bisher wirthschaften müssen. Es wird eine Zeit der Einschränkung kommen — sie wird aber, wenn auch nicht für mich, doch für Dich aufhören, wenn der alte Herr Bodinet einmal die Augen für immer schließt. Seine Tochter ist ja die einzige Erbin. Es regnen dann wieder ein paar Millionen in Deine Chatoulle. Wer hätte wohl vor Kurzem noch gedacht, daß ein Adelsdiplom, das mir weiter nichts als eine Bitte bei Sr. glorreichen Majestät Ludwig dem Achtzehnten kostete, so köstlich zu verwerthen sein würde!"

Lassen wir die Herren Grafen in ihren stolzen Hoffnungen schwelgen und wenden wir unsere Blicke der Familie Chaland und dem Verbannten zu, die, nachdem Agnes und Charles Bodinet das Pachthaus verlassen, in mit Verzweiflung gemischter Trauer zurückgeblieben waren.

Die vier Personen saßen lange schweigend da, von verschiedenen, aber gleich schmerzlichen Gefühlen bedrängt.

Frédéric hatte eine verlorene Liebe zu beweinen.

Seine wackeren Eltern sahen der Zukunft ihres Sohnes mit Bangen entgegen, da sein Lebensmuth gebrochen schien.

Hypolit Bodinet sah sein einziges geliebtes Kind, das Ziel seiner jahrelangen Sehnsucht, geschmiedet an einen ihr verhaßten Gatten, schnell dem Grabe zuwelken und wünschte, die erzürnten Wogen des Meeres hätte ihn verschlungen, ehe er solches Elend erlebt.

Und doch fühlten Alle, daß Agnes gehandelt hatte wie das Gewissen ihr vorschrieb. Wir hätte sie den Vater dem Kerker, wenn nicht dem Tode, überliefern dürfen, um ihr Lebensglück damit zu erkaufen?

Sie hatte das Opfer, das sie gebracht, bringen müssen, oder sie wäre nicht das edle, hochherzige Mädchen gewesen, das die heißen Thränen Derjenigen, von denen sie geliebt wurde, verdiente.

„Es ist Alles dahin," seufzte endlich der Verbannte laut. „Mein armes Kind ist unrettbar verloren!"

„Ja, verloren, verloren," stöhnten Chaland und Frau. „Ach, und was soll nun mit unserem guten Frédéric werden!"

Dieser, der den Kopf nachsinnend gestützt, erhob sich plötzlich schnell von seinem Sitze.

Mit flammenden Augen rief er:

„Nein, es giebt noch einen Weg, die Geliebte zu retten und noch heute will ich ihn betreten."

„Was hast Du vor?" fragten erstaunt die Eltern.

Er deutete auf den Verbannten.

„Ich will versuchen, diesem Unglücklichen sein Kind zurückzugeben und Agnes vor unbeschreiblichem Elende zu bewahren."

Mit diesen Worten verließ der Advokat das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Aristokrat und Bürger.

Herr Bodinet hatte sich geirrt.

Agnes blieb den ganzen Tag so leidend, daß sie nicht in der Gesellschaft zu erscheinen vermochte, und der Millionair mußte mit Wuth im Herzen darauf verzichten, die Verbindung am nächsten Tage zu beschleunigen, da er nicht wissen konnte, ob das Opfer seines Ehrgeizes schon wieder Kraft genug gewonnen haben werde, um die Ceremonie mit Anstand zu vollziehen.

Er entschuldigte die Verzögerung bei den Grafen von Salignac mit dem Unwohlsein seiner Tochter, fügte aber hinzu, daß sie in wenigen Tagen vollständig wiederhergestellt sein werde und daß dann jedes Hinderniß zur Schließung der Ehe beseitigt sei.

Dieser, wenn auch nur kurze Aufschub war den beiden Grafen nichts weniger denn angenehm. Aber sie mußten sich darein fügen.

Die Herren Cavaliere vertrieben sich die Zeit so

Digitized by Google

gut es ging. Das herrliche Sommerwetter lockte zum Spaziergehen in den Park, der ziemlich umfangreich und mit prächtigen Baumgruppen geschmückt war.

Graf Salignac und Sohn, nebst den früher genannten Trauzeugen, die von Paris gekommen waren, wandelten eine Allee von uralten Nußbäumen hinauf, als plötzlich ein junger Mann ihnen entgegenkam.

Nach seiner Kleidung, seinem Gange und der Haltung des Körpers gehörte derselbe dem gebildeten Stande an.

Da man ihn aber noch nicht zuvor in Bodinet's Hause gesehen, so wußten die Herren nicht, was sie aus ihm machen sollten und betrachteten ihn mit Verwunderung.

Diese stieg noch, als er dicht vor ihnen stehen blieb um gleichsam ihr Weiterschreiten zu verhindern, höflich seinen Hut zog und die Frage an sie richtete, ob einer von den Herren sich Graf Gustav von Salignac nenne.

Der Genannte deutete auf sich.

„Sie reden mit ihm, mein Herr. Und mit wem habe ich das Vergnügen?“ setzte er höflich hinzu.

„Ich werde Ihnen meinen Namen und Stand nennen,“ sagte der junge Mann, „wenn Sie mir eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gewähren geneigt sind.“

Hätte die edle Erscheinung des Fremden Gustav nicht imponirt, er würde ihn wohl achselzuckend mit der Bemerkung abgewiesen haben, daß er sich mit Jemand, der ihm gänzlich unbekannt, in ein geheimes Gespräch einzulassen nicht verpflichtet fühle.

So aber erwiderte er:

„Ich erlaube mir zu fragen, warum handelt es sich in dem, was Sie auf so ungewöhnliche Art begehren?“

Die mit ruhigem, aber festem Tone gesprochene Antwort lautete:

„Um Ihre Ehre, Herr Graf.“

Gustav that einen Schritt zurück, während sein Vater und die anderen Cavalliere den jungen Mann mit Kopfschütteln betrachteten.

„Was Teufel! mein Herr, was sagen Sie da?“ rief er entrüstet. „Ich wüßte nicht, daß diese in irgend einer Gefahr schwebte.“

„Doch, mein Herr, ich spreche die Wahrheit und bin bereit, Ihnen die Beweise zu liefern, wenn wir allein.“

Graf Gustav blickte seinen Vater an und dieser ihn. Beide waren mehrere Tage von Paris fort. In dieser Zeit konnte dort Etwas geschehen sein, was mit der Schuldenlast, von der sie bedrückt wurden und welche sie durch Herrn Bodinet von sich abzuwälzen gedachten in Verbindung stand.

Es stiegen beunruhigende Ahnungen in ihnen auf. Vielleicht war der junge Mann ein Advokat, der von einem ihrer Hauptgläubiger hierher gesendet worden, und möglicherweise mit einem Verhaftsbefehl gegen sie ausgerüstet war.

Der alte Graf nickte seinem Sohne verstohlen zu.

Mit diesem Winke wollte er andeuten, daß es vielleicht gutgethan sei, dem fremden Herrn ein geheimes Zwiegespräch zu bewilligen.

Graf Gustav verstand seinen Vater.

Er wandte sich zu den anderen Cavalieren, die ebenfalls zu den Roué's des modernen Babels zählten, wie schon damals Paris von den die Laster dieser großen Stadt verdammenden Schriftstellern bezeichnet wurde.

„Obschon die Worte, die dieser Herr gesprochen,“ sagte er, auf den Fremden deutend, „ebenso wunderlich als lächerlich erscheinen und ich schwerlich glauben kann, daß er mir die versprochenen Beweise zu liefern vermag, will ich mich doch herablassen — kommen Sie, mein Herr. Dort hinten steht ein Lusthäuschen. Dort sind wir ungestört.“

Er zeigte die Richtung an und schritt stolz voraus. Der Fremde folgte. Der alte Salignac und die ihn begleitenden Herren blieben in der Nähe. Obschon in dem Wesen des jungen Manns Nichts lag, was auf ein verbrecherisches Unternehmen auf seinen Sohn hindeutete, beschloß er doch, das genannte Häuschen nicht aus den Augen zu lassen.

Graf Gustav und der Fremde traten in den kleinen Pavillon, dessen Thüre sie hinter sich zuzogen.

„Nun, mein Herr, bitte ich um Ihren Namen.“

„Ich heiße Frédéric Chaland, Herr Graf, und bin Advokat.“

Graf Gustav war nicht wenig überrascht, als er in dem Fremden seinen Nebenbuhler vor sich sah.

Aber was konnte der von ihm wollen?

Vielleicht beabsichtigte er ein Duell, wollte ihn mit den Waffen in der Hand zwingen, zurückzutreten.

Diese Gedanken flogen dem Cavalier rasch durch den Kopf. Er überlegte was er in diesem Falle thun sollte.

Er war kein Feigling. Als heißblütiger junger Mann hatte er sich vor Jahren wohl ein Dutzendmal geschlagen und oft wegen der geringfügigsten Ursachen. Aber dann noch immer nur mit solchen Gegnern, die ihm an Geburt und Rang gleich waren. Dieser Herr, der ihm, wie es den Anschein hatte, jetzt feindselig gegenüberstand, war indessen nur ein Bürgerlicher, der Sohn eines Pächters. Brauchte er auf die Herausforderung einzugehen?

Nach kurzem Nachsinnen beschloß er, dem Herrn Advokaten die Ueberlegenheit seiner Geburt und seines Ranges fühlen zu lassen.

Allein zuvor mußte er hören, was derselbe vorzubringen hatte.

Er richtete sich stolz empor.

„Und was wünscht der Herr Advokat Chaland von dem Grafen von Salignac?“ fragte er mit hochfahrendem Tone.

Frédéric griff in seine Brusttasche und zog ein kleines Packet Papiere heraus. Das Packet enthielt Agnes' Geburtsschein und das Trauungszeugniß ihres

Digitized by Google

Vaters. Letzterer hatte ihm dieſe wichtigen Dokumente auf ſeinen Wunſch eingehändigt.

Er reichte ſie dem Grafen hin.

„Ich bitte, leſen Sie, Herr Graf!“

„Wozu? Was ſoll das?“ fragte der Genannte. „Was haben dieſe Papiere mit meiner Ehre zu ſchaffen?“

„Leſen Sie, und Sie werden es erfahren.“

Guſtav öffnete das Packet und durchflog die Dokumente.

Ein unverkennbares Erſtaunen malte ſich auf ſeinem Geſichte.

„Wie, Herr Charles Bodinet wäre nicht der rechte Vater des Fräuleins!“ rief er.

„Wie Sie ſehen, nein, Herr Graf.“

„So iſt der rechte Vater aber doch todt, mein Herr.“

„Sie irren, Herr Graf, er lebt und hat mir die Hand ſeiner Tochter zugeſagt, im Falle Sie von der Verbindung abſtehen, welche Agnes, deren Herz mir ſchon ſeit früheſter Jugend gehört, mit Ihnen zu ſchließen bereit iſt.“

Graf Guſtav lächelte ungläubig.

„Sie ſprechen in Räthſeln, Herr Chaland. Jeder Vater iſt Herr über ſein Kind. Warum zeigt ſich dieſer Vater nicht, von dem Sie, wie Sie ſagen, begünſtigt werden?“

„Weil ſeine Freiheit, ſein Leben bedroht iſt.“

„So iſt er — ein Verbrecher?“

„Ein Edict der Regierung nennt ihn ſo.“

„Deutlicher, mein Herr Advokat. Das Alles klingt noch ſehr verworren, ja faſt unglaublich.“

„Wenn Sie mich ruhig anhören wollen, Herr Graf ſo werden Sie mir Glauben ſchenken.“

Guſtav von Salignac blickte Frédéric ſcharf an, da er aber aus dem offenen klaren Auge des jungen Mannes keinen Verrath herauslieſen konnte, verſetzte er:

„Gut. Es mag geſchehen. Nehmen wir Platz, mein Herr.“

Sie ſetzten ſich einander gegenüber.

Frédéric, der die ganze Lebensgeſchichte des Verbannten kannte, erzählte dieſelbe nun, wie ſein Gedächtniß dieſelbe aufbewahrt hatte und verſchwieg auch nicht die Liſt, die der Pflegevater ſeiner Geliebten angewendet, um Agnes ſeinem Willen unterthan zu machen; daß ſie dann zu ſeinen Eltern gekommen, um für ewig von ihm Abſchied zu nehmen und bei dieſer Gelegenheit mit dem Verbannten, dem von ſeinem Vetter Charles Bodinet das Haus des Pachters Chaland zum verſteckten Aſyl angewieſen, zuſammengetroffen ſei und der Unglückliche, gerührt von ihrem tiefen Schmerze, ſich ihr als ihren wahren Vater offenbart hatte.

„Das Schickſal des armen Mädchens liegt nun in Ihren Händen, Herr Graf,“ ſchloß der junge Mann. „Sie opfert ſich für den Vater, den ſein Vetter zu denunciren droht, würde er es wagen, ſeinen ehrgeizigen Wünſchen in den Weg zu treten. Ich ſagte Ihnen vorhin, es handle ſich um Ihre Ehre. Ich rufe Ihnen dieſe Worte zum zweiten Male zu. Sie ſind Edelmann, der Sprößling eines ruhmvollen Geſchlechtes. Wollen Sie das Opfer eines gebrochenen Herzens annehmen? Sie können es, denn Agnes ſchwur, das Geheimniß ihrer Geburt auf ewig in ihrer Bruſt zu verſchließen, um ihren Vater vor einem ſchmachvollen Schickſal zu bewahren. Aber Sie werden es nicht. Ihre Ehre, das Gefühl, das, wie Ihr Stand ſich rühmt, in der Bruſt eines Hochgeborenen nie erſtirbt, verbietet es Ihnen. Sie wiſſen nun Alles. Entſcheiden Sie nun ſelbſt über das Geſchick des Fräuleins, wie über das ihres rechten Vaters, ja, auch über das meine, welches, verliere ich die Geliebte, aus einer nie endenden Verzweiflung beſtehen wird.“

Ein längeres Schweigen folgte dieſen Worten.

Graf Guſtav war blaß und dann wieder roth geworden.

Offenbar war die Appellation an ſeine Ehre nicht ohne die von Frédéric beabſichtigte Wirkung vorübergegangen.

Guſtav war ein Roué, aber er hatte ſich nie eine unehrenhafte Handlung zu ſchulden kommen laſſen.

Ja, er fühlte, daß es ſich um die Erfüllung einer Ehrenpflicht handle. Eine Stimme in ſeinem Innern, die beredte Stimme des Gewiſſens, die auch das frivole Weltleben nicht ganz in ihm zu erſticken vermocht, mahnte erſt leiſe und dann immer lauter und drängender, er ſolle ſich nicht von dem Opfermuthe des jungen Mädchens beſchämen laſſen und das thun, was die beſten ſeiner Ahnen in dieſem Falle gethan haben würden.

Aber dieſem Gewiſſensrufe trat ein Schreckbild drohend entgegen.

Wenn er ſich zur Entſagung verſtand, welches Loos erwartete dann ihn und ſeinen Vater bei der Rückkehr nach Paris?

Die Gläubiger waren auf dieſe reiche Heirath vertröſtet worden. Zerſchlug ſie ſich, ſo waren Vater und Sohn zu Grunde gerichtet und das einzige Mittel ſich vor der öffentlichen Schmach zu retten, war eine ſchnelle Flucht über den Canal nach England, wo des Lebens Noth ſie mit all' ihren Schrecken eingrinſen würde.

Doch dieſe troſtloſe Ausſicht war es nicht allein, die alle Fibern des ſtolzen Cavaliers erbeben machte.

Schrecklicher als Alles war ihm der Gedanke, ſein ſchönes Vaterland, das herrliche Frankreich, das an Vergnügungen ſo reiche Paris zu verlaſſen, dem Schauplatze ſeiner Jugendfreuden, ſeiner ſeligſten Erinnerungen den Rücken zu wenden.

(Fortſetzung folgt.)

---

* Ein erfinderiſcher Bewohner von Wisconſin hält dadurch die Kälte von ſeinem Hauſe ab, daß er es von Außen ſo lange mit Waſſer übergießt, bis es von einer undurchdringlichen Eiskruſte umgeben iſt. Bei häufigem Thauwetter muß der Mann ſtark beſchäftigt geweſen ſein.

Digitized by Google

Auflösungen

der Preisaufgaben in Nr. 22 des „Unterhaltungsblattes"

I. Räthselaufgabe.

Charade.

1) Waschmalik,
2) Rosa,
3) Eber,
4) Manual,
5) Emeritus,
6) Renegat,
7) Hallelujah,
8) Omega
9) Fibel.

II. Charade.

Leidenschaft schafft Leiden.

III. Räthselaufgabe.

Charade.

1) Merkur.
2) Ophthalmiatrie,
3) Nordcap,
4) Acajou.
5) Reilstab,
6) Chlorophyll,
7) Ili,
8) Ethik.

Richtige Lösungen gingen ein von 1) Herrn Lehrer L., 2) Herrn Fr. J., 3) Herrn A. Schoen, 4) Hrn. W. Ihrig, 5) Hrn. L. Geiger hier, 6) Hrn. Max Morgens, Speyer, 7) Hrn. Oscar Mandel, Otterberg, 8) Hrn. Lehrer Schneider, 9) Hrn q. l. Studienlehrer Geeck hier, 10) Hrn. Wilhelm Raquet, Landstuhl, 11) Hrn. Göbels, Biedermühle, 12) Hrn. Fr. Bachmann hier, 13) Hrn. Pfeiffer, Potzbach, 14) Hrn. Wirth Burckart hier, 15) Frln. M. Hänchen, Kandel, 16) Frln. L. Ritter, 17) Hrn. Habecker in Frankenstein, 18) Hrn. Fr. Trundt, z. Z in Kirchheimbolanden, 19) Frln. Elise Reither in Hatzloch, 20) Hrn. M. M., 21) Hrn. Konrad Schäfer hier, 22) Hrn. Jacob Dellmuth, Bremerhof, 23) F ln. Bertha Dick, Landstuhl, 24) Frln. R. hier, 25) Frau J. Kehr, 26) Hrn. G. K. hier, 27) Hrn. E. Tuteur, Frankfurt, 28) Hrn. Locomotivführer Römer, 29) Hrn. M. Jaeckel hier, 30) Hrn. Bahnhofverwalter Helffrich in Homburg. 31) Hrn. August Simmeth hier. Außerdem liefen noch 5 richtige Lösungen ein von Ungenannten, sowie 11 unrichtige Versuche. Dem Ausschreiben gemäß erhalten Nr. 1, 2 und 3 die ersten Preise; das Loos entschied außerdem für Nr. 10, Nr. 15 und 16. (Bei dem nächstens erfolgenden neuen Preisausschreiben wird das Loos über alle sechs Preise entscheiden.)

Feuilleton.

* (Was ist ein Lehrer?) Der Lehrer ist ein zu vorschriftsmäßiger Demuth geborenes — zu den vielfachsten irdischen Drangsalen erkorenes — als Küster, Gemeindeschreiber und Hochzeitbitter gehetztes — und dennoch oft gegen Großknecht, Schäfer, Forstläufer und Bierbrauer zurückgesetztes — ein oft in einer Klosterzelle zu weltlicher Unbeholfenheit gereiftes — ein im täglichen Berufe mit Dummheit und Rohheit kämpfendes — durch Wort und Stock alle Laster dämpfendes — ein oft im Stillen Hunger leidendes — und dennoch unverdrossen Licht und Wahrheit verbreitendes — ein in körperlicher und geistiger Knechtschaft duldendes — und dennoch jedem vernünftigen Fortschritt huldigendes — ein im hohen Alter noch von Nahrungssorgen gedrücktes — und beim 50jährigen Amtsjubiläum mit dem Cantortitel beglücktes — ein nicht immer aus Bedürfniß Brillen tragendes — im Ganzen gutmüthiges, doch auch bisweilen aus der Art schlagendes — ein im jüngeren Zustande oft absprechendes — im reiferem Alter auch Manchem den Staar stechendes — ein mit dem Regenschirm zu Jahrmarkt gehendes — auf Bienen- und Baumzucht, Rosencultur und Seidenbau sich verstehendes — ein gewöhnlich nicht nach Geld heirathendes — dafür aber auch keine Lampreten bratendes — ein in seiner Standesvergangenheit keinen Trost findendes — und mit Zukunftsträumen sein Leibschneiden überwindendes — Individuum.

† (Adam und Eva) Aus Moschin in der Provinz Posen berichtet die „Posener Normal-Zeitung:" Unsere Töpfer-Innung schaffte sich vor Kurzem eine Fahne an. Der Probst wird gebeten, die Weihe an der Fahne zu vollziehen. Aber, o Grausen, was zeigte sich beim Entrollen als Fahnenbild? Keiner von den bis jetzt gekrönten Heiligen, wohl aber — Adam und Eva. Mit Entrüstung wird die Weihe der Fahne verweigert ob dem Bilde dieses sündhaften Menschenpaares. Einflußreiche Personen werden ins Mittel gezogen, um den Probst zur Weihe der Fahne zu vermögen — vergebens! Von ungefähr entschlüpft den Einflußreichen die harmlose Frage, aus welchem Grunde denn grade die Bildnisse des sündhaften Menschenpaares die besondere Gunst der löblichen Töpferinnung sich zugezogen, worauf die höchst logische Antwort: „Nach Aussage der heiligen Schrift hat Gott die ersten Menschen aus Lehm gemacht," was lag also der Töpferinnung näher, als sich gerade diese als Symbol ihres Gewerbes anzueignen?

Gemeinnütziges.

* (Bäume ohne Haarwurzeln zum Fortwachsen zu bringen) Man umwickelt die Hauptwurzeln des Baumes ihrer ganzen Länge nach mit Lappen von grobem angefeuchteten Flanell oder anderem wollenen Zeuge und pflanzt sie alsdann. Die Wolle zieht die Erdfeuchtigkeit an, dies erhält die Wurzeln und demnächst den Stamm und es bilden sich an ersteren leicht neue Haarwurzeln, welche durchwachsen und später dem Baume die nöthige Nahrung zuführen.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 33. Kaiserslautern, 23. April 1873.

* Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(20. Fortsetzung.)

Auch trat die Gestalt seines Vaters in diesem verhängnißvollen Moment vor ihn hin und schien ihn zu fragen:

„Wenn Du Dich von Deinem thörichten Herzen überreden läßt, das uns dargebotene Rettungsmittel zu Gunsten dieser Menschen, denen wir keine Verpflichtungen schuldig, verschmähen, was soll aus mir, dem alternden Manne, werden? Werde ich nicht in einem fremden Lande, ohne den Glanz des Reichthums, der mich bis jetzt bestrahlte, vor Mißmuth und Kummer die Augen vor der Zeit schließen?"

Es war ein furchtbarer Kampf, der in der Seele des jungen Cavaliers stattfand, ein Kampf zwischen dem, was ihm die Ehre gebot und was die Anforderungen des Lebens von ihm verlangten.

In dieser Stunde nun sollte der Kampf noch nicht ausgekämpft werden.

Gustav wandte sich zu Frédéric.

„Ich vermag Ihnen in diesem Augenblicke noch keine Ihnen genügende Antwort zu geben," sagte er. „In dieser Angelegenheit habe ich allein keine entscheidende Stimme. Ich muß zuvor mit meinem Vater reden. Doch seien Sie versichert, mein Herr, daß wenn sich ein Ausweg finden läßt, diese traurige Sache zu einem beide Theile befriedigenden Abschluß zu bringen ich denselben betreten werde. Ich ehre Ihren Schmerz, mein Herr, ich bewundere den Opfermuth des Fräuleins und stünde ich allein auf der Welt, ich würde keine Minute zögern, Ihre Wünsche zu erfüllen, so schwer es meinem Herzen auch würde, denn ich liebe die mir bestimmte Braut. So aber, ich wiederhole es Ihnen, hat mein Vater das letzte Wort zu sprechen."

Der Advokat senkte traurig den Kopf.

Was konnte er von dem alten Grafen erwarten, der ersichtlich nur die reiche Mitgift im Auge hatte, die Bodinet seiner Tochter bestimmt?

Graf Gustav bemerkte die Niedergeschlagenheit des jungen Mannes.

„Lassen Sie die Hoffnung nicht sinken, Herr Charland," versetzte er. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nicht vergebens an meine Ehre appellirt haben."

„Darf ich die Papiere mit mir nehmen?" fragte er dann. „Ich muß ja dem Grafen von Saligny die Beweise von der Geburt des Fräuleins liefern."

„Sie stehen Ihnen zu Diensten," entgegnete Frédéric.

Die theilnahmende Miene seines Nebenbuhlers sehend, ergriff er dessen Hand.

„Es ist mehr als menschlich, es ist göttlich, Herr Graf seine eigenen Wünsche zu bekämpfen und das Glück Derjenigen zu begründen, die ohne ihre Schuld unsere Gegner geworden sind. Bedenken Sie das. Weiteres vermag ich Ihnen nicht mehr zu sagen."

Gustav drückte ihm die Hand.

„Noch einmal, hoffen Sie," sagte er.

„Und wann wird mir die Antwort, die mir Leben oder Tod bringt?"

„Am morgenden Tage wird Alles entschieden sein."

Der Graf verließ den Pavillon. Frédéric folgte ihm und kehrte nach dem Hause seiner Eltern zurück.

Gustav von Saligmac vermied es, wieder mit den Herren zusammenzutreffen, die in einem nahgelegenen Laubgange ihren Spaziergang fortgesetzt hatten. Er wußte, man würde Fragen an ihn richten, und solchen Fragen wollte er ausweichen. Bevor er mit seinem Vater sprach, wollte er noch einmal Agnes sehen und sprechen. Es war ja doch die Möglichkeit vorhanden, daß sein Nebenbuhler die Schilderung von dem Schmerz des Fräuleins übertrieben hatte. War ihm doch von Charles Bodinet fest versichert worden, daß Agnes sich willig gefügt hätte und daß nur Unwohlsein sie abhielt, schon den nächsten Tag den Ehekontrakt zu unterzeichnen.

Hoffentlich wird ihr leidender Zustand nicht der Art sein, daß es ihr unmöglich, mich zu empfangen, dachte er.

Er beschloß, sich an Madame Bodinet zu wenden.

Eine Dienerin, die er befragte, sagte, daß sie sich im Zimmer des Fräuleins befinde. Er hieß das Mädchen, Madame Bodinet herausbitten und stieg mit ihr nach oben.

Das Mädchen that nach seinem Befehle.

Gustav wartete im Vorzimmer.

Nach wenigen Minuten erschien die edle Frau. Sie war erstaunt, als sie vernahm, was der Graf verlangte.

Dieser aber schnitt jede Einwendung, die sie gegen seinen Besuch machen konnte, dadurch ab, daß er ihr mittheilte, Herr Frédéric Charland habe mit ihm im Parke eine längere Unterredung gehabt und daß er zufolge dieser Unterredung nothwendig mit dem Fräulein zu sprechen habe.

Madame Bodinet ging wieder hinein zu Agnes, welche, in weiße Gewänder gehüllt, auf dem Divan saß.

„Graf Gustav wünscht eine Unterredung mit Dir," sagte sie. „Fühlst Du Dich nicht zu schwach, ihn zu empfangen?"

Agnes seufzte tief auf.

Digitized by Google

„Ach, er ſollte mir wenigſtens noch dieſen einen Tag gönnen.“

„Frédéric Chaland war bei ihm, mein Kind. Wer weiß, was geſchehen? Ich dächte, wir ließen den Grafen eintreten?“

Ein ſchwaches Roth färbte die blaſſe Wange der Gramerfüllten.

Der theure Name, den die Mutter ausſprach, machte ihre Pulſe ſtärker klopfen.

„Der Graf mag kommen,“ flüſterte ſie und richtete ſich ſoweit empor, als ihre Kräfte geſtatteten.

Guſtav trat, von Madame Bodinet geleitet, in's Zimmer. Er ſchritt auf Agnes zu, faßte ihre Hand und berührte ſie ſanft mit den Lippen. Sie ließ ihn gewähren. Sie durfte ja dem Manne nicht ihre Rechte entziehen, der nach wenigen Tagen ihr Herr werden ſollte.

Guſtav ſah ſie eine Zeitlang ſchweigend, aber tiefbewegt an. Sie erwiderte ſeinen Blick nicht. Ihr Auge ſuchte den Boden und hob ſich erſt dann wieder, als der Graf zu ſprechen begann.

„Mein Fräulein,“ ſagte er, „Herr Frédéric Chaland hat mir das Geheimniß Ihrer Geburt entdeckt. Die Papiere ſind in meinen Händen. Ich weiß, daß Sie die Tochter eines Mannes ſind, der nach den Geſetzen die Freiheit, ja, das Leben verwirkt hat, weiß, daß der Verbannte im Hauſe des Pachters Chaland lebt. Ich kenne auch das Mittel, das Ihr Pflegevater anwandte, um Sie zu beſtimmen, mir, dem ungeliebten Manne, Ihre Hand zu reichen.“

„Ich — ich halte mein Wort,“ verſetzte Agnes, „damit mein armer Vater gerettet werde.“

„Und er ſollte gerettet werden, ſo, oder ſo,“ ſagte Guſtav. „Erlauben Sie mir die letzte Frage: Wird es der liebevollſten Aufmerkſamkeit, der heißen Liebe, die ich für Sie fühle, denn nie gelingen, Ihr Herz zu meinen Gunſten zu rühren?“

„Man liebt nur einmal, Herr Graf, und das für's ganze Leben. Verleihen Sie meinem armen Vater Ihren Schutz und ich ſchwöre, Sie zu verehren bis zur letzten Stunde meines Lebens. Jedes andere Verſprechen würde eine Lüge ſein, die ich verabſcheue.“

„Es iſt genug, mein Fräulein. Bald ſollen Sie von mir hören.“

Er verbeugte ſich und verließ das Zimmer, um ſeinen Vater aufzuſuchen.

Schluß-Kapitel.

Der alte Graf Salignac befand ſich noch mit den befreundeten Cavalieren im Park.

Aus der Erregung, die in den Zügen des Sohnes herrſchte, glaubte er ſchließen zu müſſen, die Unterredung, die derſelbe mit dem jungen Advokaten im Luſthäuschen gehabt, ſei jedenfalls bedeutungsvoll für ihn und Guſtav geweſen.

Der Letztere bat die Herren um Verzeihung, daß er ſeinen Vater ihrer Geſellſchaft entführe.

Der alte Graf und ſein Sohn begaben ſich in die Zimmer, die Charles Bodinet zu ihrer Verfügung geſtellt.

Als Guſtav die Thür hinter ſich verſchloſſen, ſtieß der Vater haſtig die Worte heraus:

„Guſtav, Deine verſtörte Miene verkündigt mir nichts Gutes. Der Advokat kam von unſern Gläubigern in Paris. Zum Teufel! Die Blutſauger ſollen ſich doch noch einige Tage gedulden, dann können wir ſie ja befriedigen.“

Der junge Cavalier zuckte die Achſel.

„Wer weiß, ob wir das jemals im Stande ſein werden, mein Vater,“ ſagte er.

Graf Salignac fuhr entſetzt zurück.

„So warſt Du, nachdem der Advokat ſich von Dir verabſchiedet bei Herrn Bodinet und er hat ſein Wort zurückgenommen. Ah, ſolchem Plebejer kann man auch einen Wortbruch zutrauen.“

„Nein, Herr Graf,“ verſetzte Guſtav. „Nicht Herr Bodinet, mit dem ich nicht geſprochen, tritt zurück. Auch das Fräulein willigt ein, meine Gattin zu werden.“

„Nun, dann ſind ja unſere Ausſichten auch nicht getrübt.“

„Doch, mein Vater. Der junge Mann, der mich im Park aufſuchte, hat ſich an das Höchſte, das Heiligſte gewandt, was in der Bruſt jedes Edelmannes herrſchen muß, wenn er ſich nicht ſelbſt verachten ſoll.“

„Ich verſtehe Dich nicht, mein Sohn. Wer war denn der Menſch?“

„Frédéric Chaland, der Jugendfreund, der Geliebte des unglücklichen Kindes, das ich zur Gattin wählen wollte. Er hat mir Mittheilungen gemacht, die mich beſtimmen würden, augenblicklich Herrn Bodinet das Wort, das er mir bezüglich ſeiner Pflegetochter gab, als unvernommen zu betrachten, und ſelbſt Armuth und Elend dem Looſe vorzuziehen, das wir uns durch die uns vorbereitete Million bereiten können, wenn mir nicht Ihr Schickſal am Herzen läge, mein Vater.“

„Was, was ſagteſt Du da von einer Pflegetochter?“ rief der alte Herr. „Wie, Agnes wäre nicht das Kind ſeines Blutes?“

„Nein, mein Vater. Weſſen Kind ſie iſt, mögen Sie aus dieſen Papieren erfahren.“

Er legte ihm die von Frédéric erhaltenen Schriften vor. Der Graf durchflog ſie mit wachſendem Erſtaunen und horchte dann begierig auf Alles, was ſein Sohn ihm noch zu berichten hatte.

Nachdem Graf Guſtav ſeine Erzählung vollendet, ſah er ſeinen Vater mit gebeugtem Haupte und finſterer Miene daſitzen und lange Zeit in dumpfem Schweigen verharren.

Was die Gluth der Ehre im Herzen des Sohnes entzündet, hatte ſie auch bei dem Vater geweckt.

Guſtav betrachtete ihn lange voll Mitleid.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Untergang des Dampfers „Atlantic."

Bei dem allgemeinen Interesse das der Untergang des „Atlantic" auf beiden Seiten des Oceans erregt, iſt es wohl gerechtfertigt, wenn wir im Folgenden den Bericht des Capitäns des Schiffes der „New-Yorker Staats-Ztg." entnehmen.

„Wir ſegelten," ſagt er, „von Liverpool am 20. März ab. Während des erſten Theils der Reiſe hatten wir günſtiges Wetter und Oſtwinde. Am 24., 25., und 26. März hatten wir heftige Südweſt- und Weſtſtürme, die das Schiff nicht weiter als 118 Meilen per Tag vorwärts kommen ließen. Am 31. März ließ der Bericht der Ingenieure erſehen, daß nur noch 127 Tonnen Kohlen an Bord waren. Wir befanden uns noch 460 Meilen öſtlich von Sandy Hook, es wehten uns Südweſtwinde entgegen, auch hatten wir eine hohe weſtliche Anſchwellung zu bekämpfen, und das Schiff dampfte nur acht Knoten per Stunde. Da ich es als ein großes Riſico betrachtete, gerade auf mein Ziel loszufahren, weil wir uns dadurch im Fall eines Sturmes leicht in eine Kohlennoth verſetzen und uns von jedem Hafen ausſchließen konnten, in welchem Kohlenvorräthe zu haben ſind, ſo entſchloß ich mich meinen Curs nach Halifax zu richten. Am 31. März um 1 Uhr Nachmittags war Sambro Eiland 170 Meilen von uns entfernt. Die Geſchwindigkeit des Schiffes variirte von 8 bis 12 Knoten per Stunde. Südwind mit Regen. Wir wendeten uns um 8 Uhr Abends zur Rechten. Das Wetter war klar. Um Mitternacht ſchätzte ich, daß das Schiff 122 Meilen gemacht habe, dieß würde daſſelbe 48 Meilen ſüdlich von Sambro ſituiren. Ich verließ das Verdeck und begab mich in das Kartenzimmer, während ich zuvor Befehl gegeben hatte, guten Ausguck zu halten, und mich zu benachrichtigen, wenn man irgendetwas ſieht, und mich um 3 Uhr Morgens zu wecken, um welche Zeit ich beabſichtigte den Bug des Schiffes ſüdwärts zu lenken und das Tageslicht abzuwarten. Die erſte Andeutung der Kataſtrophe war, daß das Schiff an Marrs Eiland aufſtieß und dort ſitzen blieb. Sofort riß die See alle die Portboote weg. Die Offiziere begaben ſich an ihre Stationen und begannen mit der Claritung der Larboro-Boote. Der zweite Offizier ließ Signal-Raketen ſteigen. Es waren kaum zehn Minuten vergangen, und die Boote waren noch nicht losgemacht, als das Schiff an der Backbordſeite kenterte und die Steuerbordboote nutzlos machte. Als ich ſah, daß mittelſt der Boote keine Hülfe geleiſtet werden konnte, ließ ich die Paſſagiere in das Tauwerk und außerhalb der Gallerie gehen, und ermunterte ſie nach vornen zu gehen, wo das Schiff am höchſten und nicht ſo ſehr dem Waſſerſchwall ausgeſetzt iſt. Hr. Brady, der dritte Offizier und die Quartiermeiſter Speakmann und Owens hatten unterdeſſen eine Communication zwiſchen dem Schiff und den etwa 40 Yards davon entfernten Riffen vermittelſt eines Seiles hergeſtellt; ich ließ noch vier andere Taue nach den Felſen ſpannen, und an demſelben arbeiteten ſich etwa 200 Menſchen nach den Klippen. Zwiſchen den Riffen und dem Ufer iſt eine 100 Yard breite Durchfahrt, und über dieſelbe wurde ebenfalls ein Seil geſpannt, an welchem ſich etwa 50 Perſonen an das Land arbeiteten, aber es kamen viele Menſchen bei jenem Verſuche um das Leben. Um 5 Uhr Morgens erſchien das erſte Boot von der Inſel, aber daſſelbe war zu klein um Beiſtand leiſten zu können. Durch die Bemühungen des dritten Offiziers, Hrn. Brady, wurden endlich die Inſulaner aus dem Schlafe geweckt, und um 6 Uhr kamen drei größere Boote uns zu Hülfe. Durch deren Bemühungen wurden alle diejenigen, welche die wilden Wogen nicht von der Seite des Schiffes weggeriſſen und verſchlungen hatten, gerettet und glücklich gelandet, und ein armer Fiſcher Namens Clancy und ſeine Tochter nahmen ſich der Schiffbrüchigen hülfreich an. Während des Tages wurden die Uebrigbenden etwa 429 in die verſchiedenen zerſtreut umherliegenden Häuſer vertheilt. Die in loco wohnende obrigkeitliche Perſon, Edmund Ryan, leiſtete ſehr ſchätzbaren Beiſtand. Der Chefoffizier hatte ſich in das Tauwerk des Beſanmaſtes geflüchtet, und die hohe See ſchnitt ihm den Rückzug ab. Er ſtand 6 Stunden lang bei einem Frauenzimmer, das er in das Tauwerk gebracht hatte. Die See ging zu hoch um einen Verſuch zu ſeiner Rettung machen zu können. Um 3 Uhr Nachmittags gelang es einem Geiſtlichen, dem ehrwürdigen Hrn. Ancient, ihm ein Tau zuzuwerfen und ihn aus ſeiner gefährlichen Lage zu erlöſen. Viele der Cajüten- und Zwiſchendeckspaſſagiere erfroren im Tauwerk. Unter denen die auf ſolche Art um das Leben gekommen ſind, befindet ſich auch der Zahlmeiſter des Schiffes. Ehe die Boote in das Waſſer gelaſſen wurden, brachte ich zwei Damen hinein, da ich aber ſah, daß die Boote nutzlos waren, brachte ich ſie in das Tauwerk des Hauptmaſtes, wo ich ſie ließ; dann begab ich mich nach dem Hintertheil des Schiffes und ermunterte die Leute nach dem Vordertheil und auf die Seite des Schiffes zu gehen. So waren die Umſtände als die Dampfkeſſel explodirten und das Schiff ſich gänzlich auf die Seite legte. Da ich ſah, daß ich hier nicht helfen konnte, ging ich nach dem Vordertheil um die Damen zu erlöſen, fand aber, daß ſie fort waren, und ich habe ſie auch ſpäter nicht mehr geſehen. Viele der Paſſagiere konnten um jene Zeit ſchon nicht mehr dazu veranlaßt werden, Bemühungen zu ihrer eigenen Rettung zu machen, ſie legten ſich in das Tauwerk und ſtarben vor Angſt und Elend.

Ich blieb auf der Außenſeite des Schiffes und half, ermunterte und dirigirte, bis etwa fünfzehn Mann gelandet waren. Nun aber fand ich, daß ich meine ſteif gewordene Hände nicht mehr gebrauchen konnte, und ich verließ das Schiff. Zwei andere Boote waren nahe an demſelben und nahmen die noch übrigen Schiffbrüchigen an Bord. Als ich das Ufer erreichte, ſchickte ich den dritten Offizier Brady nach Halifax.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Hofpoet bei der Geburt eines Prinzen.

Von Adolph Glasbrenner.

Heil uns!
Heute Morgen gegen drei Viertel auf Elfen,
Heil uns!
Einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen,
Heil uns!
Ist dem Volke ein Prinz geboren,
Zu Glück und Segen erkoren!
Heil uns!
Eine Kanone verkündet's durch's ganze Land:
Ein Prinz ist geboren von Zicke-Zacke-Zuckerland!
Heil uns!

Heil uns!
Seine Durchlaucht geruhten bereits zu schreien,
Heil uns!
Und der Natur Höchstihr erstes Opfer zu weihen,
Heil uns!
Höchstlie sind bereits zum Major ernannt,
Und tragen das breite Würdenband!
Heil uns!
Sie haben Höchstselbst an der Brust schon gesogen,
Und bleiben dem Reiche in Gnaden gewogen.
Heil uns!

Heil uns!
Seine Durchlaucht lassen in diesen Tagen
Heil uns!
In Höchstihren Appartements herum sich tragen,
Heil uns!
Bald wird der Höchste Lutschbeutel genommen,
Und bald werden Höchstie auch Zähne bekommen!
Heil uns!
Mit Freuden wollen wir neue Abgaben geben,
Erhält nur der Höchste Höchstie uns am Leben!
Heil uns! Heil uns! Heil uns!

Feuilleton.

* (Das menschliche Herz) ist in der Regel 6 Zoll lang, hat vier Zoll im Durchmesser und schlägt 70mal in der Minute, 100,800mal im Tage und 36,817,200mal im Jahre. Es ist leicht zu berechnen, wie oft es ungefähr in einem Leben schlägt, das 60 oder 70 Jahre dauert.

* (Ein Glück.) Mann (beim Ankleiden): Schau Frau, was ich für ein Glück hatte. Da ist die Naht meiner Tasche, in der mein Geld steckt, aufgegangen und —

Frau (in's Wort fallend): Und Du hast nichts verloren?

Mann: Keinen Kreuzer — Ich hatte Alles vorher schon verzwickt.

* (Ein Hinterwäldler in Arkansas ließ aus Versehen seine vielgeliebte Schwiegermutter mit einem halbgezähmten Panther in einem Zimmer, welches er beim Weggehen fest verschloß. Bei seiner Rückkehr fand er zu seinem Schrecken die Schwiegermutter im besten Wohlsein, den Panther aber todt.

* (Köchin und Hausfrau.) Impertinent. „Aber Trine, Sie haben ja das ganze Beefsteak verbrennen lassen. Was soll ich nun anfangen?"

„Madam, vor mir ist jeade noch ein Rest Kalbsbraten da."

* „Es ist eine sehr ernste Sache, verheirathet zu sein," sagte Tante Rosmarin. „Ja," fügte Fräulein Rosa, eine vierundzwanzigjährige Jungfer hinzu, „es ist aber eine noch viel ernstere Sache, nicht verheirathet zu sein."

* Nach einem Berichte der Kabel-Gesellschaft beträgt die Zeit zur Uebermittlung einer Depesche zwischen London und New-York 13 Minuten 59½ Sekunden.

* Ein Lehrer examinirte seine liebe Schuljugend besonders in dem Kapitel der Uebertretung der Gebote. — Nach einer Weile fragte er auf einmal: „Nun sage mir an, N., was sind verbotene Wege? Ich habe es Euch vorhin auseinander gesetzt." Alles schwieg; er fragte noch einmal und hielt eine Weile inne. Da rief endlich einer der weit unten sitzenden Knaben: „Ich weiß es, Herr Lehrer!" — „So recht, mein lieber Andreas, du bist doch noch immer ein aufmerksamer Knabe; also was sind verbotene Wege?" „Wo de Strohwische steden!" antwortete Andreschen.

† Im Wyoming Territorium herrscht bekanntlich das Frauenstimmrecht und eine Frau kann dort Geschwornendienste verrichten. Neulich wurde dort ein junger Mann wegen Bruch eines Heirathsversprechens zu einer Geldstrafe verurtheilt. Er hat jetzt einen neuen Prozeß erhalten, weil sein Anwalt nachwies, daß eine der Geschworenen eine „alte Jungfer" war und demnach Vorurtheile gegen den Angeklagten haben mußte.

Gemeinnütziges.

* (Bäume von Insekten zu reinigen.) Man nehme 3 Pfund schlechten Tabak und ¼ Pfund Ruß aus dem Schornstein und koche diese Masse mit einem Eimer Wasser tüchtig durch. Nachdem das Wasser erkaltet ist und die dicke Masse sich auf den Boden gesetzt hat, gieße man es ab, verdünne dasselbe mit starkem Leimwasser und überstreiche die Bäume nach allen Seiten. Es ist nothwendig, daß dies an einem Tage geschieht, wo kein Regen zu erwarten ist. Der Leim bezweckt, daß die Insekten an den Stämmen der Bäume festkleben und ihren sichern Tod an denselben finden. Dieses Verfahren ist natürlich nur für kleinere Bäume, besonders aber in Treibhäusern und für Topforangerien anwendbar.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 34. Kaiserslautern, 27. April 1873.

Das Kind des Verbannten.

Novelle von J. Krüger.

(Schluß.)

Armer Vater, dachte er, mir ahnt, was in dir vorgeht. Zwei feindselige Gewalten haben ihren Kampf in Deiner Brust begonnen, die Ehre unseres alten Geschlechtes und die Angst, das Brot der Armuth im fremden Lande zu essen. Welcher dieser Gewalten soll ich den Sieg wünschen? Ach, ich vermag bei diesem traurigen Anblicke keine Entscheidung zu treffen.

Der alte Herr seufzte noch mehrere Male schwer auf. Dann erhob er sich von seinem Sessel und reichte Gustav die Hand.

„Die Ehre über Alles, mein Sohn," sagte er. „Ich sehe, Du hast schon Deinen Entschluß gefaßt und ich billige ihn, wie grauenvoll mich auch in diesem Augenblicke die Zukunft anblickt. Aber unser schönes Vaterland zu verlassen, das ist für mein altes Herz ein langes, qualvolles Sterben!"

Er hatte bei diesen Worten die rechte Hand auf die linke Seite seiner Brust gelegt, als wollte er den stechenden Schmerz darin gewaltsam dämpfen. Bei dieser Bewegung berührte seine Hand einen nicht allzuweichen Gegenstand.

Es war seine Brieftasche, die er in der linken Brusttasche seines Rockes trug.

Seine Augen leuchteten plötzlich hell auf, als wenn ein glücklicher Gedanke sein Gehirn durchkreuzte.

„Halt, mein Sohn," sagte er, „verzweifeln wir nicht. Noch ist Rettung möglich, ohne daß wir unsere altadelige Ehre durch eine unwürdige Handlung beflecken."

„Und woher soll sie kommen?" fragte Gustav.

Der alte Graf zog die Brieftasche hervor.

„Darin steckt der Talisman, der die Zauberkraft in sich trägt, den starrköpfigen, ehrgeizigen Liebejer zur Milde und zur Versöhnung mit seinem Vetter Hypolit Bobinet und günstig gegen das arme Mädchen zu stimmen. Es ist das Adelsdiplom, das mir Seine Majestät, unser allergnädigster König für Herrn Charles Bobinet zur Verfügung gestellt. An dieser Leimruthe soll sich der Vogel fangen. Für ihn ist der Adelsbrief eine Million werth."

„Wie mein Vater, Sie wollten —"

„Ich will den Kaufmann spielen und" — er klopfte mit der rechten Hand auf die Brieftasche — „und einen Handel abzuschließen suchen, der uns rettet und die Liebenden, die nun einmal nicht ohne einander leben können, glücklich macht."

„Und wenn Sie das auch zu Stande brächten, mein Vater," sagte der Sohn, „was soll mit dem unglücklichen Verbannten werden, der durch seine Rückkehr nach Frankreich sein Leben verwirkt hat?"

„Seine Majestät thut Alles für seine getreuen Anhänger," versetzte der Graf, „außer, daß er ihre Schulden nicht bezahlt. Hätte er nicht diese eine schwache Seite, er wäre der größte Monarch, der jemals über Frankreich geherrscht hat. Er wird meiner Bitte um Gnade für den Verbannten Gewährung schenken und der alte Patron mag für seine Verbrechen, die der Vergangenheit angehören, die Strafe in seinem Gewissen finden. Ach, mein Sohn, es ist mir wie eine Centnerlast von der Brust gefallen. Die Großmuth ist doch ein schönes Gefühl, zumal, wenn durch sie eine Million zu gewinnen in Aussicht steht. Erwarte mich hier. In einer Stunde, vielleicht noch früher bin ich wieder bei Dir und bringe Dir hoffentlich gute Nachricht."

Der alte Graf hatte den Millionär bald aufgefunden. Er ersuchte ihn um eine geheime Unterredung. Dieselbe fand Statt und währte ziemlich lange, aber das Resultat der Zweigespräche war so, wie der alte schlaue Aristokrat erwartet hatte.

Freilich hatte es die ganze Ueberredungskunst des gewandten Hofmannes bedurft, um den Zorn des Ehrgeizigen gegen seinen Vetter zu dämpfen, der es gewagt, seinen Drohungen zu trotzen und seine Vaterrechte an Agnes dem Grafen zu offenbaren. Aber nachdem er eingewilligt, von dem Grafen den für ihn bestimmten Adelsbrief — wodurch ja sein Hauptwunsch befriedigt wurde, denn die Vermählung seiner Pflegetochter mit dem jungen Grafen konnte ihm jetzt gleichgültig sein, da ihre wahre Herkunft an den Tag gekommen und er sie überdies nie wahrhaft geliebt — mit einer Million zu erkaufen, ließ er sich dadurch zur Sänftigung seines Hasses bewegen, daß Graf Salignac ihm die Großmuth als die erste und höchste Tugend eines Edelmanns pries und ihm zugleich die Versicherung gab, er würde seinen ganzen Einfluß bei Seiner Majestät anwenden, dem neucreirten Standesgenossen eine seinen Kenntnissen im Finanzfache angemessene hohe Stellung zu verschaffen.

Ohne den Adelsbrief, aber mit einer Anweisung auf eine Million versehen, die ihm die Bank von Frankreich auszahlen sollte, kehrte Graf Salignac zu seinem Sohne zurück.

„Wir haben triumphirt, mein Junge," rief er frohlockend, ihm das Dokument der Rettung zeigend. „Ah, ich wußte es wohl! Wenn der Ehrgeiz solche dem Staube entsprossene Subjekte stachelt, dann vermag ein kluger Kopf, der ihnen den rechten Köder hinhält, so

Digitized by Google

zu Allem zu bringen. Aber, was iſt das, mein Sohn?" fügte er hinzu, die finſtere Miene deſſelben bemerkend. „Noch Wolken auf Deiner Stirn, obgleich uns wieder eine neue Sonne aufgegangen, die uns nun in unſerm ſchönen Frankreich nicht wieder untergehen wird, da unſere Zukunft geſichert iſt."

„Der Handel, den Sie geſchloſſen, mein Vater," ſeufzte Guſtav, „ſcheint mir nicht unſers Standes und Ranges würdig, und nur der Gedanke an das traurige Alter das Sie bedeckte und das Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen, für das ich wahre Neigung fühlte, konnten mich dahin bringen, in Ihren Plan zu willigen, und ich werde nicht eher wieder ganz froh werden, bis es mir gelungen, dem Herrn Charles Bodinet ſeine Million zurückzuzahlen. Das alte unnütze, unthätige Leben, worin ich meine Jugend vergendete, muß aufhören. Der König iſt uns gnädig. Ich werde die Kenntniſſe, die ich beſitze, ſeiner Regierung widmen. Er wird mir eine einträgliche Stellung bewilligen. Wir werden in ehrenvoller Einſchränkung leben und unſern Adel dadurch bewähren, daß wir den Flecken auf unſerm Stammbaum tilgen den der heutige Tag auf ihn geworfen, denn ein Flecken iſt und bleibt es, wenn die Welt auch Nichts davon erfahren wird."

Der alte Graf nickte.

„Ein mit Dir einverſtanden, mein Sohn. Hat und doch auch nur die äußerſte Noth gezwungen, das zu thun, was in anderen Verhältniſſen nimmer geſchehen wäre."

Noch denſelben Tag erhielt Frédéric Chaland Nachricht von Guſtav von Salignac. Der Brief lautete:

„Ihre Wünſche, mein Herr, ſind erfüllt. Ich trete vor Ihren Anſprüchen zurück, was es meinem Herzen auch koſtet. Das Fräulein wird in Ihnen den geliebten Gatten beſitzen. Flüchten Sie Nichts für Ihren künftigen Schwiegervater. Herr Charles Bodinet wird die Drohung, ihn dem Gerichte zu denunciren, nicht ausführen, und mein Vater, durch ſeinen Einfluß bei dem Könige, ihm Begnadigung erwirken, ſo, daß er in Zukunft ungefährdet bei Ihnen und ſeiner Tochter, wo es auch ſei in Frankreich, leben kann. Alles Nähere wird Ihnen das Fräulein ſelbſt mittheilen. Nur wenige Stunden werden verfließen, dann ſehen Sie ſie von Angeſicht zu Angeſicht.

Ihr Sie hochſchätzender

Guſtav von Salignac."

Man kann ſich leicht vorſtellen, welche Freude dieſes Schreiben in der Familie Chaland erregte. Frédéric fühlte ſich wie neugeboren, denn die Zukunft, noch vor Kurzem ſchwarz und troſtlos, lag nun wieder ſonnenhell vor ihm. Agnes ſein Weib! O, wie wollte er nun ſtreben und wirken in ſeinem Beruf, um ihr und ſeinen Eltern ein ſorgenfreies Loos zu ſchaffen. Frau Chaland weinte und lachte vor Herzensluſt in einem Athem und ihr Mann erdrückte den glücklichen Sohn faſt in ſtürmiſchen Umarmungen. Der Verbannte aber ſank auf die Kniee und verharrte lange in heißem, inbrünſtigem Gebete.

In ſelbiger Zeit hatte Charles Bodinet eine Unterredung mit Melanie.

Er befahl ihr mit dürren Worten, Agnes das Geſchehene zu verkünden und ſetzte herriſch hinzu:

„Ihre ich will das Mädchen nicht länger in meinem Hauſe dulden. Ich entlaſſe ſie jeder Verpflichtung gegen mich. Weſſen Geſinnungen ſich zu dem Gemeinen hinneigen, mag auch mit dem Gemeinen leben. Ich will nichts mehr von ihr wiſſen."

Der Thor hatte, wie ſo viele ſeines Gleichen vergeſſen, daß er ſelbſt einſt einer niedrigen Sphäre angehörte und nur durch die launiſche Göttin des Glücks die ihre Gaben nur allzuoft an Unwürdige verſchwendet, in den Beſitz ſeiner Millionen und durch dieſe zu ſeiner neuen Standeserhebung gekommen war.

Melanie, die Agnes mütterlich liebte, milderte nach Kräften die Worte, die ihr Gatte ſo hart ausgeſprochen.

„Tröſte Dich, liebe Agnes," ſagte ſie, „mein Kind bleibſt Du nach wie vor. Die Zeit ändert Vieles. Sie wird auch Herrn Bodinet mildee gegen Dich ſtimmen. Du wirſt nach Deiner Vermählung mit dem Jugendfreunde in Paris leben. Wir werden es auch. Dann werden wir uns wiederſehen und uns der traurigen Vergangenheit gleich eines uns einſt beängſtigenden Traumes erinnern, dem ein heiteres Erwachen gefolgt iſt."

Gebt dem Vogel, dem eine Zeitlang die Schwingen gebunden, die köſtliche Freiheit wieder und er wird fröhlich hinausflattern in die ihn belebend anhauchenden Lüfte, von Zweig zu Zweig hüpfen und die klagenden Töne, die er im Kerker ausſtieß, werden ſich in ein helles, freudiges Geſchmetter verwandeln.

So geſchah es auch bei Agnes. Sobald es ſie von ihrer Pflegevater vernommen, daß der Wahl ihres Herzens Nichts mehr im Wege ſtände, da war ihr leidender Zuſtand wie durch eins wohlthätig Arznei verſchwunden. Sie erhob ſich raſch vom Divan, ihre Wangen rötheten ſich, ihr Auge leuchtete wieder wie in den glücklichſten Tagen ihrer Jugend. Sie umſchlang die gütige Frau, ſie gab ihr die liebkoſendſten Namen ſie ſchwur, ihre Zärtlichkeit nie zu vergeſſen und auch ihres Gatten, wie kummervolle Tage er ihr auch bereitet, ſtets dankbar zu gedenken.

Dann kleidete ſie ſich mit Melanie's Hülfe ſchnell an. Die heißeſte Sehnſucht trieb ſie fort zu dem Geliebten, zu dem armen unglücklichen Vater, den ſie nun ungehindert lieben und tröſten durfte. Herr Charles Bodinet verweigerte ihr, Abſchied von ihm zu nehmen. So wollte ſie wenigſtens dem jungen Grafen von Salignac, dem ſie den glücklichen Wechſel ihres Geſchickes danken, bevor ſie das Haus verließ, ihren an ſeligen Thränen entſtehen Dank ſtammeln. Sie bat die Mutter, ihr noch eine kurze Unterredung mit Guſtav von Salignac zu verſchaffen. Dieſe verſprach es und entfernte ſich. Wenige Minuten darauf ſtand der Ge-

Digitized by Google

nannte ihr gegenüber. Im Enthusiasmus ihres Dankgefühles warf sie sich vor ihm nieder, wie vor einem Heiligengebilde. Sie pries das Opfer, das er ihr gebracht, mit begeisterten Worten und nannte ihn den Rettungsengel ihres Daseins.

Bei dem Anblicke des glücklichen Mädchens, das ihm in diesem Augenblicke schöner als zuvor erschien, fühlte der junge Cavalier tief, was er verloren. Aber er bezwang sich männlich. Sie von der Erde aufbebend, wünschte er ihrer Zukunft die höchsten Segnungen des Himmels und verließ sie dann.

Eine halbe Stunde später lag Agnes an der Brust des Geliebten, der sie fest zu halten und zu tragen für's ganze Leben gelobte.

„Das Märchen ist nun doch wahr geworden," sagte er, „der arme Fischerssohn hat die Königstochter erungen und wenn der reiche Mann sie auch verstoßen hat, so hat sie dafür einen armen Vater gefunden, dessen Liebe ihr Ersatz für das Verlorene bietet. Von nun an bilden wir nur eine Familie und, wenn Gott es will, wird unser Glück von Dauer sein."

Frédéric reiste nach vierzehn Tagen nach Paris zurück; denn es harrten seiner wichtige Prozesse, von deren geschickten Führung seine Zukunft abhing. Agnes blieb unter dem Schutze seiner Eltern und zwar so lange als Chaland's Pachtkontrakt währte, dessen Erneuerung er zurückgewiesen. Dann reiste er auf den Wunsch seines Sohnes mit seiner Frau und Agnes auch nach der Hauptstadt. Und auch der Verbannte blieb nicht zurück, den Graf Salignac hatte Wort gehalten und der König den Unglücklichen amnestirt unter der Bedingung, daß er hinfort nur im Kreise seiner Familie leben und sich von allen öffentlichen Angelegenheiten fern halten sollte. Der Arme konnte das leicht versprechen. Sein einziger Wunsch war in der Nähe seines geliebten Kindes seine letzten Tage hinzubringen und dereinst ein Grab im Vaterland zu finden. Und dieser Wunsch war ihm erfüllt.

Ein Jahr später sehen wir die Liebenden durch die Hand des Priesters für immer vereint. Frédéric Chaland war in kürzester Zeit einer der gesuchtesten Advokaten in Paris geworden und die Zukunft aller seiner Angehörigen war gesichert. Wenn es jemals eine beneidenswerthe Familie dort gab, war es die seinige, zumal von der Zeit an, wo die Tochter des Verbannten ihrem Gatten erst einen holden Knaben schenkte und dann im Verlauf von mehreren Jahren dieses Geschenk verdreifachte, nur mit dem Unterschiede, daß sie in ihrer seligen Mutterfreude auch ein Kleines Ebenbild ihrer selbst, ein Mädchen ihm überreichte.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die anderen Personen unserer Geschichte, so haben wir zu berichten, daß Herr Charles von Bobinet durch die Protektion des Grafen Salignac ein Amt bei Hofe erhielt das seinen Ehrgeiz befriedigte. Dadurch versöhnlicher gestimmt, ließ er sich von seiner edlen Gattin bereden, der verstoßenen Pflegetochter zu verzeihen und mit ihr und der Familie Chaland wieder in freundschaftliche Verbindung zu treten, was vor Allem dem weichen Herzen Melanie's wohlthat. Die Grafen von Salignac, welche mit der von Charles Bobinet erhaltenen Million ihre Schulden getilgt, lebten fortan so eingeschränkt, wie es ihr Rang eben gestattete. Der alte Herr lebte nur noch wenige Jahre. Nach dessen Tode gelang es seinem Sohne, einen einträglichen Gesandtschaftsposten zu erhalten und eine reiche Heirath zu schließen, wodurch er in Stand gesetzt wurde, die für den Adelsbrief empfangene Million dem Herrn Charles von Bobinet zurück zu zahlen. Daß Frédéric Chaland einst an seine Ehre appellirt, hatte den Roué zu einem Manne umgewandelt, das seinem Range später wahrhaft Ehre machte.

Der Untergang des Dampfers „Atlantic."

(Schluß.)

Er sollte über Land gehen und die Nachricht von dem Unglück telegraphiren lassen und sich Beistand zu verschaffen suchen. Hr. Morrow, der Agent der Cunard-Linie, entsprach sofort dem Gesuch und schickte zwei mit Lebensmitteln versehene Dampfer um die am Leben Gebliebenen nach Halifax zu führen, wo sie verpflegt und nach New York weiter befördert werden sollen.

Der erste und der vierte Officier wurden beauftragt die Todten in Obhut zu nehmen sobald sie an das Ufer gespült werden. Der Taucher, Capitän Sheridan, ist bevollmächtigt worden von der Ladung und dem Material so viel zu salviren als er kann. Der zweite Officier ging mit dem Rettungsboot Nr 30 verloren."

Am 2. April früh, sagt die „N. Y. St.-Ztg.", fuhren der Dampfer Lady Head, der Cunard-Dampfer Delta und das Dampfbugsirboot Goliath von hier nach dem Schauplatz des Unglücks ab, um wo möglich Beistand zu leisten. Als die Dampfer in die Nähe von Prospect kamen, fanden sie leicht die Stelle an der sich die Katastrophe ereignet hatte, weil eine große Fischerei-Schooner-Flotte dort war. Das Ufer ist mit langen Reihen von Felsen und gefährlichen Sandbänken umgürtet, während die Bay mit zahllosen großen und kleinen Inseln übersäet ist. Es sind Felsen-Eilande auf denen keine Spur von Vegetation entdeckt werden kann. Die Schiffe waren gekommen um die Schiffbrüchigen, die gerettet wurden, an Bord zu nehmen. Die „Delta" und „Lady Head" wagten nicht an das Ufer zu fahren, und sie warfen Anker. Der „Goliath" und ein Rettungsboot fuhren in die Bucht um die Schiffbrüchigen einzuschiffen. Dieß geschah ohne Zeitverlust. Der „Goliath" brachte die Leute an den Dampfer „Delta." Als die Leidensgenossen, Engländer, Schotten, Irländer, Wallifer, Deutsche, Holländer, Schweizer, Schweden, Normänner ꝛc., am Bord des Dampfers waren, da weinten die einen, während andere beteten, lachten, Dankgebete herlagten, sich die Hände drückten oder umarmten, und unter einem wahr-

Digitized by Google

hast babylonischen Sprachwirrwarr einander zu ihrer Rettung beglückwünschten. Kaum die Hälfte derselben war hinlänglich oder anständig bekleidet. Der reiche Kaufmann von London oder New-York, der aristokratische Lebemann und die ärmsten der Emigranten erschienen in Kleidern, die sie von den armen Fischern und den guten Leuten in Prospect erhalten hatten. Die Ankömmlinge wurden von Capitän Shaw und seinen Officieren bewillkommt, die es an keinen Bemühungen fehlen ließen um es ihnen am Bord des Dampfers so bequem als möglich zu machen. Unterdessen war der „Goliath" an das Land zurückgekehrt, und er kam bald wieder mit einer neuen Ladung Schiffbrüchiger an den Dampfer. Mittags um 12 Uhr waren alle diejenigen, die das Ufer erreicht hatten, mit Ausnahme eines Officiers und vier Matrosen, an Bord der Dampfer „Delta" und „Lady Head" eingeschifft. Die „Delta" hatte 330 und „Lady Head" 77 Menschen an Bord genommen. Capitän Williams berichtete, daß der Verlust an Menschenleben, obgleich er sehr groß, doch nicht so groß ist als er zuerst angegeben wurde. Die „Atlantic" hatte 83 Cajütenpassagiere, 800 Zwischendeckpassagiere und eine Mannschaft und Officiere von 143 Köpfen, zusammen 976 Seelen an Bord, so daß die Zahl der Umgekommenen etwa 546 ist. Das Wrack befindet sich noch in der angegebenen Lage. Nur der Bug und die Masten ragen aus dem Wasser, und die See bricht sich so rauh an dem Schiff, daß sich keine Boote hinanwagen können.

Ein Zwischendeckspassagier erzählt Folgendes: „Ich legte mich Montag Nachts in meine Koje. Die Nacht war sehr finster, doch schienen die Sterne, und das Wetter war angenehm. Ich wußte, daß das Schiff in Halifax einlaufen wollte, um Kohlen einzunehmen. Das letzte dessen ich mich erinnere, war, daß ich die erste Wache (1 Uhr) schlagen hörte. Ich schlief dann ein, und wurde durch einen Stoß aufgeweckt, wobei ich bemerkte: „Jetzt fällt der Anker." Ich glaubte natürlich, der Dampfer sei glücklich in Halifax angelangt, aber sobald das Schiff zum zweitenmal aufstieß, rief ich aus: „Großer Gott, das Schiff ist gestrandet!" Sogleich standen wir auf und kleideten uns an. Der Gangweg war mit den Passagieren des unteren Verdecks angefüllt. Da ich sah, daß die See über das Schiff hereinbrach, so veranlaßte ich so viele als ich konnte, nach den Kojen zu gehen und sich an die eisernen Stützen anzuhalten, dort blieben wir, bis der Tag zu grauen begann. Das Schiff fiel um und das Zwischendeck war nun voll Wasser, nur eine Seite desselben war außerhalb des Wassers. Unsere einzige Möglichkeit des Entkommens boten uns die Portluken an. Etwa 20 Männer entkamen durch dieselben auf die Außenseite des Schiffes. Ich blieb bis alle draußen waren. Sehr viele Menschen waren bereits in ihren Cojen ertrunken, und andere ertranken, während sie versuchten, die Portlukrn zu erreichen. Ich arbeitete mich durch eine der Portlukrn und klammerte mich an der Seite des Schiffes zwei Stunden lang, und dann arbeitete ich mich an dem nach dem Ufer gespannten Rettungstheil an das Land. Als ich das Schiff verließ, waren noch sehr viele Menschen im Tauwerk.

„Der Untergang des „Atlantic" — schreibt ferner ein Correspondent der „Daily News" aus New-York — ist das einzige Unterhaltungsthema. Seitdem der Dampfer „Artic" in Folge eines Zusammenstoßes vor etwa 20 Jahren mitten auf dem Ocean verunglückte, hat kein Seeunfall das amerikanische Publikum in so schmerzliche Aufregung versetzt. Jeder andere Unterhaltungsstoff ist vorläufig beiseite gelegt, und sollte die Untersuchung die Besitzer oder die Officiere des unglücklichen Schiffes schuldig finden, dann wird das Volk strenge Sühne verlangen. Bis jetzt ist die Volksmeinung gegen die White Star Company eingenommen, weil diese ein Schiff wie den „Atlantic" auf eine Winterfahrt mit einem geringen Kohlenvorrath geschickt hat. Die Agenten der Gesellschaft in New-York behaupten, daß ihre Schiffe stets mit einem Kohlenvorrath für 13—15 Tage versehen seien. Im Durchschnitt nimmt nun eine Reise von England um diese Jahreszeit 12 Tage in Anspruch, und in einem Monate, in welchem eine hohe und stürmische See fast jeden Tag vorkomme, sei ein Vorrath für weitere zwei oder drei Tage nicht hinreichend. Außerdem, heißt es unter dem Volk, habe die Maschine des „Atlantic" mehr verbraucht als die Baumeister berechnet, und die Besitzer des Schiffes, um die Heizer zur Sparsamkeit bei der herrschenden Kohlentheuerung zu zwingen, haben einen nur mäßigen Vorrath dem Schiffe mit auf den Weg gegeben. Doch sind dirß nur eben Gerüchte, die das gereizte Volk in Umlauf setzt."

Feuilleton.

• (Aus der Vorwelt.) Daß die Erde schon großartige Revolutionen durchgemacht hat, davon liefert ein neu gegrabener Brunnen, etwa drei Meilen von Stephensville, Wisconsin, einen neuen Beweis. Als die Arbeiter etwa zehn Fuß tief gegraben hatten, stießen sie auf zwei gesunde aufrechtstehende Baumstämme, eine Ceder und eine Lärche. — Man folgte den beiden Stämmen bis 68 Fuß tief in die Erde, als das Wasser zu stark wurde und man aufhören mußte. Die Wurzeln wurden nicht erreicht. Wie diese Bäume in einer solchen Stellung so tief in die Erde gelangten, ist ein Geheimniß der Vorwelt.

Gemeinnütziges.

• (Den Frost für Pflanzen unschädlich zu machen.) Haben Pflanzen durch Frost gelitten, so besprühe man sie mit möglichst kaltem Wasser und lasse sie möglichst 24 Stunden lang bei möglichst niedriger Temperatur im Finstern stehen, bewahre sie dabei auch vor jeder Zugluft. Die Erfahrung lehrt, daß dadurch die große Mehrzahl der Pflanzen gerettet wird.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 35. Kaiserslautern, 30. April 1873.

* Am Haidefelsen.

(Pfälzische Sage.)

Der Pfalzgraf sprach zu Walter,
Dem Maler kunstgewandt;
„Ein Bild sollst Du mir schaffen
„Wie kein's noch je entstand.
„Such' in dem Pfälzer Lande
„Die schönste Jungfrau aus,
„Und mat' in wildem Forste
„Ihr Bild in Nacht und Graus.
„Das Haar gepeitscht vom Winde,
„Stürzt sie in wilder Flucht
„Sich über einen Jüngling
„Der dort den Tod gesucht."
„Doch Wahrheit mußt Du malen,
„Die Pfalz ist ja erfüllt
„Mit Forsten und mit Mädchen
„Werth eines Malers Bild."
„Laß' deine Locken wallen,"
So sprach zu Beata
Der Vater, „wie ich einstens
„Auch deine Mutter sah."
„Die Mutter, die gestorben
„Als sie dir's Leben gab
„Und deren Tod geworden
„Auch meines Glückes Grab."
Des Vaters Thränen netzten
Beatens Lockenhaar;
Sie hebt zum Himmel betend,
Ihr schönes Augenpaar.
„O Schöpfer, schenke Frieden
„Dem lieben Vater mein
„Und laß' ihm meine Liebe
„Ein Born des Trostes sein!"

Die Frühlingssonne leuchtet,
Die Blumen steh'n im Flor,
In allen Zweigen zwitschert
Der Vöglein munt'rer Chor;
Und von dem Haidenfelsen,
In dichtem, dunkelm Wald,
Hat Maler Walther eben
Die Skizze abgemalt.
„Es fehlt nur noch die Jungfrau,"
Der Jüngling lächelnd spricht,
„Mit Augen klar wie Sterne,
„Und Haar wie Gold so licht.
Hier fand Beatens Vater
Den jungen, schönen Mann
Bot gastfrei seine Wohnung
Dem fremden Maler an.
Der folgte froh und gerne
Dem Greise auf der Stell'
Und fand in seinem Hause
Zur Jungfrau ein Modell.
„Beatens Bild," so sagt er,
„Wird lohnen meine Kunst,
„Es sichert dem Gemälde
„Des Fürsten höchste Gunst."

Es naht der Winter langsam
Und unter Walthers Hand,
Mit Kunst und Fleiß gemalet,
Ein herrlich Bild entstand.
Doch in den vielen Stunden
Der frohen Arbeitszeit,
Schlich in Beatens Herzchen
Der Liebe Lust und Leid.
Und Walther schwur ihr Treue
Vor seinem Meisterstück.
Auch er liebt sie ja innig,
Sie ist ihm Freud und Glück.
„Der Pfalzgraf wird mich ehren
„Wird er mein Bildniß seh'n;
„Laß uns des Vaters Segen
„Für unsern Bund erfleh'n."
Doch statt des Segens folgte
Des strengen Vaters Fluch.
„Mein Kind hast Du verführt
„[illegible] Künste Trug
„Doch nie sollst Du besitzen
„Beaten als Dein Weib,
„Eh' soll ihr Haar erbleichen
„Auf jugendlichem Leib."
„Zum Teufel magst Du fahren!"
So schrie der Alte wild,
Und riß in tausend Fetzen
Des Malers schönstes Bild
Und fort stürzt stumm der Maler
Zur tiefen Waldesschucht;
Um Mitleid fleht Beate,
Der Vater tobt und flucht.

Am Haidefelsen wüthet
Der Sturm. Bei Wettergraus
Verließ die arme Tochter
Des zorn'gen Vaters Haus.
Das Haar gepeitscht vom Winde,
Stürzt sie in wilder Flucht
Sich über einen Jüngling
Der dort den Tod gesucht.
Und als das Haupt sie bebet,
Der Vater auf sie schaut,
Da war das Gold der Locken
Zum Weiß des Schnees ergraut.
Die Lippen blaß und lebend,
Die Augen thränenfeucht.
„Schau' hin, du strenger Vater,
„Dein Fluch hat' sie erreicht!"
Den Vater packt Entsetzen;
Vom Haidenfels herab
Stürzt er sich in die Tiefe
Und findet dort sein Grab.
Beate irrte jammernd
Im Forst umher, voll Gram,
Bis Gott, der Allerbarmer,
Sie endlich zu sich nahm.

Digitized by Google

Am Haidenfelsen wurde
Ein tiefes Grab gemacht;
Man senkt vereint die beide
In diesen dunkeln Schacht.
„Steh' still, o Wandrer, spreche
„Hier einen frommen Spruch;
„Und sich wie Gott bestrafet
„Den übereilten Fluch!"

— i —.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

I.

Der Baronet und seine Tochter.

Der Landsitz Wilchester Towers war in den Tagen seiner Blüthe einer der schönsten in ganz Kent. Seine Parks waren bekannt wegen ihrer Ausdehnung und ihrer geschmackvollen Anlage, die Gärten und Gewächshäuser wegen ihrer Auswahl von Früchten und kostbaren Pflanzen, die Ländereien wegen ihrer Fruchtbarkeit und das ehrwürdige Schloß selbst, sowohl wegen seines Adels, seiner Pracht, als auch wegen seiner fast verschwenderischen Gastfreundschaft.

Aber, die Tage seiner Herrlichkeit waren vorüber. Die Wege, Plätze und Lustgärten waren fast gänzlich der Natur überlassen, welches Alles in ein üppiges [illegible] hatte. Die Wirthschaftsgebäude wurden malerisch in ihrem Verfall und die Ländereien verloren ihren alten guten Ruf.

Das Schloß war ein nach dem Styl des Zeitalters der Königin Elisabeth erbautes, stattliches Gebäude, an dessen beiden Enden sich große, viereckige Thürme befanden, von denen der eine, der die Hauptwohnungen enthielt, erst in neuerer Zeit gebaut worden war, während der andere, der „graue Thurm" genannt, bereits drei volle Jahrhunderte gestanden hatte und einst der Hauptsitz seines Eigenthümers gewesen war.

Der alte Thurm wurde längst nicht mehr bewohnt, ausgenommen von einer alten Frau, welche ihr ganzes Leben lang den Besitzern des Gutes gedient hatte und mit einer seltenen Liebe und Ehrfurcht an dem verfallenen Thurme hing.

Der gegenwärtige Besitzer von Wilchester Towers war Baronet Archibald Wilchester. Er war Wittwer und Vater von zwei Kindern, von denen das älteste, sein Sohn und Erbe, in Indien, das jüngste, ein Mädchen von zwanzig Jahren, aber daheim und sowohl Herrin in ihres Vaters Hause, als auch der Liebling seines Herzens war.

Es war an einem stürmischen Nachmittag im November, als Miß Wilchester in ihrem Privatgemach stand, im Begriff ihre Toilette für das Mittagsmahl zu beenden. Sie war ein liebenswürdiges junges Mädchen, einfach und reizend mit regelmäßigen, griechischen Gesichtszügen, in denen sich theils Anmuth und Milde theils Uebermuth und Stolz malten; ihr kleiner Kopf saß stolz auf einem schneeweißen, schlanken Hals, ihre Augen waren von einer bronceartigen Farbe, verdunkelten sich jedoch tief bei der geringsten Gemüthsaufregung, — es waren große, sanfte, gestreichte, liebevolle Augen, voll Feuer und Glanz, oder bezaubernder Sanftmuth wie gerade die Launen des Mädchens erforderten. Sie war brav, großmüthig, voll Witz, Anmuth und Geist, und im Besitz jenes wahren Zartgefühls, welches nur feinen und edlen Naturen eigen ist.

So war Rosamunde Wilchester, die einzige Tochter des Besitzers von Wilchester Tower.

Ihr Kleid von hellrother Seide fiel hinter ihr in schweren Falten auf den Teppich und schimmerte in der Gluth des Kaminfeuers. Eine Kette von in Gold eingefaßten Rubinen schmiegte sich um ihren Hals und ihre zierlichen Handgelenke umgaben Armspangen mit kostbaren Juwelen.

„Ich bin nun ganz fertig, Bessy," sagte Miß Wilchester, sich von ihrer Kammerjungfer, einem hübschen lentilchen Mädchen, zurückziehend. „Ich will in das Gesellschaftszimmer gehen. Ist Papa zu Hause?"

„Nein, Miß," erwiederte das Mädchen. „Sir Archy ist hinuntergegangen zu dem Administrator und wird vor einer halben Stunde nicht zurück sein."

„Dieser abscheuliche Administrator," sagte Miß Wilchester mit einem Seufzer, indem ein dunkler Schatten über ihr heiteres Gesicht flog. „Ich wünschte Papa [illegible] diesem Menschen nicht, Bessy."

Bessy, welche in ihrer Stellung als Dienerin auch zugleich auf sehr vertraulichem und freundlichem Fuße zu ihrer Herrin stand, theilte die Meinung derselben.

„Es wird schon dunkel," sagte Rosamunde unzufrieden. Wie der Wind heult! Das ist so recht ein Spaziergang zum Administrator. Ich wundere mich, daß Papa dieser Stunde dahingegangen ist."

Sie trat an's Fenster, machte die schweren Vorhänge ein wenig zurück und blickte hinaus.

Unten im Thale, eine Meile entfernt, lag das hübsche Dorf Wilchester, und in geringer Entfernung an der Straße, welche direct von dem Schloß nach dem Dorfe führte, das einfache Wohnhaus Amos Hadd's des Administrators und Vertrauten Sir Archibald's. Er hatte vierzig Jahre in jenem Hause gelebt und während dieser Zeit im Dienste der Wilchester's gestanden. Der Vater des jetzigen Baronets hatte unbeschränktes Vertrauen in ihn gesetzt und in seiner Sterbestunde seinem Sohne anempfohlen, dasselbe zu thun.

Rosamunde verfolgte mit ihren klaren Augen die Straße, bis zu den dunkeln Umrissen des Hauses, konnte jedoch die Gestalt ihres Vaters nicht entdecken. Sie ließ die Gardine fallen, entließ Bessy und ging in ihr Boudoir, wo sie still und gedankenvoll in einem Lehnstuhl Platz nahm.

Kaum hatte sie ihre zierlichen Füße auf die Kaminplatte gesetzt, als ein leises Klopfen an der Thür hörbar wurde und auf ihr „Herein" der Gegenstand ihrer Besorgniß, ihr Vater, hereintrat.

Digitized by Google

Sir Archibald Wilchester war kaum fünfzig Jahre alt, hübsch und vollkommen, mit einem Gesicht, welches natürliche Freundlichkeit und Gutmüthigkeit ausdrückte. Die leichten Furchen auf seiner hohen, breiten Stirn, sowie die Blässe seiner Wangen zeigten deutlich, daß er manchen Kummer und manche Sorgen in seinem Herzen verbarg.

Als er eintrat, rieb er sich kräftig die Hände, ein gewöhnliches Zeichen innerer Unruhe.

Das junge Mädchen sprang bei seinem Eintreten auf, ging ihm entgegen und erfaßte seine kalten Hände mit den ihrigen.

„Wie müde und erschöpft Du aussiehst, lieber Papa!“ sagte sie zärtlich, ihn nach dem Stuhl führend, den sie so eben verlassen hatte. „Ich dachte gerade an Dich und freue mich, daß Du kommst. Bist Du nicht wohl?“

Der Baronet sank auf den Stuhl zurück und streckte seine Hände nach der lodernden Flamme aus, indem er sagte:

„Doch, ich bin ganz wohl, Rosamunde. Die Wahrheit ist,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „ich war drüben bei Hadd und bin ein wenig niedergeschlagen; das ist Alles.“

„Es scheint mir, lieber Papa, als ob Du in der letzten Zeit immer niedergeschlagen wärest, wenn Du mit Hadd zusammen gewesen bist,“ bemerkte Rosamunde, sich neben ihren Vater auf einen Stuhl setzend. „Ich hasse diesen Menschen, Papa. Warum entläßt Du ihn nicht?“

„Das ist leichter gesagt, als gethan,“ erwiderte Sir Archy, wie er gewöhnlich genannt wurde. „Du vergißt, mein Liebling, daß Hadd schon vierzig Jahre in seinem Amte gewesen ist. Mein Vater fand ihn in London. Er war der Sohn eines Pfarrers und befand sich damals auf einer Universität. Da seine Mittel ihm nicht erlaubten, weiter zu studiren, und er auch keine besonders große Lust dazu hatte, brachte ihn mein Vater mit auf das Schloß und machte ihn zu seinem Geschäftsführer. Er ist, wie Du weißt, unser Administrator lange, lange Zeit gewesen —“

„Meiner Ansicht nach nur zu lange,“ unterbrach ihn Rosamunde.

„Ich bin nicht erfahren in geschäftlichen Angelegenheiten,“ fuhr Sir Archy fort, „ebenso wenig, wie mein Vater es war, der mir kurz vor seinem Tode noch ganz besonders an's Herz legte, Hadd die sehr verwickelt gewordenen Geschäfte fortführen zu lassen, da ich durch seine Entlassung viel verlieren würde.“

„Wie sollten des Großvaters Geschäfte verwickelt geworden sein, wenn Hadd sie in Ordnung gehalten hätte?“ fragte Rosamunde. „Ich bilde mir nicht ein, etwas von diesen Sachen zu verstehen, aber ich meine, Hadd hätte dafür sorgen müssen, daß sie nicht so schwierig geworden wären.“

„Freilich hätte er dafür sorgen müssen,“ bemerkte Sir Archy. „Sie waren klar und einfach, wie ich gehört habe, als sie in seine Hände gelegt wurden.“

Rosamunde schwieg eine Weile, während ihre Blicke auf dem bleichen Gesicht ihres Vaters hafteten. Plötzlich sagte sie in ernstem Tone:

„Papa, der Großvater befand sich auf dem Gipfelpunkt der Wohlhabenheit, als er Amos Hadd von London hierher brachte. War es nicht so?“

„Ja!“ antwortete Sir Archy verwundert.

„Darauf, Jahre später, entstanden die Verwicklungen. War es nicht so?“

„Ja!“

„Und Du bist immer tiefer in dieses Chaos von Verwickelungen gerathen, seitdem Du diesen Besitz übernommen hast, Papa?“

Der Baronet nickte bejahend.

„Hast Du jemals Hadd's Geschäftsführung mit der allmähligen Abnahme des Vermögens verglichen, Papa?“ sagte Rosamunde sanft.

Sir Archy fuhr zusammen; er warf einen scheuen Blick in Rosamunden's klare Augen und seine Wangen röheten sich, als er sagte:

„Rosamunde, Du mußt etwas von unsern Familienangelegenheiten vermuthet haben vor diesem Augenblick. Ich habe Deinem klaren Verstand nicht halb genug Vertrauen geschenkt. Warum siehst Du die Sache so schlimm an? Weißt Du, was Deine Worte bedeuten?“

Rosamunde rückte auf ihrem Stuhl und versiel in ein kurzes Schweigen, um ihre Gedanken zu sammeln.

„Nun! Papa,“ sagte sie endlich und ohne dessen Frage zu beachten, in ihrer vorigen Weise fortfahrend „meinst Du nicht, daß es weit genug gegangen ist — diese Nachricht Deinerseits?“

„Wie so, Rosamunde?“ fragte Sir Archy, durch diese Worte auf's Neue erschreckt.

„Denkst Du, ich sei blind, Papa? Seit Monaten habe ich Dich einen geheimen Kummer tragen sehen, den zu theilen Du mir nicht erlauben wolltest,“ sagte Rosamunde ernst. „Es ist nicht meines Bruders Abwesenheit, welche Dich so drückt, denn er ist schon zwei Jahre fort, und es hat Dir anfangs wenig Schmerz gemacht. Dein Kummer kommt von der Furcht und Sorge, daß Markus' Erbe schwer mit Schulden belastet werden wird, nicht wahr? Sprich' lieber Papa. Ich bin kein so schwachsinniges Mädchen, welches sich scheut, Deine Sorgen tragen zu helfen. Laß' mich Alles wissen.“

Der Ernst, in welchem sie sprach, gab ihr ein würdiges, gebieterisches Ansehen, welches ihr gar wohl anstand und worüber ihr Vater zu einer anderen Zeit gelächelt haben würde; jetzt aber gestattete er es ohne Bemerkung.

„Rosamunde,“ sagte er mit steigender Unruhe, „Du hast Dir schlimme Muthmaßungen gemacht; von dem ganzen Unglück, welches mich getroffen, kannst Du Dir keinen Begriff machen. Du schreibst Hadd den Verfall unseres Vermögens zu und ich glaube, Du hast Recht.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

† Aehnlich wie auf der Pariser Industrie-Ausstellung im Jahre 1867, ist auch für die Wiener Weltausstellung ein geregelter Sanitätsdienst auf dem Ausstellungsplatze eingerichtet worden. Die Aufgabe des daselbst fungirenden ärztlichen Personals soll die erste Hilfeleistung, die Labung und den Transport der Patienten, sowie die Ueberwachung der öffentlichen Hygiene und der Desinfection umfassen, und werden zu diesem Behufe 5 Sanitätsstationen errichtet, in denen elf Aerzte von Morgens 9 Uhr bis Abends nach Schluß der Ausstellung continuirlich anwesend sind. Zwei Ausstellungsgärzte nehmen im Commissionsgebäude bleibende Wohnung, um für etwaige Vorfälle während der Nacht bei der Hand zu sein. Sämmtliche Sanitätsstationen werden mit Hand- und Handapotheken, Lazarethmitteln und Feldbetten ausgestattet, und ein vom Kriegs-Ministerium gestellter Militärsanitätswagen ist jeden Augenblick zur Ueberführung Schwerverwundeter oder Schwerkranker in Bereitschaft. In der Centralstation soll sogar eine förmliche kleine Ambulang für Herren und Damen eingerichtet werden, so daß Zimmer mit Betten den Patienten bis zu ihrer Erholung zur Verfügung stehen. Sogar für plötzliche Entbindungen soll durch die Anwesenheit einer Hebamme gesorgt werden.

* Mailand. Der „Lohengrin" ist nach dem kläglichen Fiasco im Scalatheater, wie selbst der wagnerfreundliche „Pirat" schreibt, für Italien auf lange Zeit hinaus eine Unmöglichkeit; er ist in der in Sachen der Kunst tonangebenden Stadt durchgefallen, wie noch kaum jemals eine Oper. Am 30. März fand die allerletzte Aufführung statt. Im 1. Akte waren die Mißfallensbezeugungen noch ziemlich gemäßigt und traten nur lauter zu Tage, wenn sich Beifall hervorwagte. Alsbald folgte das nationale Ballet „die beiden Zwillinge" und wurde in demonstrativer Weise stürmisch durch Beifall ausgezeichnet. Daran schloß sich der 2. Akt der Wagner'schen Oper, der unter Schreien, Toben, Zischen und den Rufen „Basti, Basti" begraben wurde. Sofort nach Fallen des Vorhangs erschien der Regisseur und erklärte, daß der 3. Akt „auf höheren Befehl (?)" nicht gespielt werde, und daß die Vorstellung für heute zu Ende sei, eine Anfündigung, die mit stürmischem Bravo aufgenommen wurde. Und damit war es mit dem „Lohengrin" überhaupt zu Ende. „Er ist keine Musik für Italien", sagt weiterhin der „Pirat"; solche algebraischen Harmonien können höchstens in Deutschland und auch nur in Deutschland reüssiren; hier will man Melodie und Gesang, keine deklamirenden Sänger. Die Kassenergebnisse der Oper waren folgende: 1 Aufführung — 10,982 Frcs. 50 Cent., 2. Aufführung — 2471 Frcs., 3. Aufführung (Sonntags, stark gekürzt und mit Balleteinlage) — 4797 Frcs. 30 Cent., 4. Aufführung — (mit Ballet) 4617 Frcs. 5. Aufführung — 3277 Frcs., 6. (letzte) Aufführung — 2389 Frcs. Diese Zahlen sind herbe Kritik genug.

† London. (Leichenverbrennung.) Die Londoner „Medicinal Preß" lenkt die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf die interessanten Untersuchungen des Prof. Polli in Betreff der Leichenverbrennung, welche heutzutage, wo jeder Zoll des Grund und Bodens — insbesondere in Großbritannien — um die Städte herum werthvoll geworden, besonderes Interesse beanspruchpt. Zu dieser Frage der Nützlichkeit kommt nun noch die Erkenntniß, zu welcher die Wissenschaft gelangt ist in Betreff der gesundheitsgefährlichen Einwirkungen eingegrabener Leichname. Vergiftung des Wassers ist selbst durch entfernterliegende Begräbnißplätze oft genug nachgewiesen worden. Wenn wir den allmähligen Verwesungsprozeß, welcher bei unserer heutigen Art des Begrabens vor sich geht, verfolgen könnten, würden wir vor der Verbrennung keinen Widerwillen mehr haben. Nach einer Reihe von Jahren decken die Monumente mit ihren kurzen und langen Inschriften, welche wir über den Gräbern geliebter Personen errichtet, doch nur Staub und Asche. Wäre es daher nicht vernünftiger — vom hygieinischen wie socialen Gesichtspunkte — diesen Prozeß zu beschleunigen?

* (Ueber Drawing-Room-Toiletten) schreibt ein englisches Modenblatt: „Auf dem letzten „Drawing Room", den die Königin Viktoria im Buckingham-Palast hielt, schien das Haar der Damen höher als je auf dem Scheitel des Hauptes drefsirt zu sein, und fast alle jungen Damen trugen es über ein Kissen aufgethürmt; auch die Federn und Blumen auf dem Kopfe wurden höher als sonst getragen. Die jungen Mädchen, die vorgestellt wurden, patronisirten Schneeglöckchen ungemein: eine Dame hatte dieselben höchst graziös auf einer Seite des Haares arrangirt, als ob sie dort wüchfen. Ein mit Perlen bedeckter Tüllschleier war beinahe eine Novität, und farbige Bänder um den Hals mit einer Schleife nach vornen und Diamanten in der Mitte waren sehr en vogue. Eine Dame trug einen mit Spitzen à la Louis XIV. garnirten Bandkragen um den Hals; überhaupt sahen die jungen Frauen auf dem „Drawing Room" mehr als je den Bildern unserer Vorahnen ähnlich. Man trug mehr als je falsches Haar und kostbare Spitzen, und die Besätze zeichneten sich durch größeren Reichthum aus."

* An einzelnen Orten der Ver. Staaten bilden sich, nach dem Beispiel der Fettbäuche, die ihre Ranzengarden errichten, jetzt Vereine von Kahlköpfen; zu diesen Vereinen haben nur solche Leute Zutritt, deren Kopf von hinten die Gestalt eines Vollmondes hat. Kürzlich hielt eine solche sonderbare Gesellschaft einen großen Ball, auf welchem es lustig herging. Das Mitglied, welches den schönsten Kahlkopf hatte, wurde mit einem Stocke mit Goldknopf beschenkt.

Räthsel.

Mit e sei's nie, denn ist der Bauch Dein Gott,
Wirst Du mit Recht sogar der Kinder Spott.
Wenn Sorgen Dich und Schmerz und Plagen drücken,
Mög' es mit u Dich stärken und erquicken.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 36. Kaiserslautern, 3. Mai 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(1. Fortsetzung.)

„Du wirst ihn also entlassen?"

„Das geht nicht so leicht. Wilchester Tower, obgleich er lange Zeit unserer Familie gehörte, ist doch kein Fideicommiß."

„Was hat das mit der Entlassung des Administrators zu schaffen?"

„Wie kann ich Dir die Wahrheit auseinandersetzen Rosamunde?" sagte der Baronet mit einem unterdrückten Seufzer. „Du weißt, daß mein Vater ebenso verschwenderisch lebte, wie seine Vorfahren. Du weißt, daß ich in derselben Weise fortlebte, bis vor zwei Jahren, als Markus abreiste. Ich mußte diese Lebensweise einstellen, denn ich war tief in Schulden gerathen — und jetzt bin ich so weit, daß ich unsere ererbte Heimath meinen Creditoren überlassen muß."

Rosamunden's Gesicht entfärbte sich, sie war wie betäubt.

„Wer ist Dein Hauptcreditor?" fragte sie nach einer Weile mit schwacher Stimme.

„Mein Administrator Amos Hadd," erwiderte der Baronet leise, indem er die Augen niederschlug, um den Blicken seiner Tochter nicht zu begegnen. „Er gewährte meinem Vater und mir Vorschüsse. Ich weiß nicht, woher er das Geld nahm, aber er muß es von seinem Gehalt erspart haben, welcher immer sehr bedeutend war. Er hat Anspruch auf jede Ruthe Land, welche mir gehört."

„Und Markus?"

„Er muß den wahren Stand der Geschäfte erkannt haben, obgleich er vorgab, es wäre einzig und allein die Sehnsucht nach Abenteuern, welche ihn nach Indien trieb. Er warnte mich vor Hadd, aber seine Warnung kam zu spät. Er ist nun arm, ganz arm!"

„Aber Papa, Du mußt träumen? Das Schloß verlassen — die Heimath der Wilchesters seit Jahrhunderten! Und Markus arm? Unmöglich!"

Der Baronet bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; das Blut wallte heftig in seinen Adern, der Athem stockte.

Im nächsten Augenblick hatte Rosamunde ihren eigenen Schmerz überwunden; sie sprang an ihres Vaters Seite und preßte sein Haupt an ihre Brust.

„Papa, lieber Papa!" rief sie mit weicher Stimme. „Es ist also alles wahr? Sei nicht so traurig. Thränen würden uns nichts helfen. Armer, lieber Vater!"

„Ich bin nicht besorgt um mich selbst," versetzte der Baronet, „sondern um Dich und Markus. Es war thöricht von mir, so unbedingtes Vertauen in Hadd zu setzen, nein, schlimmer als thöricht — verbrecherisch. Könnte ich die Strafe dafür allein tragen, ich würde sie nicht so hart fühlen; aber meinen Sohn um seine Erbe beraubt, meine Tochter arm und hülflos in die Welt hinausgestoßen zu sehen, o, das ist zu schrecklich!"

„Vater, bist Du auch gewiß, daß die Sachen so schlecht stehen, wie Du sagst?" fragte das Mädchen noch immer ungläubig.

„Ganz sicher, Rosamunde. Ich bin in der letzten Zeit täglich bei Hadd gewesen und habe mit ihm die Bücher durchgesehen, — denn hier konnte ich es nicht thun; heute haben wir unsere Nachforschungen beendigt, und ich bin überzeugt, daß ich tief in seiner Schuld stehe, so tief, daß nur ein Wunder uns retten kann."

Rosamunde wurde todtenbleich, und ihr Vater fühlte, wie ihre Glieder zitterten, aber nur einen Moment, im nächsten Augenblicke hatte sie ihre volle Ruhe und ihren Muth wieder.

„Gewiß, Papa," sagte sie mit tiefer, ernster Stimme, „Hadd hat Dich betrogen."

„Ja, Rosamunde, ich weiß es, er muß mich betrogen haben; aber ich habe keine Beweise für seine Schurkerei."

Rosamunde wandte ihr Gesicht ab und starrte in die lodernde Flamme.

„Amos Hadd hat Dich in diesen Zustand gedrängt, um selbst von dem Schlosse Besitz zu ergreifen."

Der Baronet nickte stumm.

„Armer Vater! Armer Markus!" murmelte Rosamunde.

„Mache mir keine Vorwürfe, mein Kind!" rief Sir Archy. „Ich habe mir bereits selbst genug solche gemacht, mehr als meine Kinder mir je machen könnten. Gott sei Dank, daß Markus nicht hier ist und unser Unglück nicht zu theilen braucht."

„Wir müssen das Schloß verlassen, wie es scheint, aber wohin sollen wir gehen? — Du nanntest auch mich arm, Papa; hatte etwa Hadd Ansprüche auf das kleine Vermögen, welches mir meine Mutter hinterließ?"

„Nein, durchaus nicht. Ich hatte das ganz vergessen, denn es ist zu unbedeutend. Deine Mutter war die jüngste von fünf Schwestern und ihr Antheil war nicht groß, obgleich ihr Vater ein reicher Graf war. Du hast etwa fünfhundert Pfund Rente jährlich und das Häuschen in Schottland — das ist Alles, und es ist jedenfalls zu wenig für ein Mädchen, das so ist wie Du, es reicht nicht zu unserer Versorgung aus. Markus muß sich um eine Anstellung bemühen, oder in der

Digitized by Google

Armee bleiben, und ich — vielleicht wäre es das Beſte, Hadd zu bitten, mich als ſeinen Adminiſtrator anzuſtellen," ſagte er mit bitterer Ironie hinzu. „Es ſcheint ſich beſſer zu lohnen, Adminiſtrator zu ſein, als Herr des Schloſſes."

Sir Archy lachte bei den letzten Worten bitter, worauf ein kurzes Schweigen folgte, das der Baronet unterbrach, indem er im veränderten Ton fortfuhr:

„Roſamunde, das Schlimmſte habe ich Dir noch nicht erzählt."

Das Mädchen ſah, daß ihr Vater todtenbleich war und daß plötzlich ein ſchrecklicher Kummer ſchwer ſein Herz drückte.

„Was iſt es, Papa?" flüſterte ſie. „Iſt es vielleicht, daß wir das Schloß bald verlaſſen?"

Der Baronet nickte ſtumm.

„Wie bald, Papa?"

Ein Fieber ſchien plötzlich Sir Archy zu durchſchauern. Er blickte nicht auf, als er mit tiefer Stimme flüſterte:

„Er gibt uns eine Woche Zeit, in welcher wir das Schloß verlaſſen müſſen, Roſamunde."

„Eine Woche!" wiederholte das Mädchen erſtaunt. „Das iſt Alles. Er wird uns nicht geſtatten, außer unſern Kleidern irgend etwas mitzunehmen — nicht ein Buch, nicht ein Bild, nicht ein Stück von unſerem prachtvollen ererbten Mobiliar."

„Aber, Papa!" rief Roſamunde, und ihre ſonſt ſo weiche Stimme klang ſcharf vor Schmerz, „nur eine Woche? Das iſt ja unmenſchlich, barbariſch!"

„Ich habe vernünftig mit ihm geſprochen und mich mit ihm geſtritten," ſagte Sir Archy; „ich habe Deinetwegen proteſtirt, Roſamunde," und ſeine Stimme zitterte „aber ſein Herz iſt härter als Stein. Wenn wir in einer Woche nicht friedlich gehen, wird er uns gerichtlich hinausſetzen laſſen — und unſer Name wird von dem einen Ende des Landes zu dem andern klingen!"

„Wir wollen in Frieden gehen," ſagte Roſamunde ruhig ihre eigene Qual unterdrückend. „Wir wollen ihm keine Gelegenheit geben, ſeine Freude über unſer Unglück zu zeigen."

„Du haſt Recht, Roſamunde," ſagte Sir Archy. „Wir wollen in Frieden gehen. Und dann —"

Er wurde unterbrochen durch ein Klopfen an der Thür. Roſamunde ſtand auf und öffnete dieſelbe. Ein Diener in Livree ſtand vor ihr und überreichte ihr auf einem ſilbernen Präſentirteller einen Brief, indem er mit einer tiefen Verbeugung ſagte:

„Ein Billet von Mr. Hadd für Sir Archy, Miß Roſamunde."

Dieſe nahm den Brief und näherte ſich ihrem Vater, welcher die Worte des Dieners gehört hatte und ſein Haupt erhob, ſo daß ſich ſein blaſſes, mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes erfülltes Geſicht den Blicken ſeiner Tochter zeigte. Er ſtreckte die Hand aus und öffnete das Couvert.

„Es iſt mir ganz unklar, Roſamunde," ſagte er mit zitternder Stimme, als er das Billet flüchtig überſehen hatte. „Ich kann keinen Sinn herausfinden. Lieſ' Du es."

Roſamunde entſprach dem Wunſche ihres Vaters und las:

„Sir Archibald Wilcheſter!

Seit unſerer Unterredung vor einer Stunde habe ich einen Plan erſonnen, nach welchem Sie auch Herr und Eigenthümer von Wilcheſter Tower bleiben können. Ich werde mir die Freiheit nehmen, nach Tiſche auf dem Schloß einzuſprechen, um Ihnen einen Plan mitzutheilen, welcher, wie ich zu hoffen wage, Ihren Beifall finden wird.

Achtungsvoll Ihr

Amos Hadd.

Roſamunde zerknitterte das Papier und hielt es über das Feuer, während ſie gedankenvoll zuſah, bis es vollſtändig verbrannt war, dann ſagte ſie:

„Was für einen Plan mag er ſich ausgedacht haben, Papa? Es iſt ein Plan, von dem er für ſich jedenfalls Vortheil erwartet, das iſt gewiß!"

Sir Archy war unfähig, auf dieſe Frage zu antworten, aber er ſah beſorgter aus, als je zuvor. Er ſchwieg bis plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein Diener meldete, daß Mr. Hadd in der Bibliothek ſei und den Baronet zu ſprechen wünſche.

Sir Archy ſtand auf und gab ſeiner Tochter den Arm mit der Höflichkeit der alten Schule, und Beide begaben ſich nach der Bibliothek. Roſamunde war entſchloſſen, der Berathung beizuwohnen.

II.

Des Adminiſtrators Vorſchlag.

Sir Archy's Schritte wurden langſamer, als er ſich der Bibliothek näherte, und ein Zittern überkam ihn, denn neue Befürchtungen ſtiegen in ihm auf. Er blieb ſtehen, erfaßte Roſamunde's Arm feſter und ſeine blauen Augen verriethen vollkommen ſeine Beſorgniß.

„O, mein Liebling, mein Liebling!" murmelte er. „Ich befürchte, daß Hadd etwas weit Werthvolleres begehrt als das Schloß. Ich habe eine furchtbare Ahnung —"

„Lieber Papa, laß' uns das Schlimmſte auf einmal wiſſen," unterbrach ihn Roſamunde, indem ſie ihn mit ihren liebevollen, ruhigen Augen aufmunternd anblickte. „Laß' uns gehen und hören, was der Adminiſtrator will."

„Ich will allein gehen," erwiderte Sir Archy. „Geh' Du zurück in Dein Zimmer, mein Kind; ich werde zu Dir kommen, ſobald Hadd fort iſt."

Er ließ' Roſamunde's Arm los und machte eine Bewegung, als ob er ſie ſanft fortſtoßen wollte.

„Wenn mein Bruder hier wäre, würde ich nicht daran denken, der Zuſammenkunft zwiſchen Dir und Hadd beizuwohnen," wendete Roſamunde beſtimmt ein, „aber da er abweſend iſt, gehe ich nicht von Deiner Seite. Ich muß darauf beſtehen, mit Dir hinein zu gehen, denn vielleicht könnteſt Du einen Zeugen nöthig haben. Es iſt möglich, daß ich ſo glücklich bin, durch

Digitized by Google

mein kleines Vermögen den Administrator für eine etwas längere Frist zu gewinnen. Ich kann diesen Menschen nicht leiden und werde, deshalb nicht zugeben, daß Du jetzt in dem Moment, der unser Schicksal entscheiden wird, ihm allein entgegentrittst. Ich werde Dir eher eine Hilfe, als ein Hinderniß sein," fügte sie schmeichelnd, aber doch mit Entschiedenheit hinzu.

Sir Archy fühlte sich zu schwach, gegen ihre Entschlossenheit anzukämpfen, oder vielleicht hoffte er selbst mehr Muth zu gewinnen, wenn er seine Tochter so fest und unverzagt sehe.

„So komm' denn Rosamunde," sagte er kurz. „Möglich, daß Hadd etwas ganz Anderes verlangt, als was ich befürchte. Deine Anwesenheit kann vielleicht von sehr großem Nutzen sein."

Er zog ihren Arm wieder in den seinigen und bemühte sich, seinem Gesicht den Ausdruck der Ruhe zu geben und seine gewöhnliche Haltung anzunehmen. Beide schritten dann im Corridor weiter und traten in die Bibliothek ein.

An dem Tische, das Auge auf ein illustrirtes Blatt gerichtet, saß Mr. Hadd, der Administrator Sir Archy's.

Er stand auf, als der Baronet mit seiner Tochter eintrat, näherte sich einige Schritte und verbeugte sich demüthig.

Er war mehrere Jahre älter als Sir Archy; augenscheinlich hatte er sein sechzigstes Jahr überschritten. Er war ein dürrer, hagerer aber kräftiger Mann — in Ausdruck und Charakter der lebendige Gegensatz von dem freundlichen und edlen Baronet. Sein langer, schmaler Kopf war spärlich mit grauem, struppigen Haar bedeckt, unter den dichten Augenbraunen verbargen sich ein Paar kleiner, stechender Augen, die stets blinzelnd und suchend umherirrten, und ein ebenfalls grauer, kurzer Bart umrahmte seine Backen. Seine farblosen Lippen waren fest zusammengepreßt, ausgenommen, wenn ein gezwungenes Lächeln den Mund verzog.

Obwohl er von guter Herkunft war und auch eine gute Erziehung genossen hatte, besaß er doch nicht die Miene eines Gentlemans. Er war nicht nur unbarmherzig, listig und selbstsüchtig, sondern auch verrätherisch und gemein. Sir Archy's Vater war sein Wohlthäter gewesen zu einer Zeit, wo er fast ohne Freund und ohne Mittel war, Und wie hatte er diese Wohlthaten belohnt? — Durch jahrelange, planmäßige Betrügerei. Sir Archy hatte ihm das unumschränkteste Vertrauen geschenkt, welches er unter dem Scheine der strengsten Ehrlichkeit und Ergebenheit dazu benutzte, des Baronets Reichthum zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten, bis er ihn endlich ganz ruinirt hatte.

Die hauptsächlichsten Leidenschaften dieses Mannes, waren Geiz, Ehrfurcht und Liebe zu seinem Sohne, einem jungen Menschen von fünfundzwanzig Jahren, die einzige Frucht seiner kurzen Ehe. Die Mutter, Tochter eines Landpfarrers aus der Nachbarschaft, starb bei der Geburt ihres Sohnes, welcher, wahrscheinlich der Charakterähnlichkeit wegen, der Abgott seines Vaters geworden war. Es war für ihn, was er in den letzten Jahren so heimtückisch gestohlen, es betraf ihn, was er gerade jetzt dachte, als er sich fast sklavisch vor dem Baronet und seiner Tochter verbeugte.

Vor Miß Wilchester hegte der Administrator im Geheimen die lebhafteste Bewunderung. Ihre edle Gestalt, ihre bewundernswerthe Schönheit, verbunden mit ihrer Intelligenz und hohem Adel, machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn.

„Dies ist eine unerwartete Gunst, Miß Rosamunde," sagte er in schmeichelndem Tone, in welchem er sie stets anredete, „ich kam jedoch in Geschäftssachen hierher."

„Ich werde mich nicht in Ihre geschäftlichen Angelegenheiten mischen," versetzte Rosamunde stolz, mit einer geringschätzigen Bewegung ihres kleinen Kopfes. „Sprechen Sie so frei, als ob ich nicht hier wäre, Mr. Hadd. Ich besitze meines Vaters Vertrauen."

Sie ließ den Stuhl, welchen Hadd vor sie hinstellte unbeachtet und ging nach dem Kamin, wo sie sich auf einen Lehnstuhl niederließ und den Kopf auf ihre Hand stützte.

Hadd wandte sich zu dem Baronet.

„Ist es Ihr Wunsch, Sir Archy," fragte er, „daß Miß Rosamunde genau von der Situation unterrichtet werden soll?"

Der Baronet, blaß und sorgenvoll, jedoch seine Achtung gebietende Haltung bewahrend, nickte bejahend.

„Ich habe meine Tochter mit dem Stand meiner Angelegenheiten bekannt gemacht," sagte er, durch eine Handbewegung andeutend, daß der Administrator seinen Sitz wieder einnehmen möge, während er sich selbst zu Rosamunde setzte und zwar so, daß ihr Gesicht den Beobachtungen Hadd's entzogen war. „Ich habe kein Geheimniß vor ihr."

„Das ist vielleicht ebenso gut," sagte Hadd mit einem bedeutungsvollen Lächeln. „Im Grunde freut es mich, Sir Archy, daß Sie Miß Wilchester in Ihr Vertrauen gezogen haben. Es ist ein harter Schlag für Sie, Miß Rosamunde," fügte er hinzu, seinen langen Hals ausstreckend, um des Mädchens Gesicht zu erforschen. „Sie lernen sehr früh den Wechsel des menschlichen Glückes kennen. Erst gestern sprachen Sie davon, daß Sie nach London gehen und die Saison daselbst bei Ihrer Tante, Lady Rastleigh, zubringen wollen —"

„Seien Sie so freundlich, Mr. Hadd, Ihre Bemerkungen an mich zu richten und dieselben auf die Geschäfte zu beschränken," unterbrach ihn Sir Archy mit unverkennbarem Stolz.

(Fortsetzung folgt.)

* Ein junger Mann, welcher sich dem Trunke ergeben hatte, bat eine geistreiche Dame um ihre Hand. — „Wenn ich mich von Ihnen heimführen ließe," erwiederte diese, „so wäre ich später genöthigt, Sie täglich heimzuführen."

Digitized by Google

Streik-Lied.

S'giebt kein schön'res Leben,
Als das Streikerleben
Für den biedern, tücht'gen Handwerksmann,
Da kann Jeder treiben,
Oder's lassen bleiben,
Was er eben treiben will und kann.

Ach das war'ne Mühe!
Morgens in der Frühe
Mußtest Du schon nach der Werkstatt geh'n,
Jetzt, o Gott, wie nette
Bleibst Du hübsch im Bette
Und schläfst bis Morgens gegen zehn.

Dann erhebst allmählich
Du Dich, noch halbseelig,
Und bedenkst, was gestern vorging, jetzt,
Froh, daß trotz der Keile
Bis auf eine Beule
Du noch ziemlich leiblich unverletzt.

Vivat deine Führer!
Immer mehr nach ihrer
Art zu leben bide nur Dich noch,
Faul sieh'st Du sie lenzen
Und die Stunden schwänzen,
Und der liebe Gott ernährt sie doch.

D'rum, Ihr lieben Zecher,
Fleißig hebt den Becher,
Bis wir Alle sind im schönsten Thee;
So geht's alle Tage!
Wahr ist's was ich sage:
„Streiken ist das herrlichste Metier!"

Feuilleton.

* Arthur Müller's letzte poetische Schöpfung, welche er wenige Tage vor seinem Tode niedergeschrieben, lag dem an Poffart gerichteten Schreiben bei. Das Sonett lautet:

„Allmutter Erde, — Deinen Sohn nimm auf!
Aus all dem Elend, der enghers'gen Kleinheit,
Der außen mich umkriechenden Gemeinheit,
Wie sehn' ich mich, zu enden meinen Lauf!

Allmächtig zieht es mich hinaus, hinauf,
Mein Ich will lösen sich in der Alleinheit,
Und für den frischen Odem der Allreinheit
Schlag' ich — wie gern! — dies Dasein in den Kauf!

Ich that mein Tagwerk! Ich hab gestritten
Für Schönheit, Wahrheit, Freiheit und gelitten.
Was dieser wundenreiche Kampf mir läßt,

Ist einst'ger Kraft doch nur ein schaler Rest.
Allmutter Erde, gib dem Müden Ruh
Und laß ihn endlich wieder werden — Du!"

* Von Duluth wird über die fast wunderbare Rettung von vier Männern auf dem Eise des Superior See's berichtet. Diese vier Männer — Watson, G. Fischer, Eduard Linder und H Zech — wollten sich über das Eis nach der canadischen Küste begeben. Bei der Festigkeit und Dicke des Eises glaubten sie dies ohne Schwierigkeit bewerkstelligen zu können. Nachdem sie einen ganzen Tag gewandert waren, gewahrten sie zu ihrer Überraschung, daß sie nicht ausreichend mit Lebensmitteln versehen waren, und da zudem der Eine der Gesellschaft unwohl wurde, beschlossen sie den Rückweg anzutreten, wurden jedoch zu ihrem Schrecken gewahr, daß ihnen derselbe durch Wasser abgeschnitten war und daß sie sich auf einer großen Eisscholle befanden, die mehrere Meilen im Umkreis hatte. Mit dürftiger Nahrung versehen, brachten sie in dieser Lage, ohne Aussicht auf Rettung, sechs Tage und sechs Nächte zu. Das Krachen des Eises, das sich von allen Seiten vernehmen ließ, klang ihnen wie Todesbotschaft. Endlich am Morgen des sechsten Tages erblickten sie in einer Entfernung von 10 Meilen Land, welchem der Wind die Eisscholle zugetrieben hatte, und in fast erschöpftem Zustand gelang es ihnen endlich, dasselbe zu betreten.

* Am Eingange des Pariser Circus stand Abends unter den Neugierigen ein Mann, der ein so außerordentlich hübsches Mädchen an der Hand hielt, daß Herr Dejean ihm die verführerischsten Anträge für den Fall machte, daß er ihm das schöne Kind anvertrauen wolle, um dasselbe zur Kunstreiterin auszubilden. „Nein," antwortete der Vater, „nein, nicht mein Kind, aber ich habe — eine Schwiegermutter; wenn Sie wollen, überlassen Ich Ihnen dieselbe um die Hälfte der Summe, die Sie mir bieten."

* Ein Stadtvater donnerte über die schlechte Milch, die man allenthalben verkaufe, und rief in seiner Entrüstung aus: „Es würde jede Kuh erröthen machen, wenn sie wissen könnte, was hier unter ihrem Namen verkauft wird.

Gemeinnütziges.

*(Wässerige Kartoffeln, zu bessern.)

Wässerige Kartoffeln fester und mehliger zu machen, braucht man sie nur in der unmittelbaren Nähe eines warmen Ofens auszubreiten. Die wässerigen Bestandtheile verdampfen auf diese Weise, auch gewinnen dadurch die Kartoffeln sehr an Geschmack.

Auch beim Kochen selbst kann man noch auf die Kartoffeln einwirken, indem man einen schmalen Streifen abschneidet und sie dann auf die gewöhnliche Weise kocht. Die Kartoffeln, so zubereitet, dürfen nicht so lange kochen, sind schmackhafter und auch, wenn sie nicht ganz schlecht waren, schön mehlig im Innern, während auf die gewöhnliche Weise zubereitete Kartoffeln fast alle wässerig sind.

Auflösung des Räthsels in Nr. 35:
Schlemmer — Schlummer.

Verantwortlicher Redakteur S. Liedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 37. Kaiserslautern, 7. Mai 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(3. Fortsetzung.)

Hadd biß sich vor Aerger in die Unterlippe und ein gehässiger Blick schoß aus seinen kleinen Augen, aber ruhig erwiderte er:

„Ich wollte nur Gewißheit haben, ob Miß Rosamunde gänzlich in die Sache eingeweiht ist. Ich bitte um Ihre Verzeihung, wenn ich Sie beleidigt haben sollte. Ich werde ferner nur zu Ihnen sprechen, Sir Archibald. Miß Rosamunde weiß also, daß ich auf alle Ihre Besitzungen Beschlag gelegt habe, daß Wilchester Tower mit seinen sämmtlichen Einkünften sowohl, als mit seinen alten Traditionen mir gehört?"

Es schien als ob diese Thatsache ihm besonders behagte und als ob er die Seele des Baronets bis in die tiefsten Tiefen damit martern wollte.

„Ja, sie weiß Alles!" erwiderte Sir Archy kalt.

„Sie haben ihr klar gemacht, Sir Archibald," fuhr Hadd fort, wiederum seinen Kopf ausstreckend, um auf die schweigend am Kamin sitzende Rosamunde zu blicken, „daß die Parks, die Gärten, die Landstellen, das Schloß ohne Vorbehalt mir überliefert werden müssen, daß für Ihren Sohn Markus kein Pfennig bleibt, und daß Sie und Ihre Tochter das Schloß verlassen müssen — mit leeren Händen und leeren Taschen, — daß Sie damit Ihre gesellschaftliche Stellung verlieren und daß Sie einer Zukunft voll drückender Armuth entgegengehen?"

Das unheimliche Feuer, welches auf's Neue aus seinen Augen sprühte, zeigte deutlich, mit welchem innerlichen Vergnügen er seine vornehmen Zuhörer peinigte.

Ein Schaudern, welches Rosamunde's Glieder durchzuckte, verursachte ein leises Rascheln ihres seidenen Kleides, was Hadd nur als ein leises Zeichen erkannte, daß sie seine grausamen Worte gehört habe.

„Kommen Sie zur Sache, Mr. Hadd!" rief der Baronet entrüstet und seine Augen funkelten vor Zorn. „Wenn Sie nur hierher gekommen sind, um über meinen Ruin zu spotten, wäre es das Beste, daß Sie sogleich wieder gehen. Ich will keine fernere Unterredung mit Ihnen haben!"

Er stand auf und wollte seine Tochter hinwegführen, aber Hadd, welcher fürchtete, durch die höhnenden Auslassungen seiner Sache geschadet zu haben, nahm plötzlich eine ernste Miene an und ersuchte den Baronet durch eine Handbewegung, seinen Platz wieder einzunehmen, indem er bemerkte:

„Was ich sagte, war eine Einleitung zu dem, was unmittelbar darauf folgen sollte und gehörte zur Sache. Ich komme nun zu dem eigentlichen Zweck meines Besuchs. Sie haben meinen Brief erhalten, Sir Archy, worin ich Ihnen mittheilte, daß ich einen Plan gemacht habe, nach welchem Sie im Besitz Ihrer Stellung unter der Aristokratie des Landes bleiben können?"

Der Baronet rückte unruhig auf seinem Stuhle und bejahte die Frage.

„Erlauben Sie mir denn, Sir Archy, endlich zum Ziele zu kommen. Ich habe Miß Wilchester längst im Stillen beobachtet und bewundert —"

„O Himmel! rief der Baronet, und in seiner Stimme lag der Ausdruck des größten Widerwillens, denn er sah seine schlimmsten Befürchtungen durch die Worte des Administrators zur Wahrheit werden. „Unsere Zusammenkunft mag hiermit zu Ende sein. Lieber würde ich meine Tochter sterben sehen, als daß ich sie Ihnen zum Weibe gäbe, Amos Hadd."

Hadd runzelte die Stirn, dann lachte er laut auf.

„Sie sind gar zu heißblütig, Sir Archy," sagte er kühl. „Heißblütigkeit ist von jeher ein Fehler der Wilchesters gewesen. Ich habe noch nicht um Miß Rosamunde's Hand angehalten; ich bin zu alt zum Heirathen, und habe auch keine Neigung, ein junges Weib zu nehmen, die Ansprüche machen würde, welche den Interessen meines Sohnes zuwider wären. Ich trachte nicht nach der Hand, um die sich schon so Mancher von unserer hohen Aristokratie vergebens bemüht hat."

Sir Archy athmete erleichtert auf. Die Zweifel, welche ihm in athemloser Spannung gehalten, schwanden, und über seine todtenbleichen Wangen flog ein Hauch natürlicher Farbe. Die nächsten Worte des Administrators trafen ihn wie ein Schauer eiskalten Wassers.

„Also ich bin nicht so ehrsüchtig für mich selbst," fuhr Hadd fort, einen verstohlenen Blick auf den Baronet werfend; „ich bekenne jedoch einen wohl zu entschuldigenden Ehrgeiz für meinen Sohn. Er ist jung und hübsch, gut erzogen und an ein vornehmes Leben gewöhnt; er ist auf einer Universität gewesen, ist gereist und hat viel mit der Noblesse verkehrt, welche ihn für einen Ablömmling einer hochgestellten Familie und für sehr reich hält; er bekommt all' mein Geld, er wird Herr Wilchester Towers werden und wird natürlich auch heirathen."

Der Baronet brannte innerlich bei diesen Worten, äußerlich war er kalt und ruhig.

„Mein Sohn," sprach der Administrator weiter, nicht

Digitized by Google

recht gewiß über die Geſinnungen ſeiner Zuhörer, „hat Alles gelernt, was zu der Stellung, die er nun bald einnehmen wird, erforderlich iſt. Er iſt, wie ich bereits ſagte, hübſch. Es ſind fünf Jahre her, daß Sie ihn nicht geſehen, Sir Archy, und ſeine Reiſen haben ihn vollkommen gereift und ihm ein diſtinguirtes Air gegeben — ſo habe ich es von einem meiner Freunde gehört, welcher ihn im letzten Sommer in Wien geſehen hat. Nun, um endlich zu der Hauptſache zu kommen, ich wünſche eine Verbindung meines Sohnes, Jaſon Hadd, mit Ihrer Tochter, Miß Wilchester. Das iſt mein Plan, Sir Archibald."

Der Baronet ſprang auf und trat vor Hadd.

„Das Schloß gehört mir, wenigſtens noch bis morgen!" rief er im höchſten Zorn und mit flammendem Auge. „Geht! Geht ſofort! Ich will meine und meiner Tochter Ohren Euren ſchamloſen Beleidigungen nicht ausſetzen. Eine Heirath meiner Tochter mit Eurem Ablömmling, Ihr verrätheriſcher Schurke! Dieſer Gedanke könnte mich in Verſuchung führen, Euch hinauszuwerfen, wenn ich meine Hände an Euch beſudeln möchte. Aber geht raſch, ſonſt laſſe ich Euch durch meine Diener hinauswerfen!"

Die ganze Verachtung und heftige Entrüſtung, welche ſich ungeſtüm in Sir Archy's Bruſt drängten, waren ausgedrückt in ſeinen Worten, Blicken und Geberden. Der bloße Gedanke an eine Verbindung ſeiner unſchuldigen hochherzigen Roſamunde mit Jaſon Hadd, wie er ſich ſeiner erinnerte, war hinreichend, ihn zur Raſerei zu bringen. Er ſtreckte ſeine Hand aus und zeigte mit dem Finger auf die Thür; ſein blaſſes Geſicht erhöhte das Feuer ſeiner blauen Augen und verlieh ihnen einen Ausdruck, welcher den Adminiſtrator zittern machte

Derſelbe erhob ſich mürriſch; ſein Aerger zeigte ſich in zwei hochrothen Flecken auf ſeinen Wangen und in dem finſtern Blicke ſeiner Augen.

„Gut, Sir Archy," ſagte er kalt, während die Röthe ſeiner Wangen immer lebhafter wurde. „Sie werden morgen mehr von mir hören. Gute Nacht!"

In dieſem Augenblick legte Roſamunde ihre weiße Hand auf ihres Vaters Arm und ſagte mit ruhiger klarer Stimme:

„Lieber Papa, laß uns hören, was Mr. Hadd ſonſt noch zu ſagen hat. Du weißt, das Anhören kann nichts ſchaden, und er hat uns ſeinen Plan noch nicht vollſtändig mitgetheilt. Laß' ihn erzählen, welche Vortheile uns die von ihm beabſichtigte Verbindung bringt. Wir werden nichts gewinnen, wenn wir ihn ſo fortſchicken Papa."

„Die junge Lady iſt weiſe für ihr Alter," ſagte der Adminiſtrator, ſeinen Mund zu einem widerlichen Lächeln verziehend. „Wollen Sie noch hören, was ich zu ſagen habe, Sir Archy?"

Roſamunde blickte ihren Vater ſo bittend an, daß dieſer nicht widerſtehen konnte und dem Adminiſtrator durch eine ſtolze Handbewegung befahl, fortzufahren.

Mr. Hadd warf ſich wieder ſchwerfällig auf ſeinen Seſſel und begann ruhig, mit einem gefälligen Lächeln:

„Ich ſprach von meinem Sohne. Seit der Geburt Ihrer Tochter, Sir Archibald, habe ich mich mit der Hoffnung und Erwartung herumgetragen, daß Beide einſt ein Paar werden würden. Die Wilchesters ſind eine der älteſten und ſtolzeſten Familien in England; einer der Wilchester ſchlug die Würde eines Pairs aus, wie ich gehört habe. Ich bin frei genug, zu bekennen, daß Jaſon trotz ſeines Reichthums niemals in die ariſtokratiſche Geſellſchaft aufgenommen werden würde, es wäre denn, daß ſein Verlangen durch eine Heirath, wie ich ſie beabſichtigte, geſtützt würde, und deßhalb werbe ich für ihn um Miß Wilchester. Er iſt bereits von meinem Vorhaben in Kenntniß geſetzt und wird morgen hier ankommen, um ſein Glück ſelbſt zu verſuchen. Er liebt Miß Wilchester von ganzem Herzen und hat ſein Leben lang nach der Ehre geſtrebt, ihr Gatte zu werden."

Sir Archy verharrte in ſtolzem Schweigen.

„Sie umgehen die Hauptpunkte Ihres Anerbietens Mr. Hadd," ſagte Roſamunde. „Was gewinnen mein Vater und mein Bruder durch die vorgeſchlagene Heirath?"

„Viel — ſehr viel — Alles, Miß Roſamunde!" rief Hadd ungeſtüm, erfreut über die Ruhe, mit welcher das Mädchen ſeine Vorſchläge aufnahm, und gab der Hoffnung Raum, daß ſeine lang genährte Ehrſucht und ſeine ſchönſten Hoffnungen am Ende doch noch erfüllt würden. „Es iſt nichts, was ich nicht thun würde, wenn Sie auf meine Wünſche eingehen. Ich geſtehe, daß edles Blut und vornehme Verbindungen, die mir fehlen, in meinen Augen tauſend Mal mehr werth ſind, als der Reichthum, den ich beſitze. Daß mein Sohn möchte ſagen können: „Meine Tante, Lady Raſtleigh," „Mein Couſin, der Marquis von Clermont," und „Meine Frau, Miß Wilchester, die Tochter Sir Archibald Wilchesters von Wilchester Towers," das iſt meine Hoffnung viele, viele Jahre lang geweſen. Ich muß ferner zugeben, daß ich eine Sehnſucht darnach habe, mich auch ſelbſt mit meinen vornehmen Verwandten brüſten zu können. Daher verſpreche ich, Miß Roſamunde, daß wenn Sie meinen Sohn heirathen wollen, Sir Archy dem Namen nach Herr des Schloſſes bleiben ſoll, daß ich das frühere Gebieten des Gutes wiederherſtellen würde, daß ich die große Gaſtfreundſchaft, welche das Schloß ſo berühmt machte, wieder einführen werde und daß Mr. Markus, Ihrem Bruder, lebenslänglich eine hübſche Jahresrente geſichert werden ſoll — eine Rente, hinreichend, ihm ein behagliches, ſtandesgemäßes Leben zu verſchaffen — kurz die Exiſtenz eines Gentlemans."

„Nachdem Sie Ihre beleidigenden Vorſchläge gemacht haben," ſagte Sir Archy verächtlich, „werden Sie ſo gütig ſein, ſich zu entfernen, Mr. Hadd. Weder mein Sohn noch ich werde einen Pfennig annehmen, welcher den Kaufpreis für meiner Tochter Erniedrigung iſt; weder mein Sohn noch ich werden Luxus und Wohlleben für einen ſolchen Preis erwerben. Ich bin bereit die Mittheilungen zu empfangen, welche Sie mir morgen etwa zu machen belieben, und ich werde auch bereit ſein, das Schloß zu verlaſſen, wenn das Geſetz entſchieden hat."

Digitized by Google

„Ist dies auch Miß Wilchester's Ansicht?“ fragte der Administrator, dem das Blut wieder in die Wangen trat.

Rosamunde erhob sich von ihrem Stuhl; sie war blaß, aber ruhig, ihr Gesicht drückte feste Entschlossenheit aus und zeigte, daß ihr Geist furchtlos und unerschrocken blieb.

„Papa,“ sagte sie mit tiefer Stimme, ihre Hand wieder auf ihres Vaters Arm legend. „Willst Du die Sache, wie sie Mr. Hadd so eben dargelegt hat, in meinen Händen lassen?“

„Gewiß, Rosamunde! Aber lautet Deine Antwort nicht ebenso, wie die meinige?“

„Nicht so ganz, Papa. Vertraue meinem guten Verstand. Du wirst mein Verfahren schließlich billigen.“

„Sie werden also meinen Vorschlag acceptiren, Miß Rosamunde?“ versetzte Hadd vergnügt.

„Durchaus nicht,“ erwiderte Rosamunde stolz. „Wie kann ich ein Anerbieten acceptiren, welches nur durch einen Vermittler gemacht ist?“

„Dann weisen Sie mich ab?“

„Auch das nicht, Mr. Hadd. Ich möchte nur erst angesprochen sein, ehe ich mich entschließe. Lassen Sie Ihren Sohn nach Hause kommen, lassen Sie ihn uns besuchen, lassen Sie ihn selbst um mich werben. Ich wünsche ihn zu sehen und ihn kennen zu lernen, ehe ich meine Entscheidung kund gebe. Sie müssen mir drei Monate Zeit lassen, während welcher Zeit Ihr Sohn nicht von Liebe und Heirath zu mir sprechen darf, wohl aber uns im Schlosse besuchen kann. Nach Ablauf dieser Zeit mag er, wenn er mich dann noch heirathen will, seinen Antrag machen. Bis dahin dürfen Sie jedoch meinen Vater in keiner Weise belästigen und dürfen kein Wort laut werden lassen über eine möglicherweise eintretende Verwandtschaft zwischen Ihnen und uns. Dies sind die Bedingungen, die ich Ihnen stelle und die Sie nun annehmen oder verwerfen können, wie es Ihnen beliebt.“

Sie stand hoch aufgerichtet vor Hadd, in dessen Augen sie niemals so schön gewesen war, als jetzt und er hatte nie größeres Verlangen gehabt, sie als seine Schwiegertochter begrüßen zu können, als in diesem Augenblick.

„Ich nehme Ihre Bedingungen an, Miß Rosamunde,“ sagte er mit einer unterthänigen Verbeugung. „Drei Monate lang mögen die Dinge bleiben, wie sie gewesen sind. Ich will ein ergebener Administrator sein, bereit, die geringsten Befehle meines Herrn, Sir Archibald, zu erfüllen. Mein Sohn wird Ihnen seine Aufwartung machen und Ihr Herz zu gewinnen suchen. Am Ende dieser drei Monate wird die Frage wieder an Sie gestellt werden zur endgültigen Entscheidung.

„Ich werde dann bereit sein,“ versetzte Rosamunde fest.

„Bedenken Sie, daß, wenn Ihre Entscheidung nicht günstig für meinen Sohn ausfällt oder Ihr Vater in der bestimmten Zeit meine Ansprüche auf seine Besitzungen nicht befriedigen kann — das Eine oder das Andere — in jedem Falle werden Sie und die Ihrigen Bettler sein!“ sprach Hadd aufstehend, um sich zu empfehlen. „Es wird gut sein, diese Thatsache im Gedächtniß zu behalten. Doch noch eins!“ fügte er hinzu. „Jason wird morgen mit dem ersten Zuge von London kommen. Ich werde ihn im Laufe des Tages nach dem Schloß bringen. Und nun erlaube ich mir, Ihnen einen guten Abend zu wünschen, Miß Rosamunde, Sir Archibald.“

Er verbeugte sich und schritt hinaus, mit einer so wichtigen Miene, als ob er sich bereits vereinigt fühlte mit der Familie, der er so lange gedient und die er nun an den äußersten Rand des Ruins gebracht hatte.

Vater und Sohn.

Die Nacht war kalt und feucht hereingebrochen und ein starker Wind wehte, als Amos Hadd von Wilchester Towers herunterkam und durch die Allee der Straße zuschritt. Die Blätter fielen bei jedem Windstoß von den Bäumen und rauschelten dann und wann von einem Wirbelwind aufgerührt, in großen Massen an ihm vorüber. Der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, durch welche nur wenig matte Lichtstrahlen drangen, so daß die einzelnen Gegenstände der Landschaft nur in ihren äußersten Umrissen zu erkennen waren.

In der Mitte der Allee blieb der Administrator stehen und schaute zurück, indem ein triumphirendes Lächeln über sein Gesicht glitt und aus seinen Augen volle Befriedigung leuchtete.

„Endlich!“ murmelte er, seine Arme über die Brust zusammenschlagend, „endlich stehe ich dicht vor dem Ziel welches ich vierzig Jahre lang zu erreichen getrachtet habe! Ich kam als ein armer Jüngling an diesen Platz, abhängig von der Güte und dem Mitleid des letzten Baronets: — in drei Monaten werde ich an seiner Stelle herrschen, und sein Sohn, Sir Archy, wird der Abhängige sein. Das ist gut!“ rief er laut mit höhnischem Gelächter. „Das Regiment des stolzen Wilchesters ist seinem Ende nahe und das Regiment der Hadds nimmt seinen Anfang!“

Wieder lachte er, aber in seiner stillen, geräuschlosen Weise, das seine innere Befriedigung ausdrückte. Dann streiften seine Blicke gierig über die stattlichen Gebäude mit ihren großen majestätischen Thürmen und ruhten lange auf dem alten „Grauen Thurm,“ in welchem ein Fenster matt erleuchtet war. Es war das Kammerfenster der alten, hundertjährigen Bettine, welche mit den Fledermäusen und Dohlen in dem verfallenen Thurme wohnte.

„Die alte Hexe,“ sagte der Administrator verächtlich. „Wenn ich das Schloß übernommen habe, werde ich sie in das Armenhaus schicken, wohin sie schon vor fünfzig Jahren hätte gehen sollen. O, das wird hier große Veränderungen geben in den nächsten Monaten! Sir Archy kann mich doch nicht ergründen.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An den Mai.

O Wonnemonat, mache
Uns glücklich; doch dabei
Häng' nicht zu oft am Dache
Eiszapfen auf, o Mei!

Dir ist ja selbst am besten,
Was Dir sich ziemt, bewußt;
Hast du an starken Frösten
Denn wirklich solche Lust?

Wir wollen Dich nicht reizen
Durch Widerspruch; allein
Sollt' einmal täglich heizen
Nicht ganz genügend sein?

Und wenn Du schnei'st, so mahnen
Wir Dich: 'Schnei' nicht so sehr,
Daß dadurch auf den Bahnen
Gehemmt wird der Verkehr!

Und wolltest Du bescheren
Ein Mittagsstündchen gar,
So warm, daß man entbehren
Den Pelz kann ohn' Gefahr —

Und wenn Du daran dächtest —
's ist wohl zu viel verlangt —
Und schon ein Blüm'chen brächtest:
Wie würd' es Dir gedankt!

Und wenn wir gar schon finden
Ein Würmlein froh und frei,
Wie würden mit den Händen
Wir klatschen: Welch ein Mai!

(Kladd.)

Feuilleton.

† (Der älteste Theaterdirektor der Welt) dürfte der 107 Jahre alte in Paris lebende Graf Waldeck sein. Derselbe wurde am 16. März 1766 in Prag geboren und ist gegenwärtig naturalisirter Franzose. Er war Zeitgenosse Ludwig des XV. und ist vielleicht der einzige Lebende, der die drei Republiken in Frankreich gesehen hat. Er verbrachte vierzig Jahre seines Lebens auf wissenschaftlichen Reisen in Nubien, Abessinien, Mexico und Mozambick. Abgesehen von ein wenig Taubheit, ist er noch im Besitze aller seiner Sinne und sein Gedächtniß bewahrt die Erinnerung aller Episoden seines langen Lebenslaufes. In der Schlacht bei Austerlitz, welche er als Capitän des 4. Husaren-Regiments mitkämpfte, erhielt er eine Kugel, welche nicht herausgenommen werden konnte und ihm manche Belästigung verursacht. Besucher von Paris werden sich erinnern sein Gemälde in der in letzter Zeit stattgehabten großen Bilderausstellung, betitelt „Loisirs d'un Centennaire" gesehen zu haben. Und dieser Veteran macht noch Pläne für die Zukunft. Er war im Jahre 1793 Direktor des Theaters an der Porte-Saint Martin und gedenkt nun zu seinem damaligen Berufe zurückzukehren.

† (Papst Pius IX. und die Zahl XIX.) Von den Daten wichtiger Vorkommnisse im Leben bedeutender Menschen wird gesagt, daß sie oft einen prophetischen Sinn hätten, der dabei zu beobachtende Proceß besteht darin, daß man die Jahre zwischen der Geburt und der Hochzeit oder überhaupt dem ersten wichtigen Ereigniß zählt, welche Zahl, zu dem Datum des zweiten Ereignisses gerechnet, die Zeit des nächsten Ereignisses angiebt. Bei Pius IX. ist es die Zahl 19. Er wurde geboren 1792, diese vier Zahlen addirt geben 19. Ordinirt wurde er 1819, diese Zahlen machen addirt wiederum 19 aus. Papst wurde er 1846, giebt abermals 19, während die Zwischenraumszahl auffälliger Weise 27 beträgt. Das nächste Jahr ist nun nach dieser Hypothese 1873. Es ist nun die Frage, was in diesem noch Wichtiges für den Papst passiren wird.

* „Woher haben Sie Ihr blaues Auge Herr Jones? fragte ein theilnehmender Nachbar den Andern.

„Oh!" entgegnete dieser, „meine Frau sagte heute Morgen zu mir, ich solle aufstehen und Feuer anmachen; ich entgegnete, ich hätte keine Lust und das ist Alles."

* Vom Blocksberg. (Bericht über die Walpurgisnacht.) Die Versammlung war zahlreich, aber das Wetter schauderhaft, sogar für Unser Einen. Ich lobe mir die Hölle — da ist doch wenigstens gut geheizt."

Mephisto.

* An den Reichstag.

Vergebens schreit ihr nach Diäten!
Der Kanzler ist ein kluger Mann,
Und wo die Liebe nicht vonnöthen,
Da wendet er — den Hunger an.

Gemeinnütziges.

* (Frühjahrswäsche der Obstbäume.) Beim Beginn des Frühlings dürfte es nicht unwichtig sein alle Gartenbesitzer daran zu erinnern, daß das Abwaschen der Obstbäume ein vortreffliches Mittel ist, um dieselben gesund, schön und fruchtbar zu erhalten, indem dadurch die vom Schmutz verstopften Oeffnungen der Rinde geöffnet und das Moos so wie die Insekten sammt ihren Eiern vernichtet werden. Man bedient sich dazu einer gestielten, vorn spitzen, hinten breiter werden, starkborstigen, scharfen Bürste und verrichtet die Abwaschung des Schaftes von oben bis unten am besten, wenn der Stamm noch naß ist.

† (Um Fleisch und Gemüse zu conserviren) soll man nach einer neuen, vom Franzosen Sacc erfundenen Methode essigsaures Natron verwenden. Man legt das frische Fleisch oder das Gemüse in eine Lösung von essigsaurem Natron ein. Ist das Fleisch behufs der Conservation getrocknet worden, so soll man es mit etwas Salmiak schnell wieder weich machen können.

Verantwortlicher Redakteur S. Liedmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 38. Kaiserslautern, 11. Mai 1873.

* Zum Friedensfeste

des

„Vereins deutscher Kampfgenossen"

in

Kaiserslautern am 10. u. 11. Mai 1873.

(An den Gräbern der Gefallenen.)

Motto:
„Nach solchen Opfern
Was gelten diese Lieder Dir?
(Volkslied.)

Es sank die Nacht; — das Dunkel ward zur Helle!
Der lange Traum zur schönen Wirklichkeit!
Es rauschet frei des deutschen Stromes Welle
Das hohe Lied von Deutschlands Einigkeit! — —

Germania, in Deiner stolzen Schöne,
Wie schaust Du siegreich Du von Land zu Meer! — —
Doch ach, viel Tausend Deiner Heldensöhne,
Sie sahen Deinen großen Tag nicht mehr! —

Als uns Dein Ruf erschall: „Mein Volk erwache,
Reif ist zur Strafe fremder Uebermuth!
Da zogen sie hinaus mit uns, zur Rache:
Des deutschen Stromes treue, deutsche Hut! — —

Der Feind erlag; — es klangen Siegeslieder; —
Doch trübe ward wohl manchen Mannes Blick,
Als wir zur theuern Heimath kehrten wieder:
So mancher Kamerad blieb ja zurück! —

Gar Vieler Bette ward die kalte Erde
Zu Tausenden mit Thränen eingekhaurt! —
Sie kehrten nimmermehr zum heim'schen Heerde,
Wo Weib und Kind vergebens ihrer harrt.

Sie zogen fort hinaus, zum blut'gen Reigen,
„Mit Gott für König und für Vaterland!"
Sie standen fest! — Kein Wanken und kein Weichen,
Ob Manchen auch des Franzmanns Kugel fand! —

Sie säten; — Du heimfest heut' die Früchte
Der Blut- und Thränensaat, Germania!
Ob manches Herz, manch' Glück dabei zu Nichte,
Kein weicher Fuß kam Deiner Worte nah! — —

Und klar und helle ward dein Himmel wieder
Und ausgelöscht des Vaterlandes Schmach!
Und golden strahlt des Friedens Sonne nieder, —
Hilf Gott, daß nimmer untergeh'n sie mag! — —

Doch hoch und herrlich, wie du nun geworden,
Das, Vaterland, dank' Deiner Söhne Blut;
Die Lebenden schmückst Du mit Kreuz und Orden,
Was lohnet der Gefall'nen Heldenmuth? —

Ihr Bestes haben sie Dir dargeboten,
Als Du sie riefst, — getreu der schweren Pflicht!
O, Vaterland, sei dankbar deinen Todten
Vergesse jene theuern Opfer nicht! — — —

Und soll mein Lied von Herzen tief dich preisen
Und nah' und fern dein Lob ertönen laut:
O so gedenk' der Wittwen und der Waisen,
Die sterbend deiner Großmuth sie vertraut! —

Seitz.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(4. Fortsetzung.)

Bei diesen Worten drehte er sich um und setzte seinen Weg durch die Allee fort. Als er an das Thor kam, öffnete er dasselbe, ohne den Wärter zu wecken, mit einem Schlüssel, welchen er aus seiner Tasche zog, und schritt dann auf der Straße rasch seiner Wohnung zu.

Hier habe ich die längste Zeit gewohnt, dachte er, als er durch die schmale Thür in das Haus trat. Und wenn ich dieses Haus verlasse, lasse ich für immer jede Unterwürfigkeit hinter mir. Es kommt mir jetzt bei meinen angenehmen Aussichten weniger unbehaglich als gewöhnlich vor.

Er legte in dem Vorsaal seinen Ueberreck ab und ordnete sein zerzaustes Haar, wobei er bemerkte, daß die Thür des Gesellschaftszimmers halb offen stand und daß ein heller Schein und eine angenehme Wärme aus demselben strömte. Dieses Zimmer war gewöhnlich verschlossen und auch kein weibliches Wesen im ganzen Haushalt hatte das Recht, sich darin aufzuhalten: der Ab-

Digitized by Google

ministrator selbst zog es vor, seine Freistunden in dem kleinen Arbeitszimmer zu verbringen.

Ein Besuch dachte Hadd Es ist besser, ich gehe sogleich zu ihm und schaffe ihn wieder von hier fort.

Er ging nach der Thür, riß dieselbe auf und blieb verwundert am Eingang stehen, als er die sorglos auf dem Sopha vor dem Kamin ausgestreckte Gestalt eines jungen Mannes sah. Im nächsten Augenblick verklärte sich sein Gesicht und freudig rief er aus:

„Jason! Ist es möglich? Ich erwartete Dich erst morgen."

Er eilte vorwärts und streckte beide Hände zum Willkommen aus.

Sein Sohn stand auf und kam ihm entgegen, empfing aber die zärtlichen Begrüßungen seines Vaters, als ob sie ihn ärgerten.

„Wie sehr Du Dich verändert hast in den fünf Jahren Deiner Abwesenheit!" rief der Administrator mit Bewunderung. „Du hast mich gut belohnt für all' die Ausgaben, welche ich Deinetwegen gemacht habe. Dies ist einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens!"

Er betrachtete seinen Sohn ernst und aufmerksam und seine Bewunderung wurde immer größer, obgleich nichts Anziehendes, nichts Vornehmes in der Erscheinung des jungen Mannes war. Er war etwa fünfundzwanzig Jahre alt, groß und schlank, aber kräftig; sein Haar beinahe flachsfarbig, und die Spitzen seines langen Backenbarts fielen auf die Schultern; seine Augen waren hellblau, aber sein Blick war nicht frei und offen. Er war modern gekleidet, Diamanten glänzten auf seiner Brust und werthvolle Ringe an den Fingern seiner rechten Hand. Es schien offenbar, als wolle er durch äußeren Glanz ersetzen, was die Natur ihm an Männlichkeit versagt hatte. Beim ersten Anblick hätte man ihn für einen Modenarren halten können, ein schärferer Beobachter mußte bald entdecken, daß er viel von seines Vaters hartem abstoßendem Charakter geerbt hatte.

„Ja ich schmeichle mir selbst, daß ich nicht so schlecht ausfehe, erwiderte er auf seines Vaters Bemerkung in gezogenem Ton, welcher den Stutzern eigen ist. „Und Du hast Dich nur wenig verändert, Vater. Setze Dich und laß' uns zusammen plaudern."

„Du mußt doch erst etwas essen, Jason," sagte der Administrator, nach dem Glockenzuge gehend.

„Ich habe bereits gegessen," versetzte Jason, sich wieder auf das harte Sopha werfend. „Ich kam hier an, als Du soeben nach dem Schlosse gegangen warst und machte mich gleich heimisch. Was macht Sir Archy?"

Hadd zog einen Tisch dicht an das Sopha, setzte sich und sagte in vertraulichem Ton:

„Was seine körperliche Gesundheit betrifft, so befindet er sich ganz wohl; aber sein Gemüth ist sehr erregt; ich halte ihn für elend und desperat genug, daß selbst seine schlimmsten Feinde befriedigt sein könnten."

„Und was ist die Ursache?" fragte Jason.

„Ganz einfach das," erwiderte der Administrator frohlockend, „daß alle meine Pläne nahe daran sind, mir einen herrlichen Genuß zu verschaffen. Du bist stets mein Vertrauter gewesen, Jason; Du weißt, daß ich die vielen Jahre hindurch immer vorwärts gestrebt habe; Du weißt, daß ich von der Stunde an, da mich der letzte Baronet als einen unvermögenden, armseligen Burschen hierher brachte, unablässig darnach getrachtet habe, Herr von Wilchester Towers zu werden. Es war eine Aufgabe, aber ich bin jetzt am Ziele."

Von Jason's Gesicht strahlte das Frohlocken seines Vaters zurück.

„Sir Archy ist also in Deine Schlinge gefallen?" fragte er. „Er vermuthet nicht, daß Du seinen Vater und ihn selbst all' diese Jahre hindurch betrogen hast?"

„Vermuthet? Nicht im Geringsten. Er sowohl, wie sein Vater, waren gleiche Thoren, die in ihrer Zuversicht blind sind. Alles, was Amos Hadd anordnete, war recht; Alles, was Amos Hadd vorschlug, wurde gethan, Und dafür ist Sir Archy am Rande seines Ruins!"

Ich kann nicht begreifen, wie Du das möglich gemacht hast," bemerkte Jason gedankenvoll. „Sir Archy war so reich und seine Renten so enorm! Er mußte doch wissen, daß er nicht die Hälfte seines Einkommens gebrauchte."

„Wie sollte er es wissen!" rief Hadd mit einem boshaften Lachen. „Ich war seines Vaters vertrautester Freund in Geschäftssachen und als dieser starb, empfahl er seinem Sohn, daß auch er mir das unumschränkte Vertrauen schenken sollte. Sir Archy versteht nichts von Geschäften und wenn er sich einmal den Anschein gab, als verstände er etwas davon, da machte ich einen solchen Wirrwarr, daß er mir gern Alles überließ und blindlings meiner Ehrlichkeit ebenso sehr vertraute, wie seiner eigenen. Er hat stets wie ein Prinz gelebt; er hat Geld an den Häusern seiner Pächter verschwendet, daß sie als Modelle hingestellt werden können; er hat eine Schule für arme Kinder in dem Dorfe errichtet und ein Asyl für alte Frauen, welche Anstalten er fortwährend unterstützt hat; und als ob dies nicht genug wäre, jeder Bettler in der Provinz, den Sir Archy für bedürftig hält, weiß, daß er zu Wilchester Towers Geld Speise erhalten kann. In meinen Rechnungen," fügte er bedeutungsvoll hinzu, „steht eine schöne Summe unter der Rubrik: „„Für mildthätige Zwecke.""

„Ich verstehe!" sagte Jason. „Doch sicherlich können die Almosen, so ausgedehnt sie auch sein mögen, seine enormen Renten nicht verzehren."

„Nein! Du hast Recht! Ich habe ihn Jahre lang überredet, Geld in verschiedene Bergbaue und sonstige Spekulationen einzuziehen und er willigte ein, die Einzelheiten mir überlassend. In den letzten zwanzig Jahren ist nicht ein Bergbauunternehmen zu Grunde gegangen, hat nicht eine Bank fallirt und einmal ein Projekt irgend einer Art fehlgeschlagen, bei welchem ich Sir Archy nicht klar gemacht hätte, daß er dabei so und so viel Geld verloren hätte und habe dann den besagten Betrag mir gut geschrieben."

Digitized by Google

„Wie geschickt Du bist!“ rief Jason. „Aber hat er niemals die Wahrheit erfahren? Hat er niemals gedroht, Dich zu entlassen?“

„Zuerst glaubte er, daß ich einfach wenig Glück habe, dann verbot er mir fernere Spekulationen, aber er hat niemals ernstlich versucht, die Wahrheit meiner Angaben zu erforschen. Einmal sagte er mir, er wolle die Zinsen niedriger stellen. Statt dessen habe ich den letzten Pfennig von den Pächtern erpreßt, ihren Beschwerden durch die Drohung vorbeugend, daß sie dann ohne Weiteres von ihren Landstellen vertrieben würden. Um aber dem Baronet nicht zuwider zu sein, habe ich nur ein Drittel der Zinsen entrichtet. Ich kann Dir jedoch nicht die Hälfte meiner Entwürfe und Ausführungen, uns zu bereichern, erzählen, es genügt, zu sagen, daß Alles gelungen und daß unsere Börse wohlgefüllt ist aus dem Schatz Sir Archy's.“

„Aber sein Sohn?“ fragte Jason. „Ist Markus Wilchester denn ebenso blind und vertrauungsvoll wie sein Vater?“

„Nein, erwiderte Hadd,“ und tiefe Furchen lagerten sich auf seiner Stirn. „Markus sieht scharf, zu scharf. Er hat mich längst des Betrugs verdächtig und seinen Vater von mir gewarnt, aber Sir Archy schenkte seinen Verdächtigungen keinen Glauben. Vor zwei Jahren sagte Markus Sir Archy, daß er nicht länger zu Hause bleiben und seinen Vater und seine Schwester ausplündern sehen könne; wenn ich jedoch entlassen würde, wolle er zu irgend einer Beschäftigung greifen, um es dadurch zu ermöglichen, die mißlichen Verhältnisse der Familie wieder zu bessern. Sir Archy wollte nicht nachgeben und so trat Markus in ein marschfertiges Regiment und ging mit diesem nach Indien. Er ist nun Capitain Wilchester.“

„Und uns aus dem Wege!“ setzte Jason hinzu.

„Ja! Ich habe doch so meine eigenen Wege,“ sagte der Administrator selbstgefällig. „Ich machte heute Sir Archy mit seiner gefährlichen Lage bekannt; ich sagte ihm daß er in einer Woche das Schloß verlassen müsse. Er ist ein großmüthiger Idiot gewesen, aber er ist endlich erwacht. Ich ließ ihn mit dieser Ankündigung gehen, damit er über sein nahes Verderben gehörig nachdenken könne. Nach Tisch ging ich hinüber nach dem Schloß und machte Sir Archy ein Anerbieten.“

„Ein Anerbieten!“ rief Jason, sein Gesicht ein wenig abwendend.

„Als ob Du nicht wüßtest, was ich meine, Du schlauer Fuchs!“ versetzte Hadd im besten Humor. „Ich machte ihm den Vorschlag, daß er sein Lebenslang nomineller Herr von Wilchester Towers bleiben könnte, wenn er ja eine Heirath seiner Tochter mit Dir willigte.“

Ein unbehaglicher Ausdruck flog über das Gesicht des jungen Mannes.

„Ah, Miß Rosamunde!“ sagte er. „Ich habe nicht einmal daran gedacht, mich nach ihr zu erkundigen!“

„Du hast wirklich nicht an Deine zukünftige Frau gedacht?“ rief Hadd verwundert. „Aber ohne Zweifel hast Du früher oft an sie gedacht. Du hast seitdem Du alt genug warst, das Geheimniß zu bewahren, alle meine Pläne für Dein Wohl gekannt. Du bist für diese Verbindung erzogen worden; deßhalb wünschte ich, daß Du Dir durch Deine Reisen im Auslande die feineren Sitten aneignen solltest. Und,“ schloß er, seinen Sohn wohlgefällig betrachtend, „ich weiß wirklich nicht, welchen Fehler die stolze Rosamunde Wilchester an Dir finden könnte.“

„Sie ist also stolz? Wie sieht sie aus?“

„Sie ist ein schönes, geistreiches Mädchen und besitzt eine aufopfernde Liebe zu ihrem Vater und zu ihrem Bruder. Sie hat ihrer Mutter Zartheit und Feinheit und ihrer Vaters edlen Character. Kurz, sie ist ein hübsches, gutherziges Mädchen mit klarem Verstand; — aber sie hat einige Schwächen, von welchen Du sie kuriren mußt; sie befucht die Armen, das mußt Du verhindern; sie blickt auf mich mit Zorn und Verachtung, das mußt Du ihr abgewöhnen.“

„Aber warum soll ich sie überhaupt heirathen?“ fragte Jason unruhig auf dem Sopha hin- und herrückend. „Warum willst Du nicht von dem Schloß Besitz ergreifen und Sir Archy und das Mädchen gehen lassen?“

„Weil erstens das ganze Land davon sprechen und mich beschuldigen würde, den Baronet betrogen zu haben, nicht Einer würde mir die Thür öffnen und mich in seine Gesellschaft aufnehmen, überall würde ich ausgeschlossen werden, wie ein reudiger Hund; — und weil zweitens ich mich selbst mit der Familie Wilchester zu verbinden wünsche; diese Wilchesters sind geehrt und geachtet, so weit ihr Name bekannt ist. Es wird für Dich ein großer Vortheil sein, Miß Rosamunde Wilchester zu heirathen.“

Wieder rückte Jason unruhig auf dem Sopha hinund her, wieder flog ein Schatten über sein Gesicht.

Der Administrator, welcher seines Sohnes Frage beantwortet hatte, ohne sie völig begreifen zu können, wurde jetzt aufmerksam und starrte den jungen Mann betroffen an.

„Willst Du Miß Wilchester nicht heirathen?“ fragte er.

„Das habe ich gerade nicht gesagt,“ erwiderte Jason; „aber ich erinnere mich ihrer kaum. Sie hat mich auch nie leiden mögen, und ich habe ein Mädchen gesehen, das ganz für mich passen würde.“

Hadd's Gesicht flammte plötzlich vor Wuth.

„So! Hast Du wirklich?“ rief er mit fast zitternder Stimme. „Wo denn?“

„In Deutschland,“ antwortete Jason ruhig, ohne seine Augen zu erheben. „Sie ist schön und ich liebe sie!“

„Hast Du Dich in irgend einer Weise festgemacht?“ fragte Hadd mit erzwungener Ruhe. „Bist Du mit ihr verheirathet?“

Jason schwieg einen Augenblick, sein Gesicht wurde bleich und aus seinen Augen leuchtete Unwille, als er aufblickte und trotzig erwiderte:

„Nein, ich bin nicht mit ihr verheirathet.“ (Forts. f.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Todtenliste vom 1. Quartal 1873.

Dem „Weißenfelser Kreisblatt“ entnehmen wir folgendes Verzeichniß der namhafteren Verstorbenen im ersten Quartal des laufenden Jahres. Es sind in diesem Zeitraum heimgegangen.

1) an Fürstlichkeiten: Napoleon III. am 9. Januar, Großfürstin Helene Paulowna am 21. Januar, Kaiserin-Mutter von Brasilien am 25. Januar, Herzog von San Ricardo in Paris am 29. Januar, Fürst von Solms-Braunsfeld am 3. Februar, Kaiserin Wittwe von Oesterreich am 9. Februar, Herzog von Dalarne am 4. März, Königin-Mutter von Würtemberg am 10. März;

2) an höchsten Militärs: General der Cavallerie Graf Waldersee am 21. Januar, Generallieutenant Frhr. von Reischach in Stuttgart am 10. Februar, Generallieutenant von Schimmelmann am 17. Februar, General von Hartmann am 23. Februar in Würzburg, der griechische General Sir Richard Church am 20. März in Athen;

3) an höchsten Staatsbeamten ꝛc: der dänische Kriegsminister a. D. Lundbye am 1. Januar, der dänische Minister a. D. Blixen-Finecke am 6. Januar, der Rechtsritter des Johanniterordens A. von Prittwitz am 7. Januar, Oberbürgermeister a. D. Seydel am 9. Januar, Ministerialdirector Geh. Rath Dr. Wemling in Dresden am 18. Januar, Geh. Justiz- und Tribunalsrath Jarke am 21. Januar, der Senatspräsident am rheinischen Appellationsgerichtshof Kochs am 2. Februar der frühere Statthalter von Schleswig-Holstein Graf Theodor Reventlow am 4. Februar in Jersbeck, Erbschenk des Fürstenthums Münster Reichsfreiherr von Twickel am 6. Februar, Welfenhauptling Graf von Kielmannsegge in Celle am 7. Februar, Geh. Justizrath Prof. Dr. A. Rudorff, Mitglied der Academie der Wissenschaft, am 15. Februar, der deutsche Botschafter in London Graf Bernstorff am 26. März, der franz. Minister a. D. Chasseloup-Laubat am 30. März;

4) an Gelehrten Künstlern ꝛc: Professor der Rechte Dr. Kraut in Göttingen am 1. Januar, Geschichtsmaler Raymond de Baux am 2. Januar, Professor Vicomte Emanuel le Rongé in Paris am 4. Januar, Geh. Medicinalrath Dr. Bücking am 14. Januar in Berlin, der italienische Dichter und Literarhistoriker Francesco d'all'Ongara in Neapel am 15. Januar, Schriftsteller Lord Ed. Bulwer Lytton am 18. Januar, Professor der Geologie Adam Sedgwick in Cambridge am 26. Januar, Maler de Cauver in Berlin am 5. Februar, Orientalist Professor Dr. Fürst in Leipzig am 9. Februar, Susanne Kübler, Schriftstellerin, Gattin des Professor Joh. Scherr, am 5. Februar, der polnische Schriftsteller Joseph Lucaszewicz in Torgoszyce am 13. Februar, der königl. Hof- und Kammersänger Pischek in Stuttgart am 16. Februar, Joseph Lehmann, Eisenbahndirector und Redacteur des „Magazin für die Literatur des Auslands,“ in Berlin am 19. Februar, Professor der Rechte Dr. Marezoll in Leipzig am 25. Februar, Professor der Literatur Dr. Heinrich Kurz in Aarau am 25. Februar, Journalist Dr. Bacmeister in Stuttgart am 25. Februar, Professor der Astronomie Coffin in Amerika am 2. März, Capitän und Meteorolog Maury in Amerika am 2. März, Geschichtsforscher Ludwig Giesebrecht in Jaseniz am 18. März, Prof. der Nationalökonomie Dr. Stahl in Gießen am 19. März, Dr. Mushacke aus Berlin am 27. März in Coburg.

Gemeinnütziges.

† (Pfropfreiser ohne Schaden weit versenden zu können.) Um Pfropfreiser ohne Schaden weit versenden zu können, weiche man Thon mit Baumöl auf, mache Kugeln in der Größe einer Theetasse davon und stecke 8 bis 12 Reiserchen an den abgeschnittenen Enden ein.

† (Raupen von Bäumen abzuhalten.) Man bediente sich hierzu folgenden Mittels mit großem Nutzen: Man läßt nämlich 16 Pfund Ruß allmählig in zwei Ohm Wasser auf und setzt diese Auflösung beim Gebrauch doppelt so viel und noch mehr zu, so daß im Ganzen circa 14 Eimer gemischt werden. Mit dieser Auflösung bespritzt man vermittelst einer Handspritze die Zweige der Bäume und man wird kurze Zeit darauf die Raupen schon am Boden todt liegend finden. Den Bäumen aber soll dieses Mittel nicht im Geringsten nachtheilig sein.

Räthsel.

1.

Sei nie die erste die im Wald
Entflieht, wenn Horn und Büchse schallt.
Sei nie die zweite, Dein Verbrechen
Muß sonst der Richter strafend rächen.
Das Ganze hetzt und wird gehetzt,
Und sucht das Erste, — weißt Du's jetzt?

2.

Oft tönet die erste so hohl und so laut,
Als wollte sie Todte erwecken;
Auch friedlich imitunter und still man sie schaut,
An's Land ihre Arme sich strecken.
Nicht weit sind die letzten, erinnern an's Grab,
Das Ganze trennt Länder von Länder stets ab.

3.

Jeder ersten sollt' die zweite werden,
Leider ist's nicht so auf Erden;
Doch das Ganze jedem Krieger wird,
Wenn er sich von seiner Pflicht verirrt.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 39. Kaiserslautern, 14. Mai 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(5. Fortsetzung.)

Der Administrator stand auf und streckte drohend seinen Arm aus, indem er wild und mit finsterem Blick rief:

„Hör', was ich Dir sage: Deine Heirath mit Rosamunde Wilchester ist mein Streben so viele Jahre hindurch gewesen. Wenn Du das nun vereitelst, wenn Du eine andere Liebe aufkommen läßt zwischen Dir und ihr, werde ich Dich im Stich lassen; ich werde Dich enterben und meinen Reichthum Fremden überlassen — das schwöre ich Dir!"

Jason's Gesicht wurde noch bleicher. Er wußte, daß sein Vater es meinte, wie er es sagte und daß er auch Wort halten würde. Er hatte ganz seines Vaters Geldgier, und Armuth schien ihm viel schlimmer als irgend ein Verlust an Liebe.

„Wenn mich das Mädchen haben will, so will ich es wohl heirathen!" rief er in gänzlicher Verwirrung. „Du darfst nicht denken, daß ich selbst einen Narren aus mir machen will. Ich will Rosamunde schon morgen einen Besuch abstatten und in dem ersten passenden Moment ihr meinen Antrag machen."

Des Administrators Arm sank an seine Seite. Er athmete erleichtert auf und nahm seinen Sitz wieder ein.

„Du erschreckst mich, Jason," sagte er, sich vor die Stirn schlagend. „Ich fürchtete, Du hättest eine Barrière zwischen Dich und Rosamunde gesetzt. Du mußt morgen Deine Aufwartung in dem Schloß machen und sobald als möglich den zärtlichen Liebhaber spielen. Ich habe Sir Archy eine Frist von drei Monaten bewilligt, nach deren Ablauf Rosamunde wählen soll zwischen Dir und dem unbedingten Ruin."

„Es ist keine Frage, was sie wählen wird," sagte der junge Mann, indem er seine Augen bedeckte.

„Gewiß nicht! Sie wird Dich mit Freuden nehmen!"

„Und nach unserer Heirath!" forschte Jason, „was dann?"

„Dann werden wir, Du und ich, gemeinschaftliche Besitzer von Wilchester Towers sein," erwiderte Hadd, vergnügt im Zimmer auf- und abgehend.

„Das Versprechen, welches ich Sir Archy gegeben, fuhr der Administrator, nachdem er wieder Platz genommen, fort, „war leeres Geschwätz. Worte kosten ja nichts wie Du weißt. Er wird bald nach der Trauung erfahren, wie viel ein Versprechen werth ist. Ich will seinen Geist brechen und will ihn seine Abhängigkeit fühlen lassen. Ich werde mein eigener Administrator sein und er soll ein jährlich Taschengeld haben. Ich werde den Namen Wilchester Towers umändern in Hadd Towers. Die ganze Herrlichkeit der Wilchester's soll sich verwandeln in die der Hadd's. Ich werde große Festlichkeiten veranstalten, werde wie ein Prinz leben und das ganze soll hinter mir herlaufen. Wird das nicht ein glänzendes Ende von meiner Jahre langen Knechtschaft sein?"

„Gewiß wird es das," sagte Jason freudestrahlend. „Aber der Capitain Wilchester?"

„Der kann in Indien bleiben, bis das Klima ihn tödtet. Er wird nie einen Pfennig von mir bekommen."

„Es ist besser, wenn er wegbleibt," sagte Jason nachdenkend; „denn er möchte verwegen genug sein, all' Deine kleinen Diebereien auszuspioniren und der Ausführung unserer Pläne vorzubeugen. Du hast eine kräftige Stütze, Macht und Ansehen im Lande zu gewinnen, an mir, Vater: Verlasse Dich darauf und Du wirst Dich in Deinen Erwartungen nicht täuschen. Ich habe kein Verlangen, enterbt zu werden," setzte er lachend hinzu.

„Wenn ich keinen Sohn hätte, würde ich das Mädchen selbst geheirathet haben," sagte Hadd. „Es ist wahr, daß es eine schwierige Sache wäre, den Baronet aus seiner Stellung zu treiben, wenn er den Kampf mit mir aufnähme. Meine Bücher sind zwar in guter Ordnung aber die öffentliche Meinung würde mit Sir Archy sein und die meisten Leute würden nicht glauben, daß er auf natürliche Weise und durch seine Schuld zum Bankerott gekommen sein könnte. Diese Heirath ist der einzige Weg, Alles in Sicherheit zu bringen. Ich muß mich vor einem Prozeß hüten. Kann ich mich also auf Dich verlassen, Jason?"

Er beobachtete seinen Sohn mit einem scharfen, durchdringenden Blick. Jason warf den letzten Rest seiner seltsamen Unruhe von sich, begegnete dem Blick seines Vaters offen und rief in einem Tone der Entscheidung:

„Du kannst Dich auf mich verlassen, Vater. Ich werde des Mädchens Zuneigung gewinnen, wenn dies möglich ist, und ich will sie heirathen, ob sie mich liebt oder nicht. Ich erwarte ungeduldig den Morgen, der mir gestattet, meine zukünftige Braut zu sehen."

IV.

Die Bewohnerin des Grauen Thurmes.

Sir Archy wartete in einer Art Betäubung, bis die letzten Tritte seines Administrators draußen verhallt waren, dann wandte er sich zu seiner Tochter, indem er in einem Gemisch von Bitterkeit und Verzweiflung leidenschaftlich ausrief:

Digitized by Google

„Rosamunde! Rosamunde! Was soll dies Alles bedeuten? Du kannst doch nicht gesonnen sein, den Sohn dieses Schurken zu heirathen? Ich würde tausendmal lieber Dich und Markus als Bettler sehen, wie Hadd drohte, als Dein unschuldiges Leben an das Jason Hadd's — welcher, wie ich mich sehr gut erinnere, ganz seinem Vater gleicht — und als Deine reine Seele gefesselt an die jenes Elenden. Sage mir Rosamunde," setzte er ruhiger hinzu, seine Hand unter ihr Kinn legend und ihr Gesicht gegen das Licht wendend, „warum verschiebst Du die Beantwortung des infamen Antrag's Hadd's?"

„Einfach deshalb, lieber Vater," erwiderte das Mädchen sanft und mit einem Blick inniger Entschlossenheit, „weil wir vor allen Dingen Zeit gewinnen müssen und weil wir durch diesen Aufschub nicht schon morgen das Schloß zu verlassen brauchen. Wir wissen nicht, was sich in drei Monaten zu unseren Gunsten ereignen mag. Auf diese Weise haben wir die verhängnißvolle Stunde unserer Abreise jedenfalls hinausgeschoben und haben Zeit uns mit unseren Aussichten vertraut zu machen und mit dem Schicksal auszusöhnen."

„Das werden wir nie können," versetzte Sir Archy kopfschüttelnd. „Aber Du hast recht gehandelt, meine liebe Rosamunde. Ich fürchtete, daß Du wirklich daran dachtest, mich durch diese Heirath zu retten. Jason Hadd war ein erbärmlicher Schuft, ehe er fortging — ein gemeiner Bursche — und Zeit und Reisen bessern solche Naturen selten."

„Vielleicht hat er sich gebessert," sagte Rosamunde, bestrebt, sorglos zu erscheinen. Vielleicht verliebe ich mich in ihn, Papa, und dies würde Dich gänzlich aller Sorgen und Mühen entheben. Du weißt, daß mein Herz frei ist, daß ich niemals geliebt habe, auch mit keinem Manne zusammentraf, den ich hätte lieben können; wäre es nun nicht möglich, daß ich in Jason Hadd mein Ideal verwirklicht fände? Doch wir wollen nicht weiter über den Gegenstand sprechen, Papa, da die bloße Voraussetzung Dich unglücklich macht. Aber können wir nicht Geld leihen, um Hadd zu befriedigen?"

„Auf welche Sicherheit?" fragte Sir Archy mit Bitterkeit zurück. „Die Besitzungen werden kaum Hadd's Forderungen befriedigen. Ich will kein Geld borgen, welches ich niemals zurückzuzahlen hoffen kann. Er mag Alles nehmen, was ich habe, wenn er will, aber ich werde niemals einen Schilling borgen, um ihn nicht zu bezahlen."

„Gibt es sonst nichts, was wir thun können, Papa?" fragte Rosamunde, einen Seufzer unterdrückend.

Sir Archy schwieg einen Augenblick dann führte er Rosamunde nach ihrem Stuhl zurück und setzte sich neben sie.

„Es gibt nur einen Ausweg, Rosamunde," flüsterte er, „nur einen, aber er ist fast unmöglich. Mein Kind, Du hast doch von der verlorenen Wilchester Erbschaft gehört — von dem vergrabenen Testament?"

„Das vergrabene Testament!" widerholte Rosamunde rasch. „Ich habe wohl von einer verborgenen Erbschaft gehört, aber ich hielt es für eine Legende, wie deren von alten Häusern und von alten Familien erzählt werden. Wie ist die Geschichte, Papa?"

Sir Archy rückte noch näher an sie heran und nahm ihre Hand in die seinige.

In diesem Augenblick wurde ein Geräusch in der Vorhalle hörbar, dem sogleich ein anderes, als ob Jemand an der Thür herumtappte, folgte.

Sir Archy fuhr auf bei dem Gedanken, daß Hadd zurückkehre; da wurde jedoch die Thüre geöffnet und eine alte Frau trat langsam ein. Es war die alte, ausgediente Bewohnerin des verfallenen Grauen Thurmes. Sie war beinahe hundert Jahre alt — eine abgezehrte, gebeugte Gestalt, gestützt auf einen zierlich geschnitzten Stab; ihre Kleidung war nach der Mode vor vielen Jahren. Die runzelige Haut ihres Gesichtes sah aus wie altes, vergilbtes Pergament, die wenigen Haarlocken, welche unter ihrer Kappe hervorhingen, waren weiß wie Schnee, aber ihre schwarzen Augen waren hell und klar, glänzend wie Gagatkugeln, und ihr Ausdruck sagte deutlich, daß ihr Verstand noch ungeschwächt war.

Ihr Name war Bettine und sie war mit der hübschen, rothwangigen Bessy, Miß Witchesters Mädchen, verwandt, wie überhaupt mit der ganzen Dienerschaft des Hauses.

Sir Archy und Rosamunde waren überrascht bei diesem ungewöhnlichen Besuch, denn die gute Frau verließ um diese Stunde selten den Grauen Thurm.

„Komm' näher, Bettine," sprach der Baronet mit erzwungenem Lächeln, welches schlecht zu seinem bleichen, sorgenvollen Gesicht paßte. Dies ist ein unerwartetes Vergnügen.] Setze Dich."

Er rückte einen Lehnstuhl an den Kamin und führte die alte Frau so ehrerbietig, als ob sie eine Herzogin wäre, nach demselben.

Bettine hatte seiner Familie ihr ganzes Leben lang treu gedient und er war deßhalb bemüht, ihre alten Tage so angenehm als möglich zu machen.

„Es ist eine kalte Nacht, Bettine," sagte Rosamunde als die alte Frau ihre dürren Hände an die helle Flamme hielt. „Habt Ihr Eure Enkeln Bessy diesen Abend gesehen?"

„Ich bin ihre Ur-Ur-Großmutter, Miß Rosamunde," verbesserte die Alte lächelnd. „Ich war ihrer Großmutter Großmutter. Bessy, die erste Trägerin meines Namens in dieser langen Familienlinie, ebenso wie Sie, Miß Rosamunde, die erste Namensträgerin sind vor der, deren Namensträgerin ich war vor mehr also achtzig Jahren. Achtzig Jahre! und es scheint mir nur ein Tag zu sein."

„Achtzig Jahre!" wiederholte Rosamunde; „das ist eine lange, lange Zeit, Bettine."

„Nicht so lang, wenn man auf sie zurückblickt," sagte die Alte. „Ich hatte vergangene Nacht einen Traum, welcher mir Alles aus jener Zeit so lebhaft in das Gedächtniß zurückgebracht hat, als wäre es erst gestern gewesen. Mir träumte von der Lady Wilchester, welcher

Digitized by Google

ich zuerst diente und deren Namen Rosamunde war. Ich habe den ganzen Tag über meinen Traum gegrübelt und habe ihn als eine Warnung angesehen. Deßhalb bin ich gekommen, Ihnen, Miß Rosamunde und Sir Archy, denselben zu erzählen."

„Eine Warnung, Bettine!" sagte Sir Archy, sein Gesicht ein wenig nach dem Schatten wendend. „Was hast Du denn geträumt?"

Die Alte seufzte und antwortete:

„Mir träumte, Sir Archy, daß meine Lady zu mir kam und an mein Bett trat. Sie schien wie sie gewöhnlich war, erhaben und stattlich, aber in ihrem Gesicht lag tiefe Betrübniß, als sie sagte: „„Geh' zu Sir Archy und Rosamunde und warne sie. Es kommt schwere Trübsal über die Wilchester. Der Schatz ist nöthig. Bringt das lange verborgene Vermächtniß. Durchsucht den grauen Thurm, sucht.““ Da erwachte ich plötzlich ein Fröſteln lief über meinen ganzen Körper und ich erschrack vor einer Fledermaus, welche durch das offene Fenster in mein Zimmer gekommen war. Mir war sehr bange, Sir Archy. Es werden wunderbare Veränderungen stattfinden. Es scheint mir, als ob etwas sehr Schlimmes im Anzuge ist — etwas, was dem Hause Wilchester Unheil und Wehe bringt."

Sie sprach in dem feierlichen Tone einer Prophetin aber in dem Blicke, mit dem sie ihre Zuhörer betrachtete, lag eine gewisse Aengstlichkeit.

„Seltsam!" murmelte Sir Archy, „Sehr seltsam!"

„Der Traum ist seltsam," flüsterte Rosamunde. Er ist mir unerklärlich."

„Es ist nichts neu unter der Sonne!" sagte Bettine, ihre natürliche Stimme wieder annehmend. „Sie sind das vollkommene Ebenbild derjenigen, deren Namen Sie tragen — der Lady Rosamunde Wilchester. Ich sehe, Miß Rosamunde, daß Sie Ihre Juwelen tragen; ich erinnere mich recht gut, wie diese übergeben wurden und wie sie lächelte und erröthete, weil sie ein Geschenk ihres Geliebten waren. Und nun sind sie ein altes Erbstück."

„Ich weiß, daß ich ihr ähnlich bin," sagte Rosamunde sanft. Ich habe mich oft mit ihrem Portrait in der Bildergallerie verglichen."

„Sie haben dasselbe Haar, dieselben Augen, dasselbe Lächeln und denselben Ausdruck. Es scheint mir als ob sie wiedergekommen sei in ihrer ganzen jugendlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit. „„Die Geschichte wiederholt sich,““ habe ich sagen hören, und ich glaube, Miß Rosamunde, da Sie ihr so ähnlich sind, werden Sie auch ihr Schicksal haben. In ihrem Leben wird sich das Leben der Lady Wilchester wiederspiegeln."

„War ihr Leben angenehm, Bettine?"

Die gute Alte blickte zärtlich in das Mädchens frisches Gesicht als sie antwortete:

„Ihr Leben begann in angenehmer Ruhe, wurde dann stürmisch und trübe, aber nach einer Weile legte sich der Sturm und ihr Leben ward ein langer, sonniger Feiertag. Mag denn auch das Ihrige ein solches sein, wenn Sie den Sturm überstanden haben. Ich war ihre Milchschwester und Magd. Sie heirathete jung und wurde bald Wittwe; mit dem neunzehnten Jahre heirathete sie in die Familie der Wilchesters. Ich wurde die Erzieherin ihrer Kinder, obgleich ich früh heirathete. Als die Kinder meiner Lady ihre Wärterinnen verließen, um einem Hauslehrer und einer Gouvernante übergeben zu werden, erhielt ich die Stelle als Haushälterin, welche ich bis vor zwanzig Jahren verwaltete, wo ich durch die gegenwärtige Haushälterin, die eine meiner Nachbarn ist, abgelöst wurde. Seitdem habe ich einsam in dem grauen Thurm gelebt. Wie Viele habe ich während der achtzig Jahre in diesem alten Hause kommen und gehen sehen! Ich sah meine gute Lady in ihren besten Jahren in's Grab legen; Ich begrub ihren Gatten, ihre Kinder, ihre Kindeskinder. Es ist Alles wie ein Panorama an mir vorübergezogen, Miß Rosamunde, wie sie gekommen und gegangen sind, die Kinder meiner Lady und meine eigenen Nachkommen!"

Sie blickte starr in die helle Flamme, als ob da die Beantwortung der Frage, die sie so sehr beunruhigte, zu lesen wäre.

„Dies waren die Tage," fuhr sie nach einer Weile seufzend fort, „wo die Wilchesters die glänzendste und reichste Familie waren in der ganzen Provinz. Es ist nun Alles anders geworden. — Ich vermuthe, daß unrechte Dinge mit Sir Archy vorgegangen sind. Wo ist das große Vermögen der Wilchester? Irgend Jemand muß es bekommen haben."

„Ich bin thöricht und schwach gewesen, Bettine," sagte der Baronet mit dumpfer Stimme. „Ich habe zu viel Vertrauen gehabt und meine Kinder arm gemacht."

„Es ist sonderbar," murmelte Bettine mit einem wirren Blick. „Da hat ein Betrug stattgefunden. Und Mr. Markus ist in der Armee nach Indien gegangen; es scheint mir, daß er lieber zu Hause sein sollte bei seinem Vater und seiner Schwester. Ich habe Nachkommen in Indien und auch in Amerika, die Alle rechtschaffen und gut sind; und die Nachkommen meiner Lady sind in die besten Familien England's verheirathet und Alle ehrenwerth und geehrt; aber Mr. Markus," fügte sie hinzu, ihre hin- und herschweifenden Gedanken sammelnd, „Mr. Mark," mein Liebling und die größte Freude in meinem hohen Alter, irrt als einsamer Wanderer auf der Erde umher. Was Schlimmeres kann passiren? Und was Anderes könnte meine gute Lady in meinem Traume gemeint haben? Warum ist gerade jetzt das vergrabene Testament so sehr nöthig? O, könnte es gefunden werden!"

„Rosamunde bat mich, ihr die Legende zu erzählen," sagte Sir Archy. „Erzähle Du uns, Bettina. Sieh' zu, ob Du Dein Gedächtniß verschärfen und uns einige neue Thatsachen geben kannst."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Wenn zwei sich können nicht verstehen.

Kein tief'res Leid wohl mag es geben,
Wenn sich zwei Herzen nicht verstehen
Die Hand in Hand durch's ganze Leben
Noch sollen mit einander gehen.
Das ist ein traurig, trübes Wandern,
Ein Pfad durch Wüsten öd' und arm,
Aufblickend Einer nicht zum Andern,
Die Herzen weder kalt noch warm.

Da blinkt kein Born, der Labung brächte,
Und Wermuth träuft in jede Lust;
Aufwachen alle finstern Mächte,
Tief schlummernd in der Menschenbrust.
Da fleucht des Glückes Sonnenhelle,
Des Friedens Engel, licht und rein,
Und über die verlass'ne Schwelle
Zieh'n finstere Dämonen ein!

* Komische Anzeigen.

Am 15. starb unsere gute Mutter — aus Oschotz gebürtig, nach längerem Leiden, früh 3 Viertel auf 1 Uhr, in dem Alter von 63 Jahren und gerade fünf Viertelstunden eher, als sie geboren wurde ꝛc.

Am 7. ds. entriß mir der Tod meine seit achtzehn Jahren besessene Gattin unter Verbitterung der Condolenz.

Gestern vertauschte unser lieber werther Herr Vater, Großvater und Gatte das irdische Jammerthal, in welchem er sein Leblag nur Plack, Sorge, Aerger und Krankheitsschmerzen zu überstehen gehabt, mit dem himmlischen Jerusalem und der Wonne des Paradieses. Dieses höchst traurige Ereignis erlauben wir uns allen Freunden und Verwandten und Fremden anburch bekannt zu machen.

Als ich mich vor 25 Jahren mit meinem damals noch lebenden edlen Gatten, dem Professor N. N. verheirathete, wie hätte ich da vermuthen können, daß ich den Tod desselben heute anzukündigen hätte. Und doch ist es so! Sein zartgebauter Körper unterlag dem Gewichte seiner unergründlichen Gelehrsamkeit und gestern um 7 Uhr Abends gab er den Geist auf, der ihm so oft in gelehrten Zeitungen abgesprochen ward. Sein Hinscheiden versetzt mich nun in den trostlosen Wittwenstand, dessen Ausgang mir leider noch verhüllt ist.

Ein Doktor, der der Heilung der Wahnsinnigen befliſſen war, machte seine Hülfsleistungen in öffentlichen Blättern mit der Ueberschrift bekannt: „zur Beherzigung für Wahn- und Tollsinnige."

Ein Ballgeber. Bei mir wird künftigen Sonntag und Mittwoch die ganze Sonntagsmusik abgehalten. Das Tanzbillet kostet 6 Gr. den Mann. Die Mädchen gehen drauf.

---

* (Die Vögelchen zum Ausstopfen.) Der Jägertonerl sitzt in seinem Zimmer und weidet Vögel aus, der Gutsherr tritt ein und stellt folgende Frage:

„Warum bringt er denn der Köchin keine Vögel, er weiß, meine Frau ißt sie gern, nun seh ich aber, daß er einen ganzen Bund hier liegen hat; zu was sind sie bestimmt?"

„Euer Gnaden, die g'hören zum Ausstopfen!"

„So, das ist was Anders!" Nach einer Stunde kommt der Gutsherr abermals in das Jägerzimmer und sieht, daß der Jägertonerl die Vögel gebraten hat und sich anschickt, dieselben zu essen.

„Ja, Tonerl, wie ich seh', hat er ja die Vögel gebraten, und ich hab' geglaubt, sie gehören zum Ausstopfen!"

„Ja freilich zum Ausstopfen, Euer Gnaden! aber für mich zum Ausstopfen, Euer Gnaden!

* Eine Dame, die einen Pelz, den sie im Sommer über beim Kürschner hatte aufbewahren lassen, zum ersten Male wieder trug, wurde, wo sie sich zeigte, von einem unsterblichem Gelächter begrüßt. Spät erst bemerkte sie die Veranlassung. Sie hatte des Kürschners Zettel vergessen, worauf stand: Frau v.... wohnt .... straße, alt und schäbig.

* Ein Prediger in New York predigte über das Thema: „Was ich von der Hölle weiß." — Auf welche Weise er die Bekanntschaft mit diesem Orte gemacht hat, wird nicht gemeldet.

* Eine Frau in New-York, die eine Ehescheidungsklage anhängig machte, beschuldigte ihren Mann, sie in sieben Jahren nicht geküßt zu haben. — Der Barbar.

Gemeinnütziges.

* (Rosen, den Geruch derselben zu verstärken und zu veredeln.) Man pflanze eine Zwiebel der größeren Art an die Seite eines Rosenstocks und man wird warnehmen, daß der Geruch der Rosen stärker und durchdringender als gewöhnlich ist, ohne etwas vom Zwiebelgeruch bemerken zu können. Das von solchen Rosen gebrannte Wasser ist weit gewürzhafter und angenehmer, als von den andern.

* (Salat in 24—28 Stunden zu ziehen.) Man säet Salatsamen, der 24 Stunden lang vorher in starkem Branntwein eingeweicht war, in ein gutes Erdreich, welches mit dem dritten Theile ungelöschtem Kalk vermischt ist. Dann begießt man die Erde vermittelst einer fein durchlöcherten Gießkanne mit etwas erwärmtem Wasser, und man wird in der oben angegebenen Zeit hohe Salatpflanzen erhalten.

* (Sperlinge von den Obstbäumen abzuhalten) Einen Knoblauch-Knollen durchschnitten und eine Hälfte davon an einem Bindfaden befestigt, in der Mitte eines Baumes angehangen. ist das sicherste Mittel, diese oft lästigen Gäste zu vertreiben. Da ihnen dieser Geruch so sehr zuwider ist, daß sie in die Umgegend fliehen, so muß der Knoblauch-Knollen zuweilen erneuert werden.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 40. Kaiserslautern, 18. Mai 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(6. Fortsetzung.)

Die alte Bettine blickte den Baronet scharf an und seufzte.

„Papa wollte mir gerade die Sage von dem verborgenen Schatz erzählen, als Du kamst," bemerkte Rosamunde. „Ist etwas Wahres daran, Bettine?"

„Es ist so wahr, als ich lebe!"

„Wer verbarg ihn? — und wo?"

„Meine Lady verbarg ihn," antwortete die Alte. „Ich will Ihnen die Geschichte erzählen so gut ich kann, Miß Rosamunde. Ich sagte Ihnen, daß meine Lady meine Milchschwester und meine Herrin war. Ich nahm Antheil an ihrem Unterricht durch eine Gouvernante, weil dadurch ihr Fleiß mehr angespornt werden sollte und ich war ihre Freundin und Gesellschafterin — so, wie Bassy es zu Ihnen ist. Meine Lady heirathete, als sie siebzehn Jahre alt war, einen alten, reichen General — einen von Gicht geplagten, mürrischen, eifersüchtigen Mann, mit dem sie ein Jahr lang ein schreckliches Leben führte. Dies war die stürmische Periode ihres Lebens. In jedem Mann, welcher sie anredete, vermuthete ihr Gemahl einen Liebhaber. Ich könnte schreckliche Geschichten von seiner Grausamkeit und ihren Leiden erzählen. Nach einem Jahre starb er und setzte sie als alleinige Erbin seines ganzen, großen Vermögens ein. Unter seinem Nachlaß befand sich auch eine große Menge prächtiger Juwelen, welche er von Indien mitgebracht hatte und die wie man sagt, einem eingebornen Prinzen gestohlen waren."

Rosamunde griff unwillkürlich nach den Rubinen an ihren Handgelenken.

„Diese Rubinen gehörten zu jenem Schatz, aber da waren auch Diamanten von unschätzbarem Werth, Rubinen, passend für eine orientalische Königin, und andere Edelsteine von seltenem Werthe. Im neunzehnten Jahre heirathete meine Lady Sir Chester Wilchester und lebte mit ihm viele Jahre glücklich und zufrieden. Er starb ein volles Jahr vor ihr. Ihr Sohn war damals in einem fremden Lande und da meine Lady etwas furchtsam war und auch entsprungene Zuchthaussträflinge die Umgegend beunruhigten, kam sie auf den Gedanken, all' ihre Edelsteine und ihr flüssiges Geld bis zur Rückkehr ihres Sohnes zu verbergen. Sie hatte aber auch noch einen andern gewichtigeren Grund. Des Generals Neffe nämlich, ein frecher, schlechter Mensch, war über das Testament seines Onkels erbost und hatte sie schon vor Jahren verfolgt, in der Hoffnung, daß sie ihm endlich einen Theil des großen Vermögens des Generals abtreten werde. Nach Sir Chester's Tod kam er in die Nachbarschaft und verschiedene Male auch auf das Schloß, sich den Eintritt zu meiner verwittweten Lady erzwingend."

„Wo verbarg sie denn das Geld, Bettine?" fragte Rosamunde.

„In dem Grauen Thurm. Sie nahm meinen jüngsten Sohn, einen Maurer, mit sich und ging nach dem Grauen Thurm. Beide trugen die Edelsteine und einen großen Haufen Geld, Alles in Goldmünzen, genug um ein Dutzend Könige auszulösen. Meine Lady theilte mir ihr Geheimniß nicht mit, damit es mir keine Sorge machen sollte. Meine Lady und mein Sohn waren zwei oder drei Tage beschäftigt, ohne daß Jemand, außer mir, von ihrem Vorhaben etwas gewußt hätte, und am Ende dieser Zeit war die Arbeit vollendet und des Generals Schätze sicher verborgen."

„Aber wo?"

Die Alte schüttelte traurig ihren Kopf und erwiederte:

„Ach wenn ich es nur wüßte! Eine Woche nach der Vergrabung stürzte mein Sohn von einem Pferde und starb auf der Stelle, sein Geheimniß mit sich in's Grab nehmend. Der Sohn meiner Lady, der neue Baronet, war in einem entfernten, heidnischen Lande, wo die Post langsam und unsicher war. Er kam ein Jahr später, als er die Nachricht von seines Vaters Tode erhalten hatte, in seiner Heimath an und fand seine Mutter, meine theure Lady, ebenfalls todt."

„Hat sie denn niemals von dem Platz gesprochen, wo sie ihre Schätze verborgen hielt?" forschte Rosamunde.

„Als sie starb, ließ sie mich zu sich rufen, um mir ihr Geheimniß zu offenbaren. Mit Mühe brachte sie noch die Worte hervor: „„Meines Sohnes Erbe — der Graue Thurm — sage —"" damit fiel sie in Schlaf und erwachte nie wieder. Der Tod hatte sie überrascht."

„Aber hat noch Niemand nach dem Gelde gesucht?" fragte Rosamunde weiter.

„Ja, Miß. Der neue Baronet, meiner Lady Sohn, hat den Grauen Thurm durchsucht, aber wir fanden keine Spur von dem Schatz und er meinte, es müsse ein Mißverständniß von mir sein, seine Mutter hätte wahrscheinlich, da seine Renten so bedeutend waren, die Juwelen verkauft und Land dafür angekauft. Jedoch hat jeder neue Besitzer des Schlosses nach dem Schatz gesucht. Auch Sir Archy hat manche Nacht suchend in dem Grauen Thurm zugebracht, besonders in der letzten

Digitized by Google

Zeit," und sie warf einen flüchtigen Blick nach dem Baronet. „In der letzteren Woche hörte ich ihn Stunden lang in der stillen Nacht mit den Mobilien rücken und an den Wänden pochen und hämmern. Er muß in sehr großer Geldverlegenheit sein, daß er solches thut."

Rosamunde warf einen scharfen Blick nach ihrem Vater, aber sein Gesicht war abgewandt. Seine Gestalt schien unbeweglich wie die einer Statue.

„Das ist eine erfreuliche Mittheilung, Bettine," sagte Rosamunde gedankenvoll. „Wenn sie doch wahr wäre! Wenn wir dieses Vermächtniß aus seinem Grabe hervorholen könnten, würde das Gut von Schulden befreit werden und seinen früheren Glanz wieder bekommen, Markus könnte die ihm gebührende Stellung einnehmen und Papa würde glücklich sein, während ich — während ich —"

Sie sprach die letzten Worte wie träumend, und eine mild aufsteigende Röthe überflog ihre Wangen.

„Und Sie, liebe Rosamunde, könnten von Liebe träumen," ergänzte die Alte lächelnd, die plötzlich aufsteigende Röthe nach ihrer eigenen unvergessenen Erfahrung deutend. „Vielleicht wird die Erbschaft doch noch gefunden, denn ich glaube, daß mir mein Leben so lange erhalten bleibt, bis sie entdeckt ist. Um den verborgenen Schatz zu bewachen, schlug ich das hübsche Landhäuschen, welches mir Sir Archy anbot, aus und zog den alten Grauen Thurm vor. Ich will dort bleiben, bis der Schatz gefunden ist, oder bis ich sterbe!"

Die alte treue Dienerin der Wilchesters erhob sich von ihrem Stuhl und blieb, schwer auf ihren Stab gelehnt, neben Rosamunde stehen.

„Miß Rosamunde," sagte sie mit Nachdruck, „ich habe Sie und Sir Archy gewarnt vor der kommenden Trübsal, wie es mir in meinem Traum gesagt war. Die Warnung ist Ihnen gegeben, weil der Kummer Sie um so schwerer treffen wird, da sie noch jung sind. Aber Sie werden brav und standhaft sein, denn es fließt reines, edles Blut in ihren Adern. So schwer auch der Kummer ist, den Sie zu tragen haben, verlieren Sie nur die Hoffnung nicht, denken Sie daran, daß es immer dunkel ist, ehe der Tag anbricht, vielleicht wird sich ihr Schicksal in dem gefährlichsten Augenblick wenden durch Entdeckung der verlorenen Erbschaft."

Sie legte ihre knöcherige Hand auf Rosamundens Haupt und murmelte einen Segen über die Namenserbin ihrer ersten Lady, deren Vermächtniß ein verhängnißvolles Dunkel umgab.

Rosamunde stand auf und verbeugte sich ehrfurchtsvoll unter dem Segen der hochbetagten Frau. Sir Archy erhob sich ebenfalls.

„Bettine," sagte er, ihre Hand erfassend. „Dein Traum wird zur Wahrheit. Eine schwere Zeit für mich und meine Kinder ist im Anzuge. Ich habe mich zu sehr auf die Ehrlichkeit meines Administrators verlassen, und er hat mich ruinirt. Ich werde Rosamunde bitten, mir diese Nacht in dem Grauen Thurme suchen zu helfen, aber es muß im Geheimen geschehen, denn Hadd weiß die Geschichte von dem vergrabenen Vermächtniß und hat gedroht mich aus dem Schlosse zu jagen, wenn ich darnach suche. Er will es selbst haben. Ohne diese Drohung würde ich den Grauen Thurm bis auf den Grund niederreißen. Willst Du uns suchen helfen, Bettine? Du kannst vielleicht einige vermauerte Cabinette oder längst vergessene Gewölbe angeben."

„Ich will mit Ihnen gehen, Sir Archy," sagte Bettine. „Aber viele haben vor Ihnen gesucht und vergebens."

„Doch keiner bedurfte des verborgenen Schatzes so sehr als ich," erwiderte der Baronet. „Er würde mich von Tod und Verzweiflung retten, Markus von bitterer Armuth und Rosamunde von diesem Allen, oder vor einem noch schlimmeren Schicksal. Ja, wir müssen ihn finden. Die Vorsehung wird uns bei unserm Suchen unterstützen. Wir wollen suchen, wie Keiner vor uns gesucht hat. Wir wollen noch ein wenig warten, bis die Hausgenossen schlafen, und dann an's Werk gehen! Gebe Gott, daß es nicht vergebens sein möge!"

V.

Eine Lebensfrage.

Das Dorf Wilchester, eine Meile von dem Schlosse entfernt, lag in einem anmuthigen Thale, umgeben von kleinen Hügeln, welche herrliche Landhäuser und grüne Felder, oder liebliche Waldungen zierten. Auf einem dieser Hügel sichtbar von jedem Theile des Dorfes, erhob sich aus der Mitte seiner grünen Anlagen das Schloß Wilchester Towers; auf den entgegengesetzten oder angrenzenden Höhen lagen andere reizende Villen, die Sitze vornehmer Familien, von denen einige von höherem Rang, aber von keinem so alten Geschlecht waren, als die Wilchester.

Das Dorf war klein und hatte nur zwei Straßen, die sich einander kreuzten und die Ober- und Unterstraße genannt wurden.

An der Unterstraße, in der Nähe des Bahnhofs, lag der Gasthof des Dorfes, der „Braune Bär," in dessen Gastzimmer an dem Nachmittage desselben Tages, an welchem das Vorhergegangene sich ereignete, zwei Fremde, die soeben mit dem Zug angekommen waren, an einem gedeckten Tische saßen.

Der Hervorragendste dieser Beiden war ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, groß und stark gebaut — ein Muster männlicher Schönheit und Anmuth. Seine breite Stirn deutete auf einen klaren Verstand, seine großen blauen Augen leuchteten scharf und durchdringend, wie die Augen eines Adlers; sein Mund, leicht beschattet von einem Schnurrbart, obwohl der Ausdruck eines empfindsamen Gemüths und fast weiblicher Milde um ihn spielte, war doch fest in allen seinen Linien und ohne einen Zug von weiblicher Schwäche und Weiblichkeit. Sein blondes Haar hing ungezwungen zurück und ließ die Stirn frei, deren Weiß seltsam mit dem Braun des unteren Gesichtstheils contrastirte.

Digitized by Google

In der Erscheinung des jungen Mannes lag die Würde eines Edelmannes und es war sicher, daß er auch den wahren Adel besaß — den Adel des Geistes, des Herzens und der Seele.

Sein Begleiter bot den lebhaftesten Gegensatz zu all' diesen Vorzügen. Er gehörte dem Anschein nach der niedrigen Klasse der Gesellschaft an; aber ein offener Blick war in seinen Augen und ehrlicher Ausdruck in seinem rauhen blühenden Gesicht, und dies mochte ein Grund sein, weßhalb die Beiden in einem augenscheinlich intimen Verhältniß zu einander standen.

Der junge Gentleman nannte sich Hugo Chaubs und sein Begleiter war sein Milchbruder und Bedienter, Martin Kroß.

„Ich kann nichts essen, ich bin zu aufgeregt," sagte Hugo, den Tisch verlassend und zum Fenster gehend, von welchem er eine Straße übersehen konnte. „Meine Adern sind wie mit Feuer angefüllt. Ich bin neugierig, Martin, ob ich nicht an der Schwelle der Entdeckung stehe, welche auf meine Zukunft nicht unbedeutend einwirken würde."

„Ich weiß nicht," erwiderte Martin, dessen Treue gegen seinen Herrn durchaus nicht in Frage gestellt werden durfte. „Ich muß gestehen, Mister Hugo, daß ich nicht recht weiß, warum wir eigentlich hierher gekommen sind. Gestern kamen Sie in unser Haus, hatten eine lange Unterredung mit der Mutter, Ihrer alten Amme, und heute Morgen sagten Sie mir, daß ich mich zur Reise fertig machen sollte. Nun sind wir hier, in einem Gasthofe, wo vielleicht mein Großvater mit seinem Postwagen angehalten hat, als noch keine Eisenbahnen existirten, aber, wie gesagt, ich weiß nicht, weßhalb wir hier sind."

Hugo lächelte und setzte sich am Fenster nieder, dann zog er aus der Brusttasche seines Rockes, ein dünnes Packchen alter Briefe, sorgfältig mit einem Band zusammen gebunden, hervor.

„Ich will Dir die ganze Geschichte, soweit ich sie selbst kenne, erzählen, Martin," sagte er. „Du weißt, daß ich meine Eltern, so lange ich denken kann, niemals gesehen habe. Damit hat die Reise zu schaffen."

Martin legte Messer und Gabel auf den Teller und wandte sich mit dem Gesicht nach seinem Herrn.

„Um Dir meine Geschichte klar zu machen," begann Hugo nach einer Pause, „wird es nothwendig sein, Dich an Einiges zu erinnern, daß Deine Mutter, die gute Margaretha Kroß, meine Amme und Pflegemutter war, Du und ich sind beinahe von gleichem Alter und verlebten unsere Jugendjahre zusammen; wir erhielten dieselben Lehren und dieselbe Pflege. Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, wurde ich von Deinem Vater in eine bessere Schule gebracht. Diese verließ ich später, um in Harew und Oxford zu studiren. Ich wurde immer reichlich mit Geld versorgt — mit mehr als ich gebrauchte. Ich führe einen ehrlichen Namen, doch bin ich nicht gewiß, ob es mein rechter Name ist. Ich erkenne die Thatsache an, daß Jemand bis hierher freundlich über mich gewacht hat, aber ich habe keine Ahnung, wer es ist."

„Das weiß ich Alles, Mr. Hugo," versetzte Martin.

„Aber Du weißt nicht, mein guter Freund, welche Sehnsucht ich gehabt habe, das Geheimnißvolle meines Daseins zu enthüllen. Ich weiß, daß hier ein Geheimniß obwaltet, denn Deine Eltern wichen den Fragen stets aus, die ich in Betreff meiner Abkunft an sie richtete. Zweifel, Befürchtungen und Hoffnungen stiegen abwechselnd in mir auf. Ich bin bis jetzt allein durch's Leben gegangen und habe Qualen erlitten, wovon Du Dir keine Vorstellung machen kannst. Nachdem ich das Gymnasium verlassen, entschloß ich mich, da ich nicht wußte wie lange die geheimnißvolle Geldbewilligung andauern würde, die Rechte zu studiren. Ich bin nun so weit, um zu einem Amte zugelassen zu werden; ich bin in der Lage, der Welt ohne Bangen in's Angesicht zu schauen, auf eigenen Füßen stehen zu können und das Geheimniß meines Lebens zu erforschen."

Er sprach die letzten Worte in so ernstem Ton und seine Augen leuchteten so entschlossen, daß wohl anzunehmen war, es könne ihn in seinem Vorhaben nichts irre machen.

„Gestern," fuhr der junge Mann fort, „drang ich entschieden in Deine Mutter, mir Alles zu erzählen, was sie wußte denn ich hatte ein Recht dazu und mein Fordern hatte den gewünschten Erfolg, während frühere Bitten fruchtlos geblieben waren: — sie erzählte mir Alles, was sie von mir wußte. Schade nur, daß es so wenig ist."

Er seufzte und starrte hinaus auf die Straße und die vorübergehenden Fußgänger; aber er war so in Gedanken vertieft, daß er nichts sah und hörte.

Nach einer kurzen Pause wurde er von seinem treuherzigen Begleiter aus seinen Träumereien aufgerüttelt.

„Wie?" sagte dieser verwundert; „sollte die Mutter nicht Alles wissen, was Ihre Vergangenheit betrifft? Sie muß doch gewußt haben, wer Ihre Eltern waren, sonst würde sie Sie nicht angenommen haben Sicherlich — verzeihen Sie mir, Mr. Hugo — kamen Sie nicht aus dem Findelhause?"

Hugo lachte in einer Weise, welche die Befürchtung seines Milchbruders sogleich verscheuchte.

„Meine Herkunft mag nicht viel ehrlicher sein, Martin," sagte er, „aber sie ist denn doch etwas romantischer. Höre. Deine Mutter stand eines Abends — es waren in diesem Frühjahr gerade zweiundzwanzig Jahre — vor der Hausthür ihrer Wohnung, einem abgelegenen Häuschen in Lewsington, und wartete, Dich auf den Armen tragend, auf die Rückkehr Deines Vaters von der Arbeit, während in dem Zimmer der Thee bereit stand. Es war bereits dunkel geworden und der Schein des Kaminfeuers fiel durch die offene Thür auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Das „rothe Kreuz“ auch auf dem Meere.) Es ist ein interessantes Problem, die Genfer Convention zum Schutze der im Gefechte Verwundeten, auch beim Seekriege in Anwendung zu bringen, dem rothen Kreuze auch auf dem Meere Geltung zu verschaffen. Die von dem preußischen Central-Comitee für das Kriegs-Sanitärwesen zum Zwecke der Lösung dieses Problems ausgesetzte Prämie ist dem ehemaligen holländischen Schiffsarzt Ferhüson zuerkannt worden. Derselbe hat über den Gegenstand eine Broschüre veröffentlicht, aus der wir folgende Vorschläge entnehmen: 1) Aufstellung von Lazareth-Schiffen, 2) Aufstellung zahlreicher Rettungsboote, 3) Bildung besonderer Rettungs-Commandos, 4) internationale Kennzeichnung dieser Sanitäts-Anstalten, 5) Einrichtung von Hafenhospital-Schiffen. Die unter 1 bis 3 genannten Fahrzeuge und Commandos sollen — entweder vom Staat oder auch außerdem von der Privatwohlthätigkeit gegründet — den Bewegungen der Flotte bis in die Schlacht folgen, zu Lazarethschiffen sollen unarmirte Fregatten eingerichtet werden (wohl besser große Passagier-Dampfschiffe), welche das Genfer Kreuz in der Flagge führen und unter dem Commando von Offizieren stehen. An Bord ist eine möglichst große Zahl von Aerzten und Lazarethgehülfen aufzunehmen. Die Rettungscommandos sind für den Dienst besonders zu schulen. Während der Schlacht werden sie von den Lazarethschiffen auf Boten vorgeschickt, um den mit den Wellen Kämpfenden, gleichviel ob Freund oder Feind, durch Zuwerfen von Rettungsgürteln Hülfe zu bringen. Die Geretteten sollen dann nach den Lazarethschiffen geschafft und durch Windwerke in bequemen Sänften an deren Bord hinaufgezogen werden. Die Equipage dieser Schiffe darf zu keinerlei Dienst mit der Waffe herangezogen werden. Nach der Schlacht würde es dem Lazareth zufallen, die Combattanten-Schiffe von den Schwerverwundeten zu entlasten, diese Letztern aber rückwärts in die Hafenlazarethe zu schaffen, eventuell durch Vermittelung besonderer Transportanstalten.

* (Eine Nürnberger Anzeige von 1640). Ist Maler, Barbier, Perückenmacher, Schulmeister, Hufschmied und Geburtshelfer rasirt und schneidet die Haar vor 2 Krüzer und Puttert und Pomade obendrein. Macht und flickt Schuh und Stiefel, läßt Ater, setzt Schrodkop ganz gerin; lernt in die Gäuser Kondition und andere Tanz, verkauft Parfirmirzy aller Art, Papier, Stiefelwichs, gesalzene Hering, Honigkung, Pürschten, Maufefallen und andere Confekts, Herzstärkende Wurzel, Kartoffeln, Brahdwürst und andere Gemüß,

Isak Maker!.

* In eine Apotheke kam ein junges Dienstmädchen und verlangte vom Provisor für zehn Kreuzer „Liebespulver.“ Ein junger Mann, — so sagte sie, — habe seit Monaten ihrer Herrin, die am Theater angestellt sei, Besuche abgestattet, ohne sich über seine Absichten zu erklären, und jetzt wolle ihre Herrin etwas haben, womit sie die eistge Kälte seines Herzens brechen könne. Der boshafte Apotheker sagte, das wollte er schon besorgen und machte eine Mischung, von Rhabarber, Ipecacuana-Wurzel, Chinin und spanischen Fliegen zurecht, die er dem Mädchen mit der Bemerkung mitgab, das werde gewiß helfen.

* Ein angebrannter Pfannkuchen als Ehestifter. Ein junger Mann von Belleville, der schon lange das Kosthausleben satt gehabt haben mußte, und nach einem eigenen Herd und Heim Sehnsucht trug, bekam in letzter Woche in seinem Kosthause angebrannten Pfannkuchen vorgesetzt. Der Anblick setzte seinen Harnisch in volle Flammen und die Sehnsucht nach eines eigenen Weibchens Küche wurde zum Entschluß, denn er rief aus: „Jetzt ist's aber aus mit dem Kosthausgehen, jetzt wird geheirathet!“ Gesagt, gethan; denn am nächsten Abend feierte er seine Verlobung.

* Eine große Luftschifffahrt will ein Amerikaner, Professor Donaldson, in diesem Sommer unternehmen; er will nämlich über den atlantischen Ocean von Amerika nach Irland durch die Luft fahren. Die Fahrt soll höchstens 2½ Tage dauern und wenn der Versuch gelingt, soll eine regelmäßige Passagierfahrt durch die Luft um den Erdball eingerichtet werden.

* Auf der Universität Zürich studiren gegenwärtig 110 Damen und zwar 81 Medicin, 1 Rechtswissenschaft und 28 sogen. philosophische Wissenschaften.

* Nach einm neuen Gesetze in Massachusetts müssen die Eier in Zukunft beim Pfund verkauft werden, und zwei Unzen sind als ein Ei zu betrachten. Eine Bostoner Zeitung kündigt den Hühnern an, daß sie sich nach dem Gesetz richten müssen.

* (Neuer Titel.) An die Frau des bekannten Sängers Reichel in Hamburg kam ein Brief mit folgender Adresse an: Ihre Wohlgeboren Frau Bassistin Reichel in Hamburg.

* Leiht man sein Geld, ist man ein guter — will man es aber zurück haben, ein schlechter Freund. Darum muß man nie ein guter Freund sein, um kein schlechter zu werden.

* Stehende Heere und laufende Schulden sind immer noch nicht so schlimm als stehende Schulden und laufende Heere.

Gemeinnütziges.

* (Hasen von den Kohlfeldern zu verscheuchen.) Will man diese oft lästigen Gäste mit einem Male los sein, so braucht man nur die Stäbe, an denen Würste getrocknet worden, in den Kohlreihen an verschiedenen Stellen aufzustecken. Der Geruch hiervon ist den Hasen so zuwider, daß sie solche Gärten oder Felder sogleich meiden.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 41. Kaiserslautern, 21. Mai 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von **Ed. Wagner.**

(7. Fortsetzung.)

„Während Deine Mutter so dastand, kam ein Mann, der ein kleines Kind in seinen Armen trugend, die Straße daher, blieb vor dem Häuschen Deiner Mutter unentschlossen stehen und trat dann plötzlich herein. Deine Mutter eilte, um ein Licht anzuzünden, aber er sagte ihr daß sie es nicht thun sollte. Er erkundigte sich nach ihrem Namen, der Beschäftigung ihres Mannes und der Zahl ihrer Kinder. Dann sagte er, daß die Mutter seines Kindes todt sei und daß er für dasselbe eine Amme suche. Er bat die Mutter, das Kind zu sich zu nehmen und bot ihr eine anständige Summe für ihre Dienste. Sie nahm sein Anerbieten sogleich an, obwohl sie ihr gutes Glück etwas bezweifelte; sie erhielt ihren ersten Jahresgehalt sofort ausbezahlt und das Geschäft war fertig. Der Fremde drückte dann das Kind an seine Brust und seine Thränen fielen auf das kleine Gesicht. Deine Mutter sagte, daß der Mann sicher der Vater des Kindes war, denn als er dasselbe in ihre Arme gelegt und sich allein entfernt hatte, kam er noch zweimal zurück, um das Kind wieder und wieder zu küssen und zu sehen, ob es noch ruhig und zufrieden sei. Er ging fort, Martin, und Deine Mutter sah ihn niemals wieder."

„Und dieses Kind waren Sie, Mr. Hugo?"

„Ja, Martin, ich war das Kind, und jener Mann, mein Vater. Er sandte jedes Jahr eine bedeutende Summe Geldes zu meiner Versorgung an Deine Mutter. Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, ordnete er an, mich in eine bestimmte Schule zu schicken. Jeder der Briefe, die regelmäßig jährlich kamen, enthielt eine größere Summe als der vorige. Genaue Instruktionen, betreffend meine Studien und mein Leben, begleiteten jede Geldsendung. Kurz, jener Mann — mein unbekannter Vater — ist mein unsichtbarer Schutzgeist gewesen welcher mich geleitet und geführt und all' diese Jahre hindurch über mich gewacht hat. Deine Mutter beantwortete seine Briefe nie, weil sie seine Adresse niemals erfahren hat. Er schrieb an mich nie und niemals, bis gestern, habe ich seine Handschrift gesehen."

„Ich möchte wohl wissen, wie er aussieht," sagte Martin gedankenvoll.

„Deine Mutter sagte, daß, da sie ihn nur beim Scheine des Feuers gesehen, sie ihn nicht genau beschreiben könne, glaubt aber, daß ich sein getreues Ebenbild bin. Er war schwarz gekleidet und erschien wie ein Mann aus den vornehmen Kreisen, wie sich Deine Mutter ausdrückte. Ich weiß, es ist mein Vater und es ist kein Zweifel, daß er mich liebt. Er muß auch noch leben, sonst würden die Briefe und die Geldsendungen nicht bis jetzt fortgesetzt worden sein. Aber warum hat er mich nie zurückgefordert? Warum ist er nie gekommen um mich zu sehen? Warum hat er sich mit nie zu erkennen gegeben? Das sind die Fragen, welche mich jetzt beunruhigen?"

„Aber was hat unsere Reise hierher mit der geheimnißvollen Persönlichkeit zu schaffen?" fragte Martin.

„Dieses hier," erwiederte Hugo, „sind die Briefe, welche er an Deine Mutter schrieb. Alle, außer einem, tragen den Poststempel „London," dieser eine aber ist gestempelt „Wilchester." Du siehst also, Martin, ich habe einen schwachen Leitfaden, an welchen ich mich halten kann. Ich könnte in London immerfort suchen, ohne eine Spur von ihm zu finden; hier aber kann ich vielleicht auf einen glücklichen Erfolg rechnen. Der Wilchester Brief ist vom vorigen Jahre und, gleich all' den andern, mit „Chandos" unterschrieben. Nun habe ich vor allen Dingen nach einem Gentleman dieses Namens zu forschen. Es ist möglich, daß dies blos ein angenommener Name ist. Nun, das muß die Zukunft lehren. Deine Mutter sagte, daß er diamantene Hemdknöpfe auf der Brust und an den Manschetten trug; dieses sowohl, als seine Unterstützungen lassen mich annehmen, daß er reich ist. Seine Handschrift ist die eines wohlerzogenen, feinen Mannes. Ich muß mich also gewiß unter den höheren Ständen nach ihm umsehen. Ich werde mein Leben der Verfolgung dieser Sache widmen. Ich will wissen, ob ich ein Recht habe an den Namen, welchen ich trage — ob ich überhaupt ein Recht auf einen Namen habe."

Das Gesicht des jungen Mannes wurde blaß bei dem bloßen Gedanken, möglicherweise zu entdecken, daß seine Abkunft eine schimpfliche sei.

„Und ich will Ihnen suchen helfen, Mr. Hugo!" rief Martin. „Wir wollen zusammen wirken. Ich verspreche Ihnen, das ich mein Leben Ihrem Dienste widmen will."

Hugo ergriff die Hand seines Milchbruders und drückte sie innig.

„Laß' den Wirth hereinkommen, Martin," sagte Hugo. „Ich will damit beginnen, ihn zu fragen, ob ein Chandos in der Nachbarschaft ist. Ziehe die Glocke."

Martin eilte, zu gehorchen und schellte heftig, indem er rief:

Digitized by Google

„Die Geſchichte fängt an, mich zu intereſſiren. Das Geheimnißvolle und Romantiſche haben wir bereits und wer weiß, ob wir nicht auch noch Reichthum und Ehre finden."

VI.

Das nächtliche Suchen.

Die Nacht war hereingebrochen und in Wilchester Towers herrſchte tiefe Stille. Die Tritte der Diener im Corridor waren verhallt und Licht und Feuer war in jedem Zimmer erloſchen, ausgenommen in der Bibliothek, wo Sir Archy, Roſamunde und die alte Bettine noch in ernſter und geheimer Berathung verweilten. Der Baronet ſchritt in fieberiſcher Ungeduld auf und nieder; Roſamunde ſaß vor dem Feuer, übergoſſen von dem Schein der hellen Gluth, und ihre Augen folgten den Bewegungen ihres Vaters. Die alte Bettine war in tiefe Träumerei verſunken.

Plötzlich wurde die Stille durch das Schlagen der Uhr auf dem Kaminſims unterbrochen.

„Elf Uhr!" ſagte der Baronet, ſtillſtehend. „Es iſt Zeit, an's Werk zu gehen, Roſamunde?"

„Gewiß, Papa," erwiderte Roſamunde. „Ich kann Dir vielleicht viel helfen. Mache eine Laterne und Werkzeug bereit, während ich hinaufgehe, um mein Mädchen zu entlaſſen und meine Kleider zu wechſeln. Ich werde ſogleich wieder hier ſein."

Damit eilte ſie hinauf in ihre Zimmer. Dieſe kamen ihr jetzt, im Gegenſatz zu der Arbeit, welche ſie vor ſich hatte, weit angenehmer vor als je. Vor dem Kamin, in welchem noch einige Kohlen glimmten, ſtand ein Lehnſtuhl, ein ſaubercs, weißes Nachtkleid darüber gebreitet, und ein Paar Pantoffeln von weißem Sammet befanden ſich daneben, ihrer Beſitzerin harrend.

Beſſy ſaß, an den Kamin gelehnt, auf dem dicken Teppich und war eingeſchlummert. Bei dem Eintritt ihrer Herrin ſprang ſie erſchreckt auf.

„Du kannſt zu Bett gehen, Beſſy," ſagte Roſamunde raſch. „Ich werde mich ſobald noch nicht zur Ruhe begeben."

„Ihr Bett iſt erwärmt, Miß Roſamunde," erwiederte das Mädchen ſchläfrig, „und Ihre Nachtkleider liegen bereit. Gute Nacht!"

Roſamunde erwiderte freundlich ihren Gruß und das Mädchen begab ſich nach ihrer Kammer. Dann vertauſchte Roſamunde ihr hellfarbiges Kleid mit einem andern, warf einen Mantel um, ſetzte einen Hut auf und eilte darauf, nachdem ſie noch die Thüren ihrer Zimmer verſchloſſen hatte, zurück in die Bibliothek, wo ihr Vater ſchon auf ſie wartete.

„Komm' mein Liebling," ſagte er, die Laterne und die zu ihrem Vorhaben nöthigen Geräthſchaften unter einem alten Mantel, den er dann unter der Bruſt zuknöpfte, verbergend; „wir haben mehrere Stunden vor uns, in denen wir unſer Glück verſuchen wollen. Verſchließe die Bibliothek!"

Sie traten in den ſchwach erleuchteten Corridor und blieben einen Augenblick ſtehen, während Roſamunde die Thür verſchloß und den Schlüſſel in ihre Taſche ſteckte.

„Wir wollen durch das Schloß gehen, ſtatt über den Hof. Wir müſſen vorſichtig ſein, denn wenn Hadd unſere Abſicht merken ſollte, würde er ſie vereiteln. Er hat den verborgenen Schatz für ſeinen Sohn beſtimmt. Kommt!"

Leiſe, wie Diebe ſchlichen ſie durch den Corridor, durch große, leere Zimmer, geiſterhaft erleuchtet von dem matten Schein der Laterne, welche Sir Archy jetzt unter ſeinem Mantel hervorgezogen und Roſamunde übergeben hatte. Ihre eigenen Geſtalten warfen ſchwere Schatten rings umher — Schatten, welche der erfinderiſche Geiſt des Mädchens zu einer andern Zeit für ſchreckliche Geſpenſter gehalten haben würde. Diejenigen Zimmer des mächtigen Gebäudes, welche dem Grauen Thurm am nächſten lagen, waren ſeit Jahren nicht mehr benutzt worden; ſie ſtanden leer, feitdem mit der Abnahme des Reichthums auch die Gaſtfreundſchaft des Hauſes aufgehört hatte. Dicker Staub lag auf dem Fußboden und der kalte Novemberwind drang durch die zerbrochenen Fenſter, ſeufzend und klagend, wie gebannte Geiſter.

„Der Wind hallt jetzt an dieſen alten Mauern wieder, wie in jener ſchönen Zeit, als ich noch ein Knabe war, das fröhliche Gelächter," ſagte Sir Archy traurig. „Ja, Roſamunde, unſer Glück war damals ſtrahlend. Hättest Du nur das Haus der Wilchesters in ſeiner vollen Pracht ſehen können. Welche ſtolzen Geſtalten belebten einſt dieſe Räume, in denen nun der Wind tobt! Welche Juwelen blitzten und welche fröhlichen Stimmen erſchallten, wo nun Alles verödet und mit Staub bedeckt iſt."

„Es kann Alles wieder ſo werden, Papa," erwiderte Roſamunde. „Die Geſchichte wiederholt ſich, wie Bettina ſagte. Wenn wir den Schatz, welchen wir ſuchen, finden, können wir die alte Zeit wiederkehren laſſen; mehr als das, unſer Glück wird getheilt werden von unſern Pächtern und den Armen des Dorfes."

Endlich kamen die Drei auf einen langen breiten Corridor, welcher das Schloß mit dem Grauen Thurm verband. Sie durchſchritten raſch dieſen öden Raum, denn der Wind ſauſ'te hier heftig, und gelangten an eine maſſive eichene Thür. Der Baronet öffnete dieſelbe und ſie traten in den Grauen Thurm.

Das Vorzimmer, in dem ſie ſich jetzt befanden, war einfach nach altem Styl möblirt. An den feuchten Wänden hingen zerriſſene Tapeten, der Fußboden war, wie überall, auch hier mit dickem Staub bedeckt und klang unter den Fußtritten hohl und dumpf, die Mobilien, maſſiv und altmodiſch, hatte die Zeit geſchwärzt, die kleinen Fenſter waren dicht mit Epheu bewachſen und die Glasſcheiben mit dickem Schmutz bedeckt.

„Bettine's Zimmer iſt das zunächſt gelegene," ſagte der Baronet, auf die gegenüber befindliche Thüre deutend. „Ich glaube, es iſt beſſer, wenn wir dieſe Kammern nicht durchſuchen und lieber hinunter in die Keller und in den alten Kerker gehen."

Digitized by Google

„Warum in die?“ fragte Rosamunde, die Laterne hochhaltend und herumleuchtend.

„Weil sie ein passender Platz sind, einen Schatz darin zu verbergen,“ erwiderte Sir Archy. „Mein Vater hat schon daselbst gesucht und mein Großvater ebenfalls.“

„Ihr Mißerfolg sollte uns eine Lehre sein, Papa,“ wendete Rosamunde ein, indem sie ihre Augen forschend umherschweifen ließ. „Hast Du jemals die Wände untersucht?“

„Ja und auch den Fußboden; aber meine Untersuchung war etwas oberflächlich, da ich nicht glaubte, das Geld in diesen Kammern zu finden.“

„Wir müssen jetzt handeln, als ob wir es glaubten. Ich schlage vor, Papa, daß wir diese Nacht dieses und Bettine's Zimmer durchsuchen. Was meinst Du, Bettine?“ fragte Rosamunde, sich an die Bewohnerin des Thurmes wendend.

Bettine fuhr aus ihren Träumereien auf, in denen sie eben versunken war.

„Ich dachte gerade an die alten Zeiten,“ erwiderte sie. „Ich habe niemals geglaubt, daß das Legat in den Kellern verborgen sei. Jeder hat dort gesucht, den Thurm selbst aber aus einer mir unbegreiflichen Ursache ganz unberücksichtigt gelassen. Die Wilchesters haben vor vielen Jahren in den Kellern alle Steine aufgerissen und die Mauern genau durchforscht, und auch Mr. Hadd, der Administrator, hat vielen Fleiß auf dieses Geschäft da unten verwendet.“

„Mr. Hadd!“ rief der Baronet verwundert.

„Ja, Sir. Mr. Hadd hat mehr als eine Nacht arbeitend, in dem grauen Thurm zugebracht,“ sagte Bettine, mit den Augen blinzelnd. „Er ahnte nicht daß ich, in der Dunkelheit verborgen, jede seiner Bewegungen belauschte. Er hat, wie alle andern Sucher, nie etwas gefunden, aber er glaubt fest, daß der Schatz dort verborgen ist.“

„Wenn Einer wie Mr. Hadd so emsig darnach sucht, muß er gewiß fest an das vergrabene Testament glauben,“ sagte Sir Archy, indem sein bedeutungsvoller Blick dem Rosamundens begegnete.

„Wir verschwenden Zeit,“ sagte Bettine. „Ich kann nicht mit arbeiten, Sir Archy, aber ich kann vielleicht Plätze ausfindig machen, wo sich eine Belohnung der Mühe am meisten erwarten läßt. Ich hatte einmal einen Traum, daß der Schatz in einem dieser schweren Tische entdeckt wurde, aber ich habe mich im Geiste so viel mit diesem Gegenstand beschäftigt, daß ich sehr häufig davon geträumt habe. Ich will die Laterne halten, während Sie Beide arbeiten.“

Rosamunde übergab die Laterne der alten Bettine und machte sich mit ihrem Vater sogleich an's Werk.

Das erste war, dem Wink der Alten folgend, daß sie jedes Stück Mobiliar sorgfältig prüften. Die Schubladen wurden aus den Nischen gezogen, die Polster auf den Stühlen mit langen Nadeln probirt, in der Hoffnung, in einem bisher unverdächtig erschienenen und daher undurchsucht gelassenen Winkel eine Spur von dem Schatz zu entdecken.“

Die erste Stunde des Suchens hatte zu keinem Resultat geführt.

„Nun laß' uns die Wände untersuchen,“ sagte Rosamunde, deren Muth nicht im Geringsten geschwächt war, heiter. „Es ist wahrscheinlich, daß sie schon Jemand vor uns untersucht hat, doch ein kleines Plätzchen kann vernachlässigt worden sein.“

Sir Archy nahm den Hammer und klopfte prüfend an die Wände; aber sie waren massiv und kein hohler Klang ließ einen geheimen Behälter vermuthen.

„Der Kamin ist groß,“ sagte die alte Bettine, aber es ist nichts darin verborgen. Sir Archys Vater hat einmal alle Steine ausgerissen.“

„Ja habe dort ebenfalls bereits nachgesehen,“ versetzte der Baronet. „Es bleibt hier also nichts mehr zu durchsuchen übrig; laßt uns nach Bettine's Kammer gehen.“

Bettine ging voran und öffnete die Thür ihres Gemachs. Es war ein niedriges, geräumiges Zimmer mit kleinen Fenstern und kolossalem Kamin, auf welchem ein Holzfeuer lustig brannte. Der eichene Fußboden war schwarz wie Ebenholz und glänzte wie ein Spiegel. In einer Ecke stand, mit schweren Gardinen behängt, ein hoch aufgethürmtes Bett, und vor dem Feuerherd war ein moderner Lehnstuhl, welchen Rosamunde der alten Frau zu ihrem Geburtstag geschenkt hatte, placirt. Neben dem Stuhl stand ein kleiner Theekessel und eine Wildpastete war zum Aufwärmen auf den Herd gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Geschwinder Gang gehört für Postpferde, Amtsboten und Briefträger. Reitpferde empfehlen sich durch einen leichten, Backfische durch einen reizenden Gang. Der Gang eines Professors ist gravitätisch und langsam, aber den längsten Gang gehen die Schnecken und die Prozesse.

* Faltenlose Gesichter sind ausgespannte Regenbogen, auf denen nichts geschrieben steht. Menschen mit solchen Gesichtern ist nicht zu trauen; entweder sind sie dumm oder schlecht, häufig jedoch Beides; denn was ist von einem Menschen zu halten, auf dessen Stirne weder Kummer noch Sorge, weder Nachdenken noch Theilnahme an dem Schicksale Anderer auch nicht eine Furche zurückgelassen?

* Fahrenheit. Ein galanter Post-Passagier beklagte eine dem Eilwagen entsteigende Dame der ausgestandenen Hitze wegen, und fing an, sehr gelehrt von den Wärmegraden nach Fahrenheit zu sprechen.

„Ja“ versetzte die Frau, „Sie haben Recht, das Fahren heut war sehr beschwerlich.“

Digitized by Google

Feuilleton.

† (Riesenschild.) Liegnitz. Ein Firma-Schild, wie es größer wohl in Deutschland nicht existiren dürfte, ist in diesen Tagen an dem neuen Fabrikgebäude der Seiler'schen Pianofortefabrik im Sophienthal-Terrain angebracht worden. Die einzelnen Buchstaben haben blos die Höhe von 12 Fuß, der Grundstrich beim kleinen e im Durchmesser 4 Fuß, die Haarstriche bei den großen Buchstaben 2 Fuß und bei den kleinen Buchstaben $1^1/_2$ Fuß und der Punkt hat 3 Fuß im Durchmesser. Auf eine Viertelmeile Entfernung ist die Firma mit unbewaffnetem Auge zu lesen.

† London, 5. Mai. Heute wurde eines der großartigsten Hotels, wenn nicht gerade das großartigste im ganzen vereinigten Königreiche hier eröffnet. Es ist dies die Haupteisenbahnstation der Midland Railway Company, und das gigantische, nach Zeichnungen Sir Gilbert Scott's errichtete Gebäude kostet mehr als 350,000 L. Von der Pracht des Innern kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß für das Mobiliar nicht weniger als 150,000 L. oder netto eine Million Thlr. verausgabt wurden. Das Hotel soll 600 Gäste zu gleicher Zeit beherbergen können. Die Küche ist gänzlich einem Deutschen, Herrn Ezeaberger, anvertraut worden, der sich durch seine vortreffliche Leitung des Hotels Victoria in Benedig bekannt gemacht hat.

† (Nur durch zwei Centner Pech vertreten.) Die Wiener „Deutsche Zeitung" meldet nicht ohne einen Anflug von Hohn, daß die Forstverwaltung des Königreichs Sachsen auf der Wiener Weltausstellung durch nichts Anders als zwei Centner Pech vertreten sein werde. Das „L. Tagebl." bemerkt dazu: „Viel mehr konnte allerdings von diesem Artikel nicht wohl geliefert werden; das meiste Pech sind wir durch den Hrn. v. Beust bereits an Oesterreich losgeworden."

* (Für Raucher.) Politische Witze und Cigarren machen beide häufig dieselbe Operation durch: beiden wird von oben die Spitze abgebrochen.

Die Cigarrenhändler sollten eigentlich von der Regierung protzigt werden: sie sorgen dafür, daß so viele Menschen ein Blatt vor den Mund nehmen.

Zänkische Menschen und starke Raucher haben eine gewisse Aehnlichkeit; beide theilen viel Dampf aus.

Die Beliebtheit der Meerschaumpfeifen beweist den Schiller'schen Ausspruch: Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen.

Die Cigarren sind das Sinnbild unserer Hoffnungen; sie werden gestiftsentlich in Gluth gehalten, um endlich in Rauch aufzugehen und dem Aschenkrug anheimzufallen.

Seit Erfindung des Tabaks gibt es viel mehr geräucherte Ochsenzungen.

† (Die Lebensmittelpreise in der Wiener-Weltausstellung) schildert „Kladderadatsch" folgendermaßen:

Ein Eßlöffel Bier	fl. 1.	75 kr.
Ein Kinderlöffel desgl.	fl. 1.	— kr
Schaum, wenn mitverlangt à Bläschen .	„ —	3 „
Ein Milligramm Fisch, Widpret oder Schnitzel	„ 3.	— „
Ein Pulver Salz	„ —	45 „
Fünf Korn- Pfeffer	„ —	30 „
Ein Pflästerchen Mostrich	„ —	40 „
Eine Pille Brod	„ —	10 „
Eine Pastille Zucker	„ —	50 „
Fünf Tropfen Ungarwein	„ 3.	— „
Eine Ahnung Butter	„ 1.	45 „
Ein Schwefelholz anzustecken . . .	„ —	50 „

Sie werden mir zugeben, daß diese Preise unter obgenannten Verhältnissen nicht übertrieben hoch sind. Wasser ist übrigens umsonst zu haben, da es in Folge des andauernden Regenwetters reichlich durch das Dach des Ausstellungsgebäudes tropft und von Jedermann leicht mit einem Holz-, Metall- oder Leerbecher, im Nothfall sogar mit der hohlen Hand, dem Hut oder Munde aufgefangen werden kann.

* (Im Gasthof.) Kellner zum Gast: „Kann der Hecht das Vergnügen haben, Ihnen gehorsamst präsentirt zu werden?"

* (Aus dem Theaterleben.) Regisseur: „Herr Direktor, wir haben so wenig Leute für den Volksaufstand; die Scene macht keine Wirkung." — Direktor: „Ach was! — sechs Mann sind genug für einen Volksaufstand; man muß dem Publikum kein böses Beispiel geben."

Gemeinnütziges.

* (Sperlinge von den Obstbäumen abzuhalten.) Ein Knoblauch-Knollen durchschnitten und eine Hälfte davon an einem Bindfaden befestigt, in der Mitte eines Baumes angehangen, ist das sicherste Mittel, diese oft lästigen Gäste zu vertreiben. Da ihnen dieser Geruch so sehr zuwider ist, daß sie in die Umgegend fliehen, muß der Knoblauch-Knollen zuweilen erneuert werden.

* Der bekannte Maitrank gewinnt, wenn man seinem Hauptingredienz dem duftigen Waldmeister etwas Melissen- und Gundelrebenkraut (Glecoma hederacea) und einige Blätter der Johannisbeere zugiebt.

Räthsel.

Naht freundlich die erste sich wieder
Ertönen unzählige Lieder;
Sie schmücket ja festlich die zweite,
Daß stets es das Auge erfreute.
Das Ganze wird mit Ruhm genannt
Und ist in Italiens Auen bekannt.

Die ersten beiden ein Jeder hat,
Im Geiste sind't immer die dritte statt.
Das Ganze ein Vogel aus fernem Land,
Durch buntes Gefieder und Sprache bekannt.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 42. Kaiserslautern, 25. Mai 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Eb. Wagner.**

(8. Fortsetzung.)

„Bessy brachte mir diese Sachen, weil sie befürchtete, ich möchte hungrig werden," sagte Bettine etwas verlegen und als ob sie sich damit entschuldigen wollte. „Ich bekomme oftmals Hunger in der Nacht, Sir Archy. Alte Leute müssen öfter essen als jüngere. Wollen Sie sich nicht setzen?"

„Nein, nein, Bettine," erwiderte der Baronet, sich in dem behaglichen Zimmer umsehend. „Du hast eine recht hübsche Wohnung, aber es muß hier doch sehr einsam für Dich sein. Du würdest am Ende doch besser thun, das Häuschen, welches ich Dir versprochen habe, anzunehmen und dort mit Deinem Urenkel gemeinschaftlich zu leben."

„Nie, nie, Sir Archy!" erklärte die alte Frau aufgeregt, und fügte dann mit bittender Stimme hinzu: „O, Sie werden mich doch nicht aus dem alten Grauen Thurm — nicht aus dem Zimmer jagen? In dieses Gemach kam einst meine junge Herrin, die Lady Rosamunde, als glückliche Braut. Hier wurden fast alle ihre Kinder geboren.

Hier habe ich vor achtzig Jahren meine glücklichsten Tage verlebt. Ich werde sterben, Sir Archy, wenn Sie mich von diesem Zimmer, an welches sich all' diese schönen Erinnerungen knüpfen, hinwegnehmen und mich in ein modernes Haus setzen. Gewiß, es würde mich tödten, wenn ich von hier entfernt würde."

Sie blickte zu dem Baronet auf mit ihren schwarzen Augen, in denen ein Paar Thränen glänzten. Sie hatte seit Jahren nicht geweint, aber jetzt weinte sie beinahe. Ihre dünnen, mageren Hände umschlossen krampfhaft den Stab, und in dem Ausdruck ihres Gesichts lag ihre ganze Besorgniß. Sie hatte in den Worten des Baronets etwas mehr gefunden, als den Wunsch ihr eine Erleichterung zu verschaffen; sie hatte dieselben aufgefaßt, als ob ihr ferneres Verbleiben in dem Grauen Thurm in Frage gestellt werden sollte.

„Du sollst nicht von hier entfernt werden, Bettine," erklärte Sir Archy bestimmt. „So lange Wilchester Towers in dem Besitz der Wilchesters bleibt, sollst Du Deine Heimath hier haben. Sollte es aber in andere Hände übergehen, dann wollen wir es zusammen verlassen."

„Wird dieser Tag jemals kommen, Sir Archy?" fragte mit zitternder Stimme die Alte.

„Er ist nahe," erwiderte ernst der Baronet, „es sei denn, daß ich das vergrabene Vermächtniß finde. Ich suche nicht aus Habgier nach Lady Rosamunde's Vermächtniß, sondern um meine Kinder, meine Ehre und meinen Namen zu retten. Amos Hadd mein Administrator, hat, wie ich Dir schon sagte, Forderungen an mich, welche ich kaum mit meinem gesammten Eigenthum decken kann."

„Amos Hadd!" versetzte die alte Bettine. „Ich habe diesem Menschen nie etwas Gutes zugetraut. Die Wilchesters kommen in Armuth! O, das ist ein trüber Tag! Wir müssen den Schatz auffinden, Sir Archy; vielleicht ist er in dieser Kammer verborgen. Hätte mein Sohn nur so lange gelebt, daß er mir hätte sagen können, was er in dem Grauen Thurm gethan und wo er gearbeitet hat."

„Starb Lady Rosamunde in diesem Zimmer?" fragte Sir Archy.

„Nein, Sir. Sie bezog den Haupttheil des Schlosses, nachdem hier drei Kinder geboren waren, aber sie hatte stets eine Vorliebe für dieses Zimmer. Es ist daher wahrscheinlich, daß sie ihre Schätze hier verbarg."

„Dieses Zimmer sorgfältig zu durchsuchen, ist eine Arbeit für eine ganze Nacht," sagte Sir Archy, indem er mit dem Hammer an die massiven Wände klopfte; doch es muß geschehen."

„Es existiren eine Menge Geschichten von diesem Zimmer," sagte die alte Bettine, sich vor dem Feuer niedersetzend, während Sir Archy und Rosamunde emsig in ihrer Arbeit fortfuhren, „ich habe gehört, daß früher eine geheime Treppe aus diesem Zimmer in einen langen unterirdischen Gang mit einem geheimen Kerker führte. Es war eine dumme Geschichte, aber ich erinnere mich, daß sich meine Lady sehr dafür interessirte. Sie ließ einen alten Diener der Familie zu sich kommen, welcher ihr die Geschichte erzählen mußte, und auch, wie der Graue Thurm vor etwa dreihundert Jahren sowohl zur Vertheidigung, als auch zur Wohnung benutzt wurde. Es war irgendwo Krieg um jene Zeit, sagte man, und Leben und Eigenthum waren in Kent nicht so sicher, wie heutzutage, deshalb verbarg die Familie ihre Schätze in dem geheimen Kerker. Meine Lady sprach zu ihrem Gemahl, Sir Chester Wilchester, davon, aber ich habe nie gehört, was er dazu sagte. Wahrscheinlich hat er darüber gelacht. Ich glaube aber doch, daß geheime Gänge und Räume unter dem Grauen Thurme sich befinden."

„Sie sind in gefährlichen Zeiten gebaut," erwiderte Sir Archy, welchem viel von dem Geschwätz der Alten entgangen war, „und laufen in verschiedenen Richtungen

Digitized by Google

unter dem Schlosse hin und haben verschiedene Ausgänge. Ich kenne sie alle; aber sie sind seit langer Zeit nicht gebraucht worden. Was die geheime Treppe von diesem Zimmer aus betrifft, glaube ich nicht daran, denn die Mauern sind alle massiv mit Steinen und Kalk gebaut; auch ist kein geheimer Kerker unter dem Grauen Thurm. Ich kenne die Gefängnisse des Schlosses sehr gut."

Er näherte sich dem Heerd und prüfte die Steine sorgfältig.

„Das ist eine unnöthige Arbeit, Sir Archy," sagte Bettine. „Ich kam einige Tage, nachdem der Schatz vergraben war, hierher, und habe an dem Heerd keine Spur einer Veränderung entdeckt. Das Geld und die Juwelen sind sicher nicht darin verborgen."

„Es wäre aber doch möglich," erwiderte Sir Archy, in seiner Arbeit inne haltend, um ein wenig zu ruhen. „Die Lady Rosamunde nahm einen Maurer, um ihr bei der Verbergung ihres Schatzes behülflich zu sein."

„Mein Sohn war ebensowohl ein Zimmermann," entgegnete Bettine. „Ob er nun als solcher oder als Maurer bei dem Geschäft thätig gewesen ist, kann ich nicht sagen."

Sir Archy setzte seine Arbeit an dem Kamin und an den Wänden fort, während Rosamunde die Mobilien untersuchte, wobei ihr Bettine mit Rathschlägen und Anweisungen zur Seite stand.

Stunden waren verflossen, ohne daß die harte Arbeit durch eine Entdeckung belohnt worden wäre.

„In diesem Zimmer ist nichts zu finden," sagte endlich Sir Archy, dessen Gesicht blaß und kummervoll aussah und dessen Augen trübe vor sich hinblickten. „Diese Arbeit einer Nacht ist aber nicht umsonst gewesen, Rosamunde, denn wir haben den Kreis, in welchem wir weiter suchen müssen, enger gemacht."

„Es ist schon spät," erwiderte Rosamunde müde, einen Blick nach der Uhr werfend. „Es ist drei Uhr. Wir müssen zu Bett gehen, um Kräfte für die nächste Nacht zu gewinnen."

„Ja, wir wollen gehen," sagte Sir Archy seufzend. „Ich will die Geräthschaften hier lassen, daß wir sie morgen Nacht gleich bei der Hand haben. Es sind drei Stockwerke in dem Thurm, von denen jedes zwei Zimmer enthält. Heute haben wir das eine durchsucht, morgen nehmen wir das andere. Mag der Himmel uns Glück geben."

Er legte das Werkzeug in ein angrenzendes Cabinet, während Rosamunde das Feuer aufschürte und eine Hand voll Holz darauf warf, welches sogleich auflodrte; dann rüttelte sie die alte Bettine, welche auf ihrem Lehnstuhl eingeschlafen war, um sie zu wecken.

„Wir gehen nun, Bettine," sagte sie, als diese die Augen öffnete und verstört um sich blickte. „Wir haben Dein Zimmer genau durchsucht und keine Spur gefunden von dem, was wir suchen; Du kannst die Thür verschließen und zu Bett gehen, wenn wir hinaus gehen."

Sie lächelte der alten Bewohnerin des Grauen Thurmes freundlich zu, nahm die Laterne und ging damit ihrem Vater voran in das Vorzimmer. Hier blieben sie schweigend stehen, bis sie die schweren eisernen Riegel in das Schloß fallen hörten, dann deutete Sir Archy auf eine Wendeltreppe, welche von diesem in ein gleichartiges Zimmer hinaufführte und sagte:

„Jedes Stockwerk des Grauen Thurmes ist eingetheilt wie dieses, in ein Vor- oder Treppenzimmer und in ein größeres Gemach. Die drei Etagen genau zu durchsuchen, wird uns wenigstens sechs Tage in Anspruch nehmen und wenn wir dann noch nichts entdeckt haben, müssen wir unsere Arbeit in den untern Räumen vollenden."

Mit einem Ausdruck, welcher alles Andere eher als Hoffnung erkennen ließ, trat er in den Corridor.

„Dieser Corridor war einst ein schöner Platz," sagte Sir Archy. „Du siehst, wie hoch er ist und bemerkst die leeren Nischen längs der Mauer. Sie waren früher mit prächtigen Marmorstatuen ausgefüllt. — Was ist das?" fügte er rasch aber leise hinzu, indem er erschreckt zusammen fuhr und Rosamunden's Hand ergriff.

Er hatte einen eigenthümlichen Laut über sich gehört. Als er nun aber lauschte, hörte er nichts, als ein Paar Flügel ununterbrochen gegen die Fenster schlagen, als ob sich ein Nachtvogel in dem Epheu verwickelt hätte.

„Es sind die Fledermäuse," sagte er. „Wie nervös ich bin! Komm', Rosamunde!"

Diese aber steckte ihre Hand aus und hielt ihren Vater zurück, ihr Ohr der Treppe zuwendend.

Im nächsten Augenblick hörte auch Sir Archy das Geräusch von sich leise nähernden Fußtritten.

Rasch zog Rosamunde ihren Vater in eine der leeren, dunklen Nischen und verbarg die Laterne unter ihrem Mantel.

Kaum hatte sie auch ihre Kleider zusammengenommen, als Tritte auf der Treppe nach dem Corridor hörbar wurden und das Licht einer Laterne sich immermehr ausbreitete, den Strahl nach der entgegengesetzten Mauer werfend.

Sir Archy und Rosamunde drückten sich dicht an die Wand. Dann erschien der Kopf eines Mannes und dieser Mann — dieser seltsame nächtliche Besucher des Grauen Thurmes — war, wie Sir Archy und Rosamunde richtig vermuthet hatten, Amos Hadd.

Scheu und verstohlen stieg er die letzten Stufen herauf, stand still und hielt die Laterne über den Kopf, um den Corridor besser beleuchten- und übersehen zu können.

VI.

Des Wirthes Mittheilungen.

Hugo steckte seine Briefe wieder in die Tasche und nahm eine unbefangene Haltung an, als er auf das Klingeln Martin's die leichten Tritte des Hausmädchens sich nähern hörte. Das Mädchen trat ein und Hugo

gab demſelben einen Auftrag an den Wirth, worauf er ſich ſchnell entfernte, um ſich der Miſſion zu entledigen.

Einige Minuten ſpäter erſchien der Beſitzer des „Braunen Bär," welcher augenſcheinlich in einem kritiſchen Moment geſtört zu ſein ſchien, denn er hielt den großen Löffel in der Hand, mit welchem er die Ingredienzen zu einer Bowle Punſch zu miſchen pflegte.

„Sie ſchicken nach mir?" fragte er, indem er zugleich einen Blick nach dem Tiſch ſtreifen ließ. „Um's Himmelswillen, Sir! Was fehlt an dem Eſſen, es ſteht ja noch unangerührt da? Gefallen Ihnen die Coteletten nicht? Iſt irgend etwas mit dem Eſſen —"

„Das Eſſen iſt ausgezeichnet," unterbrach ihn Hugo, als er ſeine Beſorgniß um den guten Ruf des „Braunen Bär" ſah, „nur mangelt mir der Appetit."

„O," ſagte der Wirth, leichter aufathmend, „es thut mir leid, Ihnen mit dem Eſſen keinen Appetit verſchaffen zu können," und dabei runzelte ſich ſein Geſicht, was den jovialen Wirth erkennen ließ. „Was wünſchen Sie nun, Sir, Wein oder Punſch?"

„Wenn Sie etwas Zeit haben," antwortete unſer Held, „ſo wünſchte ich eine kleine Unterhaltung mit Ihnen."

„Gut, Sir," antwortete der Wirth. „Da unten können ſie warten, bis ich komme, Johann kann den Punſch fertig brauen. Wenn ich etwas für Sie thun kann, Sir, ſo wird es mich glücklich machen."

„Dann ſetzen Sie ſich und beantworten Sie mir einige Fragen," ſagte Hugo lächelnd.

Der Wirth warf ſich in den Lehnſtuhl, den er nahe bei der Hand hatte.

„Ich bin hier vollkommen fremd," begann Hugo offen. „Ich komme von London und bin Juriſt, habe aber noch keine Anſtellung. Mich verlangt nach meinen Studien nach etwas Ruhe und um dieſe zu genießen bin ich zu Euch heruntergekommen. Ich bin ein Kunſtliebhaber, Maler und Zeichner und werde hoffentlich einige Copien von Euerm lieblichen Platze mit heimnehmen, welche die Wand meines Junggeſellenzimmers zieren ſollen."

„Sie hätten keine beſſere Gegend, als Wilcheſter wählen können, Sir," verſetzte der Wirth. „Dieſer Ort wird das „glückliche Thal" genannt, und in der That, er verdient dieſen Namen. Die Berge rings herum ſind ſo ſchön, als irgend welche in England — Einige ſagen ſogar, es ſeien die ſchönſten. Hier iſt auch ein Bach — wir nennen ihn Fluß, Sir — welcher ſo ſchön iſt, als irgend ein Fluß in ſeiner Größe im vereinigten Königreiche, und in welchem Forellen in Menge vorhanden ſind. Dieſer Bach mit ſeinen Bewohnern gewährt ein Bild, welches ſelbſt die Königin Victoria anziehen würde. Da wir gerade von Bildern ſprechen, will ich Ihnen noch ſagen, daß der „Braune Bär," auch einmal von einem Kunſtmaler nach der Natur gezeichnet worden iſt. Da ich gerade bei der Aufnahme in der Hausthüre ſtand, bin auch ich, wie ich eben war — mit der Schürze bekleidet und einem Punſchlöffel in der Hand — mit auf's Bild gebracht. Sehen Sie, der Maler kriegte heraus, daß dies Wirthshaus ſchon Jahrhunderte alt und eine hiſtoriſche Bedeutung haben müſſe. Wie ich habe ſagen hören, hing er das Bild in einer Bildergallerie Londons auf."

„Haben Sie hier gute Familien?" fragte Hugo. „Mein Name iſt Chandos. Exiſtirt hier auch ein ſolcher Name?"

Er ſagte dies mit ſcheinbarer Sorgloſigkeit, hinter welcher ſich ſeine Aufregung, ja, man kann wohl ſagen, eine gewiſſe Angſt verbarg.

„Chandos?" wiederholte der Wirth zerſtreut. „Da ſind Chalonners und Chandlers und Champlins, den Namen Chandos kenne ich nicht, Sir; ſo viel ich weiß, giebt es eine ſolche Familie hier nicht."

Hugo verrieth die Täuſchung nicht, welche ihm dieſe Antwort gebracht hatte, aber ſeine Hoffnung ſank. Er hatte geglaubt, wenigſtens den Namen hier zu finden und nun mußte die erſte Nachforſchung ein ſolches Reſultat ergeben! Trotzdem nahm er ſich vor, nicht den Muth zu verlieren, und fragte:

„Wer ſind Ihre erſten Familien, ich meine, welche ſind die wohlhabendſten? Wer ſollte wohl am meiſten bezahlen für ein gutes Bild?" ſetzte er leicht erröthend hinzu.

„Ah, ich ſehr, Sir, ich ſehr," ſagte der Wirth mit einem wichtigen Lächeln, welches verrieth daß er die Abſicht des Fragenden erkenne. „Sie möchten von einigen Geldleuten hören, welche Ihnen einen hohen Preis für ein Bild ihres Wohnſitzes zahlen würden. Ich begreife vollkommen. Es iſt hier Niemand, der Ihren Erwartungen entſprechen würde, Sir. Die Mehrzahl der Ariſtokratie kam hieher, um ſich ökonomiſch einzurichten und zu ſparen. Aber doch möchten Sie Jemanden in der Nachbarſchaft finden, der geneigt wäre einen Künſtler zu unterſtützen. Wir haben verſchiedene große Familien — wahre Edelleute, Sir."

„Und ihre Namen?" drängte der Juriſt, ſeine Beſorgniß ſo geſchickt als möglich verbergend.

„Die größte unſerer großen Familien iſt die Sir Archy Wilcheſter's auf Wilcheſter Towers, das Sie vom Hügel aus in einer Meile Entfernung ſehen können. Es wohnen hier herum auch Leute von noch höherem Rang, aber keine Familie iſt ſo alt, wie die des Baronets. Der Graue Thurm des Schloſſes, welcher ſchon dreihundert Jahr alt iſt, könnte Ihnen ein werthvolles Bild liefern."

(Fortſetzung folgt.)

---

* Ein Poet nennt wegen der vielen durch Kerosenlampen entſtehenden Unglücksfälle das Petroleum die „Hydra der Haushaltungen."

* Ungeſtüme und leidenſchaftliche Menſchen ſind in der Regel ehrlich. Der ſtille Heuchler iſt weit mehr zu fürchten. Eine Bulldogge beißt Niemanden, der kleine Schleichkötzer iſt es, der von hinten beißt.

Digitized by Google

Feuilleton.

† Ein Londoner Detectiv (Geheimpolizist) streckte eines Tages seinen Kopf zu der Thüre eines Omnibus hinein, der gerade abfahren wollte, und rief: „Passagiere wollen gefälligst nach ihren Taschenbüchern sehen, es sind zwei Langfinger hier im Wagen!“ Gleich darauf erhob sich ein würdig aussehender alter Herr mit Goldbrille und Stock mit goldenem Knopf und bemerkte: „Wenn das der Fall ist, so mag ich nicht mitfahren.“ Ein wie ein Geistlicher aussehender junger Mann mit weißer Cravatte folgte ihm, indem er sagte, in solcher Gesellschaft möge er nicht fahren. Der Detectiv kam nochmals zur Thüre und einen Blick umher werfend, rief er dem Kutscher zu: „Alles in Ordnung, fahr' jetzt zu, sie sind fort.“

* (Brennende Liebe.) Herr: „Ich sehe Dich zum ersten Mal und aus der eisigen Umhüllung meines Herzens bricht ein Besuv hervor und es verschüttet die Lava der Liebe das Herculanum und Pompeji meiner Hoffnungen, wenn Du mich nicht erhörst.“ — Fräul.: „Ah! Haben Sie auch das Büchlein „Die Kunst, Herzen zu gewinnen? Diesen Satz habe ich mir auch herausgeschrieben, er ist zu reizend.“

* Patient: „Ja, Herr Doktor, wissen S' denn gar net, was mir eigentlich fehlt, daß S' mir keine Medicin verschreiben können?“

Arzt: „Aufrichtig gesagt, bin ich wirklich nicht in der Lage, eine sichere Diagnose Ihres Zustandes zu geben; wir müssen da schon das Ergebniß der Section abwarten, die den gewünschten Aufschluß bieten wird.“

* (Lange Bauzeit.) Im Wiener Tageblatt stand wörtlich zu lesen: Der Kostenvoranschlag für den Wiener Universitäts-Neubau ist auf 10 Millionen Gulden, die Bauzeit auf ebenso viele Jahre beziffert.

* 2,304,000 Schweißlöcher sollen sich auf der Hautoberfläche eines wohl proportionirten Menschen befinden. (Jemand hat's ausgezählt, es kann also nicht gefehlt sein.) Wie künstlich geht der Mensch da nicht zu Werke, daß er nicht aus seiner Haut fährt.

* (Harte Bedingung.) Wirth zum Gast: „Halt! Du! so geht man mit fort!“— Gast: „Sie unverschämter Kerl, wie können denn Sie mich per Du anreden!“— Wirth: „J'erst zahlst Du, hernach sag ich Sie zu Dir.“

* Als sich Jean Paul in Dresden befand, wurde er in einer Gesellschaft gefragt welchem Sinne, dem Geruche oder dem Geschmacke, er den Vorzug gebe. „Lieber geruchlos als abgeschmackt,“ war seine Antwort.

Gemeinnütziges.

* (Mittel gegen Gicht und Rheumatismus.) Wer Angehörige oder Freunde den bittern Leidenskelch hat trinken sehen, welchen so oft Rheumatismus und Gicht bereiten, der wird sich vielleicht veranlaßt fühlen, gegenwärtige Nummer dieser Zeitung sorgfältig bei Seite zu legen, um vorkommenden Falles an sich selbst oder andern die Wahrheit des Nachstehenden zu erproben: Im Jahre 1850 entdeckte Wertheim ein flüssiges Alcoloid, welches in gewissen Pflanzen z. B. der Bulbaria, Weißdornblüthe, der Frucht des Spierlingsbaumes, sowie auch in der Häringlake, dem Lebertran ꝛc. gefunden wird und dem die Chemiker den barbarischen Namen „Propylammine“ (von einigen irrthümlich mit „Trimettrylammine“ verwechselt) gegeben haben. Diese Substanz soll nach Aufsage verschiedener tüchtiger Aerzte, welche Experimente damit vorgenommen haben, eine außerordentliche Heilkraft bei Rheumatismus und Gichtanfällen haben. Der russische Arzt Awenarius verordnete es zuerst im Jahre 1856 mit großem Erfolge; die Heilkraft desselben wurde seither vielfach in Deutschland und Amerika constatirt. In einer vor Kurzem stattgehabten Versammlung des „Vereins für Hospitäler“ in Paris berichtete der Doctor Dujardin-Beaumet über die Resultate seiner mit Propylammine in dem Hospital de la Riboisiere und in der Municipal-Irrenanstalt gemachten Versuche. Die Propylammine, deren er sich bediente, war aus Häringslake gezogen: eine durchsichtige, farblose, sehr flüchtige, außerordentlich stark nach faulen Fischen riechende Flüssigkeit, die er in folgendermaßen formulirten Tränken eingab: Propylammine 0,25—0,50—1 Gramm, Lindenwasser 120 Gramm, Anis-Essenz Q. S.; Morphin-Syrup 20 Gramm, alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll, für einen Erwachsenen. Diese Arznei wurde sieben Kranken gereicht. Einer derselben litt seit fünf Monaten an einem acuten Rheumatismus, gegen welchen bisher alle Heilmittel vergeblich angewendet worden waren. Nach zwei Tagen trat merkliche Besserung ein; nach einem Monat war das Leiden ganz beseitigt. Der zweite Patient litt schon seit 9 bis 10 Wochen an acutem Rheumatismus. Am 10. September gab man ihm 20 Tropfen Propylammine; des andern Tages hatte der Kranke während zwei Stunden einige Schmerzen; vier Tage darauf war er geheilt. Die übrigen, in gleicher Weise behandelten Kranken genasen mit derselben erstaunlichen Schnelligkeit. In 6 bis 8 Tagen bekämpfte dieses Heilmittel die widerspenstigsten Krankheiten dieser Art, und, was noch erfreulicher ist, keiner der von ihm an Gicht oder Rheumatismus behandelten und geheilten Patienten hatte einen Rückfall oder Herz- oder Gehirnbeklästigungen. Herr Dr. Besnier, der die Heilkraft der Propylammine an sich selbst und an zahlreichen Patienten mit denselben glänzenden Erfolgen erprobte, und Herr Dr. Brouardel, der ebenfalls die glücklichsten Kuren damit vorgenommen, empfehlen ihren sämmtlichen Collegen im Interesse der leidenden Menschheit die Propylammine auf das Wärmste.

Auflösungen der Räthsel in Nro. 41.

Mailand. — Papagei.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 43. Kaiserslautern, 28. Mai **1873.**

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(9. Fortsetzung.)

„Wie alt ist Sir Archy Wilchester?" fragte Hugo Chandos.

„Reichlich fünfzig Jahre, Sir. Er hat die schönste, liebenswürdigste Tochter, die je die Sonne beschien. Miß Rosamunde ist ein Engel, wenn es jemals einen gegeben. Sie könnten ein Portrait von ihr machen, das Sir Archy theuer bezahlen würde, obwohl die Zeiten sich bei ihm geändert haben und die Leute sagen, er sei in Geldverlegenheit. Sie haben nur sechs Diener auf dem Schloß, während sie früher deren zwanzig zu haben pflegten."

Der junge Künstler dachte, daß Sir Archy, wenn er in Geldnoth sei, schwerlich so freigebig sein werde, und einige darauf zielende Fragen an den Wirth bestätigten seine Vermuthung.

„Die Wilchesters sind zurückgekommen von dem Tage an, da Sir Archy's Vater jenen Hadd mit von London brachte," fuhr der Wirth unter einer eigenthümlichen Schwingung des noch immer in der Hand gehaltenen Löffels fort. „Es war ein unglücklicher Tag für Diejenigen auf dem Schloß. Ich weiß freilich nichts von Hadd," fügte er vorsichtig hinzu, „aber man sagt, als er hierher gekommen, habe er nichts gehabt, und jetzt hat er Häuser und Ländereien im ganzen Lande. Seinen Sohn Jason ließ er auswärts erziehen und machte einen feinen Herrn aus ihm. Ich glaube," fuhr er in ernstem Tone, indem sein düsterer Blick auf dem Punschlöffel haftete, fort, „daß er sich gemästet hat von dem Mark seines Brodherrn und Wohlthäters."

„Ich glaube nicht, daß ich zu Wilchester Towers finden werde, was ich suche," sagte der junge Jurist nachdenklich. „Welche ist die nächstgrößte Familie?"

„Sie ist von höherem Rang, aber hier viel jünger," entgegnete der Wirth. „Es ist die Familie Berwick, Sir. Sie lebt auf einem großen Gute mit herrlichen Gebäuden, eine Meile von Wilchester Towers. Sie können die Schornsteine des Herrenhauses von hier aus sehen. Das Haupt der Familie ist der Graf Berwick; er ist ein alter Mann, stolz und kalt. Er ist so geworden, seit sein ältester Sohn und Liebling, Lord Paget Evremond, todt ist.

Das war ein schwerer Schlag für den Grafen, Sir, ein sehr schwerer. Es sind schon vierundzwanzig Jahre her, und noch hat er sich nicht mit seinem Loose aussöhnen können, obgleich er noch einen Sohn hat, der seinen Namen forterben kann. Man sagt, Sir — daß der Graf weder mit seinem Sohne, Lord Leonhard Evremond, noch mit dessen Frau und Kindern auf gutem Fuße lebe."

„Lord Paget Evremond starb vor vierundzwanzig Jahren!" sagte Hugo, betroffen durch die Uebereinstimmung des Datums mit dem seiner Ankunft in dem Häuschen der guten Margaretha Kroß. „War er verheirathet?"

„O, nein, Sir," erwiderte der Wirth, sich in seinen Stuhl zurücklehnend und erfreut, einen so aufmerksamen Zuhörer seiner Erinnerungen, die er so gern erzählte, gefunden zu haben. Lord Paget Evremond war erst einundzwanzig Jahre alt, als er starb. Er war einige Jahre mit seinem Lehrer, einem armen Geistlichen, fortgewesen, um die Welt zu sehen. Der Graf hörte von Handlungsreisenden, welche Lord Paget unterwegs getroffen hatten, daß der junge Lord sich in die Tochter seines Lehrers, ein junges Mädchen in irgend einer Anstalt in Deutschland, verliebt hatte. Der Graf rief eiligst seinen Sohn zurück und schrieb einen beleidigenden Brief an den Lehrer, in welchem er diesem seine sofortige Entlassung gab. Zwei Monate später traf Lord Paget Evremond ein. Er hatte sich auf seiner Heimreise nur ein paar Stunden in London aufgehalten, um seine Rückkehr nicht zu verzögern. Seine Familie wußte nicht, wann er ankommen werde, und der Graf hatte sich sogar gerade nach einem seiner andern Landsitze begeben. So geschah es, daß der junge Lord hier am Bahnhofe nicht empfangen wurde. Er kam daher direct zum „Braunen Bär" und bestellte sich eine Droschke, die ihn nach dem elterlichen Hause bringen sollte. Er war blaß und angegriffen und sah aus wie Einer, der in letzter Zeit viel Ungemach zu ertragen gehabt hat. Niemals werde ich vergessen, wie er aussah! Den Tag darauf fiel er in ein heftiges Fieber, an welchem er in wenigen Tagen starb, noch ehe der Graf, der von dem traurigen Zustand seines Sohnes benachrichtigt worden war, zurückkam. Lord Leonhard bewachte seinen Bruder, während der Krankheit mit seltener Liebe und wich nicht von seinem Bett. Sein Herz wollte brechen, als der Himmel den Kranken zu sich nahm. Lord Leonhard war erst zwanzig Jahre alt — zu jung, um berechnen zu können, welche Vortheile ihm der Tod seines Bruders brachte!"

Der geschwätzige Wirth hielt erschöpft inne.

Hugo sah gedankenvoll aus dem Fenster, wo auf der Straße der Novemberwind den Staub in die Höhe wirbelte, die Kleider der Fußgänger zerzauste und die Waaren, die vor den Thüren der Kaufmannsläden hingen, bunt untereinander warf. Wie es auch sein mochte

Digitized by Google

die Geſchichte von der Familie des Grafen Berwirk hatte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck gemacht.

„Was wurde aus dem Lehrer des Lord Paget?“ fragte Hugo nach einer Weile.

„Er ließ ſich nie hier wieder ſehen, gehörte übrigens auch nicht hierher, Sir. Von ſeiner Tochter hat Niemand etwas wieder erfahren; wahrſcheinlich iſt ſie Lehrerin geworden. Es iſt kaum anzunehmen, daß Lord Paget ſich je ernſtlich um ſie gekümmert hat, denn die Berwicks ſind zu ſtolz, Sir!“

„Erſt einundzwanzig Jahre alt, als er ſtarb! Er war faſt noch ein Knabe,“ ſagte Hugo. „Sein Bruder war noch jünger. Ich glaube nicht, daß ich in Berwick Hall das finden werde, was ich ſuche!“ ſetzte er in einem Tone hinzu, deſſen Bedeutung nur dem in ſein Geheimniß eingeweihten Martin bekannt war.

„Vielleicht nicht, Sir,“ verſetzte der Wirth etwas verwirrt. „Es würde auch nicht leicht für Sie ſein, bei den Berwicks anzukommen, denn der Graf lebt eingezogen und bekümmert ſich den Teufel um die Malerei. Lord Leonhard und ſeine Frau ſind meiſtentheils in London oder auf ihrem eigenen Gute. — Ich habe Ihnen nun unſere Hauptfamilien aufgezählt, Sir, aber es giebt hier auch noch andere mit viel Geld, aber ohne ſo hohen Rang: da ſind die de Wyuts, reich und jung, die Baughans, alt und geizig, da iſt Mr. Walden, ein alter Junggeſelle und Mr. Eſlinger, ein Wittwer mit ſieben erwachſenen Töchtern. Dies ſind unſere reichſten Leute, von denen Jeder eine große Summe Geldes ausgeben kann, ohne es zu fühlen!“

Durch weiteres geſchicktes Nachfragen gelangte Hugo zu dem Schluß, daß die Perſon, welche er ſuchte, wenn ſie in Wilchester wohne, was ſehr zweifelhaft war, unter den Namen, die der Wirth genannt hatte, zu finden ſein müſſe. Es ſchien ihm jedoch wahrſcheinlicher, daß der Brief, welcher den Poſtſtempel Wilchester trug, von Jemand abgeſandt war, der nur vorübergehend in der Nachbarſchaft ſich aufgehalten hatte.

Mit einer Geſchicklichkeit, die ſeinem Stand als Rechtsgelehrter alle Ehre machte, entnahm Hugo aus des Wirths Geſchwätzigkeit die Thatſache, daß zu der Zeit, da der Brief abgeſandt war, der Ort ungewöhnlich ſtill und die meiſten nachbarlichen Beſitzungen verlaſſen geweſen, auszunehmen von den gewöhnlichen Bewohnern.

Nachdem er die gewünſchte Information erhalten hatte, ohne Verwunderung oder Verdacht bei dem Wirth zu erregen, ſagte Hugo:

„Ich werde wenigſtens vierzehn Tage hier bleiben — vielleicht aber auch noch länger. Ich hoffe, daß dieſes kleine Geplauder nur der Anfang iſt zu einer langen Bekanntſchaft.“

Der Wirth erhob ſich und verbeugte ſich mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich will dafür ſorgen, daß auf der Stelle Zimmer für Sie hergerichtet werden, Sir,“ ſagte er. „Sollten Sie noch etwas wünſchen, Sir,“ und er blickte dabei wieder auf ſeinen Löffel, „ich würde mich freuen, Ihnen zu dienen.“

Um einer Antwort hierauf auszuweichen, machte der junge Juriſt einige hiervon abweichende Bemerkungen und plötzlich mußte ſich der kleine, dicke Wirth an den kritiſchen Zuſtand, in welchem er ſeinen Punſch verlaſſen hatte, erinnern, oder, wenn Johann denſelben fertig gemacht haben ſollte, Berlangen tragen, mit an demſelben Theil zu nehmen, denn er ging raſch hinaus.

Hugo und ſein Milchbruder ſahen ſich eine Weile ſchweigend an, dann fragte Hugo:

„Woran denkſt Du, Martin?“

„Ich glaube, wir ſind von vorneherein geſchlagen,“ antwortete dieſer nachdenklich. „Kein Einziger von Denen, die der Wirth genannt hat, paßt auf die Beſchreibung. Meine Meinung iſt, daß Ihr Vater, oder wer immer ſonſt ſo freigebig war, hier nicht wohnt. Es iſt ja leicht genug, auf der Reiſe einen Brief zu verſenden, und vielleicht hielt ſich Ihr Vater gar nicht einmal in Wilchester auf, ſondern ſteckte den Brief auf ſeiner Durchreiſe hier in den Briefkaſten, welcher ſich am Bahnhofe befindet.“

„Das iſt nicht nur möglich, ſondern ſogar ſehr wahrſcheinlich,“ ſagte Hugo. „Und doch, Martin, ſagt mir eine innere Stimme, daß ich Wilchſter nicht eher verlaſſen darf, als bis ich gehörig Allem nachgeforſcht habe. Wenn meine Bemühungen dennoch ohne Erfolg bleiben ſollten, dann muß ich ſonſt wo ſuchen. Das Erſte, was ich jetzt zu thun habe, iſt, nähere Erkundigungen über drei bis vier Familien einzuziehen, welcher der Wirth erwähnte, ich meine nämlich über die Wilchesters, die Berwicks, die Baughans und Mr. Walden.“

„Glauben Sie denn, Mr. Hugo,“ fragte Martin, „daß Sie, wenn Sie Ihren Vater ſehen, denſelben erkennen würden?“

„Ja, das würde ich,“ war die beſtimmte Antwort. „Deine Mutter beſchrieb ihn mir. Sein Alter konnte ſie mir freilich nicht ſagen, denn ſie ſah ihn nur beim matten Feuerſchein; aber ſo viel wußte ſie, daß er jung ſei. Beſonders hatte ſie bemerkt, daß er auf der einen Hand eine große Narbe hatte, was jedoch auch ein Muttermal ſein konnte. An der linken Hand trug er einen ganz eigenthümlichen Ring: dünne, goldene Stränge, beſetzt mit Edelſteinen und oben geziert mit einem großen diamantenen Herz. Wenn ich doch dieſen Mann finden könnte — meinen Vater! Ich kann nicht begreifen, weßhalb er mich dieſe Jahre hindurch verlaſſen hat; er iſt doch kein ehrloſer Menſch? — Nein, gegen ſolche Annahme empört ſich mein ganzes Gemüth. Ich weiß, daß er gut und edel iſt; ich weiß, daß ich ein Recht haben muß, ſeinen Namen zu tragen. Es mag da Uneinigkeit ſein, meine Mutter mag ſchlecht gegen ihn geweſen ſein, er mag nicht wagen, meine Exiſtenz anzuerkennen, — was auch immerhin die Urſache der mir unerklärlichen Haltung gegen mich iſt, ich liebe ihn ſchon allein wegen der Thränen, die er vergoß, als er mich ver-

Digitized by Google

ließ, wegen der Liebe, die ihn zweimal an meine Seite zurückbrachte, als er fortgehen wollte."

Der junge Jurist sprach diese Worte mehr zu sich selbst, daher antwortete Martin nicht darauf.

„Es bleibt doch sonderbar," fuhr Hugo fort, „daß er, außer daß er mir jährlich eine Banknote sandte, kein Interesse für mein Schicksal an den Tag legte. Sollte er nicht wissen, daß ich die Rechte studirt und mein Examen bestanden habe? Niemals hatte er einen Wunsch laut werden lassen, daß ich mich in irgend einer Weise ausbilden sollte. Ich bin ganz verwirrt, Martin, von all' den Gedanken, die sich mir aufdrängen. Sollte aber etwas durch Entschlossenheit und Energie zu erlangen sein, so will ich das Geheimniß enthüllen, welches mein Dasein umgiebt. Morgen früh werde ich ernstlich mit meinen Nachforschungen beginnen, für heute genügt es, wenn wir das Dorf ein wenig in Augenschein nehmen. Komm', Martin, laß' uns hinausgehen auf die Straße."

Martin stand auf und holte Hut und Ueberzieher seines Herrn, und nachdem sich Beide schnell etwas angekleidet hatten, gingen sie zusammen hinaus.

So unfreundlich der Nachmittag und so kalt und schneidend der Herbstwind auch war, war es dennoch ein gewisses Vergnügen für Hugo, das Dorf zu durchstreifen. Den Gedanken, daß sein Vater hier vor den hübschen Gärten gestanden haben könnte, oder auf den Seitenwegen spazierte, oder über das Pflaster dahingefahren sein mochte, verlieh jedem Ding, das er sah, einen geheimnißvollen Reiz.

Es begann bereits zu dunkeln, als, ermüdet und bedrückt von dem Gefühl der Wichtigkeit seines Unternehmens, Hugo seine Schritte wieder dem „Braunen Bär" zuwandte, über dessen Thür eine Hängelaterne einen röthlichen Schein ausbreitete. Er hatte das Wirthshaus noch nicht erreicht, als Martin, welcher einige Minuten vorher von ihm weggegangen war, herbeieilte und seine Hand auf Hugo's Arm legte.

„Ich blieb bei der Post stehen, Mr. Hugo," sagte er in gedämpftem Ton, indem Beide langsam weiter gingen, „und habe gefragt, ob hier jemals ein Mann Namens Chandos, gleichviel, ob er hier wohne, oder sich zeitweise hier aufhalte, Briefe erhalten hätte. Leider ist mir aber die Antwort geworden, daß dieser Name hier gänzlich unbekannt wäre."

„Das habe ich mir wohl gedacht," versetzte Hugo, „aber es war doch ein guter Einfall von Dir, zu fragen. Komm, laß' uns in unser Zimmer gehen, wo wir einen Plan besprechen wollen, nach welchem wir zu handeln gedenken, denn ich habe keineswegs die Hoffnung aufgegeben, in Wilchester das zu finden, wonach ich suche."

Bei diesen Worten betraten sie das Wirthshaus und gingen direkt in ihr kleines Zimmer, das behaglich erwärmt und mit seiner freundlichen Ausstattung ihnen wie eine Heimath erschien.

VIII.

Der neue Secretair.

Einen Augenblick schwebten Sir Archy und Rosamunde, welche sich in die Mauernische am Eingange des alten Grauen Thurmes gedrückt hatten, in der drohenden Gefahr, von ihrem Feinde entdeckt zu werden. Sie wagten kaum zu athmen, während der Administrator fortfuhr mit der Laterne umherzuleuchten, mißtrauisch jeden Schatten untersuchend.

„Ich glaube doch, Fußtritte gehört zu haben", murmelte Hadd, indem er spähend um sich blickte. „Ich meinte sicher, Jemanden über mir gehört zu haben, als ich hier unten war, und doch muß es nur Einbildung von mir gewesen sein, denn es kommt mir fast jede Nacht so vor."

Er wurde ruhiger und horchte.

Es entstand eine unheimliche Stille für die beiden Versteckten und Rosamunde schmiegte sich fester an ihren Vater. Ihre Entdeckung schien ihnen jetzt unvermeidlich, als plötzlich die Stille durch das Flattern einer Fledermaus über ihnen gebrochen wurde, welche mit Kraft gegen ein Fenster flog.

„Ach!" rief der Administrator erleichtert aus, „es sind wieder die Fledermäuse. Wenn ich hier erst factischer Besitzer bin, lasse ich den Grauen Thurm niederreißen und all' diese Nachtvögel vertilgen. Und wenn erst der Graue Thurm mit der Erde gleich gemacht ist, dann werde ich auch das vergrabene Vermächtniß finden, — daran zweifle ich nicht. Ich kenne alle darauf bezüglichen Sagen und weiß, daß der Schatz, wonach ich bis jetzt alle Ecken und Winkel vergebens durchsucht habe, hier irgendwo verborgen liegt. Neugierig bin ich aber doch nach dem geheimen Gewölbe, von dem man sich erzählt. Nun, diese Neugierde wird bald befriedigt werden. Für heute will ich mein Suchen einstellen."

Er löschte sein Licht aus, stellte die Laterne in einen Winkel und ging dann leise in das Vorzimmer, welches Sir Archy und Rosamunde so eben durchsucht hatten. Dann öffnete er ein Fenster und stieg geräuschlos hinaus.

Sir Archy und Rosamunde konnten nun ungehindert nach dem Haupttheil des Schlosses zurückkehren und begaben sich eiligst in ihre Privatzimmer.

Trotz seiner nächtlichen Arbeit empfing der Administrator am andern Morgen seinen Sohn am Frühstückstisch, ohne daß er auch nur eine Spur von Müdigkeit oder Abspannung zeigte.

„Es war ein trüber Morgen und das Wetter sehr unfreundlich und rau.

„Mir gefällt es hier gar nicht," murmelte Jason mißvergnügt, als er mit seinem Vater am Tische saß und Kaffee trank. „England ist nicht werth, daß man sich auch nur ein halbes Jahr darin aufhält, denn sein Klima ist doch zu abscheulich."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

† **Bettlersſtreik.** Aus Trier vom 19. Mai berichtet die „T. Volks-Z.“: Wohl den culturgeſchichtlich merkwürdigſten Streik hat die alte heilige Stadt Trier erlebt. — Rabbi Ben Akiba und ſein weiſer Vorſahr, der König Salomon, werden mit ihrem ewigen „Nichts Neues unter der Sonne“ Lügen geſtraft. So etwas war noch niemals dageweſen. Es iſt ein alter durch vieljährige Uebung geheiligter Gebrauch, daß die Bettler der hl. Stadt Trier am Samſtag Vormittag Umgang in der Stadt, beſonders in dem heiligen Quartier hinter dem Dom und auf dem lateiniſchen Wege halten. Am letzten Bettellage nun erklärten „die armen Leute“, ſie ſeien mit dem bisher gereichten „Kreuzer“ nicht mehr zufrieden, es müſſe mindeſtens das Doppelte verabfolgt werden; alles ſei theuer geworden, Fleiſch, Butter, Eier, Schuhe und ſonſtige Lebensbedürfniſſe, und die Samſtags gereichten Kreuzer erlaubten nicht mehr, Sonntags Morgens zum Kaffee, Kuchen zu eſſen und Nachmittags ſich ein Extra-Vergnügen zu verſchaffen. Einige der mitleidigen Almoſenſpender erklärten kurz entſchloſſen, ſtreiken zu wollen, worauf „die armen Leute“ ihrer Seits erklärten, mit dem Gebete für das Seelenheil des Gebers gleichfalls Arbeitseinſtellung zu machen. Das war Trumpfaß. Die Wirkung erfolgte: der Lohn für das Gebet wurde verdoppelt.

* Eine Ausſtellung von Bieren.) In Nord Woolwich Gardens zu London, in deſſen Räumen bereits Ausſtellung von Affen, Säuglingen, Schenkmanſells u. ſ. w. ſtattgefunden haben, iſt jetzt die neuſte Novität eine Bier-Ausſtellung. In einem Leinwandzelt ſtehen in einer langen Doppelreihe Fäſſer mit Bier von jedem nur denkbaren Gebräu. Die Ausſtellung umfaßt nicht allein Faßbiere von 35 der renommirteſten Brauer Englands, ſondern auch Faß- und Flaſchen-Biere aus verſchiedenen Theilen des Continents, darunter India-pale-ale aus Bremen, bayriſches Bier aus Erlangen und Lagerbier aus Wien. Die Beſucher erhalten gegen eine gewiſſe Gebühr eine „Koſt-Ordre“, welche ſie berechtigt eine Tour durch das Zelt zu machen und ſämmtliche ausgeſtellte Biere zu koſten, worauf ſie ihr Votum zu Gunſten desjenigen Bieres, das ihnen am liebſten gemundet hat, abzugeben haben. Die Beſitzer der beſten Biere erhalten Preiſe in Geſtalt von goldenen, ſilberuen und Bronze-Medaillen.

Gemeinnütziges.

* (Maulwurf.) Dr. Kalender ſchreibt in der Kölner Zeitung. „Da der Maulwurf in vielen Gegenden mit großer Erbitterung verfolgt wird, ſo dürfte es am Platze ſein, einige Beobachtungen zu ſeiner Vertheidigung mitzutheilen. An Bäumen, deren Fuß der Maulwurf umgegraben hatte, habe ich niemals eine Puppe oder Käferlarve gefunden. Die Genauigkeit, mit welcher dieſes Thier die Erde am Fuße der Bäume durchwühlt, iſt eine ganz außerordentliche, ſo daß auch der kleinſte Winkel nicht ununterſucht bleibt. An einem Kirſchbaum, an welchem der Maulwurf nicht gegraben hatte, fand ich 15 Puppen des gemeinſchädlichen Froſtſpanners (Acidalia brumata). Nimmt man die Hälfte dieſer Puppen als weibliche an, ſo ergibt ſich daraus eine Nachkommenſchaft von 2100 Raupen, da jedes Weibchen 300—350 Eier legt. Da nun ein Maulwurf zu ſeiner Ernährung täglich ungefähr ſoviel Futter bedarf, als die Hälfte ſeines Gewichts beträgt, derſelbe ſich auch lediglich von Inſekten, Schnecken und Würmer nährt, ſo iſt es ihm ein leichtes, täglich 300 Puppen der vorerwähnten und ähnlicher Arten zu verzehren, wodurch er jeden Tag eine Nachkommenſchaft von annähernd 45,000 Raupen vernichten kann. Ich behaupte daß man mit der Tödtung eines jeden Maulwurfs Millionen von Inſecten das Leben ſchenkt. Aus dieſen Gründen ergiebt ſich, daß der Maulwurf für Baumpflanzungen eines der nützlichſten Thiere iſt, da er Käferlarven, Würmer und in der Erde ruhende Puppen mit Leichtigkeit und Geſchick aufzufinden weiß.

— Anders ſtellt ſich allerdings das Verhältniß für Gemüſe- und Gebreidefelder, da er hier durch ſein Suchen nach Engerlingen und Würmern junge Pflanzen emporhebt und ſie verdorren macht, und auf dieſe Weiſe dem Landmann empfindlichen Schaden zuzufügen ſcheint. Der Schaden wird indeß dadurch ausgeglichen, daß er in den Feldern eine Unmaſſe Engerlinge vertilgt. Wenn man überhaupt bedenkt, daß wir beinahe kein nützliches Thier haben, welches nicht zugleich in gewiſſem Grade ſchädlich wäre, ſo muß die erbitterte Verfolgung des Maulwurfes jedem Vernünftigen lächerlich und thöricht erſcheinen. So lange aber der naturgeſchichtliche Unterricht in den Elementarſchulen ſich dieſer und ähnlicher Thiere nicht mit größerem Schutz annimmt, wird der Landmann auch die Verfolgung der nützlichen Inſectenfreſſer zu eigenem Schaden eifrig betreiben.“

† **Neue Düngemittel und die verbeſſerte Gründüngung.** In England düngt man im Frühjahre auf beſonders zu empfehlende Weiſe, wenn die Winterſaat kränkelt, zurückgeblieben iſt und durch den Froſt gelitten hat, mit einer Compoſition von Ruß, Taubenmiſt, Aſche und andern Stoffen, womit die Saat überdeckt, und ſo gegen etwaigen Schaden durch dürren Sommer geſchützt iſt und nennt dieſe Art zu düngen Top-dressing. Der Ruß thut alſo auch hier bei Getreide und Hülſenfrüchten, auf Wieſen und bei Futterkräutern ebenſo gut Dienſte als dies bei den Obſtbäumen der Fall iſt. Ein Scheffel Ruß thut aber ſo gute Wirkung wie ein Fuder Miſt, was die Engländer recht gut wiſſen und ihn theuer ankaufen. Er wird wie man Samen ſäet über die Saat ausgeſtreut.

Verantwortlicher Redakteur S. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 44. Kaiserslautern, 1. Juni 1878.

Zu Pfingsten!

(Von Wilh. Wagner.)

Nicht allzu sehr erhebt mir uns're Zeit,
Die sich so gern die aufgeklärte nennet!
Ist sie vom schönen Ziele doch noch weit,
So lange Meinungshaß die Herzen trennet,
So lang' man Den, der anders denkt, verhöhnt,
So lang' nach Rache wilde Horden schnauben,
So lang' ein strenges Machtgebot verpönt
Des freigebor'nen Geistes freien Glauben!

O seht euch um in Gottes schöner Welt!
Auf Freiheit ist die herrliche gegründet,
So weit sich wölbt das hohe Himmelszelt,
So weit die Sonne Licht und Wärme kündet.
In tausendfach verschiedener Gestalt
Lebt jedes Wesen frei nach eig'ner Weise,
Vom Sterne, der durch weite Bahnen wallt,
Bis zu dem Wurm in seinem niedern Kreise.

Ein froh' Gedeih'n ist Jeglichem bestimmt
Und Keines ward von Gottes Gnad' verstoßen,
Ob es im kleinsten Wassertropfen schwimmt,
Ob es ein Fels steht in des Meeres Tosen.
So freudig soll gedeihen auch der Geist
Des Menschen und die Schwingen frei entfalten.
Wenn ihn der Lebenstrieb zu forschen heißt,
Warum ihn fesseln und ihn niederhalten?

Gönnt ihr der Blume doch den Sonnenstrahl,
Dem Blüthenkelch der Lüfte freies Wehen.
Der Geist will Licht, ihm wird die Nacht zur Qual;
Soll er gebeugt zur Scholle niedersehen?
Frei ist der Blick des Auges, warum nicht
Auch der des Geistes? Weg mit euern Schranken!
Sehnt sich der Grashalm doch nach Sonnenlicht,
Warum wollt ihr's verwehren dem Gedanken?

Der Herr der Welt, der sie so schön gemacht,
Der ihr Bestehn geordnet und bewahret,
Er hat sich in der ew'gen Sternenpracht,
Im heitern Lenz, im Sturm geoffenbaret.
Bewund'rung bringt man seiner Größe dar
Und seine Güte preis't man aller Orten;
Verschieden sind die Tempel, doch die Schaar
Der Gläubigen steht nur in andern Worten;

In and'rer Form nur beten sie zum Herrn,
Der wahre Glaube bleibet stets der gleiche.
Des Vaters Lieb' ist keinem Kinde fern
Und jeder Fromme wohnt in seinem Reiche.
O seht euch um in Gottes schöner Welt!
Scheint seine Sonn' nur Einem und nicht Allen?
Reift Einer Kirche nur das Aehrenfeld,
Hört Eine nur des Donners Dräu'n erschallen?

Nicht allzusehr erhebt mir uns're Zeit,
Die sich so gern die aufgeklärte nennet!
Ist sie vom schönen Ziele doch noch weit,
So lange Meinungshaß die Herzen trennet.
Von Geistesfreiheit hört man überall,
Von Duldung und von Gottes Reich auf Erden.
Doch sind's nur schöne Worte, leerer Schall.
Wann endlich wird's zu einer Wahrheit werden?

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(10. Fortsetzung.)

„Nun," antwortete der Administrator gelassen, „wenn Du erst Herr des Schlosses bist, da kannst Du ja auf Reisen gehen wenn es Dir hier nicht gefällt. — Ich denke, daß Du Deinen Besuch bei Miß Wilchester noch diesen Morgen machst," fügte er freundlich hinzu.

„Ja, das kann ich thun," versetzte der junge Mann; „so gegen zehn Uhr ist's wohl am passendsten, dann wird Rosamunde wohl schon zu sprechen sein."

„Du kommst niemals zu früh," sagte Hadd. „Rosamunde steht immer mit Tagesanbruch auf. Sie ist ein thätiges Mädchen, so fleißig wie eine Biene; sie beaufsichtigt das Dienstpersonal, sieht sich auf der Farm um, besucht ihre armen Pensionäre und ist überhaupt immer in Bewegung."

Jason zuckte die Achseln; dann sagte er unwillig;

Digitized by Google

„Dies Alles mag gut ſein für Roſamunde Wilchſter, für Roſamunde Hadd aber würde es nicht paſſen. Ich will eine Frau, die auch ohne Beſchäftigung leben kann: denn ich ſelbſt habe auch wenig Luſt zum Arbeiten. Ich bin neugierig, wer ſpäterhin, wenn wir im Beſitz des Schloſſes ſind, all' Deine Plackereien beſorgen ſoll, als zum Beiſpiel Einkaſſiren der Zinſen ꝛc. Ich werde es nicht thun und Du wirſt keine Zeit dazu haben."

„Wie ich ſchon geſtern ſagte," beruhigte ihn ſein Vater, „ich werde mein eigener Adminiſtrator ſein. Auch beabſichtigte ich einen willfährigen zuverläſſigen Secretair anzuſtellen, weshalb ich ſchon vor einiger Zeit an meinen Freund in London, einen Advokaten, geſchrieben habe, der mir einen Mann beſorgen ſoll, dem ich mein volles Vertrauen ſchenken kann. Vorgeſtern erhielt ich bereits die Antwort, daß er einen tüchtigen Mann gefunden habe und dieſer heute Morgen um zehn Uhr mit dem Courierzug hier eintreffen werde. Ich muß deshalb zu Hauſe bleiben, um ihn zu empfangen."

„Dann will ich allein nach dem Schloß gehen und mich ſelbſt vorſtellen," ſagte Jaſon. „Das wird auch gehen. Ich ſehe es ſogar gern, daß meine erſte Begegnung mit Miß Roſamunde etwas unformel iſt."

Das Ankommen verſchiedener Poſtſachen unterbrach das Geſpräch. Nach dem Frühſtück gingen Vater und Sohn in des Erſteren Arbeitszimmer, wo ſie ſich weiter beriethen, bis es endlich für den jungen Mann Zeit wurde, ſich zu dem Beſuch bei Sir Archy und Miß Roſamunde zurechtzumachen.

Um zehn Uhr, als der dicke Nebel ſich zerſtreut hatte und die Luft etwas klarer geworden war, machte Jaſon Hadd ſich auf den Weg nach dem Schloſſe.

Kaum hatte er das Haus verlaſſen, als das Pfeifen des ankommenden Courierzuges hörbar wurde und es dauerte nicht lange, ſo erſchien ein Herr im Hauſe des Adminiſtrators. Auf die Frage nach Mr. Hadd führte man ihn in deſſen Zimmer.

Der Adminiſtrator ſaß eifrig ſchreibend an ſeinem Pult, mit dem Rücken der Thür zugewandt. Obgleich er hörte, daß Jemand eintrat, arbeitete er ruhig weiter und ließ den Fremden unbeachtet; als er ſich aber nach einer Weile umſah und einen Blick auf den Eingetretenen geworfen hatte, ſtutzte er.

Anſtatt der erwarteten Perſon mit ſcharfen Geſichtszügen und von nicht einnehmendem Aeußern gewahrte er einen ältlich ausſehenden Herrn mit grauem Haar und langem, vollem Bart — unverkennbar einen Gentleman, obgleich ſeine Kleider ſehr abgetragen waren; und wenn auch die Wäſche tadellos ſauber war, ſah man ihm doch an, daß er mit der bitterſten Armuth zu kämpfen hatte. Der Fremde, deſſen Geſicht bereits kleine Falten zeigte, trug eine blaue Brille und hatte ſich ſo gut als möglich gegen das rauhe Wetter einzuhüllen geſucht. Ein ruhiger Ernſt, ſowie der Ausdruck von Selbſtbeherrſchung lagen in ſeinen Zügen.

„Es wollte hier gewiß ein Irrthum ob," ſagte der Adminiſtrator, ſich von ſeinem Sitze erhebend. „Ich erwarte einen neuen Secretair von London, der Sie unmöglich ſein können."

„Sind Sie Mr. Hadd, der Adminiſtrator von Wilchester Towers?" fragte der Fremde, ſich verbeugend. „Ich habe einen Brief für Sie von Mr. Ellinger in London, Ihrem Freund und Advokaten."

Hiermit überreichte er einen großen Brief und verbeugte ſich nochmals.

Hadd hieß den Fremden ſich ſetzen und las haſtig das Schreiben. Es war wirklich von ſeinem Freund Ellinger, welcher den Ueberbringer deſſelben Georg Scharp, auf's Wärmſte empfahl.

„Seine Erſcheinung mag Dich überraſchen," hieß es an einer Stelle; „er kann jedoch nichts dafür, daß er ſo ausſieht. Er iſt ehrlich und brav. Du kannſt ihm vollkommen vertrauen, und das iſt doch die Hauptſache. Er wird alle Arbeiten verrichten, die Du ihm aufträgſt, wie er es für mich gethan hat; nichts wird ihm zu ſchwierig ſein. Dabei iſt er verſchwiegen wie das Grab."

Obgleich die Beſchreibung wenig mit der Erſcheinung des Fremden übereinſtimmte, benahm ihm doch das unbedingte Vertrauen, das er in das Urtheil des Advokaten ſetzte, jeden Vorurtheil gegen den Secretair.

„Es iſt gut, Mr. Scharp," ſagte Hadd, von dem Briefe aufblickend. „Setzen Sie ſich."

Der Fremde, welcher bis dahin noch ſtehen geblieben, nahm nun Platz.

Nachdem der Adminiſtrator das Schreiben zu Ende geleſen, ſagte er:

„Sie werden aufs's Beſte empfohlen. Und eine Empfehlung von Mr. Ellinger iſt mir lieber, als von ſonſt Jemandem, mag es ſein, wer es wolle."

Ein eigenthümliches Lächeln ſpielte um Scharp's Lippen, das jedoch wegen ſeines vollen Bartes von Hadd nicht bemerkt wurde.

„Das glaube ich, Sir," ſagte Scharp.

„Ellinger ſchreibt, daß Sie für ihn manche ſchwierige Arbeit gethan haben," fuhr der Adminiſtrator in vertraulichem Ton fort, „Sie wiſſen ja ebenſo gut, als ich, was er damit ſagen will."

„Gewiß, Sir!" antwortete der Secretair mit bedeutungsvollem Kopfnicken.

„Gut, was ich von Ihnen verlange, iſt, daß Sie Ihre ganze Wirkſamkeit meinem Dienſte widmen und Alles pünktlich thun, was ich Ihnen auftrage," ſagte Hadd. „Mein Secretair wird in einer vertrauten Stellung zu mir ſtehen. Er wird manche Geheimniſſe von mir erfahren, ſo bald er ſeine Ergebenheit im Dienſte und ſeine Anhänglichkeit zu mir bewieſen hat. Er wird auch möglicherweiſe ſeiner Zeit Einblick in meine Bücher erlangen und daraus Manches erſehen, wovon zu ſprechen nicht rathſam wäre."

„Ich verſtehe, Sir," ſagte Mr. Scharp, und ſeine Augen blinzelten ſonderbar unter der blauen Brille.

Hadd hatte dieſe Augen noch nicht beobachten kön-

Digitized by Google

nen; sie waren feurig und scharfblickend, und es war daher begreiflich, daß sie von der vernunftannehmenden Brille verdeckt waren.

Der Administrator rückte seinem neuen Secretair näher und fuhr fort:

„Ihr Gehalt ist jährlich hundert Pfund, neben freier Beköstigung in meinem Hause. Dagegen werden Ihre Pflichten sein: die Zinsen einzucassiren, die Aufsicht zu führen über meine Farmen und Ländereien im Dorfe u. s. w., überhaupt, sich mir in jeder Weise nützlich zu machen. Ich will ein Zimmer für Sie zurecht machen lassen, — doch das ist auch nicht nöthig; Sie können hier in meinem Arbeitszimmer bleiben für die kurze Zeit die wir noch hier sind. Ich werde ein besonderes Schreibpult für Sie aufstellen."

„Sie beabsichtigen also, von hier fortzuziehen?" fragte der Secretair überrascht. „Ich hoffte, hier eine dauernde Stelle zu finden, und nun scheint es, als wenn Sie schon bald den Dienst als Administrator Sir Archy Wilchester's aufgeben wollten."

„Ich werde allerdings bald aufhören, Sir Archy's Administrator zu sein," entgegnete Hadd stolz; „aber Ihre Stelle wird demnach von Dauer sein, natürlich, wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, was ich schon jetzt annehmen zu dürfen glaube. Ich bin Willens, in das Schloß zu ziehen."

Mr. Scharp stutzte bei den letzten Worten des Administrators, welcher jedoch seine Erregung nicht merkte, da er sich momentan in Gedanken verlor über seine zukünftige Größe und Herrlichkeit.

„Ja, Mr. Scharp," hob Hadd in heiterem Ton wieder an, „ich werde bald Besitzer des Schlosses sein, es gehört thatsächlich jetzt schon mir. Den Namen „Wilchester Towers" werde ich in „Hadd Towers" umwandeln und dort durch meinen Sohn Jason, welcher so eben vom Auslande zurückgekehrt ist, eine neue Familie gründen."

„Ein köstlicher Plan," versetzte Mr. Scharp in einem Ton, welcher nicht erkennen ließ, ob es Ironie oder Aufrichtigkeit war. „Mr. Ellinger spricht immer von Ihnen als von einem bewundernswerthen Manne, und ich glaube ihm, Sir. Die Hadd's von Hadd Towers! Wie prächtig das klingt. — Aber die Wilchesters — was wird aus Ihnen werden? Ich schließe, sie sind arm —"

„Sie sind arm und bloß wie ein gerupftes Huhn, — ich meine, so arm, wie die Armuth selbst," verbesserte er schnell. „Arm und stolz. Sir Archy und ich haben bestimmt, daß unsere Kinder sich heirathen sollen. Er hat eine hübsche Tochter und —"

Ein seltsamer, zischender Laut kam über Scharp's Lippen, den er jedoch gleich mit Husten zu dämpfen suchte.

„Kurz," fuhr der Administrator fort, „die jungen Leute werden sich bald heirathen. Jason macht jetzt seinen ersten Besuch bei Rosamunde, und in drei Monaten — glückliche Kinder! — sind sie Eheleute."

„Hübsche Aussicht!" murmelte Scharp, sein Gesicht nach dem Fenster wendend. Dann sagte er laut: „Sie müssen ein glücklicher Mann sein, Mr. Hadd."

„Gewiß, das bin ich," versicherte der Administrator zufrieden. „Ich bedarf nur noch wenig zur Vervollständigung meines Glücks."

„Und Sie haben nichts zu befürchten, kein Rückgang ist denkbar?" fragte Scharp. „Ich habe Mr. Ellinger immer so verstanden, als wenn Sir Archy Wilchester noch einen Sohn hätte."

„Dem ist freilich so, aber er ist nicht hier; er ist als Capitain bei einem Regiment in Indien und wird wohl niemals hierher zurückkehren. Sir Archy erhielt noch gestern einen Brief, in welchem dies als ziemlich bestimmt angedeutet war. Dem Capitain Wilchester habe ich nie gefallen, das weiß ich; aber ich mache mir deswegen keinen Scrupel. Es ist gut, daß er jetzt fern bleibt."

„Hat denn diese Familie keine Freunde?"

„O, die Wilchesters haben Freunde und Verwandten in Menge, indessen Niemanden, der ihnen Geld leihen würde, um das verschuldete Gut einlösen zu können. Wenn man es auch versuchen wollte, das Schloß öffentlich zum Verkauf zu bringen, es würde sich doch Keiner finden, der dafür einen annehmbaren Preis bietet; denn es giebt nur wenige Leute, der so viel baares Vermögen besitzen, ein solches Besitzthum käuflich zu erstehen."

„Und die junge Dame ist also mit der beabsichtigten Heirath einverstanden?" fragte der Secretair weiter. Hadd lachte spöttisch.

„Die Tochter wird es mehr ihres Vaters, als ihrer selbst wegen thun," sagte er. „Indessen, wir haben jetzt lange genug von diesen persönlichen Dingen gesprochen, lassen Sie mich Ihnen erst Ihr Zimmer zeigen und dann können Sie hierher zurückkehren und einige Briefe copiren."

Scharp stand auf und Hadd führte ihn nach seiner Stube — einem kleinen Schlafzimmer in dem oberen Stockwerk. Nachdem er sich gelegentlich vergewissert hatte, daß sein neuer Secretair bereits gefrühstückt, ging er mit ihm in das Arbeitszimmer zurück.

„Hier sind die Briefe, welche Sie abzuschreiben haben," sagte er, indem er einen Haufen Papiere mit beinahe unleserlicher Handschrift herbeiholte. „Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen. Ich gehe nur nach dem Schloß, um meinen Sohn zu treffen"

Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und verließ das Zimmer.

Der neue Secretair sah seinem Herrn vom Fenster aus so lange nach, bis derselbe hinter einer Biegung der Straße seinen Blicken entschwand; dann ging er zum Pult, um seine erste Arbeit in dem neuen Amte zu beginnen.

Als er mit dem Schreiben fertig war und sich wieder frei fühlte, musterte er mit scharfen, kritisirenden Blicken, wie bei seiner Ankunft, alle im Zimmer befindlichen Gegenstände.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Taubmann, der „Hofnarr,") Unter den Hofnarren nimmt eine hervorragende Stelle ein gewisser Taubmann ein, der als Sohn eines Schusters in einem fränkischen Städtchen 1565 geboren wurde, sich zum Professor der Poesie auf der Universität Wittenberg emporschwang und am churfächsischen Hofe wegen seines Witzes und Humors „die Rolle eines „Hofnarren" spielte. Wir lassen Einiges über ihn folgen:

Den Cardinal Clesel fragte einst Taubmann bei der Tafel: ob er auch wisse wie man hundert fünfzig Esel mit einem Worte schreiben könne? Der Cardinal, verwundert über diese Frage, verneinte sie. „Nun," sagte Taubmann, „so will ich es Euer Eminenz lehren" und bat den Cardinal, seinen eigenen Namen auf den Tisch zu schreiben. Der Cardinal that dieß bereitwillig und schrieb in Gegenwart des Churfürsten seinen Namen CLESEL auf den Tisch. Sobald dieß geschehen war wandte sich Taubmann gegen den Churfürsten: „Da sehen Ihre fürstl. Durchlaucht in diesem einzigen römischen Cardinal CLesel 150 Esel." Hierüber ärgerte sich der Cardinal dermaßen, daß er sich sogleich nach Wien begab.

* * *

Ein Dr. Koch und Taubmann wurden auf den Landtag nach Dresden abgeordnet. Dr. Koch, der Taubmann voraus reiste, sagte in dem Gasthaus zu Großenhain, um seinem Collegen einen Streich zu spielen, es werde bald der Scharfrichter aus Wittenberg eintreffen, diesem müsse man einen offenen Krug vorsetzen. Dieß geschah, als Taubmann kurz darauf eintraf. Auf seine Frage, warum man ihn so verächtlich tractire, erhielt er zur Antwort: er werde wohl wissen wer er sei. So erfuhr er die Ursache, zugleich aber auch erfuhr er, daß Dr. Koch ihm den Streich gespielt habe, worauf er sich zu revanchiren beschloß, was auch ohne Säumen geschah. Denn kaum war er in Dresden angekommen, eilte er zum Churfürsten und denuncirte Koch als Ehebrecher der bei seiner „Köchin" geschlafen habe. Koch wurde sofort eingezogen und vom Staatsanwalt wegen Ehebruchs angeklagt. Koch leugnete unter Thränen, und berief sich auf sein Freund Taubmann, welcher am besten wisse, daß er unschuldig sei! Taubmann ward gehört. „Wie könnt Ihr doch läugnen," sagte dieser, „nicht nur einmal, mehr als hundert mal habt Ihr bei Eurer „Köchin" geschlafen', denn wenn Ihr Koch heißet, muß Euere Frau Köchin heißen!" Taubmann hatte sich revanchirt und Koch wurde seiner Haft entlassen.

* * *

Um in einem strengen Winter wieder zu wohlfeilem Holze zu kommen, ersann Taubmann eine List, die ihm hiezu verhalf. Er ließ sich nämlich bei dem Churfürsten, bei dem er gerade nicht gut angeschrieben war, mit der Bitte anmelden, ihm nur auf ein einzig Wort Audienz zu geben, was ihm auf Verwendung anderer anwesender fürstlicher Personen, die gerne die in einem einzigen Worte bestehende Supplik angehört hätten, bewilligt wurde. Getrost trat Taubmann in das fürstliche Gemach, machte eine tiefe ehrerbietigste Verbeugung und blieb dann stehen ohne ein Wort zu reden. Nach einer Weile fragte ihn der Churfürst: „Taubmann, was ist dein Begehr?" Dieser machte abermals eine tiefe Verbeugung und sagte nur: „Holz," aber sonst kein Wort. Hierüber entstand ein allgemeines Gelächter und Taubmann erhielt nicht nur hinlänglich Holz, sondern auch Geld zu einem warmen Fuchspelz.

* * *

Einst kam ein vornehmer Herr nach Wittenberg und lud Taubmann, von dem er schon viel gehört hatte, mit noch anderen Herren zu Gaste, um ihn näher kennen zu lernen. Taubmann entsprach der Einladung, woraber bei Tische sehr ernst. Bald nach dem Essen wollte er sich verabschieden. „Nicht doch Herr Taubmann," sagte sein Wirth, „so haben wir nicht gewettet, Ihr sollt uns heute noch lustig machen; Ihr seid ja der, von dessen Possen man sich so viel erzählt." „Das weiß ich nicht," versetzte Taubmann „hier zu Wittenberg gibt es keine Narren, außer wenn einer hierher kommt."

* * *

Die Gemahlin des Churfürsten Christian II. wollte Taubmanns Frau persönlich kennen lernen und wünschte, daß sie deßhalb zu ihr nach Dresden käme. Taubmann, der dieß gern verhindern wollte, stellte der Churfürstin vor, daß sich dieß nicht wohl würde machen lassen, denn seine Frau sei taub und die Churfürstin müßte ihr alle Worte aus vollem Halse ins Ohr schreien. Allein die Churfürstin blieb auf ihrem Wunsch und die Frau Professorin mußte vor ihr erscheinen. Um aber den Schwank vollständiger zu machen, sagte Taubmann zu seiner Frau, als sie in Dresden angekommen war, sie solle sich durchaus nicht einschüchtern lassen, die Churfürstin sei eine äußerst liebenswürdige Dame, nur habe sie das Unglück beinahe vollständig taub zu sein, man müßte daher sehr laut mit ihr sprechen. Die Frau Professorin ward vorgelassen: und bald darauf ging es an ein fürchterliches Schreien, weil jeder Theil vom andern glaubte, er sei taub. Dieser sinnreiche Schwank gefiel nicht nur dem Churfürsten ausnehmend gut, sondern auch die Churfürstin ergötzte sich so sehr daran, daß sie vor Lachen sich ins Bett legen mußte.

Gemeinnütziges.

† (Schutzmittel gegen Motten.) Nach Mittheilung des Wagencontroleurs Pfleiderer in Carlsruhe sind Polster auf Jahre gegen Mottenfraß zu schützen, wenn man dem Polsterungsstoff (Roßhaar, Seegras u. s. w.) frisch aufgeblühten Hanf zusetzt und zwar nur einen Stengel zu jedem Polster. Zu diesem Behufe wird der Hanf mit Blättern und Blüthen Anfangs Juli ausgerupft und im Schatten rasch getrocknet.

Verantwortlicher Redakteur C. Liebmann. Druck und Verlag von Ph. Mohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 45. Kaiserslautern, 4. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von **Ed. Wagner.**

(11. Fortsetzung.)

Das Zimmer war klein und fast viereckig. Dem Kamin gegenüber, in welchem ein helles Feuer brannte, stand das Schreibpult; in der einen Ecke befand sich ein großer, feuerfester Geldschrank und zur weiteren Ausstattung des Zimmers diente ein Bücherschrank, ein ledernes Canapee und zwei Stühle.

Mr. Scharp ging auf den Fußspitzen leise nach der Stubenthür, um hinauszusehen. Draußen war Alles still und auf dem Hausflur Niemand sichtbar. Nun hatte er die Gewißheit, daß er nicht beobachtet werde.

Geräuschlos machte er die Thür wieder zu und begab sich an's Pult, dessen Deckel er aufhob. In demselben lagen eine Menge Schreibmaterialien, mehrere Briefe und einige Haupt- und andere Geschäftsbücher. Er schlug eins der Bücher auf und blätterte darin herum.

„Sir Archy Wilchester, Debitor," las er, „Debitor, Debitor, Debitor, überall Debitor," murmelte er, indem er weiter blätterte. „In meinen Mußestunden will ich mir dies einmal genauer ansehen. Und hier sind größere Summen als ausgeglichen aufgeführt. Wie hohe Zinsen mögen wohl dafür gefordert werden? Wahrscheinlich Wucherzinsen. — Hier in diesem Buche scheinen die Verluste verzeichnet zu sein, welche verschiedene Spekulationen herbeigeführt haben. Auch dieses will ich bei Gelegenheit näher in Augenschein nehmen. Aber wie mag es doch zugehen, daß all' diese Bücher nicht in dem eisernen Schrank verwahrt sind? Was ist denn darin?"

Er sah noch einmal durch's Fenster und aus der Thür, dann näherte er sich dem Schranke.

Einige Sekunden stand er unschlüssig da, als ob er eine innere Mahnung bekämpfte, dann zog er ein Stück Wachs aus seiner Tasche hervor und machte damit vorsichtig einen Abdruck von dem Schloß des Schrankes.

„Es ist kein Combinationsschloß," murmelte er. „Dazu werde ich wohl einen Schlüssel bekommen, und wenn dies nicht sein sollte, dann muß ich sehen, ob ich mir Hadd's verschaffen kann."

Scharp legte das Wachs in ein kleines, hölzernes Kästchen, das er aus der Brusttasche zog und dann sogleich wieder in derselben verbarg. Kaum war dies geschehen, als er draußen leise Tritte hörte. Er hatte noch eben so viel Zeit, sein Pult zu erreichen, ehe die Thür geöffnet wurde, und die Haushälterin, eine rothängige, unheimlich aussehende Person, den Kopf neugierig hereinstreckte und einen mißtrauischen Blick auf den Secretair warf.

Mr. Scharp that, als wäre er in's Schreiben vertieft und als ob er nichts gehört hätte.

„Ah!" sagte die Haushälterin in einem Tone, der ihr Nichtwissen von der Anwesenheit des Secretairs anzeigen sollte, während ihr Gesicht den Ausdruck der vollsten Zufriedenheit annahm; „ich bitte um Entschuldigung Sir."

Bei diesen Worten machte sie die Thür wieder zu und entfernte sich ebenso leise, wie sie gekommen war.

„Haha!" murmelte Scharp, als er wieder allein war, indem seine scharfen Augen hinter der Brille funkelten. „Ich werde also bewacht. Mr. Hadd will mich erst auf die Probe stellen, ehe er mir sein volles Vertrauen schenkt. Ich bin sehr verbindlich für diesen Wink; in Zukunft werde ich doppelt auf meiner Hut sein."

IX.

Die erste Begegnung.

Am Morgen nach der Arbeit im Grauen Thurm — dem Morgen, an welchem des Administrators Secretair, Mr. Scharp, angekommen und in seine neue Stelle eingetreten war — sehen wir Rosamunde zur gewöhnlichen Stunde im behaglichen Frühstückszimmer. Ein Holzfeuer brannte lustig im Kamin und eine Vase mit frischen Blumen aus dem Gewächshause stand in der Mitte auf dem Tische. Sir Archy's Morgenzeitung lag auf einem Stuhle am Kamin, nur der Baron selbst fehlte noch.

Rosamunde trat an's Fenster und schaute in den Garten, wo der scharfe Wind das Laub unaufhörlich durcheinander wirbelte und einen feinen nebelartigen Regen gegen die Fenster trieb. Es war einer jener Tage an denen selbst die heitersten Menschen nicht selten in eine trübe Stimmung fallen. Auch Rosamunde fühlte heute den traurigen Einfluß des Wetters, welchen sie jedoch mit solchem Erfolg bekämpfte, daß sie, als einen Augenblick später ihr Vater eintrat, ihm mit einem fröhlich strahlenden Gesicht entgegeneilte.

Sir Archy sah bleich und abgespannt aus und seine Augen verriethen eine schlaflos verbrachte Nacht. Seine Tochter grüßte ihn lächelnd und führte ihn, indem sie ihren Arm in den seinigen legte, nach seinem Platze am Tische.

„Du siehst so heiter aus, wie immer, seufzte der Baronet, indem er gedankenvoll in das liebliche, kindliche Gesicht Rosamunden's blickte.

„Und warum sollte ich das nicht, Papa?" fragte

Digitized by Google

das Mädchen lächelnd, sich dem Vater gegenübersetzend. „Wer weiß was sich in drei Monaten ereignen wird! Laß' uns das Beste hoffen, lieber Papa."

Trotz seiner inneren Verzweiflung beruhte sich Sir Archy, um Rosamunden's willen sich einen Schein von Munterkeit zu geben.

„Ich habe unser Unglück schon länger geahnt, Papa," fuhr Rosamunde fort, „und schrieb auch vor einiger Zeit an meinen Bruder Markus in Indien, daß ich seinen früheren Verdacht gegen Hadd jetzt vollkommen theile. Wie, wenn Markus in Indien Glück gehabt hätte — und Viele erwerben sich dort Vermögen, das weißt Du ja — und nun hierher käme, um uns aus unserer Noth zu befreien? Das klingt allerdings etwas märchenhaft, nicht wahr?"

„Nur zu märchenhaft und wird wohl nie zur Wahrheit werden," sagte Sir Archy mit bitterem Lächeln.

Rosamunde setzte ihre Bemühungen, ihren Vater aufzuheitern, unablässig fort. Nach dem Frühstück drängte sie ihn die Bücher des Administrators holen zu lassen und dieselben gehörig zu prüfen.

„Es ist überflüssig, Theuerste," sagte Sir Archy hoffnungslos. „Ich habe die Bücher schon mehrmals durchgesehen: es ist Alles in Ordnung, so viel ich gefunden habe. Ich bin freilich auch nicht sehr bewandert in Geschäftsangelegenheiten."

„Ich glaube, ich würde es sein," erklärte das junge Mädchen. „Bitte, laß' die Bücher holen und laß' mich sie durchsehen, Papa."

Sir Archy versprach endlich, es zu thun, und in demselben Augenblick trat der alte Kellermeister mit einem Auftrag an Rosamunde ein.

„Entschuldigen Sie, Miß Rosamunde," sagte er, sich verbeugend. „Die Krankheit der alten Wittwe Harley ist in letzter Nacht schlimmer geworden, und die arme Frau schickt ihren Sohn mit der Bitte, Sie möchten doch noch einmal zu ihr kommen, denn sie glaubt, Miß Rosamunde, Ihr Anblick würde ihre Schmerzen lindern."

Rosamunde sah ihren Vater fragend an und erwartete dessen Entscheidung.

Sir Archy blickte durch das Fenster und sagte dann: „Das Wetter ist kaum geeignet zum Ausgehen für ein Mädchen, Rosamunde."

„Ach, ich kümmere mich nicht um das Wetter, Papa," versetzte Rosamunde, da sie ihren Vater unschlüssig sah. „Der Gang, wird mir gut thun und ich werde bald wieder hier sein. Du wirst mich ja nicht vermissen, Papa?"

Sir Archy verneinte dies, worauf Rosamunde, nachdem sie dem Sohn der Wittwe eine Antwort hatte zukommen lassen, auf ihr Zimmer ging, um sich für den Weg auszustatten.

Ihr zierlicher Morgenanzug war bald mit einem kurzen Kleide von granem, wasserdichten Stoff vertauscht, und ihre mit hübschen Rosetten besetzten Pantoffeln mußten starken Stiefeln weichen. Ein vollständig kleiner, runder Hut mit einem braunen Schleier machten ihren Anzug vollständig. So gekleidet und ausgerüstet mit einem Körbchen, in welchem sie allerlei Erfrischungen für die Kranke hatte, verließ Rosamunde das Haus.

Die Wohnung der Wittwe Harley lag jenseits des Dorfes Wilchester. Die Straße dorthin und nach dem Dorfe führte an Hadd's Wohnung vorbei, jedoch ging noch ein Fußweg quer über's Feld, welcher den Weg bedeutend abkürzte.

Rosamunde wählte die letztere Route, eilte über Felder und Wiesen ihrem Ziele zu und erreichte auch bald das kleine, mit Stroh gedeckte Häuschen der Wittwe Harley.

Sie verweilte ungefähr eine Stunde bei der Kranken und ging dann langsam auf dem Hauptwege nach dem Schloß zurück.

Der Wind war unterdeß heftiger geworden, weßhalb Rosamunde ihren Mantel fester um sich zog und muthig vorwärts schritt, indem ihre Gedanken sich theils mit der eben verlassenen Scene, theils mit ihrem Vater beschäftigten.

Sie erreichte den Hügel, passirte Hadd's Haus, ohne dasselbe jedoch anzusehen und setzte ununterbrochen ihren Weg nach dem Schlosse fort, welches schon in der Ferne sichtbar war.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen dem Schlosse und des Administrators-Wohnung war die Straße von einem kleinen, reißenden Fluß durchschnitten, über welchen eine Brücke mit steinerner Brustwehr führte. Ihr Blick haftete auf dem Schloß. In diesem Augenblick, da die Natur ihre unfreundliche Seite zeigte und der Wind mit wilder Heftigkeit das falbe Laub von den Bäumen jagte, schien dem jungen Mädchen das massive Schloß mit seinen hohen Schornsteinen, denen dicke Rauchsäulen entstiegen, der angenehmste Platz auf der ganzen weiten Erde. Bis jetzt hatte Rosamunde noch nicht daran gedacht, wie es sie schmerzen würde, den Ort ihrer Geburt und ihrer Ahnen zu verlassen.

„Ich wundere mich nicht, daß bei dem Gedanken, das alte, thurre Haus verlassen zu müssen, dem Vater beinahe das Herz bricht," murmelte sie halblaut. „Und was wird mein Bruder Markus sagen, wenn er hört, daß unser Besitz in die Hände Hadd's übergegangen ist? O, es ist hart, es ist sehr bitter!"

Sie seufzte und murmelte schluchzend weiter: „Und ich kann meinen Vater schützen vor der Qual, sein angestammtes Besitzthum zu verlassen — ich! Aber um welchen Preis! Ich muß all' meine süßen, sinnlichen Träume aufgeben," und ihre Wangen errötheten, „und die Frau Jason Hadd's werden. Dies Opfer würde für mich schlimmer sein, als der Tod, wenn er der Mann ist, der er vor fünf Jahren zu werden versprach, daß er sich geändert, denn die Studien und das Reisen im Auslande können ihn besser und edler gemacht haben. Ich will ihn nicht verdammen, noch ehe ich ihn gesehen habe."

Sie lehnte sich über die Brustwehr und sah in den

Digitized by Google

angeschwollenen Fluß und Thränen machten ihrem bedrückten Herzen Luft.

Plötzlich wa de die Stille durch herannahende Tritte unterbrochen. Es war Jason Hadd, der im Begriff war, nach dem Schloß zu gehen. Er war fein nach der neuesten Mode gekleidet und sah so kühn aus, als wollte er Rosamunde's Herz im Sturm einnehmen.

Rosamunde sah sich nicht um, sondern drückte sich fester an die Brückenmauer, um ihr Gesicht den Blicken des Herankommenden möglichst zu entziehen. Aber gerade dadurch lenkte sie die Aufmerksamkeit Jason Hadd's um so mehr auf sich. Er betrachtete mit Kennermiene die schlanke Gestalt, den zierlichen Kopf und die kleinen, mit Handschuhen bekleideten Hände des Mädchens.

„Eine ländliche Schönheit — ich will einen Souverain darauf setzen!" murmelte er vor sich hin, indem er stehen blieb. „Beim Himmel sie macht sich wie eine Prinzessin! — Nach ihrem Anzug zu urtheilen, muß sie ein Stubenmädchen oder eine Farmers Tochter sein. Ich bin gewiß, kein Mann von meiner Bildung hat je mit ihr gesprochen, und sie wird sich geschmeichelt fühlen, wenn ich mich mit ihr einlasse."

Er näherte sich dem Mädchen und sagte, indem er in höflichster Weise seinen Hut zog:

„Guten Morgen, mein Fräulein! können Sie mir wohl sagen, wie das Gebäude da vor uns heißt?"

Rosamunde stutzte und erhob ihr Haupt.

„Es ist Wilchester Towers, Sir," entgegnete sie schlicht und kalt, sich zugleich wieder von dem Fragenden abwendend.

„Warten Sie noch einen Augenblick," sagte Jason und hielt das Mädchen beim Mantel zurück. „Ihre Stimme klingt ja wie die herrlichste Musik, und ich bin fest überzeugt, daß Ihr Gesicht in Hinsicht auf die Schönheit zu derselben paßt. Können Sie mir einen Blick in Ihre Augen, meine Schöne, denn ich versichere Sie, daß ich kein schlechter Beurtheiler bin und —"

„Sir!" unterbrach ihn Rosamunde heftig, sich von ihm losreißend, und in ihrer Stimme und Haltung lag etwas so Gebieterisches und Stolzes, daß jeder weniger verwegene Beleidiger respectvoll den Rückzug würde angetreten haben. Jason Hadd aber schien dies für eine Herausforderung anzusehen, denn er sprang auf Rosamunde zu, riß ihr den Schleier vom Gesicht, und starrte triumphirend auf die edlen Züge, die jetzt Schrecken und höchste Entrüstung ausdrückten.

Einen Augenblick war der junge Hadd wie bezaubert von der seltenen Schönheit, die vor ihm stand, aber bald erglühte sein Gesicht vor heftigem Verlangen; er ergriff ihren Arm, indem er rief:

„Ich muß einen Kuß von diesen süßen Lippen haben! Ach! wie sind Sie reizend, mein kleines Landmädchen! Nur einen Kuß!"

Er neigte seinen Kopf vorwärts, sie zu küssen, aber Rosamunde, auf's Aeußerste entrüstet, schlug ihn mit beiden Händen in's Gesicht und machte die größten Anstrengungen, sich aus seinen Armen zu befreien, wobei sie laut um Hülfe rief.

„Ihr Sträuben nützt nichts, mein hübscher, wilder Vogel," sagte Jason. „Ich will und muß einen Kuß haben!" und dabei versuchte er, sich einen zu rauben.

Aber in demselben Moment näherten sich rasche, feste Tritte und noch ehe sich Jason umsehen konnte, ergriffen ihn ein Paar Hände und warfen ihn über die Brückenmauer in den Fluß.

Dieser Rettungsengel war Hugo Chandos. Er hatte vor etwa zwei Stunden das Wirthshaus verlassen, um seine Nachforschungen in Betreff seiner Abkunft zu beginnen, und war gerade im Begriff, einen Besuch auf Wilchester Towers zu machen, unter dem Vorgeben, dort die Bildergallerie zu besehen. So war er durch Zufall gerade in dem Augenblick an die Brücke gekommen, um Rosamunde aus den Händen Jason Hadd's zu befreien.

„Ich glaube, Miß, der Schurke wird nicht wiederkommen," sagte Hugo ruhig, indem er sich höflich verbeugte. „Sie können jetzt frei Ihren Weg fortsetzen."

Rosamunde sah in's Wasser, aus welchem der durchnäßte Geck wüthend und Rache schwörend auftauchte, und dann schaute sie dankbar in das edle Antlitz ihres Retters.

„Ich danke Ihnen, Sir," sagte sie, „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen."

Und als sie so sprach, begegneten sich die Augen der jungen Leute. Hugo war voller Bewunderung, denn er sagte sich, daß er noch nie zuvor Augen, so unvergleichlich schön, so glühend, von so viel Geist, wie die Rosamunde's gesehen habe. Und das junge Mädchen, erröthend unter seinen Blicken, fühlte sich durch diese Bewunderung angenehm berührt.

In diesem Augenblick entstieg Jason Hadd dem nassen Element, seine Kleider klebten ihm am Körper und das von denselben herabtröpfelnde Wasser bezeichnete die von ihm zurückgelegte Bahn; sein Gesicht war blaß vor Wuth.

„Das wollen wir schon wieder ausgleichen, mein sauberer Bursche!" schrie Jason Hadd, die geballte Faust gegen Hugo erhebend.

„Nur nicht jetzt," erwiderte Hugo mit spöttischem Lächeln; „Sie sehen ja gar zu unglücklich, zu jämmerlich aus. Sie werden mir dagegen erlauben, Ihnen den Rath zu geben, nach Hause zu gehen und andere Kleider anzuziehen, denn sonst möchten Sie sich noch erkälten. Ihrem Wunsche können wir ja zu einer gelegeneren Zeit genügen, denn ich weiß, daß ein Gentleman, der den Muth hat, eine Dame zu beleidigen, denselben auch in anderer Weise nicht angezweifelt lassen darf."

Jason wurde immer gereizter, wagte jedoch nicht, seinen Gegner anzugreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Die hervorragendsten Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, die durch ihr Talent und durch ihre Schönheit zu den höchsten Stufen emporgestiegen, sind folgende: Eleonore Gwynne, die sich vom Orangenmädchen zur Schauspielerin und bis zur 6. Geliebten König Karls II. emporgeschwungen. Sie hat ihm einen Sohn geboren, der 1683, dreizehn Jahre alt, zum Herzog von Saint-Albans erhoben wurde. — Adrienne Lecouvreur, 1690 zu Fismens in der Champagne geboren, war die Geliebte des Marschalls Moritz von Sachsen. Sie verkaufte alle ihre Juwelen, um dessen Schulden zu bezahlen und starb verlassen am 30. März 1730, vergiftet von einer ihrer vielen Nebenbuhlerinnen. — Maria Anne Quinault, Mitglied der Comédie française, wurde die Gemahlin des Herzogs von Nevers. Sie starb 1793 achtundsiebenzig Jahre alt. — Die Mannheimer Schauspielerin Josepha Seyffert war die Geliebte des pfälzischen und nachmaligen bayerischen Kurfürsten Karl Theodor der sie zur Gräfin von Hyrbeck erhob. Karl, der Sohn den sie im Jahre 1769 gebar, ist der Stammvater der Fürsten von Bertzenheim. — Die englische Schauspielerin Elisabeth Farren wurde die rechtmäßige Gemahlin des Grafen von Derby. Sie starb am 23. Mai 1829. — Robyson ward die Gunstdame des Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Georgs IV. von England. Er übersandte ihr sein mit äußerst kostbaren Diamanten eingefaßtes Bildniß mit der Umschrift: „Je ne change qu'en mourant." Dieses Verhältniß dauerte indessen nur ein Jahr, dann erhielt sie den letzten Brief, der mit den Worten schloß: „We must meet no more." Der Prinz gab ihr eine Jahresrente von 500 Pfd. St. — Die irländische Schauspielerin Dora Jordan, die zuerst als Miß Francis auftrat, wurde später beim Drury-Lane Theater die Favoritin des Herzog von Clarence, nachmaligen Königs Wilhelm IV. von England. Zwanzig Jahre lebte sie mit dem Herzog im Schlosse Bushpark bei London und gebar ihm fünf Söhne und fünf Töchter. Im Jahre 1811 trennte er sich von ihr und Mrs. Jordan kehrte zur Bühne zurück und starb 1815 zu Saint Cloud. — Miß Mellow, die, bevor sie den Banquier Couetts heirathete, Schauspielerin bei einer englischen Wandertruppe war, vermählte sich nach dessen Tod und Hinterlassenschaft von 70,000 Pfd. jährlichen Einkommens mit William Aubrey, Herzoge von Saint-Albans, einem Nachkommen der schönen Eleonore Gwynne und des zweiten Karls von England. Sie starb am 14. August 1837, hinterließ ein Vermögen von 1,800,000 Pfd. und setzte Miß Angela Burdett zur Universalerbin ein, um deren Hand sich der Sohn des Herzogs von Norfolk und der gekrönte „Parvenu" Louis Napoleon vergebens bewarben. — Die Weimarische Hofschauspielerin Caroline Jagemann der Liebling des Publikums, war die Geliebte des Großherzogs Karl August der sie zur Frau von Hilgendorf erhob und ihr das Rittergut gleichen Namens zu Füßen legte. — Die Berliner Hofschauspielerin Caroline Bauer ci-devant Gunstdame des Königs Leopold von Belgien war eine Zeit lang Gräfin von Montgomery. — Die Sängerin Henriette Sontag wurde Gräfin Rossi. — Die einst so sehr gefeierte Sängerin Sophie Loewe, eine Wienerin wurde die Gemahlin des Fürsten von Lichtenstein.

Die glänzendste Laufbahn dieser Art hat aber unstreitig die frühere Ballettgarantin der Kopenhagener Hofbühne, die ci-devant Putzmacherin Louise Christine Rasmussen gemacht. Sie war seit 1850 die morganatisch angetraute Gemahlin König Friederich VII. von Dänemark der sie zur Reichsgräfin von Danner erhoben und ihr das berühmte Lustschloß Jägersprüs zum Wittwensitz eingeräumt hat.

* Bauern-Ansicht. (Zwei Bauern im Hoftheater beim Gastspiel eines berühmten Tenoristen): „Du, so ein Sänger muß doch für einen Abend wenigstens seine 2 Gulden kriegen!"

„No, und wenn er's kriegt — so Leut verputzen's ja doch gleich wieder!"

* Die Strafe für Fluchen und für Schwören im Oelstädtchen Corry in Pennsylvanien ist auf vier Dollars festgesetzt worden. Halben Preis für Anfänger in dieser üblen Praxis giebt es nicht.

Gemeinnütziges.

* Ein einfaches Mittel, Silberzeug zu reinigen gibt Dr. Elsner an: Der Zufall führte in meiner Haushaltung zu dem Gebrauch eines äußerst bequemen Putzmittels für Silberzeug, namentlich für silberne Löffel. In Ermangelung andern heißen Wassers wurde das eben von den vorher geschälten und abgekochten Kartoffeln abgegossene Wasser benutzt, um silberne Eß- und Theelöffel zu reinigen, wobei letztere, welche am vorhergehenden Abend zum Essen weicher Eier benutzt und dadurch gelb waren, leicht zwischen den Fingerspitzen mit dem Bodensatze von Kartoffelmehl gerieben wurden. Der Erfolg war überraschend, da die Löffel nicht nur rein, sondern auch blank wurden, wie sie gewöhnlich nur nach Putzen mit dem bekannten Putzpulver werden. Weitere Versuche zeigten, daß auf diese Weise nicht nur alle silbernen Gegenstände zu reinigen sind, auch solche, welche gravirt und ciselirt sind, wobei sich die gewöhnlichen Putzpulver leicht in den Vertiefungen festsetzen, aus denen sie nur durch Bürsten entfernt werden können, sondern daß auch Neusilber und plattirte Waaren großen Glanz dadurch erhalten. Durch längeres Stehen sauer gewordenes Kartoffelwasser kann sogar statt der häufig angewendeten und gefährlichen Schwefelsäure zum Putzen kupferner Kessel und anderer Kupfergegenstände gebraucht werden.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 46. Kaiserslautern, 8. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(12. Fortsetzung.)

Er stand da als Feigling, naß von oben bis unten wie ein begossener Pudel, und maß mit zornigen Blicken seinen Feind welcher die Gesundheit und Kraft selbst war, auf dessen Lippen ein Lächeln von bewußter Macht schwebte und aus dessen Augen der feurige Muth leuchtete.

„Wir werden uns wiedersehen!" rief Jason in drohendem Ton. „Nie und nimmer vergesse ich eine Beleidigung. Wenn wir uns nächstens treffen, können Sie nur testamentiren!"

Mit dieser Drohung wandte er sich um und eilte davon, wodurch sein Besuch auf dem Schlosse natürlich verzögert wurde.

„Sie brauchen jetzt keine Furcht mehr zu haben, Miß," sagte Hugo sanft; „der Bursche wird Sie nicht mehr belästigen. Wenn Sie indeß noch Besorgniß hegen, so will ich mich gern zu ihrer Verfügung stellen und Sie begleiten."

„Ich nehme ihr Anerbieten dankbar an," sagte Rosamunde erröthend. „Ich bin doch etwas aufgeregt durch diesen unerwarteten Anfall. — Ich gehe nach Wilchester Towers."

Hugo betrachtete das junge Mädchen mit steigendem Interesse.

„Gehören Sie dorthin?" fragte er begierig „Sind Sie vielleicht eine Bewohnerin des Schlosses?"

Rosamunde nickte mit einiger Verlegenheit.

„Mein Name ist Chandos," sagte der junge Mann. „Ich bin von Profession Landschaftsmaler und im Begriff, die Bildergallerien in hiesiger Gegend zu besuchen. Gerade bin ich auf dem Wege nach dem Schloß, um mir die Erlaubniß zu erbitten, die dortige Gallerie in Augenschein nehmen zu dürfen. Können Sie mir vielleicht sagen, ob man meinem Wunsche willfahren wird?"

„Ich bin Milchester," sagte sie freundlich. „Sie sind willkommen und können unserer Familiengemälde so viel studiren, als Ihnen beliebt. Alle großen Häuser und Gallerien in der Nachbarschaft stehen an gewissen Tagen für Jedermann offen und der heutige Tag ist ein solcher, wenn ich nicht irre."

Hugo dankte für die Erlaubniß, die ihm so bereitwillig geworden. Aber nun waren die Bilder im Schlosse ihm Nebensache. Er hatte kein Verlangen mehr, eine etwaige Verwandtschaft mit der Familie Wilchester zu erfahren, da diese sich nicht gleich einem Meere zwischen ihn und Wilchester stellen durfte.

So weit war er schon gekommen, daß er liebte; — zum ersten Male in seinem Leben liebte er, ja er liebte ernstlich und mit Heftigkeit.

Bald hatten sie den Schloßgarten erreicht, — für Hugo zu früh, er hätte ihn noch eine Stunde weit gewünscht, und mit stillem Bedauern schritt er an der Seite des jungen Mädchens die Allee entlang nach dem Haupteingang des Schlosses.

Sie ist eine Erbin von Wilchester Towers, dachte der junge Mann mit Bitterkeit, als er das alte, graue Gebäude betrachtete, während ich ein bedeutungsloser Jurist bin, der nicht einmal seine Herkunft kennt.

Rosamunde führte ihn in's Fremdenzimmer und entfernte sich dann, um ihren Vater aufzusuchen.

Sie fand ihn in der Bibliothek. Sein blasses, den Ausdruck von Kummer tragendes Gesicht erheiterte sich beim Eintritt seiner Tochter, auf deren Wangen noch die blühende Farbe prangte, welche der Anblick Hugo's hervorgerufen hatte.

„Papa," sagte sie, indem sie auf den Baron zuschritt, „ich kam von der Wittwe Harley und auf der Chaussee, wo ich einen Augenblick stand und die Landschaft betrachtete, kam ein Mann zu mir, der mich beleidigte."

„Rosamunde!" unterbrach sie der Vater, von seinem Sitz auffahrend.

„Es ist wahr, Papa!" und ihre Augen leuchteten bei der Erinnerung gleich Diamanten, als sie fortfuhr: „Er hielt mich für ein armes, geringes Mädchen, das er ungestraft beleidigen zu können glaubte; er riß mir den Schleier ab und wollte — wollte mich küssen."

„Der Grobian!" rief der Baronet mit flammendem Gesicht. „Der ungeschliffene Mensch! Du mußt nicht wieder allein ausgehen, Rosamunde. —Küßte der Mann Dich nicht?"

„O, nein, nein, gewiß nicht, Papa!" jubelte Rosamunde. „Ein junger Herr kam gerade in dem Moment heran und rettete mich aus den Armen des Angreifers, den er faßte und über die Brückenlehne in's Wasser warf."

„Wer war dieser junge Herr, und wo ist er?" fragte Sir Archy.

„Er ist ein Maler und sein Name ist Chandos," antwortete Rosamunde. „Er war auf dem Wege hierher, um sich Erlaubniß zu erbitten, unsere Bildergallerie zu besehen und ist jetzt im Fremdenzimmer."

„Ich will sofort zu ihm gehen und ihm meinen Dank aussprechen für den Dienst, den er Dir erwiesen,"

Digitized by Google

sagte Sir Archy. „Gehe Du in Dein Zimmer und wechsle Deine Kleider, meine Liebe, denn es ist möglich, daß der junge Hadd noch diesen Vormittag kommt, da der Zug, mit welchem er eintreffen sollte, bereits hier ist. Es wird gerathen sein, daß wir ihn mit aller Höflichkeit behandeln, selbst wenn er Dir nicht gefällt.

Er zog seine Tochter an seine Seite und küßte sie zärtlich, freilich nicht ohne Kummer. Dann entließ er sie nach ihren Zimmern, während er selbst Hugo Chandos aufsuchte.

Der Eindruck, den der Baronet und der hübsche, junge Maler aufeinander machten, war auf beiden Seiten im höchsten Grade günstig. Sir Archy dankte Hugo mit warmen Worten für den Rosamunden erzeigten Dienst und der junge Mann wies bescheiden jedes besondere Verdienst zurück, indem er erklärte, daß er dasselbe auch für jedes andere Mädchen unter ähnlichen Umständen gethan haben würde.

„Wie ich vermuthe, kennen Sie den Namen des Mannes nicht, der Miß Wilchester beleidigte?“ fragte Sir Archy.

„Ich kenne ihn nicht, Sir,“ entgegnete Hugo. „Ich bin fremd in Wilchester; ich bin aus London.“

Auf Anregung des Baronets erzählte Hugo einiges aus seiner Studirzeit, und es stellte sich hierbei heraus, daß mehrere seiner Freunde und Bekannten Sir Archy entweder persönlich oder dem Namen nach bekannt waren, und dieser Zufall steigerte die freundschaftliche Hinneigung des Baronets zu Hugo.

„Meine Tochter sagte mir, daß Sie unsere Bildergallerie zu sehen wünschten,“ sagte endlich der Baronet. „Ich will sie Ihnen selbst zeigen, wenn Sie mitkommen wollen.“

Hugo stand auf und der Baronet führte ihn die Treppe hinauf in eine große, dunkle Gallerie, deren Wände mit drei Reihen Bilder behängt waren, von denen die eine Reihe eine vollständige Sammlung von Familienportraits repräsentirte.

Noch ehe Hugo die Hälfte der Bilder von den verstorbenen Wilchesters gepruft hatte, hielt er sich überzeugt daß er von dieser Familie nicht abstamme, denn er fand auch nicht einen Zug in den Gesichtern der Gemälde, den er mit ihnen gemein hatte.

Als Sachkundiger kritisirte er die verschiedenen Bilder, und der Baronet war so überrascht von dem so treffenden Urtheil Hugo's, daß er sich sagen mußte, selten einen so gebildeten und zugleich angenehmen jungen Mann getroffen zu haben, wie seinen heutigen Gast.

Sie verweilten bei den Bildern, bis Sir Archy zum Frühstück gerufen wurde. Der Baronet lud den jungen Maler ein, mit an demselben Theil zu nehmen, welche Einladung Hugo mit Freuden acceptirte.

Im Speisezimmer trafen sie Rosamunde, welche jetzt in einem seidenen Kleide von dunkler Weinfarbe, um Hals- und Handgelenke mit schneeweißen, kostbaren Spitzen geschmückt, erschien; sie gewährte einen bezaubernden Anblick. Ihre Ueberraschung, Hugo mit ihrem Vater eintreten zu sehen, verdunkelte die rosige Farbe auf ihren Wangen und verlieh ihren Augen einen seltsamen Glanz.

Während des Frühstücks zeugte sich Hugo so unterhaltend und liebenswürdig, daß sowohl Vater als Tochter die düsteren Wolken, welche über ihnen schwebten, vergaßen und voll harmloser Fröhlichkeit waren.

Bald nach dem Mahle verabschiedete sich Hugo, wobei ihn Sir Archy einlud, wiederzukommen, da ihm seine Bildergallerie zu jeder Zeit offen stehe.

„Wir werden sie nicht lange mehr zu zeigen haben,“ sagte der Baronet betrübt zu seiner Tochter, als sie allein waren. „Mir gefällt der junge Mann, Rosamunde; er erinnert mich an Jemanden, den ich vor Jahren gekannt habe, aber ich weiß im Augenblick nicht, an wen. Ah, ich hab's! Er ist das frappanteste Ebenbild Lord Paget Evremond's, des ältesten Sohnes des Grafen Berwick, welcher in frühester Jugend starb — der arme Bursche! Und dieser junge Mann gleicht ihm so wunderbar. Das ist seltsam!

„Ja, es ist seltsam,“ versetzte Rosamunde abwesend.

„Ich wollte, er wäre Jason Hadd gewesen,“ seufzte Sir Archy, „oder ich wollte nur, Jason Hadd wäre ihm ähnlich, denn dann würde sich gewiß meine Abneigung gegen Deine Verheirathung mit ihm legen.“

Der Schall der Hausthürglocke unterbrach das Gespräch und Sir Archy sowohl, als Rosamunde, fuhr unwillkürlich zusammen.

„Es muß der junge Hadd sein,“ sagte der Baronet erregt.

Bald darauf brachte ein Diener die Nachricht: „Mr. Hadd und Mr. Jason Hadd sind im Empfangszimmer und wünschen Miß Rosamunde und Sir Archy zu sprechen.“

„Gut!“ sagte Sir Archy. Wir werden sogleich kommen.“

„Als der Diener sie wieder verlassen hatte, zog der Baronet seine Tochter an sein Herz, strich nachdenklich ihr Haar und küßte ihre Stirn, wobei mehr als eine Thräne die glänzenden Locken des jungen Mädchens benetzten.

„Wir müssen wohl hingehen und die Hadd's begrüßen, Rosamunde,“ sagte der Vater endlich halb verzweifelt.

„Der junge Mann kann sich ja vielleicht als Gentleman zeigen,“ tröstete Rosamunde mit bebender Stimme. „Wir wollen ihn nicht verdammen, ehe wir ihn gesehen haben.“

Sie machte sich aus ihres Vaters Umarmung los und warf einen Blick in den Spiegel. Ihre Toilette war tadellos; von den glänzenden Locken, die auf ihre Schultern herabfielen, bis zu dem kostbaren Kleid und den Edelsteinen, die wie glühende Kohlen an ihrem Halse leuchteten, war Alles reizend.

„Komm', Papa,“ sagte Rosamunde, indem sie mit blassem, aber muthigem Antlitz zu Sir Archy aufblickte. Wir können die Begegnung nicht länger aufschieben, und je eher wir sie überstanden haben, desto besser ist es!“

Digitized by Google

Sie legte ihren Arm in den des Baronet, und so gingen Beide, wenn auch nicht ohne ein nicht zu verbannendes, ängstliches Gefühl, so doch mit äußerlicher Ruhe und Selbstbeherrschung zu ihrem Besuch.

X.

Ein schlechter Anfang.

Mr. Hadd und dessen Sohn, welche in das vorerwähnte Zimmer im Schlosse geführt worden waren, sahen sich mit dem Gefühl als demnächstige Besitzer des Hauses in demselben um. Keiner von ihnen war bis dahin als Gast im Fremdenzimmer gewesen, jetzt aber war das Verhältniß zwischen dem Administrator und Sir Archy ein anderes geworden, und so betrachteten sie ihr gegenwärtiges Hiersein als einen gewissen Triumph.

Der Administrator setzte sich in einen Lehnstuhl und legte seinen Kopf zurück auf das weiche Kissen, während sein Gesicht im höchsten Grade den Ausdruck der Behaglichkeit und Zufriedenheit annahm. Er ahnte den Streich nicht, den sein Sohn am Morgen gespielt hatte, denn Jason hatte ihm einfach erzählt, daß er in's Wasser gefallen sei, — ein Unfall, welchen, obgleich er etwas ungewöhnlich, der alte Mann doch nicht bezweifelt hatte.

Jason, welcher sich in der elitesten Weise wieder herausgeputzt hatte, ging sorglos lächelnd im Zimmer auf und ab. Er war ja gekommen um seines Vaters Wunsch zu befriedigen und das Herz Rosamunde's zu erobern und hatte nicht die leiseste Ahnung, daß er Rosamunde nach seiner Zurückkunft bereits gesehen hatte.

„Nun was meinst Du dazu?“ fragte der Administrator zufrieden, nachdem er eine Weile mit halbgeöffneten Augen zugesehen, wie sein Sohn die Verzierungen, wie überhaupt die ganze Ausstattung des Zimmers betrachtete. „Ein niedliches Nest, nicht? Kein schlechter Schritt von des Administrators Haus in dieses? Wie?

„Gewiß nicht!“ versetzte Jason mit unterdrücktem Lachen. „Ich habe besonderen Geschmack für Luxus und dieses hier ist in der That der Platz, wo ich denselben befriedigen kann. Wie reich müssen diese Wilchesters gewesen sein!“

„Und wie arm sind sie und werden sie sein!“ rief der Administrator, und das heimtückische Lächeln, das seinen Mund verzog, verrieth seine innere Freude. „Du bist die einzige Stütze, an die sie sich bei ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen noch halten können. Thue Dein Bestes, um einen günstigen Eindruck auf das Mädchen zu machen. Rosamunde ist so stolz wie eine Königin, aber dennoch werde ich ihr Herz bewegen durch ihren Vater, wenn es Dir nicht gelingen sollte ihre Zuneigung zu gewinnen. Biete also alles Mögliche auf, Dich beliebt zu machen.“

„Sei nur nicht um mich besorgt,“ entgegnete Jason zuversichtlich; „ich kenne die Mädchen durch und durch — ich habe sie studirt. Ein wenig Schmeichelei, einige liebevolle Blicke, ein paar Seufzer — damit ist's fertig. Jedoch hängt immer von dem ersten Eindruck, den man macht, sehr viel ab. Es sollte mir lieb sein, wenn Du beobachten wolltest, mit welchem Blick Miß Wilchester beim Eintritt mich betrachten wird.

„Jedenfalls wird sie nicht für Dich eingenommen sein, Jason, aber ich vertraue auf Deine Gestalt, auf Dein ganzes Aussehen, dieses wird wohl ihr Vorurtheil gegen Dich beseitigen,“ bemerkte der Administrator. „Sie wird übrigens Deine Frau werden, mag sie wollen oder nicht; aber wenn sie Dich gutwillig heirathet, ist's für beide Theile um so besser. — Horch', sie kommen!“

In diesem Augenblick hörte man sich nähernde Tritte auf dem Corridor.

Jason eilte schnell an's Fenster und gab sich den Anschein, als sei er in den Anblick des Parkes vertieft.

Der Administrator dagegen wiegte sich im Gefühl seiner Bedeutsamkeit auf dem Stuhl.

Kaum hatten Beide ihre Stellungen eingenommen, als auch schon die Thür geöffnet wurde und der Baronet und seine Tochter eintraten.

Der Administrator stand auf, um mit einem Anstrich von Würde seinen Sohn einzuführen.

„Sir Archy, Miß Rosamunde,“ sagte er mit einer steifen Verbeugung und einer entsprechenden Bewegung seiner rechten Hand. „Sie werden mir erlauben, Ihnen hiermit meinen Sohn vorzustellen.“

Jason trat unbefangen und mit freundlichem Gesicht näher.

„Ich bin glücklich, Sie wiederzusehen, Sir Archy!“ sagte er. „Miß Rosamunde,“ dies ist der schönste Augenblick meines ganzen Lebens. — Ah!“

Dieser letzte Ausruf, den er rasch und mit gedämpfter Stimme ausstieß, war der einer ungekünstelten Bestürzung.

Rosamunde, welche seine Stimme erkannt hatte, war hinter ihrem Vater hervorgetreten, so daß das volle Licht, welches durch die großen Fenster nun auf sie fiel, sie in ihrer ganzen Schönheit erscheinen ließ, und der junge Mann erkannte in ihr sofort die junge Heldin des ihm am Morgen begegneten Ereignisses — die junge Dame welcher er auf der Brücke Beleidigungen zugefügt hatte, und die Zeuge gewesen war von der unmittelbar darauf empfangenen erniedrigenden Strafe.

Rosamunde betrachtete ihn mit verächtlichem Lächeln, wobei Jason unwillkürlich ein paar Schritte zurücktrat. Seine ausgestreckte Hand senkte sich unbewußt und sein Gesicht erblaßte.

Des Administrators Blick schweifte verwundert von Einem zum Andern. Er hatte nicht bemerkt, daß Rosamunde seines Sohnes-Gruß erwidert hätte, und ihr eigenthümliches Lächeln konnte er als einen solchen auch nicht ausdeuten; daher wurde er ärgerlich, denn er hielt dies für eine Beleidigung sowohl für ihn, als für seinen Sohn.

„Haben Sie gehört, Miß Rosamunde?“ sagte er drohend. „Dieser junge Herr ist mein Sohn, Mr. Jason Hadd.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Chinesische Leckerbissen.— In San Francisco zahlen Restaurationen 75 Cents für einen wohlgenährten Hund.

* Die Zeit der sauren Gurken ist doch noch nicht da und doch kommt von zwei Seiten, aus Illinois vom schönen Peoria Ste und aus dem fernen Goldland Californien die Nachricht, daß man versteinerte Schinken tief unter der Erde gefunden hat — ein Beweis, daß der Urmensch wahrscheinlich aus Westphalen abstammt und auf seinen Reisen Schinken als Lebensmittel mitzuführen pflegte.

* Der letzte Hohenstaufe. Am 18. v. wurde ein auf der Burgruine Wolfstein bei Landshut in Bayern zum Gedächtniß an die Geburtsstätte Konradins des letzten Hohenstaufen, von historischen Verein für Niederbayern errichtete Gedenktafel enthüllt, welche die Inschrift trägt: „Hier stand die Burg Wolfstein, Geburtsstätte Konradins des letzten Hohenstaufen. geb. 25. März 1252 gest. zu Neapel 29. Oktober 1268. Errichtet vom historischen Verein für Niederbayern."

* Ein Amerikaner der Pompeji besuchte, wunderte sich beinah an jedem Hause „Salve" (Sei gegrüßt) angeschrieben zu sehen, und meinte, die alten Römer müßten eine Unmasse von Apotheken gehabt haben.

* Der in Java erscheinende „Jaspar Republican" erzählt folgende Geschichte. „Seit einiger Zeit hatte eine Schaar Musquetes-Indianer ein Lager in dem nordwestlichen Colfax gelegenen Walde aufgeschlagen, wo sie sich ruhig verhielten und mit Jagen und mit Fischen 2c. beschäftigten. Vor kurzem erhielten sie ihre Jagdgelder wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, sich geistige Getränke zu verschaffen. Einer der Indianer ermordete in berauschtem Zustande sein Weib; seine Stammgenossen richteten ihn und verurtheilten ihn zum schlaflosen Hungertod. Er wurde demgemäß auf einem Holzblock so festgeschnallt, daß die einzige Erleichterung, die er sich in seiner Lage verschaffen konnte, darin bestand, daß er seinen Kopf von einer auf die andere Seite legen, seine Augen wenden und die Zunge bewegen konnte. Man reichte ihm weder Speise noch Trank, noch wurde ihm gestattet, zu schlafen. Unter beständiger Bewachung wurde das Urtheil vollstreckt, bis der Indianer starb. Mit charakteristischer Ruhe ertrug er die Qualen der Situation und gab nach achttägiger Tortur unter fürchterlichem Leiden seinen Geist auf."

* (Eine recht lustige Komödie) spielte sich am Himmelfahrtstage in Lichtenberg bei Berlin ab. Auf einer dort improvisirten Bühne producirte sich ein Tanzbär, der unter lebhaftem Applaus aller Umstehenden und unter Drehorgelmusikbegleitung und obligaten Peitschenhieben eines italienischen Impressario allerhand possirliche Kunststückchen ausführte. Plötzlich stellte jedoch dieser recht zottig aussehende Thierkünstler die Arbeit ein, rief in echtem Berlinisch aus: „Det paßt mir nich mehr, nu hört der Zauber uff." Und mit einem mächtigen Sprung war der Herr Tanzbär hinter den Coulissen verschwunden. Die „wilde Bestie" erschien wenige Minuten darauf wieder vor den Lampen und producirte sich nun als richtiges berliner Kind, welches erklärte, daß es das Engagement als Tanzbär aufgegeben habe, weil ihm der Herr Director für die winzige Gage allzu sehr mit der Peitsche zugesetzt habe. Der nunmehr entpuppte Thierkünstler erregte durch diese Aufklärung allgemeine Heiterkeit, und der Herr Impressario zog tief beschämt mit seiner Leier und Peitsche von dannen.

* In einer lustigen Gesellschaft wollte ein Witzling einen Schwaben necken und fragte ihn:

Hören Sie ist es wahr, daß die Schwaben erst gescheit werden, wenn sie 40 Jahre alt sind?

Jo, bös isch wohr, erwiderte der biedere Schwabe, und hent se blos en Augenblick Zeit, um zuz'greifa. Verfäumt se aber's Minütle, so bleibet se so dumm, wie die andere Leut sind.

* In einem Gasthaus in Chicago standen die Aufwärterinnen aus, weil der Wirth ihnen verboten hatte, länger mit einem Gast zu sprechen, als nöthig sei, um dessen Auftrag zu empfangen — Die Redefreiheit des schönen Geschlechtes zu beschränken ist in der That ein verwegenes Unternehmen.

Gemeinnütziges.

* (Der sogenannte Wurm am Finger.) Viele von euch bekommen das Jahr hindurch einen bösen Finger, besonders Dienstmägde, den sogenannten Wurm am Finger; wochenweis sieht man auch solche mit unförmlichen Verbänden und Tüchern umwickelte Finger herumtragen, bald bei dem, bald bei einem andern Pfuscher, bei den sogenannten Wurmtödtern herumfahren. Dadurch kommt es, daß ihr erstens ungemein lang und viel Schmerzen ausstehen müßt, zweitens viele Wochen, selbst Monate lang keine Arbeit verrichten könnt, und drittens nach Wochen langer Leiden bei diesen Heilkünstlern meist ein Glied des Fingers durch Eiterung verliert und einen steifen zeitlebens unbrauchbaren Finger davon tragen. Ja man mußte schon einen solchen vernachlässigten Finger gar abnehmen, um weiteren Zerstörungen der Hand vorzubeugen.

Das Leiden, das ihr an euerm Finger habt, ist aber kein Wurm, der getödtet werden kann, laßt euch doch nicht so an der Nase herumführen von diesen Sprechern, sondern es besteht in einer Entzündung und Eiterung des Fingers, die bald nur oberflächlich, bald tiefer geht und darnach kürzere oder längere Zeit dauert und richtig behandelt (erweichende Breiumschläge und baldige Eröffnung) in der Hälfte Zeit heilt und dann nie Nachtheil für den Gebrauch des Gliedes zurücklässt. Der Eiter ist es, das ist der Wurm, der zuletzt selbst den Knochen zerstört, und der soll frühzeitig heraus, ehe er eine so tiefe Zerstörung bewirken kann.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 47. Kaiserslautern, 11. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von Ed. Wagner.

(13. Fortsetzung.)

„Ich habe gehört, Mr. Hadd," entgegnete Rosamunde ruhig, indem sie einen höhnischen Blick auf den Administrator warf, „Ihr Herr Sohn und ich haben uns bereits gesehen."

Der Administrator war erstaunt über diese Antwort und auch Sir Archy, welcher sich bis dahin ruhig verhalten hatte, verrieth seine Ueberraschung bei dieser Erklärung.

„Sie haben Jason nach seiner Rückkehr gesehen?" rief der Administrator. „Das ist unmöglich, denn er ist gestern Abend erst angekommen. Was meinen Sie also damit, Miß Rosamunde? Bitte erklären Sie sich deutlicher."

„Ich verweise Sie an Ihren Herrn Sohn selbst," sagte das Mädchen gelassen.

Sir Archy und Mr. Hadd sahen fragend auf Jason, welcher, roth und blaß werdend und bestürzt von der ungünstigen Wendung der Begebenheit, lieber wünschte, daß sich in diesem kritischen Augenblick der Boden unter seinen Füßen aufthun und ihn verschlingen möchte.

„Sprich', Jason!" rief der Administrator ungeduldig. „Was bedeutet das?"

„Das bedeutet," stammelte Jason, verwirrt von des Mädchens ruhigem, festem Blick, daß ich heute Morgen als ich auf dem Wege nach dem Schloß war, Miß Rosamunde begegnet bin. Ich — ich — in der That, ich war in einem kleinen Irrthum, das ist Alles!"

„Ja das ist Alles!" sagte Rosamunde sarkastisch. „Mr. Jason Hadd war in einem „kleinen Irrthum." Er hielt mich für ein armes, unbeschütztes Mädchen und machte einen feigen Angriff auf mich. Das ist Alles!"

Jason stand da wie vom Schlage getroffen. Seines Vaters Zorn, Rosamunde's ruhige Verachtung, Sir Archy's Unwille — dies zusammen verwandelte seinen gehofften Triumph in eine tiefe Erniedrigung.

„Also es war der Sohn meines Administrators, welcher diesen Morgen meiner Tochter den Schleier vom Gesicht gerissen, der sie insultirt hat, indem er trotz ihres Widerstrebens versuchte, sie zu küssen?" rief Sir Archy mit einem Blick voller Abscheu auf den jungen Hadd. „Sie können Ihren Sohn wieder fortbringen, Hadd, wir haben ihn genügend kennen gelernt. Komm', Rosamunde."

Hierbei reichte er seiner Tochter den Arm; aber der Administrator vertrat ihnen den Weg und hinderte sie am Fortgehen.

„Ich kann wirklich nicht begreifen, was dies Alles bedeutet, Sir Archy!" rief er. „Wenn mein Sohn Miß Rosamunde beleidigt haben sollte, aber das ist nicht möglich! — Sprich' doch, Jason, und stehe nicht da wie ein Stück Holz!"

„Was kann ich sagen?" versetzte dieser kleinlaut. „Miß Wilchester war einfach, beinahe ärmlich gekleidet, so, wie ich es nie erwartet hätte, — dabei allein, zu Fuß auf der Landstraße und bei so stürmischem, schlechtem Wetter, welches für eine zarte Dame nicht zum Spazierengehen geeignet war. Wie konnte ich vermuthen wer es war, und wie es war, und wie viel weniger es wissen. Ich sah nur ein einfach gekleidetes, junges Mädchen auf der Brücke, das Gesicht verhüllt mit einem gewöhnlichen Schleier. In der Meinung, es sei eines Farmers Tochter oder eine ähnliche Person, ging ich zu ihr und sagte ihr einige jener Artigkeiten, wie ich es auf dem Continent zu thun pflegte, und welche eigentlich nichts bedeuten."

Der Administrator schien auf's Höchste entrüstet bei dieser Erklärung seines Sohnes; dennoch wandte er sich zu Sir Archy und Rosamunde und sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Haben Sie es gehört? Er hielt Miß Wilchester für ein armes, simples Landmädchen."

„Sein Versuch, sich zu vertheidigen, erhöht nur sein Vergehen," sagte Rosamunde kalt. „Ein Mann, welcher ein Mädchen vorsätzlich beleidigen kann, weil er glaubt, es sei arm und unbeschützt, ist ein Mensch zu erbärmlich, um sich mit ihm einzulassen. Es scheint, daß es nur Rang und Reichthum ist, was Mr. Jason Hadd respectirt, nicht aber die Weiblichkeit und Schwäche unseres Geschlechts."

„Meine Tochter hat Recht," bemerkte der Baronet würdevoll. „Ein Mann, welcher fähig ist, ein armes Mädchen zu insultiren, ist kein Freund Rosamunde Wilchester's. Mr. Jason Hadd hat für seine Ungebührlichkeit freilich auch den verdienten Lohn empfangen, indem er auf frischer That ertappt und in's Wasser geschleudert worden ist. Wäre ich dazu gekommen, er hätte sicher auf dieselbe Strafe rechnen können. Und hiernach nun, Mr. Hadd, glaube ich, haben wir nichts mehr mit einander zu reden. Bitte, seien Sie so gefällig und verlassen Sie mein Haus."

Der Administrator starrte auf seinen Sohn, der noch immer wie ein armer Sünder dastand, und dann richtete er einen Blick auf Sir Archy und Rosamunde.

„Oho!" sagte er spöttisch. „Sie brauchen nicht so

Digitized by Google

vornehm zu thun. Was war es denn am Ende auch Anderes, als ein armes Mädchen, das Jason zu küssen versuchte? Die Tage Ihres Reichthums und Glanzes sind vorüber, und Sie würden Beide besser thun, dem hohen Pferde herabzusteigen und vernünftigen Vorstellungen Gehör zu geben. Jason ist deßhalb nach Hause gekommen, um Miß Wilchester zu heirathen. Verschmähen Sie ihn, nun dann sind Ihre drei Monate Frist auf drei Tage herabgesetzt. Haben Sie verstanden?"

Der Baronet verstand dies nur zu gut. Mit Schmerz mußte er sich gestehen, daß er Zeit haben müsse und diesen Leuten nicht wie er wohl möchte die Thüre zeigen könne.

Rosamunde theilte das Gefühl ihres Vaters vollständig. Innerhalb dreier Tage aus dem Schlosse vertrieben zu werden, das mußte ihrem Vater das Herz brechen. Um dieses hinauszuschieben und Zeit zu gewinnen, entschloß sie sich, nach den gegebenen Umständen sich zu richten.

„Na, nun besinnen Sie sich nicht lange," begann der Administrator wieder, gerade als Rosamunde ihren Entschluß gefaßt hatte. „Ich will hier nicht wie ein Narr stehen. Wenn Sie Verstand genug haben, um Jason's Verlesen zu entschuldigen und ihm Gelegenheit geben, dies wieder gut zu machen, so können Sie hier noch drei volle Monate in demselben Verhältniß wie bisher bleiben. Wir wissen ja, Sir Archy, wie junges Blut ist, und können Jason wohl seine Bewunderung eines hübschen Gesichts vergeben. Und wenn Miß Rosamunde die Sache bei rechtem Lichte besieht, so kann sie darin nur ein Compliment für ihre Schönheit erblicken. Was meinen Sie dazu? Wollen Sie hier nun drei Tage oder drei Monate bleiben?"

Auf Sir Archy's Stirn standen dicke Schweißtropfen, seine Augen blickten ängstlich umher und eine innere Erschütterung beengte ihm die Brust. Er würde viel darum gegeben haben, hätte er sich in diesem Augenblick auf seine Feinde stürzen können; aber er konnte es nicht und um Rosamunde's willen durfte er es nicht. Er war gleich Einem, der an Händen und Füßen mit eisernen Ketten gefesselt ist.

Während des Kampfes, der in seiner Brust vorging, kam ihm Rosamunde zu Hülfe.

„Vater," sagte sie sanft, „es ist das Beste, was wir thun können, wenn wir das Letztere vorziehen. Wir müssen Zeit gewinnen. Laß' uns unsere Bekanntschaft mit Mr. Jason Hadd von diesem Augenblick an rechnen."

Der Baronet schauderte, als ob er etwas sehr Bitteres verschluckt hätte. Er war versucht, die Klugheit bei Seite zu setzen, von dem letzten Rest seiner Autorität Gebrauch zu machen und diese Menschen aus dem Hause zu werfen; aber noch zeitig genug, um seinem Ruin vorzubeugen, kam ihm die Erinnerung an das vergrabene Vermächtniß der Wilchesters. Jetzt Gewalt gegen seine Gegner anwenden, hieße diesen dasselbe preisgeben und alle Hoffnungen auf ein zukünftiges Glück vernichten.

„Laß' es sein, wie Du gesagt, Rosamunde," sagte er schwach. „Wir wollen bleiben."

„Das ist eine weise Entscheidung," erklärte der Administrator, indem der strenge Ausdruck seines Gesichts sich etwas mild.rte. „Sie befriedigt mich besser, als jede andere, um so mehr, da ich mir in den Kopf gesetzt, Miß Rosamunde zur Schwiegertochter zu haben. Da nun die Sache abgemacht ist, können wir noch ein wenig Platz nehmen."

Sir Archy antwortete hierauf dadurch, daß er seine Tochter zum Sopha führte und sich an ihrer Seite niederließ, worauf auch der Administrator und Jason wieder Platz nahmen.

„Sonderbar, wie sich die Dinge ändern," bemerkte Hadd, indem er sich mit einer Miene, als ob er schon Besitzer des Hauses sei, umsah. „Was kann nicht Alles Fleiß und Aufmerksamkeit zu Stande bringen. Ich kam nach Wilchester als ein armer Jüngling, obgleich meine Familie zu den besseren gehörte, deren Vermögen leider zerrüttet war — gleich dem Ihrigen, Sir Archy, haha! — und jetzt stehe ich im Begriff, hier Herr zu werden d. h., wenn Sie sich entschieden haben, abzudanken. Wir wollen unsern Besuch heute nicht ausdehnen," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „aber wir wollen uns hiermit selbst für morgen bei Ihnen zu Tisch einladen. Wir werden uns präcise sechs Uhr einfinden und dann den Abend hier verbringen. Sie müssen Sorge tragen, Miß Rosamunde," setzte er lächelnd, aber mit drohender Geberde zu ihr gewendet, hinzu, „die Visite angenehmer zu machen, als die heutige."

„Jason stand auf und sagte in einem sich angeeigneten Dialekt: „Adieu!" und verließ darauf mit seinem Vater das Schloß.

Thränenlos aber im Herzen voll der tiefsten Traurigkeit, verließen Sir Archy und Rosamunde das Zimmer und begaben sich nach der Bibliothek.

„O, die niederträchtige Grobheit dieses Mannes," seufzte der Baronet. „Die Natter, welche mein Vater und ich genährt haben, nur um uns zu verwunden! Der Unbankbare, welcher uns hintergangen hat und uns jetzt mit totalem Ruin droht! Mir ist es beinahe, als sollte ich verrückt werden!"

Rosamunde schlang sanft ihren Arm um seinen Hals. „Papa," flüsterte sie, „wenn auch das Schlimmste kommen sollte, so hast Du doch noch mich. Bin ich Dir nicht mehr werth als Güter und Geld? Ich bin gesund und kräftig. Die besten Menschen in der Welt haben sich durch Arbeit ernähren müssen und ich werde lieber arbeiten, als dieses Mannes Frau werden."

„Nein, nein," sagte der Baronet zitternd. „Du kennst nichts von dem Kampfe ums Dasein, Rosamunde. Die bittere und schlecht lohnende Arbeit, die schweren Stunden der Plage, die sorgenvollen Tage und Nächte — der Himmel bewahre Dich vor diesem Allen! Besser — beinahe besser —"

Digitized by Google

Er ſtockte, denn er konnte nicht mit Wahrheit ſagen: Beſſer, wenn Du des Adminiſtrators Sohn heirathe ſt.

In dieſer Lage traf ſie der Diener, welcher mit einem Brief eintrat, den ſoeben ein Knabe gebracht hatte.

„Es wird eine Sendung von Habd ſein," murmelte Sir Archy.

Roſamunde öffnete das Schreiben und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus. „Es iſt von Markus," rief ſie freudig, „vom Bruder Markus und trägt weder Ortsnamen noch Datum. Er iſt nach England zurückgekommen. Höre, Papa!"

Ihre Stimme zitterte, als ſie den kurzen Brief laut vorlas, der wie folgt lautete:

„Vater und Roſamunde!

Ich bin heimlich nach England zurückgekehrt. Ich kenne alle Eure Sorgen, all' Eure Noth, ſelbſt die große Gefahr, die Euch bedroht. Ich kann nicht offen zu Euch kommen, auch darf ich Euch nicht ſagen, wo ich bin, damit nicht durch einen Zufall Eure Feinde mein Hierſein erfahren und dadurch meine Pläne zerſtört werden. Ich wirke für Euch im Geheimen. Vernichtet dieſen Brief. Verrathet ja Niemanden, daß ich Indien verlaſſen habe. Wenn das Schlimmſte kommt, wollen wir ihm entgegentreten. Bis dahin, verzagt nicht, ſondern vertraut auf mich und erinnert Euch, daß ich in Eurer Nähe bin. Wenn Ihr mich am nöthigſten habt, werde ich kommen.

Markus."

Roſamunde las den Brief zwei-, dreimal und ihr Erſtaunen wuchs mit jedem Worte. „Was mag das bedeuten, Papa?" fragte ſie endlich, indem ſie forſchend um ſich blickte, als erwartete ſie, daß ihr Bruder plötzlich aus irgend einer Ecke der Bücherſchränke hervortreten werde.

„Es will ſagen, mein Liebling," erwiederte Sir Archy ruhig, „daß Markus die Armee verlaſſen und ſein Schickſal mit dem unſ'rigen verknüpft hat, — der gute edle uneigennützige Junge! Es heißt ferner, daß, wenn der Sturm gegen uns losbricht, er mit untergehen will. Das iſt die Bedeutung des Briefes, — nichts mehr und nichts weniger."

Dann nahm er den Brief, warf ihn in's Feuer und blieb ſo lange vor dem Kamin ſtehen, bis die Flammen denſelben vollſtändig verzehrt hatten.

XI.

Die erſte Entdeckung.

Der Tag, welcher ſo eigenthümlich mit der Bekanntſchaft Hugo Chandos mit Roſamunde Wilcheſter begann, war beſtimmt, ein ereigniß voller in der Geſchichte des jungen Künſtlers zu werden.

Nachdem Hugo das Schloß verlaſſen hatte, fühlte er keine Neigung, ſchon wieder nach dem Wirthshauſe des Dorfes zurückzukehren, er nahm daher ſeinen Weg nach Berwick-Hall, dem Wohnſitz des Grafen Berwick, um womöglich ſeinen Wunſch, die dortige Bildergallerie zu beſehen, noch an dieſem Tage zu befriedigen.

Mit warmem Herzen dachte er an Roſamunde: er war erregt und ſeine Pulſe ſchlugen ungewöhnlich raſch. Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, als er ſich die große Kluft vor Augen führte, welche zwiſchen Roſamunde und ihm lag, den Unterſchied zwiſchen ihrem Stand und dem ſeinigen.

„Wie ſchön, wie edel, wie ſüß ſie iſt!" murmelte er leiſe vor ſich hin, indem er raſch vorwärts ſchritt. „Wie ſtandhaft ſie auf der Brücke war! Wie einfach und ruhig ſie mir dankte. So machte ſie den Eindruck einer Heidin. Wie zärtlich ſie gegen ihren Vater war, ein Beweis, daß ſie nicht eine von den empfindungsvollen Frauen, ſondern ein herzliches, gefühlvolles Mädchen iſt. Sie iſt ein Mädchen, das man wohl aus reiner Liebe heirathen könnte, ohne irgend einen andern Beweggrund. Ich möchte doch wiſſen, wie ſie von mir denkt."

Unter ſolchen Gedanken paſſirte er den Fußweg ſeitwärts vom Dorfe und kam auf die Straße, welche nach Berwick-Hall führte. Raſchen Schrittes eilte er vorwärts, das Blut puſſirte in ſeinen Adern und ein eigenthümliches Gefühl einer erwachten Liebe die er bisher kaum gekannt hatte. Sein ganzes Leben hindurch hatte er ſtudirt und gearbeitet, ſich kaum bewußt, daß er ein Herz beſaß; aber plötzlich war er wie aus einem Traume erwacht, die Thatſache erkennend, daß ſein Herz den vorzüglichſten Theil ſeines Seins bilde. Unbeſtimmtes Sehnen, welches er bisher nur gekannt hatte, verwandelte ſich plötzlich in heftiges Verlangen, auf deſſen Befriedigung ſein künftiges Glück beruhte. Er blickte zurück auf ſein vergangenes einſames Leben und wunderte ſich, wie er immer habe ſo zufrieden ſein können ohne ein Daheim, wie es Roſamunde zu gründen und zu ſchmücken im Stande ſein würde.

Ich glaubte nicht, daß ihr Vater ſeine Einwilligung zu einer Heirath zwiſchen ihr und einem armen, bedeutungsloſen Juriſten geben würde, dachte er. Ich habe nun mehr denn je Urſache, nach meiner Herkunft zu forſchen, weil, wenn ſie unbeſcholten und ehrenwerth iſt, Sir Archy freundlicher auf mich ſehen würde; iſt ſie dies aber nicht, oder ſollte ich ſie nicht ausfindig machen, ſo will ich nach London zurückkehren, fleißig arbeiten und mir ſelbſt einen Namen verſchaffen — und dann —

Er wagte kaum, ſich die Abſicht zu geſtehen, aber ſein Geſicht glühte, ſeine Augen glänzten und ſeine Schritte wurden raſcher.

Plötzlich wurde er aus ſeiner Träumerei durch laute Hufſchläge aufgeſchreckt und im nächſten Augenblick ſtürzte ein Pferd an ihm vorüber; es war reiterlos, mit gelöſ'ten Sattelgurt, und nahm die Richtung nach dem Dorfe.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Das Alter des Menschengeschlechts.) Der englische Archäologe und Geologe Frank Calvert, welcher an den Dardanellen seinen Aufenthalt genommen hat, veröffentlicht in dem zu Konstantinopel erscheinenden „Levant Herald" einen Bericht über Entdeckungen, die, wenn sie sich in dem Maße bestätigen, das Alter des Menschengeschlechts um eine ungeheuere Anzahl von Jahrtausenden über die jetzigen wissenschaftlichen Annahmen hinaus erhöhen würden. „Ich habe", schreibt er das Glück gehabt, in der Nähe der Dardanellen sichere Beweise von dem Dasein des Menschen während der Miocanperiode der Tertiärformation aufzufinden. Von der Vorderseite einer aus Schichten jener Periode bestehenden Klippe habe ich in einer geologischen Tiefe von 800 Fuß eigenhändig ein Bruchstück von einem Knochen entweder eines Dinotheriums oder eines Mastodons herausgezogen, auf dessen gewölbter Seite die unverkennbare Gestalt eines gehörnten Vierfüßlers mit gebogenem Hals, rautenförmiger Brust, langen Leib, geraden Vorderbeinen und breiten Füßen tief eingeschnitten ist. Auch sind Spuren von sieben oder acht andern Gestalten zu sehen, die gleich den Hinterbeinen des ersten fast vermischt sind. Die ganze Zeichnung umschließt den äußeren Theil des Bruchstücks, welches 9 Zoll im Durchmesser und 5 Zoll Dicke hat. Nicht weit von diesem bearbeiteten Knochen habe ich in verschiedenen Theilen desselben Felsens eine Feuersteinplatte und einige offenbar von Menschenhänden zur Gewinnung des Marks längsweise gespaltene Knochen gefunden. Ueber die geologische Beschaffenheit der Formation aus welcher ich diese merkwürdige Ueberbleibsel aus Tageslicht gezogen habe, ist kein Zweifel möglich. Tschichatschew, der wohlbekannte Darsteller der Geologie Kleinasiens, der diese Gegenden untersucht hat, bestimmt sie als zur Miocänperiode gehörig, und eine Bestätigung geben die fossilen Knochen, Zähne und Muscheln jenes Zeitraums die ich dort gefunden habe. Sir John Lubbock, dem ich Zeichnungen einiger dieser Fossilien einsandte, schreibt mir: daß Busk und Jeffreys diese trefflichen Gewährsmänner, unter denselben die Ueberbleibsel von Dinotherien und die Schale einer Art Melania, die beide der miocänen Periode streng angehören, erkannt haben. Außer jenen Entdeckungen, etwa 16 Kilometer von obiger Oertlichkeit, bin ich kürzlich auf noch andere Spuren menschlichen Daseins in 200 bis 300 Fuß dicken und unter 400 — 500 Fuß geschichteten Felsens liegenden Drift gestoßen. Ich kann nicht mit Gewißheit versichern, daß diese Formation gleichfalls eine micäne ist, da die fossilen Knochen in derselben noch nicht wissenschaftlich bestimmt worden sind, doch wird sich dieß aller Wahrscheinlichkeit nach so herausstellen. In diesem ganzen Drift habe ich zahlreiche Steinwerkzeuge gefunden. Feuerstein ist verhältnißmäßig selten; doch werden andere harte Steine gebraucht darunter sehr häufig rother und andersfarbiges Jaspis. Einige dieser Werkzeuge sind von bedeutender Größe und wiegen 4 bis 5 Kilogramm. Erst vor 40 oder 50 Jahren hat man ernstlich die Möglichkeit erörtert, daß der Mensch eher auf der Erde erschienen sei als vor 6000 Jahren, was die gewöhnliche Annahme war, und erst vor ganz kurzem haben die Geologen auf Grund der im quartären Drift gefundenen Beweise, dem Menschengeschlecht ein Alter von etwa 100,000 Jahren zuerkannt. Einige vermuthliche Spuren seines Daseins sind allerdings in den pliocänen und miocänen Formationen bemerkt worden, waren aber zum vollen Beweis nicht deutlich genug. Der Drift der quartären Periode, auf den sich die frühesten der bisher bekannten menschlichen Spuren beschränkten, bildet unmittelbar unter der Oberfläche der Erde so zu sagen nur eine dünne Kruste; unter ihr liegen der Reihe nach die dicken Schichten der neuen und alten Pliocäne und die Miocäne der Tertiärperiode, auf welche letztere meine Entdeckung jetzt das Dasein des Menschen zurückführt. Die merkwürdige Thatsache ist daher außer Zweifel gestellt, daß das Alter des Menschengeschlechts nicht nach Tausenden, sondern nach Millionen von Jahren berechnet werden muß. Fernere Untersuchungen an der Stelle wo der mit Zeichnungen versehene Knochen gefunden worden ist, verschiebe ich auf die Zeit wo ich mit Männern von wohlbekanntem Namen in der Wissenschaft, die hoffentlich die Gegend besuchen werden, zusammen arbeiten kann."

Gemeinnütziges.

* Die Araber, welche wohl von allen Völkern ihren Pferden die größte Sorgfalt widmen, füttern ihre Pferde hauptsächlich des Nachts. Sie behaupten, die Tagesfütterung verleihe dem Pferde nicht die Kraft und Elasticität, wie die Nachtfütterung. Ein arabisches Sprichwort lautet: Gerste am Abend geht in das Kreuz; Gerste am Morgen geht in den Mist. — Die Araber geben dem Pferde auch während des Tages nur sparsam Wasser.

* Kühen, welche Milch aufhalten, soll man saure Milch zu trinken geben. Nachdem sie diese gesoffen haben und anfangen, den Eimer auszuschlecken, werden sie die Milch freiwillig hergeben. So versichert ein alter Farmer, der früher vergeblich Milch, Salz und verschiedene Mittel zur Abhilfe dieses Uebelstandes versucht hatte.

* Petroleum als Reinigungsmittel für Maschinen aller Art. Es bleibt bei der Anwendung der Maschinen in der Landwirthschaft immer ein großer Uebelstand, daß die Handhabung, Reinigung und Instandhaltung derselben oft mangelhaft unterrichteten Personen überlassen werden muß. Wir sind aber im Stande, alle Maschinenbesitzer darauf aufmerksam machen zu können, daß sich zum Zwecke der gründlichen und vollkommensten Reinigung aller geschmierten Theile das Eintröpfeln von gutem gereinigten Petroleum bestens bewährt hat. Es ist dabei gar kein Auseinandernehmen der Maschinentheile nöthig.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 48. Kaiserslautern, 15. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet

von **Ed. Wagner.**

(14. Fortsetzung.)

Hugo dachte sogleich, daß ein Unglück geschehen sein müsse; er eilte deßhalb vorwärts und nachdem er die kleine Strecke bis zu einer Biegung der Straße hinter sich hatte, gelangte er an der Unglücksstätte an. Das Land an dieser Stelle zu beiden Seiten der Chaussee gehörte zu der Besitzung des Grafen Berwick und war mit einer hohen Einfriedung versehen, in der sich fünf hohe Thore befanden. Vor einem dieser Thore nun lag ein alter Mann, anscheinend besinnungslos.

Hugo erkannte auf den ersten Blick das Unglück und seine Ursache. Der alte Mann war über die Felder geritten und mit seinem Pferde über das Thor hinweggesetzt. Während des Sprunges nun war der Sattelgurt gerissen und so der Reiter herabgestürzt.

Niemand war in der Nähe, weder ein Knecht, noch ein Gesellschafter des verunglückten Mannes, weßhalb sich Hugo sofort daran machte, ihn wiederherzustellen.

Der junge Mann steckte seine Hand unter die Weste des vor ihm liegenden Körpers und fühlte das Herz schlagen, freilich langsam, unregelmäßig, aber doch schlagen.

„Gott sei Dank, er ist nicht todt!" murmelte er. „Wo mag er verletzt sein?"

Sanft, mit weiblicher Schonung, befühlte er die Beine des Mannes; sie waren gesund. Bei einer weiteren Untersuchung jedoch entdeckte er eine Contusion am Hinterkopfe der beim Fall auf einen scharfen Stein geschlagen war. „Eine schwere Wunde," meinte Hugo besorgt. „Bevor ich versuche, ihn zum Bewußtsein zurückzubringen, muß ich dieselbe so gut als möglich verbinden."

Er sah sich um und bemerkte zwischen den Feldern in der Nähe einen Graben. Rasch kletterte er über das Thor, füllte seinen Hut mit Wasser und kehrte damit zu dem Verwundeten zurück; dann hob er des alten Mannes Kopf auf seine Kniee, löste das vom Blut festgeklebte Haar und prüfte die Wunde, welche noch fortwährend blutete.

Ich bin freilich kein Chirurg und weiß nicht, was ein solcher unter diesen Umständen thun würde, dachte Hugo, aber ich habe einen gesunden Verstand bekommen und den will ich gebrauchen.

Hiermit tauchte er sein Taschentuch in's Wasser und wischte damit das Blut sanft von der Wunde, die sich jetzt weniger gefährlich zeigte, als er anfangs geglaubt hatte.

„Es wird bald wieder gut sein," sagte der junge Künstler, indem er erleichtert aufathmete. „Und nun zum Verbinden!"

Er nahm ein Tuch aus der Tasche des alten Mannes, und band es über das feinige, welches er auf die Wunde gelegt hatte.

Kaum war dies beendet, als ein schwaches Aechzen des Verwundeten andeutete, daß er nahe daran sei, zum Bewußtsein zurückzukehren. Hugo unterstützte ihn bei seiner Genesung, indem er ihm mit dem wenigen noch im Hute verbliebenen Wasser das Gesicht befeuchtete und sanft seine Schläfe rieb.

Einen Augenblick später schlug der alte Mann seine Augen auf, die prüfend und mit einem Ausdruck der Ueberraschung auf Hugo hafteten.

„Sie sind jetzt besser, Sir," sagte Hugo, indem er behutsam das graue Haupt von seinem Knie hob. „Lassen Sie mich Sie aufrichten."

Er stand auf und brachte den Verwundeten in eine sitzende Lage. Des alten Mannes Erstaunen trat immer deutlicher hervor; er schien unfähig, seine Gedanken zu sammeln oder auch nur zu begreifen, durch welches Schicksal er der Sorge des freundlichen, jungen Mannes übergeben worden war.

„Ich verstehe nicht," sagte er mit schwacher Stimme, indem er mit der Hand nach der Stirn fuhr, als wollte er den Nebel verscheuchen, der sein Hirn umfangen hielt. „Ich habe so merkwürdige Gedanken gehabt, Paget —"

In diesem Augenblick berührten seine Finger den Verband und er hielt plötzlich inne, indem er Hugo anstarrte. „Ich glaube, Sie sind vom Pferde gestürzt, Sir," erklärte der junge Mann. „Ihr Pferd lief in geringer Entfernung von hier an mir vorüber und als ich hierher kam, fand ich Sie besinnungslos liegen. Ich habe die Wunde, welche Sie bei dem Unfall erhalten haben, verbunden und gethan, was ich konnte."

Des alten Mannes Gesicht klärte sich auf und der Ausdruck des Erstaunens und der Verwirrung, welcher auf demselben lagerte, wich allen mählig dem eines aufgeweckten thätigen Geistes.

Und nun, zum ersten Male, blickte ihn Hugo genau an. Er war groß und von stattlicher Gestalt, so viel ließ sich trotz seiner ungünstigen Stellung bestimmen; sein Anzug war einfach, aber tadellos und geschmackvoll, sein Haar grau, ja beinahe weiß, ein starker Schnurrbart bedeckte theilweise seinen wohlgeformten Mund, der, wenn er sich öffnete, eine beinahe noch vollständige Reihe weißer Zähne zeigte, obgleich der Mann nicht von den

Digitized by Google

den siebziger Jahren entfernt sein konnte. Er hatte eine majestätische Stirn, unter welcher, beschattet von langen dichten Brauen, ein Paar große, tief zurückliegende Augen glänzten, deren Blick scharf und fest war. Sein Gesicht war edel, sowohl in seinen Zügen, als in seinem Ausdruck, und offenbarte ebensowohl eine innere Hoheit und Würde seines Trägers — einen Abglanz seines Seelenadels — als die Einfachheit und den Geradsinn seines Charakters.

Dies Alles bemerkte Hugo in einem langen, forschenden Blick, während zugleich der alte Mann auch ihn prüfend betrachtete, indem seine Gesichtsmuskeln in eigenthümliche Zuckungen geriethen.

„Wer sind Sie, junger Mann?" fragte er dann hastig. „Himmel, welch' ein Ebenbild? Ihr Name?"

Trotz der Ueberraschung, die sein Blut schneller durch die Adern trieb, antwortete Hugo mit ruhiger Höflichkeit:

„Mein Name ist Hugo Chandos. Ich bin ein Künstler aus London."

Der alte Mann athmete tief.

„Es scheint, als ob der Todte zurückgekommen wäre und vor mir stände," murmelte er kaum hörbar. „Die Aehnlichkeit ist eigenthümlich, mehr als eigenthümlich, sie ist wunderbar. Ich begreife es nicht."

Und dabei starrte er Hugo mit weit geöffneten Augen an.

„Wer ist Der, dem ich so ähnlich bin?" fragte Hugo begierig, in der Hoffnung, etwas zu erfahren, was auf das Geheimniß seines Lebens Bezug haben könnte.

„Es ist mein Sohn, mein erstgeborner Sohn!" antwortete der alte Mann seufzend.

„Hugo stutzte. Er glaubte nun, von der Vorsehung einen Leitfaden durch das Dunkel, das sein Dasein umhüllte, empfangen zu haben, und fragte forschend weiter:

„Und er, Ihr Sohn, wo ist er?"

Der alte Mann schien Hugo's Aufregung nicht zu bemerken.

„Er ist todt!" antwortete er. „Er starb in seiner Jugend und liegt schon viele Jahre im Grabe, — beinahe so viele Jahre, als Sie in Ihrem Leben gesehen haben, Mr. Chandos. Er war Lord Paget Coremond."

„Und Sie?"

„Ich bin der Graf Berwick."

Hugo's Erstaunen wuchs, eine leichte Blässe trat auf seine Wangen, doch fragte er weiter, wenn auch mit etwas zitternder Stimme:

„War Ihr Sohn verheirathet, Mylord?"

„Nein," antwortete der Graf mit einiger Verwunderung. „Er war erst wenig mehr als ein Knabe, als er starb; er war kaum einundzwanzig Jahre alt."

Hugo seufzte und in seinen Augen war seine Enttäuschung zu lesen. Einen Augenblick hatte er gewagt eine schwache Hoffnung in der Aehnlichkeit mit dem todten Sohne des Grafen Berwick zu schöpfen, aber jetzt ließ er diese Hoffnung sinken. Diesen Gegenstand verlassend, der ihn eine Weile so lebhaft interessirt hatte, ließ er seinen Blick die Chaussee entlang gleiten und sagte:

„Es ist Niemand in der Nähe, der mir behülflich sein könnte, Sie nach Hause zu bringen. Wollen Sie so lange hier bleiben, bis ich aus dem Hause Hülfe geholt habe, oder können Sie unter meinem alleinigen Beistand gehen?"

Der Graf musterte die kräftige Gestalt des jungen Künstlers und erwiderte:

„Wenn Sie mir Ihren Arm geben wollten, Mr. Chandos, so werde ich zu gehen im Stande sein, denn ich fühle mich augenblicklich ziemlich wohl."

Hugo beeilte sich, die erbetene Hülfe zu leisten. Er half dem Grafen auf die Füße und ersuchte ihn, sich nur rücksichtslos auf ihn zu stützen.

„Ich hoffe Mr. Chandos, daß der Dienst, den Sie mir leisten, Sie nicht belästigen wird," sagte der Graf, als sie langsam Berwick-Hall zuschritten.

„Nicht im Geringsten," versicherte Hugo. „Seltsam genug, ich war gerade auf dem Wege nach Berwick-Hall um die dortige Bildergallerie zu besehen; denn es ist, wie ich gehört habe, heute ein Tag, an dem es Fremden gestattet wird, dieselbe in Augenschein zu nehmen."

„Ganz recht, Sir," sagte der Graf, indem er sich fester auf den jungen Mann lehnte, „Sie sind willkommen und können jedes Ihnen beliebige Bild copiren. Ich hoffe, daß ich Ihnen auch noch auf andere Weise meine Dankbarkeit bezeigen kann für die Freundlichkeit, die Sie einem Ihnen völlig unbekannten Manne erwiesen haben."

Hugo schwebten die Worte auf der Zunge, dem Grafen zu sagen, daß er ihm nicht so fremd vorkomme, aber er hielt sie wohlweislich zurück. Er fühlte zwar sein Herz enflammen beim Anblick des edlen Gesichts des Grafen, aber er war jung und schwärmerisch und der Graf Berwick, dachte er, könnte möglicherweise ein kaltes, ruhiges Temperament haben, in welchem Falle derselbe Hugo's rasche Freundschaft übel aufgenommen haben würde.

„Es kommt mir gerade so vor, als stützte ich mich auf den Arm meines eigenen Sohnes — meines todten Sohnes," hob der Graf nach einer langen Pause wieder an. „Es ist sonderbar, Mr. Chandos, aber Sie haben ganz Paget's Gesicht, ja selbst Paget's Stimme. Ich muß näher mit Ihnen bekannt werden. Es sollte mir lieb sein, wenn Sie mir nach und nach etwas über Ihre Person erzählten. Nun," fügte er hinzu, „sind wir bald zur Stelle; das Haus dort zur Linken ist Berwick-Hall."

Eine kleine Biegung der Straße hatte ihnen die volle Aussicht auf des Grafen Wohnsitz gebracht. Er lag in geringer Entfernung von der Chaussee in der Mitte eines anmuthigen Parkes, in welchem man durch ein kleines Thorhaus, welches sich vor einer breiten Allee befand, gelangte. Die Gebäude waren in neuerer Zeit nach modernem französischen Styl gebaut. In der That, es war ein reizender Landsitz, ein wahres Schloß.

Digitized by Google

Der Graf blieb vor einer Pforte, welche durch die hohe Mauer in den Park führte, stehen und zog einen Schlüssel aus der Tasche, den er Hugo hinreichte, indem er sagte:

„Wir wollen durch diese Privatthür gehen, dann ersparen wir uns den Weg nach dem Haupteingang. Zudem," fügte er hinzu, einen Blick auf seinen blutbefleckten Anzug werfend, „möchte ich nicht gern, daß meine Leute mich in meinem gegenwärtigen Zustande sähen."

Hugo öffnete die Pforte, und sie erreichten unbemerkt eine Seitenthür des Hauses, durch welche sie in dasselbe eintraten.

Ich verlasse Sie hier, Mr. Chaubos," sagte der Graf, indem er Hugo in ein kleines, freundliches Zimmer führte, „während ich auf mein Zimmer gehe, um meine Wunde zu untersuchen. Ich will Jemand schicken, der Ihnen die Bildergallerie zeigen wird; jedoch gehen Sie nicht fort, bevor ich Sie noch einmal gesehen habe."

Hierauf ging er fort und ließ Hugo allein.

Sonderbar, wie die Person des Grafen Berwick mich anzieht, dachte der junge Mann. Es ist mir als hätte ich ihn schon mein Leben lang gekannt! Ich bin ungeduldig, das Portrait seines Sohnes zu sehen, dem ich so sehr ähnlich sein soll.

Er war in Gedanken über diesen Gegenstand vertieft, als des Grafen Kammerdiener eintrat mit der Erklärung, daß sein gnädiger Herr ihn gesandt habe, um den Besuch nach der Bildergallerie zu führen.

Hugo folgte dem Diener dorthin, wo derselbe ihn zu seiner großen Befriedigung verließ.

Die Gallerie war ein langer, breiter Raum, eigens zum Zweck der Ausstellung von Familienbildern hergerichtet. Er war hauptsächlich von oben erhellt, doch war auch an jedem Ende der Gallerie ein Fenster, an deren Seiten weich gepolsterte Sitze sich befanden. Der Fußboden war von kostbarem schwarzen Holz und blank polirt; die Wände waren geschmackvoll tapezirt und hingen voll von Bildern. In der Mitte des Zimmers standen einige Stühle und kleine Divans.

Hugo forschte eifrig nach dem Portrait des Lord Paget, das zu finden er nicht zweifelte. Da waren lange Reihen von Bildern der Berwick's, in allen verschiedenen Trachten der letzten zwei Jahrhunderte und alle mit verschiedenen Gesichtern: lustig aussehende Cavaliere mit langem Haar und sammetenem Wamms; junge Stutzer aus der Zeit der Königin Beß, sowie Damen mit prunkhaften Krausen, andere mit colossalem Kopfputz, — aber dies Alles betrachtete Hugo nur oberflächlich, nur daß er bei diesem oder jenem Bilde etwas länger verweilte und dachte, was für ein Leben das Original wohl geführt haben mochte.

Ungefähr am Ende einer langen Reihe stieß er auf das Bild des Grafen Berwick, welches ihn in seiner Jugend darstellte. Er erkannte es sofort an den scharfblickenden Augen, den edlen Gesichtszügen, der breiten, hohen Stirn, welche Muth und Verstand verrieth. Neben diesem Bilde war dasjenige, welches Hugo suchte: das Portrait Lord Paget Evremond's, ältesten Sohnes des Grafen Berwick, wie die Inschrift auf dem Rahmen des Bildes lautete.

Hugo's Augen starrten unbeweglich auf dieses Portrait. Es war ein Jüngling von zwanzig Jahren mit einem fast knabenhaften Gesicht von dunkler Farbe, jedoch mit schwarzen, ernsten Augen voll Feuer und Geist und mit edlen Zügen; sein schwarzes Haar war zurückgeschlagen, so daß die große Stirn noch mehr hervortrat, und seine schön geformten Lippen, um welche ein Zug von Entschlossenheit und Festigkeit lag, war fest geschlossen, — überhaupt, es war ein Gesicht, das bei Lebzeiten zu den besten Hoffnungen berechtigen konnte.

Hugo war erstaunt über die Aehnlichkeit, die dieses Bild mit ihm selbst hatte. Fünf Jahre früher, als sein Gesicht noch nicht den gegenwärtigen ernsten, gedankenvollen Ausdruck trug, würde er dieses Portrait für das seinige gehalten haben.

„Es ist, als ob ich in einen Spiegel sähe," murmelte er mit bebender Stimme. „Kann eine solche Aehnlichkeit bloß Zufall sein?"

Während er sich so fragte, fiel sein Blick auf die Hände des Bildes, welche nachlässig geschlossen waren, und in demselben Moment fuhr er erschreckt auf, als wäre er plötzlich verwundet worden, und wurde todtenbleich. Er hatte auf dem Finger des jungen Lord's einen diamantenen Ring bemerkt — das getreue Abbild jenes eigenthümlichen Ringes, den seine Pflegemutter ihm als denjenigen beschrieben hatte, welchen sie an der Hand seines ihr nur einmal begegneten unbekannten Vaters gesehen.

Hugo betrachtete denselben dann aufmerksam, und die Ueberzeugung gewann immer mehr in seinem Herzen Raum, daß seine Aehnlichkeit mit Lord Evremond doch wohl etwas mehr sein müsse, als eine zufällige, und daß er wenigstens eine Spur gefunden habe zu dem Geheimniß seines Lebens.

„Sollte dieser Lord Evremond, der schon so jung starb, mein Vater sein?" fragte er sich klopfenden Herzens. „Und wenn er es wäre, wo ist dann Der, welcher so im Geheimen, so verschwiegen alle die Jahre hindurch über mich gewacht hat, welcher meine Erziehung geleitet und mich unterstützt hat, bis ich selbst für mich sorgen konnte? Wenn Lord Evremond mein Vater war, warum bin ich denn namen- und heimathlos? Warum nicht Einwohner von Berwick-Hall? Und wenn er nicht mein Vater war, was ist es denn mit dieser geheimnißvollen Aehnlichkeit, und wer bin ich dann?

Ein Ausdruck bitterer Wehmuth sammelte sich um seinen Mund, sein Gesicht zeigte noch die Spur des ersten Schreckens, und er zitterte am ganzen Körper, als er seine Augen wieder zu dem lächelnden Bilde aufschlug und sich jene Fragen wiederholte, von deren Beantwortung seine ganze Zukunft, sein ganzes ferneres Lebensglück abhing.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Schah.

Nach den kühlen Abendlauben
Zog der große Padischah,
Ueberſät mit Diamanten,
Strahlend wie Uranias.

Und die Bahn, die er gezogen,
Deutete ein Lichtſtreif an.
Hinten, nächtlich überflogen,
Hungerte ſein Taherán.

Nach Europa's Reſidenzen
Zog der Schah gar wohl gelaunt,
Seine Steine ließer glänzen
Und er wurde angeſtaunt.

Man erwies ihm hohe Ehren,
Wie's gebührt, den Padiſchah'n,
Doch in Perſ'ſchen Sprachelehren
Hat man ſich nicht umgethan.

Und der Dollmetſch überſetzen
Muß er Alles Wort für Wort
Und in Stücken und in Fetzen
Lahmt die Unterhaltung fort.

Doch ein Hofherr voll Erkenntniß,
Welcher die Geduld verlor,
Schlug dem Schah zum Schnellverſtändniß
Jüngſt ein „Kümmelblättchen“ vor.

Muß ich Haare laſſen, — zweie
Denkt er, mag' ich dran einmal, —
Doch verlier' ich alle dreie,
Freilich dann, dann wär' ich — kahl.

Und ſie ſpielten und verſtauden
Sich ſogleich. Du wunderſt Dich?
Meine Tanten, Deine Tanten,
Alle Tanten gleichen ſich.

(Franſſ. Latern.)

* Indianergebräuche gewähren, trotzdem Chateaubriand, Cowper und andere Schriftſteller das Thema erſchöpft zu haben ſchienen, immer noch neues Intereſſe. So beſchreibt der „Miſſouri Republican“ von St. Louis die Tänze der Cheyennes am oberen Miſſouri, welche gleichzeitig vier religiöſe Feſte deſſelben Stammes markiren. Sie werden der Hunde-, Erdbeerengrüne-, Korn- und Brod-Tanz genannt und dauern jeder eine volle zehntägige Woche. Der Hundetanz, welcher im Januar ſtattfindet, iſt das großartigſte Feſt des ganzen Jahres. Ein weißer, fleckenloſer Hund, welcher vorher ſorgfältig gemäſtet worden war, wird geſchlachtet und an einem Baume aufgehängt. Der ganze Stamm verſammelt ſich um denſelben und bringt dem großen Geiſte Opfer dar. Die Etiquette verlangt, daß bei dieſer Gelegenheit die Häuptlinge und übrigen Würdenträger im vollen Kriegskoſtüme erſcheinen. Der älteſte Häuptling ſchmückt nun die Naſe und Pfoten des Thieres mit bunten Bändern. Das Volk zerſtreut ſich hierauf, der Hund aber bleibt unberührt drei Tage hängen, nach welcher Zeit der Stamm ſich von Neuem verſammelt und ein großes Feuer anzündet, welches die Kranken und Gebrechlichen zu heilen beſtimmt iſt. Nachdem man ſich nun mit Tanzen, Springen und Rauchen die Zeit vertrieben hat, zerſchneidet der oberſte Häuptling den Strick, an welchem der Hund aufgehängt worden iſt und jeder Anweſende wirft dann ein Stück Band auf den Leichnam des Thieres, über welchem ein Scheiterhaufen ſich erhebt, der bald von den Flammen verzehrt wird. Nun aber beeilen ſich die Gläubigen den aus der Aſche hervorquellenden Dampf mit Mund und Naſe einzuathmen, um eines langen Lebens und dauernder Geſundheit theilhaftig zu werden. Nach Beendigung der religiöſen Ceremonie giebt man ſich der ausgelaſſenſten Luſtigkeiten hin. Dieſes ſeltſame Schauſpiel zieht ſtets eine große Zahl weißer Zuſchauer beider Geſchlechter an, welche ſich bei dem indianiſchen Feſte betheiligen und die Sprünge der Rothhäute mitzumachen verſuchen. Vor dem letzten Kriege war es wohl auch üblich, wenn kein paſſender Hund zu finden war, das beſtgenährte Kind einer Squaw des Stammes, welche durch dieſe Bevorzugung ſich ſehr geehrt fühlte, als Opfer zu wählen. Doch iſt neuerdings dieſe berechtigte Eigenthümlichkeit einer kleinen Nation in Vergeſſenheit gerathen.

* Unumſtößlicher Beweis. Die Hausfrau hat 2 Pfund Butter gekauft, ſtellt dieſelbe auf den Küchentiſch und geht in's Wohnzimmer. Die Köchin hat nichts eiligeres zu thun, als ſchleunigſt die eben erhandelte Butter bei Seite und in Sicherheit für ihren Schatz zu bringen. Die Hausfrau kommt zurück und bemerkt zu ihrem größten Schreck, daß die Butter vom Teller verſchwunden iſt: „Wo iſt die Butter? Sie war eben noch hier; wo iſt ſie?“ — „Was weiß ich“, ſagt die Köchin, „die Katz' wird ſie gefreſſen haben.“ — „Was, die Katz'? Warum nicht gar!“ erwiderte die Hausfrau, nimmt den magern Hauskater und legt ihn auf die Wagſchale. Der Kater wiegt kaum 2 Pfund. Mißtrauiſch ſagt ſie zur Köchin: „Das iſt nun die Butter, — wo bleibt aber die Katz'?!“

Gemeinnütziges.

* (Verwendung der Roßkaſtanie.) Die Blüthe dieſes Baumes hat „eine wahrhaft wunderbare Kraft, den Rheumatismus zu heilen.“ Man pflückt die Blüthe, wenn ſie eben in ihrer erſten Schönheit, zupft ſie vom Stiel, ſtopft ſie in eine Flaſche und gießt darauf 90gradigen Spiritus. Dann läßt man ſie 6 Wochen im Schatten ſtehen, gießt dann die Flüſſigkeiten ab und hat dadurch ein Mittel zum Einreiben, was alle rheumatiſchen Schmerzen ſehr ſchnell beſeitigt.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 49. Kaiserslautern, 18. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(15. Fortsetzung.)

XII.

In der Bildergallerie zu Berwick-Hall.

Hugo stand noch vor dem Bilde des verstorbenen Lord's Evremond, bleich, traurig, anklagend, als Graf Berwick in die Gallerie trat und sich ihm näherte.

Seine Aufregung unterdrückend, wandte der junge Künstler sich halb dem Grafen zu, auf dessen Gesicht noch der Eindruck des ihm widerfahrenen Unfalls bemerkbar war. Das Licht fiel so auf das Antlitz des jungen Mannes und auf das Portrait zugleich, daß die sprechendste Aehnlichkeit in jedem Zuge erkennbar war.

Graf Berwick stieß bei diesem Anblick einen dumpfen Schrei aus und trat einige Schritte zurück, worauf er auf einen Divan in der Mitte des Zimmers niedersank.

„Es ist sonderbar — sonderbar!" murmelte er. „Es ist ein wunderbarer Zufall."

„Gewiß ist es sonderbar, Mylord," sagte Hugo. „Ihr Sohn, sagten Sie, starb in seiner Jugend und unverheirathet?"

Der Graf nickte.

„So viel ich weiß, haben Sie noch einen andern Sohn," fuhr Hugo fort.

„Ja, das nächstfolgende Portrait ist das meines zweiten Sohnes Leonhard."

Hugo betrachtete das Bild, das neben dem hing, welches ihn so sehr ergriffen hatte. Es war später gemalt worden, lange, nachdem das Original Erbe der Grafenwürde geworden war. Es repräsentirte einen Mann von plumpem Körperbau und gebieterischer Miene, dunklen Brauen und trüben Augen, in denen man den Schatten einer großen Furcht zu sehen wähnte; es war kein freies, offenes Gesicht, es war nur belebt von Hochmuth und Stolz.

„Das ist das Portrait Lord Leonhard Evremond's, nun meines einzigen Sohnes und Erben," sagte der Graf, indem er schwer seufzte. „Er ist jetzt Wittwer und hat einen Sohn in Oxford."

Hugo's Blick kehrte wieder zu dem Bilde des älteren Bruders zurück. Er war überzeugt, daß sein Leben in irgend einer Weise mit dem dahingeschiedenen des Lord's Paget Evremond zusammenhänge und daher entschlossen, diese Angelegenheit bis auf den Grund zu untersuchen.

„Kann diese Aehnlichkeit ein bloßer Zufall sein?" murmelte er vor sich hin.

Dem Grafen entgingen diese Worte nicht, er wurde blaß und sagte mit zitternder Stimme:

„Mr. Chandos, Sie werden gewiß einem alten Manne seine Neugierde verzeihen, wenn er Sie ersucht, ihm etwas über Ihre Person mitzutheilen. Ihre auffallende Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Sohne flößt mir ein besonderes Interesse für Sie ein."

„Meine Geschichte ist leicht erzählt, Mylord," versetzte Hugo mit Bitterkeit. „Ich weiß nichts in Betreff meiner Geburt und meiner Familie."

„Ist das möglich!" rief der Graf erstaunt. „Wo haben Sie denn gelebt? Wer sind ihre Freunde?"

„Lassen Sie mich Ihnen meine Geschichte erzählen, wie ich sie selbst erst kürzlich gehört habe," sagte Hugo, der mit Mühe seine Aufregung zu unterdrücken suchte. „Vor etwa vierundzwanzig Jahren ging ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt und den Hut tief in das Gesicht gedrückt mit einem kleinen Kinde in seinen Armen, durch eine abgelegene Straße in Kensington. Es war in der Abenddämmerung, und in der offenen Thür eines Hauses stand eine Frau, ein Kind im Arm, auf die Rückkehr ihres Mannes wartend. Vor diesem Hause blieb jener Mann plötzlich stehen, trat dann zu der Frau, erkundigte sich nach ihren Verhältnissen und sagte ihr dann in ihre niedrige Wohnung, wo er ihr sagte, daß er das Kind in ihrer Obhut zu lassen wünsche, wofür er gut bezahlen würde. Die Frau versprach, daß das Kind zu sorgen und nahm dasselbe aus seinen Händen. Der Fremde zahlte den ersten Jahresbetrag für die Pflege des Kindes aus und wandte sich zum Fortgehen um, kehrte aber gleich wieder zurück, nahm den Knaben noch einmal in seine Arme und küßte ihn, wobei die Thränen aus seinen Augen rannen. Dann gab er das Kind der Frau zurück, ging fort und wurde von jener Zeit nie wieder gesehen. — Dieser Mann, Mylord, war mein Vater! Das kleine Kind war ich!"

„Welch' seltsame Geschichte!" rief der Graf. „Sind Sie gewiß, daß er Ihr Vater war?"

„Ja, Mylord. Wer sonst, als nur ein Vater würde beim Scheiden von einem kleinen Kinde wohl geweint haben?"

„Aber erkundigte sich die Frau nicht nach dem Namen und Wohnort des Mannes?"

„Nein. Die ganze Unterredung war so eilig und die Frau war so erstaunt über diesen eigenthümlichen Fall, daß sie an derartige Fragen nicht dachte; sie sah kaum des Mannes Gesicht. Das Ganze, was sie zu seiner Identität erlangte, war die Entdeckung, als er das

Digitized by Google

Kind noch einmal in seine Arme schloß, daß seine Hände sehr weiß waren und sich auf der linken Hand eine große Narbe, sowie an einem Finger derselben Hand ein Diamantenring befand. Sie hat mir diesen Ring beschrieben. Es ist derselbe, den dieses Bild zeigt, und die Narbe an der Hand ist diejenige, welche auf der Hand Lord Paget Coremond's ist!"

Der Graf schien verwundert und bestürzt.

„Was ist dies für ein Geheimniß?" fragte er erblassend.

„Ich kann es nicht enthüllen, Mylord," versetzte Hugo ernst. „Sie haben um meine Geschichte gebeten und ich habe Ihnen davon so viel erzählt, als ich selbst weiß. Das Dunkel, welches mein Dasein umhüllt, zu klären, habe ich mir zur Aufgabe gemacht."

Der Graf betrachtete Hugo eine Weile aufmerksam und sagte dann:

„Ich kann wohl begreifen, wie schwer ein solches Geheimniß auf einem lebhaften, geistreichen jungen Mann lasten muß. Aber Sie haben doch noch nicht Alles erzählt. Wer gab Ihnen Ihre geistige Bildung? Jene einfachen Leute, deren Obhut Ihr Vater Sie anvertraut hat?"

„Nein, Mylord. Jemand — mein unbekannter Vater, wie ich vermuthete — sandte meiner Pflegemutter Margarethe Kroß, alljährlich eine gewisse Summe Geldes zu meiner Unterhaltung und Erziehung. Ich wurde auf die Universität geschickt. Als ich aber meine Volljährigkeit erreicht hatte, hörten jene Geldsendungen auf und in einem Briefe wurde ich angewiesen, ferner für mich selbst zu sorgen. Diese Sorge und Aufsicht über mich mußte, das glaubte ich sowohl, als Mrs. Kroß, von meinem Vater herrühren. Sollte dies aber nicht der Fall sein, wer ist dann mein unbekannter Freund?"

„Das ist ja eine seltsame Geschichte!" rief der Graf mit einem ängstlichen Blick auf Hugo. „Lassen Sie mich Ihnen rathen, Mr. Chandos von Ihren Nachforschungen abzustehen. Nicht, von welcher Herkunft ein Mann ist, sondern nur, was ein Mann selbst ist, das ist von Bedeutung. Dies klingt Ihnen fremd aus dem Munde eines Mannes von Rang und in einem Lande, wo Rang und große Ahnen oft mehr geschätzt werden, als Edelmuth und persönliche Tugenden, das bezweifle ich nicht; aber, Mr. Chandos, ich bin ein alter Mann und bin während meines langen Lebens zu der Ueberzeugung gekommen, daß die wahre Glückseligkeit Jedem aus dem eigenen Herzen entspringt, nicht aber aus der äußeren Umgebung."

„Verzeihen Sie, Mylord," entgegnete Hugo mit ruhiger Entschlossenheit. „Ich suche weder Rang noch Reichthum durch diese Nachforschungen, obgleich ich nicht ohne Ehrgeiz bin, denn ich wünsche mir einen Namen durch eigene Mühen zu erwerben. Aber ich stehe so allein in der weiten Welt, und wenn ich Verwandtschaft habe, ich kenne sie nicht; mein Vater," und dabei blickte er unwillkürlich auf Lord Paget's Portrait, „mag todt sein, und ich habe niemals sein Grab gesehen; meine Mutter," und seine Stimme bebte, „mag noch am Leben sein und ich möchte gern ihr Trost und ihre Stütze werden! Mylord," setzte er, gerotfen von des Grafen Unruhe mit Heftigkeit hinzu, wissen Sie, wer ich bin?"

„Ich?" schrie der Graf zusammenfahrend. „Ich?" Mr. Chandos, nie zuvor hörte ich Ihren Namen, bis Sie ihn mir sagten und niemals wußte ich von Ihrer Existenz, bevor ich Sie gesehen."

„Und doch!" erwiderte Hugo, damit nicht zufrieden, „Ihre Aufregung — meine Aehnlichkeit —"

Der Graf war eine Weile unschlüssig, dann aber antwortete er mit sichtlicher Anstrengung:

„Mr. Chandos, ich will offen gegen Sie sein. Ich hege Argwohn in Bezug auf Ihre Geburt, doch darf ich Ihnen diesen Verdacht nicht mittheilen, wenigstens jetzt nicht. Bitte, forschen Sie nicht weiter in dieser Angelegenheit, denn hier ist Nichtwissen besser, als Wissen."

Hugo blickte wieder auf das lächelnde Portrait. Er erröthete und seine Augen leuchteten hell auf, als er in ruhigem Tone fragte, indem er mit der Hand nach dem Bilde zeigte:

„Lord Berwick, war Ihr ältester Sohn ein ehrenhafter Mann?"

„Ich habe ihn stets für die Seele der Tugend gehalten," versetzte der Graf. „Er war mein Lieblingssohn, Mr. Chandos, und so offen, treuherzig und ehrlich wie nur ein Mensch sein kann."

„Ja, dafür muß man ihn halten," sagte Hugo lebhaft. Wenn seine Züge nicht lügen, so war er nicht im Stande, jemals etwas Unrechtes zu thun. Und doch will der Gedanke mich nicht verlassen, daß er der Mann ist, der mich im Hause der Margarethe Kroß zurückgelassen hat und daß er Derjenige ist, dem ich mein Dasein verdanke.

Er starrte auf den Grafen und sein Gesicht nahm wieder eine übernatürliche Blässe an.

Der Graf erhob sich unwillkürlich und sah Hugo wie bezaubert an. Aber in demselben Augenblick wurde die Thür, welche bis dahin nur angelehnt gewesen war, aufgerissen und des Grafen jüngster Sohn, jetzt sein einziger Sohn trat stolz herein.

Lord Leonhard war ganz, wie ihn sein Portrait darstellte: finster, schwerfällig und gebieterisch, und doch schien eine gewisse Furcht in seinen Augen zu liegen; und jetzt, als er sich seinem Vater und dem jungen Fremden näherte, lächelte er so spöttisch und blickte so verachtend auf Hugo, daß dieser sich verletzt fühlen mußte.

„Ich bitte um Entschuldigung, Mylord," sagte er mit kalter, tonloser Stimme. „Ich wollte Sie nicht stören; aber da ich draußen wartete, hörte ich ganz unvermeidlich Ihre Unterhaltung mit diesem jungen Manne und ich glaubte zu hören, daß er Anspruch auf unsere Verwandtschaft macht, daß er — hahaha! — so vermessen war, sich als Lord Paget's Sohn auszugeben."

„Ich sprach nur einfach meine Ueberzeugung aus,

Digitized by Google

daß ich Lord Paget Evremond's Sohn sein müsse," entgegnete Hugo ruhig, aber fest.

Lord Leonhard nahm sein mit Gold eingefaßtes Augenglas und musterte kalt den kühnen jungen Mann.

Kaum hatte er ihn jedoch etwas genauer betrachtet, als er heftig erschrocken das Glas aus der Hand fallen ließ und sich auf einen Stuhl niederließ, indem er blaß wurde und zitterte.

„Du siehst sie auch — die Aehnlichkeit?" fragte der Graf begierig. „Leonhard, gewiß, er ist das Ebenbild Deines Bruders!"

„Und er erdreistet sich, auf Rechnung dieser Aehnlichkeit sich als Sohn meines Bruders hinzustellen," versetzte Lord Leonhard. „Mylord, Sie hätten den Betrüger aus dem Hause werfen sollen."

„Aber seine Geschichte —"

„Ich hörte sie an der Thür," fiel Lord Leonhard ein; „sie war für diese Gelegenheit geschickt genug ersonnen," und dabei lachte er höhnisch. „Es ist doch gewiß leicht, eine Narbe und einen Ring zu beschreiben, nachdem man Beides eben vorher in getreuer Abbildung gesehen hat."

Hugo, dem das Blut zu Kopfe gestiegen war bei den schamlosen Beschimpfungen, mit welchen dieser ihn bei dem Grafen zu verdächtigen suchte, hatte seine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um seine Ruhe zu bewahren.

„Wenn Sie meinen Aussagen keinen Glauben schenken," entgegnete Hugo stolz, „so können Sie nur meine Pflegemutter fragen, sie wenigstens hat das Portrait Ihres Bruders nicht gesehen."

„Leonhard," sagte der Graf streng. „Mr. Chandos ist ein ehrenwerther junger Mann und Du mußt ihn nicht des Betruges beschuldigen wollen. Seine Erzählung trägt das Gepräge der Wahrheit. Nun, ich will es offen aussprechen, mögen die Folgen sein, welche sie wollen: Ich halte die Aehnlichkeit Mr. Chandos mit Paget für mehr als Zufall; ich glaube, er ist Paget's Sohn!"

„Mylord!" schrie Lord Leonhard unwillig, indem sich sein Gesicht entflammte, „Sie können das nicht so meinen!"

„Und doch!" war die entschiedene Antwort.

Hugo war sehr aufgeregt, er bebte am ganzen Körper.

„Sir!" stieß Lord Leonhard hervor, seinen Aerger so gut wie möglich verbergend, „glauben Sie wirklich, daß Sie diesen — diesen Eindringling als Ihren rechtsmäßigen Enkel und somit als den Erben der Grafschaft, unter meinem und meines Sohnes Ausschluß, ansehen müssen?"

Der alte Graf schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, das nicht," sagte er; „aber wenn es so wäre, ich würde diesen jungen Mann in meinem Hause und in meinem Herzen willkommen heißen, ebenso wie ich es Paget thun würde, wenn er aus dem Grabe zurückkäme."

Lord Leonhard knirschte mit den Zähnen und warf einen Blick glühenden Hasses auf Hugo.

„Er mag beweisen, wer er ist," sagte er mit gepreßter Stimme.

„Leonhard, es sind über vierundzwanzig Jahre, seit Paget gestorben ist. Ich war zu der Zeit leider nicht hier und Du allein warst während seiner Krankheit und bei seinem Tode bei ihm. Sprach er niemals von der Existenz eines Sohnes?"

„Niemals — niemals!" versicherte Lord Leonhard mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Ich habe Ihnen die Geschichte wohl hundert Mal wiederholt, und da Sie diesen Abenteurer so fest in Ihr Herz geschlossen haben und ihm sogar so viel vertrauen, daß Sie ihn für Paget's Sohn halten, so will ich dieselbe auch ihm erzählen und zwar von Anfang an."

„Thue das, sagte der Graf, indem er seinen Sitz wieder einnahm und seine Augen mit der einen Hand bedeckte.

Hugo blieb stehen und seine flammenden Augen hafteten fest auf des Grafen Sohn.

„Mein Bruder Paget," begann Lord Leonhard, „war zwei Jahr älter als ich. Als er ungefähr sein neunzehntes Lebensjahr erreicht hatte, sandte ihn mein Vater unter dem Schutz eines Lehrers, des ehrwürdigen Mr. Deane, auf eine längere Reise nach dem Continent. Die beiden reis'ten eine Zeitlang umher und nahmen dann einen längeren Aufenthalt in einer kleinen Stadt in Deutschland, wo, wie es sich später herausstellte, Mr. Deane eine Tochter in einem Pensionat hatte. Paget war schwärmerisch und abenteuerlich, das Mädchen hübsch und erst etwas über fünfzehn Jahre alt. Es dauerte nicht lange und sie hatten sich einander lieb gewonnen. Mr. Deane, welcher seine Tochter gern als Gräfin gesehen hätte, begünstigte und unterstützte diese Liebschaft. Später setzte Paget unter Mr. Deane's Obhut seine Reise fort, aber er kehrte bald nach der Stadt zurück, wo Miß Deane lebte. So waren beinahe seine ihm bewilligten Reisejahre verflossen und er hatte ungefähr seine Volljährigkeit erreicht, als eines Tages mein Vater zufällig von einigen Freunden, welche in jener deutschen Stadt gewesen waren, Paget's Thorheit und Verblendung erfuhr, worauf er ihn sofort zurückrief."

Er hielt inne und zwar etwas verlegen bei Hugo's festem, unbeweglichem Blick, welcher ihn in's Herz zu dringen schien; doch er faßte sich bald wieder und fuhr fort:

„Paget wagte nicht, sich der Aufforderung seines Vaters zu widersetzen. Er machte sich sofort nach hier auf den Weg und verließ seinen Lehrer, der am Fieber krank darnieder lag. Auch er brachte dasselbe Fieber mit, und als er hier ankam, wo er direct nach seiner Landung in England gegangen war, warf ihn dasselbe auf's Bett, und nachdem er eine Woche gelegen hatte, meistens phantasirend, starb er.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Ein mechanischer Singvogel.) In der französischen Abtheilung der Wiener Ausstellung ereignete sich vor Kurzem ein heiterer Vorfall, der sich wohl wiederholen dürfte. Ein mechanischer Singvogel mit rothem Gefieder war von einer schaulustigen Menge umstanden, als eine Frau zu dem inmitten seiner Waaren sitzenden Aussteller mit den Worten trat: „Erlauben Sie, der Herr dort will nicht glauben, daß dieser Vogel lebendig ist.“ Der Franzose, der sich durch dieses unbewußte Lob nur geschmeichelt fühlen mußte, antwortete mit listigem Gelächter, aber anfangs lachten nur Wenige mit ihm, denn gar viele der Zuschauer waren in demselben Irrthum befangen, wie jene Frau — so natürlich ist nicht nur der Gesang, sondern auch die Bewegung dieses Vogels beim Singen. Erst wenn man länger stehen bleibt, bis der Vogel schweigt und dann in absoluter Ruhe verharrt, gelangt man zur Ueberzeugung, daß man es hier nicht mit einem lebenden, sondern mit einem höchst gelungenen Werke der Mechanik zu thun hat.

* (Die bedrängte Unschuld.) Der Sohn eines Theaterfriseurs, ein hübscher großgewachsener Junge von 17 Jahren, hatte seine besondere Freude daran, in netten Anzügen Statisten-Rollen zu machen und wünschte sich nun auch in kleinen Sprechrollen zu versuchen, weil er das Theater für seinen Beruf hielt. Er lag dem Regisseur lange um ein Anmelde-Röllchen an, bis dieser sich endlich erweichen ließ und ihm ein solches zutheilte. Er sollte in einem Ritterspiele als Knappe auftreten und sagen:

„Gestrenger Herr! draußen an der Warte sieht man den Feind in dichten Haufen heranziehen!

Worauf der gestrenge Herr, sich an seine Kampfgenossen wendend, zu erwiedern hatte: „auf denn meine Freunde, laßt uns die bedrängte Unschuld rächen, unsere Schwerter in das Blut des Frechen tauchen!“ und in Begeitung Aller mit geschwungenem Schwerte hinausreiten mußte.

Der angehende Künstler hatte seine Rolle gut memorirt, hatte bei der Probe gut darin bestanden und wartete jetzt an der Thüre mit klopfendem Herzen auf das Stichwort. Ein Bekannter von ihm hatte sich mit dem Buche neben ihn gestellt, damit er auf keinen Fall zur unrechten Zeit auftreten sollte.

Während er so da stand, entspann sich zwischen seinem Vater und dem Theatermeister im hintern Theaterraume ein Streit. Beide wurden immer heftiger und unser Künstler stand mehrere Mal im Begriff, sich seinem Vater als Succurs beizugesellen, da er dessen Gewohnheit kannte: nie einen Streit zu endigen, als bis er Prügel bekam. Der nachstehende Freund erwischte ihn jedes Mal und kehrte ihn mit dem Bemerken: „Du mußt den Augenblick auftreten!“ — der Thüre zu. Endlich traf das lang erwartete Stichwort und eine gewaltige Ohrfeige in einem Nu zusammen — und der debutirende Sohn des gemißhandelten Vaters ward von seinem Freunde zur Thüre hinein auf die Bühne geschoben.

„Gestrenger Herr!“ stotterte er, „draußen — Herr Gott, da draußen . . . . . .“— „Nun“, fuhr ihn der Ritter an, „was gibt's da draußen?“ —„Da draußen,“ platzte der Debutant heraus, „hat der Theatermeister meinem Vater eine Ohrfeige gegeben!“ und schoß über Hals und Kopf wieder zur Thüre hinaus.

Der Ritter schloß die Scene mit den Worten seiner Rolle: „Auf denn, meine Freunde! Laßt uns die bedrängte Unschuld rächen, unsere Schwerter in das Blut des Frechen tauchen!“ — und verließ unter dem schallenden Gelächter des gefüllten Hauses und seinen Kampfgenossen die Bühne.

* „Madame,“ sagte ein Ehemann, dessen Frau sich hinter ihn geschlichen, und ihm einen Kuß gegeben hatte — „Madame, ich betrachtete eine solche Handlung für unanständig.“ „Entschuldige mich,“ antwortete die Frau, „ich wußte nicht, daß du es wärest.“

* Boshaft. — In unserer Nähe steht ein Wirthshaus mit dem Schilde: „Kaffeehaus und Bierhalle.“ Der Verkehr ist gering und der Wirth nicht beliebt. Als der letztere eines Morgens aufsteht, sieht er, daß auf dem Schild beide „h“ weggepinselt waren. Es stand noch da: „Kaffee aus und Bier alle.“

Gemeinnütziges.

* (Wechselfieber oder kaltes Fieber.) Fast das gleiche Verfahren, wie bei dem sogenannten Wurm am Finger (siehe vorletzte Nummer), wird von Vielen eingehalten bei dem Wechselfieber, dem sogenannten kalten Fieber. Da heißt es allgemein: „Der und der kann helfen“ und meist sagen diese Wunderdoktoren: „Der Kranke muß es vorher längere Zeit haben, bevor sie es tödten dürfen.“ Aber alles dieses sind leere Redensarten, denn weder können solche ein Wechselfieber heilen, noch ist es richtig, daß es vorher sehr lange gedauert haben müsse, bevor man es unterdrücken dürfe. Denn bei allen andern Krankheiten, das weiß Jeder von euch, je bälder man ihrer Herr wird, um so besser ist es für den Kranken und für den Geldbeutel desselben. Bei dieser Krankheit aber ist es ganz besonders wichtig und gut, daß sie bald gehoben wird, weil sie im Körper des Kranken, je länger sie dauert, um so schwerere Veränderungen, wie Vergrößerung der Milz, Verschlechterung des Blutes, daher bleiche, abgestandene, gelbliche Hautfarbe und zuletzt Wassersucht herbeiführen kann.

Also suchet baldige Hilfe bei der rechten Quelle, sobald ihr euch durch 2- bis 3maliges Erscheinen der Frostanfälle von dem Vorhandensein des Wechselfiebers (kalten Fiebers) überzeugt habt, und ihr werdet bald davon befreit sein und wieder euern Geschäften nachgehen können, während ihr bei dem frühern Verhalten Monate lang einen siechen Körper, der zu keiner Arbeit taugt, herumzutragen habt.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 50. Kaiserslautern, 22. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von **Ed. Wagner.**

(16. Fortsetzung.)

„Gleich nach seiner Ankunft sandte ich eine Depesche an meinen Vater, welcher nach Irland zum Besuch gereist war; aber er sah Paget nicht mehr lebend. Während meines Bruders Delirium und während der lichten Augenblicke, welche dem Tode vorangingen, sprach er oft von Miß Deane, aber nicht als ein Liebender. Es schien, als wenn seine Neigung zu ihr — wenn er jemals eine solche gehabt — nur von kurzer Dauer gewesen wäre."

„Und er sprach nie von einem Sohne?" fragte Hugo ruhig, indem er Lord Leonhard schärfer anblickte.

Dieser senkte seine Augen und sein Gesicht wurde todtenblaß, als er antwortete:

„Niemals. Kurz vor seinem Tode, als er bei klarem Verstande war, erzählte er mir, daß er einmal eine Liebschaft mit Miß Deane unterhalten, dieselbe jedoch jetzt ganz überwunden habe."

„Was wurde denn aus den Deane's?" forschte Hugo weiter.

„Mr. Deane starb noch, ehe mein Bruder verschied, und ich glaube, Miß Deane ging nach Amerika, wo sie sich verheirathete," erwiderte Lord Leonhard, ohne aufzublicken.

„Es scheint mir klar," seufzte der Graf, indem er seine Hand von den Augen zog, „und doch bin ich in meinem Innern noch nicht ganz zufrieden. Natürlich kann ich nicht glauben, daß Paget jemals verheirathet war, aber er war jung und Miß Deane erst wenig mehr als ein Kind. Leonhard, ich glaube, daß Paget mit einer schweren Last auf seinem Gewissen gestorben ist, welche er Dir nicht zu gestehen gewagt hat."

„Das glaube ich nicht," sagte Lord Leonhard, „doch es ist immerhin möglich."

Hugo sah Beide an: den Grafen mit zärtlichem Mitleid, Lord Leonhard mit offener Geringschätzung.

„Lord Berwick," rief er dann mit klarer Stimme, „ich kam nach Wolchester in der Hoffnung, hier einen Faden zur Entdeckung meiner Familie zu finden, da einer der Briefe an meine Pflegemutter von meinem unbekannten Freund oder Feind hier auf die Post gegeben war. Ich war bereits im Zweifel, ob ich nicht lieber meine Nachforschungen aufgeben sollte, als mich der Zufall mit Ihnen zusammenführte; und jetzt würde ich sie für Alles in der Welt nicht einstellen."

„Und warum nicht?" fragte Lord Leonhard gespannt.

„Es ist nicht, Lord Leonhard Evremond, weil ich Ihren Platz einnehmen möchte als Erbe der Titel und Güter der Berwick's; es ist nicht, weil ich Sie verurtheilen möchte, sich unter mich zu stellen, noch weil ich mich sehne nach Ehre, Rang und Glanz, denn ich würde hinlänglich zufrieden sein, mit dem, was man mir gäbe, — aber ich stehe nicht allein; ich habe andere Rücksichten, die ich nicht außer Acht lassen kann. Ich glaube so sicher wie ich lebe, daß ich der rechtmäßige Sohn Lord Paget Evremond's und Miß Deane's bin. Anders zu denken, würde heißen, die Stimme zu verachten, die laut in mir spricht, oder zu glauben, daß dieses edle Gesicht," und dabei zeigte er auf Paget's Portrait, „das Gesicht eines Schurken ist. Ich glaube, daß ich sein Sohn bin, ich wiederhole es: sein rechtmäßiger Sohn, und ich glaube auch, daß sich irgendwo in der Welt ein verlassenes weibliches Wesen befindet, bekümmert und untröstlich wegen seines verlorenen Kindes. Um dieser Frau willen, will ich mich der Lösung dieses Geheimnisses weihen."

Lord Leonhard lachte dämonisch.

„Wie vereinigen Sie diese Anschauungen mit den Thatsachen?" fragte er. „Sie sagten, daß Ihr Vater Sie in einem Hause in Kensington zurückgelassen. Würde mein Bruder, wenn er wirklich Ihr Vater wäre, Sie nicht nach seinem eigenen Hause gebracht, oder bei Ihrer Mutter gelassen haben?"

„Darüber kann ich nicht urtheilen," versetzte Hugo, „aber die Zeit wird die Wahrheit enthüllen. Es kann die That eines Mannes im Fieberwahnsinn gewesen sein, mich der Sorge völlig fremder Menschen zu überlassen."

„Und warum, wenn Ihre Muthmaßungen richtig sind, hat denn Ihre Mutter niemals nach Ihnen gesucht, warum ist sie niemals hier gewesen, um ihre Rechte als Paget's Wittwe geltend zu machen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte Hugo; „aber ich muß es wissen! Ich bin jetzt auf dem Wege zur Lösung des Geheimnisses; der Faden ist in meiner Hand und ich will ihn verfolgen. Von diesem Augenblick an widme ich mich der Aufgabe, die Wahrheit in dieser Angelegenheit aufzudecken. Ich will meinen Vater als einen ehrlichen Mann, meine Mutter als eine unschuldige Frau darthun! Ich werde sie auffinden, meine arme Mutter, und ihr ihre Rechte und ihren Sohn wiederbringen."

„Wenn Sie Beweise bringen, daß Sie Paget's legitimer Sohn sind, werde ich Sie mit offenen Armen empfangen," sagte der Graf freundlich.

„Und auch ich," bemerkte Lord Leonhard spöttisch.

Hugo machte eine höfliche Verbeugung vor dem Gra-

Digitized by Google

fen, warf noch einen herausfordernden Blick auf Lord Leonhard, ſeinen jetzigen erklärten Feind, und verließ dann ruhig die Gallerie.

Als er die Chauſſee erreicht hatte, blieb er ſtehen und ſah noch einmal zurück; ein zufriedenes Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund.

„Dies war ein bedeutungsvoller Tag für mich,“ murmelte er. „Ich habe meine Abkunft, meine Verwandten aufgefunden. Ich weiß, daß ich Lord Paget Evremond's Sohn bin. Und nun muß ich meine Mutter finden, wenn ſie noch lebt; ich muß ihre Heirath mit meinem Vater ausforſchen. Bis ich dieſes nicht gethan, bis ich nicht zurückgehen kann nach Berwick-Hall als zukünftiger Herr, werde ich keine Ruhe, keinen Frieden finden in meinem Herzen — niemals!“

Mit dieſen Worten wandte er ſich um und ſetzte ſeinen Weg nach dem Dorfe langſam fort.

XIII.

Ein Beſuch bei Mr. Hadd.

Der Nachmittag neigte ſich bereits zu Ende, hier und da ſtrahlte ſchon der Lichtſtrahl durch die Fenſter auf die Straße, als Hugo in Wilchester ankam und ermüdet dem „Braunen Bär“ zuſchritt. Auf dem ganzen einſamen Wege von Berwick-Hall bis hierher hatte er gegrübelt und überlegt und das Reſultat davon war die Befeſtigung des vor dem Grafen ausgeſprochenen Entſchluſſes, das Dunkel zu beſeitigen, welches über ſeinem Leben ſchwebte und den unbeſcholtenen Ruf ſeiner Mutter zu retten.

Sein Geſicht hatte den Ausdruck der Ruhe angenommen und ſein ganzes Weſen verrieth nicht im Mindeſten die heftige Aufregung, welche in ſeinem Innern tobte, als er durch das erleuchtete Wirthshaus ſeinem Zimmer zuſchritt. Letzteres kam ihm jetzt beſonders einladend vor. Die Vorhänge waren herunter gelaſſen, das Feuer brannte luſtig im Kamin und von den Geſimſ deſſelben erleuchtete eine Stearinkerze freundlich das Gemach. Ein großer Stuhl war vor den Kamin gerückt und ein Paar geſtickter Hausſchuhe ſtand unter demſelben.

In der Mitte des Zimmers ſtand der Tiſch zum Thee gedeckt und Martin Kroß, welcher ſo eben mit dieſen Arrangements fertig war, eilte ſeinem Herrn entgegen, um ihm Hut und Ueberzieher abzunehmen, wobei er einen forſchenden Blick in ſein Geſicht warf und beſorgt anbrief:

„Wie bloß, wie angegriffen Sie ausſehen, Mr. Hugo. Ich war ſchon bange, daß Ihnen etwas paſſirt ſein möchte, da Sie ſo lange ausblieben.“

„Ich habe einen ereignißreichen Tag gehabt, Martin,“ ſagte Hugo, indem er ſich erſchöpft auf einen Lehnſtuhl niederließ. „Ich habe Jahre durchlebt in dieſem einen Tage.“

„Haben Sie etwas entdeckt, Mr. Hugo?“ fragte Martin neugierig, indem ſich ſein Geſicht erheiterte.

„Nur einen Faden, Martin, aber einen, der mich hoffentlich zum Ziele führen wird,“ erwiederte Hugo. „Ich bin noch ganz verwirrt und kann kaum meine eigenen Gedanken klar faſſen. Frage mich jetzt nicht weiter, ſpäter ſollſt Du Alles wiſſen.“

Er legte ſeinen Kopf zurück in's Kiſſen und ſchloß ſeine Augen, indem er tief ſeufzte.

Martin betrachtete ihn mit ängſtlicher Miene und ſetzte ſich in einiger Entfernung nieder, um ſeinen Herrn nicht zu ſtören. Aber nicht lange bewahrte er die Ruhe; er unterbrach die herrſchende Stille, indem er ſagte:

„Ich fürchte, Sie haben ſich heute zu ſehr angeſtrengt, Mr. Hugo, denn Sie ſehen wahrhaft elend aus.“

„Meine Ermattung iſt nicht die des Körpers,“ verſetzte Hugo, ſondern die des Geiſtes. Es iſt gut, daß wir hierher gegangen ſind. Meine Vergangenheit war ruhig und ohne Bedeutung; mein wirkliches Leben beginnt vom heutigen Tage an. Vielleicht werde ich Dir heute Abend noch die ganze Begebenheit erzählen und für die Aufgabe, die ich mir geſtellt habe, Deine Freundſchaft und Hülfe in Anſpruch nehmen.“

„Sie wiſſen, daß Sie ſich auf mich verlaſſen können, daß ich für Sie ſterben würde, wenn es ſein müßte.“

„Ich vertraue Dir vor allen Andern, Martin, mein guter, treuherziger Freund,“ verſicherte Hugo. „Und wenn ich jemals Glück und Wohlwollen erlangen ſollte, dann ſollſt Du es mit mir theilen.“

Martin ſtand auf, ergriff die Hand Hugo's und drückte ſie herzlich.

„Und nun,“ ſagte Hugo nach einer Pauſe, „beſtelle das Abendbrod. Ich möchte gern den Wirth ſprechen, denn ich habe noch einige Fragen an ihn zu richten.“

Martin eilte, die Glocke in Bewegung zu ſetzen, welche Aufforderung ſofort durch das Erſcheinen des Wirthes ſelbſt beantwortet wurde, der wie gewöhnlich, munter und mit lächelndem Geſicht eintrat.

„Sie wünſchen, wie ich vermuthe, Ihr Abendeſſen, Mr. Chandos,“ ſagte er, indem er ſich die Hände rieb. „Ich habe noch warmes Eſſen für Sie, heute Mittag waren Sie ja nicht hier. Sind Sie damit zufrieden?“

„Vollkommen,“ verſetzte Hugo. „Setzen Sie ſich, Mr. Lamb; ich habe noch einige Erkundigungen bei Ihnen einzuziehen in der Sache, welche wir geſtern Abend beſprachen.“

„Ich werde glücklich ſein, Ihnen mit Mittheilungen dienen zu können,“ erwiederte der Wirth, indem er ſich auf den Stuhl ſetzte, den Martin ihm herbeigebracht hatte. „Ich beſitze eine angeborene Gabe im Erzählen, Mr. Chandos, und ich muß geſtehen, daß es mir wohl thut, meine Zunge ſo recht im Dienſte der Sprache gebrauchen zu können.“

„Das freut mich, und je mehr Sie dieſelbe jetzt gebrauchen, deſto lieber iſt es mir, Mr. Lamb,“ ſagte Hugo lächelnd. „Sie ſprachen geſtern Abend von einem Mr. Deane; er iſt todt, nicht wahr?“

„Ja, Sir“, entgegnete der geſchwätzige Wirth. „Er kam nicht wieder vom Continent zurück, wohin er als

Digitized by Google

Lehrer und Begleiter des Lords Paget Evremond gereist war. Er starb dort am Fieber, und zwar ungefähr um dieselbe Zeit, als Lord Paget an derselben Krankheit hier verschied. Man sagte damals, daß dieser das Fieber von seinem Lehrer erhalten und mit hierher gebracht habe, denn als er im Hause eintrat, war er beinahe wahnsinnig."

„Und Mr. Deane's Tochter?" fragte Hugo weiter. „Wissen Sie, wo diese ist?"

„Nein, Sir. Ob sie verheirathet ist oder todt, ich kann nichts darüber sagen."

„Hatte er noch mehr Kinder, als diese Tochter?"

„Nein, sie war Mr. Deane's einziges Kind."

„Wie hieß sie?"

„Gertrud. Sie war so hübsch wie ein Bild, Sir, und würde damals ein prächtiger Gegenstand Ihrer Malerei gewesen sein. So viel ich mich erinnere, war sie eine lebhafte, kleine Schönheit, ungefähr zwölf Jahre alt, mit den schwärzesten Locken, die jemals auf einem menschlichen Kopfe gewachsen, den schönsten Augen, die ich je gesehen, und mit Backen, die wie die prachtvollsten Rosen glühten. Tanzend und singend pflegte sie über die Straße zu gehen und man sagte, daß ihr Vater sich an ihrem wildem Wesen ärgerte, — das arme, mutterlose Kind!"

Hugo's Herz bebte. Er zweifelte nicht, daß sich die Erinnerungen des Wirths auf die Kindheit seiner Mutter bezogen.

Plötzlich stand er auf und ging an's Fenster, wo er die Vorhänge zurückbog und hinaussah, seine feuchten Augen indeß nichts von der schwach erleuchteten Straße gewahrten.

„Wie alt war sie, als sie in das Pensionat in Deutschland kam?" fragte er dann mit gepreßter Stimme.

Der Wirth bemerkte die sichtliche Befangenheit seines Gastes nicht, Er legte sich so bequem wie möglich in seinen Stuhl zurück, indem er antwortete:

„Gertrud Deane war etwa zwölf Jahre alt, als ihr Vater sie nach Deutschland in ein Pensionat schickte."

„Und sie kam nach dem Tode ihres Vaters niemals wieder hierher?"

„Niemals, so viel ich weiß. Sie hatte dazu auch keine Ursache. Sehen Sie, Mr. Chandos, die Deane's waren keine Eingeborenen von Wilchester. Mr. Deane war ein Geistlicher, welcher im Norden England's angestellt gewesen war; aber die völlige Gesundheit fehlte ihm, und da er zufällig ein kleines Vermögen bekam, gab er seine Pfarre auf und kam mit seiner Tochter — seine Frau war todt — nach Wilchester, wo er sich in der Oberstraße eine Wohnung miethete. Ich habe nie erfahren, von wo er eigentlich hergekommen. Er war ein stolzer Mann, immer kränklich und daher gewann er hier auch nur wenige Freunde. Und wahrhaftig, er liebte auch mehr, als irgend ein anderer Mensch für sich allein zu sein. Nachdem er Gertrud in's Pensionat gegeben," fuhr er in theilnehmendem Ton fort, „wurde er stiller als zuvor, blieb meistens in seiner Wohnung und studirte in seinen Büchern, von denen er eine große Menge besaß. Schließlich engangirte ihn Graf Berwick als Lehrer für seine Söhne und von da an wohnte er in Berwick-Hall. Nicht lange war er in seinem neuen Amte, als er mit Lord Paget die Reise in's Ausland antrat. Lord Paget war ungefähr drei Jahre abwesend, als er eines Tages allein zurückkam und einige Tage darauf starb. Das Reisen that ihm nicht gut, wie man sieht," fügte er nachdenklich hinzu; „Graf Berwick hätte das Geld sparen können!"

Hugo kam vom Fenster zurück, sein Gesicht war ernst und trübe.

„Und dies ist Alles, was sie von den Deane's wissen, Mr. Lamb?" fragte er.

„Alles!" versicherte der Wirth mit sichtlichem Bedauern.

„Und es ist Niemand hier in Wilchester, der mir weitere Aufklärungen geben könnte?"

„Niemand, ausgenommen vielleicht Mr. Hadd," versetzte der Besitzer des „Braunen Bär." „Der alte Hadd — der knickerige Hadd, wie die Pächter Wilchesters ihn nennen — mag wohl im Stande sein, Ihnen etwas über die Deane's erzählen zu können, denn ich habe gehört, daß Mr. Deane Hadd noch Geld schulde, welches er von diesem geliehen hatte; und wenn sich das wirklich so verhält, dann können sie sicher sein, daß Hadd Alles in Betreff dieser Familie weiß. So viel ist mir bekannt, daß Mr. Deane oft nach dem Hause des Administrators zu gehen pflegte, und weshalb sollte er sonst dahin gegangen sein, als des Geldes wegen? Wenn Sie sich wirklich für die Deane's interessiren, Mr. Chandos, so rathe ich Ihnen, bei Hadd Nachfrage zu halten."

„Gewiß, ich habe ein Interesse an dieser Familie," sagte Hugo ruhig, „und ich möchte Miß Deane aufsuchen, wenn sie noch lebt. Ich will Mr. Hadd diesen Abend noch besuchen. Wer ist er und wo wohnt er?"

„Er ist Sir Archy Wilchester's Administrator," entgegnete Mr. Lamb, und sein Gesicht verzerrte sich ihm unbewußt, „und wohnt in dem rothen Hause zwischen dem Dorf und dem Schloß."

„Gut, das Haus habe ich diesen Morgen schon bemerkt. Sobald ich gegessen habe, will ich dahin gehen. Kann ich mein Abendbrod sogleich bekommen?"

Der neugierige Wirth hätte seinen Gast gern gefragt, was für ein Interesse er an den beinahe vergessenen Deane's habe, aber Hugo's ernstes, würdevolles Gesicht benahm ihm den Muth, seine Neugier zu befriedigen. Er stand schnell auf und entfernte sich, um das Essen zu besorgen.

Hugo ging, in Gedanken vertieft, im Zimmer langsam auf und ab, bis der Tisch gedeckt war, dann aß er hastig und als er damit fertig war, zog er seinen Ueberrock an, nahm seinen Hut und sagte:

„Ich werde bald wieder hier sein, Martin, und dann will ich Dir die Erlebnisse dieses Tages erzählen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Politische Bierzeilen. Ein kernfester Demokrat erklärte, er werde gegen jeden Candidaten stimmen, welcher ihn in folgenden vier menschlichen Grundrechten beeinträchtigen möchte:

„Sing' wie du willst,
Bet' wie du willst,
Iß wie du willst,
Trink wie du willst."

* (Die Höflichen.) Ein Schwurgerichtspräsident fragte auf der Reise einen Wandersmann nach dem Wege. Dieser gab die nöthige Auskunft und fügte hinzu: Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Präsident, denn ich stand einmal wegen Schafsdiebstahl vor Gericht.

Ich erinnere mich Ihrer, entgegnete der Präsident, — wie geht es ihrer Frau? Ich hatte damals die Ehre, dieselbe gleichfalls kennen zu lernen, denn sie war der Mitzeugenschaft beschuldigt.

Zu dienen, Herr Präsident. Wir wurden Beide glücklicherweise freigesprochen und ich setze meinen Viehhandel fort.

Nun, dann werde ich wohl die Ehre haben, Sie recht bald wieder vor Gericht zu sehen, sagte der Präsident, sich verabschiedend.

* Ueberflüssig. (Auf der Alm eine große Heerde Kühe bewundernd.) Dame: „Mon Dieu! wozu nur die Leute noch so viele Kühe halten, während man doch jetzt überall „condensirte Milch" bekommen kann.

* Zehn Pfund. „Gerade habe ich zehn Pfund erhalten", sagte ein Irländer in Dublin zu seinem Schneider, als dieser ihn besuchte. — „Ach vortrefflich," rief der Schneiderkünstler, „das ist gerade die Summe, welche die Rechnung beträgt, die ich Euch da gebracht habe." — „Nun, Ihr seid willkommen damit, Meister es sind nämlich zehn Pfund Fleisch in Gestalt eines Sohnes, den mir meine Frau geboren hat."

* An die Redaktion des in San Franzisco erscheinenden „Chronicl" erging vor Kurzem die kindliche Anfrage, woher eigentlich Kain seine Frau genommen habe, da wie die Bibel erzählt, es damals doch außer Eva, der Mutter Kain's keine weiblichen Wesen gab. Die Redaktion antwortete, eine solche unnütze Neugier und Einmischungen in Familien-Angelegenheiten sei verwerflich und eine Verletzung der Heiligkeit des Familienlebens. Aus Schonung für die noch lebenden Verwandten des Verstorbenen müsse die Redaktion sich daher weigern, die Anfrage zu beantworten.

* Herbert Spencer sagt in einem neueren Werke, daß das amerikanische Volk noch die Formen, aber nicht mehr das Wesen der Freiheit besitze.

Gemeinnütziges.

Der Regenwurm gehört immer noch zu jenen aus Unkenntniß ihrer Lebensweise, verfolgten Reptilien, welche man nach Möglichkeit zu vertilgen bestrebt ist. Man glaubt nämlich, daß dieses Gewürm, ähnlich der Maikäferlarve oder Made sich nur von den Wurzeln der Pflanzen nähre, und also deren Gedeihen beeinträchtige und gefährde. Daß jene wenigstens dies nicht thun und sich mindestens nicht von frischen pflanzischen Stoffen, oder Theilen lebender Pflanzen nähren, sondern höchstens nur von solchen, welche bereits in Verwesung übergegangen sind, oder andern erdigen und in Verwesung übergegangenen thierischen Stoffen, darauf weist auch schon der Inhalt seines Leibes hin. Wenn man diesen nämlich untersucht, so wird man stets finden, daß derselbe nur aus Stoffen letzterer Art besteht. Weiter aber geht dies auch schon daraus hervor, daß sich der Regenwurm und besonders auch das ihm verwandte kleinere Gewürm in größerer Menge immer nur in stark gedüngtem oder humusreichen Boden und an solchen Stellen findet, welche etwa mit Dünger, besonders Stall- oder Strohdünger bedeckt sind. Sollte nun aber der Regenwurm oder Seinesgleichen auch in den Gärten einigen Schaden anrichten, so kann dieser doch immer nur dadurch entstehen, daß er einzelne, immer aber nur sehr geringe lebende Pflanzentheile in seine Löcher hinabzieht, um deren Fäulniß zu veranlassen. Was aber der Regenwurm ꝛc. von den gedachten Stoffen verzehrt, kann man ihm schon gönnen, da es ohnehin dem Acker mit dem Absterben jenes Gewürmes wieder zu Gute kommt. Und sollte uns schließlich auch ein kleiner Verlust an düngenden Stoffen entstehen, so wird dieser doch reichlich wieder durch den großen Nutzen aufgewogen, welchen uns besonders der Regenwurm in gar vielen Fällen leistet. Dieser Nutzen besteht nämlich auf den schweren Bodenarten darin, daß die Regenwürmer und weiter auch das diesen ähnliche Gewürm dieselben bei ihrem nächtlichen Hervortreten aus ihren unterirdischen Wohnungen mit vielen Tausenden von kleinen Röhren versehen und somit die Einwirkung der atmosphärischen Luft auf denselben, welche bekanntlich so heilsam und besuchtend für diesen ist, wesentlich erleichtern. Ist ferner bei anhaltender Dürre solcher Boden hart zusammengetrocknet und fällt dann endlich ein Regen ein, so erleichtern gerade jene Röhren das Eindringen des Wassers in denselben, und damit dessen Erweichung durch solche. Ohne die gedachten kleinen Röhren würde es oft länger währen, bis der Regen solchen dielenartig zusammengetrockneten Boden zu erweichen im Stande wäre. Der Nutzen, welchen die Regenwürmer ꝛc. in solchen Fällen stiften, ist also keineswegs ein geringer.

Charade.

Zweisilbig.
Die erste lieb ich unter mir
Die zweite über „Haupt"
Das ganze täuschet für und für
Daß Niemand mehr ihm glaubt.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 51. Kaiserslautern, 25. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von Ed. Wagner.

(17. Fortsetzung.)

„Lassen Sie mich mit Ihnen gehen, Mr. Hugo," bat Martin.

Hugo aber schüttelte lächelnd sein Haupt und eilte hinaus auf die Straße.

„Die Luft war scharf und kalt und der Himmel mit glänzenden Sternen übersäet. Hugo schritt rasch vorwärts, das Blut wallte heftig in seinen Adern und verlieh seinem ganzen Körper eine übernatürliche Wärme. Als er durch die Oberstraße kam, wo er die Häuser aufmerksam betrachtete, dachte er:

„Also in einem dieser Häuser lebte meine Mutter in ihrer Kindheit! Arme, kleine Gertrud! Ich möchte wohl wissen, ob sie noch lebt. Ob sie wohl jemals um ihren verlorenen Sohn getrauert hat? Was wird sie sagen, wenn wir uns treffen und uns gegenseitig zu erkennen geben?"

Thränen standen ihm in den Augen, als er weiter eilte. Das Bild der muntern kleinen Gertrud Deane, wie der Wirth sich ausgedrückt, hatte sich scharf in seine Seele eingeprägt.

Bald hatte er Hadd's Wohnung erreicht.

„Wie es scheint, ist Mr. Hadd zu Hause," murmelte er, als er in einem Zimmer Licht sah, während er die kleine Treppe vor der Hausthür erstieg. „Ich glaube, ich werde hier sonderbare Entdeckungen machen?" und dabei klopfte er stark mit dem Thürklopfer.

Die Haushälterin kam herbei, öffnete die Thür und führte Hugo in ein Zimmer. Auf die bezügliche Frage erklärte sie, daß Mr. Hadd bei Tische sei, aber bald erscheinen werde.

Hugo brauchte nicht lange zu warten, denn bald kam Mr. Hadd, die personificirte Selbstgefälligkeit und Zufriedenheit, sich lächelnd verbeugend.

„Meine Haushälterin sagte mir, daß Sie mich zu sprechen wünschten, Mr. — Mr. — ach —"

„Chandos," fiel Hugo ergänzend ein. „Mein Name ist Hugo Chandos; ich bin Maler und komme aus London."

Hadd schien sich durch den Eindruck, den der junge Mann auf ihn gemacht, getäuscht zu haben, denn bei dieser Erklärung Hugo's wurde sein Benehmen kälter. Augenscheinlich liebte er nicht, seine Höflichkeit an einen unbedeutenden Maler zu verschwenden.

„Ach, ein Künstler!" rief er in einem Tone, der die Dämpfung seiner vorherigen respectvollen Begegnung bezweckte. „Ein reisender Maler, nicht? Sind Sie Photograph und mit eigenem Fuhrwerk hier, oder sammeln Sie nur Aufträge?"

Hugo's Wangen erglühten; er richtete den Kopf stolz auf und warf dem Administrator einen zurechtweisenden Blick zu, indem er sagte:

„Sie irren sich, Mr. Hadd. Ich bin nicht hier um Ihre Gönnerschaft zu erwerben, sondern nur zu dem Zweck, um mich nach einer Familie zu erkundigen, die mich im höchsten Grade interessirt und mit welcher Sie, wie ich gehört habe, bekannt sein sollen."

„So," versetzte der Administrator, „dann setzen Sie sich, Mr. — Mr. Chandos. Es sollte mich freuen, Ihnen die gewünschte Auskunft ertheilen zu können."

Indem er so sprach, warf er sich in einen Lehnstuhl und begann mit dem dicken Petschaft an seiner Uhrkette zu spielen, während sein scharfer Blick auf Hugo haftete.

Dieser nahm Hadd gegenüber Platz. Das hochtrabende Wesen des Administrators widerte ihn an und er ging deßhalb sogleich auf seine Angelegenheit ein, denn er hatte kein Verlangen, hier länger zu verweilen, als unbedingt nothwendig war.

„Es kommt mir vor, als hätte ich Sie schon früher irgendwo gesehen, Mr. Chandos," sagte der Administrator. „Wahrhaftig, Sie sehen Jemanden ähnlich, den ich gekannt habe."

„Entschuldigen Sie, Mr. Hadd, daß ich ohne weitere Umschweife sofort zum Zweck meines Hierseins komme," versetzte Hugo mit Anstand. Ich wollte einige Nachfragen machen in Betreff eines gewissen Mr. Deane, der früher Lehrer in Derwick-Hall war."

„Da fragen Sie besser in jenem Hause selbst," unterbrach ihn der Administrator. „Er ist mehrere Jahre im Dienste des Grafen gewesen."

„Ich war bereits dort," entgegnete Hugo, „bin aber nicht befriedigt worden. Ich — ich bin mit den Dean's verwandt. Mr. Lamb, der Besitzer des „Braunen Bär," bei dem ich ebenfalls Erkundigungen einzog, rieth mir, mich an Sie zu wenden, wobei er bemerkte, daß er glaubte, Mr. Deane habe von Ihnen Geld gelichen."

Jetzt schien der Administrator Interesse für seinen Besuch zu gewinnen, denn er sagte in freundlicherem Ton:

„Der Wirth hat Recht. Ich habe Mr. Deane oft Geld gelichen. Thatsache ist, daß Mr. Deane großes Talent besaß, sein Einkommen halbjährlich voraus zu erheben. Er kaufte dann Bücher, und fröhnte dieser verschwenderischen Leidenschaft in solchem Maße, daß er

Digitized by Google

immer arm und in Schulden war, obgleich er jährlich über dreihundert Pfund Sterl. bekam, welche ihm seine Verwandten hinterlassen hatten. Sein Besitzthum bestand in einer Farm irgendwo im Norden, die er nicht verkaufen konnte und auf welcher er nicht wohnen wollte. So lieh er denn zuweilen Geld von mir, welches ich ihm auch jederzeit bereitwillig gab, da er mir sicher und auch sonst ein rechtschaffener Mann war, der mich für meine Hülfeleistung gern und gut honorirte. Er schuldete mir bei seinem Tode noch eine ziemliche Summe doch ich muß sagen, daß seine Tochter sehr ehrlich gehandelt, indem sie meine Forderung bis auf den letzten Heller bezahlt hat."

„Ich interessire mich besonders für Miß Deane," fiel Hugo ein. „Können Sie mir sagen, was nach des Vaters Tode aus ihr wurde?"

Der Administrator musterte seinen Besuch genau und wünschte bei sich, daß sein Sohn ein so einnehmendes Wesen besitze, wie dieser junge Mann.

„Ich kann weder sagen, was aus ihr geworden, noch wo sie jetzt ist, Mr. Chandos," erwiderte er dann. „Sie ging in ein Pensionat in Freiburg am Rhein —"

„Freiburg am Rheiu!" wiederholte Hugo unwillkürlich, indem seine Augen leuchteten.

Der Administrator betrachtete ihn noch schärfer und fuhr fort:

„Nach dem Tode ihres Vaters, welcher um dieselbe Zeit erfolgte, als Lord Paget Evremond starb, erhielt ich von Miß Deane ein Schreiben, in welchem sie mir mittheilte, daß sie im Begriff sei, nach Wilchester zurückzukommen und ihres Vaters Schuld zu bezahlen. Ich glaube, dieser Brief war die Antwort auf den meinigen, den ich an sie geschrieben und in welchem ich sie um die Auszahlung gedrängt hatte, da ich hörte, daß ihr Vater dem Tode nahe sei. Sie bezeichnete den Tag ihrer Ankunft hier und ich ging zur bestimmten Zeit an den Bahnhof, um sie in Empfang zu nehmen."

„Sie kam also hierher nach dem Tode ihres Vaters?" fragte Hugo lebhaft.

„Ja, sie kam und ich nahm sie mit nach meinem Hause, wo wir die Schuld in Ordnung brachten. Dann wünschte sie einen Boten nach Berwick-Hall zu Lord Paget Evremond zu senden. Ich sagte ihr, daß Lord Paget bereits eine Woche todt und dessen Leiche ausgestellt sei. Sie können sich meine Bestürzung denken, als sie bei dieser Nachricht mit einem furchtbaren Schrei zu meinen Füßen stürzte und bewußtlos liegen blieb. Ob er sie jemals geliebt hat oder nicht, Gertrud Deane liebte ihn von ganzem Herzen."

Hugo's Stimme klang bewegt und seine Augen starrten trübe und traurig vor sich hin, als er sagte:

„Armes, junges Mädchen! Was geschah weiter mit ihr?"

„Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere und machte es so ein bis 2 Stunden," versetzte der Administrator in hartem, theilnahmslosem Ton. „Dann stand sie auf und bestand darauf, daß ich sie nach Berwick-Hall führe. Ich kam ihrem Wunsche nach, denn ich fürchtete, daß sie sonst in meinen Händen sterben würde. Graf Berwick war auf seinem Zimmer und empfing Niemanden. Man erlaubte uns, in das Gemach zu gehen, wo der todte junge Mann lag; an der Thür jedoch winkte mir Miß Deane, zurückzubleiben und sie ging allein hinein. Als sie die Thür öffnete, sah ich Lord Leonhard am Fuße der Bahre stehen. Er blickte zu der Eintretenden auf, welche die Thür hinter sich zumachte und nun waren die Beiden miteinander allein."

Hugo's Nerven schienen auf's Aeußerste erschüttert. Ein schwerer Seufzer, den er nur mit großer Mühe unterdrückte, schwebte auf seinen bleichen Lippen. Diese Erzählung, welche so vollständig die Versicherung Lord Leonhard's, daß Gertrud Deane nach dem Tode ihres Vaters niemals wieder nach Wilchester gekommen sei, als Lüge darstellte, hielt er für eine glaubwürdige.

„Fahren Sie fort," bat er heiser. „Gertrud Deane und Lord Leonhard standen zusammen am Sarge Paget's! Und dann?"

Der Administrator zögerte, nach einer Pause fuhr er jedoch fort:

„Ich stand auf dem Corridor und obgleich ich die Stimmen der Beiden deutlich hörte, konnte ich doch die einzelnen Worte nicht verstehen. Mitunter glaubte ich die Stimme des Mädchens heftig und aufgeregt und dann und wann brach sie in ein heftiges Schluchzen aus, so daß mir das Blut zu Kopfe stieg. Zwei volle Stunden blieben sie in dem Zimmer, dann öffnete sich die Thür und Gertrud trat heraus, die in ihren Trauerkleidern, die sie ihres Vaters wegen trug, jetzt wie ein Geist aussah. Ihr Gesicht war schauerlich und weiß wie Kreide, und ihre Augen waren schrecklich anzusehen. Sie streckte blindlings ihre Hand aus und ergriff meinen Arm und so gingen wir zusammen fort, indem ich mich noch einmal umsah und Lord Leonhard gewahrte, welcher an die Thür des Todtenzimmers gekommen war und uns nachschaute; er sah blaß aus, aber so stolz und gräßlich wie der Teufel."

Ein leises Stöhnen entrang sich Hugo's Brust. Trotz seiner Selbstbeherrschung war er nicht im Stande dieses Zeichen seines Schmerzes zurückzuhalten.

„Ich brachte sie wieder nach meinem Hause, aber sie wollte nicht hier bleiben. Noch mit dem letzten Zuge an demselben Abend reis'te sie wieder ab, aber wohin sie ging, weiß ich nicht, auch kümmerte ich mich nicht darum," sagte der Administrator kalt. „Ich habe immer gedacht sie möchte einen Selbstmord begangen haben, denn so viel schien mir gewiß, sie war zum Sterben in Lord Paget verliebt. Es würde eine feine Eroberung für sie gewesen sein, wenn er sie geheirathet hätte; aber er kannte seinen Werth besser, als sich an seines Lehrers Tochter wegzuwerfen. Lord Leonhard besuchte mich später einmal und erzählte mir von der Sache. Er sagte, er habe Ursache zu glauben, daß sein Bruder an Gertrud Deane nicht recht gehandelt, kurz, daß er sie betro-

Digitized by Google

gen habe. Ich denke dasselbe, denn auf dem Wege von Berwick-Hall bis nach meiner Wohnung saß sie im Wagen wie eine Statue und öffnete nur einmal ihre Lippen, und das war, um halblaut etwas zu äußern, das ungefähr lautete: „„Verloren! Verloren! Nichts ist mir gelassen als der Tod!'

Hugo konnte seine Aufregung kaum noch beherrschen. Er fühlte, daß er den scharfen, durchdringenden Blick des Administrators nicht länger aushalten konnte; er stand deßhalb auf und sagte mit gepreßter Stimme:

„Ich würde viel darum geben, Mr. Hadd, wenn ich etwas mehr Licht in dieser Sache bekäme. Können Sie mir nichts mehr erzählen?"

„Nichts mehr. Ich wage zu behaupten, daß das Mädchen eine Selbstmörderin geworden ist. Freilich hörte ich auch, und ich meine von Lord Leonhard, daß sie als Frau eines achtbaren Mannes nach Amerika gegangen sei. — Halt! jetzt erinnere ich mich, Mr. Chandos, wem Sie so sehr ähnlich sehen, — Sie sind das natürliche Ebenbild Lord Paget Evremoud's! Sollte Ihr Interesse an Miß Deane ein persönliches sein?" und der Administrator lachte widerlich. „Sind Sie ein nicht anerkannter Sprößling von dem edlen Hause Berwick, — vielleicht ein Sohn der hübschen Gertrud Deane?"

Hugo kochte das Blut in den Adern.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank auszudrücken für die mir ertheilte Auskunft," sagte er, „und gestatten Sie mir, daß ich mich jetzt empfehle."

Hiermit verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

Beim Hinausgehen begegnete er Jason Hadd. Einen Augenblick standen Beide still und sahen sich einander an, dann setzte Hugo seinen Hut auf und eilte hinaus.

XIV.

Entdeckter Betrug.

An demselben Abend, da bei Hadd die im vorigen Kapitel erzählte Unterredung stattfand, saß Rosamunde Wilchester allein in ihrem Zimmer, grübelnd über die Angelegenheiten ihres Vaters. Sie war überzeugt, daß, wenn sie die Bücher des Administrators einsehen würde, sie im Stande sei, einigen Betrug desselben aufzufinden und zwar in dem Maße, daß sie aus ihrer bedrängten Lage befreit würden und faßte den Beschluß, demgemäß zu handeln.

Am nächsten Morgen schickte sie sogleich einen Boten zum Administrator, um die Bücher zur Durchsicht zu holen, — dieselben Bücher, welche Sir Archy erst kürzlich aufmerksam und mit einer gewissen Aengstlichkeit geprüft hatte.

Der Administrator lehnte in einem Billet voller Complimente ihr Ersuchen ab, indem er versicherte, daß die alten, muffigen Contobücher für junge Damen nicht angenehm zu lesen seien und empfahl ihr statt dessen, als passender für hübsche junge Köpfe, einige Bände Gedichte.

Brennend vor Aerger wiederholte Rosamunde ihr Begehren in ihrem und ihres Vaters Namen.

Der Administrator erwiderte hierauf, daß die Bücher sich in den Händen seines neuen Secretairs befänden, Sir Archy es jedoch jederzeit freistehe, dieselben einzusehen, wenn er nach seiner Wohnung käme.

Es war augenscheinlich, daß Hadd besorgt war und die Bücher nicht aus seiner Aufsicht lassen wollte.

„Wie frech er ist, Papa," sagte das junge Mädchen, indem es das Billet Sir Archy darreichte. „Er geberdet sich schon als Herr."

„Er fühlt seine Macht," versetzte der Baronet. „Aber, Rosamunde, nimm Dir seine Unverschämtheit nicht so sehr zu Herzen. Es würde Dir doch nicht gut thun, die Bücher zu studiren, ich habe dieselbe bei Hadd selbst geprüft und wurde dabei zuletzt ganz wirre im Kopfe."

„Aber wenn wir Beide sie ruhig und ungestört in unserer Bibliothek durchsehen könnten, würden wir bald erfahren, ob sich in den Rechnungen etwas Unrichtiges befindet. Es ist doch höchst verdächtig, Papa, daß er uns die Bücher nicht geben will, da er sie doch doppelt hat. Sicherlich ist es damit nicht ganz richtig."

Sir Archy wurde durch diese Erklärung etwas ermuthigt. Er war, wie er sagte, kein Geschäftsmann. Er hatte versucht, einen Weg durch seine gegenwärtig verwickelte Lage zu finden, nachdem er aber die Höhe seiner Schulden kennen gelernt und von Hadd den wahren Stand seiner Finanzen erfahren, hatte er alle Hoffnung aufgegeben und war nur noch bemüht, sich in sein Schicksal zu finden.

„Ich muß die Bücher sehen," hob Rosamunde nach kurzem Bedenken wieder an. Ich vermuthe, daß Hadd Dich auf jede Weise betrogen hat, Papa. Heute morgen habe ich den Kellermeister, der, wie Du weißt, uns treu ergeben ist, zu den Pächtern geschickt, um sich zu erkundigen, wie viel Pacht jeder von ihnen bezahlt. Ich erwarte ihn jeden Augenblick zurück und bin ungeduldig, seine Notizen mit Hadd's Büchern zu vergleichen. Sollte sich eine Verschiedenheit zu unserm Nachtheil herausstellen, so wird das genügend Hadd's Betrügereien beweisen."

„Und wenn wir solches gefunden haben, Rosamunde?"

„Dann wollen wir die Bücher einem geschickten Rechenmeister übergeben. Wir werden dann die Macht haben, unserm Feinde Widerstand zu leisten. — Lieber Papa, wir wollen kämpfen für unsern lieben, alten Besitz und ich hoffe, der Sieg wird unser sein."

Sie legte ihren Arm in den ihres Vaters und blickte ihn so liebevoll lächelnd an, daß ihr Vater sie in seinem Herzen mit einem Hoffnungsengel verglich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Physiologische Diagnose.) Ein Dresdner „Schöngeist" behauptete neulich in einer Gesellschaft von Aerzten und Schriftstellern: „Der Humor, meine Herren, ist eben auch nur eine Krankheit!" — „„In dieser Voraussetzung"", erwiderte ihm ein junger Arzt, „„müssen Sie sich einer steten Gesundheit erfreuen.""— Worauf kein Widerspruch erfolgte.

* (Angenehmes.) Am Allerseelentage ward in einer Gesellschaft viel von Friedhof, Tod und Grab gesprochen. „Ach, der Kirchhof ist ein trauriger Ort!" meinte da ein Wittwer, dessen Frau vor Kurzem gestorben war — „nichts besitzt er für mich Angenehmes, als das Grab meiner Emilie!"

* (Die Alterthümer der Stadt.) „Liebe Tante! — schrieb ein junges Mädchen aus der Pension — Da eine Freundin von mir die nächste Tage zu Euch nach Dresden kommen wird, die den Wunsch geäußert hat, die Alterthümer Eurer Stadt zu besichtigen, so habe ich mir erlaubt, sie direkt an dich zu adressiren."

* (Rache.) Der Herr Pastor S. war ein großer Feind von Spirituosen und setzte sich deßhalb mit dem Wirthe des Dorfes in's Einvernehmen, daß derselbe den Fuhrleuten, Packträgern ꝛc. anstatt Schnaps Fleischbrühe ausschenken solle, indem diese ja den gleichen Dienst thue. Eines Tages schickte nun die Frau Pastorin, die natürlich keinen Schnaps im Hause hat, ihre Magd in's Wirthshaus, um ihr solchen zu holen, sie wolle die Spiegel reinigen. Die Magd kommt zurück und sagt: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Wirth, Schnaps dürfe er keinen verkaufen, aber er schicke Ihnen eine Portion Fleischbrühe, die ja den gleichen Dienst thue.

* (Eine Buffeterie.) Dem Präsidenten der Versailler Bauernkammer, welcher in der hübschen Comödie gegen den kleinen Thier's die Schelmenrolle des Judas spielte, haben die moralischen Backenstreiche der republikanischen Deputirten das Wohlgefallen an artigen Tartuffe-Manövern keineswegs verleidet. Er brennt vor Verlangen, dem gewesenen Präsidenten der Republik seine von der wüsten Radicaille hinterriebenen Freundschaftsbezeugungen entgegenzubringen. So erschien denn Herr Buffet mit edler Selbstverleugnung in der letzten Abendgesellschaft des Herrn Thiers, welcher nach wie vor, als wäre gar nichts vorgefallen, seine politischen Empfangssoireen abhält. Unter den Stammgästen des alten Herrn befinden sich neben Diplomaten und Exministern auch mehrere hartgesottene Republikaner. Als das höflich grinsende Gesicht, des Kammerpräses am Eingang des Saales auftauchet, entsteht allgemeines Erstaunen und Jedermann weicht vor dem Herannahenden zurück. Der durch so ehrenvollen Besuch überraschte Hauswirth setzt seine Unterhaltung mit seiner Nachbarschaft fort und thut als hätte er Nichts bemerkt und Nichts gesehen. Das Gespräch bewegt sich gerade um die parlamentarischen Arbeiten und Thiers versichert sehr lebhaft seine Absicht, an den Thaten der Nationalversammlung nach Kräften sich zu betheiligen. Buffet, vor der achtungsvollen Leere, die sich um ihn bildet, etwas befangen, nähert sich unsicheren Schrittes zuerst der Fürstin Trubetzkoi, mit der er einige Phrasen austauscht, und bewegt sich dann auf Thiers zu, welcher ihn mit seinem Lächeln begrüßt und sogar die biedere Hand drückt, aber dann in seiner Conversation mit den Anderen ungenirt fortfährt, so daß Buffet gezwungen ist, seinen Rundgang durch den Salon fortzusetzen und einen gesprächigeren Tischnachbar zu suchen. Das Glück verläßt den Braven nicht; endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen findet er an dem österreichischen Botschafter einen willigen und angenehmen Gegenpart, mit dem er eine so eifrige Discussion anknüpft, daß er gar nicht bemerkt, wie sich unterdessen der Saal wie auf Commando lehrt, so daß sich zuletzt außer Buffet und dem Hausherrn nur noch ein halbes Dutzend Personen in dem Zimmer befinden. Die schöne Soiree war hiermit zu Ende.

Gemeinnütziges.

* Krampfadern und Blutungen aus denselben. Bei Blutungen aus Krampfadern, besonders an den Füßen der Frauen, trifft der Arzt diese meist ohnmächtig an, nachdem irgend ein Wunderdoctor, ein sogenannter Blutstiller, seinen Hocus pocus gemacht oder andere oft recht unpassende Blutstillungsmittel angewendet wurden, wie Aufbinden von Spinngeweben, selbst von Roßmist u. s. w. Die Blutung hat in der Regel etwas nachgelassen, weil die Kranken ohnmächtig geworden, oder sie dauert sammt diesen Kunststücken und dem Verbande fort, wenn auch nicht in dem Grade wie anfangs, aber sammt dem würde der Kranke zu sehr geschwächt und zuletzt Blutleere eintreten, wenn nicht die rechtzeitig und passende Behandlung eingeleitet würde.

Bei Mangel aller andern Hilfe ist das Ausdrücken des Daumens oder eines Fingers auf die blutende Stelle, das erste und einfachste Mittel, denn dadurch wird das blutende Gefäß, die meist nur Nabenkiel große spritzende Pulsader geschlossen und damit ist die Blutung gestillt. Dieses Ausdrücken des Fingers, das entweder durch den Mann oder eine andere befreundete Person geschieht, kann bis zur Ankunft eines Arztes fortgesetzt werden, oder wenn dieses zu lang dauert, bindet man eine größere Münze, meinetwegen auch ein Goldstück, einen besondern Vorzug hat es nicht, oder einen andern festen Gegenstand, in einen Leinwandfleden gewickelt, fest über die blutende Stelle. Dabei läßt man die Kranken liegen, legt den leidenden Fuß hoch auf ein Kissen oder Polster und wartet ruhig die Ankunft des Arztes ab.

Dasselbe Verfahren ist einzuschlagen bei Blutungen nach Verwundungen, Schnitt- und Stichwunden, wo statt der Münze ein dicker Leinwandbausch anzuwenden und nebenbei noch die Kälte ein Hauptunterstützungsmittel zur Blutstillung ist in Form von kalten Wasserumschläger oder Eis, wenn man es gerade haben kann.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 52. Kaiserslautern, 29. Juni 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(18. Fortsetzung.)

„Ja, Rosamunde, wir wollen kämpfen, selbst wenn es vergebens sein sollte," sprach Sir Archy, indem er um seiner Tochter willen ein freundliches Gesicht machte. „Setze Deinen Hut auf und laß' uns auf der Terrasse spazieren gehen, bis der Kellermeister kommt, denn Deine Ungeduld hat auch mich unruhig gemacht."

Rosamunde lachte und eilte, sich bereit zu machen. Nachdem Sir Archy seinen Ueberrock angezogen hatte und während er noch beschäftigt war, die Handschuhe über seine Finger zu ziehen, kam sie zurück. Ein grauer Mantel hing lose über ihr schwarzseidenes Kleid und ein runder Hut bedeckte leicht ihren Kopf.

Sie gab ihrem Vater den Arm, und dann gingen Beide langsam hinaus auf die Terrasse. Diese war ein großer Raum vor der Front des Schlosses, welcher mit großen, hellfarbigen Fliesen gepflastert und von einer hübsch ausgehauenen steinernen Balustrade umschlossen war.

Es war Nachmittag und die Novembersonne gab nur noch einen matten Schein durch die vorübereilenden grauen Wolken; die Luft war scharf und kalt. Dennoch gingen Beide, Arm in Arm, lange die Terrasse auf und ab, häufig einen Blick nach dem großen Thor werfend, durch welches sie den Kellermeister erwarteten.

„Ich wünschte er käme," sagte Sir Archy ungeduldig, als bereits eine halbe Stunde verflossen war. „Am Ende kommen Hadd und sein Sohn zum Diner, bevor er noch hier ist. Könnte ich mich doch von diesen Menschen losmachen," fügte er seufzend hinzu; „aber ich fühle mich ihnen gegenüber so schwach wie ein Kind."

Das Mädchen sah ihren Vater freundlich lächelnd an. Er sah blaß und angegriffen aus, seine Augen lagen tief im Kopfe und waren matt.

„Du siehst aus, Papa, als hättest Du vorige Nacht nicht geschlafen," sagte Rosamunde. „Hast Du vielleicht, nachdem ich zu Bett gegangen, die Nacht im Grauen Thurm zugebracht?"

Die Augen des Barons gaben hinreichende Antwort.

„Ich konnte nicht anders, Rosamunde!" entgegnete er, sich entschuldigend. „Der Gedanke, daß der Schatz irgendwo im Grauen Thurm begraben liegt, ist, da bei uns so viel auf dem Spiele steht, genügend, mich zu jeder Zeit zur Thätigkeit anzuspornen."

„Wir wollen diese Nacht zusammen suchen und — — O, Papa, da kommt der Kellermeister!"

Sie blieben stehen und sahen nach dem Thor. Im nächsten Augenblick öffnete sich dasselbe und sie erblickten einen Reiter, welcher die Allee herauf nach der Terrasse kam.

In geringer Entfernung von derselben stieg er vom Pferde und indem er dieses am Zügel führte, kam er näher.

Es war in der That der Kellermeister, der von seiner Sendung zurückgekehrt war. Er hatte einen angestrengten Ritt gehabt, aber aus seinem Gesicht sprach auch eine gewisse Zufriedenheit, die Genugthuung, daß derselbe nicht erfolglos gewesen.

„Wollen Sie so gut sein, Miß Rosamunde," sagte er, sich gegen seinen Herrn und die junge Dame ehrfurchtsvoll verbeugend und der Letzteren ein zusammengelegtes Blatt Papier hinreichend. „Ich bin bei allen Pächtern gewesen, habe überall die Summe der Pacht erfahren und dieselbe notirt."

„Gut," sagte Sir Archy. „Ist das Alles?"

„Ja, Sir, nur klagten die Pächter über die hohe Pacht und sagten, daß sie sich unter einer schweren Last befänden und deshalb um Ihre Nachsicht bäten."

„Es ist sonderbar, daß sie klagen," meinte der Baronet verwundert. „Ihre Pacht ist nicht halb so hoch, wie früher, da ich noch ein Knabe war, zudem sind die Ländereien jetzt besser als damals. Ich will die Sache doch untersuchen."

Er winkte dem Diener zu gehen, nahm dann von Rosamunde das Papier, und, indem er dasselbe übersah, sagte er mit steigender Verwunderung:

„Die Summen scheinen mir hoch zu sein, ich glaubte, sie wären nicht halb so groß. Wir wollen doch das Papier mit den Büchern vergleichen. Bewahre es auf, Rosamunde, ich will selbst zu Hadd gehen und die Bücher holen."

Er wandte sich zum Fortgehen um, aber Rosamunde hielt ihn sanft zurück.

„Es kommt Jemand durch das Thor, Papa," sagte sie. „Vielleicht ist es ein Bote vom Administrator."

Sir Archy wartete und bemerkte einen Mann, der eilig die Allee heraufkam. Derselbe schien alt zu sein, ging jedoch so rüstig wie ein Jüngling. Sein grauer Bart, sein langes, graues Haar, die blaue Brille sind Merkmale, an denen der Leser in dem Herankommenden Georg Scharp, des Administrators Secretair, erkennt.

„Welch' ein unheimlich aussehender Mensch!" flüsterte der Baronet. „Wer mag das sein?"

Digitized by Google

„Es muß Hadd's Secretair sein," entgegnete Rosamunde leise; „denn sieh, er hat einige große Bücher unterm Arm. Wahrscheinlich hat der Administrator später gedacht, daß er uns nicht zu fürchten habe und uns die Bücher wohl geben könne, aus denen wir uns am Ende nicht herausfänden."

Rosamunde's Scharfsinn hatte wirklich die Wahrheit getroffen. Der Administrator hatte seine Besorgniß für unbegründet gehalten und sich entschlossen, Miß Wilchester die Bücher zur Einsicht zu geben, bei welchen sie ohne Zweifel doch bald ermüden würde. Er hatte nicht auf den klaren Verstand, den festen Willen und die Beharrlichkeit gerechnet, welche sie besaß.

Mr. Scharp stieg die Treppe der Terrasse hinauf und näherte sich müden Schrittes Vater und Tochter. Es schien, als hätte ihn der Anblick der Beiden plötzlich mit tiefer Bewegung erfüllt.

„Sir Archy Wilchester?" fragte er mit heiserer Stimme, indem er auf sie zutrat.

Der Baronet verbeugte sich.

„Ich bin Mr. Hadd's neuer Secretair — Georg Scharp," sagte der Angekommene gesenkten Blickes. „Mr. Hadd hat mich herübergeschickt mit einigen Büchern zu Miß Wilchester's Einsicht."

Mr. Scharp sah bei Nennung ihres Namens auf Rosamunde, aus deren Augen ein seltsames Feuer leuchtete. Der Secretair stutzte, als er ihrem Blick begegnete; ein Ausdruck der Ueberraschung lag auf ihrem Gesicht und er sah sie fragend an.

Im nächsten Augenblick aber veränderte sich des Mädchens Antlitz, eine krankhafte Röthe überzog seine Wangen und die Augen blickten etwas ängstlich, als sie sagte:

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Mr. Scharp, Ihre Stimme erinnert mich an die eines theuren Freundes und für den Augenblick —"

Sie hielt inne und Sir Archy fragte erstaunt:

„An wen erinnert Dich die Stimme Mr. Scharp's, Rosamunde?"

„An Markus!" versetzte das Mädchen kaum hörbar.

Sir Archy musterte den Secretair und lächelte unwillkürlich.

„Was Du Dir doch einbildest, mein Kind. Wie kann die heisere Stimme dieses alten Mannes Dich an die heitere, lebensfrische unsres Markus erinnern. Du wirst nervös, liebes Kind."

Rosamunde seufzte, aber ihre glänzenden Augen ruhten mit einer Aufmerksamkeit auf dem Secretair, daß dieser ganz verwirrt wurde; sie trat ihm näher und fragte:

„Sind Sie schon lange in Wilchester, Mr. Scharp?"

„Nein, nicht lange Miß Wilchester," entgegnete der Secretair mit niedergeschlagenen Augen. „Ich kam zu Mr. Hadd von London aus; sein Freund, Mr. Ellinger, hat mich bei ihm empfohlen."

„O!" sagte Rosamunde in einem Tone, der ihre Enttäuschung verrieth.

„Sie können mir die Bücher geben, Mr. Scharp," sagte der Baronet, die Hände ausstreckend.

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie Ihnen in's Haus trage," versetzte der Secretair höflich, „sie sind sehr schwer."

Der Baronet nickte und Mr. Scharp folgte Sir Archy und Rosamunde über die Terrasse in das Haus.

„Bitte, tragen Sie die Bücher in die Bibliothek, Mr. Scharp," sagte Rosamunde, ihren Vater einen Augenblick an der Thür zurückhaltend.

Der Secretair ging die Halle entlang der Bibliothek zu, blieb aber plötzlich wie erschreckt stehen und sagte dann so gleichgültig wie nur möglich:

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, Miß Wilchester, welches Zimmer die Bibliothek ist?"

Rosamunde antwortete dadurch, daß sie an ihm vorüber der Bibliothek zuschritt und die Thür öffnete.

Mr. Scharp trat ein, legte die Bücher auf einen Tisch und wandte sich zum Gehen, wobei er den scharfen Blick Rosamunde's, dem der seinige begegnete, standhaft aushielt. Dann verbeugte er sich höflich und entfernte sich.

„Ein sonderbarer Mensch das, Rosamunde," bemerkte Sir Archy, einen Stuhl für seine Tochter und einen andern für sich an den Tisch rückend. „Seltsam, daß Hadd einen solchen Mann als Secretair angenommen hat; er macht einen eigenthümlichen Eindruck auf mich."

„Auch auf mich macht er einen wunderbaren Eindruck," sagte Rosamunde gedankenvoll. „Ich möchte Mr. Georg Scharp gern bald einmal wiedersehen."

Sie nahm lächelnd neben ihrem Vater Platz und bald waren Beide in ihre Arbeit vertieft. Rosamunde nahm das Papier aus der Tasche, auf welchem die Summen der verschiedenen Pachtungen verzeichnet waren, während Sir Archy in den Büchern die betreffenden Posten aufsuchte.

Schon die erste Stelle, die er aufschlug, überraschte sie. Der betrügerische Administrator hatte von den Pächtern den höchsten Zins verlangt, der nur zu bekommen war, aber in den Büchern als Guthaben Sir Archy's nur ein Drittel des empfangenen Betrages aufgeführt.

„Aber das ist unglaublich!" rief der Baronet stutzig. „Wie hoch ist die Summe auf dem Papier für die „Dale Farm" Rosamunde?"

„Zweihundert Pfund Sterling jährlich," war die Antwort.

„Und dieser Schurke hat in den Büchern nur siebenzig Pfund Sterl. angeschrieben! Während die Pächter mich verwünscht haben wegen der drückenden Lasten, habe ich nur einen Bruchtheil erhalten von dem, was sie bezahlt haben. Hadd hat das Uebrige in die Tasche gesteckt. Ich bin blind und dumm gewesen, daß ich ihm so viel Vertrauen geschenkt habe und er muß geglaubt haben, daß mir nie die Augen aufgehen würden, sonst hätte er es nicht wagen können, mich auf so schändliche Weise zu betrauben."

Digitized by Google

Sir Archy war ebenso sehr bestürzt, als entrüstet, Rosamunde's Gesicht dagegen glühte vor heimlicher Freude.

„Laß' uns fortfahren, die Pässe mit diesen Aufzeichnungen zu vergleichen, Papa," sagte sie. „Siehst Du nicht, wie Hadd sich in unsere Macht gegeben hat? Am Ende werden wir noch im Stande sein, einen Ausweg aus unserer Bedrängniß zu finden. Wenigstens haben wir nun gefunden, was wir wünschten."

Sie machten sich wieder an ihre Aufgabe und setzten ihre Arbeit selbst noch bei Licht fort. Ihre Ueberraschung und ihr Unwille erhöhten sich immer mehr, denn sie fanden, daß Hadd diese Betrügereien schon seit Jahren bei allen Pachtungen betrieben hatte.

Endlich standen sie Beide, wie von einem gemeinsamen Drange erfüllt, auf und sahen sich einander an.

„Es sind Tausende von Pfunden, welche Hadd zurückbehalten hat!" rief Sir Archy.

„Und dies ist nur unsere erste Entdeckung," versetzte Rosamunde. „Der Mann, welcher eines solchen Betruges und Raubes fähig ist, ist im Stande, noch viel mehr zu thun."

„Wir sind auf der richtigen Fährte, Rosamunde. Du hast mir die Augen geöffnet. Ich werde nun nicht mehr ruhig zusehen und warten, bis die drohende Gefahr mich in den Abgrund stürzt. Obgleich die Summe, welche Hadd von dem Zins veruntreut hat, groß zu sein scheint, so wird sie doch auf meine Verschuldung bei ihm keinen wesentlichen Eindruck machen; aber die Thatsache der Unterschlagung, die wird uns helfen. Und vielleicht entdecken wir, wie Du ja meinst, auch noch in anderer Beziehung Betrug."

Als sie so sprachen, erschien ein Diener, welcher Mr. Hadd und Mr. Jason Hadd anmeldete.

Sir Archy verschloß die Papiere und Bücher in einen Schrank und dann ging er mit seiner Tochter zu den unwillkommenen Gästen.

Der Administrator bemerkte gleich beim Eintritt des Baronets die Veränderung in dessen Wesen, denn dieser hatte etwas von seiner Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit verloren! seine Augen blickten fest und entschlossen und in seinem Benehmen zeigte er wieder seine alte Würde.

Seine Stimmung wird abwechselnd von Hoffnung und Muthlosigkeit getragen, dachte der Projectenmacher indem er sich erhob, um die Eintretenden zu begrüßen; aber seine Hoffnung ist vergebens, denn ich habe nicht so viele Jahre umsonst gearbeitet. Mein Netz ist stark und ich gehe vorsichtig zu Werke. Er wird mir nicht entwischen!

XV.

Hadd verhütet weitere Eventualitäten.

Das Benehmen des Administrators war, als Sir Archy und Rosamunde in dem Empfangszimmer des Schlosses erschienen, wenn auch nicht so schroff, wie seine Gedanken, doch das eines Herrschers.

Die ganze Gemeinheit und Frechheit seines Charakters trat unverhüllt zu Tage.

„Setzen Sie sich, Miß Rosamunde," sagte er und zeigte auf einen Stuhl, als die gegenseitigen Begrüßungen vorüber waren. „Sträuben Sie sich nur nicht gegen meine Anordnungen, Sir Archy. Sie müssen Jason und mich behandeln wie Mitglieder der Familie — hahaha! So ist es, wie Mitglieder der Familie!"

Er nickte Rosamunde und seinem Sohn bedeutsam zu und streckte scherzend seinen Zeigefinger aus, um dem Baronet als Zeichen der Vertraulichkeit kitzelnd die Seite zu berühren.

Sir Archy stutzte und wurde ärgerlich über diese unerwartete Frechheit; verächtlich ging er aus der unmittelbaren Nähe des Administrators.

„Ach, gegen Ihre Würde, hm?" sagte Hadd. „Das wird mich aber nicht kümmern, Sir Archy. Unsere Plätze sind gewechselt, wie Sie wissen, also müssen Sie auch begreifen, daß, obgleich ich noch eine Zeit lang zum Schein meine alte Stellung einnehme, unsere Beziehungen zu einander sich geändert haben. Ich denke, es wird für Sie das Beste sein, wenn Sie Ihr Benehmen gegen mich etwas ändern. Ueberlegen Sie sich die Sache wohl, ich bitte Sie um Ihrer selbst willen."

Eine nicht zu verkennende Drohung lag in der Administrators Ton, aber Sir Archy, so sehr es ihn auch kränkte, war nicht in der Lage, dies zu ahnden. Er trat, ohne zu antworten, an die Seite seiner Tochter, welche sah, daß sein Gesicht blaß war und er vor Zorn und Aufregung zitterte.

Ein schadenfrohes Lächeln umspielte Hadd's Lippen, der sich bequem in seinem Stuhle zurechtsetzte und seine Blicke freundlich auf Rosamunde richtete.

„Ich bitte um Entschuldigung, Miß Rosamunde," sagte er, „daß ich nicht unverzüglich Ihre Bitte um meine Contobücher diesen Morgen gewährt habe. Aber ich konnte erst gar nicht begreifen, das Sie Ihr hübsches Köpfchen mit trockenen, staubigen Rechnungen verwirren wollten. Wenn es noch eine Nachfrage des neuesten Romans von Mudin gewesen wäre — aber Contobücher! Ich kann kaum Ihre seltsame Laune fassen. Doch als ich es mir durch den Kopf gehen ließ, daß es doch wohl Ihr voller Ernst sein möchte, beeilte ich mich, Ihnen die Bücher durch meinen neuen Secretair zu senden. Ich glaube, die Rechnungen kamen Ihnen ebenso spanisch vor, wie früher Ihrem Vater, nicht wahr?"

Der Baronet legte, bevor sie antworten konnte, seine Hand auf die Schulter seiner Tochter und sagte:

„Geh' und hole das Blatt Papier aus der Bibliothek, welches Du abgeschrieben hast, Rosamunde!"

Das junge Mädchen eilte, den Befehl ihres Vaters auszuführen und kam bald mit dem gewünschten Papier zurück, welches sie Sir Archy überreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

* (Was eine Wienerin glauben kann.) Das „C. B." schreibt z. B.: Was wird das für eine Sündflut von Auszeichnung werden, und nur unsere amerikanischen Commissäre werden, wie weiland Vater Noah in der Arche sicher und geschützt auf den brandenden Ordens-Wellen herumschiffen und keine Knopflochschmerzen haben. Neulich gratuliret mir eine junge, hübsche Wiener Dame, während sie gerade auf dem Riedhof ihr zweites „Bachhändel" verzehrt, und ihr drittes Krügel „Schwechater Lager" trank und wir, als zeitgemäßes Accompagnement von der Ausstellung sprachen zu den Erfolgen, die ich davon tragen würde. „Aber, meine Gnädige!" entgegnete ich, „ich stelle ja nichts aus, wenn auch Manches an mir auszustellen sein mag." — „Ach!" sagte die Gnädige — „ich meine nicht als Aussteller, — aber Sie sind gewiß ein Ehren-Comissär und da kriegen Sie auf jeden Fall einen Orden." — Ich sah die hübsche junge Frau mit einem Blicke höchst tragischer Resignation an und seufzte: „Ach, meine Gnädige! das ist unmöglich!" — „Unmöglich?" lachte sie, „warum denn?" — „Oh! gnädige Frau," sagte ich mit unendlicher Milde und Wehmuth, „ich küsse Ihnen die schönen Hände für die außerordentliche Freundlichkeit, mit der sie mich mit einem Orden bedacht haben, aber ich darf ihn ja nicht annehmen, — ich bin Amerikaner." — „Wie so?" — „Kennen Sie denn unsere grausamen Gesetze nicht, meine Gnädige," fragte ich, — „alle ins Land kommende fremden Orden werden von den Zollämtern unnachsichtlich confiscirt und wenn ein Amerikaner in's Ausland reisen will und einen Paß verlangt, so werden ihm alle Knopflöcher mit Regierungsdraht zugenäht und dann plombirt." — „Ach, das ist merkwürdig!" sagte die Gnädige und Abends hörte ich sie einer Freundin im Vertrauen erzählen: „Du, stell dir vor, was die Amerikaner für kuriose Leute sind — wanns verreisen, werden ihnen die Knopflöcher zugenäht und sie werden plombirt." — „Nun, da sollt' Einer meinem Mann damit kommen, — da ist's halt doch schöner in Wien." Als mich die Gnädige aber zwei Tage darauf wieder im Riedhofe traf, da fragte sie: „Wissen Sie, daß ich wegen ihrer grauslichen Knopflochgesetze die ganze Nacht hab' kein Auge zuthun können. Was ist das für ein abscheuliches Land. — Aber sagen Sie mir, was haben sie denn in Amerika für eine Auszeichnung?" — „Oh, meine Gnädige!" antwortete ich mit feuriger Begeisterung, — „Dollars! Dollars!! und — Dollars!"

† Kindliche Frage. „Herr Lehrer! In der Bibel steht: am ersten Tage hat Gott Himmel und Erde erschaffen und am vierten Sonne und Mond. Wie kann denn da am ersten schon Tag gewesen sein?"

* Ein Dieb hatte in der Gegend von Mannheim einen Ueberzieher gestohlen. Vor dem Richter erklärte er ihn nur aus Scherz mitgenommen zu haben. „Wie weit bist du mit ihm gegangen?" fragte der Richter. „Nur bis Neustadt." — Das war mit dem Scherz zu weit gegangen!" sagte der Richter und verurtheilte den Dieb.

* Ermahnung eines Vaters an dem Hochzeitstage seines Sohnes. „Als du zum Freien gingst, sagte ich dir halte deine Augen weit offen, wenn du verheirathet bist, sag ich dir, drücke dieselben halb zu."

* Ein kleines Mädchen, welches aufgefordert wurde, das Wort Lesen zu definiren, sagte: „Es ist das Hören mit den Augen anstatt mit den Ohren."

* Wie schnell Vögel fliegen. Habichte und manche andere Vögel legen in einer Stunde annähernd 30 Meilen zurück, eine Eidergans 14 Meilen. Soweit die Beobachtungen reichen, soll die gemeine Krähe fast fünf Meilen in der Stunde durcheilen, also mit einem Eisenbahnzug concurriren können, welcher nicht mit Expreßzugs-Geschwindigkeit dahinfährt. Die gewöhnliche Schwalbe durchfliegt ungefähr 16 Meilen in der Stunde, die Steinschwalbe dagegen dreimal so viel, also 48 Meilen. Eine Falke, welcher König Heinrich IV. von Frankreich gehörte, entwischte aus Fontainebleau, und vierundzwanzig Stunden später fing man ihn in Malta wieder ein, — also in einer Entfernung von mehr als dreihundert deutschen Meilen! Das macht also $12^1/_2$ Meile in der Stunde, vorausgesetzt, daß der Falke ohne sich auszuruhen die Schwingen rührete. Diese Thiere fliegen niemals bei Nacht. Nehmen wir nun den längsten Tag an, so steigert sich die Geschwindigkeit, mit der er die Luft zertheilte, auf wahrscheinlich 15 Meilen. Messen wir den Zugvögeln etwa nur zehn Meilen in der Stunde zu, wie schnell können sie doch die weitesten Reisen beenden! Günstige Winde fördern sie oft um sechs, acht Meilen die Stunde, ja sogar auf dreimal so große Distanzen.

Gemeinnütziges.

* (Für Blumenfreundinnen.) Wir lesen in einem englischen Blatt: „Alle Liebhaber von Blumen dürfte es interessiren zu erfahren, daß eine einzige Blume, der man erlaubt zu reifen oder Samen anzusetzen, die Kraft der Pflanze mehr erschöpft, als es ein ganzes Dutzend neuer Knospen thun. Schneidet daher, so viel als möglich Eure Blumen ab, ehe sie zu welken beginnen. Schmückt damit Eure Zimmer, stellt sie auf Euere Tische, sendet Euren Freunden, die keine Blumen haben, Sträuße. Ihr werdet dann bald finden, daß Eure Blumen sich vermehren, je mehr ihr deren abschneidet. Namentlich sollten alle Rosen, die welken, abgeschnitten werden, damit die Kraft in den Wurzeln bleibt und neue Wurzeln für das nächste Jahr treibt. Auf Rosengebüschen soll man nie erlauben Samen reifen zu lassen.

Auflösung der Charade in Nr. 50.

„Roßkamm."

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 53. Kaiserslautern, 2. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(19. Fortsetzung.)

„Ich will Ihnen nun an Stelle meiner Tochter antworten, Mr. Hadd," begann der Baronet. „Die Rechnungen waren alle spanisch für mich, als ich sie bei Ihnen durchsah. Unglücklicherweise wurde ich nicht zu Geschäftsleuten herangebildet, und ich glaube, daß Ihre Auseinandersetzungen und Erklärungen nur dazu beitragen sollten, mich zu verwirren. Dagegen habe ich heute mit meiner Tochter einen Theil der Bücher wieder geprüft und darin mehrere sehr erhebliche Unrichtigkeiten gefunden!"

„Wirklich?" meinte Hadd, mit den Augen zwinkernd. „Vielleicht beruhen diese „Unrichtigkeiten" nur auf einem Mißverständniß Ihrerseits, Sir Archy!"

„Sie sollen sich selbst richten," sagte der Baronet ernst. „Mein Kellermeister machte heute die Tour nach den Farmen, um von den Pächtern die Höhe der resp. Zinsen zu erfahren. Er brachte mir die gewünschte Auskunft, sorgfältig aufgeschrieben, ich verglich diese Aufzeichnungen mit den betreffenden Posten in Ihren Büchern und fand eine nicht unerhebliche Verschiedenheit darin."

Des Administrators Gesicht entfärbte sich und seine Augen rollten unruhig in ihren Höhlen, so daß Jason, der diese Veränderung bemerkte, sehr besorgt wurde und ziemlich ängstlich auf seinen Vater blickte

„Hören Sie nur auf die Zahlen, Mr. Hadd," fuhr Sir Archy fort. „Was sagen Sie zu dieser Differenz? Die Dale Farm ist verpachtet für zweihundert Pfund Sterling jährlich — Sie aber haben das Einkommen derselben in den Büchern auf nur siebenzig Pfund angegeben; die Gilliflower-Stelle bringt dreihundert Pfund im Jahre ein — Sie dagegen haben sie aufgeführt mit einhundert Pfund; die Black-Mill ist verpachtet für zweihundertundfünfzig Pfund — Ihre Bücher sagen neunzig Pfund; die Thomsons zahlen für die kleine Chalk-Farm vierhundert Pfund per Jahr — in Ihren Büchern finden sich dafür nur einhundertundzehn Pfund; die Cheyseley-Stelle ist in Wirklichkeit für tausend Pfund jährlich vermiethet — für mich gebucht sind blos fünfhundert Pfund. So geht es weiter durch die ganze Liste hindurch, Mr. Hadd. Um Tausende von Pfund Sterling haben Sie mich alljährlich betrogen, seit ich im Besitz der Güter bin! Sie wissen, in welche Klasse das Landesgesetz diese Art Vergehen stellt; Sie wissen auch, welche Strafe dasselbe dafür vorschreibt."

Er heftete seinen Blick scharf auf den Administrator, dessen Gesicht, eigenthümlich genug, sich aufklärte und die frühere Farbe wieder gewann. Der klar blickenden Rosamunde schien es gewiß, daß Hadd eine viel schlimmere Entdeckung befürchtet hatte als diese.

„Unbegreiflich, wie sich ein solches Versehen in meine Rechnungen einschleichen konnte," sagte Hadd; „ich bin doch immer so vorsichtig und genau."

„Es ist seltsam!" versetzte der Baronet lächelnd. „Ich bin wirklich neugierig, was wohl die Gerichte zu einem „Versehen" sagen werden, das Jahre lang gemacht wurde."

Der Administrator stand auf und nahm eine trotzige drohende Haltung an.

„Wenn Sie die Fehler von der Seite eines Versehens betrachten, Sir Archy," sagte er, „so können sie leicht verbessert werden; sollten Sie es jedoch vorziehen, dieselbe zu einer Streitsache zu machen, gut, so ist's mir auch recht. An dem Tage aber, da Sie die Sache der Oeffentlichkeit übergeben, werde ich Sie gerichtlich hinausheißen lassen und von dem Schloß Besitz nehmen. Die paar Tausend Jährlich, welche, wie es scheint, ich für Sie zu berechnen unterlassen habe, ändern an Ihrer Verschuldung so viel wie gar nichts."

Sir Archy erkannte die Wahrheit dieser letzten Bemerkung. Er war in heftiger Aufregung, seine zitternde Hand hielt das Papier krampfhaft umschlossen, aber dennoch entgegnete er ruhig:

„Wo ein „Versehen", wie dieses, gefunden ist, kann man wohl annehmen, daß da auch noch andere, vielleicht viel schlimmere, sich finden. Ich beabsichtigte, die Sache gründlich zu untersuchen, bevor ich sie aufgebe."

Der Administrator lächelte zufrieden, denn er fürchtete nicht, daß die in Aussicht genommenen Untersuchungen mehr von seinen Schurkereien an den Tag bringen würden.

„Untersuchen Sie, so viel Sie wollen," sagte er kalt. „Sie werden die Rechnungen ganz in Richtigkeit finden. Keiner wird aus den Büchern ein anderes Versehen beweisen."

Diese Dreistigkeit entmuthigte den Baronet und seine neu erwachte Hoffnung begann zu schwinden.

„Ich bin bereit, mit Ihnen die Bücher immer und immer wieder durchzugehen," fuhr Hadd fort, „und sie jedem beliebigen Manne, denn Sie mir nennen, zur Durchsicht zu überlassen. Wenn Punkte vorkommen sollten, die Sie nicht verstehen, so will ich Ihnen Aufklärung darüber geben. Nur um Eins muß ich Sie bitten," setzte er drohend hinzu, indem sich seine Stirn runzelte, „und das ist, daß meine Ehre nicht angegriffen wird

Digitized by Google

wegen eines Versehens in meinen Büchern. Es ist der einzige Irrthum, der in derselben gefunden werden kann, und zudem sind Sie, Sir Archy, nicht in der Lage, mir wegen eines einzigen Fehlers Vorwürfe zu machen."

Er sah den Baronet dabei scharf an und ein Strahl des Triumphs leuchtete aus seinen Augen.

Sir Archy wünschte in seinem Herzen, daß er das Geheimniß von der Entdeckung einstweilen noch für sich behalten hätte.

„Und jetzt, da Sie den Streit begonnen haben," fügte der Administrator hinzu, als er seinen Gegner überwunden fühlte, „habe ich etwas zu sagen. Ich war nicht Willens, während dieses Besuches davon zu sprechen, aber nun mag es doch das Beste sein, es zu thun. Jedoch setzen Sie sich, Sir Archy, es thut mir weh, wenn ich sehe, daß Sie stehen bleiben."

Der Baronet machte eine ungeduldige Bewegung worauf Hadd fortfuhr:

„Ich möchte Ihnen rathen, Sir Archy, mit Ihrer Tochter das Schloß für einen Monat zu verlassen und sich etwa nach dem hübschen schottischen Landhaus Rosamunde's zu begeben und es sollte mir lieb sein, wenn Sie sich recht bald auf den Weg machten, etwa morgen."

„Und warum?" fragte Sir Archy heftig.

„Aus verschiedenen Gründen," entgegnete der Administrator; „besonders weil Rosamunde und mein Sohn in ihrer jetzigen Lage nicht so gut mit einander bekannt werden können, wie ich wohl wünschte. Die jungen Leute sollen mehr zusammen kommen und auf Unterhaltung und Vergnügungen unter sich angewiesen sein — das ist der Hauptgrund! Sie können Jason nicht einladen, sich einen Monat im Schlosse aufzuhalten, denn das würde alle bösen Zungen in der Umgegend in Bewegung setzen; dagegen würde Niemand wissen, oder wenn es bekannt würde, würde sich Keiner wundern, daß er Ihnen nach Ihrem Landhause in Schottland gefolgt sei."

„Das ist also der Hauptgrund," sagte der Baronet gelassen, indem er sich neben Rosamunde setzte, die seine Hand erfaßte; „und welches sind die andern Gründe?"

„Ein anderer Grund betrifft den jungen Künstler, der sich hier in der Nachbarschaft aufhält. Derselbe zeigte sich Miß Wilchester in einer Weise, die darauf berechnet war, ein junges, schwärmerisches Mädchen mit Bewunderung zu erfüllen für seine Heldenthat. Er nahm sich nämlich ohne Ursache dazu eine heftige, thätliche Beleidigung gegen meinen Sohn heraus, der ihn dafür nicht auf der Stelle bestraft, sich aber vorgenommen hat, ihm dies zu einer gelegeneren Zeit zu entgelten. Dieser junge Mann ist ein Abenteurer und Miß Wilchester sollte vor dessen weiteren Bekanntschaft behütet werden."

„Ich kann Mr. Chandos nicht für einen Abenteurer halten," bemerkte Sir Archy. „Er ist ein vollkommener Gentlemann, und selbst wenn er dies nicht wäre, so hätte sich meine Tochter weniger vor ihm in Acht zu nehmen, als vor andern Abenteurern."

Ein Blick auf Jason Hadd begleitete seine letzten Worte.

„Wenn Sie mich meinen, Sir Archy —" erwiderte Jason hitzig.

„Bst! Jason!" unterbrach ihn sein Vater. „Ueberlasse mir die Sache. Sir Archy sprach in einer Weise, die er bei ruhiger Ueberlegung mißbilligen würde. Was aber diesen reisenden Künstler betrifft, Sir Archy," fuhr er mit zunehmender Frechheit zu Sir Archy gewendet fort, „so glaube ich, daß er in Miß Wilchester verliebt ist. Was aber noch schlimmer ist," setzte er rasch hinzu, als er des Mädchens Verwirrung und das Erröthen ihrer Wangen bemerkte, „ich glaube, Miß Wilchester liebt auch ihn!"

„Sie vergessen sich, Hadd!" rief der Baronet scharf. „Meine Tochter verliebt in einen beinahe fremden Menschen! — Unmöglich!"

„Liebe gleicht einer rasch wachsenden Pflanze," sagte der Administrator ruhig; „sie schießt im Herzen auf, wie ein Pilz aus der Erde, kann in diesem Falle aber auch ebenso rasch wieder vergehen. Wenn Sie an meiner Vermuthung zweifeln, Sir Archy, dann sehen Sie nur Ihre Tochter an."

Unwillkürlich betrachtete der Baronet Rosamunde, welche sich nicht verhehlte, daß sie sich wirklich für den jungen Mann interessirte und deßhalb bei der unerwarteten Behauptung des Administrators verlegen ihren Kopf senkte, um die aufsteigende Röthe ihrer Wangen zu verbergen.

„Sehen Sie?" rief Hadd triumphirend. „Ihr gefällt der Bursche! Und nun lassen Sie mich beweisen, daß er ein Abenteurer ist. Gestern Abend kam er in mein Haus, um Erkundigungen einzuziehen über Gertrud Deane, die Tochter des Lehrers Lord Paget Evremond's — das Mädchen, dessen Name in einen nicht ehrenhafter Weise mit dem des heiteren jungen Lords in der letzten Zeit seines Lebens verknüpft wurde und der kaum passend ist, ihn vor so reinen Ohren, wie denen Miß Rosamunde's, auszusprechen. Dieser junge Mann nun will Anspruch erheben auf die Verwandtschaft mit der Familie Derwid durch die Deane; er beabsichtigt, die Zugehörigkeit zu jenem edlen Hause zu beweisen, trotz seines widersprechenden Namens; er verlangt, von dem Grafen Derwick als nuehelicher Sohn Lord Paget's anerkannt zu werden, um von dessen Besitz ein hübsches Stückchen zu erlangen, welches ihn in den Stand setzen würde, ein bequemes und luxuriöses Leben zu führen."

„So etwas glaube ich nicht, Mr. Hadd," rief Rosamunde mit Emphase, indem sie ihr hübsches Köpfchen majestätisch erhob und den Administrator wild anblickte. „Mr. Chandos ist ein Gentleman und benimmt sich auch als solcher. Niemals wird er von den Wohlthaten Anderer leben, da er Talente genug besitzt, sich selbst sein Brod zu verdienen! Nie wird er auf eine solche Art von Verwandtschaft, wie Sie dieselbe sich denken, Anspruch machen! Wenn er nicht durch seine Geburt einen ehrenhaften Namen hat, so ist er der Mann, sich selbst einen solchen zu machen."

„Das denke ich auch!" sagte der Baronet.

Digitized by Google

„Mr. Chandos ist nicht der Mann, der nach einer Erbschaft trachten würde, die ihn mit Schimpf und Schande bedecken könnte," versicherte Rosamunde aufgeregt. „Wenn durch das Unheil oder durch die Sünde Anderer er zu einem solchen Erbgut berechtigt wäre, so würde er darauf verzichten und sich lieber selbst einen achtungswerthen Namen und Ruf erwerben. — Die etwaigen Sünden seiner Eltern können mich nicht bewegen, schlechter von ihm zu denken," setzte sie entschieden hinzu, „denn ich beurtheilte Niemanden nach seinen Vorfahren."

„Eine sehr hübsche Anschauung, eine nette Rede für eine schwärmerische junge Dame," bemerkte der Administrator spöttisch, „aber ich denke, Sir Archy wird Ihre Meinung nicht theilen, denn Eltern betrachten solche Dinge gewöhnlich von einer andern Seite, sehen dergleichen klarer. Alles, was Sie gesagt haben, Miß Rosamunde, zeigt mir nur deutlich, daß diese Angelegenheit schon weiter gediehen ist, als ich vermuthete. Ihre Aufmerksamkeit für diesen Abenteurer beginnt eine ernste Richtung anzunehmen, und da derselbe beabsichtigt, hier in der Nachbarschaft zu bleiben, so bestehe ich darauf, daß Sir Archy Sie nach einem Orte bringt, wo der Bursche mit Ihnen nicht in Berührung kommen wird."

Er sprach dies mit solcher Autorität, als ob er glaubte, dieser seiner Entscheidung könne nicht widersprochen werden.

Sir Archy schwieg; sein Blick ruhte auf seiner Tochter, deren Verwirrung und Erröthen in Folge der Beschuldigung von Seiten des Administrators ihm sagten, nicht gerade, daß sie Hugo Chandos schon liebte, aber doch, daß sie sich für ihn interessirte und daß dies Interesse leicht in Liebe übergehen könnte. Er konnte in seiner gegenwärtigen Lage den Gedanken nicht ertragen, daß sie sich der Neigung zu einem Manne hingegeben habe, der möglicherweise, wie Hadd sagte, ein Abenteurer war.

Die Unschlüssigkeit des Baronets bemerkend, fuhr Hadd fort:

„Wenn Sie für einen Monat nach dem schottischen Landhause oder sonst einem abgelegenen Orte sich begeben, werde ich mich verpflichten, mich in jeder Weise so zu verhalten, als wenn Sie hier wären. Das Schloß soll der Sorge Ihrer Untergebenen überlassen werden, und ich will dasselbe nicht eher wieder betreten, als bis Sie zurückgekehrt sind. Nur geben Sie Jason Gelegenheit, sich bei Miß Wilchester beliebt zu machen, dann werde auch ich Alles thun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu gefallen."

Dieser neu angeschlagene Ton wirkte günstig auf Sir Archy, welcher anfing, den Vorschlag in Erwägung zu ziehen.

Hadd betrachtete ihn mit halb geschlossenen Augen. Der Ränkeschmied hatte noch andere Gründe, weswegen er die Abwesenheit Sir Archy's vom Schlosse wünschte, Gründe von weit größerer Tragweite, als die angegebenen.

In erster Linie fürchtete er, trotz seiner anscheinend offenen Versicherung des Gegentheils, daß Sir Archy die Contobücher einem Advokaten oder sonst einem sachkundigen Manne übergeben könnte, denn es war ihm selbstverständlich nicht erwünscht, daß darin genaue Prüfungen angestellt würden. Sir Archy's Abwesenheit während eines Monats, oder noch länger, konnte nur eine solche Gefahr abwenden, und während dieser Zeit möchte Jason seine Rolle so gut gespielt haben, daß alle Bedenken gegen die vorgeschlagene Heirath seitens der Wilchesters überwunden wären.

Der letzte Grund aber, Sir Archy zum Fortgehen zu drängen, war folgender: Er hatte einen unbedingten Glauben an die Sage von dem vergrabenen Testament. Tag und Nacht brütete er über Mittel zur Auffindung jenes verborgenen Schatzes, der, wenn er ihn fand, seine Familie schmücken sollte bis in die späteste Generation und ihm in der Grafschaft ein Ansehen verschaffen würde, wonach er schon längst getrachtet.

Das vergrabene Testament, der Besitz von Wilchester Towers, die Heirath seines Sohnes mit Rosamunde Wilchester — das waren die glänzenden Preise, nach der er Jahre lang gestrebt, wofür er gearbeitet und zusammengerafft hatte und wofür er im Nothfall seine Seele verkauft haben würde.

Manche Nacht hatte er schon nach jenem Schatz gesucht und in der vergangenen, eine Stunde nach Hugo's Besuch, war er wieder nach dem „Grauen Thurm" geschlichen und hatte, selbst ungesehen, daselbst den Baronet beschäftigt gefunden beim angestrengten Durchsuchen der Mauern und Fußböden nach der Hinterlassenschaft der Lady Rosamunde, die, wenn Sir Archy sie an's Licht fördere, Rosamunde befreien würde von allem Kummer wegen einer verhaßten Heirath, die das Schloß seinem Sohne Markus sichern und ihn selbst in den Stand setzen würde, seine letzten Tage in Ruhe zu verleben.

Der Administrator, durch diese Gedanken fast zur Verzweiflung getrieben, war entschlossen, diesen gefährlichen Nebenbuhler in jener Nachforschung aus dem Wege zu schaffen. Er beabsichtigte, wenn er den Baronet zum Fortgehen gezwungen hatte, dessen Abwesenheit zu benutzen, indem er eine so gründliche Durchsuchung des Grauen Thurmes anstellen wollte, welche die Frage des vergrabenen Vermächtnisses für immer erledigen würde.

„Ich habe mir die Sache genügend überlegt," sagte Sir Archy nach einer Pause, „und weigere mich, mein Schloß zu verlassen."

„Weigern!" wiederholte Hadd, indem sich seine Stirn runzelte.

„Das war das Wort, welches ich gebrauchte," entgegnete der Baronet stolz. „Ich weigere mich, zu gehen."

„Aber ich bestehe darauf!" stieß Hadd heftig hervor „Sie müssen gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Ein Vater) ermahnte seinen Sohn früh aufzustehen und erzählte ihm die Geschichte von einer Person, welche früh Morgens eine Börse mit Geld gefunden habe. — „Ja", sagte der Knabe, „die Person, die das Geld verloren, ist aber doch früher aufgestanden."

* (Ein Witzbold) erklärte den Unterschied zwischen einem Mädchen und einem Lichte folgendermaßen: „Ein Licht wird geputzt, damit es nicht ausgehen soll; ein Mädchen geht aber nur aus, wenn es geputzt ist."

* Die Einwirkung der geistigen Arbeit auf den Menschen. Professor Houghston, am Trinity College in Dublin, hat merkwürdige chemische Berechnungen angestellt in Bezug auf die durch geistige und körperliche Arbeit bewirkte Erschöpfung. Danach entziehen zwei Stunden strengen, geistigen Studiums dem menschlichen Körper ebenso viel Lebenskraft, als ein ganzer Tag bloßer Handarbeit. Diese, wie es scheint, auf streng wissenschaftlichen Gesetzen beruhende Thatsache lehrt, daß die mit ihrem Gehirn arbeitenden Menschen ernstlich dafür sorgen müssen, daß sie durch anhaltende Anstrengungen sich nicht überarbeiten und zweitens, daß sie nicht unterlassen dürfen, an jedem Tage körperliche Beschäftigungen vorzunehmen, welche anbreichend sind, das Gleichgewicht zwischen dem Nerven- und Muskelsystem wieder herzustellen.

* Schönheits-Details. Eine amerikanische Frauenzeitung enthält folgende Behauptung: Viele junge Männer heirathen wegen Grübchen im Kinn oder in den Wangen, Andere wegen kleinen Ohren oder edelgeformten Nasen; der Hauptstreit liegt aber stets zwischen den Augen und den Haaren. Auch der „schöne Mund" wird manchmal geheirathet, nicht so oft das Kinn.

* Der Theaterzettel des Sommer-Theaters in Fulda vom 1. Juni 1873 über das Schiller'sche Schauspiel „Wilhelm Tell" schließt (nach einer Mittheilung des „B. B. Cour.") mit folgender Einladung: „Geehrte Theaterfreunde! Auf allgemeines Verlangen bringe ich obiges Stück zur Aufführung und denke durch die Wahl eines so guten und in geschichtlicher Beziehung sehr bekannten Schweizer Volksstückes keinen Mißgriff gemacht zu haben. Ich sehe deßhalb Ihrem gütigen und zahlreichen Besuche entgegen. Die Verschwörung im Ur-Lande wird mit 30—40 Personen dargestellt, und es werden Diejenigen, welche geneigt sind mitzuwirken, freundlichst gebeten, sich bis Sonntag Mittag in der Bierbrauerei des Herrn Giesel (Theater-Local) zu melden; ferner wird der Schweizer Landvogt Geßler zu Pferde erscheinen, auf welchem derselbe auch erschossen wird. Max Grünwald, Director." Auf dem Zettel sind außerdem eilf unbekannte Größen als Gäste verzeichnet.

† Daß die Berliner Feuerwehr eines angebrannten Feiertagsbratens wegen requirirt wurde, das ist ihr wohl seit der Zeit ihres Bestehens und bis zum ersten Pfingstfeiertage noch nicht passirt, an diesem Tage aber ist es factisch vorgekommen. In der Nachmittagsstunde zwischen 2 und 3 Uhr bemerkten Spaziergänger der Tiefstraße, daß aus zwei Fenstern der dritten Etage des Hauses Nr 23. ein Qualm drang, der auch auf dem Hofe des Gebäudes wahrnehmbar wurde und hier namentlich einen ziemlich penetranten Geruch verbreitete. Ein Unglück vermuthend, eilt man zur Polizei, hier wird die Feuerwehr requirirt, diese öffnet die verschlossene Thür zu der betreffenden Wohnung und — findet in derselben die schlafende Hausfrau, auf dem Kochherde eingeschlafen, aber in der Pfanne einen total verbrannten Braten, von welchem der auffällige Qualm und der üble Geruch ausgegangen war.

* Ein Finanzpatrizier von ehedem. Im Jahre 1830, erzählten Wiener Blätter, brachte der Ausbruch der französischen Revolution bekanntlich eine furchtbare Deroute auf der Wiener Börse hervor. Das Hauptopfer des Platzes waren Nationalbank-Actien, der Hauptfaiseur das Bankhaus Wolf Wertheim. Die Actien davon dieses Haus große Summen in Spekulation hatte, waren von 1800 auf 800 gefallen. Da erschien der greise hochgeachtete Wolf Wertheim an der Börse. Thränen rollten über seinen weißen Bart. „Meine Herren," sagte er kurz mit halberstickter Stimme, „ich bin insolvent. Kommen Sie auf mein Comptoir. Was ich besitze, steht zu ihrer Verfügung!" Kein Laut wurde hörbar, als der alte Mann zur Thüre hinausschritt. Da trat Anselm Rothschild, sein Jugendfreund, eben herein. „Was ist's, Wolf? Was machst Du da?" — „Ich hab' mich insolvent erklärt," war die kurze Antwort. — „Bist Du verrückt? Meine Herren, wer bei Wolf Wertheim was zu fordern hat, kann's heute Nachmittag unter seiner Bestätigung im Comptoir von Rothschild eincassiren." Nach Jahresfrist war das Haus Wertheim wieder an der Spitze von Hunderttausenden, was damals Millionen galt.

Gemeinnütziges.

* Das „Schweinfurter Tagbl." berichtet: Eine seltene Erscheinung zeigen heuer die Bienenstöcke. Durch die andauernde ungünstige Witterung nicht im Stande, die zum Leben erforderliche Nahrung einzutragen, verlassen die Bienen, wenn sie nicht fortwährend gut gefüttert werden, in Masse gleich Schwärmen die Stöcke, um über die Stöcke anderer Bienenstände herzufallen und sie des Honigs zu berauben. Selbstverständlich geht die Sache nicht ohne Kampf und Todte ab, und so konnte man kürzlich im Wirthschaftsgarten des Herrn Julius Raschert viele tausende Bienen am Boden zählen, die in Folge eines solchen Kampfes ihr Leben lassen mußten. Gleiche Wahrnehmungen wurden an verschiedenen andern Orten gemacht. Noch kein Jahr soll für die Bienenzucht so ungünstig gewesen sein, als das laufende. Schwärme wird es wenige oder keine geben.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 54. Kaiserslautern, 6. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(20. Fortsetzung.)

„Ich glaube doch, daß ich noch Herr meiner eigenen Handlungen bin," versetzte Sir Archy kalt; „und weil ich das bin, werde ich thun, was mir gefällt."

Des Administrators Gesicht röthete sich vor Zorn und auf seiner Zunge schwebten heftige Worte.

Doch ehe er dieselben aussprechen konnte, wurde die Thür geöffnet und ein Diener trat ein mit einem Brief an Sir Archy.

Der Baronet las das Schreiben sofort, wobei Rosamunde ihm über die Schulter sah und mit gierigen Blicken die Zeilen verschlang. Diese lauteten:

„Wenn Hadd darauf besteht, daß Ihr für einen Monat fortgehen sollt — wie ich glaube, daß es thun wird — rathe ich Euch, darauf einzugehen. Eure Gegenwart hier hält ihn auf seiner Hut. Mit Jason Hadd von hier fort, wird meine Aufgabe leichter sein. Darum geht! Ich werde in Eurer Abwesenheit besser für Euch wirken können, als wenn Ihr hier seid. Verlaßt Euch auf mich. Alles geht gut. Verbrennt dieses Billet.

Markus."

Sie lasen das Billet zweimal, dreimal, jedes Wort wohl erwägend, während der Administrator und sein Sohn die Veränderung in den Gesichtern Sir Archy's und Rosamunde's argwöhnisch betrachteten.

„Ein Schreiben von dem Künstlerburschen?" fragte der alte Hadd mit erheuchelter Sorglosigkeit.

Sir Archy antwortete nicht darauf; er drückte Rosamunde das Billet in die Hand, welche damit zum Kamin ging und es über die Flamme hielt: einen Augenblick und dasselbe war verzehrt.

Der Administrator beobachtete dieses Benehmen unter lebhaftem Verdacht, machte jedoch keine Bemerkung.

„Wollen Sie sich zu dieser kleinen Reise bequemen, Sir Archibald?" fragte er barsch. „Da ich Ihnen ein Verbleiben in Ihrer jetzigen Stellung von drei Monaten gewährt habe, so müssen Sie mir auch diesen kleinen Gefallen erweisen."

„Gut," versetzte Sir Archy ruhig, „wir wollen gehen."

Hadd sah den Baronet verwundert an und sagte: „Jason wird Ihnen innerhalb einer Woche als Gast folgen. Sie verstehen doch?"

„Mag es sein," entgegnete Sir Archy. „Und nun lassen Sie uns diesen unliebsamen Gegenstand verlassen. Ich hoffe, es läßt sich ein angenehmeres Thema finden," setzte er verdrießlich hinzu.

„Vielleicht würde etwas Musik die wolkige Gesellschaftsatmosphäre klären," meinte Jason, der den Augenblick für günstig hielt, sich in die Unterhaltung zu mischen. „Darf ich Sie in's Musikzimmer begleiten, Miß Wilchester?"

Rosamunde willigte mit einer kalten Verbeugung ein und ging, nachdem sie den ihr angebotenen Arm des jungen Mannes mit höflichen Worten abgelehnt, nach dem Musikzimmer, welches von dem Gesellschaftszimmer nur durch einen Bogen getrennt war.

Hier waren verschiedene musikalische Instrumente. Jason Hadd setzte sich an ein großes Piano und griff mit den Fingern über die Tasten zu einem disharmonischen Vorspiel.

„Was für Musik hören Sie am liebsten, Miß Wilchester?" fragte er, indem er seinen Kopf zurücklehnte und sie mit einem schmachtenden Blick ansah; „vielleicht etwas Heiteres auf unsere kleine Beunruhigung? Oder würden Sie etwas Trauriger, Melancholisches, wie das Sehnen eines empfindsamen Mädchenherzchens, vorziehen?" fügte er hinzu, innerlich entzückt über die poetische Wendung, welche er seinen Fragen gegeben.

„Es ist mir einerlei, was Sie wählen, Mr. Hadd," erwiderte Rosamunde mit eisiger Höflichkeit. „Spielen Sie, was Ihnen beliebt; alle Musik ist heute für mich gleich."

Sofort schlugen Jason's Hände tosend auf die Tasten, und dann folgte ein heftiger, lärmender Marsch, welcher eine staunenswerthe Aehnlichkeit mit Trommelwirbeln und Füßetrampeln hatte. Er hatte den Marsch, den er wie ein Schüler spielte, von einem deutschen Lehrer gelernt und wiederholte ihn nun Note für Note, ihm mangelte aber das Geschick, den richtigen Ausdruck den Geist in sein Spiel zu legen, um es effectvoll zu machen.

Als er geendigt hatte, erhob er sich und bat Rosamunde, auch ihn mit einem Vortrage zu erfreuen.

„So viel ich mich erinnere, haben Sie Talent zum Componiren, Miß Wilchester," bemerkte er. „Es sollte mich freuen, eine Ihrer eigenen Compositionen zu hören."

Rosamunde würde dieses Ersuchen abgeschlagen haben, wenn nicht die trüben Augen und das kummervolle Antlitz Ihres Vaters, der unter der Wölbung stand, sie aufgefordert hätten, ihn zu besänftigen, zu erheitern, wozu sie in diesem Augenblick durch nichts Anderes, als durch Musik, im Stande war. Sie setzte sich daher an das Instrument und leicht hüpften ihre Finger über die

Digitized by Google

Tasten, eine Melodie hervorrufend, so rein und himmlisch, als wäre es das Echo einer Engelsharfe. Und dann, unter dem Drucke ihres Schmerzes ging sie über in eine schwärmerische, klagende Musik, so ergreifend, daß mehrmals mit den sanften, tiefen Tönen ihres Spiels Seufzer ihres Vaters sich mischten. Nach und nach jedoch, nachdem das Mädchen innerlich ruhiger geworden, wurde die Melodie kräftiger und klarer, bis sie mit einem herrlichen Ausdruck von Frohsocken endete.

„Sehr schön, Miß Wilchester — in der That, sehr reizend!“ rief Jason Hadd.

Sir Archy dankte seiner Tochter durch einen Blick und ein heiteres Lächeln.

„Komm', Rosamunde,“ sagte er dann, „das Essen ist angemeldet.“

Rosamunde brachtete Jason's dargebotenen Arm nicht und so begab sich die kleine Gesellschaft auf eine ungebräuchliche Weise in's Speisezimmer.

Nach dem Male kehrten sie in's Gesellschaftszimmer zurück, und nachdem sie hier noch eine Tasse Kaffee getrunken verabschiedeten sich die Gäste, wohl zufrieden mit dem Erfolg, der sie gewonnen.

„Nun laß' uns wieder in die Bibliothek gehen, Rosamunde,“ sagte Sir Archy erleichtert aufathmend, als sie allein waren; ich habe Dir noch viel zu sagen.“

Und damit verließen Beide das Zimmer.

XVI.

Lord Leonhard versucht einen Ausgleich.

Der Tag, an welchem die Hadd's im Schloß speisten, war für Hugo Chandos ein geschäftiger gewesen. Am Morgen kam er auf den Gedanken, daß der Pfarrer des Orts möglicherweise den gegenwärtigen Aufenthalt Miß Deane's wissen könnte, und deshalb machte er sich gleich nach dem Frühstück auf den Weg zu ihm, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Jedoch mußte er erfahren, daß der Pfarrer hier noch fremd war, da ihm erst kürzlich diese Stelle zu Theil geworden, er also auch nicht im Stande war, die gewünschte Auskunft zu ertheilen; dagegen erhielt er die Adresse des früheren Geistlichen, der hier fünfundzwanzig Jahre im Amte gewesen war und jetzt in einer wenige Meilen entfernten Stadt wohnte.

Dahin begab sich Hugo sofort per Bahn.

Er war so glücklich, den Pfarrer in seinem Studirzimmer anzutreffen. Auf seine Frage erhielt er die Antwort, daß Miß Deane nach der Zeit, da sie in das Pensionat in Deutschland gekommen, nicht wieder von ihm gesehen worden; er glaube jedoch, — nein, er sei fest überzeugt, daß sie noch lebe.

„Ist sie in England?“ fragte Hugo gespannt. „Ich hörte, daß sie nach Amerika gegangen sei.“

„Da sind Sie falsch berichtet worden,“ versicherte der Pfarrer. „Sie lebt in Schottland auf einer Farm, die ihr Vater ihr hinterlassen hat; wenigstens lebte sie dort vor zehn Jahren.“

„Ist das gewiß?“ fragte Hugo begierig.

„Ja, Sir! Miß Deane's alte Amme war bis vor zehn Jahren in meinem Hause. Zu dieser Zeit empfing sie einen Brief von ihr, in welchem sie gebeten wurde, zu ihr zu kommen und den Rest ihrer Tage bei ihr zu verleben. Die alte Frau war bei dieser Nachricht außer sich vor Freude und nahm das Anerbieten an.“

Hugo zitterte vor innerer Aufregung und fragte weiter:

„Können Sie mir sagen, wo in Schottland Miß Deane's Farm belegen ist?“

„Es thut mir leid, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; es ist mir aber, als ob sie zwischen den Lammermoor-Bergen liegt. Wenn Sie übrigens Miß Deane aufsuchen wollen, so können Sie nur nach Corburnspath gehen und dort weiter nachfragen.“

Dieser Vorschlag schien leicht ausführbar, und Hugo dankte mit warmen Worten für diese Zurechtweisung und verließ bald darauf den Pfarrer

Endlich bin ich auf der rechten Spur, dachte er frohlockend, als er nach Wilchester zurückfuhr. Ich werde sie bald sehen, wenn sie noch lebt, meine arme, hintergangene Mutter. Doch erst muß ich zurückkehren nach London und mir von Margarethe Kroß all' die Ueberbleibsel meiner Kleider geben lassen, die ich trug, als ich ihrer Pflege übergeben wurde; ebenso muß sie mir alle Einzelheiten über meines Vaters Aussehen und seine Handlungen, sowie die Unterredung, die sie mit ihm hatte, schriftlich geben. Wenn ich so ausgerüstet bin, werde ich zu meiner Mutter gehen und Anspruch erheben auf einen Platz in ihrem Herzen und in ihrem Hause.

Auf der Station Wilchester angekommen, verließ er den Zug und eilte dem Wirthshause zu, wo er sich sofort auf sein Zimmer begab.

Martin Kroß schürte eben das Feuer im Kamin von Neuem an, als Hugo eintrat, sprang diesem jedoch, sobald er seiner ansichtig wurde, rasch entgegen und machte dabei ein Zeichen mit der Hand, welches andeuten sollte, Hugo möchte sich ruhig verhalten.

In demselben Augenblick, noch ehe Hugo ein Wort sprechen konnte, erhob sich in dem hintern Theile des Zimmers aus dem Lehnstuhle eine Gestalt — die Gestalt Lord Leonhard Evremond's.

Der junge Künstler unterdrückte nur mit Mühe einen Ausruf der Ueberraschung.

„Derselbe — zu dienen,“ entgegnete jener, sich verbeugend. „Ich kam, Mr. Chandos, um Ihnen einen Auftrag in Betreff einiger Bilder zu geben. Es sollte mir aber lieb sein, wenn ich Sie allein sprechen könnte,“ setzte er mit einem Blick auf Martin Kroß hinzu, welcher den Wink wohl verstand und hinausging.

Einen Augenblick stand Lord Leonhard ruhig da, als ob er sinne, wie er sein Anliegen am besten einleiten solle, dann hob er an:

„Meine Bemerkung von den Bildern machte ich bloß, um Ihren Diener zu täuschen, Mr. Chandos. Ich kam eigentlich hierher, um die Unterredung zu vervollständigen, die wir gestern in meines Vaters Hause hatten.“

Digitized by Google

Hugo verbeugte sich mit ernster Würde. In seinem Benehmen lag ein gewisser Stolz, der seinen Gast beinahe verlegen machte.

„Nehmen Sie gefälligst Platz," sagte Hugo, indem er auf den Stuhl deutete, den Lord Leonhard so eben verlassen hatte, und setzte dann fragend hinzu: „Wie soll ich das verstehen? Kommen Sie nur aus eigenem Antriebe, oder haben Sie Auftrag von Ihrem Herrn Vater, dem Grafen Berwick?"

„Ich komme aus eigener Veranlassung," versetzte Lord Leonhard ärgerlich.

„Ich bin bereit, Sie anzuhören," erklärte Hugo ernst.

„Ich kam mit dem Vorsatz hierher, Mr. Chandos," begann Lord Leonhard nach einer Pause, während welcher er seinen Aerger, hervorgerufen durch die Erkenntniß, daß Hugo ihm weit überlegen war, zu unterdrücken suchte, „um Ihnen, so viel in meiner Macht steht, beizustehen. Es würde mir lieb sein, näher mit Ihnen bekannt zu werden, und mich außerordentlich freuen, wenn Sie meine Freundschaft annähmen."

„Und weshalb das?" fragte Hugo, seinen Gast forschend anblickend.

„Weil," entgegnete Lord Leonhard, näher mit seinem Stuhle an Hugo heranrückend und sein Gesicht aus dem vollen Scheine des Lichtes wegwendend, „weil ich nicht daran zweifle, daß Sie der Sohn meines armen Bruders und der unglücklichen Miß Deane sind."

„Wie, Sie zweifeln nicht daran?" fragte Hugo erstaunt; „und doch haben Sie nur, wie Sie sagten, meine Aussagen und Behauptungen!"

„Ich habe mehr," erwiderte Lord Leonhard mit gepreßter Stimme. „Sie sind das getreue Bild meines todten Bruders; seine Vaterschaft ist auf ihrem Gesicht ausgeprägt. Wegen dieser Ihrer Aehnlichkeit mit meinem Bruder will ich für Sie streben, wie ein Verwandter. Verstehen Sie wohl, ich bin nur aus freundschaftlichem Gefühl so zu handeln bereit, denn es besteht kein Gesetz, das mich zwingen könnte, Ihnen auch nur einen Heller zu geben."

„Es scheint, daß Sie über mich im Irrthum sind, Lord Leonhard," erklärte Hugo stolz. „Ich appellire nicht an Ihre Mildthätigkeit, ich will nur meine Rechte!"

„Ihre Rechte? Was sind Ihre Rechte?"

„Das bleibt zu beweisen," sagte Hugo ruhig. „Wenn meine Erwartungen mich nicht täuschen, so werden sie einfach die eines rechtmäßigen Sohnes und Erben Lord Paget Evremond's sein."

Lord Leonhard erröthete und seine Augen glänzten vor innerem Groll.

„Ihre Einbildung ist amüsant, junger Mann," bemerkte er, indem er in lautes Lachen ausbrach. „Sie werden bald finden, daß Ihre Ansprüche nicht werth sind, sie auszusprechen. Nehmen Sie daher meinen Rath an, den Rath eines erfahrenen Mannes, und haschen Sie nicht nach dem, was außerhalb Ihres Bereiches liegt."

„Und angenommen, ich nähme Ihre Freundschaft an und gäbe meine Rechte auf, was dann?" fragte Hugo kühl. „Was beabsichtigen Sie für mich zu thun?"

„Ich werde Sie unter meine Protection nehmen," versetzte Lord Leonhard lebhaft. „Ich werde Ihnen eine gute Existenz verschaffen, wenn Sie in den Kirchendienst treten; oder wenn Sie etwas Anderes vorziehen sollten, z. B. den Posten eines Secretairs bei einem Minister oder einem auswärtigen Gesandten, würde ich Ihnen einen Platz verschaffen, was mir ohne Schwierigkeiten gelingen würde; oder auch könnte ich Ihnen eine Stelle im Büreau der Gesellschaft „Homo" besorgen. Sollten Sie aber gesonnen sein, Maler zu bleiben, dann würde ich innerhalb sechs Monate Ihre Bilder geschätzt und begehrt machen. Und zu diesem Allen werde ich noch eine hübsche jährliche Rente für Sie aussetzen. Was meinen Sie dazu?"

„Daß ich Ihre Anerbietungen gehört habe, aber durchaus nicht davon geblendet bin," antwortete Hugo ruhig.

„Was verlangen Sie denn mehr?" fragte Lord Leonhard ungeduldig. „Nennen Sie Ihren Preis!"

„Lassen Sie uns einander recht verstehen, Mylord," erwiderte Hugo. „Meinen Preis nennen — für was? Wofür soll ich Ihre Bestechungen annehmen?"

Lord Leonhard zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Nun, Sie müssen Ihren gegenwärtigen Namen beibehalten und niemals Ihrer Verwandtschaft mit unserer Familie Erwähnung thun. Ich wünsche vor Allem den Namen meines todten Bruders vor Gelächter und Scandal zu bewahren; und Ihre Verschwiegenheit in dieser Angelegenheit ist Alles, was ich für meine Freundlichkeit gegen Sie verlange."

„Da verlangen Sie etwas, was ich nicht gewähren kann," erklärte Hugo bestimmt. „Ich kann nur wiederholen, was ich vorhin schon sagte: ich begehre nichts Anderes, als mein Recht. Was den Namen meines Vaters betrifft, so ist er mir ebenso theuer, wie Ihnen, und ich beabsichtige jetzt gerade, ihn von dem Makel, der an ihm zu haften scheint, zu reinigen und ihn zu tragen als den meinigen."

Lord Leonhard erblaßte.

„Das ist eine vergebliche Mühe," sagte er. „Sie thäten besser, der Vernunft Gehör zu schenken, junger Mann. Durch eine Fehde mit mir werden Sie nichts erreichen."

„Es war eine sonderbare Vorfehung, die mich nach diesem Orte führte," versetzte Hugo gedankenvoll; „es war nur ein Brief mit dem Poststempel „Wilchester." Doch dieses Postzeichen hat mich auf die rechte Spur geleitet. Jetzt habe ich den Faden in meiner Hand, der mich zu der Offenbarung des Geheimnisses führen wird, das über meinem Leben schwebt. Lord Leonhard Evremond," fügte er mit gehobener Stimme hinzu, „ich bin nicht mehr das hülflose Wesen, für das Sie mich vielleicht ansehen mögen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Eine heitere Geschichte erzählt das Wiener „Fremdenblatt“: Auf einem großen Hausball fand sich auch ein Student ein, der dem Söhnlein des Hauses mit Erlernung einer todten Sprache das Leben verbitterte. Der Student, ein armer Teufel, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei dem Feste entfaltet wurde, und namentlich war es das Buffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte. Was er sonst nur unter den Schaufenstern unserer Delicatessenhändler sah, Fasanen, seltene Seefische u. s. w., sie lagen und schwammen in pikanten Garnierungen und Saucen, und der Student schwamm in einem Meer des Entzückens. Chablis und Champagner floß in Strömen, und der arme Musensohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten zu viel. Endlich wollte er ausbrechen, der Champagner hatte ihm aber so sehr gemundet, daß er nichts sehnlicher wünschte, als einen solchen Silberhelm sein nennen zu können. Die Weinlaune ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn schritt er zum Buffet, packte eine Champagnerflasche, steckte sie in die rückwärtige Tasche des Fracks und suchte mit der süßen Beute zu entkommen. Bei der Thüre des Saales begegnete er zu seinem Unglück der Tochter des Hauses, die ihn mit der Frage aufhält, ob er sich denn nicht unterhalte, da er schon den Saal verlassen wolle. Der Student in der größten Verlegenheit, stotterte einige Entschuldigungen, das gutmüthige Fräulein glaubt, er sei vielleicht beleidigt, weil sich Niemand um ihn gekümmert, und mit einer Anwandlung von Großmuth sagte sie: „Nein, mein Herr Studiosus, Sie dürfen mir nicht eher fort, bevor Sie ein Tänzchen mit mir durch den Saal gemacht haben. Das Orchester hat bereits begonnen, also vorwärts, junger Mann“, schließt das Mädchen, „stürzen Sie sich mit mir in den Strudel!“ Ehe sich der Champagnerräuber besinnen kann, befindet er sich im Gewoge tanzlustiger Paare und stürmte durch den Saal. Urplötzlich ertönte ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame sinkt ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht figürlich, sondern im Wirklichkeit begossen dastand. Die Champagnerflasche im Frackschooße des Studenten hat ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren früher schon durchschnitten gewesen, und durch die heftige Bewegung war der Wein in's Brausen gerathen. Mit einem gehörigen Knall war der Stöpsel heraus und der nachfolgenden Dame in's Gesicht geflogen, während das mousirende Getränk in schäumenden Bogen ihrem Tänzer eine unvorbereitete Taufe verschaffte. Der Student, mit dem Hinterlader neuester Construction in der Fracktasche, stürzte in der furchtbarsten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem nach diesem Knalleffecte die größte Heiterkeit herrschte.

Gemeinnütziges.

* Gegen die von allen Seiten in Europa vorrückenden Cholera empfehlen wir als kräftiges Gegenmittel zur Verhütung der Weiterverbreitung die Desinfection der Aborte. Professor Eckstein hat zwei Jahre lang Versuche mit einer großen Zahl verschiedener Desinfectionsmittel angestellt, deren Resultate folgende sind:

1) 2 Pfd. Eisenvitriol in Wasser aufgelöst und in die Aborte gegossen, erzeugten durch einige Stunden einen Geruch von sich entwickelnden Schwefelwasserstoffgas. Nach 2—3 Stunden war jeder üble Geruch verschwunden und nach 12 Stunden hatte die Desinfection ihre Wirkung verloren.
2) Eine Lösung von Kupfervitriol verhielt sich ebenso.
3) 2 Pfd. Eisenvitriol in Krystallen übten ihre desinficirende Wirkung durch volle zwei Tage; ebenso Kupfervitriol in Krystallen.
4) Eine Mischung aus Eisen- und Kupfervitriol und phenylsaurem Kalk als trockene Substanz und im Gewichte von 2 Pfd. zur Desinfection verwendet, übte ihre Wirkung nur durch 2 Tage.
5) Schwefelige Säure als Flüssigkeit verwendet, übte schnell ihre Wirkung, jedoch nur durch 1 Tag und belästigte durch eine ganze Stunde die Respirationsorgane.
6) 2 Loth rohe Carbolsäure verbreiteten durch 2 Tage einen sehr unangenehmen Theergeruch im ganzen Hause, so daß man die eigentliche Wirkung nicht gut wahrnehmen konnte, da ein übler Geruch den andern deckte.
7) 2 Pfd. Eisenvitriol in Krystallen in einen Pergamentsack gebunden und in die Aborte gebracht, übten ihre Wirkung erst nach 2 Stunden, nun in auffallender Weise Schwefelwasserstoffgas zu entwickeln; die desinficirende Wirkung dauerte durch volle 3 Tage; der Pergamentsack, herausgenommen, enthielt nur ein trübes, fast geruchloses Wasser.
8) 2 Pfd. bester aus dem Handel bezogener Chlorkalk in einen Pergamentsack gehüllt und in den Abort geworfen, begannen ihre desinficirende Wirkung erst nach 2 Stunden, ohne die Respirations- oder Geruchborgane im mindesten zu belästigen, und übten ihre Wirkung durch volle 9 Tage.
9) 4 Loth rohes übermangansaueres Natron, für sich allein in flüssigem Zustande angewendet, desinficirten fast augenblicklich und wirkten nur durch 1 Tag; dasselbe Präparat in einem Pergamentsack angewendet, wirkte durch 2 Tage.

Daß desinficirter Chlorkalk, in einen Pergamentsack eingebunden, am längsten und kräftigsten wirkt, ist hieraus ersichtlich.

Charade.

Dreisilbig.

Zu einer Dame gesprochen: Sind Sie mir das erste, so bin ich das zweite und das dritte, das Ganze sind Sie.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 55. Kaiserslautern, 9. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(21. Fortsetzung.)

„Wie meinen Sie das?" fragte Lord Leonhard.

„Ich glaube, daß alle Briefe an Margarethe Kroß, welche Geld zu meiner Erziehung enthielten, obgleich die Handschrift verstellt ist, von Ihnen geschrieben sind. Ich denke mir, daß mein Vater auf seinem Sterbebette Ihnen von meiner Existenz und meinem Aufenthalt erzählt hat und daß Sie diese Enthüllungen verheimlicht, aber doch nicht gewagt haben, mich gänzlich zu verlassen und in Unwissenheit aufwachsen zu lassen."

Lord Leonhard's Gesicht entfärbte sich noch mehr.

„Sie sind kühn, junger Mann!" rief er.

„Kühn, aber wahrhaft," versetzte Hugo lächelnd. „Doch diese Thatsachen werden schon früher oder später bekannt werden. Meine Mutter wird hoffentlich im Stande sein, mehr Licht in die Sache zu bringen."

„Ihre Mutter! Ja, die ist in Amerika, verheirathet und glücklich. Wollen Sie vielleicht dahin gehen und Sie aufsuchen?"

„Ich würde hinreisen, wenn sie dort wäre; aber einer solchen Reise bedarf es nicht, denn meine Mutter hat das Königreich nicht verlassen."

Lord Leonhard stutzte und starrte Hugo mit großen Augen an.

„Was sagen Sie?" stieß er hervor.

„Ich meine," versetzte Hugo mit Nachdruck, „daß meine Mutter auf einer Farm lebt, die sie geerbt hat und die in der Nähe von Corburnspath liegt."

Lord Leonhard stieß einen Ausruf des Zornes und der Furcht zugleich hervor. Es war Hugo augenscheinlich, daß der Aufenthalt seiner Mutter seinem Gaste schon lange bekannt war.

„Ich sehe," rief Lord Leonhard wild, „es ist eine Verabredung zwischen Gertrud Deane und Ihnen. Sie haben sich gestellt, als wüßten Sie nichts von ihrem Aufenthalt, während Sie doch schon lange mit ihr im Bunde sind."

„Sie irren sich, Lord Leonhard. Heute erst habe ich erfahren, wo meine Mutter sich aufhält; doch morgen werde ich mich aufmachen, um sie aufzusuchen und mich ihr als ihren Sohn auszuweisen. Wenn dies geschehen, wird die Vorsehung uns weiter führen!"

Mit diesen Worten stand Hugo auf, zum Zeichen, daß sich sein Gast entfernen möge.

Lord Leonhard verstand diesen Wink sehr wohl, denn er erhob sich ebenfalls, wenn auch mit einem schrecklich verzerrten Gesicht, so daß er in diesem Augenblick einem wüthenden Dämon glich.

„Sie haben meine Freundschaft ausgeschlagen, Hugo Chandos," zischelte er durch die zusammengebissenen Zähne, während seine Augen feurige Blitze auf Hugo schleuderten; „nehmen Sie denn meinen ganzen Haß, meine Feindschaft! Es ist jetzt Krieg zwischen uns — Krieg bis zum Tod!"

Bei diesen Worten erhob er drohend seine geballte Faust gegen Hugo, worauf er sich umwandte und der Thür zuschritt.

Auf der Schwelle jedoch blieb er stehen, um noch einen letzten Blick, einen Blick, gemischt von Haß und Furcht, auf Hugo zu werfen, wobei er wüthend rief:

„Gehen Sie und hören, was Gertrud Deane sagt! Und dann kämpfen Sie, wie Sie wollen, aber Sie können gewiß sein, daß Sie der Grafschaft Berwick niemals näher stehen werden, als Sie ihr heute standen! Lieber würde ich Sie todt zu meinen Füßen sehen, als daß ich Ihnen gegenüber die zweite Stelle einnähme! Darum seien Sie bei Zeiten gewarnt!"

Hierauf schlug er die Thür zu und eilte davon.

Eine Stunde später saßen Hugo und sein treuer Diener Martin im Eisenbahnwaggon, um nach London zu fahren und Margarethe Kroß einen Besuch abzustatten, bei welcher Hugo Beweise seiner Identität zu sammeln gedachte, mit denen er dann nach Schottland zu reisen entschlossen war.

XVII.

Im Moorhäuschen.

Nachdem Sir Archy in die Bibliothek eingetreten war, durchmaß er dieselbe mit unruhigen Schritten, während Rosamunde sich auf einen Stuhl neben dem Feuer setzte und ihren Vater mit ängstlichen Blicken beobachtete. Sie bot ein anmuthiges Bild dar, wie sie so dasaß ihr edles Gesicht überfluthet von dem Licht der Lampe und dem röthlichen Schein des Feuers, welches ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit nur noch erhöhte, — ihre großen, braunen Augen so ernst und gedankenvoll vor sich hinstarrend, aber doch seltsam leuchtend — die gefalteten Hände ungezwungen auf den Knien ruhend, während die schimmernden Falten ihres seidenen Kleides nachlässig um sie herum auf den Fußboden fielen, — es war ein Bild, welches Sir Archy's erquickte, als seine trüben Augen eine Weile wohlgefällig darauf ruhten.

„Rosamunde," sagte er plötzlich, „mir gefällt der

Digitized by Google

Stand der Dinge nicht; ich finde keinen Geschmack an der Aussicht, zu dieser Jahreszeit im Norden zu verweilen. Das Wetter ist hier schon kalt und rauh und Du weißt, was der November in Schottland zu bedeuten hat. Das Schlimmste von Allem aber ist das Gefühl, daß ich nur ein Spielzeug in den Händen dieses Mannes bin."

„Mr. Hadd hält es für nothwendig, daß wir für einen oder zwei Monate verreisen," erwiderte Rosamunde gedankenvoll; „und seine Gründe, sowohl die, welche er anführte, als auch diejenigen, welche er verheimlichte, sind klar genug. Er will seinen Sohn in unsere Gesellschaft bringen, in der Hoffnung, daß dieser meinen Widerwillen gegen ihn beseitigen werde. Aber größer, als diese Hoffnung, ist die Furcht, daß wir in seinen Büchern noch schlimmere „Versehen" entdecken möchten.

„Wenn ich wüßte, daß noch mehrere Fehler in den Büchern wären, so würde ich keinen Schritt zu der verabredeten Reise thun; ich würde hier bleiben und die Sache gründlich untersuchen."

„Es ist besser, wir gehen, Papa," sagte Rosamunde. „So lange wir hier sind, ist Hadd auf seiner Hut; wenn wir aber fort sind, wird Markus mit mehr Erfolg für uns arbeiten können. Wenn wir nach Schottland gehen und Jason Hadd uns dort besucht und mit einige Zeit darauf Mr. Hadd einladen, uns ebenfalls zu besuchen, würde Markus für seine Thätigkeit freies Feld haben."

„Wo ist Markus?" fragte Sir Archy. „Er ist uns nahe, er kennt genau alle unsere Angelegenheiten, sogar Hadd's Absichten, und doch hält er sich vor uns verborgen. Warum kommt er nicht, uns zu sehen und uns Aufklärung über das Dunkel zu geben?"

„Er wird es thun, wenn es Zeit ist, Papa. Verschwiegenheit ist für den glücklichen Erfolg seiner Pläne nothwendig."

„Du sprichst, als ob Du von seinen Plänen unterrichtet wärest," sagte Sir Archy. „Aber da ist noch etwas Anderes, was mich beunruhigt. Ich möchte mein Suchen nach dem vergrabenen Legat nicht gern für einen ganzen Monat unterbrechen. Vielleicht gedenkt Hadd unsere Abwesenheit zu einer genauen Untersuchung des Grauen Thurmes zu benutzen."

„Wenn er es thut, ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er glücklicher sein wird, als so viele der Wilchesters."

„Nein, es ist kaum wahrscheinlich; doch der Schatz muß dort sein. Hätte ich doch den Thurm abgetragen, als es noch Zeit war; jetzt darf ich es nicht. Sollen wir noch einmal suchen, ehe wir gehen, Rosamunde?"

Das Mädchen antwortete bejahend.

Sie sprachen noch lange zusammen, bis die Zeit herankam, welche sie an ihr unheimliches Geschäft rief. Sie brachen auf, und als sie in den Grauen Thurm kamen, fanden sie die alte Betsine noch wach und bereit, ihnen beizustehen. Aber auch diesmal waren ihre Anstrengungen ohne Erfolg, und muthlos und die Existens des verborgenen Schatzes fast bezweifelnd, zogen sich Vater und Tochter bald darauf in ihre Privatgemächer zurück.

Am andern Morgen war Sir Archy zur gewöhnlichen Zeit aufgefunden und befand sich bereits im Frühstückszimmer, als Rosamunde hereintrat, munter und vergnügt, aber in ihrem kurzen Reisekostüm wie eine Nonne aussehend.

„Sieh', Papa, ich bin schon reisefertig!" rief sie ihrem Vater entgegen, ihn mit einem freundlichen Lächeln grüßend. „Ich bin bereits seit drei Stunden auf. Die Haushälterin hat ihre Anweisungen in Betreff des Hauses während unserer Abwesenheit empfangen. Unsere Koffer sind gepackt und stehen in der Halle zum Fortschaffen bereit; und der Wagen wird in einer Stunde vor der Thür sein, so daß wir zur rechten Zeit an den Bahnhof kommen können."

„Du bist stets umsichtig, Rosamunde," erwiderte der Baronet, und fügte nach einer Weile mißmuthig hinzu: „Mir gefällt diese Reise durchaus nicht. Es kommt mir vor, als ob wir der Heimath und der Hoffnung für immer Lebewohl sagten. Wie wenn wir niemals in das Schloß zurückkehren dürften? Die schottische Villa gehört Dir von Rechtswegen. Wie nun, wenn Hadd die Sachen so lenkte, daß wir dieselbe nie wieder verlassen können?"

„Das kann er nicht, Papa!" sagte Rosamunde tröstend. „Und übrigens bin ich froh, daß wir für eine kurze Zeit fortkommen. Der Wechsel wird uns guthun."

Das abgemagerte Gesicht des Baronets, die Falten um seinen Mund, die eingefallenen Augen sagten dem jungen Mädchen, daß die Natur sich nicht ungestraft ihrer nöthigen Ruhe berauben läßt. Die schlaflosen Nächte, die er in dem Grauen Thurm zugebracht hatte, machten sein Haar weiß und zehrten sein Gesicht ab. Es war Rosamunde klar, daß er gerade eine solche Ruhe nöthig hatte, wie dieser Wechsel sie ihm bringen würde — eine Ruhe vor der peinigenden Erwartung der Auffindung des vergrabenen Legats, — eine Ruhe vor Hadd's Beleidigungen und Unverschämtheiten, — eine Ruhe vor den Sorgen und Aengsten, welche so schwer auf ihm lagen.

Zu der Zeit, die Rosamunde angegeben, kam der Wagen vor die Thür, um die Reisenden nach dem Bahnhof zu bringen.

Sir Archy, Rosamunde und deren Mädchen, die hübsche Betsy Winter, stiegen ein und fuhren dem Dorfe Wilchester zu.

Als sie am Bahnhofe anlangten, kamen Hadd und dessen Sohn ihnen entgegen.

„Guten Morgen, Sir Archy!" rief der Administrator. „Ich habe bereits Ihre Billete gelöst; hier sind sie. Sie werden schönes Reisewetter haben. Ich habe an die Frau in der Villa telegraphirt, daß sie für Ihre Ankunft Alles in Bereitschaft halten soll. Ich habe auch drei von Ihren besten Reitpferden abgesandt, damit es Miß Rosamunde nicht an Mitteln zur Uebung fehlen

Digitized by Google

möge. Ich denke, daß sie mit einem späteren Zuge ankommen werden. Ich bin noch Ihr Geschäftsträger und als solcher habe ich dies Alles besorgt," fügte er hinzu, Rosamunde's Unruhe bemerkend. „Jason wird Ihnen morgen nachfolgen, hoffe ich, und — doch da kommt der Zug!"

Sir Archy nahm die Billette. Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof, die kleine Gesellschaft nahm Platz in einem Coupé erster Classe, und eine Minute später sauste der Zug weiter, den Administrator und dessen Sohn zurücklassend, welch' Ersterer demselben mit einer boshaften Genugthuung nachblickte.

Es war eine lange, einförmige Fahrt, während welcher die drei Reisenden meistentheils ihren eigenen Gedanken nachhingen.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als der Zug endlich an der Station Cockburnspath anlangte. Sir Archy sprang aus dem Coupé und half seiner Tochter und deren Mädchen beim Aussteigen; dann sah er sich nach einer Droschke um, welche sie an ihr Ziel bringen sollte.

Während er eine solche engagirte, stiegen aus einem anderen Wagen Hugo Chandos und dessen Begleiter, welche dicht bei Rosamunde stehen blieben und sich umschauten. Da traf Hugo's Blick Rosamunde, deren Gesicht ihm zugewandt war und welche ihn sogleich erkannte und erröthete, als er sich lächelnd ihr näherte.

„Das ist ein unerwartetes Vergnügen, Sie hier zu treffen, Miß Wilchester," sagte er mit einer tiefen Verbeugung. „Ich wußte, daß Sie hier ein Landgut besitzen, aber ich hatte keine Ahnung, daß Sie daselbe zu dieser Jahreszeit besuchen würden."

„Und ich ahnte nicht, Sie hier zu sehen," erwiderte Rosamunde. „Es ist ein wunderbares Zusammentreffen."

In diesem Augenblicke kehrte Sir Archy zurück; er schien überrascht beim Anblick Hugo's, grüßte aber doch mit ernster und gemessener Höflichkeit.

„Ich wollte gerade Miß Wilchester mittheilen, Sir Archy," sagte Hugo, „daß ich gestern Abend Wilchester verlassen habe und nun mit Ihnen in einem Zuge von London gekommen bin, ohne Ihre Nähe bemerkt zu haben."

Sir Archy verbeugte sich höflich und eilte mit Rosamunde und Bessy nach der engagirten Droschke, welche sie im nächsten Augenblicke durch die Straßen der kleinen Stadt und nach einer mehrstündigen Fahrt durch eine hügelige Gegend nach ihrem Bestimmungsort — dem sogenannten Moorhäuschen — brachte.

Es war Nacht geworden, als sie sich demselben näherten, aber die Sterne an dem klaren Himmel gaben Licht genug, um das Haus und seine Umgebung erkennen zu lassen.

Dieses war eine malerische Villa mit steilem Dach, hohen Schornsteinen, aus denen dichter Rauch aufstieg, und großen unverhängten Fenstern, von welchem ein heller Lichtstrahl in die Nacht hinausströmte. Es lag auf einer Anhöhe, umgeben von Gärten und ausgedehnten Waldungen, sowie von großen Strecken Moorlandes, von denen die Villa ihren Namen hatte.

Der Wagen fuhr durch das offene Thor und kehrte, nachdem die Reisenden abgestiegen und in das Haus eingetreten waren, auf demselben Wege zurück, den er gekommen.

Die Hausthür stand offen und die Ankömmlinge traten in die breite Halle, wo ihnen die Haushälterin, eine schlichte, ältliche Frau, entgegenkam. Diese Frau und ihr Sohn hatten schon viele Jahre hindurch die Aufsicht über das Moorhäuschen geführt und mit der größten Gewissenhaftigkeit die Interessen ihrer Herrschaft wahrgenommen. Das sanfte Lächeln auf ihrem ehrlichen Gesicht schien Rosamunde ein sicheres Zeichen von Frieden und Glückseligkeit, die ihrer hier warteten.

„Willkommen, Sir Archy und Miß Rosamunde!" rief sie den Eintretenden entgegen. „Es wär' mir aber lieb gewesen, wenn ich etwas früher Nachricht von Ihrer Ankunft erhalten hätte," fügte sie bedauernd hinzu, „denn es sieht hier nicht Alles aus wie es soll —"

„Nur keine Entschuldigungen, Mrs. Blindt," unterbrach sie der Baronet in guter Laune.

„Wir sind nur hierher gekommen, um eine kleine Abwechslung zu haben und werden uns mit dem begnügen, was Sie uns bieten können."

„Ihre Zimmer sind alle in Ordnung," sagte Mrs. Blindt, deren Aengstlichkeit bei den Worten Sir Archy's geschwunden war, „und das Essen wird in fünfzehn Minuten auf dem Tisch stehen, wenn es Ihnen recht ist."

Sie eilte nach der Küche, während Sir Archy und Rosamunde, die letztere begleitet von ihrem Mädchen, hinauf in ihre Zimmer gingen.

Rosamunde's Zimmer war geräumig und hübsch ausgestattet. Auf dem Heerd brannte ein helles Feuer und zwei Wachskerzen erleuchteten das Gemach, an welches noch ein kleines für das Mädchen grenzte.

„Hier ist es angenehm," sagte Rosamunde, sich auf den Kaminteppich in einer reizenden Stellung niederlassend und ihre Hände dicht an die Flamme haltend. „Die Wärme thut mir wohl nach der langen Fahrt, und Papa hat doch Recht, wenn er sagt: es geht nichts über ein tüchtiges Feuer."

„Wir werden viele tüchtige Feuer nöthig haben in dieser Jahreszeit auf dem kalten Moor," erwiderte Bessy, „und bei dem kalten Wind von der See. Es wird nicht sehr angenehm hier sein, Miß Rosamunde! — Das war ein hübscher junger Mann, welchen wir am Bahnhofe sahen!" fügte sie in verändertem Tone hinzu, einen scharfen Blick auf ihre Herrin werfend.

Rosamunde antwortete nicht.

„Und der junge Mann, welcher bei ihm war, sah auch nicht schlecht aus," fuhr Bessy fort, bei dieser Auslassung nach dem Spiegel schielend. „Ich möchte wohl wissen, ob er verheirathet ist, ich möchte —"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An Schelling.

Aber nicht an den Philosophen.

Sie haben geforscht und geschnüffelt
Ganz eifrig Tag und Nacht:
Wer hat, wir müssen es wissen,
Wer hat den Entwurf gemacht?

Wer hat den Paragraphus Zwanzig
Zum Netze gefügt und gezwängt,
In dem ein Schock Redacteure
Bequem sich täglich fängt?

Wer hat gespitzt und gegittet
Der Pfeile Spieß und Schaft,
So daß sie nicht Gift enthalten,
Wohl aber ätzende Saft?

Wer hat von der Freiheit der Presse
Zu sprechen sich getraut,
Und für Jeden, der sie übet,
Den Galgen daneben gebaut?

Wer hat dem Volk der Denker
Geschlagen so in's Gesicht!
Wer ist der arge Sünder?
Heraus mit dem Bösewicht!

Fürst Bismarck, der liebe Kanzler,
Trägt Solches nicht in der Brust;
Er hat, das ist ganz sicher,
Kein Wort davon gewußt.

Auch Preußen, das liberale,
Hat dieses Gesetz nicht gehegt;
Wer also hat in das Reichsnest
Das Kukuksei gelegt?

Und wie sie so forschen und schnüffeln,
Hat's Einer herausgebracht:
Es ist der Geheimrath Schelling,
Der hat den Entwurf gemacht!

Der Sohn des Philosophen,
Wer hätte sich das versehn!
Auf ihn! das ist der Entwürfling!
Auf ihn! Es muß Rache geschehen!

So schallt es aus jeder Tonart
Vom Rheine bis zum Belt,
Daß es wie Sturmesbrausen
In allen Ohren gellt.

Du dauerst mich armer Schelling,
Denn das ist mein heiliger Schwur:
Du bist unschuldig gänzlich,
Du warst ja die Feder nur!

Nun bellt die tapfere Meute
Der Schreier hinter dir her, —
Doch wer dir die Feder geführt —
Das kümmert sie nimmermehr!

(Frankf. Latern)

Feuilleton.

* Bei einer Aufführung der beliebten Oper: Der Postillon von Lonjumeau, fragte Jemand im Theater seinen Nachbar: „Von wem ist denn diese herrliche Musik?" — „Von Adam." — „Mein Gott," sagte der Erstere, habe ich doch nach niemals in der Bibel gelesen, daß der Stammvater der Menschen Componist gewesen ist.

* Eine Schafheerde im Zimmer. — Als neulich eine Anzahl Schafe durch einen benachbarten Ort getrieben wurde, sprang ein Hund nach ihnen, und der Führer der Schafe sprang in seinem Schrecken zu dem offenen Fenster eines Hauses hinein, wohin ihm die Schafe folgten so schnell sie konnten.

* In einem Staate von Amerika sollte ein Spitzbub gehenkt werden. Die Lyncher, honette Leute, stellten ihrem Opfer die Wahl, an welcher Baumsorte er gehängt werden wolle. „Dann soll es ein Stachelbeerbusch sein," sagte er. „Der ist nicht hoch genug!" war die Antwort. „Nicht nöthig," sagte der Delinquent, „ich will warten bis er wächst."

Gemeinnütziges.

* (Mäuse zu vertreiben und zu tödten.) Man nehme Steinöl, bestreiche einige wollene oder leinene Lappen damit und lege 4 bis 5 solcher Läppchen an verschiedene Orte. Der Geruch dieses Oels ist den Mäusen so zuwider, daß binnen einigen Stunden keine mehr zu sehen sind, sie davon auch wohl gar sterben. Man kann sich dieses Mittels auch zur Vertreibung der Maulwürfe bedienen. In den Häusern, wo die Mäuse überhand nehmen, räuchere man fleißig mit Heidekraut oder grabe Königskerzen mit Blüthe und Wurzeln auf dem Brachfelde aus und lege in jede Ecke der Kammer eine Hand voll, oder auch einige Stängel des gewöhnlichen Münzkrautes mit den Blättern. Auch einige Tropfen Pfeffermünzöl thun gleiche Dienste.

* (Pelzwaaren vor Motten zu schützen.) Auf 100 Stück kleiner Felle nimmt man 1/4 Maß gereinigtes Terpentinöl, 1/2 Maß schwache Lauge von kohlensaurem Natron und 1 Maß von einem starken Wermuthdecocte. Alle diese Flüssigkeiten werden mit der zur Gerbung bereiteten Lauge gut gemischt, worauf wie gewöhnlich verfahren wird. Bei Tornistern aus Lammfell en kann man, da sie stärker und größer sind, auf 100 Stück 2 Seidel Terpentinöl, 4 Seidel Natronlauge und doppelt so viel Wermuthkochung gebrauchen. Dies Verfahren, bemerkt Hassel in Mähren, der dies Recept in Hetzl. encykl. Zeitung mitgetheilt, ist von der k. k. Monturhauptcommission als vorzüglich bestätigt.

Auflösung der Charade in Nr. 54.

Holdselig.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 56. Kaiserslautern, 13. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(22. Fortsetzung.)

Sie wurde unterbrochen durch das Eintreten des Sohnes der Mrs. Blint, eines hochaufgewachsenen, tölpischen Burschen, welcher das Gepäck hereinbrachte.

„Ich will mich heute Abend nicht umkleiden," sagte Rosamunde, als Tom Blint sich wieder entfernt hatte. „Bürste mich ein wenig ab, Bessy, und gieb mir einen reinen Kragen und reine Manschetten, ich will hinuntergehen, wie ich hier bin."

Nachdem sie sich Gesicht und Hände gewaschen und ihr Haar ein wenig geordnet hatte, begab sie sich in das Speisezimmer, woselbst auch Sir Archy einen Augenblick später erschien.

Beide nahmen an dem gedeckten Tisch Platz und Mrs. Blint entfernte sich, nachdem sie sich überzeugt, daß ihre Gegenwart nicht mehr erforderlich sei.

„Es würde mir nicht unangenehm sein, für immer hier zu wohnen," sagte Rosamunde, als sie mit ihrem Vater allein war, und bemühte sich, so heiter als möglich zu erscheinen. „Das Moorhäuschen ist in seiner Art ebenso behaglich, wie das Schloß."

„Ich schätze das Schloß seiner gesellschaftlichen Verbindungen wegen; aber diese Villa ist behaglich genug," erwiderte der Baronet. „Wir würden hier einen Monat ganz gemüthlich verleben, wenn nur jener Hadd nicht käme. Ich weiß nicht, wie wir seine Gegenwart ertragen werden."

„Alle Uebel sehen sich vorher schlimmer an, als sie in Wirklichkeit sind," versetzte Rosamunde. „Und nun Papa, wenn Du mit dem Essen fertig bist, laß' uns nach dem Wohnzimmer gehen."

Sir Archy pflichtete Rosamunde bei, indem er aufstand und mit dieser das Speisezimmer verließ.

Das Haus hatte in seiner unteren Etage nur drei Zimmer, ausgenommen die Vorhalle, welche ebenfalls ein großes Zimmer bildete. Auf der einen Seite der Halle war das Wohnzimmer, gewöhnlich das „rothe Zimmer" genannt, auf der andern ein Cabinet von gleichem Umfang, welches als Arbeitszimmer diente, und am Ende der Halle befand sich das Speisezimmer. Die Küche war in dem Erdgeschoß und die Schlafzimmer in der oberen Etage.

Sir Archy und Rosamunde setzten sich, in dem „rothen Zimmer" angelangt, vor den Kamin, und sprachen von ihrer Reise, von ihren Aussichten, von ihrem Feinde und eine Stunde war unbemerkt verronnen. Endlich machte Sir Archy den Vorschlag, zu Bett zu gehen.

„Diesen Abend haben wir angenehm verlebt, Rosamunde," sagte Sir Archy bitter. „Morgen Abend wird der junge Hadd hier sein und wir werden nicht eine ruhige Stunde mehr für uns haben."

Rosamunde wurde an einer Antwort durch die Haushälterin verhindert, welche mit ängstlichem Gesicht eintrat.

„Sir Archy," sagte sie, „es sind zwei Männer mit Pferden von dem Schloß gekommen. Die Pferde sind in dem Stall und —"

„Es ist gut, Mrs. Blint," unterbrach sie Sir Archy. „Ich habe vergessen zu sagen, daß ich die Pferde erwartete. Geben Sie den Männern ihre alten Zimmer."

„Aber diese sind nicht die Männer, welche sonst immer kommen," versetzte Mrs. Blint. „Es sind nicht Bessy Winter's Brüder, sondern zwei unheimlich aussehende Fremde. Sie bestehen darauf, Sie noch heute Abend zu sehen."

In der Halle wurden Tritte vernehmbar.

„Sie sind hier," sagte Mrs. Blint leise, und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als die beiden Männer auf der Thürschwelle erschienen und dort stehen blieben.

Ihr Aeußeres war, wie Mrs. Blint gesagt hatte, nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken. Beide waren groß und stark, und der Stempel der Unehrlichkeit lag auf ihren Gesichtern ausgeprägt. Obwohl sie sich bisher nur kleiner Verbrechen schuldig gemacht, so konnte doch Niemand, der sie näher betrachtete, daran zweifeln, daß sie auch fähig und willig waren, größere Missethaten zu begehen.

Sir Archy erkannte sie sogleich als Einwohner von Wilchester und als charakterlose Bösewichte, welche sein Administrator gelegentlich für seine Zwecke vollendet hatte.

„Wir sind mit den Pferden gekommen, Sir Archy," sagte der Eine, sich verbeugend. Wir sollen hier bleiben, so lange Sie hier verweilen. Die Pferde können zum Reiten und vor dem Wagen gebraucht werden, wie Sie es befehlen."

„Das ist ein Mißverständniß," sagte der Baronet überrascht. „Die Pferde sollten durch die beiden Brüder Winter hierher gebracht werden. Wie kommt es, daß Ihr an deren Stelle gekommen?"

„Mr. Hadd hat uns geschickt."

„Gut," sagte Sir Archy; „ich werde telegraphiren, daß die Winters kommen sollen und Ihr könnt dann nach Wilchester zurückkehren. Mr. Hadd hat einen großen Fehler begangen; aber sein Sohn, welcher kommt,

Digitized by Google

kann uns vielleicht Aufklärung darüber geben. Ihr könnt gehen."

Die Männer zogen sich schweigend zurück und Mrs. Blint folgte ihnen.

„Ich fürchte, Rosamunde, daß wir unsern Kummer nicht in dem Schloß zurückgelassen haben. Ich glaube, daß Hadd diese Männer als Spione zu uns gesandt hat, daß wir durch unsere Reise in eine Falle gegangen sind, in welcher uns diese Kerle als Gefangene bewachen sollen."

XVIII.

Ein Akt der Verzweiflung.

Hugo Chandos schaute dem Wagen, in welchem die Wilchesters den Bahnhof verließen, so lange nach, bis er seinen Blicken entschwunden war, dann wandte er sich an Martin Kroß, welcher, die Reisetasche in der Hand, neben ihm stand, und sagte:

„Komm', Martin, wir wollen in den nächsten Gasthof gehen. Es ist für heute zu spät, unsere Nachforschungen zu betreiben."

Sie gingen raschen Schrittes in die Stadt und fanden bald ein respectables Gasthaus, in welchem sie sich einlogirten. Auf ihren Wunsch brachte sie ein Mädchen sogleich auf ihre Zimmer, welche aneinander grenzten und durch eine Thür verbunden waren.

„Kann ich den Wirth noch sprechen?" fragte Hugo, als das Mädchen das Licht auf den Tisch gestellt hatte und fortgehen wollte.

„Nein," erwiderte das Mädchen, ihr breites Gesicht zu einem Lächeln verziehend; „hier ist kein Wirth und die Wirthin ist zu einer Hochzeit gegangen. Können Sie nicht bis morgen warten, Sir?"

„Ja," antwortete Hugo nach kurzem Schweigen. „Besorgen Sie uns so bald wie möglich ein Abendessen."

Das Mädchen ging hinaus und kehrte bald mit den Speisen zurück. Nachdem die Reisenden gegessen hatten, trennten sie sich und begaben sich zu Bett.

Am andern Morgen stand Hugo sehr früh auf; er war kaum im Stande, seine Ungeduld länger zu beherrschen. Er öffnete das Fenster und blickte auf die Straße. Das Wetter war kalt und trübe und ein feiner Regen fiel langsam und geräuschlos nieder.

Da trat Martin in's Zimmer. Hugo wandte sich um und rief diesem entgegen, indem sein Gesicht wie heller Sonnenschein strahlte:

„Ein trüber Tag, Martin; aber für mich wird er ein Tag der Freuden sein, denn ich werde heute große Entdeckungen machen, ich werde heute meine Mutter sehen — meine Mutter, Martin! und zwar zum ersten Male in meinem Leben mit vollem Bewußtsein. Ob diese Beweise sie überzeugen werden, wie sie mich überzeugt haben? Ich zittere, wenn ich an alles Das denke, was mir die nächsten Stunden bringen werden."

„Die Beweise werden sie überzeugen, wenn sie irgend einen Zweifel hat," versicherte Martin. „Ich freue mich herzlich darüber, daß Sie nahe daran sind, Ihre Mutter zu finden; Sie machen aber so viel Geschrei darüber, wie einige Männer über ihre Geliebte!" setzte er scherzend hinzu.

„Sie hat nur mich, meine arme, hintergangene Mutter," sagte der junge Mann mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit; „und," setzte er mit strahlenden Augen hinzu, „indem ich sie finde, werde ich auch alles Andere finden, wonach ich mich sehne — eine Heimath und ein Weib. Wenn meine Mutter nachweisen kann, daß ich ein Recht habe, meines Vaters Namen zu führen, werde ich es wagen, mein Herz einer jungen Dame anzutragen, deren Gegenliebe in meinen Augen kostbarer sein würde, als die Krone eines Königs. Du hast sie gestern Abend am Bahnhof gesehen. Sahest Du jemals ein schöneres, liebenswürdigeres Mädchen, Martin, oder ein edleres, reizenderes Gesicht?"

„Sie sah aus wie ein Engel!" rief Martin, etwas erstaunt, aber vollkommen begeistert; „und die junge Dame bei ihr, Diejenige, welche das Reisegepäck trug, war auch hübsch — mehr nach meinem Geschmack, Mr. Hugo. Ich möchte wohl mit jener Jungen Bekanntschaft machen, — gewiß das möchte ich."

„Vielleicht wirst Du Gelegenheit dazu bekommen," versetzte Hugo lächelnd. „Laß' uns nun hinuntergehen zum Frühstück."

Nach dem Frühstück begab sich Hugo in das Gastzimmer, wo er die Wirthin fand — eine muntere, gut aussehende Frau von mittleren Jahren. Ihren Kopf zierte ein weißes Mützchen, von welchem zwei lange, rothe Bänder herabfielen. Sie saß hinter dem Schenktisch auf einem hohen Stuhl und war mit einer Stickerei beschäftigt.

Als Hugo sah, daß das Gastzimmer noch leer und die Wirthin allein war, redete er sie an.

„Wollen Sie mir nicht einige Minuten zu einem Gespräch widmen, Madame?" fragte er ehrerbietig.

Die Dame verbeugte sich höflich.

„Gewiß, Sir," war ihre rasche Antwort. „Bitte, nehmen Sie Platz."

Hugo setzte sich auf den dargebotenen Stuhl und sagte:

„Ich wünsche Erkundigungen über eine Miß Deane einzuziehen. Sie wohnt in der Nähe von Corburnspath, und ich möchte gern ihre genaue Adresse haben."

„Miß Deane?" wiederholte die Wirthin nachdenkend. „Ist sie jung?"

„Ich glaube, sie ist ungefähr vierzig Jahre alt," erwiderte Hugo. „Sie ist nicht von hier. Wenn ich nicht irre, erbte sie ein Landhaus in dieser Gegend von ihrem Vater, einem englischen Geistlichen, welcher es von einem Anverwandten ererbte."

„Ah! Sie meinen gewiß Miß Deane zu Glenfan," sagte die Wirthin, indem sich ihr Gesicht erheiterte. „Ihr Vater war ein Geistlicher, wie ich gehört habe;

Digitized by Google

er erbte das Landhaus von den Macdonald's, aus deren Familie seine Mutter stammte."

„Dies muß die Dame sein, welche ich suche," entgegnete Hugo rasch. „Wo ist Glenfan?"

„Es liegt in der Richtung nach der Meeresküste, zwischen den Bergen. Wissen Sie das Moorhäuschen, welches Sir Archibald Wilchester gehört?"

„Nein, ich bin hier ganz fremd."

Die Wirthin beschrieb Hugo die Straße, welche er einzuschlagen hatte, und die Lage Glenfan's möglichst genau.

„Ich denke, es wird nicht schwierig sein, das Haus zu finden," sagte Hugo, indem er aufstand. „Vielen Dank für Ihre gefälligen Mittheilungen."

„Man sagt, daß Miß Deane niemals Besuch empfängt," bemerkte die Wirthin, Hugo scharf musternd. „Sie kommt niemals nach Coburnspath. Es heißt, daß sie ihre Ladeneinkäufe in Edinburg macht. So viel ist gewiß, daß sie hier nicht ein Läppchen kauft. Sie ist eine Art Einsiedlerin und besucht nur die Fischerfamilien unten an der Küste, um die armen Wittwen und Waisen zu unterstützen."

„Lebt sie denn ganz allein?" fragte Hugo begierig, mehr von seiner Mutter zu hören, denn er zweifelte nicht daran, daß Miß Deane dies sei.

„Nein," erwiderte die Wirthin. Sie hat einen Burschen, der ihren Garten und andere Dinge in Ordnung hält, aber er ist ein stumpfsinniger Mensch, welcher den Platz nie verläßt. Dann hat sie noch eine Dienerin — eine alte Frau, welche vor zehn oder zwölf Jahren zu ihr kam. Sie kommt jede Woche einmal zur Stadt, und zwar am Markttage — heute ist ihr Tag; aber sie ist mürrisch und verschlossen und Niemand redet sie an, weil sie keine Antwort giebt. Sie kommt mit einem Pferd und Wagen zur Stadt, besorgt ihre Geschäfte und fährt wieder zurück, ohne ihren Mund, außer in Geschäftssachen, geöffnet zu haben."

„Aber wer bearbeitet das Land?" fragte Hugo; „doch nicht die Frau, welche Sie mir beschrieben haben?"

„O nein, Sir. Es ist ein Häuschen am anderen Ende der Landstelle, da wohnt ein Mann mit seiner Familie, welcher das Land bearbeitet. Er spricht mit Miß Deane, wenn es nothwendig ist, empfängt aber gewöhnlich seine Befehle durch die alte Frau, oder schriftlich. Ich glaube, er weiß nichts über Miß Deane."

Hugo lächelte, aber etwas ängstlich, denn er fing an zu fürchten, daß seine Mutter durch ihre Abgeschlossenheit mürrisch und rauh geworden sein möchte, daß er sie als eine kränkelnde Einsiedlerin finden würde, deren Herz für jede sanftere Regung, für jedes zartere mütterliche Gefühl unempfänglich sein würde. War es möglich, daß die lustige kleine Gertrud Deane, wie er sie hatte schildern hören, unter dem mächtigen Einfluß des ihr angethanen Unrechts in ein hartes, rauhes Weib umgewandelt worden ward?

„Ich erinnere mich nicht, Miß Deane jemals gesehen zu haben," sagte Hugo. „Wenn Sie so freundlich sein wollen, mir ein Pferd zu bestellen, will ich nach Glenfan hinüberreiten."

„Wenn Sie nur dorthin wollen, um eine Gunst von der Dame zu erlangen, können Sie sich die Mühe ersparen," sagte die Wirthin lächelnd; „aber wenn Sie vielleicht ein Freund von ihr sind, will ich nichts Derartiges gesagt haben."

Sie klingelte und gab dem eintretenden Hausknecht Befehl, ein Pferd zu satteln.

„Es ist kein angenehmes Wetter zu einem solchen Ritt," bemerkte Hugo, nach der Thür gehend. „Der Regen scheint anhalten zu wollen."

„Regen," erwiderte die Wirthin, durch das Fenster sehend. „O, das ist nur Nebel! Die Luft ist ganz angenehm."

Hugo lachte, wünschte der Wirthin einen guten Morgen und ging hinauf in sein Zimmer, wo ihn Martin Kroß erwartete.

„Es ist Alles gut, Martin," rief er freudig. „Ich weiß nun, wo Miß Deane wohnt. In wenigen Minuten werde ich auf dem Wege zu ihr sein."

„Soll ich Sie nicht begleiten, Mr. Hugo?" fragte Martin.

„Nein! Es ist besser, ich gehe allein," erwiderte Hugo. „Sieh', alter Bursche, es ist möglich, daß ich mich am Ende doch geirrt habe. Bleibe hier, Martin, und erwarte meine Rückkehr. Ich werde vor Einbruch der Nacht wieder hier sein."

„Sie werden aber doch nicht in dem Regen gehen?"

„Es ist nur schottischer Nebel," sagte Hugo lachend. „Gieb' mir die schriftlichen Aussagen Deiner Mutter, welche sie vorletzte Nacht gemacht hat, und die kleinen Kleidungsstücke. Ich muß sie unter den Rock stecken, da ich zu Pferde reise."

Martin öffnete die Reisetasche und nahm zwei kleine Packete heraus, welche er Hugo überreichte.

„Und nun meinen wasserdichten Ueberrock," sagte Hugo. „Dieser „Nebel" möchte wie Regen meine Kleider durchdringen, denn er sieht diesem so merkwürdig ähnlich."

„Es scheint mir nicht recht, daß Sie allein gehen, Mr. Hugo," sagte Martin, als sein Herr den Hut aufsetzte. „Es ist mir, als ob etwas passiren würde."

„Es mag sein," erwiderte Hugo; „aber mache Dir deshalb keine Sorge. Ich suche meine Mutter und hoffe sie zu finden."

„Ich habe Grund zu meinen Befürchtungen," sagte Martin; „denn jener verdächtige Lord, welcher Sie in dem „Braunen Bär" zu Wilchester besuchte und mir sagte, daß er Bilder bei Ihnen bestellen wollte, ist auch hier."

„Wie, er hier!" rief Hugo erstaunt.

„Ich sah ihn hier vorbeireiten, als Sie in der Gaststube waren."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* Ein Witzling sagte von der rothen Nase eines wohl bekannten Deputirten, daß „dessen Ehrenzeichen, gleich den Sternen und Decorationen eines Generals Trophäen errungener Siege seien — die Farben ge nommen in Wirthhaus-Feldzügen."

† Ein Mann, welcher durch die untern Beamten des Zollamtes schikanirt wurde, war angewiesen worden, sich, wenn es ihm nicht gefalle, bei dem Vorstande zu beschweren, was er mit den Worten that: „Mein Herr, ich wurde von einigen Lumpen an diesem Platze mißhandelt, und ich komme zu Ihnen, da, wenn ich recht verstanden, Sie der Vornehmste (Erste) hier sind.

† Ein junger Mann lag eines Morgens im Bette, als man ihm mittheilte, daß es besser sein werde rasch aufzustehen, da das Frühstück eben heraufkomme. „Laßt es kommen," war die ruhige Antwort, es wird mich bereit finden es zu empfangen."

* „Mann, ich muß heute Abwechselung haben." — „Gut, so bleibe zu Hause und gieb auf die Kinder Acht, das wird Abwechselung genug sein."

* „Ich dachte Sie hätten mir gesagt, Doctor, daß Schmitt's Fieber weggegangen sei?" — „Allerdings, aber das Fieber und Herr Schmitt gingen mit einander."

* Ein Mann, zum Besuche in einem sehr gesunden Dorfe, sah den Todtengräber eine Grube in den Boden graben und fragte ihn: was er da mache. „Ich mache ein Grab, Herr." — „Ein Grab! Ich dachte, daß die Leute hier nicht so häufig sterben!" — „O nein, Herr, dieselben sterben nur einmal."

* Ein spöttischer alter Junggeselle, welcher den festen Glauben besaß, daß alle Frauenzimmer über jedes Ding etwas zu sagen hätten, fragte gelegentlich eine Freundin: „Nun, Madame, was halten sie von der Frage über das Wahlrecht der Frauen?" — Die Dame antwortete ruhig: „Mein Herr, ich halte meine Zunge."

* Ein Kunde, welcher mehrere Säcke Mehl von einem Händler gekauft, und dieselbe über Nacht in dem Magazin liegen gelassen hatte, machte dem Verkäufer am andern Tage Vorwürfe, weil die Ratten sich durch die Säcke gemacht hatten, und verlangte sein Geld zurück. „Nein, lieber Herr," sagte der Händler, „unser Handel war ehrlich abgeschlossen, und ist außerdem seit dieser Zeit rat — ificirt worden."

* (Ein aufrichtiger Kellner.) In einem Temesvarer Gasthausgarten, wo hie und da eine Musikbande den Anwesenden zu den materiellen Genüssen der Tafel auch noch die Kunst zu bieten bestrebt ist, fragte dieser Tage eine Dame, ob denn morgen auch Musik sein werde. Der Kellner, an welchen diese Frage gerichtet wurde, antwortete hierauf, daß künftig außer dem Sonntag nur mehr am Samstage gespielt werde, was die Dame, welche sich für den Donnerstag sehr interessirte, einigermaßen zu indigniren schien, so daß sie um die Ursache dieser drakonischen Strenge fragte. „Ja wissen's gnä' Frau," sagte der pfiffige Kellner, — „wenn wir am Donnerstag Musik haben und wenig Gäst' da sind, so bleibt uns der Braten übrig, den wir aufschmeiß'n können; was aber am Samstag übrig bleibt, das fressen die Leut am Sunntag alles zam."

* (Parallele.) Mit den Damen ist schlecht „66" spielen: Sie nehmen sich mehr, als ihnen zukommt, trumpfen ihren Gegner immer ab, halten nie Farbe, schauen häufig in fremde Karten, mischen Alles durcheinander, sind eitel, wenn sie 20 haben, melden nie ihre 40 und ergählen der ganzen Welt, wenn sie einen Buben bekommen.

* [Sehr bedauerlich.] Die „Engl. Corr." schreibt: Der englische Nachrichter Calcraft, der sich jetzt bald von den „Geschäften" zurückziehen wird, soll neulich sein Bedauern geäußert haben, daß er niemals einen Zeitungsschreiber habe „operiren" können.

* Die Tuariks, ein Volk im nördlichen Afrika, heirathen ihre Weiber, die sehr groß sind, nach dem Gewichte; je mehr ein Frauenzimmer daher wiegt, desto schöner ist es. Eine Tuariksin von vier Centner gilt für eine Beauty.

* Die Agnes Bernauerin, sagt die bayerische Chronik, war eine wunderschöne Frau und so hübsch, daß wenn sie rothen Wein getrunken, man denselben in der Kehle hinabgehen sah.

Gemeinnütziges.

* (Für Landwirthe.) Schon im vorigen Jahre wurde in diesem Blatte auf die Vortheile des Einsalzens des Heues aufmerksam gemacht. Die heurigen Witterungsverhältnisse lassen es angezeigt sein, wieder daran zu erinnern. Das nicht gehörig getrocknete Heu ist für das Vieh sehr schädlich und ungesund. Man kann aber hier dadurch helfen, daß das feucht eingebrachte Heu gesalzen wird, und zwar mit Viehsalz, das nicht theuer zu stehen kommt. Es wird lagenweise gesalzen, jedoch nicht übermäßig, denn zu 1 Centner Heu rechnet man nur ein Pfund Salz. Dazwischen muß man es immer treten, was auch Kinder gerne thun, — und so fährt man fort, bis das Heu von einer Wiese gesalzen und getreten ist. Je nachdem hierauf die Witterung warm oder feucht ist, muß der mit ein paar reinen Brettern und einigen darauf gelegten Steinen beschwerte Heustock wenigstens 4 Wochen lang liegen bleiben und darf nicht eher angegriffen werden, bis derselbe vergohren hat, denn wenn die Gährung gehindert wird, so ist der Erfolg unsicher. Auch getrocknetes Heu kann bei feuchten Lagerplätzen und Böden auf diese Art behandelt werden. Das Vieh frißt dieses Heu sehr gerne und befindet sich wohl dabei — nur ist zu starkes Salzen zu vermeiden, weil junges Vieh durchfällig werden könnte. Schmutzig gewordenes Heu muß aber vorher gedroschen und vom Staube gereinigt werden.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 57. Kaiserslautern, 16. Juli **1873.**

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet

von **Ed. Wagner.**

(23. Fortsetzung.)

Hugo's Gesicht wurde plötzlich ebenso ernst, wie das seines Dieners schon war.

„Er ist nach Glenfan gegangen, ich bin fest davon überzeugt. Was will er hier, und was will er von ihr? Ich muß ihm auf der Stelle folgen."

„Aber, Mr. Hugo —"

„Ich muß gehen, Martin. Der Bursche wird nicht wagen, mich anzugreifen, er will Krieg gegen sie führen. Halte mich nicht zurück."

Er eilte aus dem Zimmer und zur Treppe hinunter. Sein Pferd stand vor der Thür bereit. Er schwang sich in den Sattel und sprengte im Galopp davon.

Der feine Regen schlug gegen sein Gesicht, weshalb er den Hut tief über die Augen zog und den Rockkragen aufschlug, so daß sein Gesicht halb verdeckt war.

Bald hatte er die Stadt hinter sich und befand sich auf der Straße, welche ihm die Wirthin angegeben.

Er hier! dachte er. Und ich bin die Ursache seines Besuchs. Vielleicht will er sie vor mir warnen wie vor einem Betrüger; aber er kann die Beweise nicht hinwegnehmen — er kann mich nicht um die Anerkennung Seitens meiner Mutter betrügen.

Er lenkte in die rauhe Gebirgsstraße ein und sein Pferd begann auf den steilen Abhängen in seinem hastigen Lauf nachzulassen. Der fallende Nebel hüllte die Landschaft wie in einen dichten Schleier; aber dennoch konnte Hugo das steile Dach und die hohen Schornsteine des nicht weit von seinem Wege abgelegenen Moorhäuschens erkennen. Bald waren diese jedoch seinen Blicken entschwunden und er kam an eine schmale Brücke, die über einen kleinen Fluß führte, der sich durch ein tiefes, wildbewaldetes Thal zog.

Dies muß das Thal sein, welches zu Glenfan gehört, ich muß also bald dort sein, dachte Hugo.

Er trieb das Pferd von Neuem an. Plötzlich aber blieb dasselbe stehen und stutzte. In demselben Augenblick drang das Wiehern eines andern Pferdes aus dem Gebüsch an Hugo's Ohr. Er schaute nach der Richtung, woher dasselbe kam, aber er konnte keinen Pfad durch das Strauchholz entdecken. Das Wiehern wiederholte sich.

„Seltsam!" murmelte Hugo. „Ich sehe weder Roß noch Reiter in diesen Büschen. Wahrscheinlich hat ein Bauer ein altes, abgenutztes Pferd hier herumlaufen, um in dieser mageren Gegend zu grasen."

Er trieb sein Pferd vorwärts. In demselben Augenblick sah Hugo in einiger Entfernung eine menschliche Gestalt, oder glaubte eine solche zu sehen, welche wie ein Schatten durch die Büsche huschte und auf ihn einen unbehaglichen Eindruck machte.

„Unsinn, daß ich mich durch einen bloßen Schatten — durch ein Phantasiebild erschrecken lasse. Ein Mann mit einem ruhigen Gewissen hat nichts zu fürchten."

Mit diesen Gedanken sprengte er weiter, seine Augen auf die Stelle gerichtet, wo er die Erscheinung gesehen.

Da plötzlich krachte ein Schuß durch die Luft und eine Kugel drang in Hugo's Brust. Das Pferd machte einen wilden Sprung, warf schnaubend und sich hoch aufbäumend seinen Reiter ab, wandte sich um und sauste in wildem Galopp auf demselben Wege zurück, den es gekommen.

Hugo lag mit geschlossenen Augen unbeweglich auf dem Boden und der Regen schlug auf sein erblassendes Gesicht.

Einen Augenblick war Alles still; dann trat ein Mann aus dem Gebüsch heraus und näherte sich der hülflosen Gestalt.

Dieser Mann war Lord Leonhard Evremond. Sein Gesicht glühte, aus seinen Augen leuchtete eine satanische Freude. Er beugte sich über Hugo, aus dessen Brust das Blut langsam herausquoll.

„Er ist es!" murmelte er dumpf. „Es ist der junge Bursche, welcher sich auf meinen Platz drängen wollte. Ich bot ihm Frieden und Wohlstand an und er verwarf mein Anerbieten; ich bot ihm meine Freundschaft an und er zog meinen Haß vor! Nun ist er todt! Sein Blut komme über sein eigenes Haupt!"

Er fühlte Hugo's Puls und berührte seine Wangen.

„Todt! todt!" flüsterte er schaudernd. „Nun die Papiere, wenn er welche hat, und die verwünschten Beweise, von denen er sprach, sie sollten darthun, daß er Miß Gertrud Deane's und meines Bruders Sohn sei. Die Beweise müssen mit ihm vernichtet werden."

XIX.

Zu Glenfan.

Lord Leonhard Evremond beugte sich über den besinnungslos hingestreckten Hugo Chandos und begann sein Opfer mit rasender Hast zu durchsuchen, um dasselbe der Gegenstände zu berauben, die seine Abkunft beweisen vermochten, als er plötzlich aufgeschreckt wurde

Digitized by Google

durch das Geräusch eines sich nähernden Wagens. Seine Hand war wie gelähmt und seine Augen starrten in furchtbarer Erwartung nach der Richtung, von welcher das Geräusch kam.

Bis jetzt hatte er noch nicht über die Folgen seiner That nachgedacht; nun aber, als die Furcht vor Entdeckung in ihm aufflieg, trat mit einem Male das Verbrechen in seiner ganzen Entsetzlichkeit vor seine Seele.

Das Knarren des Wagens wurde deutlicher. Lord Leonhard sprang auf, warf noch einen Blick auf das bleiche Gesicht zu seinen Füßen und murmelte mit hohler Stimme:

„Er ist todt! Er kann nichts bei sich haben, was seine Ablommenschaft beweisen würde, und wenn er es hätte, es würde nun nutzlos für ihn sein. Todt! Und er ist noch so jung! Todt durch meine Hand! Aber ich habe ihn gewarnt! Ja, ich habe ihn rechtzeitig gewarnt!" und der tiefe Ton seiner Stimme wurde schärfer und seine Augen nahmen wieder jenen unheimlichen Glanz an, welcher die Freude über das Gelingen seiner That verrieth. „Er war mir im Wege und er wollte nicht zurücktreten. Ich bin vor Jahren zu weit gegangen, als daß ich nun hätte innehalten können. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten. Mein Feind ist todt!"

Der Wagen war jetzt ganz nahe, nur die Biegung der Straße trennte ihn von dem Schauplatz des Verbrechens.

„Gerettet! gerettet!" murmelte Lord Leonhard. „Mag nun kommen, wer da will, ich bin geborgen."

Mit diesen Worten schlüpfte er in das Gebüsch, aber in seiner Verwirrung war er auf die dem Platze, wo er sein Pferd gelassen, entgegengesetzte Seite gekommen. Da er unmöglich die Straße noch einmal überschreiten konnte und auch nicht gesonnen war, sein Pferd zu verlassen, verbarg er sich in dem tiefen Dunkel der Büsche und bewachte Hugo mit brennenden Augen.

Er war gerade zur rechten Zeit entkommen; denn die Zweige hinter seinem Versteck bewegten sich noch, als der Wagen, gezogen von einem zottigen Hochlandspony, um die Biegung der Straße kam und sich langsam der verhängnißvollen Stelle näherte. Auf demselben befand sich nur eine einzige Person — eine alte Frau in einem Mantel gehüllt und den Kopf mit einer eng anschließenden Haube bedeckt.

Sie war augenscheinlich zum Markt gewesen, denn eine Menge Kisten und Packete lagen auf dem Wagen.

„Geh' zu, Jack!" rief die alte Frau, dem Pony einen Hieb mit der Peitsche versetzend. „Was sind das für Mucken?" fügte sie hinzu, als das Thier schnaubte und sich sträubte, weiter zu gehen. „Geh' zu!"

Doch der Pony wurde immer wilder und widersetzte sich den Befehlen seiner Herrin.

„Wir müssen der Stelle nahe sein, wo das durchgegangene Pferd, welches wir trafen, seinen Reiter abwarf, brummte die Alte vor sich hin. „Sonst kann Jack nicht so erschrecken."

Sie lehnte sich aus dem Wagen und fuhr gleich darauf mit einem Schrei der Bestürzung zurück, — sie hatte die ausgestreckte Gestalt Hugo's gesehen; dann kletterte sie vom Wagen, führte ihren Pony auf die Seite und eilte zu dem Verwundeten.

Lord Leonhard, welcher die alte Frau von seinem Versteck aus beobachtete, hatte sie sogleich erkannt und brummte leise vor sich hin:

„Es ist fatal, daß gerade die alte Dienerin seiner Mutter ihn todt hier finden muß — das ist sehr fatal!"

Die alte Frau sank neben Hugo auf die Kniee und beugte ihr von der Sonne gebräuntes Gesicht über ihn.

„Todt!" rief sie laut mit bewegter Stimme, als sie eine seinen kalten Hände aufhob, die sogleich wieder schwerfällig an seiner Seite niederfiel. „Er ist nicht von seinem Pferde abgeworfen worden. Es muß ein Mord stattgefunden haben."

Sie erhob ihren Kopf und schaute um sich, als ob sie nach dem Mörder suchte.

Lord Leonhard duckte sich tiefer zur Erde, fürchtend, daß ihn die scharfen Augen der Frau entdecken möchten. Diese aber wandte ihr Gesicht wieder zu Hugo und murmelte:

„Armer, junger Mann! Er ist noch so jung und muß auf so schändliche Weise sterben!" Dabei fuhr sie mit der Hand über seine Stirn und strich die Locken aus seinem Gesicht. „Ist er aber auch wirklich todt?" fügte sie plötzlich erschreckt hinzu, denn es kam ihr vor, als habe sich der Verwundete so eben bewegt. Sie fuhr mit der Hand unter seinen Rock und legte sie auf seine Brust. Sein Herz schlug noch langsam und schwach, aber es schlug noch.

Kaum hatte die alte Frau dieses schwache Lebenszeichen an Hugo entdeckt, als sie auch schon eine bewundernswerthe Thätigkeit entwickelte. Sie zog eine Scheere aus ihrer Tasche und schnitt aus Hugo's Hemdärmel ein Stück Leinen, womit sie seine Wunde so gut als möglich verband.

Sie hatte die Spur der Kugel leicht gefunden; diese war in den fleischigen Theil der Schulter eingedrungen hatte ihren Weg etwas aufwärts genommen und sich vor dem Schlüsselbein gelagert.

„Die Wunde ist nicht sehr gefährlich!" rief die alte Frau, leicht aufathmend. „Ich kann die Kugel nicht herausziehen, aber meine Herrin könnte es. Er ist nur betäubt, nichts schlimmeres denke ich."

Nachdem sie die Wunde verbunden hatte, war sie bemüht, durch Reiben seiner Hände und laute Zurufe den jungen Mann zum Bewußtsein zurückzubringen.

„Nicht todt!" flüsterte Lord Leonhard, der die Bemühungen der alten Frau mit Furcht und Zittern beobachtete. „Ist es möglich, daß er noch lebt?"

Die Alte ging nach ihrem Wagen und holte eine Flasche Branntwein, von welchem sie Hugo etwas in den Mund tropfte.

Endlich begann er zu zucken und schlug die Augen auf.

Digitized by Google

„So ist's Recht!“ rief die Alte freudig. „Sie werden wohl bald wieder zu sich kommen, Sir!“

„Das ist seltsam!“ sagte Hugo mit schwacher Stimme, verwundert um sich blickend.

Lord Leonhard, welchem die leise gesprochenen Worte nicht entgangen waren, knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Gewiß ist es seltsam,“ bestätigte die alte Frau. „Ich habe nie zuvor von dergleichen Mordthaten auf dieser Straße gehört. Hat nicht Jemand auf Sie geschossen, während Sie der Straße entlang ritten?“

Hugo nickte bejahend.

„Die Sache muß streng untersucht werden, sobald Sie dazu im Stande sind,“ rief die Frau energisch. „Wenn auf Leute, wie Sie, auf dieser Straße geschossen wird, welche Sicherheit gibt es für mich, wenn ich zum Markt gehe oder von dort zurückkomme? Die Schießerei, so nahe am Hause, paßt mir durchaus nicht. Ihr Pferd lief im vollen Galopp in der Richtung nach Corburnspath, Sir. Wohin wollten Sie reiten?“

„Ich war auf dem Wege nach Glensam,“ erwiederte Hugo schwach. „Sind wir nicht bald dort?“

„Hm!“ versetzte die Alte. „Wer ist es denn, den Sie zu Glensam suchen?“

„Miß Deane.“

Ein Ausdruck voll Mißtrauen flog plötzlich über das Gesicht der Alten und sie musterte Hugo mit scharfen Augen, indem sie sagte:

„Miß Dean nimmt keinen Besuch an. Sie wird Sie nicht empfangen, junger Mann: Ihr Gesicht ist nicht geeignet, ihre Gunst zu erwerben, denn Sie sehen ihren Feinden zu ähnlich. Wer sind Sie?“

„Mein Name ist Hugo Chandon. Ich bin ein Maler von London.“

„Ah, einer von jenen Bildermännern,“ versetzte die Alte, weniger mißtrauisch. Ich bin Miß Dena's Dienerin. Mein Name ist Cummings. Meine Herrin wird Sie nicht sehen, aber Sie können mit mir nur nach Glensam kommen, damit wir Ihre Wunde besser verbinden können. Meine Herrin würde ja keinen Hund wegjagen, wenn er in Noth wäre. Und diesen Nachmittag kann ich Sie nach Corburspath zurückbringen.“

Hugo drückte der alten Frau seinen Dank aus und diese half ihm mit der Art rauher Freundlichkeit auf die Füße und dann auf den Wagen.

„Sie können sich hier niederlegen,“ sagte sie, indem sie einige Packete zurücklegte und ein paare leere Säcke darüber breitete. „Da ist ein Kissen unter den Kopf und hier eine Decke zum Zudecken.“

Bald war Hugo mit Hülfe der alten Frau bequem auf dem Wagen placirt; diese nahm selbst ihren Sitz wieder ein, zog die Zügel an und der Pony trabte raschen Schrittes weiter.

„So lebt er doch noch,“ murmelte Lord Leonhard, dem Wagen mit furchtbar flammenden Augen nachschauend, „Alles dies doch umsonst geschehen. Ich kann nun weder innehalten, noch umkehren, denn dieser Angriff hat mich in seine Gewalt gebracht. Er hat mich erkannt und trotz meines Ranges, kann er mich zittern machen. Mein Attentat auf ihn wird seinen Ansprüchen nur noch mehr Farbe geben. Im Verlauf einer Woche wird seine Lebensgeschichte, die Geschichte seiner Mutter und mein Mordversuch, der dem Ganzen die Krone aufsetzt, das Tagesgespräch in ganz England bilden, und wer weiß, welche Beweise in der allgemeinen Aufregung noch aufgetrieben werden! Ich muß all' diesen Möglichkeiten vorbeugen. Ich muß rasch handeln Ich muß ihn für immer zum Schweigen bringen.“

Indessen, unbewußt, daß sein Feind noch so nahe war und neue Pläne zu einem schrecklichen Angriff auf ihn schmiedete, überzeugte sich Hugo, daß er der Beweise seiner Identität nicht beraubt worden war, und vergaß sein so eben bestandenes Abentener über den Vorempfindungen des nahen Zusammentreffens mit der, welche der Welt bis jetzt noch als Miß Deane bekannt war.

Nach einer kurzen Fahrt hatte der Wagen die Waldstraße hinter sich und dehnten sich nun zu beiden Seiten der Straße fruchtbare Felder und Wiesen aus.

„Nun können Sie Glensan sehen,“ sagte Mrs. Cummings. „Dort liegt es, nicht eine Meile entfernt.“

Hugo erhob sich ein wenig und schaute nach der Richtung, welche die Alte mit der Peitsche andeutete, und vor seinen Blicken enthüllte sich ein natürliches Amphiteater, welches sich etwa eine Meile ausdehnte und auf drei Seiten von hohen schroffen Bergen eingeschlossen war. Auf der vierten Seite streckte sich das weite Moor aus, auf welchem Sir Archy Wilchesters Moorhäuschen lag.

Mitten auf dem Plattau, welches auf der einen Seite von Bergen, auf der andern von der Straße begrenzt wurde, lag das Landhaus Gleasan.

Es war ein langes, düsteres Gebäude, mit steilem, weit überhängendem Dach, schmalen Fenstern und hohen Schornsteinen, von welchen ein dichter Rauch lustig aufwirbelte.

Hugo hatte das alte, finstere Haus eine Weile schweigend betrachtet, dann murmelte er, wie zu sich selbst:

„Und das ist Glensam? Das sieht ja schauerlich aus.“

„Und warum sollte es nicht?“ versetzte Mrs. Cummings rasch. „Es sind keine jungen Leute dort, kein fröhliches Wesen, kein glückliches Herz. Es ist trübe und das gefällt uns so besser.“

Hugo seufzte, antwortete aber nicht.

Mit einem Kunstgriff öffnete die alte das schmale Thor, ohne den Wagen zu verlassen, lenkte den Pony in eine dunkle Allee und machte das Thor wieder zu, worauf der Wagen langsam dem Hause zufuhr.

„Ich weiß nicht, ob ich es recht gemacht habe, Sie hierher zu bringen,“ bemerkte Mrs. Cummings etwas ängstlich, „denn meine Herrin liebt die Gesellschaft nicht. Aber es ist ein Trost — Sie können diesen Nachmittag wieder zurückgehen.“ (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* In englischen politischen Blättern liest man im Inseratentheil nie „Heirathsgesuche" u. dgl. Diese manchen schon aufgefallene Erscheinung wird ergötzlich aufgeklärt durch ein Feuilleton der „Frkf.-Ztg.," deren Londoner Correspondent erzählt, daß dort eine eingene „Verheirathungs-Zeitung" erscheint und zwar schon seit drei Jahren als ein „Wochenblatt, gewidmet der Beförderung der Heirathen und des Ehesglückes" wie es sich selbst nennt. In diesem Blatte wird ein Geschäftsstyl entwickelt, hinter welchem die schüchternen Versuche der deutschen Anzeigen für ähnliche Zwecke, erheblich zurückstehen. Zum Beispiel: „Eine Wittwe, 45 Jahre alt, kurz und stark, mit einem gemüthlichen Naturell und einem kleinen aber festen Einkommen, würde gern von den Herren unter Nr. 7417 und 7414 vom 19. April, Näheres hören." . . . „Eine junge Dame, alt 23, gute Verbindungen, gutes Aussehen, mittlerer Größe, blond blaue Augen, sehr liebenswürdig und sehr liebevoll, durchaus häuslich, wünscht mit einem großen schwarzen Herrn, unter 40 Jahren, zu correspondiren, welcher eine junge, warmherzige hingebende Gattin sucht. Sie würde u. A. gerne von Nr. 7007, 7151, 7217 hören. Bei der Redaktion liegt Adresse und Photographie . . . . „Eine junge Dame, alt 23, sehr hübsch hochgebildet, von guter Familie, liebenswürdig und warmfühlend, und von der Ueberzeugung durchdrungen daß sie einen Gatten glücklich machen würde, wünscht zu heirathen. Redaktion hat Adresse u. s. w." . . . „Eine Dame im Alter von 50 Jahren, gut aussehend für ihr Alter, von Stande, wünscht eine passende Partie. Er muß nicht über 70 Jahre alt sein, muß ein angemessenes Einkommen, etwa 400 Pfd. St. jährlich haben, und für ihre Liebe und die häuslichen Freuden, die sie ihm bereitet, erwartet sie von ihm, daß er einen angemessenen Theil seines Vermögens ihr vermacht. Photographie gegen Austausch. u. s. w." . . . Dann: „Eine Wittwe 30 Jahre alt, brünett und hübsch, sehr warm fühlend und mit einem Einkommen von 200 Pfd. St. jährlich möchte heirathen. Würde einem Herrn von etwa 50 Jahren den Vorzug geben." Oder: „Eine Dame, 34 Jahre alt, groß und schön, sehr heiter und warmfühlend von guter Familie, 300 Pfd. St. jährlich, ist geneigt, Photographie auszutauschen und zu correspondiren mit einem Herren in bequemer Lage, zwischen 40 und 50 Jahre alt." Dann bietet sich ein Herr unter vielen Anderen in folgender Weise an: . . . „An Nr. (folgen zehn Nummern mit früheren weiblichen Offerten.) Will eine der betreffenden Damen freundlichst mich mit Nachricht beehren. Ich bin ein Herr von Familie und Bildung, bin 26 Jahre alt, habe einen academischen Grad, bin von strengem Ehrgefühl und untadelhaftem Charakter, bin liebenswürdig, habe dunkles Haar, kleine Hände und Füße; man hält mein Aussehen allgemein für angenehm und aristokratisch. Ich bin überzeugt, daß ich ein glühender und hingebender Liebhaber und ein treuer, inniger Gatte sein werde. . . . Adresse u. s. w."

* Verdient ein Hagestolz den Haß der Frauen? wurde unlängst in einer Damengesellschaft gefragt. „Gewiß nicht" antwortete eine geistreiche Dame, „denn ich, betrachte einen Hagestolz nur als einen Mann, der die Gelegenheit versäumt hat, eine oder mehre arme Frauen unglücklich zu machen."

† In der Landwirthschaft gilt dasselbe Prinzip wie in allen andern Unternehmungen; man muß nämlich erst ein Capital anlegen, ehe man Interessen oder Profit beanspruchen kann, gleichviel ob das Capital in Arbeit, Geld oder Dünger besteht.

* Ein Billenträger. In London sieht man jetzt einen alten Schimmel herumtraben, der Augengläser trägt. Da mancher schon einmal in London den Versuch gemacht hat, kurzsichtigen Pferden zu helfen, so that man es auch diesmal, und zwar mit dem besten Erfolg.

* Eine gute Antwort. Herzog Karl von Württemberg, durch die Karlsschule vielfach in die Erinnerung an unseren Schiller verflochten, kehrte einst bei einem längeren Austritte zu Nagold in einer Schenke ein, um etwas zu sich zu nehmen; dabei störte ihn eine Anzahl von Fliegen, die ihn, so oft er sie auch verjagte, immer wieder umschwärmten. „In's Teufels Namen," rief der hitzige Fürst der Wirthin zu, „decken Sie doch den Fliegen besonders!" — Die Wirthin, eine ruhige, sanfte Frau, bereitet ein Tuch über ein Tischchen, beschickt es passend, tritt zu dem Herzog und sagt: „Gedeckt ist; befehlen nun Ew. Durchlaucht, daß die Fliegen sich hinsetzen." — Der Herzog lacht, und läßt dem Geschmeiße, das ihm unerreichbar ist, seinen Willen.

Aphorismen.

Am Lachen erkennt man den Narren, am Ernst das Freibillet, das sich nicht verrathen will.

Das Erröthen ist die Visitenkarte und die Paßkarte der Unschuld.

Der Mensch liebt nur einmal — ein und dasselbe Frauenzimmer.

* „Jesses Herr Schulze was is Ihnen den zugestoßen, daß Sie so gebückt herumlaufen?"

„„Zugestoßen ist mir gar nichts, aber meine Taschenuhr geht blos, wenn sie liegt, deshalb muß ich in dieser Stellung verbleiben, wenn ich wissen will, welche Zeit es ist.""

Gemeinnütziges.

* (Ein Hilfsmittel.) Zur Beseitigung von Schnaken, Mücken u. s. w. in einem Zimmer schließt man Fenster und Thüren, rührt Honig mit etwas Wein an, bestreicht damit das Aeußere einer Glaslaterne und stellt in diese einige Stunden vor Schlafengehen ein brennendes Licht, Alles umherfliegende Ungeziefer bleibt an der Laterne hängen.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 58. Kaiserslautern, 20. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet

von **Ed. Wagner.**

(24. Fortsetzung.)

Es war in der ganzen Umgebung des Hauses kein Mensch zu sehen, ausgenommen der Bursche, welcher von Hugo als stumpfsinnig bezeichnet war. Er trat schüchtern hinter einer Ecke hervor und machte ein gar wunderliches Gesicht beim Anblick des Fremden, zog sich aber rasch zurück, als Hugo's Blick ihn traf.

Als der Wagen vor der Front des Hauses anhielt, stieg Mrs. Cummings herunter, und Hugo, dem die Aufregung und Erwartung Kräfte verliehen, folgte ihrem Beispiel.

„Kommen Sie," sagte die Alte, indem sie die Stufen hinaufstieg und die Thür öffnete.

Hugo befand sich, als er in das Haus getreten, in einer langen und breiten Halle, deren Wände mit Bildern, lange unbenutzten Jagdgewehren und dergleichen behangen waren. Mrs. Cummings führte ihn in ein Zimmer und sagte:

„Setzen Sie sich, Sir. Ich will mit meiner Herrin sprechen, aber sie wird schwerlich zu Ihnen kommen, es sei denn aus Mitleid wegen Ihrer Wunde. Haben Sie besondere Geschäfte mit ihr?"

„Ja," antwortete Hugo. „Sagen Sie ihr, ich müßte sie sprechen, es handle sich um eine äußerst wichtige Angelegenheit, von welcher ihr ganzes künftiges Leben und Glück abhängt."

Die gute Frau erschrack über die Bedeutung dieser ernsten Worte und entfernte sich schnell.

Hugo, erwartungsvoll und zitternd vor innerer Erregung, setzte sich und begann das Zimmer zu mustern, um wo möglich aus seiner Ausstattung den Charakter seiner Besitzerin zu errathen.

Es war ein hübsches, kleines Zimmer. Vor den Fenstern hingen weiße Mousselin-Gardinen mit breiten Borden und der Fußboden war mit einem dicken Teppich bedeckt. Auf dem Heerd brannte ein helles Feuer, welches das Zimmer mit einer behaglichen Wärme erfüllte. Auf der einen Seite stand ein Bücherschrank, angefüllt mit Meisterwerken, und diesem gegenüber befand sich ein Piano. Ein kleiner Tisch, bedeckt mit einem Arbeitskorb und verschiedenen Kleidungsstücken, ohne Zweifel für arme Schulkinder bestimmt, war vor den Kamin gerückt. Einige gut gewählte Bilder zierten die Wände und ein kleines Blumenbrett enthielt die seltsamsten Blumen- und Beetpflanzen. Das Zimmer war, kurz gesagt, Bibliothek-, Wohn- und Empfangszimmer zugleich und, obwohl offenbar in fortwährendem Gebrauch, ungemein sauber gehalten.

Das sieht hier nicht so schrecklich aus, wie sich nach dem Gerede der Leute erwarten ließ, dachte Hugo. Bücher, Musik, Handarbeit und Blumen! Dieses Zimmer würde sogar für die niedliche Rosamunde Wilchester nicht unpassend sein. Sie, meine arme Mutter, muß trotz des ihr angethanen Unrechts noch ein warmes Herz haben. Wird sie mich annehmen? Wird sie mich auf die mitgebrachten Beweise hin als ihren Sohn anerkennen?

Er lauschte athemlos, als sich in der Halle Tritte vernehmen ließen, welche viel leichter und elastischer waren, als die der alten Dienerin.

„Das ist ihr Tritt," murmelte Hugo. „Sie kommt!"

Ein Nebel überzog seine Augen, als die Thür geöffnet wurde und eine Dame hereintrat. Er stand auf, blindlings mit der Hand nach der Stuhllehne fassend, und starrte auf das blasse, aber ruhige Gesicht der Eintretenden.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Sir?" fragte diese mit freundlicher, mitleidiger Stimme. „Meine Dienerin sagte mir, daß Sie verwundet sind. Bitte, setzen Sie sich."

Hugo fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte er die Dunkelheit hinwegwischen, die ihn hinderte, die Dame genauer zu betrachten.

„Sind Sie Miß Deane?" fragte er mit schwacher Stimme.

Die Dame verbeugte sich.

Hugo schwieg einen Augenblick, indem seine Augen auf der schlanken, hübschen Frau ruhten, die ein schwarzseidenes Kleid trug und ihr wallendes, schwarzes Haar nach der bestehenden Mode in einem Netz auf dem Hintertheil des Kopfes gesammelt hatte. Ihre ruhige Haltung, ihr edles, blasses Gesicht, ihre großen, dunkeln Augen, sanft unter den langen Wimpern hervorleuchtend zogen Hugo's Herz unwiderstehlich zu ihr hin. Sein ganzes kindliches Gefühl, welches bis jetzt in seinem Innern geschlummert, erwachte plötzlich und machte seine Ahnung zur Gewißheit.

Seine Mutter! Diese schöne Frau seine Mutter! Diese liebenswürdige Dame die Mutter, nach welcher er sich sein ganzes Leben lang gesehnt — es schien fast unglaublich!

Er trat ihr einen Schritt näher, sein bleiches Gesicht verwandelte sich gänzlich bei seiner unaussprechlichen Freude.

Die Dame, welche seine heftige Gemüthsbewegungen bemerkte, sagte:

Digitized by Google

„Meine Dienerin sagte mir, Sie wären ein Maler. Wenn Sie etwas von mir wünschen, was in meinen Kräften steht, können Sie sich auf meine Bereitwilligkeit verlassen. Vor allen Dingen aber, Mr. Chandos, muß Ihre Wunde untersucht werden. Setzen Sie sich, und erlauben Sie mir, darnach zu sehen."

„Ich habe Ihnen vorher etwas zu sagen," erwiderte Hugo, indem er die größten Anstrengungen machte, sich zu beherrschen. „Sind Sie dieselbe Miß Deane, welche in ihrer Kindheit in Wilchester lebte und später in eine Schule zu Freiburg am Rhein ging?"

„Ich bin dieselbe Miß Deane."

„Dieselbe Miß Deane, welche Lord Paget Evremond liebte und heirathete?" fragte Hugo weiter und seine Bewegung steigerte sich auf's Höchste, als er fortfuhr: „Dieselbe Miß Deane, welche heute, sowohl nach menschlichen als göttlichen Gesetzen, Lady Gertrud Evremond ist?"

Miß Deane trat überrascht einige Schritte zurück und rief:

„Wer sind Sie, der diese seltsamen Fragen an mich richtet? Wer sind Sie, der Vergangenes aufrührt, das ich todt und vergessen glaubte?"

„Hugo, schwach vom Blutverlust, gepeinigt von Schmerz, welcher ihm die Kugel in seiner Wunde verursachte, kämpfend mit einer fast unwiderstehlichen Erregung, raffte all' seine Kräfte zusammen und antwortete:

„Ich bin Lord Paget Evremond's Sohn!"

Die Dame stieß einen raschen, wilden Schrei aus und blickte mit Unwillen auf Hugo.

„Lord Paget's Sohn!" rief sie, sein Gesicht durchforschend, und wurde todtenbleich, als sie die Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Lord Paget bemerkte. „Sie Lord Paget Evremond's Sohn! Unmöglich! Er hatte nur einen Sohn und dieser war auch der meinige!"

Ueber Hugo's Gesicht flog plötzlich ein verklärendes Lächeln. Er trat einen Schritt vorwärts und streckte seine Arme der Dame entgegen, indem er rief:

„Können Sie die Wahrheit nicht errathen? Sagt Ihnen Ihr Herz nicht, wer ich bin? O, Mutter! Mutter!"

Er zitterte einen Augenblick, als sie in wildem Schrecken auf ihn starrte; dann schwanden seine Sinne, er griff blindlings in die leere Luft und fiel ohnmächtig zu ihren Füßen.

XX.

Mutter und Sohn.

Als Hugo aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, befand er sich auf dem Sopha des kleinen Wohnzimmers ausgestreckt und vor ihm saßen mit ängstlicher Wachsamkeit Miß Deane und deren Dienerin. An dem Schmerz in der Schulter und den kühlenden Bandagen erkannte er sogleich, daß seine Wunde von der Kugel befreit und gehörig verbunden war, und an der Kraft, die ihn zu durchdringen begann, erkannte er, daß ihm ein stärkender Trank während seiner Bewußtlosigkeit eingeflößt worden war.

„Ich fühle mich wieder ganz wohl," sagte Hugo mit tiefer Stimme. „Ich möchte lieber ein wenig aufsitzen."

„Sie können gehen, Mrs. Cummings," sagte Miß Deane. „Machen Sie ein Zimmer für den jungen Herrn bereit. Er soll uns heute nicht verlassen."

„Sehen Sie sich vor, Miß Gertrud," flüsterte die alte Frau, aber laut genug, daß es Hugo verstehen konnte. „Er sieht den Evremond's zu ähnlich. Vielleicht ist er ein Spion von Lord Leonhard. Seien Sie auf Ihrer Hut."

Mit dieser Warnung zog sich die Alte zurück, während sich Miß Deane ihrem Gaste näherte. Sie war entsetzlich blaß und in ihren Augen leuchtete ein seltsamer Glanz.

„Wenn Sie sich kräftig genug fühlen," sagte sie, „will ich Sie nach dem Lehnstuhl führen."

Sie richtete ihn freundlich auf und führte ihn nach dem Lehnstuhl, wo sie vor ihm stehen blieb und ihn mit einem langen, scharfen Blick betrachtete.

„Sie haben meine jahrelange Ruhe gebrochen," begann sie dann mit bebender Stimme. „Sie haben die Erinnerung an meinen Gemahl, welcher fern von mir vor vierundzwanzig Jahren starb, wachgerufen; Sie haben mich bei einem Namen genannt, bei welchem mich noch nie zuvor Jemand nannte — dem Namen, welchen ich einst von meinem eigenen Kinde zu hören mich sehnte. Aber dieses Kindes Lippen schlossen sich vor vierundzwanzig Jahren für immer. Er starb unter Fremden — mein armer, kleiner Sohn, welchen ich liebte wie meine eigene Seele. Warum haben Sie dies Alles gethan? Warum sind Sie hierhergekommen, mich in dieser Weise zu foltern?"

„Wer hat Ihnen gesagt, daß Ihr Kind todt ist?" fragte Hugo.

„Lord Leonhard Evremond — meines Gatten Bruder."

„Und Sie glaubten ihm?"

Die Dame stutzte.

„Gewiß glaubte ich ihm. Beraubte mich nicht das Fieber sowohl meines Gatten, als meines Vaters? War es unwahrscheinlich, daß dasselbe mein zartes Kind ebenfalls dahinraffte?"

„Es war nicht unwahrscheinlich, doch es starb nicht. Bitte, erzählen Sie mir die Geschichte Ihrer Heirath und dann gestatten Sie mir, Ihnen meine Lebensgeschichte mitzutheilen."

Miß Deane betrachtete Hugo noch durchforschender, dann, überwältigt von einem Gefühl, das sie sich nicht erklären konnte, sagte sie:

„Meine Geschichte ist eine sehr traurige, doch Sie sollen Sie hören. Ich war in eine Schule zu Freiburg gesandt. Ich war kaum fünfzehn Jahre alt, als mein Vater kam, um mich zu besuchen, begleitet von seinem Zögling, mit dem er eine Tour durch Europa machte;

Digitized by Google

dieſer Zögling war Lord Paget Everemond, ein Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, hübſch, männlich, edel und gut. Mein Vater und ſein Zögling verweilten mehrere Wochen in Freiburg. Zwiſchen Lord Paget und mir entſtand ein Liebesverhältniß, ehe mein Vater es vermuthete. Mein Vater war ein ſtolzer Mann, gerecht und ehrenwerth in all' ſeinem Thun. Es war ſelbſam, daß er ſeines Zöglings Liebe zu mir billigte, da er wußte, daß dies Verrath an ſeinem Herrn, Lord Berwick, war, welcher andere Abſichten mit ſeinem Sohne hatte; aber mein Vater war lange das Opfer einer unheilbaren Krankheit geweſen und ſeine väterliche Liebe überwand ſein Gefühl für Recht. Er fürchtete mich allein, ohne einen Beſchützer, in der Welt zurücklaſſen zu müſſen, gab aber dennoch den Bitten Lord Paget's nicht ſogleich nach; und als er endlich ſeine Zuſtimmung gab, war es in dem Augenblick, da er ſich dem Tode nahe glaubte. So bald mein Vater wieder etwas beſſer war, gingen wir — mein Vater, Lord Paget und ich — nach einem Dorfe etwas weiter unten am Rhein und Paget und ich wurden in einer engliſchen Kapelle von dem dortigen Kaplan getraut."

Hugo athmete bei dieſen Worten erleichtert auf:

„Nach der Trauung ging ich zur Schule zurück, bis mein Vater und Paget eine kleine, reizende Villa einige Meilen von Freiburg gemiethet hatten. Dort lebten wir wie in einem Paradies. Da wurde ein Jahr ſpäter mein Kind geboren. Das war die glücklichſte Zeit meines Lebens! Aber als unſere Glückſeligkeit die höchſte Stufe erreicht hatte, brach ein verheerendes Fieber in der Rheingegend aus. Mein Vater wurde krank, und noch ehe wir die Gefährlichkeit ſeiner Krankheit erkannten, erhielt mein Gatte einen beſtimmten Befehl von ſeinem Vater, Lord Berwick, welcher ihn beorderte, ohne den geringſten Aufſchub in ſeine Heimath zurückzukehren. Lord Berwick hatte Paget's Liebe zu mir erfahren und war darüber auf's Höchſte entrüſtet. Ich bat meinen Gemahl, zu ſeinem Vater zu gehen und dieſem die Wahrheit zu offenbaren. Mein Vater, mit Hinweis auf ſein nahes Ende, bat ihn, für ſein Weib und Kind einzutreten und gab ihm die Verſicherung, daß ſeine Vorſtellungen nicht vergebens ſein würden. Ich ſteckte den Trauſchein in ſeine Taſche, ſowie eine Abſchrift von dem Geburtsſchein unſeres Kindes. Aber im letzten Augenblick ſank Paget's Muth und er bat mich, ihn das Kind mit nach Berwick-Hall mitnehmen zu laſſen, weil er glaubte, daß das Kind beſſer für ihn ſprechen würde, als er es ſelbſt könnte. Ich weiß nicht, wie ich zuſtimmen konnte. Das Kind war noch kein Jahr alt und die Amme, ein deutſches Mädchen, weigerte ſich, ihn zu begleiten; aber Paget erklärte mir, daß er ſelbſt für das Kind ſorgen könne, — und ich ließ ſie gehen — meine Liebſten, ich ließ ſie gehen in ihren Tod! Ich ſah niemals einen von ihnen wieder."

Sie rang troſtlos, aber ſtill die Hände.

„Und dann?" fragte Hugo mit ſanfter Stimme.

„Eine Woche ſpäter ſtarb mein Vater; er wurde in fremder Erde begraben, und ich reiſ'te nach England. Ich ging nach Wilchester. Ich zitterte bei dem Gedanken, direct nach Berwick zu gehen, unerwartet und ungerufen, und ging deshalb zu Sir Archy's Adminiſtrator, Mr. Hadd, einem früheren Freund meines Vaters. Dort hörte ich, daß mein Gemahl todt war, daß er allein nach Berwick-Hall gekommen, wahnſinnig an Fieber, und kurz nach ſeiner Ankunft geſtorben war. O Himmel, das war eine ſchreckliche Stunde!"

Sie zitterte heftig; es ſchien, als ob ſie dieſe Erinnerungen kaum ertragen konnte.

„Ich ging nach Berwick-Hall," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „und ſtand in der Todtenkammer neben dem Sarge des Todten. Vor nur zwei Wochen hatte er mich geſund und lächelnd verlaſſen, und da lag er nun todt! Am Fuße des Sarges ſtand, als ich in die Kammer trat, meines Gemahls einziger Bruder, Lord Leonhard Everemond. Wir Beide waren allein bei dem Todten. Einen Augenblick gab ich mich meinem Schmerz hin; dann fragte ich Lord Leonhard nach meinem Kind. Er ſagte mir, daß Paget kurz vor ſeinem Tode ſeinen Verſtand wieder bekommen und unſere Heirath geſtanden; daß er ihm aber auch geſagt habe, daß das Kind in London am Fieber geſtorben und dort begraben worden ſei. Er ſagte mir ferner, daß Paget vom Fieberwahnſinn befallen geweſen, ehe er die Heimath erreicht habe, und daß er auf der Reiſe ſeines Geldes, ſeiner Uhr, und, was das Schlimmſte war, der Dokumente von unſerer Trauung und unſers Kindes Geburt beraubt worden ſei. Er behauptete, daß ich keine Anſprüche an die Berwicks hätte und daß mich dieſe niemals als die Wittwe Lord Paget's anerkennen würden, daß ich auch gar nicht dem Recht nach die Wittwe Lord Paget's ſei, da dieſer bei unſerer Verheirathung nicht das gehörige Alter gehabt hätte. Nachdem er mich ſo ehrlos hingeſtellt, wagte er noch, mir eine Penſion anzubieten, und reichte mir eine mit Gold gefüllte Börſe dar. Ich ſtieß dieſe von mir und ſein Anerbieten dazu, drückte einen letzten Kuß auf die kalten Lippen meines verſtorbenen Gatten und verließ Berwick-Hall. Mit dem nächſten Zuge fuhr ich von Wilchester ab und kam hierher, wo ich ſeitdem gelebt habe."

Sie ſeufzte und ſchluchzte, als ſie geendigt hatte und blickte bittend auf Hugo.

„Sie haben mir Ihre Erlebniſſe erzählt," ſagte dieſer, „nun hören Sie die meinigen."

Und er erzählte ihr ſeine Geſchichte, wie er ſie ſeinem Pflegebruder, Martin Kroß, erzählt hatte.

„Seltſam," murmelte Miß Deane, als Hugo Chandos einen Augenblick inne hielt; dann fuhr dieſer fort:

„Jenes Kind, zum Manne herangewachſen, hatte kürzlich das Geheimniß ſeines Lebens zu löſen unternommen."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Der österreichische Gulden.

Eine der schauerlichsten Geschichten, die es giebt, aber, Gott sei Dank, sie endet noch ebenso überraschend als nett.

Er hatte noch einen Gulden im Vermögen, sonst weiter Nichts.

Kaum der Executor und sagte: „He, mein Freund, wollt Ihr nicht die Einkommensteuer bezahlen? Es macht zwanzig Silber."

„O wie gern," sagte er und legte den Gulden vor den Vollstrecker des Gesetzes. (Denn es ist angenehmer und auch vom Standpunkt der Moral ersprießlicher, seine Steuer mit dem letzten Gelde zu bezahlen, denn sich satt zu essen, spricht der Herr — Magistrat.)

„Freundchen, Freundchen," sagte der Beamte, „ich glaube, Ihr versteht mich nicht; ein Gulden? Nein, das geht mich nicht, man' raus mit's and're Silber."

„Woher nehmen und nicht gepumpt kriegen?" erwiderte er stolz.

Und der Executor pfändete ihn bis zur totalen Fruchtlosigkeit, worauf er sich entfernte.

Hei, wie war er nun betrübt! Er ging in ein Bierlocal und trank ein Desparationsseidel oder drei. „Kellner," sagte er dann voll Anstand, „ich möchte bezahlen. Ich hatte zwei Glas Bier?!!"

„Drei Silber!"

Er legte den Gulden hin, den Kellner überlief ein kalter Schauer. „Den nehmen wir nicht! Ich bitte um anderem Gelde."

Glaubt der liebe Leser vielleicht, daß er dadurch in Verlegenheit gekommen wäre? Gott bewahre! Er stand mit vertrauenerweckender Miene auf und sagte: „Ich werde Ihnen gleich anderes Geld 'rüber holen, ich wohne da drüben!" Sprach's und ging schnell von dannen!

Armer Kellnersmann!

Er aber war noch mehr zu bedauern. Vier Wochen lang ging er umher, aus einem Local in das andere und aß und trank, bis daß er satt war, und legte dann seinen Gulden hin. Und jedesmal bekreuzigten sich die Leute vor diesem Geldstück und flohen bei seinem Anblick. Er aber versicherte dann stets, daß er gleich anderes Geld 'rüber holen werde, er wohne da drüben!

Und kam nie wieder!

Endlich war er alle Locale durch.

Sollte er wieder von vorn anfangen? Das hätte doch peinliche Folgen haben können.

Wie, wenn ihn ein Kellner erkannt hätte? Er würde freilich haben sagen können, daß er nicht mehr da drüben wohne, aber er konnte nicht lügen. Nie! Auch früher nicht.

Seine Lage wurde indessen kritisch. Die Fischfrau, von welcher er ein Band Kohlrabi, der Holzhändler, bei welchem er einen Flunder ersehen wollte, keiner nahm weder das Geld noch wollte er (oder sie) glauben, daß er da drüben wohne, und, wie gesagt, lügen konnte er nicht.

Da kriegte er's mit der Verzweiflung zu thun.

„O Regierung", schrie er in Sturmesnacht, während die einsame Pappel unheimlich rauschte, „was kann ich dafür, daß Du den österreichischen Gulden mit aller Gewalt diskreditiren willst, um gegen das vom Reichstage gewünschte Zweimarkstück Propaganda zu machen?"

Hätte die Post den Gulden noch angenommen, er hätte können an einen entfernten Onkel schreiben, der ihn dann mit Sicherheit höchst wahrscheinlich, möglicherweise unterstützt hätte, so aber konnte er den Groschen Porto nicht erschwingen, da Niemand den Transleithaner hat wechseln wollen.

Er lief zu einem Seiler. „Ich bitte um einen Strick."

„Zu was Ende?"

„Ich möchte mich gern erhängen."

„O, da kann ich Ihnen sehr schöne Stricke geben. Hier, dieser neue kostet zehn Silber, die Haltbarkeit wird auf vierundzwanzig Stunden garantirt. Diesen schon einmal zu ähnlichen Zweck gebrauchten, lasse ich Ihnen mit 7½."

Er wählte den neuen. Als er aber seinen Gulden auf den Tisch hinlegte, schlug der Seiler eine höhnische Lache auf.

„Den nehme ich nicht!"

„Aber ich will ja Nichts d'rauf zurück haben!"

„Mir ganz egal. Schon des Prinzips wegen erklärte ich Ihnen, daß ich ihn nur für neunzehn Silber annehme."

Das ging ihm denn doch über den Spaß. Er steckte den Unglücksgulden wieder in seine Tasche und wankte fürbaß. — — —

Als er erwachte, fragte er die Umstehenden: „Wo bin ich?"

„In der Expedition der humoristisch-satirischen Wochenschrift „Der Ulk", Königsstraße 50. Was wünschen Sie?"

Schnell gefaßt sagte er: „Ich möchte mich abonnieren: Nehmen sie österreichische Gulden?"

„O gewiß. Wir sind frei von kleinlichen Vorurtheilen. Wir nehmen jede Geldsorten."

„Hier sind vorläufig zwanzig Silber. Den Rest werde ich Ihnen gleich 'rüber bringen. Ich wohne da drüben!" (Ulk.)

Aphorismen.

* Auf den Bergen wohnt die Freiheit! schrieb einst Schiller. Sie ist seitdem etwas herunter gekommen.

* Wie heilt man kranke Regierungen? Man läßt sie nichts einnehmen!

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 59. Kaiserslautern, 23. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(25. Fortsetzung.)

„Er ging nach Wilchester, wohin ihn die Spur des Briefes führte; er kam zu Lord Leonhard Evremond und entdeckte, daß dieser zwar nicht der Mann sein konnte, welcher ihn in Mrs. Kroß Obhut ließ, daß er aber Kenntniß davon hatte. — Jenes Kind war ich!"

„Sie!" rief Miß Deane erstaunt.

„Ja!" erwiderte Hugo. „Und nun lassen Sie mich über meine Nachforschungen in Wilchester berichten."

Er erzählte von seinem Besuche zu Berwick-Hall, von dem Portrait, von der Unterredung mit Lord Berwick und von Lord Leonhard's Bemerkungen, dann von seinem Besuch bei Mr. Hadd und dem Geistlichen, und schließlich von Lord Leonhard's Besuch bei ihm in dem Gasthof.

Miß Deane lauschte mit zunehmender Spannung und Aufregung.

„Auf meinem Wege hierher," schloß Hugo, „verweilte ich kurze Zeit in London, um mir einige Ueberreste von Kleidungsstücken zu verschaffen, die meine Pflegemutter wie Heiligthümer von jener Zeit her, als ich zu ihr kam, aufbewahrt hatte. Hier sind sie."

Er zog aus seiner Brusttasche ein kleines Packet, welches er langsam auflöste und entfaltete.

Ein kleines, reich gesticktes Kleid, nun aber durch die Länge der Zeit gelb geworden, fiel auf seine Kniee. Miß Deane sprang vorwärts, griff es auf und betrachtete es gierig von allen Seiten.

„Das war meines Kindes Kleid. Ich stickte es nach einem selbst erfundenen Muster. Was haben Sie mehr?"

Hugo überreichte ihr ein silbernes Halsband und ein eben solches Armband von orientalischer Arbeit.

„Paget kaufte dieses für das Kind," sagte Miß Deane. „Sehen Sie, hier sind des Knaben Initialien, P. E., Paget Evremond, nach seinem Vater genannt. Ich legte diese Schmuckſachen selbst um meines Kindes Hals und Arm, — das Letzte, was ich an ihm that, ehe es von mir ging. Und diese Sachen waren also die Ihrigen?"

„Ja, sie gehörten mir."

Die Dame legte das Kleid und den Schmuck auf den Kaminteppich.

„Ich weiß ein sicheres Zeichen," murmelte sie, indem sie an Hugo's Seite trat und das Haar ein wenig aus seinem Nacken strich. Da, tief in das Fleisch eingeprägt, war ein kleiner rother Fleck, vielleicht durch einen Unfall entstanden, oder ein Geburtsmaal.

Ein Augenblick blieb Miß Deane sprachlos stehen, sie war kaum fähig, die Wahrheit zu begreifen.

Dann aber, als ihr milder Blick dem Hugo's begegnete, schwand plötzlich jeder Zweifel und in leidenschaftlicher Zärtlichkeit schloß sie ihn in ihre Arme.

„Mein Sohn! Mein Sohn!" rief sie, ungestüm seinen Kopf an ihren Busen drückend, während ihre Thränen auf seine Locken herabfielen. „Ich dachte, Du wärest todt, und habe so lange um Dich getrauert!"

Sie küßte ihn stürmisch und zärtlich, und Hugo erwiderte ihre Liebkosungen mit Herzlichkeit.

„Meine liebe Mutter," flüsterte Hugo mit fast erstickter Stimme, „wir gehören nun für immer einander an. Es ist für mich etwas Beseligendes in dem Gefühl, Jemandem anzugehören."

„Du kommst also vollkommen frei zu mir?" fragte seine Mutter lächelnd. „Du gehörst Niemandem an außer mir?"

„Noch nicht," erwiderte Hugo erröthend. „Ich habe Dir später ein Bekenntniß zu machen. Aber wen wir auch sonst noch lieben mögen, wir Beide, Du und ich, müssen uns hinfort stets nahe bleiben."

„Ich kann mein großes Glück kaum fassen," versetzte die Dame, durch ihre Thränen stolz auf Hugo blickend. „Du machtest gleich einen seltsamen Eindruck auf mich, als ich Dich sah, und ich wundere mich nun, daß mir mein Herz nicht beim ersten Blick sagte, wer Du warst. Aber," fügte sie hastig hinzu, „Du hast mir noch nicht gesagt, wie Du zu Deiner Wunde gekommen bist."

„Ich erhielt sie durch Lord Leonhard Evremond's Hand, welcher nicht weit von Glenlan auf mich schoß."

„Lord Leonhard! Er fürchtet, daß Du Deine Rechte beanspruchst und wollte unser Zusammentreffen vereiteln. Er ist Dein Feind und wir müssen vorsichtig zu Werke gehen, um seiner Rache zu entkommen. Er wird es nie ertragen, den zweiten Platz einzunehmen, wo er so lange den ersten behauptete. Es ist mir nun Alles klar. Dein Vater gab Dich in Mrs. Kroß' Aufsicht, weil er vom Fieber befallen war, oder daſſelbe nahe fühlte. Er erzählte seinem Bruder Alles während seiner Krankheit, und Lord Leonhard hatte nicht den Muth, Deine Existenz gänzlich zu ignoriren, weshalb er für Dich sorgte, setzte sich aber in den Besitz Deiner Rechte, die wir nun geltend machen müssen. Du mußt Deines Vaters Namen und Titel tragen, und dies kannst Du, sobald wir die Scheine, die ich in Lord Leonhard's Hand vermuthe, besitzen."

„Und auch Du mußt Deinen rechtmäßigen Namen

Digitized by Google

und Titel führen und Deine Dir zukommende Stellung einnehmen," rief Hugo begeistert, fügte aber etwas bedenklich hinzu: „Ich sehe unsern Weg nicht so ganz klar vor uns liegen, — er ist beschwerlich und ein Todfeind versperrt ihn uns; aber dennoch, wir wollen vorwärts bringen bis zum Ende oder unterliegen."

Sie drückten sich die Hände zur Besiegelung ihres Bundes, gerade als ein Ritter vor die Thür sprengte.

„Wer kann das sein?" murmelte die Dame. „Lord Leonhard?"

XXI.

Ein gefährlicher Gast.

Der Ankommende war, wie Hugo's Mutter befürchtete, Lord Leonhard Evremond. Er sprang vom Pferde, durchschritt rasch die Halle und trat, ohne anzuklopfen, in's Zimmer, wo er, mit dem Rücken gegen die Thür gewendet, stehen blieb. Er sah zehn Jahre älter aus, als vor einigen Tagen, wo ihn Hugo zu Berwick-Hall gesehen hatte. Sein Gesicht war todtenbleich und schrecklich verzogen; seine Augen irrten rastlos umher und zeigten deutlich die Unruhe seiner Seele.

„So glauben Sie, Gertrud Deane," sagte er mit spöttischem Lächeln, „die Geschichte dieses Abenteurers? Sie haben ihn an Stelle Ihres Sohnes, den Sie vor so vielen Jahren verloren haben, angenommen?"

Hugo und seine Mutter erhoben sich wie auf ein gegebenes Zeichen.

„Er ist mein Sohn!" sagte die Dame mit ruhiger Würde. „Er hat mir die untrüglichsten Beweise gebracht. Aber was mehr ist — mein Herz erkennt ihn an. Ich weiß, er ist mein Sohn."

„Süßer, zuverlässiger Glaube!" grinst'e Lord Leonhard. „Der junge Mann hat leichte Arbeit gehabt, wie ich sehe. Nun ja, es kann nicht schwer sein, ein empfindsames Frauenherz zu gewinnen. Und so haben Sie bereits Alles unter sich ausgemacht; Sie haben Ihren längst verlorenen Sohn gefunden, Gertrud Deane, und dieser junge Abenteurer eine Mutter. Wie romantisch! Alles, was nun zu thun übrig bleibt, ist, einen hochgestellten Vater für den Jüngling zu finden und Rang und Vermögen zu gewinnen. Wird das nicht der nächste Theil des Programms sein?"

Eine tiefe Röthe flog über Hugo's Wangen. Seine Augen flammten und nur mit Mühe konnte er die beißenden Worte, die auf seinen Lippen schwebten, zurückdrängen. Nach einiger Anstrengung erhielt er jedoch seine Ruhe wieder und sagte:

„Sie haben recht gerathen, Lord Leonhard. Das Nächste, was ich nun thun werde, ist, meine väterliche Abkunft zu beweisen. Ich werde meine Arbeit sogleich beginnen. Ich glaube, wir sind nicht so arm an Beweisen, wie Sie wohl denken mögen."

„Wie? Was?" rief Lord Leonhard mit Erstaunen.

„Meine Aehnlichkeit mit dem todten Lord Paget, Ihre Anstrengungen, mich zu bestechen, meine Ansprüche aufzugeben, und endlich Ihr feiger Mordversuch diesen Morgen, sind hinreichende Zeugen für die Aussagen meiner Mutter," erklärte Hugo ernst. „Wenn ich keine Ansprüche an Ihres Bruders Erbe hätte, würden Sie mich dann zu tödten versucht haben, da sie doch in diesem Falle keine Ursache hätten, mich zu fürchten? Nein, Sie wissen, daß ich der rechtmäßige Sohn des Lord Paget Evermond bin, daß ich der Erbe bin von Lord Berwick's Titel und Vermögen und daß Sie in Zukunft den Platz nach mir einnehmen müssen. Die Gesetze Englands geben dem ältesten Bruder oder dessen Erben den Titel und das Vermögen der Familie. Aus diesem Grunde und weil Sie es nicht ertragen können, den zweiten Platz einzunehmen — weil Ihnen Ihr Privatvermögen zu klein und unbedeutend scheint neben den großen Besitzungen der Berwick's — weil, kurz gesagt, Sie den ersten Platz für immer behaupten möchten, — darum suchten Sie mich zu ermorden; und, wie ich bereits gesagt, gerade jener Mordversuch ist ein deutlicher Beweis, daß ich der Sohn Ihres älteren Bruders bin."

Lord Leonhard biß sich vor Wuth in die farblosen Lippen.

„Wer wird Ihren Aussagen gegen mich Glauben schenken?" fragte er. „Wer hat es gesehen, daß ich Sie ermorden wollte?"

„Niemand, außer Gott! Aber die Wunde —"

„Die Wunde! Bah! Sie können sich selbst geschossen haben, um Ihren hübschen Erdichtungen Farbe zu geben — oder ein Räuber kann Sie verwundet haben. Es wird nicht so leicht sein, eine solche Klage mit Erfolg gegen mich zu führen; ich warne Sie davor, junger Mann. Wer sollte Ihren Worten mehr glauben, als den meinigen? Wer beweis't Ihre Aehnlichkeit mit meinem Bruder Paget? Und was beweis't Miß Deane's Anerkennung? Sie mögen ihr Sohn und auch meines Bruders Sohn sein, aber diese beiden Thatsachen beweisen nicht, daß Sie meines Bruders rechtmäßiger Erbe sind."

Bei diesen Worten fiel Lord Leonhard's Blick auf das Kinderkleidchen und die Schmuckſachen, welche noch auf dem Kaminteppich lagen.

„Ah, diese Dinge sind es, durch welche Sie Miß Deane überzeugt haben, daß Sie ihr Sohn sind?" fuhr er mit höhnischem Lachen fort. Die Dame muß ein gutes Gedächtniß haben, um das Kleid eines Kindes nach beinah einem Vierteljahrhundert wieder zu erkennen. Aber angenommen, das Kleid gehörte ihrem Kinde, so ist damit, weil Sie im Besitz desselben sich befinden, nicht ausgemacht, daß Sie ihr Sohn sind. Das Kind starb in London an dem Fieber, an welchem sein Vater einige Tage später starb. Mein Bruder sagte mir dies auf seinem Sterbebette."

„Sparen Sie Ihre Erdichtungen, Lord Leonhard," sagte Miß Deane kalt. „Ich erkenne meinen Sohn an einem untrüglichen Zeichen — an einem Maal im Nacken."

„Ah!" grinſte Lord Leonhard. „Das Erdbeeren-

Digitized by Google

maal! Nicht wahr? Wenn die Erkennung auf einem so entscheidenden Grunde beruht, ist jede andere Beweisführung allerdings überflüssig und es unterliegt keinem Zweifel, daß unser abenteuerlicher Maler Ihr Sohn ist. Empfangen Sie meine Gratulation, Miß Deane —"

Hugo unterbrach ihn durch eine gebieterische Geberde. „Ich ersuche Sie," sagte er stolz und fest, „meine Mutter von jetzt an bei ihrem rechtmäßigen Namen zu nennen — Lady Gertrud Evremond."

Lord Leonhard lachte laut auf und sagte:

„So hat sie Ihnen wirklich jene kleine Fabel aufgebunden, Mr. Chandos? Ungeachtet Ihrer thörichten Forderungen und Ihres hochmüthigen Geschwätzes hatte ich Ihnen doch etwas mehr Scharfsinn zugetraut, und daß ich ein solches Verlangen von Ihnen erwartet hätte."

Hugo's Gesicht wurde glühend roth vor Entrüstung und seine Mutter erhob ihre Hand, als ob sie einen Schlag abwehren wollte.

„Verschonen Sie uns mit Ihren Beleidigungen, Lord Leonhard," befahl sie. „Sie wissen, daß ich die Wittwe Ihres älteren Bruders bin."

„Ich weiß, daß Sie dies sagen," erwiderte dieser höhnisch, „aber ich bin nicht überzeugt, daß es wirklich so ist. Wo sind die Beweise? Wo ist der Pfarrer, welcher Sie traute? Wo sind die Trauzeugen?"

Miß Deane — wie wir sie noch nennen müssen — schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie mit gepreßter Stimme:

„Sie wissen, daß der Trauschein sich in den Händen meines Gemahls befand, als er mich in Deutschland verließ, um auf Befehl seines Vaters nach England zurückzukehren. Wo dieser Schein aber jetzt ist, werden Sie wohl auch wissen. Da Sie einer so entsetzlichen Schurkerei fähig waren, meinen Sohn all' diese Jahre hindurch von mir fern zu halten und mir zu sagen, daß er todt sei, — da Sie fähig waren, mit kaltem Blut einen Mordversuch auf ihn zu machen, sind Sie auch des geringeren Verbrechens fähig, Ihres Bruders Wittwe um Ihre Rechte zu betrügen."

Lord Leonhard stampfte mit dem Fuße.

„Er ist eines solchen Betrugs fähig, Mutter, und ich klage ihn an, daß er es gethan hat," erklärte Hugo Lord Leonhard einen strafenden Blick zuwerfend. „Der Trauschein, wenn er noch existirt, ist in seinen Händen, ist er nicht mehr vorhanden, so hat er ihn vernichtet."

„Beweisen Sie Ihre Beschuldigungen!" sagte Lord Leonhard, seine Ruhe wieder gewinnend. „Der Trauschein, wenn jemals ein solcher vorhanden war, existirt nicht mehr. Mein Bruder sagte mir auf seinem Sterbebett, daß er nicht verheirathet war. Wenn Miß Deane verheirathet war, so kann sie dies durch nichts, als durch ein Stückchen Papier beweisen."

„Sie wissen recht gut, Lord Leonhard," sagte Miß Deane, „daß der Pfarrer, welcher Paget und mich traute, bald darauf sein Amt in Deutschland verließ. Ich suchte ein Jahr nach meines Gatten Tode vergebens nach ihm. Ich glaube, daß er jetzt in einer kleinen Kirche in England angestellt ist, aber wo, weiß ich nicht. Bei meiner Trauung waren nur drei Zeugen zugegen, von denen der erste, mein Vater, gestorben ist. Der zweite, eine englische Lehrerin in der Schule, in der ich mich befand, verheirathete sich einige Monate mit einem herumreisenden Engländer und ich kann weder ihren Namen noch ihren Aufenthalt mit Bestimmtheit angeben. Der dritte Zeuge war ein deutscher Künstler, welcher sich zufällig in der Kapelle befand. Ich erinnere mich jedoch seines Namens nicht."

„Die Trauung muß doch in dem Kirchenbuche eingetragen sein," versetzte Hugo.

„Ich glaube, es wurden daselbst keine Kirchenbücher geführt," erwiderte seine Mutter. „Ich hörte nie etwas davon. Jene kleine Kapelle wurde nicht mit der Genauigkeit unserer englischen Kirche verwaltet."

„Und Du suchtest niemals nach dem Geistlichen?"

„Nicht ernstlich. Welchen Antrieb hatte ich dazu, da ich mich hinderlos glaubte? Ich war selbst kaum mehr als ein Kind und hatte kein Verlangen, mich mit Menschen zu verbinden, welche mich haßten. Sagte mir doch Lord Leonhard, daß er und sein Vater meine Ansprüche nie anerkennen würden, welche Beweise ich auch bringen möchte. Für wen hätte ich mich bemühen sollen? Ich glich dem Thiere, welches, tödtlich verletzt, sich nach seiner einsamen Höhle schleppt, um dort in Ruhe zu sterben. Ich kam hierher in das Landhaus, welches mir mein Vater hinterließ, und mehrere Jahre später ließ ich meine alte, treue Amme zu mir kommen, und hier würde ich, abgeschlossen von der Welt, gestorben sein. Aber nun hat sich Alles geändert."

„Ja, es hat sich Alles zu Deinem, wie zu meinem Besten geändert, Mutter!" rief Hugo; „und bald wird sich auch Alles für unsern Feind verändern. Du hast jetzt einen Beschützer an mir. Ich will mein ganzes Leben der Aufgabe widmen, Deines und meines Vaters Namen zu reinigen."

„Ein wahrer Don Quixote!" spottete Lord Leonhard. „Diese Aufgabe wird Ihre ganze Lebenszeit in Anspruch nehmen."

„Ich werde damit beginnen, den Prediger, Mr. Camp, aufzusuchen. Ich sage Ihnen, Lord Leonhard, daß ich mein Unternehmen zu Ende führen und die Rechte meiner Mutter, sowie die meinigen beweisen werde. Sie haben uns Beiden Unrecht gethan; Sie haben Ihre Schlechtigkeit gekrönt durch den Versuch, mich zu morden; aber dennoch sind Sie meines verstorbenen Vaters einziger Bruder — mein Verwandter! — und darum werden wir Ihnen Alles verzeihen. Es ist jetzt noch nicht zu spät für Sie, Ihr Unrecht zu bekennen und zu bereuen. Wenn Sie wollen, können wir freundschaftlich —"

„Freundschaftlich! Ich freundschaftlich mit Euch!"

„Wie Sie wollen," versetzte Hugo ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* König Heinrich IV. von Frankreich gab auf die Bitte eines Prinzen von Geblüt einem Herrn an seinem Hofe, welcher wenige Verdienste hatte, den Orden des Heiligen Geistes. Der neue Ritter sprach, wie es gebräuchlich war, die Worte aus dem Evangelium: Domine, non sum dignus. (Herr, ich bin es nicht werth). „Ich weiß es wohl," antwortete der König, „aber ich habe Ihnen diese Ehre nicht versagen können, weil mein Vetter mich so lange darum gequält hat."

(Kurz und bündig.) Was ist das Werk des Redacteurs nach dem deutschen Preßgesetz-Entwurf? — Er sitzt und schreibt, und schreibt und sitzt, und wird auch 'mal gesetzt.

(Recruten-Naivität.) In einer der böhmischen Festungen stand neulich Mittags ein frisch eingekleideter Recrut vor der Hauptwache zum ersten Male auf dem Posten, als zufällig der Festungs-Commandant vorbeischritt. Der Neuling im Solde des Mars präsentirte dem General, rief aber nicht, wie es vorschriftsmäßig, in's Gewehr. Der Commandant trat an den Recruten heran und stellte ihn zur Rede, warum er nicht in's Gewehr gerufen habe. Der Recrut, ein Egerländer, sichtlich bestürzt, entgegnete treuherzig: „Herr General, 's nützt nichts, sie sitzen alle drinnen beim Essen."

(Ausgeblieben.) Zwischen einer ältlichen Dame und einem bildhübschen etwa sechsjährigen Knaben entspann sich dieser Tage im Wiener Stadtpark folgender zeitgemäße Dialog: Dame: „Wie heißt Du, liebes Buberle?" Knabe: „Emil." Dame: „Und wie noch?" Knabe: „Löwy." Dame: „Und was ist Dein Vater?" Knabe: „Ausgeblieben."

Berliner Witz verleugnet sich nie und findet oft ein Wort, das kein Gelehrter ergrübeln könnte. Ein Junge wurde auf einer Chaussee in der Nähe der Hauptstraße von einem Gründer, dessen Wagen geräuschlos einherglitt, beinahe überfahren. Er rettete sich mit einem kühnen Seitensprung, richtete sich drohend auf, erkannte sofort seinen Mann und rief ihm ingrimmig die wenigen, aber vielsagenden Worte nach: „Der Deibel uf Socken!"

* Wohlriechende Diamanten. „Le Siècle" erzählt, unter den Diamanten des Schah befindet sich auch eine in Europa noch ganz unbekannte Art, nämlich wohlriechende Diamanten, die namentlich und bei hoher Temperatur in Säten, wo sich viele Personen befinden, z. B. auf einem Ball, köstliche Düfte ausstrahlen. Man fände sie in einer entfernten Provinz Persiens in eisen- und kohlenhaltigen Lagern. Das Parfüm sei ein sehr feines und erinnere einigermaßen an Ambra. Sie seien sehr selten und die Perser hielten sie für eine Art Talisman, besonders geeignet, den Trägern, Liebe und Anhänglichkeit zu erwecken.

* (Gleichniß.) Ein geistreicher verwirrter Kopf ist wie eine umgeschüttete Gewürzschachtel. Sie riecht stark, bleibt aber ohne Nutzen für die Küche.

* (Kuriosum.) Kürzlich gab ein Großwardeiner Leichenbeschauer über einen Todten das Patere ab: „Dem Aussehen nach mag er katholisch gewesen sein."

* Der unternehmungskühne amerikanische Aëronaut, der in einem Ballon den atlantischen Ozean zu passiren beabsichtigt, versucht jetzt in New-York die zur Aufführung seines Projektes nöthigen 2000 Pfund Sterling flüssig zu machen. Der Ballon soll einen Durchschnitt von 100 Fuß haben, 10,000 Pfund Ballast tragen und ein Schleppthau von 1000 Fuß Länge mit sich führen, das im Verhältniß seiner Versenkung im Wasser den Ballon an Gewicht erleichtert. Die Passagiere werden einen zweistöckigen Korb einnehmen, dessen unteres Stockwerk als Vorrathskammer für Provisionen, wie z. B. gekochtes Fleisch und Früchte sowie ungelöschten Kalk zum Kochen von Kaffee und Eiern, gebraucht werden wird. Unter der Ballon-Gondel soll sich eine offene Gallerie befinden um von dort aus Beobachtungen der Sonne anzustellen, und unter der Gallerie findet ein Rettungsboot seinen Platz. Prof. Wiese — so heißt der Aëronaut — rechnet auf eine starke westliche Luftströmung, die ihn nach England herüberführen wird, und beabsichtigt, dreimal täglich Berechnungen anzustellen und die atmosphärischen Strömungen zu studiren. Sollte dieser Versuch gelingen, so projektirt der Prof. eine Umschiffung der Erde die er in acht bis neun Tagen zu vollbringen gedenkt. — Glück auf die Reise!

* (Nur hochdeutsch!) Jüngst ließ sich eine junge, aber gezierte Oberländerin also vernehmen: „Do bin i s'letztmol z'Kolmer gün, awer die redden e Ditsch mer kann's gar nit heere; nu, wissener, die bessere Lit redde a alle französich."

Aphorismen.

* Stehende Heere und laufende Schulden sind immer noch nicht so schlimm als stehende Schulden und laufende Heere.

* Die Stärke des Königthums ist im Abnehmen. Im Abnehmen lag immer seine Stärke.

Gemeinnütziges.

* Eier, sehr große zu erzielen. Die Hühner der nassauischen Bauern legen Sommer und Winter Eier, die oft 10 Loth wiegen und meistens doppelten Dotter haben. Um dies zu bewirken, werden alle in den Wäldern wachsende große Schwämme, die giftigen ausgenommen, gesammelt, getrocknet und zu Pulver gestoßen. Man zerkleinert die Schalen der Leinknoten in Wasser rührt Roggen- und Weizenmehl dazu, desgleichen von dem Schwammpulver anderthalb so viel als das Gewicht der Leinhülsen beträgt und ebenso viel gestoßene Eicheln. Alles dieses wird zu einem Teig geknetet und von diesem den Hühnern täglich etwas in Stücken von der Größe der Erbsen oder Bohnen vorgeworfen.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 60. Kaiserslautern, 27. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(26. Fortsetzung.)

„Ich werde die Beweise von meiner Mutter Heirath und meiner Geburt bringen und damit vor Lord Berwick und vor Sie treten. Die Sache kann dann ohne Gericht abgemacht werden, damit kein Scandal verursacht wird, und Ihre Fehler gelinde gesagt, können unentdeckt bleiben. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Daß Sie ein impertinenter Mensch sind und daß ich Ihre anmaßenden Vorschläge verwerfe!" schrie Lord Leonhard wüthend. „Sie wollen mir Bedingungen stellen — Sie, ein namenloser Bettler! Es ist an mir, Ihnen Bedingungen zu dictiren. Ich kam hierher, um Ihnen und Ihrer Mutter eine anständige Jahresrente für Ihr ganzes Leben anzubieten, wenn Sie sich einigen würden, Ihre thörichten Ansprüche fallen zu lassen. Ich würde dies thun, nicht weil ich Ihre Forderungen für berechtigt halte, sondern weil ich wünsche, daß meines todten Bruders Name vor Schande bewahrt bleibe; ich erniedrige mich zu einem solchen Räuberlohn, weil ich schaudere vor dem unaufhörlichen Geklatsch, welches entstehen würde. Nennen Sie die Höhe der Jahresrente, welche Sie annehmen würden —"

„Sie haben uns sattsam insultirt, Lord Leonhard," unterbrach ihn Miß Deane stolz. „Wenn Sie endlich den Gegenstand Ihres Besuches erledigt haben, bitte ich Sie, uns mit Ihrer Gegenwart nicht länger zu belästigen."

„Und Sie, junger Mann?" fragte Lord Leonhard, zu Hugo gewendet.

„Betrachten Sie die Worte meiner Mutter auch als meine Antwort," erwiderte Hugo bestimmt. „Je eher Sie gehen, desto besser."

Lord Leonhard's Augen, in denen der Ausdruck des bittersten Hohnes lag, streiften von Hugo zu dessen Mutter und von dieser zu jenem; dann verbeugte er sich, indem er höhnisch sagte:

„Gut, ich gehe!" und fügte drohend hinzu: „Sie haben meinen Weg durchkreuzt, Hugo Chandos, darum nehmen Sie sich in Acht! Wer den glänzenden Preis, nach dem ich mein Leben lang gestrebt habe und den ich sicher mein glaubte, aus meiner Gewalt reißen will, muß eine starke Hand haben. Ich habe Sie gewarnt: Hüten Sie sich!"

Er wandte sich um und verließ das Zimmer. Eine Minute später ritt er wild durch die Allee der Landstraße zu.

„Wenn dieses Menschen Fähigkeit, Böses zu thun, seinem Willen gleichkommt, möchten wir Ursache haben, zu zittern," bemerkte Hugo ruhig, als er und seine Mutter ihre Plätze wieder einnahmen. „Fürchtest Du Dich nicht vor ihm, Mutter?"

„Ich fürchte mich nicht, Hugo; laß' uns jedoch seine Drohung beachten und auf unserer Hut sein. Wir müssen unsere Arbeit vorsichtig und in aller Ruhe betreiben. Willst Du, sobald Deine Wunde geheilt ist, nach Deutschland gehen?"

„Ja, ich werde mich nächste Woche auf den Weg machen. Meine Wunde ist nur unbedeutend und wird bald geheilt sein. Ich bin nur besorgt, daß ich Dich allein hier zurücklassen muß; aber die Reise wird für Dich zu beschwerlich sein, es ist auch nicht nothwendig, daß Du mich begleitest. Ist Niemand in der Nachbarschaft, bei dem Du während meiner Abwesenheit verweilen könntest?"

„Lord Leonhard wird mir nichts zu Leide thun, Hugo. Du bist es, den er fürchtet. Was meine Nachbarn betrifft, so kenne ich nur wenig Leute. Sir Archy Wilchester ist mit seiner Tochter in dem Moorhäuschen angekommen und mit Miß Wilchester bin ich befreundet. Sie wurde einst bei einem Spazierritt von einem Sturm überrascht und suchte hier Schutz. Von dieser Zeit an sind wir Freunde gewesen. Wenn ich Ursache hätte, Lord Leonhard zu fürchten, würde ich zu Sir Archy Wilchester gehen und ihn um seinen Schutz bitten."

„Du würdest nicht vergebens anfragen," fiel Hugo lebhaft ein. „Es hat wohl noch keinen edleren und freundlicheren Mann gegeben, als Sir Archy Wilchester."

„Du hast ihn also gesehen?"

„Ja, zu Wilchester Towers."

„Und seine Tochter?"

Hugo, dessen Gesicht erröthete, erzählte Rosamunde's Abenteuer auf der Brücke in der Nähe des Schlosses, seine zufällige Dazwischenkunft und den darauf folgenden Besuch in ihrem Hause.

Miß Deane fühlte seine Hand in der ihrigen zittern und sie las in seinen strahlenden Augen, daß er Miß Wilchester liebte.

„Miß Wilchester ist ein liebenswürdiges Mädchen, Hugo!" sagte sie. „Es freut mich, daß Du Dich für sie interessirst. Da Du mit Sir Archy und seiner Tochter bereits bekannt bist, können wir ihnen in den nächsten Tagen einen Besuch abstatten und sie mit unserer Verwandtschaft und Deiner Geschichte bekannt machen.

Digitized by Google

Wir können ihre Freundschaft vielleicht nöthig haben; jedenfalls würde Sir Archy's Rath sehr schätzbar sein."

Mutter und Sohn saßen nebeneinander, ihre Hände verschlungen, als Mrs. Cummings eintrat, um anzumelden, daß das Mittagessen bereit stehe. Miß Deane lächelte aber das Erstaunen der guten Alten und theilte ihr mit wenigen Worten mit, daß dieser junge Mann ihr Sohn sei.

„Er ist ganz das Ebenbild Lord Paget's," rief die Alte freudig. „Ist er auch Lord Paget genannt?"

„Nein, gegenwärtig heißt er einfach Hugo Chandos," erwiderte Miß Deane. „Er hat seine Rechte noch zu erkämpfen, aber er wird bald Lord Paget sein."

Sie legte ihren Arm auf den Hugo's und Beide gingen nach dem Speisezimmer.

Nach dem Essen kehrten Miß Deane und Hugo in's Wohnzimmer zurück, wo ihnen die Stunden des Nachmittags angenehm und rasch dahinschwanden. Die Nacht brach herein, ohne daß eine Dämmerung vorhergegangen war und die grauen Wolken, welche den Nachmittag verdunkelt hatten, hüllten das Moor und das Thal nun plötzlich in Finsterniß.

Die Fensterladen vor dem Wohnzimmer waren verschlossen, das Feuer mit frischem Holz versehen und zwei große Wachskerzen auf den Kaminsims gestellt, so daß das Zimmer ein gar behagliches Ansehen bekam.

„Es wird eine rauhe Nacht längs der Küste werden," sagte Miß Deane, aufstehend, um die Thür zuzumachen, welche ein Windstoß aufgeschlagen hatte. „Wie der Wind saust! Ich hoffe, daß keine Schiffe in der Nähe der Küste sind."

Hugo lehnte sich in seinem Stuhl zurück und blickte mit dem Ausdruck der größten Zufriedenheit in die Augen seiner Mutter.

„Es ist eine Nacht, welche Einen die Heimath schätzen lehrt," erwiderte er, „und es ist die erste Nacht, in der ich fühle, daß ich eine Heimath habe."

In diesem Augenblick trat Miß Cummings in's Zimmer.

„Entschuldigen Sie, Miß Gertrud," sagte sie. „Es ist ein alter Herr hier, welcher um ein Nachtquartier bittet. Ein Sturm kommt herauf und es ist zu beschwerlich für ihn, seine Reise nach dem Rathmnir Thal fortzusetzen."

„Ein alter Herr? Wer ist er?"

„Er ist ein Doctor und hat einen Patienten auf dem Moor besucht. Sein Pferd hat ihn abgesetzt und ist davongelaufen, so daß er nun zu Fuß nach Hause gehen muß. Er ist nicht im Stande, einen Weg von zehn Meilen bei diesem Sturm zu machen. Soll ich ihm sagen, daß er bleiben kann?"

„Ich will ihn sehen," sagte Miß Deane vorsichtig, und folgte ihrer Dienerin nach der Küche, wo in der Ecke am Herd ein alter Mann saß. Seine Gestalt war gebeugt und seine langen weißen Locken hingen, vom Winde zerzaust, in das blasse, hagere Gesicht.

Miß Deane war anfangs geneigt gewesen, dem Manne, der um ihre Gastfreundschaft nachsuchte, zu mißtrauen; aber dieses Mißtrauen schwand, als sie den schweren Stab an seiner Seite, anscheinend von Altersschwäche herrührende Zittern seiner Glieder und sein überhaupt würdevolles Erscheinen gewahrte. Gewiß, in diesem alten Manne konnte kein Harm sein. Er blickte auf, als Miß Deane in die Küche trat, erfaßte den Stab mit beiden Händen und stand auf, sich tief beugend.

„Lady, ich bitte um ein Obdach für diese Nacht," sagte er mit zitternder Stimme. „Ihre Dienerin hat Ihnen wohl den Unfall erzählt, der mir begegnet ist. Mein Pferd ist mir davongelaufen, und ich wage es nicht die Reise bei dem scharfen Wind nach dem Rathmnir Thal, wo ich wohne, zu machen."

„Sie sind zu alt zu so weiten Krankenbesuchen," versetzte Miß Deane freundlich.

„Nicht gar zu alt, Lady — erst siebenzig Jahre, und da ist so Mancher, der den alten Doctor Sanders lieber haben mag, als irgend einer von den jungen, neugebackenen Doctorn," sagte der alte Mann mit sichtbarem Stolz. „Meine alten Knochen sind noch stark genug und ich will morgen früh meine zehn Meilen so gut machen, wie ein junger Bursche."

Miß Deane achtete leider nicht darauf, daß des alten Mannes Kopf beharrlich zur Erde geneigt war, und daß er seine Augen, mit einer Brille verdeckt, nicht einmal zu ihr aufhob.

„Gut, Mr. Sanders, Sie sind willkommen in meinem Hause und können hier bleiben, so lange es Ihnen gefällt," sagte sie. „Wollen Sie uns nicht ein wenig Gesellschaft leisten?"

„O nein, nein, Lady! Ich bin nur ein einfacher, alter Bursche und durchaus nicht für Damengesellschaft geeignet. Wenn es Ihnen einerlei ist, würde ich mich lieber zu Bett legen. Der Wind hat mich arg durchgebeutelt."

„Sie werden aber wenigstens etwas essen?"

Auch dieses lehnte der alte Mann ab.

„Dann sollen Sie Ihr Zimmer bekommen, so bald es fertig ist," sagte Miß Deane und fügte, zu ihrer Haushälterin gewendet, hinzu: „Mrs. Cummings, machen Sie das Schlafzimmer neben dem meines Sohnes in Ordnung und bringen Sie den Herrn hinauf."

Ein rascher, seltsamer Blick schoß aus den niedergeschlagenen Augen des alten Mannes, aber er setzte sich wieder langsam nieder und drückte seinen Dank in gebrochenen Worten aus. Miß Deane zögerte noch eine Weile und kehrte dann in das Wohnzimmer zurück.

Wenige Minuten später stieg der Gast die Treppe hinauf nach seinem Zimmer, während Mutter und Sohn sich noch lange unterhielten, bis auch sie endlich die Treppe hinaufgingen, um sich zur Ruhe zu begeben.

„Dies ist Dein Zimmer, Hugo," sagte Miß Deane eine Thür öffnend. „Das meinige ist nicht weit davon — die dritte Thür. Das Zimmer neben diesem ließ ich dem alten Herrn anweisen. Wenn Dich Deine Bunde

diese Nacht beunruhigen sollte, so rufe mich nur. Vergiß nicht — die dritte Thür."

Sie küßte ihn zärtlich und zog sich dann zurück, um sich nach ihrem eigenen Zimmer zu begeben.

Eine Weile durchschritt Hugo leise das Gemach, indem seine Gedanken sich noch lebhaft um drei Punkte — seine nun endlich gefundene Mutter, seine Aussichten und Rosamunde Wilchester — drehten.

Ich fühle, daß ich ihr nun um ein Beträchtliches näher bin, dachte er, und morgen werde ich sie vielleicht sehen. Die Kluft zwischen uns wird bald ausgefüllt sein und dann —

Sein Gesicht glühte, seine Augen leuchteten in freudiger Hoffnung und ein Lächeln umspielte seine Lippen.

Er setzte seinen ruhigen Gang fort, bis eine unwiderstehliche Müdigkeit ihn überfiel; da kleidete er sich aus ging zu Bett und war bald in einen tiefen Schlaf versunken.

Etwa eine Stunde später, als Todtenstille im Hause herrschte, wurde die Thür des nächsten Zimmers leise geöffnet und der weiße Kopf „Dr. Sanders'" guckte vorsichtig heraus. Jetzt waren die Augen von seiner Brille bedeckt, sie schienen klar und scharf und suchten das Dunkel der Halle zu durchdringen. Es waren die Augen Lord Leonhard Evremond's — ja, der angebliche Doctor war wirklich Lord Leonhard, der sich geschickt maskirt hatte.

„Alles schläft!" flüsterte er. „Er schläft im nächsten Zimmer. Nur kühn und vorsichtig und dieser Stein des Anstoßes ist für immer von meinem Pfade entfernt. Ich habe jetzt Alles in meiner Hand. Jetzt ist es Zeit."

Er trat aus dem Zimmer, schloß die Thür, horchte eine Weile und schlich dann geräuschlos an der Wand hin nach Hugo's Zimmer, trat leise hinein und schloß die Thür hinter sich zu.

XXII.

Seltsame Ankömmlinge.

Am Abend desselben Tages, an welchem Hugo Chandos zu Glenjan ankam — beinahe zu derselben Stunde, in welcher der verlarvte Lord Leonhard Evremond sich in Hugo's Schlafgemach schlich — langte Jason Hadd, des Administrators Sohn, in Sir Archy Wilchesters Moorhäuschen an.

Er kam allein, brachte aber eine Menge Gepäck und den festen Entschluß mit, Rosamunde's Herz zu erobern, was ihm nicht schwer schien, da er nun, wie er glaubte, das ganze Feld für sich allein hatte.

Das Gesellschaftszimmer war erleuchtet und Sir Archy und Rosamunde saßen vor dem Kamin in vertraulichem Gespräch, als das Rasseln des Wagens draußen verstummte und gleich darauf Jason Hadd geräuschvoll in die Halle eintrat.

„Wir können nun dem Frieden und der Ruhe Lebewohl sagen," bemerkte Sir Archy mit Bitterkeit, als er den jungen Mann an seiner affectirten Stimme erkannte.

„Von diesem Augenblick an stehen wir während unseres Hierseins unter Aufsicht dieses Burschen."

Ehe Rosamunde etwas erwidern konnte, war der unangenehme Gast im Zimmer.

Das junge Mädchen stand auf und verbeugte sich mit Anstand, reichte aber dem Ankömmling die Hand nicht zum Willkommen, und Sir Archy folgte ihrem Beispiel.

„Eine kalte Nacht," sagte Jason Hadd, etwas verstimmt über den kalten Empfang. „Der Wind heult entsetzlich. Dies ist wahrhaftig kein angenehmer Platz in dieser Jahreszeit."

Er näherte sich dem Feuer und nahm Platz in einem Lehnstuhl mit einem erkünstelten Schauer und Frösteln.

„Im Sommer ist es hier um so angenehmer," erwiderte der Baronet, sich zwingend, so freundlich als möglich zu sprechen

„Das hoffe ich," versetzte Jason Hadd lachend. „Wir wollen es nächsten Sommer versuchen, nicht wahr, Miß Rosamunde? Wir könnten hier gewiß einen recht vergnügten Sommer verleben, denn ich kann mir keine angenehmere Unterhaltung denken, als so über die Hügel und durch die Thäler zu reiten, oder mit einem Boot kleine Ausflüge längs der Küste zu machen."

Rosamunde antwortete nicht und Sir Archy lenkte das Gespräch rasch auf einen andern Gegenstand.

Sobald es nur angehen konnte, entschuldigte sich Rosamunde und zog sich in ihr Gemach zurück. Bald darauf brach auch Sir Archy auf, geleitete den Gast nach seinem Zimmer und ging dann in sein eigenes.

Während des nächsten Tages zeigte sich Jason Hadd sehr ergeben gegen Rosamunde, spielte auf dem Piano, versuchte Duette mit ihr, begleitete sie auf einem Spaziergang über das Moor und überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, welchen sie sich allerdings lieber entzogen hätte.

Der Tag verging langsam und am Abend saß Rosamunde in dem Gesellschaftszimmer, mit abwesenden Gedanken die Complimente ihres unwillkommenen Bewerbers anhörend, während Sir Archy unruhig im Zimmer auf- und abschritt.

„Das kann nicht lange so fortgehen," murmelte Sir Archy, einen Blick nach seiner Tochter werfend. „Aber was kann ich thun?"

In diesem Augenblick wurde das Geräusch eines sich nähernden Wagens hörbar.

„Wer kann das sein?" fragte Jason Hadd, in dem rasch ein Verdacht aufstieg. „Sie erwarten doch keine anderen Gäste, Sir Archy?"

Der Baronet antwortete verneinend.

„Seltsam!" fuhr Jason unruhig fort. „Ich hörte, daß jener Maler eine Nacht früher als Sie Wilchester verließ. Er bildet sich ein, Rosamunde zu gewinnen. Kann er ihr hierher gefolgt sein?"

Rosamunde erröthete unter seinem scharfen, durchdringenden Blick und verbarg ihren Unwillen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Gäste und Kinder.

Der Chinese sagt — und ich schwöre darauf,
Sein Ausspruch gilt für uns nicht minder:
„Nimm' deine Gedanken wie Gäste auf,
Doch deine Wünsche behandle wie Kinder."

Welch' tiefes Wort! Wie reich an Sinn!
Gedanken sind nur Gäste auf Erden,
Sie bleiben des Geistes ew'ger Gewinn,
Sie sollen mit Ehrfurcht empfangen werden.

D'rum ordne die Seele ihr irdisch Haus;
Sie säub're sorglich vom Erdenstaube
Und schmücke die niedere Räume aus,
Daß der Gedanke sich heimisch glaube.

Sie diene ihm und gehorche ihm auch,
Sie widme ihm Liebe und lass' ihn schalten,
Denn der Gedanke ist Gottes Hauch,
Er hat das Wort zu verwalten.

Und wenn die Wünsche wie Kinder schrei'n,
Mit kindischen Bitten dazwischen lärmen,
Dann soll die Seele Mutter sein,
Sich um der Kinder Thränen nicht härmen:

Versagen soll sie zur rechten Zeit,
Soll widersteh'n dem heißen Begehren,
In Ordnung halten die Häuslichkeit,
Dem hohen Gast, dem Gedanken zu Ehren.

Es lernen die Kinder sich fügen dereinst,
Sich unterwerfen den festen Schranken;
Und geht es glücklich — eh' du es meinst,
Erheben sie selbst sich wohl zu Gedanken.

Da sinnt ein Greis mit grauem Haar . . .
In seinen Augen steht zu lesen:
Als ich ein thörichter Jüngling war,
Sind meine Gedanken — auch Wünsche gewesen.

(Ein Kuriositätensammler in Monroe Michigan sucht:) Ein passendes Corsett für einen Meerbusen; Etwas zum Schmecken für eine Landzunge; Vorhänge für das Bett eines Flusses; Einen Aermel für einen Meeresarm; Eine Form für einen Volksauflauf; Ein Paar Pantoffeln für' Beesküße; Einen Blumentopf für eine Gesichtsrose; Einen Löschmann für den Feuerbach und Eine vollständige Einrichtung für ein Ungemach

* (Aus der guten, alten Zeit.) Der Oberamtmann von Flachsenfinger war ein abgesagter Feind des Neujahresanschießens. Als nun an einem Sylvesterabend in seinem Bezirk wieder tüchtig geknallt worden war, ließ er im Dezember des folgenden Jahres in den Dörfern seines Amtsbezirks ausschellen: „Wer am Sylvesterabend schießt, darf am Stephanstag nicht tanzen."

* Mit siebzig Jahren „Einsteller". Die allgemeine Militärpflicht, die große Exactität in Führung der Civilstandsregister läßt mitunter Curiosa zu Tage treten, wie deren eins bei der letzten Aushebung des 53er Jahrganges in Hörter vorkam. Aufgerufen wurde ein Conscribirter, den wir „Elbing" nennen wollen, aber Elbing erscheint nicht sofort, beim dritten Aufruf ertönt eine alte etwas heisere Stimme Hier! und in's Cabinet des Stabsarztes tritt in puris naturalibus ein skelettartiger etwa 70jähriger Greis. Auf die Frage: Was wollen Sie hier? erfolgt die Antwort: Wie heißt? Sie haben gerufen Elbing, hier ist meine Vorladung, der Elbing bin ich! Allgemeines Erstaunen, Fragen, und Aufklärung und unter homerischem Gelächter der Aushebungscommission wird Folgendes constatirt: Der junge 70jährige Conscribirte war vor 20 Jahren noch Jude, welcher sich taufen ließ und also 1853 als junger neugeborener Christ in das Taufregister eingetragen war!!

* (Schulgeographie.) Jüngst kam in Freiburg ein Schüler nach Hause und erzählte ganz erstaunt seinem Vater, neben ihm sitze jetzt ein fremder Schüler, der sei gar nicht auf der Erde geboren, er sei aus dem — Seekreis.

Aphorismen.

* Je schlechter die Regierungen Schullehrer und Locomotivführer bezahlen, desto gefährlicher fahren sie.

* Schlechte Cigarren gehen oft aus. Gute noch öfter.

* Oft Mutter werden greift die Gesundheit an, — oft Schwiegervater werden — das Vermögen.

* In der Jugend hat man zu viel Herz, im Alter zu viel Verstand, zu viel Geld hat man aber niemals

Gemeinnütziges.

* Als ein ganz vortreffliches Mittel gegen die Hauptplage der Wanzen wird in der Berliner „Volksztg." neuerdings der überall wild wachsende Feldthymian, auch Quendel und Kumelle genannt, empfohlen. Man streut die getrocknete, würzhaft citronartig riechende Pflanze in die Betten und Zimmerdecken, schließt Thüren und Fenster, und nach 48 Stunden ist außer einigen vertrockneten Balgen jede Art von Wanzen verschwunden.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 61. Kaiserslautern, 30. Juli 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(27. Fortsetzung.)

Sir Archy wollte gerade auf Jason's Bemerkungen gebührend antworten, als in der Halle rasche Schritte sich vernehmen ließen und gleich darauf die Thür aufgerissen wurde und Amos Hadd, der Administrator, in das Zimmer stürzte.

Es lag eine seltsame Heftigkeit und Gereiztheit in seinem Auftreten — eine Verwirrung, welche vorher niemals an ihm bemerkbar gewesen. Seine Kleidung war in Unordnung, sein Haar verwirrt und seine ganze Erscheinung war die eines Mannes, dem ein großer, unerwarteter Unfall zugestoßen ist.

Er starrte auf Sir Archy, auf Rosamunde, auf seinen Sohn, durchforschte mit gierigen Augen das Zimmer, als ob er noch eine andere Person suchte.

„Wo ist sie? Wo ist sie?" rief er endlich fast athemlos.

Sir Archy's Gesicht drückte sein Erstaunen vollkommen aus.

„Wen suchen Sie hier?" fragte er.

„Die alte Bettine — Bettine!" schrie Hadd. „Sie ist aus dem Schloß weggelaufen. Sie hat mich bestohlen. Sie hat ein Billet nach Corburnspath gelöst. Ist sie denn nicht hier?"

„Wir haben sie nicht gesehen," erwiderte Sir Archy.

„Aber sie muß hier sein! Ich folgte ihrer Spur in dieser Richtung." Und Hadd's wilde Augen suchten Beide zu durchdringen. Sie kann nicht von dem Wege abgewichen sein; sie kann mich nicht irre geleitet haben. Sie haben nichts von ihr gesehen und gehört?"

„Ich verbitte mir, mich in dieser Weise zu examiniren," erwiderte Sir Archy stolz. „Die Frau ist nicht hier, nicht hier gewesen und damit geben Sie sich zufrieden."

Der Administrator richtete seine mit Blut unterlaufenen Augen auf seinen Sohn, indem er fragte:

„Du hast sie nicht hier gesehen, Jason?"

„Nein! Was giebt es denn? Was hat sie Dir gestohlen?" fragte Jason, erstaunt sowohl über seines Vaters Gereiztheit, als über sein unerwartetes Erscheinen.

Der Administrator schien seines Sohnes Fragen überhört zu haben.

„Wenn sie noch nicht hier ist, wird sie bald kommen," sagte er. „Sie ist vielleicht mit mir in demselben Zuge gefahren und hat sich etwas länger auf der Station aufgehalten. Das ist besser, als ich erwartete."

Er bemühte sich, etwas ruhiger zu werden und fragte weiter:

„Sind meine Männer noch hier — die Burschen, welche die Pferde brachten?"

„Ja!"

„Sie sind wahrscheinlich in der Küche. Ich muß mit ihnen sprechen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, begab er sich nach der Küche. Nach einer kurzen Unterredung mit den Männern kehrte er etwas ruhiger in das Gesellschaftszimmer zurück.

„Meine Ankunft ist überraschend," bemerkte er mit widerlichem Lächeln. „Ich habe den Tag in großer Angst und Aufregung zugebracht. Aber ich bin schrecklich hungrig, Miß Rosamunde, denn ich habe den ganzen Tag nichts gegessen. Würde es zu viel Umstände machen, mir ein kleines Abendessen zu bereiten — ein Bischen kaltes Fleisch — oder sonst etwas?"

„Ich will es bestellen," erwiderte Rosamunde kalt, indem sie hinausging und nach dem Speisezimmer sich begab, wohin ihr Vater ihr sogleich folgte.

„Was soll das Alles bedeuten?" fragte Jason Hadd, als er sich mit seinem Vater allein sah. „Es muß etwas Außergewöhnliches sein, was Dich hierhergeführt hat. Ist das Gerede von der alten Frau nur erfunden, oder hat sie Dir wirklich etwas gestohlen?"

„Sie hat mir wirklich etwas gestohlen," stöhnte der Administrator.

„Was denn — etwa Deine Bücher?"

Der Administrator ging erregt auf und ab.

„Schlimmeres — viel Schlimmeres!" jammerte er.

„Schlimmeres! Was kann es Schlimmeres geben?"

Der Administrator blickte vorsichtig umher, trat dicht an seinen Sohn heran und flüsterte:

„Du hast doch die Geschichte von dem verborgenen Testament gehört?"

„Das verborgene Testament?"

„Ja, das Vermögen, welches die erste Lady Rosamunde Wilchester verbarg! Dir ist gewiß die Geschichte bekannt, wie Lady Rosamunde, da sie sich in Gefahr glaubte, beraubt zu werden, während ihr Sohn im Auslande war, all' ihre Juwelen, welche ihr erster Gemahl mit aus Indien gebracht hatte, an irgend einem geheimen Orte in dem alten Grauen Thurme verbarg?"

„Gewiß habe ich etwas von einer solchen Legende gehört," erwiderte Jason; „aber was hat das mit Deiner so eiligen Reise zu thun?"

„Das will ich Dir sagen. Lady Rosamunde starb,

Digitized by Google

ohne den Platz zu verrathen, wo sie den Schatz verborgen. Ihre Nachkommen haben darnach gesucht, aber nicht so gründlich, wie ich es gethan haben würde; denn Keiner von ihnen hatte es nöthig, bis auf Sir Archy und der hat nie gewagt, offen darnach zu suchen. Jahrelang habe ich gestrebt, diesen Schatz zu besitzen. Ich habe schlaflend und wachend von ihm geträumt; er hat einen hervorragenden Platz in meinen Plänen eingenommen. Den Besitz des Schlosses — die Verbindung mit den Wilchesters — die Entdeckung des verborgenen Schatzes — dies Alles habe ich zugleich erstrebt! Und nun — nun —"

Er machte eine wilde Bewegung und setzte seinen unruhigen Gang durch das Zimmer fort.

„Und nun?"

„Monatelang habe ich gelegentlich nächtliche Untersuchungen in dem alten Thurm vorgenommen, Monatelang habe ich Sir Archy sorgfältig bewacht, damit er mich in dieser Sache nicht überlisten sollte. Ich veranlaßte ihn und seine Tochter, in diese abgelegene Gegend zu reisen, daß ich freies Feld gewinnen möchte; dann eilte ich, mein Glück zu versuchen. In der vorletzten Nacht arbeitete ich allein in dem alten Thurm; gestern, als Du fort warst, suchte ich den ganzen Tag, ohne zu rasten, und in der vergangenen Nacht war ich wieder dort."

„Und hattest gewiß wieder vergebens gearbeitet."

Der Administrator antwortete auf diese Bemerkung nicht, sondern fuhr fort:

„In meiner Aufregung hatte ich vergessen, daß die alte Bettine in dem verfallenen Thurm wohnte. Wenn ich an sie gedacht hätte, würde ich etwas geräuschloser verfahren sein und sie hätte mich, da sie fast taub ist, sicher nicht gehört. Der alte Thurm ist schon oftmals durchsucht und die Steine am Herd sind mehr als einmal aufgerissen worden, aber es fiel mir ein, sie noch einmal aufeinander zu nehmen. Ich arbeitete Stundenlang und setzte die Steine neben mir wie eine Mauer auf. Ich hatte die Steine bis auf den Grund weggenommen, ohne etwas gefunden zu haben; da stieß ich unvorsichtiger Weise an die aufgeschichteten Steine und der Haufen stürzte krachend zu Boden. Ich hielt die Laterne hoch und sah, daß aus einem zerbrochenen Stein, der etwas weiter weggefallen war, ein Stück gelbes Papier fiel. Einen Augenblick war ich wie betäubt. Endlich war meine Mühe belohnt worden — jenes Stück Papier enthielt das Geheimniß, wo der Schatz verborgen liegt."

„Weiter!" rief Jason, als sein Vater ächzend inne hielt.

„Während ich noch bewegungslos dastand, flog eine große, weiße Gestalt an mir vorüber, nahm das Papier auf, brach in ein höhnisches Gelächter aus und huschte wieder an mir vorüber, mir die Laterne aus der Hand schlagend. Als ich mich von meinem Schrecken wieder erholte, war ich allein und von dem seltsamen Besuch war keine Spur mehr vorhanden."

„Seltsam!" rief Jason bestürzt. „Hast Du nicht nach der Gestalt gesucht?"

„Den ganzen Thurm habe ich durchsucht. Zuletzt kam ich an das Zimmer der alten Bettine und klopfte sie heraus. Sie kam an die Thür, weit schwächer und tauber als gewöhnlich. Sie schien gerade aus dem Schlafe erwacht zu sein. Ich fragte sie, aber sie bethörte mich vollkommen, so daß ich sie endlich verließ, überzeugt, daß sie nichts von dem Vorgefallenen wußte. Ich ging fort und glaubte fest, daß die weiße Gestalt Lady Rosamunde's Geist war. Je mehr ich darüber nachdachte, desto verdrießlicher wurde ich und ging deshalb am andern Morgen zu Bettine's Zimmer zurück. Die Thür war verschlossen. Nachdem ich vergeblich angeklopft, brach ich ein; — das Zimmer war leer — sie war fort — der braune Mantel, die alte Haube — Alles war fort!"

„Fort!" wiederholte Jason verstört.

„Ja, und keine Spur war zurückgeblieben. Es war mir nun klar, daß sie mich bewacht hatte, daß sie den Geist gespielt und mich des Papieres beraubt hatte, auf welches das Geheimniß des verborgenen Schatzes geschrieben ist. Ich eilte nach dem Dorf hinunter. Sie hatte, wie ich vermuthete, Wilchester mit dem ersten Zuge — ein Schlepptzug — verlassen und sich ein Billet nach Corpusnspath gelöst. Sie wird das Papier Sir Archy bringen. Horch! Ist das nicht ein Wagen?"

Beide lauschten gespannt.

„Nein, es ist der Wind," sagte der Administrator. „Ich bin trotz des schlechten Weges sehr rasch gefahren. Ich habe meine beiden Männer am Eingang des Gartens aufgestellt und Befehl gegeben sie aufzufangen. Der Eine wird sie festhalten, während der Andere hierherkommt, um mich zu holen."

„Aber wenn sie nun zu Fuß kommt?" fragte Jason.

„Das wird sie nicht, denn sie ist zu alt zum Gehen und zu schwach, als daß sie in dem scharfen Wind fortkommen könnte. Das Papier wird bald in unsern Händen sein und ich will morgen früh weiter abreisen, damit mein neuer Schreiber nicht gar zu lange allein bleibt; denn aufrichtig gesagt, der Mensch gefällt mir nicht, er hat ein viel zu ehrliches Gesicht. Ich begreife nicht wie Ellinger dazu kam, mir diesen Menschen zu empfehlen."

„Warum gefällt er Dir nicht?"

„Ich glaube, er mischt sich in meine Angelegenheiten," erwiderte der Administrator, indem sich seine Stirn runzelte. „Mir scheint, meine Privatpapiere und Briefe waren während meiner Abwesenheit durchschnüffelt; auch sagte die Haushälterin, daß er die ganze vergangene Nacht in meinem Arbeitszimmer zubrachte und daß sie das Rascheln von Papieren gehört habe. Es kommt mir vor, als ob er ein Spion wäre. Gestern trat ich unerwartet in die Schreibstube, und er hatte keine Brille vor den Augen. Er setzte sie sogleich auf und that, als ob er sie gereinigt habe; aber ich hatte vorher noch Zeit, einen Blick in seine Augen zu werfen, die mir so son-

Digitized by Google

derbar bekannt schienen; sie erinnerten mich unwillkürlich," fügte er stockend hinzu, „an Markus Wilchester, der in Indien ist — Rosamunde's Bruder, wie Du weißt."

„Capitain Wilchester würde sich nicht geschmeichelt fühlen, wenn er hörte, daß er mit dem alten Scharp verglichen wird," versetzte Jason. „Laß' daß ja nicht Miß Wilchester hören, sie würde es nicht leiden."

„Ich fühle mich höchst unbehaglich bei dem Gedanken, Scharp zwei oder drei Tage allein im vollen Besitz der Bücher ꝛc. zu lassen," fuhr Hadd verdrießlich fort. „Es steht zu viel auf dem Spiele. Aber meine Haushälterin wird ihn scharf beobachten. Und doch muß ich mich irren, denn Ellinger hat mir ihn als einen Mann empfohlen, wie ich ihn gebrauche."

„Gewiß ist er der Rechte," bemerkte Jason. „Du machst Dir Sorge ohne Ursache. Laß' uns jetzt daran denken, das Papier in unsere Hände zu bekommen. Es ist doch sonderbar, daß die alte Frau noch nicht kommt. Wann erreichte ihr Zug Corburnsbath?"

„Vielleicht noch gar nicht. Ich sagte Dir, daß sie anfangs einen Schleppzug benutzte und diesen später wechselte. Ich beheilt ihre Spur bis etwa zur Hälfte des Weges, wo sie auf einer Station sich einige Erfrischungen geben ließ. Dort verlor ich sie. Es ist möglich, daß sie in denselben Zug geschlüpft ist, mit welchem ich fuhr. Der Bahnhofinspector zu Corburnspath hat sie nicht gesehen. Ich bin jedoch überzeugt, daß sie sich unterwegs nicht aufgehalten hat, denn sie hängt zu sehr an den Wilchesters, als daß sie sich Ruhe gönnen würde, ehe sie diesen das Papier überliefert hat. Laß' uns hinausgehen, vielleicht hören wir den Wagen sich nähern oder sehen einen unserer Männer kommen, um uns ihre Gefangennahme zu melden."

Beide verließen das Zimmer und gingen hinaus vor das Haus.

Indessen waren Sir Archy und Rosamunde im Speisezimmer und ergingen sich in Vermuthungen, was wohl die Ursache des unerwarteten Besuchs des Administrators sein möchte. Keinem von ihnen war Hadd's Anfregung entgangen und sie sahen in derselben eine Wendung der Dinge zu ihren Gunsten.

„Vielleicht betrifft es Markus," sagte Rosamunde. „Er mag entdeckt haben, daß Markus in England ist und sich verkleidet in Wilchester aufhält."

„Es ist möglich," erwiderte der Baronet. „Ich glaube nicht recht, daß die alte Bettine die Ursache seiner Reise und seiner Angst ist. Was sollte diese arme, alte Frau ihm gestohlen haben? Seine Aussage ist unglaublich! er muß andere Gründe haben. Wir sind in einer unangenehmen Lage, Rosamunde. Er hat seinen Sohn und jene zwei Männer unter seinem Commando. Wir sind gänzlich von seiner Gnade abhängig, wenn er seine Macht anwenden sollte und für ihn ist nichts zu schlecht. Ich wünschte —"

Er wurde unterbrochen durch ein leises Pochen an die Fensterscheibe.

„Es ist ein Zweig von dem Rosenbusch, Papa," sagte Rosamunde. „Die Läden sind nicht verschlossen worden."

Das leise Pochen wiederholte sich.

„Das ist das Klopfen eines Menschen," erklärte der Baronet. „Wer kann das sein? Einer von Hadd's Männern?"

Beide richteten ihre Blicke nach dem Fenster und gewahrten ein gegen das Glas gepreßtes — das wilde, blasse Gesicht einer alten Frau.

„Es ist ein armes, obdachloses Geschöpf, Papa," sagte Rosamunde. „Ich will sie hereinlassen."

Sie trat an das niedrige Fenster und öffnete es und die alte Frau, in welcher Sir Archy und Rosamunde sogleich zu ihrem großen Erstaunen die alte Bettine erkannten, stieg durch dasselbe herein.

„Bettine!" rief der Baronet. „Was bedeutet das? Warum kommst Du hierher?"

Bettine lehnte sich erschöpft gegen die Wand, unfähig zu antworten, und in demselben Augenblick wurden in der Halle der Administrator und dessen Sohn hörbar, welche sich dem Speisezimmer näherten.

XXIII.

Das Geheimniß von dem Testament.

Des Administrators Stimme, als dieser sich mit seinem Sohne sprechend dem Speisezimmer näherte, drang an der alten Bettine Ohr und erweckte neues Leben in ihr.

„Er hier!" murmelte sie erschrocken und stürzte ein paar Schritte vorwärts, wobei ihre Augen unruhig umherspähten. „Oh, was soll ich thun? Wo soll ich mich verbergen?"

Ihr forschender Blick fiel auf die Thür der Speisekammer, welche halb offen stand. Sie erhob warnend ihren langen, knochigen Zeigefinger und schlüpfte in die Kammer, die Thür hinter sich schließend. Kaum war dies geschehen, als die Hadd's geräuschvoll in's Zimmer traten.

„Noch immer kein Zeichen von der Ankunft der Frau," stieß der Administrator ärgerlich hervor. „Eins ist gewiß: ich will scharfe Wacht halten bis sie kommt. Ein altes Weib wie dieses sollte mich auf diese Weise betrügen! Ich werde strenge Abrechnung mit ihr halten, wenn ich mit ihr zusammenkomme."

Rosamunde brachte währenddessen einen Stuhl für den Administrator, welchen dieser annahm und damit an den Tisch rückte.

„Es giebt sonst keinen Weg, Sir Archy," fragte Hadd nach einer Pause, „auf dem ein Fuhrwerk sich dieser Wohnung nähern könnte, als derjenige durch die Allee, nicht wahr?" und dabei sah er den Baronet mißtrauisch an.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

† (Ein Reisender) erkundigte sich bei einem Kaufmanne nach den Verhältnissen Jemandes, auf den er einen Wechsel hatte. — „Der Mann ist gut," sagte Jener, „Sie werden an ihm einen charmanten alten Herrn kennen lernen, der leider blind ist." — „Blind?" rief der Fremde aus. „Ich bin verloren: mein Wechsel lautet nach Sicht!"

* (Die Leibeigenschaft in Rußland) ist aufgehoben. Man beginnt sie historisch zu behandeln, als ob sie einer längst vergangenen Zeit angehörte, und da kommen, wie sich von selbst versteht viele unendlich traurige Geschichten à la Onkel Tom, aber auch manche nicht ungemüthliche zum Vorschein, wie folgende Anekdote beweist: Der Bankier Selutschin, ein Millionen reicher Mann, hatte dem Grafen Tscheremetief, dessen Sklave er war, 200,000 Rubel für seine Freiheit angeboten, ohne sie erlangen zu können. Der Graf ließ ihn nach wie vor 24 Rubel Papier jährlich bezahlen, indem er es nicht für vornehm hielt, den Millionär höher zu besteuern als seine andern Leibeigenen, aber er weigerte sich hartnäckig, ihm seine Freiheit zu geben. Aber Selutschin verlor den Muth nicht und fuhr fort sich um seine Freiheit zu bewerben. Eines Tages kam er nach Petersburg, um seinem Herrn ein Geschenk darzubringen. Der Graf frühstückte mit einigen Freunden und schalt eben seinen Haushofmeister, der ihm keine Austern hatte verschaffen können. Beim Anblick seines Millionen reichen Sklaven ruft er aus: Siehe da, Selutschin: Der kommt schon wieder, um seine Freiheit zu erbitten. Nun, mein Lieber, Du hattest Unrecht, mir 200,000 Rubel anzubieten, die ich nicht brauche, verschaffe mir Austern für mein heutiges Frühstück und ich gebe dir die Freiheit. Selutschin verneigt sich tief, geht in das Vorzimmer zurück und läßt unter lautem Beifall der Anwesenden ein Fäßchen in den Speisesaal rollen, ein Fäßchen voll Austern, die er für seinen Herrn mitgebracht hat. Der Graf hielt augenblicklich Wort und schrieb die Befreiungsakte auf den Deckel des Austersfäßchens selbst, dann änderte er sogleich Ton und Manieren gegen seinen ehemaligen Sklaven und sagte: Jetzt, Herr Selutschin, wollen sie mir die Ehre erweisen und mit mir Frühstücken.

* In einer kleinen Stadt in der Nähe Frankfurts wurde vor einigen Tagen ein junger Lehrer auf seine Sprachkenntnisse geprüft. Er bestand zwar ganz gut aber seine definitive Anstellung wurde davon abhängig gemacht, daß er dem Stadtrath noch über seine Sprachkenntnisse Vorlage zu machen habe. Der junge Philologe entsprach sofort dieser Bedingung und richtete an den Stadtrath ein Schreiben in — spanischer Sprache. Der Vorsitzende des Stadtraths hielt's für Französisch und schrieb darunter: „So weit zufrieden bis auf die Aussprag," und übersandte es dann dem ersten Beisitzenden, der es für Englisch hielt. Dessen Gutachten aber lautete: „Zufrieden so weit; saubere ängliche Handschrift; in der Aussprag mit dem Herrn Beisitzenden einverstanden." — Darauf schickte er es an den zweiten Beisitzenden, der es für Italienisch nahm und darunter setzte, um seinen Collegen zu imponiren: Ganz gut Italiänisch.

Als der Lehrer dieses Gutachten zu Gesicht bekam, erschrak er und eilte auf's Rathhaus, um sich zu entschuldigen. Meine Herren, sprach er! ich habe Ihnen ächt Spanisch geschrieben und habe das Bewußtsein, daß es nicht Italienisch war. — Der Vorsitzende warf einen mißbilligenden Blick auf den zweiten Beisitzenden und sagte: Spanisch? was dann? so ist es mir ja gleich vorgekommen. (Fetzer. Latern.)

* „Wie weit ist der Himmel von der Erde entfernt?" frug ein kleiner Schelm, und als Niemand ihm die vermeintliche streng wissenschaftliche Frage beantwortete, sagte er: „Ein gefallener Engel braucht neun Monate bis er niederkommt!"

Aphorismen.

* Schwimmen ist die einzige Kunst die „oberflächlich" erlernt werden muß.

* Hasse die Armuth und — unterstütze sie.

* Hast Du einen Freund gefunden, so vertraue ihm Alles an — ohne Coupons.

* Gieb nie zu spät, und danke nie zu früh.

* Der Humor ist das Kind der Poesie, das lächelnd mit den Thränen der Mutter spielt, die sie um den unbekannten Vater weint.

Gemeinnütziges.

* Nutzen der Bienen für den Obstbau. Die Frauendorfer Blätter haben dieses Nutzens schon zu öfteren Malen gedacht, aber es lohnt sich, ihn immer wieder zu beleuchten. Die Bienen nützen uns weit mehr als durch ihre Honig- und Wachstracht dadurch, daß sie beim Honig- und Blumenmehlsammeln Millionen Blüthen befruchten, namentlich aber Obstbaumblüthen. Zur Zeit derselben sind noch viel zu wenig geeignete Insecten vorhanden, als daß eine reichliche Befruchtung der Obstblüthen ohne Mithilfe der Bienen bewirkt werden könnte. Daher die Erfahrung, daß in bienenreichen Gegenden die Obstbäume weit tragbarer sind, als in bienenarmen. Vor 2—300 Jahren gab es unendlich viel mehr Bienen als jetzt, da sie überall in den Wäldern wild hausten. Darum hatte man damals auch reichere Ernten an Eicheln und Buchennüßchen als heutzutage.

Räthsel.

(Vierfilbig

Das erste Paar bedeutet Thränen,
Die doch oft Tausende ersehnen.
Gott Amor, wie die Dichter sangen,
Kommt mit dem zweiten Paar gegangen.
Das Ganze zeigt dir klar im Trüben;
Es giebt auch eine gute Sieben.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 62. Kaiserslautern, 3. August **1873.**

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(28. Fortsetzung.)

Sir Archy hatte sein Gesicht nach dem Feuer gewandt, als er antwortete:

„Das ist der einzige, den Wagen passiren."

„Es scheint mir doch ein Irrthum zu sein, Mr. Hadd," bemerkte Rosamunde, „wenn Sie meinen, daß die alte Bettine Sie bestohlen hat; denn was könnte eine Frau, die beinahe hundert Jahre alt und immer ehrlich gewesen ist, zu einer solchen That veranlassen?"

Hadd stieg das Blut zu Kopfe und er erwiderte ärgerlich:

„Ich habe keine Lust, mit Ihnen über die Art und Weise des Diebstahls zu discutiren, Miß Winchester; es ist genug, daß sie mich bestohlen hat!"

„Und was hat sie Ihnen denn gestohlen?" fragte Sir Archy

„Einige Familienpapiere," versetzte Hadd kurz. „Doch wenn's Ihnen recht ist, wollen wir jetzt nicht mehr über diesen Gegenstand sprechen. — Ich will mich nicht zu Bett legen, das Sopha im Gesellschaftszimmer wird für diese Nacht meinen Anforderungen besser entsprechen, da die Alte listig genug sein könnte, inmitten der Nacht anzukommen. Aber lassen Sie sich, Sir Archy und Miß Rosamunde, durchaus nicht stören. Ich ersuche Sie daher, sich zur gewöhnlichen Stunde zur Ruhe zu begeben."

Dies „ersuche" klang mehr wie ein Befehl; Sir Archy nahm jedoch keine Notiz davon, außer daß sich seine Augenbrauen unwillkürlich zusammenzogen.

Nachdem der Administrator gegessen, ging er mit seinem Sohne in's Gesellschaftszimmer zurück. Sir Archy verweilte noch einen Augenblick, um Rosamunde noch einige Anweisungen in Bezug auf die alte Bettine zuzuflüstern, und dann begab er sich, um etwaigen Verdacht vorzubeugen, ebenfalls in das Gesellschaftszimmer. Als Rosamunde allein war, öffnete sie die Thür der Speisekammer, um die alte Bettine, welche sie zusammengekauert in einer Ecke fand, aus ihrem Versteck hervorzuholen.

„Kommt!" flüsterte das Mädchen sanft, „die Hadd's sind in's Gesellschaftszimmer zurückgegangen, kommt mit mir nach meiner Stube."

Rosamunde streckte ihre Hände aus und half der alten Frau auf die Füße, worauf sie die Treppe hinaufschlichen, zu Rosamunde's Zimmer, welches sie glücklich und unbemerkt erreichten. Rosamunde rückte einen Lehnstuhl vor den Kamin und bat die Hundertjährige, denselben zu benutzen, dann schürte sie das Feuer zu neuer Gluth an und sagte:

„Ihr seid sehr angegriffen Bettine. Ehe Ihr mir Eure Geschichte erzählt, müßt Ihr ein warmes Abendbrod haben."

Rosamunde zog leise die Glocke, worauf Bessy vor der Thür erschien und vorsichtig hereingelassen wurde. Ihr Erstaunen beim Anblick ihrer Urgroßmutter war unbeschreiblich. Rosamunde setzte ihr ruhig auseinander, daß Bettine heimlich und unerwartet gekommen sei und daß ihre Anwesenheit Niemandem entdeckt werden dürfe, selbst nicht Mrs. Blint, der Haushälterin.

„Wir können es der Blint nicht verschweigen, Miß Rosamunde," wendete Bessy dagegen ein. „Mr. Hadd hat in der Küche Ordre gegeben, daß, wenn Bettine käme, ihm dies sofort gemeldet werden sollte. Dabei sagte er, daß sie ihn bestohlen hätte. Einer seiner Leute geht auf dem Weg auf und ab und der Andere hält um's Haus herum Wache. Mr. Hadd selbst ist so unruhig, wie nur Einer; er läuft in der Küche aus und ein, wobei er mit seinen scharfen Augen alle Ecken und Winkel durchforscht."

„Dann müssen wir Mrs. Blint vertrauen," meinte Rosamunde mit ruhiger Entschlossenheit. „Wir können uns auf sie verlassen, Bettine; sie ist unserer Familie ergeben und mag Hadd durchaus nicht leiden. Bessy, nimm Mrs. Blint bei Seite und erzähle ihr, daß Deine Urgroßmutter hier ist. Dann bringe etwas Warmes zum Essen und zum Trinken. Sei aber ruhig und vorsichtig."

So gewarnt, verließ Bessy das Zimmer.

„Wir können uns als in einer Situation der Belagerung betrachten, Bettine," sagte Rosamunde, indem sie sich vergewisserte, ob die Fensterverhänge auch genügend herunter gelassen; „aber wir sind hier sicher. So frech Hadd auch ist, wird er doch nicht wagen, in mein Zimmer zu dringen."

Sie gab der alten Frau einen Schemmel unter die Füße und zog einen kleinen Tisch an deren Seite. Kaum hatte sie dies gethan, als ein leises Pochen an die Thür die Zurückkunft Bessy's verkündete. Rasch war sie mit ihrem Präsentirteller, auf dem sich ein kleiner Theekessel, Milch, Zucker, Citronen und ein Römer Wein befand, hereingelassen.

„Ich hab's Mrs. Blint erzählt," sagte Bessy, indem sie ihr Bett auf den Tisch stellte. „Bei ihr ist das Geheimniß sicher verwahrt. Sie macht jetzt Abendbrod fertig, welches ich sogleich holen will."

Sie schlüpfte behutsam hinaus, während Rosamunde sich beeilte, von dem Herausgebrachten ein köstliches Ge-

Digitized by Google

tränk zu bereiten, welches sie der Alten darreichte. Bettine schlürfte den erquickenden Trank mit gierigen Zügen. Einige Minuten darauf stürzte Bessy in's Zimmer; sie war aufgeregt, ihr sonst blühendes Gesicht bleich und ihre Augen zeigten wilde Schrecken. Nachdem sie das Essen auf den Tisch gesetzt hatte, verschloß sie eilig die Thür und ließ sich dann bebend und athemlos auf einen Stuhl nieder.

„Was ist Dir, Bessy?“ fragte Rosamunde stutzig.

„Hadd hegt Verdacht gegen uns!“ keuchte Bessy. „Mrs. Blint und ich waren in der Speisekammer und schnitten Fleisch, als plötzlich die Thür aufgestoßen wurde und der Administrator uns mit scharfem Blick betrachtete. Er sah abwechselnd auf uns und das Fleisch, argwöhnisch und mit sonderbarem Lächeln; Mrs. Blint wurde jedoch keineswegs verlegen, sondern sagte frei heraus, daß sie bereits Vorbereitungen treffe zum nächsten Mahle. „„Ah!““ sagte er, sah sich noch eine Weile dort um und ging in's Gesellschaftszimmer zurück. Ich glaube ganz bestimmt der Administrator argwöhnt, daß Bettine schon hier im Hause ist, obgleich er sich bemühte, ganz gleichgültig auszusehen. Was sollen wir thun?“

Die alte Bettine schaute hülflos auf Rosamunde.

„Wir wollen uns nicht um des Administrators Verdacht quälen,“ sagte diese ruhig. „Er wird nicht wagen, in mein Zimmer zu kommen, denn selbst seine Unverschämtheit hat eine Grenze. Seid nur nicht besorgt, Bettine, sondern genießt Euer Abendbrod.“

Als Bettine ihr Mahl beendet und der Tisch wieder an seinen Platz gebracht worden war, ließen sich eilige Tritte auf dem Corridor vernehmen und gleich darauf folgte ein leises Klopfen an die Thür.

„Es ist Papa!“ meinte Rosamunde, indem sie eilte zu öffnen. „Endlich hat er sich wohl von den Hadd's losmachen können.“

Sie öffnete leise die Thür, und wie sie erwartete, Sir Archy stand draußen. Sie zog ihn sanft beim Arme herein und verschloß die Thür wieder.

„Mir war's nicht möglich, eher herauf zukommen,“ sagte der Baronat, indem er der alten Bettine, welche aufstehen wollte, winkte, sitzen zu bleiben. „Aber Bettine, was bedeutet dies Alles? Warum macht Hadd Nachforschungen wegen Diebstahls nach Dir? Und warum kommst Du zu Fuß zu uns und noch dazu in der Nacht, wie ein verfolgter Verbrecher?“

„Ich will es Ihnen auseinandersetzen, entgegnete die alte Frau mit zitternder Stimme, indem ihre Augen aufleuchteten. „Es ist zu Ihrem Vortheil, Sir Archy, daß ich hierhergekommen bin wie ein verfolgter Verbrecher! Die Wilchester werden Ursache haben, die alte Bettine zu fegnen bis auf ihre spätesten Nachkommen. Setzen Sie sich, Sir Archy; und Du, Bessy, placire Dich an die Thür und horche, denn Du weißt, die Hadd's könnten kommen.“

Sir Archy, dem diese Worte vollständig unklar schienen und daher befürchtete, der Verstand der alten Frau möchte schwach geworden sein, nahm Platz, und Bessy ging an die Thür. Dann lehnte Bettine sich in ihrem Stuhle vornüber, sich mit beiden Händen auf ihren Stab stützend, und begann:

„Das Geheimniß von dem vergrabenen Testament lastete unausgesetzt auf meinem Herzen, seitdem ich von Hadd's Ansprüchen an Ihre Besitzungen hörte, Sir Archy. Ich schlief nie mehr ruhig und wenn ich wirklich einmal eingeschlummert war, dann habe ich nur von Lady Rosamunde und ihrem verborgenen Schatze geträumt. Doch näher zur Sache. Gestern Morgen, nachdem Sie das Schloß verlassen hatten, Sir Archy, begann Hadd im Grauen Thurm zu arbeiten und setzte dies den ganzen Tag hindurch fort. Spät Abends betrieb er seine Nachforschungen von Neuem.“

„Ah!“ unterbrach sie der Baronet.

„Ich glaubte nicht, daß er den Schatz finden würde, wonach schon so viele Wilchesters vergeblich gesucht haben,“ fuhr Bettine fort, „aber dennoch war ich der Ansicht, daß ich ihn bei seinem Suchen nicht aus den Augen lassen dürfe, und so bewachte ich ihn denn gestern wie ich es schon oft gethan habe, ohne daß er es bemerkte. Er war nicht so vorsichtig wie sonst, da er wußte, daß Sie fort waren, und vor mir hat er eigentlich nie Furcht gehabt, denn er hält mich für so taub wie einen Pfosten. Er scheint nicht begreifen zu können, daß ein Mensch alt werden kann, ohne sein Gehör zu verlieren,“ setzte sie mit bitterem Lächeln hinzu. „So war er beim Laternenschein gestern Abend im Vorzimmer beschäftigt, wo er jeden einzelnen Stein vom Kamin loseiß und sie neben sich aufthürmte. Ich beobachtete ihn dabei durch meine etwas geöffnete Thür.“

„Ich habe jene Steine auch schon aufgebrochen,“ fiel Sir Archy ein.

„Am Ende wurde er bei seiner Arbeit ungeduldig, und als er den letzten Stein aufgehoben hatte, warf er ihn ärgerlich auf die andern und zwar so unglücklich, daß der ganze Haufen polternd zusammenfiel. Ein Stein fiel dabei so heftig zu Boden, daß er zerbrach und aus demselben ein Stück Papier fiel.

„Ein Stück Papier!“ rief der Baronet staunend.

„Ja, es sah aus wie Papier! Hadd hielt die Laterne darüber und besah es, als ob er seinen Augen nicht traute. Ich begriff sofort, daß sich dies Papier auf den verborgenen Schatz beziehe. Rasch wie der Blitz ergriff ich das weiße Bettuch, hüllte mich, da ich wußte, daß er ein abergläubischer Mensch ist, in dasselbe ein, um ihn zu erschrecken, und stürzte so an ihm vorüber und hob das Papier auf. Dies Alles geschah, ehe er sich noch von seinem ersten Erstaunen erholen konnte. Dann rannte ich gegen ihn und stieß ihm die Laterne aus der Hand, und ehe er dieselbe wieder aufgehoben hatte, war ich bereits in meinem Zimmer und hatte die Thür verschlossen.“

„Ihr vollbrachtet eine kühne That, Bettine,“ sagte Rosamunde lebhaft; „aber folgte er Euch nicht?“

„Einen Augenblick darauf kam er vor meine Thür,“ erwiderte Bettine, indem sie mit den Augen blinzelte,

Digitized by Google

„aber ich stellte mich, als schliefe ich fest, und als ich endlich erwachte und die Thür öffnete, zitterte ich am ganzen Körper und war so taub, daß er mich kaum ein Wort verstehen lassen konnte. So hatte er denn auch keinen Argwohn gegen mich. Und diesen Morgen nun, lange vor Tagesanbruch, verließ ich das Schloß und reis'te mit der Eisenbahn nach Schottland, bevor man mich vermissen konnte. Auf der nächsten Station wechselte ich den Zug und kam in denselben, mit welchem Hadd reis'te. Ich war in einem Wagen dritter Classe, in Gesellschaft einer armen Familie, hielt eins von deren Kindern auf dem Arm und hatte einen alten, braunen Schleier vor dem Gesicht, als der Administrator durch das Wagenfenster sah und mich anblickte. Ich zitterte eine Weile; aber glücklicherweise mußte er mich für ein Mitglied der Familie gehalten haben, denn er ging bald weiter. In Corburnspath stieg ich erst im Augenblick aus, nachdem Hadd bereits eilig den Bahnhof verlassen hatte. Ich miethete mir ein Fuhrwerk, welches mich nach dem Moorhäuschen bringen sollte. Als ich jedoch in dessen Nähe kam, dachte ich, daß mir Hadd hier gewiß auflauern würde, weshalb ich den Wagen verließ, welcher wieder zurückfuhr und machte dann den Rest des Weges zu Fuß."

„Es ist zu verwundern, daß Du nicht gesehen worden bist," sagte Sir Archy.

„O, ich war zu schlau, als daß ich mich hätte sehen lassen," versetzte Bettine selbstgefällig. „Ich sah ein paar Männer do unten am Wege, daher wandte ich mich seitwärts und kam über's Feld hierher. Als ich dann an der Allee anlangte, bemerkte ich Hadd und seinen Sohn; deshalb stahl ich mich um's Haus herum und gewahrte im Speisezimmer Licht. Ich sah durch's Fenster und fand zu meiner Freude Sie, Sir Archy und Rosamunde. Nun fühlte ich mich sicher. Das Weitere ist Ihnen bekannt."

„Und das Papier," rief Sir Archy, „das Papier, wo ist es?"

Die alte Bettine zog von ihrem Busen eine mit Silber ausgelegte Schnupftabaksdose hervor, welche sie öffnete und aus derselben ein glatt zusammengelegtes Papier nahm. Nachdem man dieses entfaltete, fand man ein Stück Pergament, welches die unverkennbaren Spuren des Alters zeigte und auf der einen Seite mit ganz vergilbter Schrift bedeckt war.

Hastig und mit zitternden Händen nahm Sir Archy das Pergament und hielt es gegen das Licht.

„Ich — ich kann es nicht sehen," sagte er, nachdem er eine Weile auf die Schrift gestarrt. „Es ist ein Schleier vor meinen Augen. Komm', Rosamunde, hilf' mir lesen."

Diese trat heran und sah ihm über die Schulter. Die Schrift war stellenweise fast unleserlich; die Buchstaben waren eigenthümlich geschrieben und die Wörter so sonderbar geformt, wie man sie hundert Jahre vordem allerdings gebraucht hatte.

„Es ist beinahe unmöglich, es zu entziffern," sagte Rosamunde, indem sie ihre Augen, welche von dem Scharfblicken angestrengt waren, zusammenzog. „Ah!" setzte sie aber sogleich hinzu, „und doch krieg' ich es am Ende heraus."

Sie ging die Zeilen nochmals durch, Wort für Wort buchstabirend, und las schließlich triumphirend das Ganze vor.

Er lautete folgendermaßen:

„Von Lady Rosamunde Wilchester zu Wilchester Towers, Kent, an ihren Sohn, Sir William Wilchester, Baronet, jetzt im Auslande. Dieser Bericht wird übergeben werden von Bettine Willeros, meiner anhänglichen Dienerin und Freundin, welcher ich denselben anvertrauen werde, sollte die Vorsehung mir eine tödliche Krankheit bringen, bevor mein Sohn zurückgekehrt ist. Die Zeiten sind schwer. Schlechte Menschen machen Häuser und Straßen unsicher. Ich bin im Besitz von kostbaren Edelsteinen — ein Privatgeschenk von meinem ersten Mann — welche ich bestimme, einen Theil der Erbschaft meines Sohnes zu bilden und die meine Nachkommen bis in die späteste Generation schmücken sollen. Ich habe Ursache zu glauben, daß ein Verwandter meines ersten Mannes, welcher sich durch dessen Testament gekränkt fühlt, drabsichtigt, mir die Juwelen durch Gewalt und List zu entreißen. Daher habe ich mit Hülfe meines treuen Dieners, William Norcros, diesen Reichthum vor allen schlechten Menschen verborgen.

Um den Schatz zu finden, ist zu suchen bei der Doppeleiche, sieben Schritt südlich von dem Nordende der Bank und dann drei Schritt östlich; da grabe man tief nach dem Vermächtniß der Lady Rosamunde. — Dieses durch Vermittlung von Bettine Willeroß."

Eine Todtenstille folgte dem Lesen des Schreibens der Verstorbenen. Dann erhob sich Bettine und richtete ihre dünne, gebeugte Gestalt fast gerade auf. Ihre welken Züge verklärten sich und aus ihren Augen leuchtete ein jugendliches Feuer, indem sie sagte:

„Dieses durch Vermittlung von Bettine Wilcheroß! Ich habe den Bericht übermittelt viele Jahre nachher; ich habe ihn in die Hände eines Wilchesters gegeben, wenngleich nicht an den, für welchen er bestimmt war. Der Auftrag meiner Herrin ist also erledigt."

„Jetzt ist Alles klar genug," sagte Sir Archy in dessen zitternder Hand das Papier flog; „aber eine Schwierigkeit ist noch vorhanden," fügte er besorgt hinzu. „Wo ist die Doppeleiche? — ich weiß nichts von einem Baum."

„Aber ich," fiel Bettine eifrig ein. „Die Doppeleiche! Ach! es war ein schöner, großer Baum, welcher sich unten am Boden in zwei hübsche, starke Stämme theilte. Die Kinder meiner Herrin spielten im Schatten seiner Zweige und auf der Bank, welche zwischen den Stämmen angebracht war."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Von den fünf Milliarden.

Im Laufe dieses Jahres wird Frankreich die Anfangs für unerschwinglich gehaltene Summe von fünf Milliarden bezahlt haben. Diese Thatsache vermindert indeß die Größe der ungeheuern Summe keineswegs und es ist interessant, zu erfahren, wie viel Geld oder Silber nöthig gewesen wäre, die Summe in Baarem zu erlegen, wenn nicht der Handel andere und bequemere Zahlungsarten besäße.

Das Pfund Gold kostet 800 Gulden, demnach bekäme man für fünf Milliarden Franken 2,916,665 Pfund Gold. Dieses Quantum gibt 4,207,768 Cubikzoll da der Cubikzoll 0,69316 Pfund wiegt. Es entspricht diese Zahl einem Würfel von 16 Fuß $1^1/_2$ Zoll Seitenlänge oder einer Kugel von $20^1/_2$ Fuß Durchmesser. Denken wir uns diese Goldklumpen zu Blattgold geschlagen, und der Cubikzoll Gold gibt 230,000 Quadratzolle Blattgold, so erhielten wir 967,789,666,667 Quadratzoll Blattgold; diese etwas mehr als $5^1/_4$mal aneinander gereiht, würden von der Erde bis zur Sonne reichen. Wollten wir jedoch nur allein die Sonne, deren Oberfläche 116,435,000,000 Quadratmeilen beträgt mit Blattgold belegen, so müßten wir die fünf Milliarden Francs 7,491,300,000mal nehmen. Aber könnte man damit nicht vielleicht die Erde vergolden? Ihre Oberfläche mißt 9,250,910 Quadratmeilen und wir müßten die fünf Milliarden 298,712mal haben. Aber der Mond wird sicher damit zu bedecken sein und man wird dann nicht mehr von der silbernen, sondern goldenen Luna sprechen. Seine Oberfläche mißt allerdings nur 693,978 Quadratmeilen; aber wir müßten die Summe dennoch 22,408mal besitzen. Bleiben wir deßhalb bescheiden auf der Erde und vergolden damit das Herzogthum Sachsen-Weimar. Denn wir haben ja nur 62 Quadratmeilen Blattgold höchstens. Nehmen wir das Gold aber zur galvanischen Vergoldung und auf das Fünftel verdünnt, so können wir ganz Württemberg galvanisch vergolden, und bei sechsfacher Verdünnung auch noch seine Bewohner sammt Viehstand.

In Silber ausgezahlt, würden die $666,666,666^1/_6$ Thaler aneinander gereiht eine 2804 Meilen lange Reihe bilden, also größer als die Hälfte des Aequators = 2700 Meilen, sein. Einen Fuß breit aneinander gelegt, würde man eine 300 Meilen lange Strecke erhalten und den Weg von Berlin nach Paris dreifach, von Frankfurt nach Paris sechsfach damit belegen können. Oder man könnte damit nämlich mit mehr als 17 Quadratmeilen, die Gebiete der drei Hansestädte nebst Frankfurt am Main mit blanken Siegesthalern belegen.

Es bliebe nun noch zu berechnen, wie viel davon auf Aufbesserung von kärglich gestellten Lehrern, Beamten und so weiter kommen könnte und in Wahrheit nur kommt. Doch das mag ein Anderer übernehmen! A. S. (F. J.)

* (Schöne Besoldung.) Ein Fremder kam in ein Schweizerdorf und fragte, wo der Ammann wohne. „Weiter oben wohnt der Schelm," war die Antwort. Weiter oben hieß es wieder, „dort in dem neuen weißen Haus wohnt der Hudler" u. s. f., bis der Fremde den Ammann gefunden hatte. Als seine Geschäfte mit demselben zu Ende waren fragte er ihn, was er als Ammann für ein Salair habe. „O, weiter nichts — war die Antwort — als das Bißli Ehre."

Doctor. Mein lieber Meister, Sie müssen das Wasser viel heißer gemacht haben, als ich verordnete, denn mit dreißig Grad konnte ihre Frau sich unmöglich die Füße verbrennen.

Meister: Und ich kann Ihnen versichern, daß ich blos 27 Grad 'rausbringen konnte; ich habe den alten Thermometer noch extra vorher mit Oelfarbe angestrichen und die Grade nach meinem Zollstock drauf gemalt, damit ich ihn in's Wasser stellen konnte.

* Ganz neue Manier den Ofen zu kehren. Man nehme eine wohlgenährte diese Katze stecke diese mit dem Kopfe zuerst in das Ofenrohr, lasse den Herrn Sohn mit einem tüchtigen Stück gebratenen Speck unten an der Ofenthür locken und der Ofen wird binnen wenigen Minuten vollständig gereinigt sein.

Aphorismen.

Gute Witze wollen erdacht sein,
Gute Verse wollen gemacht sein.

Such' keine Weisheit und Erfahrung
In alter Bücher Staub vertieft —
Die allerbeste Offenbarung
Ist die aus erster Quelle trieft!

Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit den andern schleifen.

Räthsel
(Zweisilbig.)

Welch' ein Gewühl! welch ein Gedränge!
Welch' stille Andacht in der Menge!
Wie bunt sie durcheinanderzieh'n!
Wie fromm sie liegen auf den Knieen,
Wie lock's auf irdischen Gewinn!
Wie lock's auf himmlischen Sinn!
Wie selten sieht man es im Jahr,
Wie bietet täglich es sich dar!
Wie sind die Juden d'rauf erpicht,
Wie ist durchaus für sie es nicht!
Seit lange schon ist's dagewesen,
Wird es gehalten und gelesen,
Setzt's in Bewegung Pferd und Boten,
Und dienet Lebenden und Todten!

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 63. Kaiserslautern, 6. August **1873.**

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(28. Fortsetzung.)

„Nehmen Sie mich mit zurück nach dem Schloß, Sir Archy, und ich will Ihnen die Stelle zeigen, wo der Baum gestanden hat, und auch den Platz, wo Sie nach dem Schatz zu graben haben."

„Wir wollen zurückgehen!" rief Sir Archy, der seine Aufregung kaum beherrschen konnte. „Sobald Du hinreichend ausgeruht hast — vielleicht morgen schon — wollen wir uns aufmachen und nach dem Legat suchen."

„Und das Pergament, Papa!" erinnerte Rosamunde besorgt. „Es ist wohl nicht gut, wenn Du es bei Dir behältst — und doch, vernichten dürfen wir es auch nicht."

„Miß Rosamunde mag es an ihrem Busen verbergen," bemerkte Bettine. „Es wird nirgends sicherer verwahrt sein. Der Administrator hat seinen Kopf darauf gesetzt, das vergrabene Vermächtniß zu heben und er wird gewiß das ganze Haus durchstöbern, um das Dokument zu erlangen.

„Ja, nimm es, Rosamunde," pflichtete der Baronet bei, indem er ihr dasselbe überreichte. „Du bist die beste Beschützerin desselben."

Rosamunde nahm das Pergament, knotete es in ihr Taschentuch und verbarg dies Päckchen unter den Kleidern an ihrem Busen.

„Papa," sagte sie dann, „ich trage jetzt das, was Dir Deine Ruhe und Dein Glück wiederbringen, sowie Markus sein Erbe sichern wird, bei mir. Ich werde es nur aufgeben mit meinem Leben!"

„Jetzt werde ich aber doch sehr müde," sprach die alte Bettine. „Ich bedarf des Schlafes, damit wir morgen früh nach dem Schloß abreisen können."

„Ihr sollt in meinem Bett schlafen, Bettine," sagte Rosamunde freundlich, „denn ich möchte Euch nicht gern aus den Augen verlieren, so lange der Platz, wo der Schatz ruht, noch ein Geheimniß ist. Sind die Edelsteine erst gefunden, dann wird Hadd Euch nicht mehr belästigen."

So war denn bestimmt, daß Bettine für diese Nacht mit Rosamunde das Schlafzimmer der Letzteren theilen sollte. Sir Archy ergriff die Hand der alten Frau, drückte sie herzlich und dankte ihr mit warmen Worten für den Muth und die Entschlossenheit, mit welcher sie den Schlüssel zu dem großen Geheimniß den Händen seiner Feinde entrissen und in die seinigen gelegt hatte.

„Wir verdanken diese Freude und Erlösung Dir, Bettine," schloß er. „Und so lange wir leben, werden ich und meine Kinder Dich segnen für diese That, für die Ueberlieferung des Berichts der Lady Rosamunde."

Dann küßte er noch seine Tochter wünschte „gute Nacht!" und öffnete leise die Thür. Kaum war dies geschehen, als dieselbe plötzlich von außen heftig aufgerissen wurde und die Hadd's, Vater und Sohn, in Begleitung der zwei Männer sich auf der Schwelle zeigten.

„Ah, ich dachte es mir!" rief der Administrator grimmig, während seine Augen unheimlich glühten beim Anblick der alten Bettine. „Hier ist sie! Kommt herein, Burschc, und macht die Thür zu!"

XXIV.

Das verhängnißvolle Attentat.

Lord Leonhard Evremond blieb am Eingange der Kammer, worin Hugo schlief, stehen, sein Herz schlug heftig in seiner Brust, so stark, daß er sich einbildete, der Schläfer möchte davon erwachen. Hugo aber lag in tiefem Schlummer. Sein Kopf war bequem auf dem Kissen zur Ruhe gebettet, sein Gesicht war ungewöhnlich blaß in Folge des Schmerzes seiner Wunde und seiner Erlebnisse der letzten Tage. Das matt brennende Nachtlicht warf düstere Schatten im Zimmer umher. Lord Leonhard fuhr zusammen und trat unwillkürlich ein paar Schritt zurück; ein Krampf zog sein Herz zusammen.

„Wie ähnlich er doch Paget sieht!" dachte er. Es ist mir, als sähe ich das Gesicht meines todten Bruders. Diese Aehnlichkeit macht mich fast kraftlos.

Die ganze Abscheulichkeit des Verbrechens, vor welchem er stand, trat in diesem Augenblick vor seine Seele. Sein Gesicht wetteiferte in der bleichen Farbe mit dem Hugo's, seine Augen glühten und sein Athem war kurz und leuchend.

„Ich muß es thun!" murmelte er. „Es ist zu spät zum Umkehren. Heute Morgen verfehlte ich ihn, aber jetzt werde ich ihn sicher treffen!"

Mit aller Anstrengung verbannte er die Gedanken, die ihn zurückhalten wollten, und ermuthigte sich durch das Bewußtsein, daß seine ganze Zukunft von dieser That abhänge.

Niemals werde ich den Platz unter dem Neffen des Lehrers einnehmen, dachte er. Er hätte mit dem zufrieden sein sollen, was ich für ihn bestimmte; da er dies aber nicht gethan, nun, so muß er sterben.

Während er seine Lippen wüthend zusammenpreßte, zog er ein kleines Dolchmesser aus seinen Kleidern hervor und beugte sich über den Schläfer. Jetzt hatte er keine Gewissensbisse mehr, er glich vielmehr einem Blut-

Digitized by Google

hunde, der nur nach ſeinem Opfer trachtet; ſeine gierigen Augen ſuchten die Stelle, wo er die Waffe am beſten anſetzten konnte, die er gezückt in ſeiner Hand hielt.

Aber in demſelben Augenblick, als ob ein Schutzengel ihn gewarnt, oder als ob der ſcharfe Blick ſeines Feindes die Feſſeln des Schlafes zerſprengt, bewegte ſich Hugo und ſchlug die Augen auf.

Evremond hatte keine Zeit, ſich ungeſehen zurückzuziehen. Mit der Geſchwindigkeit des Blickes umſterte ihn Hugo und begriff ſofort ſeine gefährliche Lage. Einen Schrei ausſtoßend, der gleich einem warnenden Signal durch das alte Farmhaus klang, ſprang er wie ein Tiger mit einem Satz aus dem Bett und ſtürzte ſich auf den Feind.

Halb betäubt von der unerwarteten Wendung, die die Sache genommen, ſchlug Evremond mit ſeinem Meſſer blindlings umher, während er mit dem einen Arm die Schläge ſeines Angreifers parirte. Im nächſten Augenblick entriß ihm Hugo den Dolch, den er in eine Ecke des Zimmers ſchleuderte, und dann geriethen Beide in ein Handgemenge, wobei Lord Leonhard mit Wuth und Verzweiflung kämpfte.

Hugo vergaß ſeine Wunde und rang mit aller Kraft und Behendigkeit, die er beſaß und die noch erhöht wurde durch das Bewußtſein, daß er um ſein Leben kämpfe.

Dieſe unverkennbaren Vorzüge machten denn auch dem Ringen ein baldiges Ende. Lord Leonhard ungeübt in Kraftanſtrengungen und entnervt durch ein ausſchweifendes Leben, begann zu ermatten; er keuchte athemlos, und einen Moment ſpäter warf ihn Hugo zu Boden, ſo daß er bewußtlos liegen blieb.

Kaum war dies geſchehen, als Hugo von draußen das Oeffnen und Zuſchlagen von Thüren, ſowie ungeſtüm fragende Stimmen vernahm. Raſch kleidete er ſich an, lief zur Thür und öffnete dieſe in demſelben Moment, als Miß Deane in wildem Schrecken an der Schwelle erſchien. Ihr Schrecken aber vermehrte ſich noch, als ſie Hugo's blutbefleckes Geſicht und die blutigen Hände ſah und die Unordnung auf deſſen Kammer, ſowie die fremde Geſtalt am Boden gewahrte.

„Was iſt hier geſchehen, Hugo?“ rief ſie mit bebender Stimme. „Iſt das Dr. Sanders?“

„Ja, Mutter, es iſt Dr. Sanders, oder vielmehr Lord Leonhard Evremond. Ich erwachte vor wenigen Minuten und fand ihn über mich gebeugt, mit einem Meſſer in der Hand.“

„O, Hugo, wenn er Dir etwas angethan hätte!“ jammerte ſie, indem ſie ſich an ihn hing. „Das iſt ſchrecklich — ſchrecklich! Biſt Du gewiß, daß er Lord Leonhard iſt?“

Hugo antwortete dadurch, daß er das Licht nahm und es über das Geſicht ſeines überwundenen Feindes hielt.

„Wirklich, es iſt Lord Leonhard!“ rief Miß Deane mit nicht geringem Erſtaunen. „Er ſcheint wieder zur Beſinnung zu kommen.“

„Dann müſſen wir ihn uns ſichern,“ bemerkte Hugo. „Er ſoll mir diesmal nicht ſo glücklich entwiſchen.“

Während deſſen waren Mrs. Cummings und der ſtumpfſinnige Burſche erſchienen. Hugo erzählte ihnen kurz die nächtliche Begebenheit und ſchickte ſie dann hinaus, um Stricke zu holen.

Dieſe waren bald gebracht. Hugo band nun Evremond und hatte gerade dieſe Arbeit vollendet, als Letzterer wieder zum Bewußtſein zurückkehrte und ſeine Augen aufſchlug.

„Jetzt, Lord Leonhard, ſind Sie ſo ſicher wie in einem Gefängniſſe,“ ſagte Hugo kühl. „Was meinen Sie, werde ich nun mit Ihnen anfangen?“

Der Gefangene ſtarrte auf den Sprecher, ſtatt ihm eine Antwort zu geben.

„Natürlich wiſſen Sie,“ fuhr Hugo ruhig fort, was ich thun kann. „Ich kann dieſen Burſchen hier nach Corburnspath zur Polizei ſchicken und Sie, wie Sie hier liegen, derſelben wegen Mordverſuchs überliefern.“

Lord Leonhard's Lippen geriethen in Bewegung, doch ſprach er kein lautes Wort.

„Sie werden begreifen, welche Senſation ein ſolches Verfahren gegen Sie hervorrufen würde,“ ſetzte Hugo unbarmherzig hinzu. „Ganz England würde voll ſein von dieſer Geſchichte. Wären Sie zehnmal ein Pair oder der Sohn eines Pairs, dies würde Ihren Namen doch nicht vor Schande und Sie ſelbſt nicht vor Beſtrafung ſchützen. Ihr Verſuch, die Exiſtenz des Sohnes Ihres todten Bruders zu vertheimlichen, ſowie Ihr bis jetzt erfolgreicher Verſuch, die Wittwe ihres todten Bruders um ihr gutes Recht zu betrügen, ſind glänzend gekrönt durch dieſen feigen, meuchelmörderiſchen Angriff auf Ihren eigenen Neffen. Was wird die Welt, Ihre liebe Welt, um deren günſtige Meinung Sie gelogen und betrogen, ja nahezu gemordet haben, — was wird dieſe Welt ſagen, wenn ſie Sie auf der Anklagebank als Verbrecher erblickt?“

Dieſe Worte, ein ſo ſchreckliches Bild darſtellend beunruhigten Evremond.

„Das werden Sie nicht — das dürfen Sie nicht!“ keuchte er.

„Das werde ich nicht? Das darf ich nicht?“ wiederholte Hugo mit Achtung gebietender Stimme und ſtrengem Ernſt. „Und warum nicht? Warum ſollte ein adeliger Mörder dem Gerichte entrinnen, das den armen Mann verurtheilt? Ich darf nicht? Wir wollen ſehen?“

Er wandte ſich zu dem Burſchen, der mit offenem Munde daſtand, als wollte er ihm etwas auftragen, aber Lord Evremond hielt ihn zurück, indem er flehend ſagte:

„Schicken Sie nicht zur Polizei, Sie würden mich dadurch ruiniren; Sie würden meinem Vater das Herz brechen; Sie würden die Zukunft meines unſchuldigen Sohnes vernichten; Sie würden mich mit Schimpf und Schande bedecken!“

„Dies alles hätten ſie vorher bedenken ſollen,“ entgegnete Hugo. „Was für Rückſichten nahmen Sie gegen Andere, als Sie dieſen Morgen von dem Gehölz

aus auf mich schossen? Was für Rücksichten gegen Andere nahmen Sie ferner, als Sie sich diese Nacht in mein Zimmer schlichen, in der Absicht, mich zu ermorden? Sie dachten immer nur an sich selbst!"

„Gnade!" bat der Gefangene, durch Hugo's mitleidslosen Ton fast zur Verzweiflung gebracht und vor der ihm angedrohten Entdehrung zurückschreckend. „Lassen Sie mich gehen; ich will versprechen, Ihnen niemals wieder in den Weg zu treten. Was haben Sie für Nutzen, wenn Sie mich gerichtlich belangen? Angenommen, Sie könnten Beweise bringen für Ihre Ansprüche an Paget's Erbe, würde es nicht ein Schimpf für Sie sein, einen Onkel im Gefängniß zu haben?"

„Ich denke, ich kann diesen Schimpf ertragen," versetzte Hugo kalt. „Ich wüßte nicht, daß es viel schlimmer wäre, einen Onkel im Gefängniß zu haben, als einen, der darin zu sein verdiente!"

Evremond stöhnte in seiner Angst.

„Es ist ihm wirklich ernst, wie schrecklich!" jammerte er. „O, Gertrud Deane," fügte er hinzu, sein Gesicht zu der Dame wendend, „sprechen Sie für mich! Haben Sie kein Mitleid, kein Erbarmen?"

Miß Deane sah ihn mit Verachtung an.

„Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie mich meines Kindes beraubten?" fragte sie. „Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie meinen Sohn erschießen wollten, bevor ich ihn jemals in meine Arme geschlossen? Hatten Sie Mitleid mit mir, als Sie sich in dieses Zimmer schlichen, um meinen wiedergefundenen Sohn zu tödten? Erbitten Sie also Mitleid von Hugo, Lord Leonhard, und nicht von mir"

Evremond seufzte wieder. Das ihm bevorstehende Unglück, jetzt unvermeidlich schreiend, machte ihn fast wahnsinnig.

„O, Gnade, Gnade!" rief er aufgeregt. „Ich will Alles thun, um dieser Schande zu entgehen, Alles! Ich will Ihnen ein glänzendes Vermögen aussetzen, ich will Ihnen eine hervorragende Stellung im Staate verschaffen, nur ersparen Sie mir den Schimpf der Gefangenschaft!"

Hugo blickte gedankenvoll vor sich hin.

Hierdurch ermuthigt, richtete sich Evremond mit Mühe ein wenig auf und bat kleinlaut, wie ein Feigling um sein Leben bittet. Er weinte und flehte, sich bis in den Staub demüthigend.

„Gut," sagte Hugo, als Evremond vor Erschöpfung ruhig geworden, „ich will Ihnen Ihre Freiheit geben, aber unter einer Bedingung."

„Und diese wäre?" fragte Evremond, in dem neue Hoffnung aufflieg, rasch. „Nennen Sie dieselbe."

„Sie müssen eine Schrift unterzeichnen, die mich, gemäß Ihrer aufrichtigen Ueberzeugung, für den rechtmäßigen Sohn Ihres Bruders Paget erklärt, und welche ferner ausspricht, daß Sie meine Mutter für die rechtmäßige Wittwe Lord Paget Evremond's halten. Auch müssen Sie die Erklärung unterschreiben, daß Sie mich zwei Mal zu ermorden versucht haben."

„Niemals!" schrie Evremond. „Ich werde derartige Erklärungen nie und nimmer unterschreiben!"

„Wie Sie wollen," versetzte Hugo. „Hoho! Burche!"

„Ja, Sir!" antwortete dieser schnell.

„Halt!" schrie Evremond heiser. „Wie können Sie verlangen, daß ich Sie für meinen Neffen erklärte, Mr. Hugo? Dies gerade ist es, was ich zu umgehen suchte. Eine solche Erinnerung würde mich ruiniren."

„Das glaube ich wohl," erwiderte Hugo. „Ich würde mit dem Papier ohne Zögern zum Grafen Berwick reisen, wohin meine Mutter mich begleiten würde. Wählen Sie zwischen einem Ruin, der ruhig und ohne Scandal abgeht, und dem Ruin, den ein öffentliches Verfahren Ihnen bringt."

Evremond sah endlich, daß weiteres Appelliren ganz nutzlos war. Mit gepreßter Stimme sagte er:

„Sie haben gesiegt. Ich ergebe mich und will jede Erklärung unterzeichnen, welche Sie aufzuschreiben belieben."

„Wohl denn," erwiderte Hugo. „Ich will Sie nicht lange aufhalten. Mutter, willst Du mir nicht die erforderlichen Schreibmaterialien bringen?"

Miß Deane ging hinaus und erschien bald wieder mit den gewünschten Sachen. Hugo stellte die Lampe auf den Tisch und machte sich an seine Aufgabe.

Er begann mit dem Bericht über Lord Paget's Zurückkunft nach Berwick-Hall, wie ihm seine Mutter und Hadd erzählt hatten; dann constatirte er, daß Lord Paget auf seinem Sterbebette seinem Bruder Leonhard die Thatsache von seiner Heirath und der Existenz seines Sohnes anvertraut habe; ferner, daß Lord Leonhard diese Thatsachen verheimlicht und abgeläugnet und sich die Rechte des Erben seines Bruders angeeignet habe; daß er, Lord Leonhard, diesen Erben von frühester Kindheit an im Geheimen unterstützt und ihn habe ausbilden lassen, damit derselbe seinen Unterhalt später selbst zu verdienen im Stande sei, dagegen aber nie seine Geburt und Abkunft erfahre; daß durch Zufall der Sohn seines Bruders, bekannt unter dem Namen Hugo Chandos, in den Besitz dieser Thatsachen gelangt sei und daß er, Lord Leonhard, deshalb beschlossen habe, denselben zu tödten, um so einen gefährlichen Rivalen los zu werden, weswegen er ihm nach Schottland vorausgegangen sei, an der Chaussee ihm aufgelauert und dort auf ihn geschossen habe; daß er weiter, da dieser Schuß zwar verwundet, aber nicht getödtet hatte, sich in Verkleidung Aufnahme in Lady Gertrud Evremond's Haus zu verschaffen gewußt habe und dort in Hugo's Zimmer geschlichen sei, in der Absicht, ihn hier zu erstechen, und daß er endlich, als er bei diesem Versuch erwischt und entlarvt worden, das gegenwärtige volle Geständniß gemacht und mit seinem Namen unterschrieben habe.

Als Hugo fertig war, las er das Schriftstück laut vor.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Weihestunden.

Von W. Schäfer.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn an dem weiten Himmelszelt
Der Mond von Sternenkranz umwunden,
Das All' mit Dämmerstrahl erhellt.
Es schwebt in feierlicher Stille
Der Geist dem Strom des Lichtes nach
Und huldiget in sel'ger Fülle
Dem ew'gen Glanz, dem Weltentag.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn der Erinn'rung Melodien
Von Tagen singen, die entschwunden,
Und ruhig mild die Brust durchzieh'n.
Sie wecken heilige Gefühle
Mit süßen Zaubertönen auf,
Und mahnen in dem Wechselspiele
An unsers Lebens flücht'gen Lauf.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn Liebe in der Ferne weilt,
Und ihrer Sehnsucht tiefe Wunden
Des Wiedersehens Ahnung heilt.
Die Seele wiegt auf lichten Schwingen
Sich in dem duft'gen Friedenshain,
Wo Lieb' und Treue sich umschlingen
In ewig wonnigem Verein.

Mir ist so wohl in stillen Stunden,
Wenn hehre Andacht aufwärts schaut,
Das Herz, der Erdenwelt entwunden,
Der ew'gen Güte sich vertraut.
Und des Lebens leichte Welle
In Glück und Leide wechselnd fließt,
Im tiefen Busen strahlt die Helle,
Die droben segnend sich ergießt.

(Poetische Reclame.) Amerika ist groß und die Amerikaner sind — noch größer, ist ein Satz, den jeder Yankee ohne weiteres unterschreibt. In der That kann man nicht umhin dem amerikanischen Genius seine Bewunderung zu zollen, wenn man bedenkt, welche Popularität in einem allgemein für prosaisch gehaltenen Lande wie Amerika die Dichtkunst errungen hat, und wie diese wiederum mit wahrhafter Größe sich den Bedürfnissen des Volkes anzuschmiegen weiß. Wir geben hier dem deutschen Leser einige Proben dichterischer Reclame aus „Harper's Magazine," und es wird selbst für sich urtheilen. Nur wolle der freundliche Leser nicht vergessen, daß die Verse übersetzt sind, d. h. ihrer Blüthe und ihres Duftes schon beraubt. Nur wolle er bedenken, daß die zarten Pflanzen — von roher ungeschickter Hand, wie der Uebertrager leider nur zu gut weiß — auf einen fremden Boden verpflanzt sind. — — — In echt englischem Balladentone stimmt ein poetisches Schneiderlein sein Eigenlob an wie folgt:

„Oh komme in den Garten, Maid,
Und sitze zwischen Rosen,
Und sieh mich um die Beete streifen
In meinen Sonntags-Hosen.
Oh komme mit dem Onkel, Maid,
Bring Polly mit und Tante;
Sag: Johnsohn hat den Rock gemacht,
Die Weste auch, die charamante."

Man wird zugeben, daß der schwermüthige Balladenton dieses Versmaßes ganz der Schneiderseele angepaßt ist. Ebenso angemessen ist das leichte daktylische Metrum für den Cigarrenhändler, welcher wie folgt annoncirt, resp. singt.:

„Fescher John Ferguson kauft sich Cigarren
Kauft sie bei Thomson da sind sie zubest.
Dort auch natürlich, ohne zu karren,
Kauft er den Schnupftabak. — Preise sind fest.

Wer, der auch nur eine Spur von Sinn für Poesie hat, sieht nicht den feschen Hrn. Ferguson den Hut keck auf das linke Ohr gedrückt die Thomson'sche Cigarre im Mund, mit seinem Liebchen auf lustiger Sonntagspromenade? Ja fast sieht man in den leichtfüßigen Daktylen den Hrn. Thomson selbst, der mit köstlicher Jovialität dem Kunden eine Prise anbietet. Doch das Beste kommt noch. Ein Materialist bietet uns ein Sonett, offenbar um zu zeigen, daß das Drehen von Krämerdüten ihm nicht seinen Sinn für „die stolzesten der Lieder" hat rauben können. Unser dichterischer Materialist singt:

„Noch liebt' ich nicht, als du von Jones mir brachtest
Kaffee und Zucker, Syrup, Thee so rein
Und Mandeln und billig im Verein,
Die wahrlich werth, daß du nach ihnen schmachtest.

Womit du mich zu deinem Sklaven machtest? —
Ganz sicher doch mit altem Jones'schen Wein,
Der ja vor allen Weinen superfein
Und werth es ist, daß hoch selbst du ihn achtest.

Und als du brachtest gar die — Wurst von dort,
Den Räucherlachs, den Käs, die frischen Eier
Da, liebes Kind, — du weißt es ja — sofort

Erbebte mir von Lieb' geführt mein Ich,
Vom Junggesellenaue fiel der Schleier,
Und seufzend rief ich: „Jane, ich liebe dich."

Deutsche Barden! In unserem Jahrhundert braucht der Dichter nicht mehr mit dem Könige zu wandeln. Wendet euch an die Schneider, Krämer u. s. w. Sie sind reich und zahlen gut.

Auflösung des Räthsels in Nr. 61.

„Messe."

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 64. Kaiserslautern, 10. August 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(30. Fortsetzung.)

„Es ist gut so," sagte Miß Deane bestätigend, „und es ist wahr."

„Glauben Sie, daß ich jemals ein solch' infames Schriftstück unterzeichnen werde?" schrie Evremond, vor Wuth schäumend. „Eher will ich sterben."

„Wie's Ihnen gefällt," sagte Hugo ruhig. „Sie werden es unterzeichnen, oder noch diese Nacht in's Gefängniß wandern."

„Es unterzeichnen und das Siegel setzen unter mein eigenes Todesurtheil!" tobte der Gefangene. „Mich selbst als einen Dieb, als einen Lügner, einen Meuchelmörder hinstellen! meinem Vater erklären, daß ich nicht sein Erbe, sondern der Usurpator eines Andern bin! — für immer den Rang eines jüngeren Sohnes einnehmen und meinen Sohn zu derselben Erniedrigung verurtheilen! Niemals!"

„Dann muß ich nach der Polizei schicken," bemerkte Hugo, in dessen Worten ein Ernst und eine Entschlossenheit lagen, die keine Zweideutigkeit zuließen.

Evremond ließ nun den Muth sinken und fügte sich.

„Wenn ich unterschreibe, lassen Sie mich dann gehen?"

Hugo antwortete bejahend.

„Dann lösen Sie mir den Arm und ich will es thun."

Hugo befreite den Arm von seiner Bande, legte das Papier vor Evremond und reichte ihm dann eine Feder.

Eine Weile zögerte der Schurke noch und dann schrieb er mit zitternder Hand seinen Namen unter das Dokument.

„Und jetzt die Namen der Zeugen," sagte Hugo, indem er die Unterschrift betrachtete.

Mrs. Cummings, sowie der Bursche fügten ihre Namen bei.

„Das wird genügen," sagte Hugo, das Papier faltend und in die Brusttasche steckend. „Jetzt bin ich mit Ihnen fertig, Lord Leonhard; Sie können gehen."

Er ging nach der Ecke, wo Evremond's Dolch lag, nahm denselben auf und zerschnitt damit die Fesseln des Gefangenen, der sich gedrückt und langsam vom Boden erhob und sich schüttelte, als ob er so eben aus dem Wasser gekommen wäre.

„Diesen Triumpf haben Sie, Hugo," sagte er rauh. „Und Sie, Lady Gertrud, haben beinahe Ihren Ehrgeiz befriedigt; aber Sie haben Ihre Heirath noch nicht bewiesen; eine Bescheinigung hierüber besitzen Sie nicht."

„Wir sind noch nicht am Ende," bemerkte Hugo ruhig. „Ich werde den Pfarrer finden, der meine Eltern getraut hat, wenn er noch lebt; sollte er aber todt sein, so werde ich doch die Zeugen finden, welche ihre Namen dem verlorenen Trauschein beigefügt hatten. Eins haben Sie doch gelernt, Lord Leonhard, nämlich, daß Sie es nicht mit einem furchtsamen, jungen Menschen zu thun haben, sondern mit einem Manne, der fest entschlossen ist, den Ruf seiner Mutter zu klären und seinem Geburtsrecht Geltung zu verschaffen. Und noch Eins mehr: bedenken Sie, was Sie in Zukunft thun, denn Sie wissen, daß ich das in Händen habe, was mir Macht über Sie giebt, nämlich Ihr schriftliches Geständniß. Und jetzt, Lord Leonhard, jetzt können Sie gehen."

Evremond ging zur Thür; auf der Schwelle jedoch blieb er stehen und blickte mit glühenden Augen zurück.

„Und nun noch Eins von mir!" rief er heftig. „Sie haben jetzt zwar die Oberhand, aber lange wird das nicht dauern. Ich bin gleich einem Tiger, der Blut gekostet hat. Zwei Mal habe ich gefehlt, hüten Sie sich vor einem dritten Versuch!"

Drohend erhob er seine geballte Faust und mit einem dämonischen Blick und höhnisch lachend stieß er einen furchtbaren Fluch über Hugo und dessen Mutter aus; dann schlug er die Thür zu und eilte die Treppe hinunter. Eine Minute später hatte er das Freie erreicht.

XXV.

Ein kühner Streich.

Einen Augenblick nach dem unverschämten Eindringen der Habd's und deren Miethlinge in Rosamunde's Zimmer war Sir Archy sprachlos; doch die plötzlich wechselnde Farbe seines Gesichts, sowie das Glühen seiner Augen zeigten, daß er diese Beleidigung wohl empfand. Auf die beiden Männer blickend, zeigte er nach der Thür.

Die Miethlinge, unwillkürlich dieser stillen Weisung Folge leistend, wandten sich zum Fortgehen um, doch der Administrator hielt sie durch eine Handbewegung zurück.

„Bleibt!" gebot er. „Ihr steht unter meinem Befehl, wie Ihr wißt."

Die Männer sahen unschlüssig von ihrem Gebieter auf den Baronet und von diesem auf den Ersteren.

„Jetzt bin ich Herr hier!" fuhr Habd in anmaßendem Tone fort. „Ja, Herr sowohl des Hauses, wie dessen Bewohner!"

„Sie Herr hier?" rief Sir Archy entrüstet. „Dies

Digitized by Google

Haus gehört meiner Tochter, es ist ausschließliches Eigenthum und Sie haben nicht das entfernteste Anrecht daran. Ihre Gegenwart ist vielmehr ein Schimpf für Miß Wilchester. Verlassen Sie uns, und das sofort!" Hierbei deutete er auf die Thür.

Der Administrator lachte verächtlich und erwiderte: „Nur nicht so hochmüthig, Sir Aechibald Wilchester. Sie finden doch Niemanden mehr hier, der Ihnen Ehrerbietung erzeigt; denn Sie sind nicht mehr der wohlhabende Baronet, sondern vielmehr nur ein Mann mit zerrütteten Vermögensverhältnissen. Daß Sie sich aus diesen nicht mehr erheben, dafür werde ich schon sorgen. Es ist an Ihnen, daß Sie mir Achtung zollen und mich mit mehr Freundlichkeit behandeln, denn ich bin nicht mehr ein demüthiger Vasall, der vor Ihren finsteren Blicken zittert, sondern ich bin jetzt Ihr Herr — verstehen Sie? Ihr Herr!"

Halb lachend, halb verwundert über die Kühnheit ihres Gebieters sahen sich Hadd's Miethlinge einander an.

Jason Hadd's zufriedenes Lächeln verschwand, als er Rosamunde's Blick, der deutlich ihren Unwillen verrieth, begegnete.

Noch ehe Sir Archy, dessen Gesicht wieder todtenbleich geworden und dessen Augen vor Zorn stammten, ein Wort erwidern konnte, begann Hadd wieder:

„Es thut mir leid, daß ich diese kleine Familiengesellschaft gestört habe, indem ich mich in dieser späten Stunde aufdrängte. Aber Geschäft ist Geschäft. Die alte Bettine hat mir ein kostbares Dokument gestohlen. Lassen Sie mir es herausgeben und ich werde Sie nicht länger belästigen."

Die Hundertjährige zitterte am ganzen Körper, doch aus ihren schwarzen Augen sprach ein Muth, der dem Alter trotzte, und die pergamentähnliche Haut ihres welken Gesichts glühte bis in die tiefste Falte vor heftigem Unwillen. Langsam erhob sie sich vom Stuhle, und die eine Hand fest auf den Stab gestützt, die andere gegen den frechen Eindringling drohend erhebend, sagte sie anklagend:

„Das Papier, welches Sie fordern, Amos Hadd, gehört nicht Ihnen! Sie haben es im Grauen Thurm gefunden, und daher ist es Eigenthum meines Herrn — des Herrn, den Sie, undankbarer Diener, beraubt und geplündert haben!"

„Jenes Papier, welches im Grauen Thurm gefunden worden, gehört dem Eigenthümer des Schlosses!" schrie Hadd; und da ich jetzt Eigenthümer aller Besitzungen der Wilchester's bin, so gehört mir auch consequenterweise das Papier. Gebt's mir freiwillig, oder ich entreiße es Euch mit Gewalt!"

„Legen Sie nicht Hand an mich, Amos Hadd," versetzte die alte Frau, indem sie ihren Stock erhob. „Es würde Ihnen schlecht bekommen."

Hadd lachte verächtlich.

„Kommt, Bursche," wandte er sich an seine Leute, „durchsucht die alte Hexe — ich will Euch helfen."

Nur ungern traten die beiden Männer vor, um den Befehl auszuführen.

„Zurück!" rief der Baronet, indem er sich vor Bettine stellte. „Ihr sollt diese Frau nicht anrühren, so lange ich lebe. Pfui! Habt Ihr denn keine Achtung vor dem Alter oder den Frauen? Seid Ihr denn Thiere?"

Die Männer hielten verblüfft inne bei den verfänglichen Fragen Sir Archy's.

„Das sind bloße Worte!" rief der Administrator. „Was kümmert's Euch, Bursche, was Sir Aechy sagt, wenn Ihr nur gut bezahlt werdet. Fürchtet Ihr Euch?" höhnte er. „Wir sind vier Männer gegen einen, denn die junge Lady, das Mädchen und die alte Bettine sind in einem Kampfe nicht zu rechnen. Vier Mann gegen einen! Also vorwärts, durchsucht die Alte. Zehn Pfund Demjenigen, der das Papier zuerst entdeckt!"

Diese letzten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; rasch gingen die Männer an ihre Aufgabe.

Sir Archy wurde mit einem derben Stoß zur Seite geschoben und die alte Frau, welche in ein klägliches Geschrei ausbrach, festgehalten, um sie zu durchsuchen. Im nächsten Moment aber riß Rosamunde dieselbe von den Angreifern los und stellte sich beschützend vor sie.

„Wagt nicht noch einmal, sie anzurühren!" rief sie, indem ihre Augen flammten. „Sie hat das Papier nicht mehr, welches Sie verlangen, Amos Hadd. Es ist in meiner Verwahrung, ich trage es in diesem Augenblick bei mir."

Der Administrator stieß einen leisen Fluch aus.

„Also Sie haben das Papier?" fragte er heftig. „Nun, ich weiß nicht, ob Sie so erhaben sind, daß es Ihnen nicht genommen werden könnte. Bursche —"

Die Männer schüttelten widerstrebend den Kopf. Sie hatten wohl die alte Bettine angegriffen, aber ein Angriff an die Dame von Wilchester Towers war ihnen doch eine ganz andere Sache.

„Vater," sagte Jason Hadd vortretend. „Keiner darf Hand an Miß Wilchester legen. Ich will meine zukünftige Frau nicht belästigt oder in irgend einer Weise beleidigt wissen."

„Deine zukünftige Frau!" meinte der Administrator höhnisch. „Weißt Du nicht, daß das Papier, welches das Mädchen in der Tasche hat, ein Geheimniß enthält, welches daſſelbe und die Seinigen für immer aus unserer Macht befreien wird? Siehst Du nicht, daß die Beute wonach wir gestrebt haben, unsern Händen entweicht? Denkst Du nicht, daß das vergrabene Vermächtniß gehoben und die Wilchesters's reicher sein werden als je zuvor, daß sie alsdann verächtlich sowohl auf Dich, als auf mich herniedersehen werden, wenn ich Deine Grille, „keine Hand anzulegen an Miß Wilchester," beachte? Narr! Du besitzest entweder nicht Verstand genug, oder hast sonst nicht den Muth, aus den Umständen Nutzen zu ziehen. Du scheinst beinahe mehr Lust zu haben, Dich von Denjenigen treten zu lassen, die reicher sind, als Du bist!"

„Du bist im Irrthum," entgegnete der jüngere Hadd

Digitized by Google

ruhig. „Ich bin kein Narr. Ich beabsichtige allerdings Miß Wilchester ohne ihren Willen nicht anrühren zu lassen, aber das sagt nicht, daß ich sie frei gehen lassen will. Ich werde ihr freilich gestatten, das Papier bei sich zu behalten, allein ich werde sie nicht aus meinen Augen lassen, bis sie meine Frau geworden ist. Warum sollen wir Gewalt anwenden? Wir sind unser vier Mann; dies Haus steht allein, kein Nachbar ist in der Nähe. Wir können also thun, was wir wollen, ohne daß wir eine Belästigung durch Andere zu befürchten haben."

Des Administrators Gesicht klärte sich plötzlich auf. „Das ist schon Alles recht," sagte er, „aber was gedenkst Du zu thun?"

„Ich heirathe Miß Wilchester, ehe wir Schottland wieder verlassen!" versetzte Jason entschlossen. „Wenn sie mein Weib geworden, kann ich mich mit Ruhe nach dem vergrabenen Vermächtniß, sowie nach dem Rest der Wilchester Besitzungen umsehen. Eins steht also fest: sie darf nie nach England zurückkehren, ausgenommen als Mrs. Hadd."

„Du hast einen klareren Verstand, als ich gedacht habe," sagte der Administrator, seine Bewunderung über die Talente seines Sohnes schlecht verbergend. „Du hast Recht, Rosamunde Wilchester darf dies Haus nur verlassen, wenn sie Deine Frau geworden ist. Dieser kleine Zwischenfall bringt die Sache endlich zum Schluß. Jetzt hört die Tändelei und Spielerei auf. Hören Sie, Miß Rosamunde?" setzte er, zu dem Mädchen gewendet, mürrisch hinzu. „Ich frage Sie im Ernst: Wollen Sie der Nothwendigkeit weichen und morgen meinen Sohn heirathen?"

„Nie und nimmer!" entgegnete Rosamunde lebhaft.

„Dann sind wir gezwungen, Gewalt zu gebrauchen," erklärte der Administrator. „Von diesem Augenblick an bis dahin, da Sie in die Heirath willigen, sind Sie unsere Gefangene. Sie, Ihr Vater, die alte Bettine und das Mädchen! Ich werde die Sache durchzusetzen wissen, denn in dieser Gegend befürchte ich nichts."

„Willigen Sie ein, Miß Wilchester, von jetzt an meine Frau zu sein," bemerkte Jason, „und Sie sollen mit einer Achtung behandelt werden, die man sonst nur einer Königin zollt. Ihre Erklärung vor diesen Leuten ist bekanntlich hier zu Lande gültig, und wir könnten uns auch noch, wenn Sie es wünschen, morgen vom Pfarrer trauen lassen. Mir ist es ganz gleich, auf welche Weise das Ehebündniß geschlossen ist, es genügt mir, daß es geschlossen worden. Was meinen Sie?"

„Sie haben bereits meine Antwort," sagte Rosamunde kalt. „Ich werde lieber ihre Gefangene als Ihre Frau sein."

„Sie können Beides werden," versetzte der verhaßte Bewerber mürrisch. „Sie werden später seufzend in die Heirath willigen. Wir haben die Oberhand und wir werden sie zu behaupten wissen. Daher kann und will ich Sie zwingen, mich zu heirathen."

Mit scharfem, unruhigem Blick sah er im Zimmer umher. Nachdem er das kleine Schlafzimmer, dessen Thür offen stand, genügend gemustert hatte, fiel ihm eine andere Thür auf.

„Was ist hinter jener Thür — ein Wandschrank?" fragte er.

„Durch diese Thür gelangt man in einen schmalen Gang, welcher zur Hinterstube führt," antwortete der Administrator.

„Das paßt," sagte der junge Hadd. „Sir Archy muß in jenem Zimmer eingeschlossen werden, die Frauen in diesem hier. Miß Wilchester wird eher nachgeben, wenn Sir Archy sie nicht mehr in ihrer Halsstarrigkeit bestärken kann. Sie soll fühlen, daß sie ihrem Vater zu dieser Gefangenschaft verdammt hat; sie wird dann der Sache bald ein Ende machen und mit nicht nur sich selbst, sondern auch den Schlüssel zu dem vergrabenen Testament hergeben."

„Das ist recht gesprochen," stimmte der Administrator bei. „Wir wollen sie zwingen, Dich zu heirathen, Jason. — Habt Ihr verstanden, Bursche? Sir Archy ist in jenes Zimmer zu sperren."

Hiermit ging er zur Thür und öffnete sie.

„Hinein mit ihm!" befahl er kurz.

Die Männer faßten nun den Baronet an, welcher sich mit aller Kraft zur Wehr setzte, wobei ihn Rosamunde und Betsy unterstützten; doch bald mußten sie der Uebermacht nachgeben; Sir Archy wurde in das für ihn bestimmte Zimmer geschleppt, die Thür verschlossen und der Administrator steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Sie sehen nun, wo Sie sind, Miß Wilchester," sagte Jason Hadd triumphirend. „Und dies ist der Anfang Ihrer Verfolgung. Einer der Männer wird fortwährend unter Ihrem Fenster Wache halten, um ein etwaiges Entweichen zu verhindern, und der Andere wird in der Küche bleiben, um eine etwaige Verrätherei seitens Ihrer Haushalterin zu überwachen. Meine Vater und ich werden die Männer ablösen, wenn sie müde werden. Sie verstehen das Mißliche Ihrer Lage noch nicht, aber Sie werden es bald kennen lernen."

Er winkte den beiden Männern, welche hinaus gingen.

„Noch ein Wort, Miß Wilchester," sagte der Administrator, als er bereits im Begriff war, den Männern zu folgen.. „Dies ist keine Kinderspielerei, sondern wir handeln im vollen Ernst. Wider Sie noch Ihr Vater sollen über diese Schwelle, bevor Sie nicht eine Heirath mit meinem Sohne eingewilligt haben. Sie brauchen sich keine Hoffnung auf Hülfe zu machen, denn Sie haben keinen Freund auf Erden, der Ihre Noth kennt. Sie sind vollständig in unserer Macht und der einzige Ausweg aus Ihrer Bedrängniß, daß Sie unsern Wünschen entgegenkommen."

Er wandte sich um und ging hinaus. Jason folgte ihm, verschloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Uhlands Denkmal.

In Tübingen ist wider Willen —
Den Schwarz-Weiß-Rothen Was passirt, —
Sie flüstern es sich im Stillen
Und lächeln schmerzhaft und pikirt.

Das Standbild Uhlands, das ist Golden
Und schwarz der Sockel der Statue
Und Roth die Stufen — — und so wollten
Es Zufall oder Ironie.

Wie sehr die Herren ihn auch umwarben —
Und ansektirten sich geschwind,
Nun prangt er doch in jenen Farben,
Die das Symbol der Freiheit sind.

Und blickt sein Geist vom Himmel nieder,
Da wird er denken: „Guck, ei guck!
„Jetzt bin ich doch der Uhland wieder
„In seinem richt'gen Farbenschmuck!

„Es ward mir schon ganz bang und bänger,
„Bedachte ich's und sah's mit an,
„Was einem deutschen Freiheitssänger
„Nach seinem Tod passiren kann!

„Wer kann's erwehren und verhüten,
„Daß mich noch Madai heilig spricht
„Und man aus Uhlands Liederblüthen
„Dem Sieger Ruhmeskränze flicht?

„Neu vor der Hand im Schwarz-Roth-Golde
„Schön prang' ich, Deutschlands freier Sohn,
„Und wenn das Gold sich schwärzen sollte,
„So werd' ich doch nicht weiß davon."

(Frankf. Latern.)

Feuilleton.

(Anzeigen aus verschiedenen Zeitungen.)

Ich unterzeichnete stelle der Magd Barbara Käseherr das Zeugniß aus, daß selbige im Kochen, Waschen und überhaupt was sonst von einer Herrschaft verlangt wird, zu Hause ist. Auch über ihre Ehelichkeit ist nichts zu sagen, weshalb ich sie mit Vergnügen aus meinem Dienst entlasse und ihr ein wohlverdientes Zeugniß ausstelle.

Laura Gänslein.
Wittwe und Conditorei.

— Ein Mädchen von seltener Reinlichkeit wünscht zu einer anständigen Familie zu kommen.

— Eine ältere Frauensperson, die bei ihrer früher besessener Herrschaft für ein Kind gehalten wurde, sucht einen ähnlichen Dienst mit ausgezeichneten Zeugnissen.

— Zu einem gediegenen Mittagstisch werden gebildete Miteser zu billigem Preise gewünscht; auch zum Abendtisch.

— Ein vor der gröbsten Arbeit unverschämtes Mädchen, sucht eine Herrschaft am liebsten in der Küche.

— Wegen Auflösung seines Chefs sucht ein gewiegter Commis, der einige Kenntniß in der französischen und englischen Zunge hat, einen zufriedenstellenden Posten im Laden.

— Meiner verehrungswürdigen Schweinekundschaft empfehle ich mich in frischer Waare mit besonderer Güte.

Tobias Esbeen,
Schweinsmetzger, auch gute Leberwurst.

† (In einer amerikanischen Sonntagsschule.) Lehrer: „Ihr kennt nun die Geschichte von Daniel in der Löwengrube. Was denkst Du darüber, Jakob? Du hast immer so gelächelt." — Jakob: „Ich denke, dies war hübsch. Der Daniel konnte die ganze Menagerie sehen und es kostete ihn keinen Cent." — Lehrer: So? Nicht übel! Du bist auf Deinen Profit aus. Was meinst Du dazu, John? — John: „Ich meine, es war sehr hart für die Löwen. Sie freuten sich schon auf einen guten Bissen und durften nicht anbeißen. Das ist Thierquälerei.

Gemeinnütziges.

† Sicherstes Mittel Früchte einzumachen Man nehme einen Steintopf, der oben enge, lege darauf ein Stückchen Papier, schneide dasselbe so ab, daß der Deckel nur darauf zu liegen kommt, nehme etwas Gyps, löse denselben mit Wasser auf, und begieße mit dieser flüssigen Masse den Deckel 1/2 Zoll hoch. In einigen Minuten wird sich der Gyps verhärten, der Topf ist luftdicht und die Früchte lassen sich Jahrelang aufbewahren. Glas mit Blech- oder Gummideckel sind nicht luftdicht und der geringste Zudrang von Luft hat Fäulniß zur Folge.

† Die sogenanten Kopfschinnen kann man durch fleißiges (1—2mal wöchentliches) Waschen der Kopfhaut mit Seifenspiritus und Wasser, möglichst unter einem Zusatz von etwas Hirschhornsalz forschaffen; soweit die Kopfschinnen Ursache zu dem Haarausfall sind, hört letzterer nach Entfernung derselben auf; Haarwuchsbeförderungsmittel gibt es nicht.

Räthsel

(Zweisilbig.)

Es ist ein Gebirge, mächtig, groß,
Hoch streckt es auf wie ein Koloß,
Die Sage sich's ausserkor.
Doch ist es auch wieder winzig klein,
Kann dann nur ein Stück vom Ganzen sein,
Man wirft es dem Hunde vor.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 65. Kaiserslautern, 13. August 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von **Ed. Wagner.**

(31. Fortsetzung.)

Die Hadd's und ihre Miethlinge gingen die Treppe hinunter und die Letzteren nahmen ihre Posten ein: der Eine unter Rosamunde's Fenstern, der Andere in der Küche zur Bewachung der Mrs. Blint, die noch in voller Unkenntniß war über das, was sich so eben oben zugetragen hatte.

Der Administrator theilte ihr flüchtig den Vorfall mit und drohte ihr mit Einsperrung, wenn sie sich unterstehen würde, die Eingeschlossenen frei zu machen oder ihnen anderweitig behülflich zu sein.

Mrs. Blint, durch diese Eröffnung auf's Höchste erschreckt, versprach, den Willen Hadd's in jeder Weise zu befolgen.

„Das ist recht," sagte des Administrators Sohn zufrieden. „Ich will Miß Wilchester heirathen, und wenn Sie sich in dieser Sache zu meiner Zufriedenheit verhalten, so werden Sie keinen Schaden davon haben."

Mrs. Blint war eine listige Frau und den Wilchesters treu ergeben. Sie war schlau genug, um den Hadd's gegenüber freundlich zu erscheinen und sagte:

„Ah! Es ist also eine Liebesgeschichte, nicht wahr? Die interessiren mich immer. Ich weiß nicht, wie Miß Wilchester das Herz hat, einen so hübschen, jungen Mann auszuschlagen, und das möchte ich ihr auch wohl selbst sagen."

Der Administrator musterte die Frau mit scharfem Blick, doch als er ihren großen Augen begegnete, glaubte er von ihrer Ehrlichkeit überzeugt zu sein.

„Ich sehe, Sie wissen, wie man am besten fährt," sagte er. „Sie können uns einen guten Dienst dadurch erweisen, daß Sie mit der jungen Lady darüber sprechen. Wenn Sie dies thun, werde ich Sie reichlich dafür belohnen, denn ich bin nicht der Mann, der sich gegen seine Ergebenen undankbar zeigt. Morgen wollen wir weiter darüber sprechen. Jetzt mögen Sie nur zu Bett gehen, denn Sie werden heute Abend doch nicht mehr verlangt werden."

Dieser Wink war gleich einem Befehl. Mrs. Blint nahm ein Licht und ging nach ihrer Stube, worauf die beiden Hadd sich in's Wohnzimmer begaben.

„Also hätten wir jetzt die Angelegenheit zum Entscheidungspunkt gebracht," sagte der Administrator, sich schwerfällig auf einen Stuhl niederlassend. „Mir ist nicht bange dabei. Wir werden, da wir die Sache einmal ernstlich angefaßt haben, sie auch glücklich zu Ende führen."

„Das Mädchen ist sehr muthig," versetzte Jason, „und wird gegen uns aushalten, bis Jemand kommt, der ihnen Beistand leistet."

„Wer sollte ihnen wohl helfen? Markus ist in Indien; ihre Verwandten in London leben zu sorglos, als daß sie sich um sie kümmerten. Sie tragen ihre Sorgen allein. Ihrem Charakter nach wird das Mädchen allerdings stets gegen uns sein, und ich möchte daher die Sache lieber beendigt sehen. Wir müssen entscheidendere Schritte thun, Jason. Rosamunde trägt das Papier bei sich, welches das Geheimniß von dem vergrabenen Vermächtniß enthält. Wir müssen sie in ein Verwahrsam bringen, welches sicherer ist, als das gegenwärtige, Vater und Tochter müssen getrennt bleiben und Letztere überzeugt werden, daß ihr Glück einzig und allein in unsern Händen ruht."

„Eine herrliche Idee! Aber wohin können wir sie bringen?"

„Das überlasse mir. Ich habe noch ein anderes Mittel, welches uns helfen kann. In zwei oder drei Tagen werden wir sie fortschaffen, wenn sie sich nicht früher ergibt. — Hätte ich nur das alte Weib aufgefangen! Diese neuen Verwicklungen würden nicht vorgekommen sein. Wir sind jedoch der Situation gewachsen; die Wilchesters haben in ihrem Widerstande gegen uns zu wenig Aussicht auf Erfolg. Das junge Mädchen soll die Deine werden und ebenso sicher sollst Du den Schatz bekommen, und zwar noch innerhalb einer Woche!"

Jason stimmte bei, denn es schien ihm sowohl, wie seinem Vater, die Zeit gekommen, da sie die Erndte ihres Betrugs und ihrer Schändlichkeit halten konnten.

„Die Sache gestaltet sich immer günstiger für uns, Vater," bemerkte er schließlich. „Es bleibt uns nur noch übrig, daß wir auf unserer Hut sind und unser Vorhaben einem baldigen Ende entgegenführen."

XXVI.

In der Gefangenschaft.

Die Nacht war langweilig und schrecklich für die Gefangenen. Stundenlang ging Sir Archy in seinem Zimmer auf und ab, sein Geist schien halb von Wahnsinn umnachtet. Rosamunde saß ruhig, gedankenvoll vor dem Kamin, kaum das tiefe Athmen der alten Bettine, die im Bett schlief, und das Hin- und Hergehen der Wache unter ihrem Fenster hörend. Welche Gedanken sie während dieser langen Stunden beschäftigten, vermochte selbst Bessy, die gleichfalls noch wach war und weinend bei ihr saß, nicht zu errathen.

Digitized by Google

Als aber der Morgen des trüben Novembertages graute, verdrängte Rosamunde gewaltsam ihre düstern Gedanken, erhob sich und trat ans Fenster. Das Moor, welches sich ostwärts ausstreckte und von hohen Hügeln umgeben war, gewährte einen eigenthümlichen, wilden Anblick in dem Zwielicht des Morgens. Wohl schwebten Vögel über dem Mohr, manchmal herniederfahrend, als ob sie eine Beute machen wollten; aber außer diesen Vögeln vermochte Rosamunde kein lebendes Wesen zu entdecken.

Plötzlich brach sie die Stille, indem sie mit gedämpfter Stimme fragte:

„Bessy, ist das nicht Rauch, was man in der Ferne südlich von hier, sieht? Es steigt auf, als wäre es der Rauch aus einem Schornstein? Wohnt Jemand in dieser Gegend?

Bessy trat an's Fenster und sah nach dem angegebenen Punkt.

„Gewiß, der Rauch kommt aus einem Schornstein," erklärte sie. „Erinnern Sie sich nicht der Hütte des alten Hawkers, Miß Rosamunde, da zwischen den Hügeln an der Ecke des Moors? Der Rauch kommt von jener Hütte — man kann wohl sagen, von der eines Kanibalen" setzte sie hinzu, „denn der alte Hawkers würde eher den Habd's beistehen, als uns, selbst wenn er von unserer Bedrängniß wüßte. Er ist ein schrecklicher Mensch, Miß Rosamunde. Alle Leute in der Gegend fürchten ihn. Mehrmals schon hat er Scheunen angezündet, zwei Männer hat er im Handgemenge erschlagen und vieles Aehnliche ausgeführt; aber dabei ist er so schlau, daß noch Niemand im Stande gewesen ist, ihn zu fangen oder einer That zu überführen. Er lebt allein, doch wie er lebt, davon weiß Niemand etwas. Der Himmel behüte uns vor dem alten Hawkers!

„Ich erinnere mich seiner jetzt", sagte Rosamunde. „Ich pflegte immer seine Hütte in einem weiten Bogen zu umgehen, wenn ich übers Moor ritt. — Ich bin neugierig, ob Glenfan von hier aus, zu sehen ist."

Sie öffnete leise das Fenster und sah von Nord nach Ost. Aber auch schon in demselben Augenblick hörte sie das Knacken eines Gewehrhahnes und eine Stimme von unten rief:

„Zurück da, Miß! Das ist gegen den Befehl!"

Rosamunde aber schenkte dieser Warnung keine Beachtung.

„Ich kann die Schornsteine von Glenfan sehen," flüsterte sie. „Ach könnte ich doch mit einem Wort Miß Deane von unserer Lage in Kenntniß setzen! Sie würde gewiß Mittel finden, uns zu befreien."

„Es gibt keinen Weg, sie zu benachrichtigen," versetzte Bessy, als ihre junge Herrin das Fenster wieder geschlossen hatte, „durchaus keinen. Wenn Sie auch ein weißes Tuch aushängen wollten, der Administrator würde es sogleich wieder herunterreißen lassen, wenn er es nicht thun würde, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß Miß Deane es bemerken oder gar dessen Bedeutung verstehen würde. Wir können nichts thun, Miß Rosamunde, der Administrator hat Alles in seiner Gewalt."

Der Ernst, der auf Rosamunden's edlem Gesicht lag, der feste Blick ihrer Augen zeigte ihre Unverzagtheit. Sie ging langsam im Zimmer auf und ab, einige Male stehen bleibend und die ruhig Schlafende betrachtend.

„Wie müde die arme Bettine gewesen sein muß! Sie schläft noch so fest! Wenn Papa und ich nur unsere Flucht bewerkstelligen könnten, dann würden, glaube ich, die Habd's Euch auch nicht länger belästigen. Sollte sich dies verwirklichen, so mußt Du Deine Großmutter nach dem Schloß zurückbringen und dafür Sorge tragen, daß sie auf's Beste gepflegt wird."

„Wir haben keine Aussicht, daß auch nur Einer von uns fortkommt, Miß Rosamunde," entgegnete Bessy bitter. „Niemals hörte ich von einer solchen Gewaltthätigkeit wie diese. Ich wünschte nur, daß ich so lange meine Freiheit hätte, um nach Coeburnspath gehen zu können."

Rosamunde setzte ihren Weg durch's Zimmer fort. Der Tag rückte immer näher heran. Etwa um sieben Uhr hörte man Tritte auf der Treppe. Bald darauf wurde die Thür von dem Administrator aufgeschlossen und die Haushälterin, ein volles Theebrett tragend, trat ein.

Ein Strahl der Hoffnung flog über Rosamunde's Gesicht, als sie ihre treue Anhängerin erblickte.

„O, Mrs Blint," rief sie ungestüm, ich habe nicht erwartet, daß man Ihnen erlauben würde, uns zu bedienen. Wollen Sie uns unterstützen? Wollen Sie uns fliehen helfen?"

Die Haushälterin setzte ihr Theebrett auf den Tisch und sagte dann mit einem bedeutungsvollen Wink nach der Thür, welche jetzt wieder zugemacht war:

„Ach! meine gute, junge Lady, es thut mir im Herzen weh, Sie hier als Gefangene zu sehen. Warum wollen Sie denn den jungen Mr. Habd nicht heirathen? Er ist doch so hübsch, gekleidet wie ein Prinz, hat gereist und kennt Musik und ist überhaupt sehr gebildet. Was kann eine junge Dame mehr von einem Ehemann verlangen?"

„Also sind Sie auch zu unserem Feinde übergegangen, Mrs. Blint?" fragte Rosamunde betrübt.

Die Haushälterin schüttelte den Kopf und sagte, während sie ihren Blick auf die Thür heftete:

Feind! sagen Sie, Miß Rosamunde? Jener hübsche Mr. Habd Ihr Feind? Unmöglich! Er verehrt ja selbst den Boden, auf dem Sie gegangen. Niemals sah ich Seinesgleichen, Miß, wirklich, niemals!"

„Sagen Sie nichts mehr, Mrs. Blint," versetzte Rosamunde kühl. „Ich mag nichts mehr von Ihren Lobreden über Habd hören. Sie können gehen!"

Mrs. Blint sah mit einem traurigen, mitleidsvollen Blick auf Rosamunde und ging dann langsam und ungern hinaus, worauf der Administrator, welcher an der Thür gehorcht hatte, dieselbe wieder verschloß und dann

Digitized by Google

der Frau die Treppe hinunter folgte, wohl zufrieden mit seiner vermeintlichen Verbündeten.

„Ich kann mir nicht denken, Miß Rosamunde, daß Mrs. Blint ans freien Stücken zu den Hadd's übergegangen ist," sagte Beſſy.

„Keineswegs hat ſie ſich ihnen angeſchloſſen," erwiederte Rosamunde ruhig. „Sie ſprach nur ſo, um den Horchenden draußen zu täuſchen. Sie iſt unſere geheime Freundin und wird uns helfen. — Jetzt laß' uns frühſtücken, Beſſy."

„Sollte der Adminiſtrator auch etwa das Eſſen mit etwas vermiſcht haben, um Ihnen das Papier leichter wegnehmen zu können?" bemerkte das Mädchen mißtrauiſch.

„Vor dieſer Gefahr wollen wir uns dadurch zu ſchützen ſuchen, daß wir nur wenig eſſen," entgegnete Rosamunde, in welcher derſelbe Gedanken aufgeſtiegen war.

In dieſem Augenblick erwachte die alte Bettine. Beſſy ſprang hinzu, um ihr aus dem Bett zu helfen und ihr beim Ankleiden behülflich zu ſein. Als ſie fertig war, ſtellte Rosamunde für die Hundertjährige einen Lehnſtuhl zurecht, welche dieſe erfriſcht und munter einnahm.

Das Frühſtück beſtand in einem Keſſel voll Kaffee, warmen Semmeln, friſch gekochten Eiern und gebratenen Hähnchen, — Alles ſervirt nach dem beſten Geſchmack der Mrs. Blint.

Nachdem Rosamunde Kaffee eingeſchenkt hatte, öffnete ſie die Zuckerdoſe und ſtechte den Zuckerlöffel in die weiße Maſſe. Bei der Gelegenheit entdeckte ſie ein Stückchen Papier, das im Zucker verborgen geweſen. Sie ergriff es haſtig und betrachtete es forſchend.

Es war ein Billet von Mrs. Blint, worin dieſe ihre Treue verſicherte und mittheilte, daß ſie von den Hadd's und ihren Miethlingen ſtreng bewacht werde und dieſe Zeilen nur im Geheimen habe ſchreiben können. Ferner ſagte ſie, daß ſie keinen Weg zur Flucht für die Gefangenen wiſſe und hat daher Miß Wilchester, einen Plan zu entwerfen und ihr denſelben mitzutheilen. Sie Archy bekäme ſie nicht zu ſehen, da der Adminiſtrator dieſem ſelbſt aufwarte. Sie ſchloß mit dem Bemerken daß Rosamunde keine Furcht zu haben brauche, von dem Frühſtück zu eſſen, da kein Anderer als ſie ſelbſt es hergerichtet habe und es ſomit nicht möglich ſein könne, daß daſſelbe mit ſchädlichen Subſtanzen vermengt ſei.

Nachdem Rosamunde das Blatt geleſen, warf ſie es in's Feuer, es ſo lange beobachtend, bis es vollſtändig zu Aſche geworden.

„Ich muß ſogleich auf dieſes Billete antworten," ſagte ſie dann. „Beſſy, bediene Dich und Deine Großmutter, während ich ſchreibe."

Sie ging an ihren Schreibtiſch und ſchrieb ſchnell ein paar Zeilen, dahin lautend, daß ſie im Laufe des Tages einen Plan zu ihrer Entweichung erſinnen wolle. — Dieſe Mittheilung verbarg ſie in der Zuckerdoſe, worauf ſie ſich zum Frühſtück ſetzte.

Wider Erwarten war es der Adminiſtrator, welcher eine halbe Stunde ſpäter heraufkam, um das Kaffergeſchirr zu holen. Er ſchloß die Thür auf, klopfte dann hart an und trat herriſch herein, wobei er Rosamunde mit Neugierde betrachtete.

„Guten Morgen!" grüßte er barſch. „Ich bin ſo eben bei Ihrem Vater geweſen, Miß Wilchester; er erträgt ſein Schickſal nicht ſo leicht, wie ich erwartet habe. In der That, er ſcheint ganz niedergeſchlagen zu ſein. Er bot mir große Summen an für Ihre und ſeine Freilaſſung, aber natürlicherweiſe ſchlug ich dieſes Anerbieten aus; er muß auf meine Bedingungen eingehen. Und wie ſteht's denn mit Ihnen? Haben Sie noch dieſelbe Meinung wie geſtern Abend?"

Rosamunde machte eine ſtumme Verbeugung.

„Sie ſehnen ſich alſo nicht nach friſcher Luft — nach Ihrer Freiheit? Sie haben kein Mitleid mit dieſer zitternden alten Frau, die ihrem Grabe ſchon ſo nahe ſteht? Sie haben kein Erbarmen für Ihren Vater, den die Qual faſt erdrückt und der vor Beſorgniß um Sie faſt vergeht?"

„Sie ſind nicht der Menſch, der von Mitleid und Erbarmen ſprechen kann, Amos Hadd!" erwiderte Rosamunde mit kalter Verachtung.

Ein verdrießliches Lächeln kräuſelte des Adminiſtrators Lippen.

„Wollen Sie Ihren Egoismus mit meinen Fehlern entſchuldigen?" fragte er. „Ihre kindliche Liebe, Miß Wilchester, muß nicht ſehr ſtark ſein, wenn Sie nicht einmal, um Ihren Vater zu retten, ein kleines Opfer bringen können. Sir Archy vergöttert Sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters, und dieſe Liebe ſollten Sie doch erwidern! Es ſcheint aber, als ob Sie ihn im Leeren ſchmachten laſſen können, wenn Sie nur die Befriedigung Ihrer eigenen Wünſche erlangen —"

„Halt!" rief Rosamunde aufſpringend, indem eine dunkle Röthe ihr Geſicht überflog. „Jedes Ihrer Worte, Amos Hadd, dient nur dazu, mir Sie und Ihren Sohn um ſo verhaßter zu machen. Niemals werde ich mein Herz belaſten durch Eingehen dieſer mir widerlichen Heirath! Nein, ich kann ein ſolches Uebel nicht herbeiführen um etwaigen vorübergehenden Vortheils willen. Wie? Ich ſollte mich verbinden mit ſolch' einem verabſcheuungswürdigen Menſchen — einem Schurken, welcher ſich kein Gewiſſen daraus macht, unbeſchützte, wehrloſe Mädchen anzugreifen, oder Die zu bedrücken, die ſeinen unverſchämten Forderungen entgegentreten? Niemals! niemals!"

Des Adminiſtrators Geſicht zuckte vor Wuth.

„Sie ſind kühn!" ſagte er höhniſch. „Wir wollen ſehen, wie lange Sie in Ihrem Widerſtande aushalten."

„Ich werde aushalten, bis Hülfe kommt," verſetzte Rosamunde ruhig. „Ich kann dieſen Belagerungszuſtand ebenſo lange ertragen wie Sie. Ich bin durchaus nicht hoffnungslos. Sagte ich Ihnen nicht ſchon, daß mein Bruder Markus bald nach Hauſe kommen würde? Der Himmel gebe, daß er ſehr bald komme!"

Der Adminiſtrator ſtutzte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Wie es den Sorgen erging.

Von G. Pfarrius.

Einſt wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Buſch,
Begann ein Geflüſter ſogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, huſch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob ſich und hielt ſie auf,
Ein Windſtoß hauchte ſie fort,
Die Bäume rauſchten und ſchlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und ſtießen die Köpfe ſich ein
Am Felſen rieſig und rauh,
Zerſchmolzen im lachenden Sonnenſchein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihr's! rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da ſeht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt zu Haus!

Feuilleton.

* (Wie die Frauen ſein und nicht ſein ſollen.) Die Frauen ſollen ſein wie der Schnee, ſo rein, und nicht wie der Schnee: ſie ſollen nicht auf der Straße liegen.

Die Frauen ſollen ſein wie der Mond, ſo leuchtend und poetiſch, und nicht wie der Mond: ſie ſollen keinen Hof um ſich haben.

Die Frauen ſollen ſein wie der Mund, einnehmend und nicht wie der Mund: niemals verbiſſen.

Die Frauen ſollen ſein wie ein Talglicht, beſcheiden leuchtend, und nicht wie ein Licht: ſie ſollen nicht immer gepuzt ſein wollen.

Die Frauen ſollen ſein wie die Uhren, mit der Zeit fortgehen, und nicht wie Uhren: ſie ſollen ſich nicht aufziehen laſſen.

Die Frauen ſollen ſein wie die Aurora, früh aufſtehen, und nicht wie Aurora: ſie ſollen keine Urſache haben, roth zu werden.

Die Frauen ſollen ſein wie Naſſau, nur kleinen Staat machen, und nicht wie Naſſau: ſie ſollen ſich nicht ſo leicht annektiren laſſen.

Die Frauen ſollen ſein wie eine geordnete parlamentariſche Verſammlung, einen Antrag nur annehmen, wenn er wirklich gut iſt, und nicht wie eine parlamentariſche Verſammlung: ſie ſollen nicht nach Majoritäten gehen.

Die Frauen ſollen ſein wie Bismarck, ſo fein und ſpiz und diplomatiſch, und nicht wie Bismarck: ſie ſollen nur auf moraliſche Eroberungen ausgehen.

Die Frauen ſollen ſein wie eine Nachtigall, den Frühling verkündend, und nicht wie eine Nachtigall: ſie ſollen nur nicht immer zu klagen haben.

Die Frauen ſollen ſein wie ein tüchtiger General, feſt und entſchloſſen, und nicht wie ein General, ſie ſollen nur nicht ſo viele Männer anführen.

Die Frauen ſollen ſein wie eine Kunſtausſtellung, wo nur ſchönes dem Auge begegnet, und nicht wie eine Kunſtausſtellung: es ſoll nicht alles, was dem Auge begegnet nur Kunſt ſein.

Die Frauen ſollen ſein wie eine abſolute Monarchie, in der nur Einer regiert, und nicht wie eine abſolute Monarchie: ſie ſollen auch eine gute Conſtitution haben.

* Ein Pariſer Dämchen ſchrieb jüngſt an ihren „Freund" folgendes Billet: „Mein Herr! Wollten Sie wohl ſo freundlich ſein, wenn Sie aus ihrem Bureau gehen, etwa um 4 Uhr bei mir vorſprechen? Im Falle der Verhinderung bitte ich mir zu ſagen, wo, wann und wie ich Sie ſehen könnte. — Nachſchrift: Ich buze Dich nicht, mein lieber Guſtav, für den Fall, daß der Brief Deiner Frau in die Hände fallen ſollte."

Aphorismen.

Der Humor iſt das Kind der Poeſie, das lächelnd mit den Thränen der Mutter ſpielt, die ſie um den unbekannten Vater weint.

Es gibt Schriftſteller, die nur ſchreiben können, wenn ſie rauchen. Manche können überhaupt nur das Letztere.

Auch in ernſten Dingen ſoll man die Lacher — nur auf ſeiner Seite haben.

Man bedauert, daß das Genie oft käuflich ſei. Heut iſt es um keinen Preis zu haben.

Gemeinnüziges.

* (Mittel, Holz gegen den Einfluß der Feuchtigkeit zu bewahren.) Wird Holz einige Mal mit heißem Leinölfirniß ohne Zuſatz überzogen, oder, ſo weit dies thunlich iſt, längere Zeit in ſolchem erhalten, und dann nach dem Trocknen mit Oelfarbe angeſtrichen, ſo wird es äußerſt wetterbeſtändig und erhält eine viel größere Dauer, als durch bloßen Oelfarben-Anſtrich, was bisher nicht hinreichend gewürdigt wurde. Das Trocknen erfordert aber längere Zeit als bei dieſem.

Räthſel

Was iſt das?
Rund herum blau
Und in der Mitte ein Zwetſchenkern.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 64.

„Brocken."

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 66. Kaiserslautern, 17. August 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von **Ed. Wagner.**

(32. Fortsetzung.)

„Der Capitain Wilchester kommt heim?" rief er. „Wann?"

„Diese Frage will ich Ihnen nicht beantworten; doch können Sie ihn jederzeit erwarten."

„Ah! das giebt der Sache eine neue Wendung," bemerkte er. „Es freut mich, daß Sie mir dies gesagt haben, Miß Rosamunde. Ich bin bereit, Markus zu empfangen und will diese Heirath nun um so eifriger betreiben. Ueberlegen Sie meine Worte wohl und bedenken Sie Ihre Gefahr, in der Sie sich befinden."

Er warf Rosamunde noch einen finstern Blick zu, nahm dann das Theebrett und ging hinaus.

„Ach, Miß Rosamunde, wenn der Administrator nur seinen Verdacht legt und das Papier findet!" sagte Betty, als die Thür verschlossen und der Administrator hinunterging.

„Wir müssen das Beste hoffen. Furcht und Besorgniß werden uns nicht helfen."

„Das ist wahr, Miß Rosamunde," fiel die alte Betine ein. „Sie besitzen den rechten Geist. Nur nicht furchtsam sein! Es wird schließlich doch noch zum Guten hinauslaufen. Das Geheimniß der Lady Rosamunde ist nicht entdeckt worden, daß es in die Hände Ihrer Feinde komme. Beten Sie, daß Markus recht bald kommen möge."

Rosamunde seufzte, dann sagte sie lächelnd:

„Markus kann eher hier sein, als Hadd vermuthet. Aber wie kann ich ihn wissen lassen, daß seine Gegenwart für uns so nothwendig ist?"

Ernstlich die Sache überlegend, schritt sie langsam im Zimmer auf und ab. Lange sann sie vergebens, bis ihre wirren Gedanken sich endlich mehr und mehr klärten und sie zu einem bestimmten Entschluß gelangte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen Brief an Mrs. Blint, in welchem sie einen Plan zu ihrer Flucht vorschlug, der sehr ausführbar schien. Der Inhalt des Briefes war kurz folgender: Sie ersuchte die Haushälterin, jeden Argwohn zu beseitigen den die Hadd's etwa in ihre Treue gesetzt hätten, damit sie mehr Freiheit bekomme; wenn sie diese erlangt, möge sie sich am kommenden Abend zur gewöhnlichen Stunde in ihr Schlafzimmer begeben, sich aber bald darauf, wenn irgend möglich, aus dem Hause zu schleichen und das beigelegte Billet an Miß Deane zu Glensan zu besorgen suchen.

Hierauf schrieb sie einige Zeilen an Miß Deane, worin sie dieser ihre Lage auseinandersetzte und sie bat, ihr gerichtliche Hülfe zu schicken und ohne Verzug an Mr. Scharp, den Secretair des Administrators, zu telegraphiren.

„Diese Briefe falzte sie dann klein zusammen, steckte sie ineinander und verbarg sie zur weiteren Benutzung in ihrer Tasche.

Um 1 Uhr brachte die Haushälterin das Mittagsessen, während der Administrator vor der nur angelehnten Thür blieb und horchte. Dennoch fand Rosamunde eine günstige Gelegenheit, Mrs. Blint die Briefe zuzustecken, welche diese rasch unter ihren Kleidern verbarg, wobei sie sich den Anschein gab, als ordne sie die Speisen auf dem Tische.

„Kann ich Mr. Hadd sagen, Miß Rosamunde, daß sie nun mit seinen Wünschen einverstanden sind?" fragte sie, „Der junge Mr. Hadd ist doch ein so hübscher Mann und er spricht immer mit so vieler Zärtlichkeit von Ihnen, [illegible]

Sir Archy schon halb wahnsinnig geworden sei!"

„Schweig nur still!" befahl Rosamunde, absichtlich laut sprechend, damit es der Lauscher draußen hören möge. „Mein Vater erträgt seine Gefangenschaft gern, um eine lebenslängliche Qual von mir abzuwenden. Wie viel habt Ihr denn für Eure Compagnieschaft mit den Hadd's bezahlt bekommen, wenn ich fragen darf?"

„Ich weiß nicht, was ich auf eine solche Frage antworten soll," versetzte die Haushälterin entrüstet. „Ich hoffe, Miß Rosamunde, Sie heute Abend, wenn ich den Thee bringe, bei besserer Laune anzutreffen. Es ist nutzlos, mit dem Kopfe gegen die Mauer zu rennen und ich kann Ihnen sagen," setzte sie mit größerer Aufrichtigkeit hinzu, „Mr. Hadd ist härter als eine Mauer!"

Mit diesen Worten entfernte sie sich und der Administrator verschloß die Thür.

Bei der Untersuchung der Zuckerdose fand Rosamunde wieder ein Billet von Mrs. Blint, in welchem der Empfang des Schreibens, welches der Administrator unbewußt hinuntergebracht, bescheinigt wurde.

Niemand kam wieder zu den Gefangenen bis zum Abend, wa die Haushälterin den Thee brachte.

Auch diesmal wurde am gewöhnlichen Platze ein Billet folgenden Inhalts entdeckt:

„Theure Miß Rosamunde! Trinken Sie weder etwas von dem Thee, noch essen Sie die Theekuchen, denn ich glaube, Beides ist vergiftet. Ich sah, wie der Administrator Laudanum in den Thee schüttete und etwas Weißes auf die Theekuchen streute, als ich in der Speisekammer war. Auch hörte ich dann Ba-

Digitized by Google

ter und Sohn flüstern, daß sie nun unbesorgt warten könnten, aber diese Nacht Ihnen das Papier abnehmen wollten. Sie meinten, Sie würden viel eher in die Heirath willigen, wenn Sie nicht mehr im Besitz des Papiers wären und somit Ihr Spiel verloren sähen. Wenn es nur irgend möglich ist, werde ich diese Nacht fortzukommen suchen. Tom wurde gestern weggeschickt, um aus dem Wege zu sein. Ich habe also Niemanden, der mir behülflich sein könnte, doch will ich Alles thun, was in meinen Kräften steht."

Gleich dem ersten vernichtete Rosamunde auch diesen Zettel, leerte dann ruhig den Theetopf auf den Herd und warf das Gebäck in die glühenden Kohlen.

„Wir können essen, was wir uns noch aufbewahrt haben, das ist doch rein und unverfälscht."

Bald erschien der Administrator, um das Theeservice zu holen. Sein Gesicht zeigte die vollste Zufriedenheit, als er bemerkte, daß sowohl der Theetopf, als der Kuchenteller leer waren.

„Haben Sie sich noch nicht besonnen, Miß Rosamunde?" fragte er, beim Fortgehen noch einmal an der Thür stehen bleibend.

„Durchaus nicht!" war die entschiedene Antwort.

Der Administrator lachte vor sich hin, während er hinausging und die Thür hinter sich verschloß.

Die alte Bettine war müde; sie legte sich daher früh zu Bett und war bald in Schlaf versunken. Bessy dagegen setzte sich an den Herd, während Rosamunde leise das Fenster öffnete und in die Nacht hinaussah.

Der Posten unten war gerade vor der Küche stehen geblieben und sah durch das Fenster. Er war zu sehr in seine Betrachtungen vertieft, als daß er das leichte Geräusch über ihm vernommen hätte.

Rosamunde beobachtete den Mann und dachte darüber nach, wie Mrs. Blint unter den wachsamen Augen desselben ihr Entweichen wohl möglich machen werde; aber wie sie noch so sann, näherte sich der Mann vorsichtig dem Küchenfenster und klopfte leise an.

Augenblicklich wurde das Fenster geöffnet.

„Na, was habt Ihr nun wieder, Moon?" hörte Rosamunde die Haushälterin in anscheinend unwilligem Ton fragen.

Der Mann war unschlüssig, sah sich nochmals nach allen Seiten um und flüsterte dann:

„Bst! Es könnte uns Jemand hören. Ich sah Euch aus einer Flasche trinken, Mrs. Blint. Die Nacht ist kalt. Gebt mir etwas, daß ich ein wenig erwärmt werde. Ich werde es Euch eines Tages zurückzahlen."

„Auf keinen Fall," antwortete Mrs. Blint. „Ich würde lieber mein Leben einbüßen, als Euch einen Tropfen geben, denn der Administrator würde es nicht leiden."

„Wie sollte er's erfahren?"

„Er wird's an Eurem Athem riechen, wenn er Euch ablöst."

„Er mich ablösen? Ich habe den ganzen Tag geschlafen und muß nun die ganze Nacht wachen. Also gebt mir einen Tropfen, Mrs. Blint. Es ist gar zu kalt hier draußen."

„Das ist wahr," sagte die Haushälterin, endlich nachgebend. „Hier denn, nehmt die Flasche!"

Sie reichte eine große, wohlgefüllte Flasche hinaus und zog sich dann zurück.

Der Mann ging hinter einen Baum, that einen tüchtigen Zug aus der Flasche, die er dann in seine Tasche steckte und setzte endlich seinen Marsch wieder fort.

Bald darauf ging Mrs. Blint nach ihrem Schlafzimmer. Als sie die Treppe hinaufstieg, öffnete der Administrator die Thür des Wohnzimmers und sah ihr nach.

Sie wird bald wieder unten sein, dachte Rosamunde, als sie die Dritte vernahm. Ach! wenn doch die Hülfe noch früh genug käme!

Sie stellte sich dicht an die Thür und horchte. Eine halbe Stunde war bereits verflossen, ehe sich die Haushälterin wieder hinunterwagte.

Endlich schlich sie, ihre Schuhe in der Hand, die Treppe hinab, an dem Wohnzimmer vorüber, worin die Habb's ungeduldig der kommenden Stunde harrten, in welcher sie sich des Papiers bemächtigten wollten, und gelangte ungehört in die Küche.

Der Mann, welcher das Erdgeschoß bewachte, hatte sich eben zuvor hinaus zu seinem Kameraden begeben, um einen Augenblick mit ihm zu sprechen und einen Schluck aus dessen Flasche zu nehmen.

Rasch schlüpfte die Haushälterin durch die von der Wache offen gelassene Thür und war im Nu in Sicherheit, aber auch keinen Augenblick zu früh, denn der Mann kehrte sogleich wieder auf seinen Platz zurück und verriegelte die Thür.

Rosamunde blickte der dahineilenden dunklen Gestalt nach und ein Dankgebet entstieg ihrem Herzen.

Mrs. Blint blieb in einiger Entfernung im Dunkeln eines Baumes stehen, bis sie sich vergewissert hatte, daß sie von Rosamunde bemerkt worden, und dann eilte sie in der Richtung nach Glenfaw weiter.

„Sie ist sicher," flüsterte Rosamunde Bessy zu. „O, der Himmel möge sie jetzt beschützen und rechtzeitig Rettung senden!"

XXVII.

Die Befreiung.

Eine Stunde war vergangen, während welcher Rosamunde, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, beständig in die dunkle Nacht hinausgeschaut hatte. Der Mann unter ihrem Fenster, dessen Appetit zum Trinken durch mehrere Tage Entbehrung geschärft war, hatte sich unter einen Baum gesetzt und der Flasche tüchtig zugesprochen. In dem Augenblick, als Rosamunde sich wieder aus dem Fenster lehnte, sah sie den andern Mann aus der Küche kommen und sich seinem Kameraden nähern, dem er, ohne daß dieser es merkte, die Flasche abnahm und sich damit eiligst auf seinen Platz zurückzog.

Digitized by Google

„Bessy, Bessy!“ flüsterte Rosamunde, „der Mann da unter dem Baume schläft — er ist betrunken, wie ich glaube, und der Andere wird bald in ähnlicher Lage sein. Sieh', wie der Himmel uns günstig ist!“

„Können Sie jetzt nicht entfliehen, Miß Rosamunde?“ fragte Bessy lebhaft. „Mrs. Blunt hat einen langen, gefährlichen Weg bis Glenfan und dort ist auch Niemand, als Miß Deane, deren Dienerin und ein Bursche. Freilich wohnen jenseits der Farm ein Pächter und mehrere Arbeitsleute; aber bis dahin ist es auch noch eine halbe Stunde. Also kann vor einer oder zwei Stunden Niemand hier sein und man weiß nicht, was bis dahin Alles passiren kann. Ach, Miß Rosamunde, wenn Sie doch nur entweichen könnten!“

„Fliehen und meinen Vater verlassen?“

„Ach, Miß Rosamunde, man würde Sir Archy nicht belästigen, bevor Sie ihm Hülfe senden könnten. Sie nur sind es ja, nach der die Hadd's trachten, weil Sie das Papier besitzen, welches sie gerne haben möchten.“

„Du hast Recht, Bessy,“ sagte Rosamunde nachdenklich. „Ich möchte aber doch wissen, welche Gelegenheit sich mir zum Entfliehen bietet. Vielleicht ist es möglich, daß sich eine Flucht bewerkstelligen ließe.“

Sie lehnte sich weit aus dem Fenster und blickte hinunter. Die Rouleaux vor den Fenstern des Wohnzimmers waren nicht niedergelassen und ein Lichtstrom fiel durch dieselben, eine große Strecke des Gartens erleuchtend.

„Ich kann nichts thun, Bessy,“ erklärte Rosamunde, von dem Fenster zurücktretend. „Einen Augenblick glaubte ich mich aus dem Fenster hinunterlassen zu können; aber unsere Feinde sind zu schlau und aufmerksam, als daß sie dies nicht bemerken sollten, da ich überdies gerade vor dem einen Fenster des Wohnzimmers auf die Erde kommen würde. Nein, das geht nicht, wir müssen geduldig warten, bis von auswärts Hülfe kommt. Horch! Was ist das?“

Sie fuhr zusammen, als sie ein leichtes Geräusch in dem Gange vernahm, welcher von ihrem Zimmer zu dem Sir Archy's führte.

„Es ist vielleicht eine Maus, Miß Rosamunde,“ fiel Bessy ein.

„Nein, nein, ich hörte Tritte und auch ein schweres Athem. Horch!“

Todtenstille folgte.

„Es sind die Hadd's!“ flüsterte Bessy erbleichend. „Sie kommen von Sir Archy, um uns zu überfallen.“

„Bst!“ machte die junge Dame, ihren Zeigefinger drohend erhebend. „Sei ruhig, Bessy, und horch!“

Wiederum folgte eine lautlose Stille. Rosamunde ging leise an die Thür, wo sie wieder aufmerksam lauschte und dann, indem sie ihren Mund dicht an das Schlüsselloch hielt, fragte sie leise:

„Papa, Papa, bist Du es?“

Draußen erfolgte eine rasche Bewegung, dann hörte Rosamunde die Stimme ihres Vaters leise entgegnen:

„Bist Du es, Rosamunde? Gott sei Dank! Keiner unserer Gegner ist in Deinem Zimmer?“

Rosamunde's Ueberraschung über die Nähe ihres Vaters war ebenso groß, wie ihre Freude.

„Nein, Papa, keiner unserer Feinde ist hier,“ antwortete sie. „Was kaust Du aus Deinem Zimmer hierher?“

„Ich öffnete das Schloß mit meinem Taschenmesser, welches man mir nicht abgenommen hat. Bist Du unverletzt, Rosamunde?“

„Ja, Papa!“

„Und das Papier — hat man es Dir entrissen?“

„Noch nicht, aber bald werde ich es vielleicht nicht mehr haben, denn ich erwarte die Hadd's jeden Augenblick. Sie hatten heute Abend Laudanum in unsern Thee geschüttet, um uns in festen Schlaf zu bringen und Mrs. Blunt hörte sie sagen, daß sie mir das Papier während des Schlafes rauben wollten.“

„Hast Du das Papier noch bei Dir?“

„Ja. Ich habe allerdings schon daran gedacht, es irgendwo im Zimmer zu verbergen, aber es ist doch wohl am sichersten bei mir. Ich würde es unter der Thüre durch Dir zustecken, aber ich denke, daß wir bald Hülfe erhalten werden.“

„Hülfe! Woher?“

„Mrs. Blunt ist entwichen und nach Glenfan geeilt; sie hat ein Billet von mir an Miß Deane mitgenommen die voraussichtlich ihren Pächter und dessen Arbeiter innerhalb einer Stunde zu uns senden wird. Wenn die Hadd's bis dahin nicht heraufkommen, sind wir gerettet.“

„Aber wenn Sie kommen und Dir das Papier gewaltsam entreißen?“ meinte Sir Archy besorgt. „Ich muß zu Dir, Rosamunde. Den ganzen Tag bin ich so streng bewacht worden, daß ich es nicht wagen konnte, mich Dir zu nähern; jetzt aber ist der Weg frei. Das Schloß kann ich bald öffnen.“

„Dann versuche es, Papa. Die Männer, welche uns unten bewachen sollen, sind betrunken, wenigstens der Eine. Du wirst es also nur mit den beiden Hadd's zu thun haben. Kann ich Dir helfen?“

Der Baronet antwortete verneinend. Im nächsten Augenblick fing er an, so geräuschlos als möglich das Schloß zu öffnen, während Rosamunde, ängstlich und zitternd, abwechselnd ihn ermuthigte und an der Thür, die zum Corridor führte, horchte. Die Minuten wurden dem besorgten Mädchen zu Stunden. Rosamunde fürchtete, das Geräusch, so schwach es auch war, möchte gehört werden. Bessy, gleichfalls voller Angst, paßte am Fenster auf.

Endlich, als Miß Wilchester zu verzagen begann, wurden Sir Archy's Anstrengungen von Erfolg gekrönt. Das Schloß war theilweise weggebrochen, der Baronet öffnete die Thür und trat in Rosamunde's Zimmer, wo Vater und Tochter einander in die Arme fielen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das deutsche Volkslied.

In deinen Weisen bebet
Des Volkes bange Lust,
In deinen Seufzern lebet
Der Jammer seiner Brust;
Dein Jubel, deine Klage —
Sie tönden treulich beid'
Des Landes Noth und Plage,
Des Volkes Weh' und Leid.

Der Sehnsucht Stimmen fliegen
In deinem Sturme fort,
Und blut'ge Thränen liegen
Noch in dem stillen Wort.
Und hör' ich dich erklingen,
Wird mir das Herz so glüh:
Ich hör mein Leben singen
In jeder Melodie.

Des Knaben frohe Tage,
Des Jünglings Hochgefühl,
Des Mannes Noth und Plage
In Heimath und Exil:
Das klingt nicht im Gedichte,
Das Alles glüht und blüht —
Des deutschen Volks Geschichte
Lebt in dem deutschen Lied.

Feuilleton.

* (Treffende Antwort.) Ein Fremder, der auf seinen Irrfahrten, wie dies in der Sommerzeit, in deutsch „Reise-Saison", schon häufiger vorkommt, auch der heiligen Stadt Köln einen Besuch abstattete, stand auf dem Domplatz und frug einen der dort postirten wenigen Dienstmänner, ob er ihm nicht sagen könne, wo der Dom sei. „Nein" gab der biedere Dienstmann zur Antwort, „ich bin zufällig selbst besoffen".

* (Ein Streiker.) Ein frommer Sohn in Königsberg, Bankier seines Zeichens, ehrt das Andenken seiner verstorbenen Eltern, indem er an ihren Sterbetagen einen frommen Mann fasten läßt à Tag 3 Thlr. Am Vortage des jüngsten Fasttages aber kam das Männchen zum Bankier und erklärte ihm rundweg, er werde morgen streiken, d. h. er werde essen und nicht fasten, weil er dies nicht mehr für 3 Thlr. thun könne. — Bankier: „Aber bester Mann, warum wollen Sie streiken und nicht mehr fasten für 3 Thlr.?" Männchen: „Geehrter Herr, ich kann's nicht mehr möglich machen, für 3 Thlr zu fasten einen Tag, die Lebensmittel sind jetzt zu theuer." Sprachs und erhielt einen Thaler Fasten-Service-Zuschuß wegen zu theurer Lebensmittel.

* Der Komiker Dugazon war zur Zeit der französischen Schreckensherrschaft National-Gardist. Wie sehr Jakobiner er auch war, ließ er doch seinem Humor die Zügel schießen. Als er einst Patrouillendienst versah, blieb er vor einer Obsthändlerin in der Nähe der Halle stehen und herrschte sie an: „Oeffne mir Deine Aepfel!" — „Ja, Bürger, was willst Du denn von meinen Aepfeln?" — „Ich muß sehen, ob Du keine Kanonen darin versteckt hast!"

* Bei einem Berliner Budiker. Ein Dienstmädchen fordert ein Pfund Sauerkohl. Der Budiker war mit der Zeit fortgeschritten und unterrichtete: „Man sagt jetzt Kilo!" „So?" rief das vortreffliche Dienstmädchen sehr erstaunt, „hrißt es nicht mehr Sauerkohl?"

* Als ein Menagerie-Besitzer bei der Fütterung in den Käfig der Hyäne ging und ihre Zahmheit produzirte, sagte ein Schuster-Lehrling: „Das ist nichts, aber wenn meine Meisterin im Käfig wäre, so würde er sich wohl hüten, hinein zu gehen!"

* (Ein „dickohrater" Blitz.) Es wetterte drauf los; von den Wolken zielten die bekannten Strahlen und der alte Müller saß in seiner Stube und las in einem alten Buche. „Herein", ruft rasch der Müller, dem war, als hätte Jemand an die Thür geklopft; „Herein", schreit er nochmals, als er einen zweiten „Klopfer" hörte. Als es aber zum dritten Male „klopfte" wurde er fuchtig, ging zur Thür und brummte: „Is der Kerl dickohrat, weil er mi gar nöd hert." Vor der Thüre fand der Müller Niemanden stehen, dafür aber erfuhr er, daß es dreimal und noch dazu gerade neben seiner Stube eingeschlagen hat, was der Müller, der freilich etwas schwer hörte, für das Anklopfen eines Besuchers gehalten hat.

Aphorisme.

Die Leseprobe des Stückes: „Die Ehe" wird erst nach der Aufführung gehalten.

Gemeinnütziges.

* (Die besten Mittel gegen die asiatische Cholera), in den schwersten Fällen noch Erfolg ermöglichend, sind folgende: Frische Luft, also offene Fenster, ohne Zug natürlich, im Zimmer; Reiben mit Senfspiritus, wo die leisesten Schmerzen oder Krämpfe auftreten; ununterbrochen Eisstückchen von der Größe einer Erbse bis zur großen Bohne gegen Uebelkeit und Erbrechen, und löffelweise bis zum halben Weinglas den schwersten reinen Portwein, ebenso in kleinen Quantitäten immerfort in Eis gestelltes Sodawasser. Warme Bedeckung ohne beängstigende Erhitzung. Nur nie warmen Thee bei Erbrechen. Auch Eau de Cologne vermeiden und andere Essenzen. Gewöhnliche Diarrhöe ist noch keineswegs ein böses Symptom, vielmehr mag dieses Uebel weiter dauern, sobald nur das Erbrechen gehemmt ist. Wo kein Portwein zu haben, hilft reiner Rum aus. Das Sodawasser und Eis lindert das Brennen im Hasse, erquickt und ermuthigt, wogegen die quälenden erhitzenden Mittel die Angst steigern.

Auflösung des Räthsels in Nr. 64.

Ein bayerischer Infanterist, der eine Zwetsche verschluckt hat.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 67. Kaiserslautern, 20. August **1873.**

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet

von **Ed. Wagner.**

(33. Fortsetzung.)

„Wie blaß und ängstlich Du aussiehst, mein liebes Kind!" sagte der Baronet, als er seiner Tochter in's Antlitz schaute. „Dies ist ein schwerer Tag für Dich gewesen."

„Für Dich ebenfalls, Papa. Ich bin besorgter um Dich und um das Papier gewesen, als um mich. Jetzt jedoch sind wir zusammen und darum habe ich die beste Hoffnung."

„Ich bin ganz unruhig, daß wir nicht nach Hause gehen und nach dem vergrabenen Vermächtniß suchen können," erklärte der Baronet. „Hadd ist ganz wüthend und wenn er es nur irgend vermag, wird er uns gefangen halten und uns des Dokuments berauben. Wenn nur bald Hülfe käme!"

„Es kommt Jemand leise die Treppe herauf, Papa!" flüsterte Rosamunde ängstlich. „Geh' zurück in den Gang, ich bitte Dich! Wenn Hadd hereinkommt, so wird er bald wieder gehen, wenn er mich noch wach findet. Sollte ich indeß Deiner bedürfen," setzte sie unruhig hinzu, „dann magst Du kommen."

Sir Archy stimmte dem bei und zog sich in den Gang zurück.

Die Tritte draußen näherten sich und verstummten bei der Thür. Rosamunde und Bessy wagten kaum zu athmen.

Nach kurzer Stille wurde der Schlüssel leise im Schloß umgedreht und die Thür darauf ebenso leise ein wenig geöffnet, durch welche der Administrator seinen buschigen Kopf steckte.

Auf dem Kaminsims stand das brennende Licht und auf dem Herd brannte noch ein schwaches Feuer, welches seinen röthlichen Schein auf Rosamunde warf, die in der Mitte des Zimmers stand. Ihre bleichen Lippen waren halb geöffnet und ihre großen Augen mit dem Ausdruck von Entschlossenheit und Trotz auf die Thür geheftet.

Einen Augenblick blieb der Administrator beim Anblick dieser Gestalt betroffen stehen, dann sah er nach dem Fenster, von welchem ein so heftiger Zug kam, daß er die geöffnete Thür kaum halten konnte.

„Na, was ist denn das?" rief er. „Das Fenster offen! Was macht denn der Bursche da unten?"

Er durchschritt das Zimmer in ein paar Sätzen und sah hinaus.

„Was, ich sehe ihn nicht!" stieß er hervor. „Wo ist er? — Was hat er gethan? — Moon, Moon! wo seid Ihr?"

Es erfolgte keine Antwort.

„Der Schurke! Kann er uns hintergangen haben? Sollte er von diesem Mädchen bestochen worden sein, während ich unten saß und nichts ahnend rauchte? Tod und Teufel! Dies ist eine nette Geschichte, Jason!"

„Nun, nun," versetzte Jason, welcher noch draußen stand, „was ist denn los?"

„Der elende Moon — — Ah!"

Dieses „Ah!" war ein Ausruf der Wuth und der Erleichterung, denn seine glühenden Augen hatten die unter dem Baume liegende Gestalt entdeckt.

„Er schläft," brummte er ärgerlich, „und ist wahrscheinlich betrunken. Wie, wenn er vielleicht Schnaps bekommen haben sollte? Geh' hinunter, Jason, und rüttle ihn auf; sieh' auch gleich mit nach dem Andern — aber rasch!"

Jason eilte, den Befehl auszuführen. Der Administrator wandte dann seine argwöhnischen Augen auf Rosamunde.

„Warum öffneten Sie das Fenster, Miß?" fragte er.

„Ich habe nicht nöthig, Ihnen darauf zu antworten," entgegnete Rosamunde stolz. „Ich bin nicht ihre Magd, Amos Hadd, auch stehe ich sonst in keiner Weise unter Ihrer Autorität."

„In der That," sagte der Administrator, seine dichten Augenbrauen finster zusammenziehend, „Sie sind sehr unabhängig und frei, Miß Wilchester, mehr als für Sie gut ist. — Sie sind ja noch recht spät wach!"

„Dachten Sie vielleicht, ich schliefe, als Sie wie ein Dieb hier hereinkamen?" fragte Rosamunde.

Hadd's Gesicht erröthete.

„Sie sind meine Gefangene und ich habe das Recht Ihr Zimmer zu betreten, wann es mir gefällt," versetzte er aufgebracht.

„Wenn Sie das meinen, werden Sie mich auch stets auf der Hut finden, so oft Sie eindringen."

Hadd betrachtete sie schärfer.

„Sie scheinen noch schlaflos zu sein," bemerkte er; „sie sowohl, wie Ihr Mädchen."

„O ja, wir sind noch ganz munter," entgegnete Rosamunde ruhig; „und warum sollten wir es nicht sein? Es ist ja noch nicht so spät, obgleich Sie das Gegentheil behaupten."

„Gut," sagte Hadd, keineswegs mit diesem Ausgang der Sache zufrieden, denn er hatte erwartet, Rosamunde und das Mädchen in festem Schlafe zu finden, „ich will erst noch das Fenster zumachen und Sie dann

Digitized by Google

verlassen. Ich zweifle nicht, daß Sie bald schlafen werden," fügte er hinzu, sich erinnernd, daß der Theetopf leer gewesen und keiner der Kuchen übrig geblieben war. „Erlauben Sie mir, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen."

Er ging zum Fenster, um es zuzumachen, wurde aber durch das Eintreten seines Sohnes mit den Miethlingen daran verhindert.

„Ich habe die Leute mit heraufgebracht, Vater; sie können sich selbst vertheidigen," sagte Jason. „Moon schlief fest wie der Tod unter dem Baume und Hilks fand ich in der Küche, trinkend wie ein Fisch."

„Trinkend?" rief der Administrator mürrisch. „Woher haben Sie den Schnaps bekommen?"

Er betrachtete die beiden Männer scharf. Moon stand da mit schweren, schläfrigen Augen, Hill's Gesicht dagegen glühte wie Feuer und zeigte einen Ausdruck von Wildheit. Der Branntwein hatte sein streitsüchtiges Gemüth aufgeregt.

„Es ist schon Alles gut, Sir," sagte der Letztere. „Ich nahm nicht mehr, als einen Tropfen, obgleich er besonders gut war."

„Von wem habt Ihr ihn bekommen?"

„Nun, die alte Frau, die Haushälterin, wissen Sie —"

„Ah!" rief der Administrator. „Mir sagte sie, es sei kein Tropfen Branntwein im Hause. Ich fragte sie darnach besonders deshalb, weil ich Eure Schwachheit in dieser Beziehung kenne. Welches Interesse hatte sie, mich zu hintergehen? Jason," befahl er dann in raschem, scharfem Ton, „gehe hinauf in die Stube der Haushälterin und sieh' zu, ob sie da ist. Bringe sie dann mit hierher."

Jason eilte hinaus, kam aber nach einigen Augenblicken mit verstörtem Gesicht zurück.

„Es ist Niemand da!" rief er. „Ich habe das Zimmer der Haushälterin gefunden, aber sie war nicht darin."

„Nicht darin?" kreischte der Administrator. „Hilks, habt Ihr diesen Abend die Küche verlassen?"

„Nur für einen Augenblick," entgegnete dieser, zu verdutzt, als daß er nicht die Wahrheit sagen sollte. „Ich ging nur hinaus, weil ich Moon sitzen sah, denn ich glaubte ihn wecken und an seine Pflicht erinnern zu müssen —"

„Die Frau ist fort," unterbrach ihn der Administrator wüthend. „Sie hat uns bethört durch den Schein ihrer Freundschaft und Treue. Jason, durchsuche das Haus!"

Der junge Mann gehorchte, kam aber bald mit der Nachricht zurück, daß die Haushälterin nirgends zu finden sei.

Die Wuth des Administrators war unbeschreiblich.

„Fort!" stieß er hervor. „Wie lange ist sie fort? Sprecht, Hilks! Wie lange ist es her, daß Ihr die Küche verließt, um mit Moon zu sprechen?"

„Na, ungefähr eine halbe Stunde, Sir," stammelte Hilks, der indeß über die Zeit nicht im Klaren war. „Kann aber auch weniger sein?"

„Wohin mag die Frau gegangen sein?"

„Wahrscheinlich ist sie zu dem alten Hawkers gegangen," meinte Hilks.

„Hawkers ist einer von unserer Sorte, der wird ihr nicht helfen," murmelte Hadd; „aber sie ist nicht dahin gegangen, das ist sicher, sie wird vielmehr nach Glensan sein, und was das Schlimmste ist, sie ist nicht mehr einzuholen. Wir müssen nun etwas thun, ab rasch. Was meinst Du, Jason?"

„Wir können sie hier nicht länger bewachen," entgegnete dieser, „wir müssen das Haus verlassen."

„Ja, wir müssen fort."

„Sir Archy ist ja für uns mehr Nebensache," erklärte Jason. „Rosamunde hat das Papier und ist also Diejenige, um die es sich handelt. „Laß' und das Mädchen nehmen und uns davonmachen."

Hadd überlegte, während ihm heftige Verwünschungen entschlüpften.

„Du hast Recht," sagte er nach einer Weile, „Sir Archy würde nur eine Last für uns sein. Es ist das Mädchen, welches wir haben müssen, — das Mädchen und das Papier! Wir wollen sie an jenen einsamen Ort bringen, von dem ich Dir sagte, und sie zwingen, Deine Frau zu werden. Moon!"

„Zu dienen, Sir."

„Geht in den Stall und sattelt Pferde für Miß Wilchester, für meinen Sohn, für mich und für Hilks und Euch, im Ganzen also fünf und zwar die besten — aber rasch."

Moon eilte, den Auftrag auszuführen, erfreut, dem erwarteten heftigen Sturm gegen ihn entronnen zu sein, obgleich er nicht ganz sicher war, ob er nicht noch folgen werde.

„Und jetzt, Miß Wilchester," sagte Hadd, sich mit boshaftem Lächeln zu dem jungen Mädchen wendend, „habe ich noch eine Frage an Sie, die vielleicht ganz unnöthig wäre, da die Entweichung der Haushälterin Licht genug auf die Sache wirft, aber dennoch frage ich Sie: Haben Sie diesen Abend von dem Thee getrunken?"

„Nein."

„Aha! — Aßen Sie denn —"

„Von dem Theekuchen?" fiel Rosamunde ein. „Auch das nicht, denn ich ziehe natürlichen Schlaf vor."

„Das verrätherische Weib!" rief er. „Hätte ich sie doch auch mit eingesperrt. „Es sollte mir lieb sein, sie einmal wiedersehen," setzte er zähneknirschend hinzu. „Also sie hat Sie gewarnt? — Doch wie konnte sie das? Ich beobachtete und belauschte sie stets von der Thür aus. Auch kein Billet hat sie Ihnen gegeben, denn ich achtete zu sehr auf sie, als daß ich auf diese Weise von ihr betrogen sein könnte."

Rosamunde steigerte Hadd's Aerger durch ein Lächeln.

„Und doch, trotz Ihres Horchens und Beobachtens, habe ich den ganzen Tag mit der Haushälterin corre-

Digitized by Google

spondirt," sagte sie gelassen. „Sie sind doch nicht so schlau, wie Sie denken, Mr. Hadd."

Bessy hatte sich auf einen heimlichen Wink ihrer Herrin an das noch offene Fenster gesetzt und warf zuweilen verstohlen verlangende Blicke hinaus.

„Ich bin schön überlistet und genarrt, das sehe ich," sagte der Administrator, sich vor die Stirn schlagend; „aber dafür sollen Sie büßen, Mylady. — Und nun machen Sie sich gefälligst zur Reise fertig."

„Soll ich mein Reitcostüm anlegen?" fragte Rosamunde, in deren Absicht es lag, die Abreise zu verzögern.

„Bleiben Sie, wie Sie sind, nur setzen Sie einen Hut auf und hängen Sie einen Mantel um, aber schnell!"

Rosamunde ging zu ihrem Kleiderschrank, wo sie bedachtsam einen schwarzen Umhang und einen kleinen, runden Hut auswählte. Während sie diese Sachen langsam und unter erzwungener Ruhe anlegte, warf sie fortwährend besorgte Blicke auf ihr Mädchen.

„Sind Sie fertig?" fragte der Administrator, der ungeduldig zu werden schien.

„Noch nicht ganz. Warum lassen Sie mich nicht in Ruhe, bis Sie selbst auch fertig sind?"

„Wir sind fertig, die Pferde müssen beinahe gesattelt sein, und um uns nicht länger aufzuhalten, wollen wir hinunter in den Stall gehen."

Dabei trat er an Rosamunde heran und faßte sie beim Arm. Diese aber riß sich los, indem sie stolz rief:

„Jetzt ist es weit genug gekommen, Mr. Hadd. Ich gehe nicht mit Ihnen!"

„Sie wollen nicht mit mir? Dann sind wir gezwungen, Sie gewaltsam fortzuführen. Jason, komm', hilf' mir!"

Mit drohender Geberde näherten sich Beide dem Mädchen.

Bessy stieß einen ängstlichen Schrei aus — einen Schrei, der Rosamunde nur angenehm sein konnte, da sie die nahe Hülfe kannte.

„Rühren Sie mich nicht an, Amos Hadd," rief sie zurücktretend.

Hadd lachte höhnisch und ergriff sie fest.

„Hülfe!" rief Rosamunde.

In demselben Augenblick wurde die Thür aufgestoßen, Sir Archy stürzte herein und warf sich auf seine Feinde. Diese ließen sofort von Rosamunde ab und wandten sich gegen den unerwarteten Eindringling.

Ein heftiger Kampf erfolgte. Sir Archy wehrte sich verzweifelt gegen die Drei, welche ihn bald so dicht umschlossen, daß er sich kaum noch rühren konnte.

Da plötzlich hörte man eilige Tritte auf der Treppe, einen Augenblick noch und — Hugo Chandos stürzte in's Zimmer.

Ein einziger Blick seiner scharfen Augen genügte, um den ganzen Vorfall zu begreifen. Mit einem Satz sprang er zu den Ringenden und warf sich auf die Bedränger Sir Archy's mit unglaublicher Schnelligkeit rechts und links schlagend, wobei er Hilks so hart traf, daß er zu Boden sank.

„Wie, sind Sie es wieder?" rief Jason flammenden Auges. „Soll ich noch länger in ihrer Schuld bleiben, oder soll ich es jetzt abmachen?"

„Wenn Sie Lust haben, so kann es sofort geschehen," versetzte Hugo kalt. „Bitte, nur noch einen Augenblick," fügte er hinzu, während er die nach ihm geführten Schläge geschickt parirte. „Miß Rosamunde!"

Das Mädchen trat näher; ihre Augen leuchteten vor freudiger Ueberraschung bei Hugo's Anblick.

„Sie sind es, Miß Wilchester, um die es sich handelt," sagte Hugo, noch immer die Angriffe Jason's abwehrend. „Ihre Haushälterin erzählte mir Alles. Gehen Sie sofort nach Glenfan! Ihren Vater werde ich schon unversehrt mitbringen. Gehen Sie! Warten Sie nicht länger!"

„Gehe!" stimmte Sir Archy ein. „Eile, Rosamunde — wir werden Dir bald folgen. Nimm' Dein Pferd!"

Rosamunde zögerte, doch nur einen Augenblick. Sie bedachte, wie viel von ihrer Sicherheit und dem Stückchen Papier abhing, das sie bei sich trug. Eilig verließ sie das Zimmer und flog die Treppe hinunter.

„Ich würde gewiß nicht auf diese Weise fortgehen," murmelte sie, „hinge davon nicht das Wohl meines Vaters und Bruders sowohl, als auch mein künftiges Glück ab."

Sie trat vorsichtig in den Stall. Noon war in dem großen Wagenraum und beschäftigt, das vierte Pferd zu satteln. Rosamunde sah auf den ersten Blick ihr Pferd bereits fertig in der Nähe der Thür stehen. Leise schlich sie weiter, um das Pferd zu holen, wobei sie aber unvorsichtiger Weise in den Kreis kam, der von der Stallaterne erleuchtet wurde, und dies war ihr Verderben.

„Bist Du's, Hilks?" fragte der Mann, der jetzt wieder vollständig nüchtern war.

Rosamunde sprang in den Schatten zurück.

„Moon, dem es auffiel, daß er keine Antwort erhielt, schritt nach der Thür, wo er des Mädchens zusammengekauerte Gestalt entdeckte.

„Entlaufen, he?" rief er barsch, eine Gelegenheit sehend, sich durch die Ergreifung des Flüchtlings mit seinem Herrn wieder auszusöhnen. Kommen Sie einmal her!"

Erschreckt lief Rosamunde hinaus, eilte quer über den Garten und erreichte bald die Straße, wo sie gleich einem Reh in der Richtung nach Glenfan dahinflog, mit aller Anstrengung verfolgt von dem Manne.

Unterdessen näherte sich der Kampf im Hause dem Ende zu. Hugo, der trotz seiner von Lord Leonhard empfangenen Wunde, die jedoch bereits im Heilen begriffen war, mit frischer Kraft um sich schlug, hatte mit einem glücklichen Schlag Jason Hadd neben Hilks zu Boden gestreckt und sprang nun Sir Archy zu Hülfe, der schon beinahe erschöpft war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz zweier an Ueberfluß an Haarmangel Leidender.

Als den Freundesbund wir schlossen
War's in dunkler Locken Schatten;
Als wir wieder uns gefunden,
Freundchen, sah'n wir uns mit Platten.

Ach die Platten! — Falbe Blätter
Sind von Hoffen sie und Lieben:
Lenzes Lust und Herbstes Sorge
Stehn haarklein darauf geschrieben.

Ach die Platten! — Was wir litten,
Leider auch was wir gesündigt,
Und was wir verloren haben,
Wird durch diese Schrift verkündigt.

Ach die Platten! — Die verwaisten
Schädelstätten, öd' und traurig,
Als verlassene Sahara
Starren sie hernieder schaurig.

Ach die Platten! — Nutzlos pflegen
Wir der letzten Locken-Schonung,
Und der Schädel überwintert
In der kahlen Sommerwohnung,

Und nur ein Trost strahlt uns wieder
Von den eisig kalten Firnen:
Wer uns sieht, der preist verwundert
Unsre Philosophen Stirnen.

Erwiderung.

Die Haare kommen, die Haare geh'n,
Der Sommer entflieht geschwinde,
Und über die letzten Stoppeln weh'n
Des Herbstes schneidende Winde.

Die Haare kommen, die Haare geh'n, —
Die unsre Scheitel umflossen;
Wir haben sie lächelnd fallen sehen —
Wir haben das Leben genossen.

Die Haare kommen, die Haare geh'n —
Im Leben ist alles eitel —
Einst schnitten, es ist gar oft geschehen,
Die Liebchen sie uns vom Scheitel.

Die Haare kommen, die Haare geh'n;
Es trägt sie gar manche Holde —
Manch Weibchen müßte mir das gesteh'n —
Noch heut' in der Kapsel von Golde.

Die Haare kommen, die Haare geh'n —
Einst harrte die liebe Kleine
Und lauschte auf unser Liebesfleh'n
Im traulichen Mondenscheine.

Die Haare kommen, die Haare geh'n —
Großmutter wird bald die Kleine
Wir aber wandeln, o Freund, und fleh'n
Im eignen Mondenscheine.

Feuilleton.

* (Ein unglücklicher Erfinder.) Ein gewisser John McGowen von Seneca in Kansas wandte neulich eine neue und zweifelsohne von ihm erfundene Methode, Ofenrohre zu reinigen, an, die wir zu Nutzen und Frommen unserer Leser mittheilen wollen. Er packte Pulver ein — auf einige Pfunde kam es ihm nicht an — steckte das Packet in den Ofen, setzte, um zu verhüten, daß dieses Reinigungsmittel nach der verkehrten Richtung wirke, seine Füße gegen die Ofenthür und wartete in stoischer Ruhe das Resultat seines Experimentes ab. Das ließ nicht lange auf sich warten. Das Pulver entzündete sich und eine Explosion erfolgte; aber nicht durch das Rohr, sondern durch die Thür entwichen die tückische Gase. Unser „Erfinder" befand sich, ein „Luftsegler wieder Willen", im Nu vor der Thür seines Zimmers, welche durch den Pulverdruck aus ihren Angeln gerissen war, und deckt jetzt seinen Triumph mit Bandagen und Heftpflaster zu. Er soll zu der Ansicht gelangt sein, daß die alte Art und Weise, Ofenrohre zu reinigen, doch zweckmäßiger ist, als eine Neuerung.

* (Preisfrage.) Wem gleicht unsere Polizei? Antwort: Einem Regenbogen! denn gleichwie dieser erst erscheint auch die Polizei erst nach dem Sturm.

* Eine sentimentale Braut richtete die Frage an ihre Mutter: „Wie lange dauert denn eigentlich der sogenannte Honigmonat?"

Die praktische Mama erwiderte: „Bis Du Deinen Mann um Geld fragst."

Gemeinnütziges.

* Das Reifwerden des Obstes soll sich wesentlich dadurch beschleunigen lassen, daß man ungefähr acht Wochen vor der normalen Reifezeit die Erde rings um den Baum herum in einem Durchmesser von 4 bis $4^1/_2$ Meter bis zu den Wurzeln so entfernt, daß die Wurzeln nur noch von einer 5 bis 6 Centimeter hohen Erdschichte bedeckt sind. In Folge dessen vermag die Sonne besser in das zurückgebliebene Erdreich einzudringen und die Wurzel zu erwärmen. Die Früchte eines solchen Baumes werden nicht allein mehrere Wochen früher reif, sondern auch ungemein saftig und süß. Bei trockener Witterung muß aber der Baum stetzig begossen werden, damit die Wurzeln nicht absterben. Ist auch in diesem fast obstlosen Jahre ein solcher Rath wenig werthvoll, so denkt vielleicht Jemand in einem anderen Jahre noch ein Mal an dieses Mittel.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 68. Kaiserslautern, 24. August 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(34. Fortsetzung.)

Aber der Adminstrator, der seine Niederlage bemerkte und seine Kräfte ebenfalls schwinden fühlte, stellte sich plötzlich, als ob er nachgeben wollte, benutzte jedoch die augenblicklich eintretende Pause, um durch die Thür zu verschwinden. Einen Moment später hatte er das von ihm verwünschte Haus im Rücken.

„Rosamunde ist gerettet," sagte Sir Archy jetzt erleichtert, „doch jetzt wäre es mir lieber, wenn ich sie hier behalten hätte. Ich erwartete nicht, Sie in dieser Gegend zu treffen, Mr. Chandos. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre rechtzeitige Hülfe."

Hierbei erfaßte er Hugo's Hand und schüttelte sie herzlich.

„Miß Wilchester ist sicher auf Glenfan," meinte der junge Mann. „Ich ging von dort fort, nachdem ich die Geschichte von Ihrer Haushälterin erfahren. Kommen Sie mit mir dorthin, Sir Archy, Sie können dann überlegen, was Sie weiter zu thun haben."

„Ja, ich will mitgehen," erklärte der Baronet. „Aber Bessy und ihre Großmutter — was soll ich mit denen anfangen?"

„Das will ich Ihnen sagen, Sir Archy," fiel die alte Bettine ein. „Bessy soll die Pony-Chaise bereit machen und mich nach Corburnspath bringen; von dort geht's mit der Bahn. Wir wollen nach dem Schloß zurückkehren und dasselbe für Ihre Zurückkunft vorbereiten."

„Ich kann Miß Rosamunde nicht verlassen," bemerkte Bessy traurig.

„Rosamunde ist jetzt sicher, mein gutes Mädchen," tröstete Sir Archy. „Mir scheint Bettine's Vorschlag gut, — und doch ist es wohl besser, da Euch Keiner mehr belästigen wird, wenn Ihr bis morgen noch hier bleibet, denn dann können wir Alle zusammen nach Wilchester zurückreisen. Wir wollen die Bewußtlosen hinausschaffen, und Du, Bessy, kannst die Thür hinter uns verriegeln."

Sir Archy und Hugo brachten Hilks und Jason Hadd in den Garten, wo sie dieselben auf den Rasen legten und ihnen so Muße gaben, sich wieder zu erholen. Darauf gingen Beide, während Bessy sorgfältig die Thür verschloß, nach dem Stall, wo sie Rosamunde's, sowie ein zweites Pferd nicht mehr vorfanden. Drei standen noch gesattelt da.

„Rosamunde ist geflohen und der Administrator scheint sie zu verfolgen," sagte Sir Archy, bedenklich den Kopf schüttelnd. „Kommen Sie!"

Sie nahmen Jeder ein Pferd, schwangen sich in den Sattel und sprengten im Galopp nach Glenfan. Der Weg dahin war still und leer, Niemanden trafen sie unterwegs.

Als sie endlich vor dem alten Farmhause anlangten, kam ihnen Miß Deane vor der Thür entgegen, von Mrs. Blunt auf dem Fuße gefolgt.

„Rosamunde!" rief der Vater.

„Rosamunde!" rief Hugo.

„Rosamunde?" wiederholte Miß Deane verwundert. „Sie ist nicht hier, — sie ist auch nicht hier gewesen!"

„O Himmel!" jammerte der Vater zurücktaumelnd. „Rosamunde ist verloren!"

XXVIII.

Ein schurkischer Vertrag.

An demselben Abend, da sich die im vorstehenden Kapitel erzählte Geschichte zutrug, bald nach Einbruch der Nacht, war der bereits erwähnte alte Hawkers allein in seiner Hütte, mit der Bereitung seines Abendbrodes beschäftigt.

Die Lage der Hütte war einsam und schauerlich im höchsten Grade, am Eingange einer tiefen Schlucht, deren felsige Wände, spärlich mit Zweigbäumen und Gestrüpp bedeckt, in einer Höhe von etwa hundert Fuß steil emporstiegen. Ein schmaler, reißender Bach floß nahe an der Hütte vorbei, über welchen zum Uebergang ein dicker Baumstamm gelegt war. Vor der Hütte streckte sich das weite Moor aus und hinter derselben erhoben sich die steilen Hügel.

Die Hütte selbst war nach altem Muster gebaut und befand sich darin nur ein einziger großer Raum, in welchem das Auffallendste, ein ungeheurer Feuerherd, war. Im Uebrigen war die Hütte nur mit dem unumgänglich Nothwendigsten ausgestattet. Der alte Hawkers aber, der, die brennende Pfeife im Munde, vor dem Herd stand und fleißig einen Vogel über dem Feuer umdrehte, schien keine Verlassenheit oder Einsamkeit zu empfinden. Er war ein großer, kräftig aussehender Mann, rauh und muskulös, mit einem rohen, aber listigen Gesicht, welches die niedrigsten Leidenschaften verrieth, — ein Typus, wie man ihn in Zuchthäusern häufig begegnet.

Hawkers war ein Engländer. Er hatte den größeren Theil einer langjährigen Verbannung nach Australien abgebüßt, war aber zurückgekehrt, um sein Vaterland durch seine Anwesenheit zu strafen. Erst wenige

Digitized by Google

Monate hatte er sich wieder in England aufgehalten, als er in Folge der Verwirklichung seiner besonderen Talente in die Hände der Justiz gefallen war. Wieder freigelassen, hatte er sich die gegenwärtige einsame und sichere Zufluchtsstätte gesucht, wo er unter dem Namen Hawkers seit zwei bis drei Jahren zum Schrecken seiner weiten Nachbarschaft lebte und von wo aus er häufige Raubzüge nach den verschiedensten Städten und Flecken des Landes unternahm.

„Es wird Zeit, einen neuen Abstecher zu machen," murmelte Hawkers, den Vogel noch immer umwendend. „Ich mag nicht länger auf der Bärenhaut liegen. Es ist wohl am besten, ich gehe wieder nach London, die Kerle dort sind doch so ängstlich; freilich sind die Beaks in Folge der für jene ausgesetzten Belohnungen so wachsam, daß selbst der Verwegenste bange sein muß. Heut' zu Tage kann man ja auch seinem eigenen Compane nicht mehr trauen. Ich will deshalb Keinen verdammen," fügte er hinzu, „denn für hundert würde ich den Einen oder Andern auch verrathen."

Bei dieser ernsten Versicherung — denn Hawkers glaubte nicht an die Wahrheit des Wortes: „Ehrlichkeit unter den Dieben!" nahm er den Vogel von den Kohlen und machte sich über ihn her, wie ein Hund über einen Knochen.

Er war mitten in seinem köstlichen Schmaus, als Jemand leise an die Thür klopfte. Er erschreckte und sprang auf, wobei sein erster Gedanke war, daß die „Beaks" ihn am Ende gefunden haben möchten.

Das Klopfen wurde wiederholt.

„Wer ist da?" fragte Hawkers mit verstellter Stimme.

„Ein Freund!" war die Antwort.

Die Stimme — der alte Hawkers war ein Kenner von Stimmen, — obgleich dumpf und vorsichtig, war die eines gebildeten Mannes.

„Gut, was wollt Ihr?"

„Ich habe ein gutes Geschäft für Euch, wenn Ihr eins machen wollt. Laßt mich ein, dann will ich mit Euch darüber sprechen."

Es kann recht sein, — es kann aber auch nicht recht sein, dachte Hawkers. Wenn's ein Geschäft für mich ist, gut, so bin ich dazu bereit; ist's aber ein Beak, nun dann müssen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden. Ich will gleich sehen.

Er befieg eine Leiter und öffnete eine kleine Thür, welche sich unmittelbar unter dem Dach befand. Seinen Kopf durch diese Oeffnung streckend, betrachtete Hawkers den Mann da unten. Dieser war in einen langen Mantel gehüllt, sein Gesicht verdeckt durch einen breitkrämpigen Hut. Er war groß, von stattlicher Gestalt.

Sieht aus wie ein wahrer Nobleman, dachte Hawkers. Er ist kein Beak — und scheint allein zu sein.

Er musterte scharf die Umgegend, entdeckte aber, außer einem Pferd, das in geringer Entfernung angebunden war, nichts Außergewöhnliches.

„Ja, er ist allein," murmelte Hawkers. „Beak oder Nobleman, ich kann ihn, wenn's sein muß, bewältigen, obgleich er kein Kind mehr ist."

„Kommt, kommt!" rief der Fremde ungeduldig. „Wollt Ihr mich einlassen oder nicht?"

Hawkers setzte, unbekümmert um diese Worte, seine Betrachtungen noch eine Weile fort, dann antwortete er:

„Ich komme! Habt nur noch ein wenig Geduld."

Der Fremde fuhr zusammen und blickte in die Höhe, aber Hawkers hatte bereits seinen Kopf zurückgezogen und machte das geheime Thürchen wieder zu, worauf er unverweilt die Leiter hinabstieg. Im nächsten Augenblick hatte er die Thür geöffnet und ließ den Fremden herein.

„Nehmt Platz!" lud er seinen Gast ein, nachdem er die Thür wieder gehörig verriegelt hatte, hier ist ein Stuhl. Seid Ihr auch nicht im Irrthum, Sir? Bin ich's wirklich, den Sie suchen?"

„Wenn Ihr Hawkers seid — ja."

„Ich bin Hawkers, ganz wie Ihr mich seht," erklärte dieser unter heiserem Lachen. „Nun weiter — was ist los? Doch erst laßt 'mal Euer Gesicht sehen."

Zu diesem Zweck schürte er das Feuer auf und zündete eine alte, schmutzige Lampe an, die freilich nur einen schwachen Schein von sich warf.

Der Fremde zögerte eine Weile, nahm aber schließlich seinen Hut ab und schlug den Kragen seines Mantels, der beinahe sein ganzes Gesicht verdeckte, zurück. Ein hübsches, stolzes Gesicht, jetzt glühend von einer bösen Leidenschaft, kam zum Vorschein.

Es war das Gesicht Lord Leonhard Evremond's.

Seit seiner Niederlage in Glenfan, die mit der schimpflichen Ausweisung endigte, hatte sich Lord Leonhard meistens in Corburnspath oder auf der Chaussee von dort nach Glenfan aufgehalten. In Corburnspath war es, wo er nach vorsichtigen Erkundigungen von dem alten Hawkers gehört hatte. Nachdem er noch einiges Nähere über diese Persönlichkeit und dessen Wohnort erfahren, hatte er die Hütte aufgesucht.

„Ist's gut?" fragte Lord Leonhard hochmüthig.

„Gut, Mylud," entgegnete Hawkers trocken.

„Mylord?"

„Mylud Leonhard Evremond, wenn Ihr es ganz hören wollt. Glaubt Ihr, daß ich Euch nicht kannte, Mylud? Ich habe Euch schon mehr als einmal gesehen. Im vorigen Jahre warf Ihr zum Besuch bei Miß Deane zu Glenfan. Ich begegnete Euch damals auf dem Moor. Erinnert Ihr Euch dessen nicht noch? In der Stadt erkundigte ich mich dann nach Eurem Namen und habe ihn auch erfahren. Was kann Mylud nun von dem alten Hawkers wünschen?" setzte er mit erheuchelter Unterwürfigkeit hinzu.

„Da Ihr mich bereits kennt, brauche ich mich nicht erst noch einzuführen," sagte Lord Leonhard, der einen Abscheu gegen diesen Menschen empfand. „Ich habe in Corburnspath von Euch gehört; man sagte mir, daß Ihr Euch niemals Gewissensbisse machtet und doch Alles auszuführen im Stande wäret."

„Das hängt davon ab, wie ich bezahlt werde,"

Digitized by Google

meinte Hawkers. „Ein großes Geschäft und kleine Bezahlung, dabei bedenke ich mich allerdings."

„Es wird ferner behauptet," fuhr Lord Leonhard fort, „daß Ihr beinahe schon jedes erdenkliche Verbrechen begangen hättet."

„Die Leute schwicheln nur," versetzte Hawkers mit widerlichem Lachen. „Ich habe freilich schon Manches gethan, aber doch nur, wenn es gut lohnte."

Bei diesem Geständniß sah er seinem Gast mit eigenthümlichem Augenblinzeln an.

Lord Leonhard schlug wie zufällig die eine Seite seines Mantels zurück, so daß der Griff eines Revolvers sichtbar wurde.

„Ich kann Euch gut bezahlen für den etwaigen Dienst, den Ihr mir erweisen werdet," versicherte er. „Setzt Euch, Hawkers!"

„Nun sprecht, Mylud, und kommt zur Sache," drängte Hawkers, indem er sich setzte. „Ihr und ich, wir sind allein hier, und wenn ich Euer Geschäft nicht annehmen sollte, nun, so ist ja auch weiter nichts dabei; ich werde nicht darüber sprechen und würde es selbst dann nicht thun, wenn ich dazu auf irgend eine Weise veranlaßt werden sollte."

Lord Leonhard warf einen forschenden Blick durch die Hütte und sagte dann in vertraulichem Tone:

„Man sagt, Ihr hättet da in dem Fischerdorf ein Schiff, ist dem so?"

„Ja, das ist so. Ich kaufte es erst kürzlich. Es ist ein kleines, hübsches Fahrzeug von sieben Tons, oder so ungefähr; es liegt ungefähr eine halbe Meile diesseits des Dorfes."

„Und wie weit von hier?"

„So ungefähr sechs Meilen."

„Könnt Ihr das Schiff führen?"

„Ob ich es führen kann? Das sollte ich meinen. Ich bin keine Landratte. Ich bin geboren und erzogen in einem Fischerdorfe und habe schon mehr Schiffe geführt, als ich aufzählen kann."

Lord Leonhard schwieg einen Augenblick nachdenklich.

„Was beabsichtigt Ihr denn eigentlich?" fragte Hawkers. „Soll ich vielleicht mit Euch eine Reise machen?"

„Nein, nicht mit mir, aber mit einem Andern," flüsterte Evremond.

„Und wer ist der Andere?

„Ein Mensch, der niemals wieder an's Ufer kommen muß. Versteht Ihr? Er muß über Bord fallen, mit einem Gewicht an den Füßen."

Lord Leonhard's Augen blitzten bei diesen Worten, die er mehr hervorhauchte als sprach.

„Ich verstehe," versicherte der alte Hawkers, seinen Gast mit offenem Erstaunen musternd. „Hiernach sehe ich, Mylud, daß Ihr einer Meinesgleichen seid. Geburt, Blut, Erziehung, Vermögen, dies Alles macht keinen Unterschied. Was doch Alles aus dem Menschen werden kann! Wir, Ihr und ich, sind also von einem Schlag, das freut mich!"

Er streckte seine rauhe, schmutzige Hand Lord Leonhard entgegen, welche dieser, obwohl er eine innere Abneigung gegen diesen verkommenen Menschen hatte, ergriff, da er ihn durchaus für sich gewinnen wollte.

„Nun fahrt nur fort, Mylud," sagte Hawkers zutraulich. „Wer ist der Mann, der zum Himmel zu befördern ist?"

„Er ist ein junger Maler, Namens Hugo Chandos, der sich augenblicklich zu Glenfan aufhält. Er ist ein Kind der Liebe — ein Sohn von Miß Deane —"

„Ah!" unterbrach ihn Hawkers.

„Er ist mir im Wege," fuhr Lord Leonhard fort. „Er beabsichtigt, nach ein oder zwei Tagen nach London zu gehen; er aber darf nicht fort. Es ist mir wichtig, daß er ganz im Stillen verschwindet, ohne ein Zeichen zurückzulassen, wodurch man ihm auf die Spur kommen könnte. Es scheint mir das Beste, wenn er mit auf See genommen und über Bord gestürzt wird. So lange er am Leben ist, kann ich nicht frei athmen. Wollt Ihr dies Geschäft für mich ausführen?"

„Ja."

„Und kann ich mich auf Euch verlassen?"

„Wie auf einen Hund — selbstverständlich, wenn Ihr gut bezahlt."

„Ich will Euch hundert Pfund geben."

Hawkers entschlüpfte unwillkürlich ein Pfiff.

„Fünfhundert!"

„Ist Euch Eure innere Ruhe nicht mehr werth als lumpige fünfhundert Pfund?" fragte Hawkers in verächtlichem Ton. „Für das Wegräumen dieser kleinen Last von Eurem Herzen, damit Ihr frei athmen könnt, muß ich wenigstens tausend Pfund haben. Wenn Euch das nicht recht ist, hal's auch nichts zu bedeuten."

Evremond, welcher im Nothfall noch mehr gegeben hätte, um für sich und seinen Sohn den Titel und die Güter Berwicks zu retten, willigte ohne Bedenken in die Forderung.

„Hundert Pfund als Handgeld!" bemerkte Hawkers.

Evremond zog seine Börse und zählte die erwähnte Summe auf.

„Hier ist es," sagte er. „Wann wollt Ihr das Geschäft abmachen — diese Nacht?"

„Ja, diese Nacht. Ich will den jungen Mann fangen, mag er in oder außer dem Bett sein, ihn auf mein Schiff schaffen und dann weiter mit ihm verfahren. Wann gedenkt Ihr mir die übrigen neunhundert Pfund auszuzahlen?"

„Morgen Abend, wenn die That vollbracht ist. Ich werde dann zu derselben Stunde wieder hier sein. Wißt Ihr jetzt Bescheid?"

„Vollkommen! Doch, um sicher zu gehen, gebt mir eine Beschreibung von dem Burschen."

Evremond kam diesem Wunsche nach, indem er Hugo mit der größten Genauigkeit beschrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

(Für die „Pfälz. Volkszeitung.")

Was beinahe jeder Ehemann denkt.

Daß alle Mädchen früher in ihn verliebt waren.

Daß es alle Wittwen jetzt sind.

Daß, wenn er seine Frau verlöre, er jederzeit wieder heirathen könne.

Daß alle seine Bekannten Narren sind.

Daß er nicht so verrückt sei, irgend Jemand seiner Schwester oder Tochter vorzustellen.

Daß seine Frau etwas eifersüchtig ist.

Daß sie einst ein hübsches Mädchen war.

Daß seine Mutter ihre Haushaltung besser geführt habe, als seine Frau es thue.

Daß, wenn er je speculiren würde, er ohne Zweifel ein großes Vermögen erringe.

Daß er lieber auf dem Lande als in der Stadt leben möchte.

Daß seine Töchter hoffentlich nicht so dumm sein werden, sich zu verheirathen.

Daß seine Schwiegermutter sonst eine ganz gute alte Dame sei, aber — —

Daß Cigarrenrauchen noch nie einem Manne geschadet habe.

Daß, wenn seine Frau eine andere Hausordnung hätte, sie sich nicht alle Quartale nach andern Dienstmädchen umsehen müsse.

Daß seine Hemdenknöpfe arg vernachlässigt sind.

Daß er alte Junggesellen verachtet.

Was beinahe jede verheirathete Frau denkt.

Daß sie in ihrem sechszehnten Jahre sehr hübsch war.

Daß sie viele Heirathsanträge hatte, oder hätte haben können.

Daß alle ihre Damenbekanntschaften fünf Jahre älter sind, als sie sagen.

Daß sie ein gutes Gemüth habe.

Daß, wenn ihr Mann ihrem Rathe gefolgt hätte, er schon längst ein reicher Mann wäre.

Daß die Leute doch gar zu viel aus Fräulein X. machen — an der gar nichts sei, als ihr Staat.

Daß ihre Schwiegermutter doch eine sehr curiose Frau sei.

Daß ihre Schwägerin doch allzugroße Prätensionen mache.

Daß ihre Töchter doch hübscher seien, als alle anderen Mädchen in der Nachbarschaft.

Daß sie doch wissen möchte, wo ihr Mann bis spät in der Nacht verweile.

Daß ihr ältester Sohn gerade so werde wie sein Vater.

Daß ihre Dienstmädchen die nichtsnutzigsten in der Stadt sind.

Daß sie einen trefflichen Geschmack für ihre eigene Garderobe wie auch für ihre Töchter habe.

Daß sie nie in Zorn gerathe.

Daß sie alte Jungfern bedauere.

Dixi.

* (Gas-Laternen.) Der Bedienstete, dem es oblag, die Gaslaternen rechtzeitig anzuzünden und wieder auszulöschen, wurde vor den gestrengen Herrn Bürgermeister citirt, angeklagt auf seinem Posten eingeschlafen zu sein und die städtischen Laternen erst nach Tagesanbruch ausgelöscht zu haben. Der Laternenmann erklärte sich für schuldig, fügte aber die Bemerkung bei: „Selle Verluscht will ich schunn widder gut mache; vor die nächschte acht Tag mach ich all die Laterne e Schtunn frieher aus unn do simmer widder bei!" — So geschehen in einer Stadt keine Tagreise von „Maunem."

* (Stürmisch.) Von einem gewissen Schmied wird erzählt, daß er seiner Frau zum Erstenmale während eines Sturmes begegnete, dann nahm er sie in einem Sturm zur Tanzbelustigung, hielt im Sturm um ihre Hand an, heirathete sie als er einen Sturm hatte und lebte bisher stets im Sturme mit seiner Ehehälfte, hofft aber, daß ihr Begräbnißtag ein angenehmer sein wird.

* (Gut.) „Ich habe meinen Appetit verloren!" seufzte am verflossenen Sonntag ein bekannter Gourmand aus der Nachbarschaft, als er sich von der Tafel im „Schwanen" erhob. — „Ich hoffe, daß ihn kein Lehrer aus Ihrer Gegend gefunden hat, denn derselbe wäre bald ein ruinirter Mann!" bemerkte sein Tischnachbar.

* (Spät aber doch!) Dieser Tage machte ein Weib aus dem Volke am Pressburger Stadthauptmannamte die Anzeige, daß ihr Ehemann verloren gegangen sei. Als an das Weib die Frage: „Wie lange vermissen Sie schon Ihren Mann?" gestellt wurde, antwortete es: „Seit 1½ Jahren!"

Gemeinnütziges.

* (Gras, Verbesserung desselben unter den Bäumen.) Um das Gras unter den Bäumen, welches auf wohlgebauten Aeckern wächst und zur Viehfütterung besonders tauglich ist, gleich zu erzielen, braucht man es nur bei regnerischem Wetter mit kohlensaurem Natron oder Soda zu bestreuen, wodurch ein herrliches Gras erzielt wird, wie mannigfache Versuche bewiesen haben.

Räthsel.

Mit A beschwerlich,
Mit J gefährlich,
Mit U begehrlich,
Mit A so drückend,
Mit J berückend,
Mit U beglückend.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 69. Kaiserslautern, 27. August 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von Ed. Wagner.

(35. Fortsetzung.)

Einige Minuten später ging er hinaus, bestieg sein Pferd und galoppirte davon, denn er beabsichtigte, sich noch an diesem Abend in Corburnspath zu zeigen, damit er, sollte die beraubte Mutter ihn etwa als den muthmaßlichen Mörder angeben, sein Alibi mit Erfolg nachweisen könne.

Kaum hatte er Hawkers verlassen, als dieser sich auch zu einer Tour bereit machte. Er steckte allerlei Einbruchsgeräthschaften, sowie ein Messer und einen Revolver zu sich, verschloß die Thür der Hütte und begab sich in einen hinter derselben befindlichen Schuppen, wo er einen Hochlandspony hatte.

„Ich werde das Geschäft sicher genug abmachen," murmelte er, während er seinen Pony sattelte. „Ich werde den jungen Maler so tief sinken lassen, daß es ihm vergehen wird, wieder an's Land zu kommen. Meine tausend Pfund sind mir sicher und was noch besser ist," setzte er schmunzelnd hinzu, „ich sehe einen Weg, um in Zukunft noch manches Tausend Pfund zu heben. Ich vermuthe meines saubern Lud's Geheimniß. Ich kann mir wohl denken, wer des jungen Malers Vater war. Mylud Leonhard Evremond wird sich durch dieses Werk selbst die Hände binden und ich werde daraus meinen Nutzen ziehen — einen hübschen, dauernden Nutzen."

Nachdem er seinen Pony gesattelt hatte, versah er sich noch mit einigen Stricken, bestieg dann das Pferd und ritt nach Glenfan zu.

XXIX.

Hawkers Plan gelingt.

Die Besitzung des Baronets aber das Verschwinden Rosamunde's wurde durch den Schrecken Hugo's nur noch erhöht.

„Nicht hier!" rief Sir Archy verzweifelnd. „Rosamunde nicht hier!"

„Nicht hier!" murmelte Hugo erblassend. „Um des Himmels Willen, wo ist sie denn?"

Die Angst und die Besorgniß dieser Beiden bemächtigte sich auch Miß Deane.

„Ich weiß es nicht," sagte sie. „Ich habe nichts von ihr gesehen. Hat sie das Moorhäuschen vor Ihnen verlassen?"

„Ja."

„Und allein?"

Sir Archy bejahte stöhnend.

„Sollte sie vom Wege abgekommen sein?" meinte Miß Deane besorgt. „Die Nacht ist doch nicht so finster und der Weg eben. Es scheint kaum möglich, daß sie sich verirrt haben könnte. War sie zu Pferde?"

Eine bestätigende Antwort erfolgte.

„Dann müssen Sie sie verfehlt haben. Sie wird wohl bald kommen und man hat noch keine Ursache, zu verzweifeln."

„Das muß es sein; wir haben sie nur verfehlt," pflichtete Hugo bei. „Ich will zurückkehren und sie aufsuchen."

Er eilte zu seinem Pferde, schwang sich in den Sattel und jagte den schmalen Weg entlang der Straße zu, von Sir Archy, der sich gleichfalls mit Blitzesschnelle in den Sattel geworfen, gefolgt.

Als sie die Chaussee erreicht hatten, trafen sie einen Reiter, welcher hier anscheinend gerade ausruhte. Die Erscheinung dieses Mannes nahm einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Er war groß und kräftig, von rohem Aussehen. In seinen Augen lag etwas so Boshaftes, als er Hugo scharf ansah, daß diesen ein unheimliches Gefühl ergriff.

Dieser Mann war der alte Hawkers.

Sir Archy und Hugo ritten nahe an den Hochlandspony heran und Hugo fragte höflich:

„Sind Sie an dem Moorhäuschen vorbeigekommen, Sir?"

Hawkers betrachtete den Fragenden genau, dann erwiderte er, indem er seinen Hut lüftete:

„Nein, Sir, ich kam quer über's Moor. Sie scheinen in dieser Gegend fremd zu sein, wie ich sehe. Vielleicht sind Sie der junge Maler, von dem die Leute sagen, daß er zum Besuch nach Glenfan gekommen sei," setzte er mit Neugierde hinzu, wobei er das Gesicht und die Gestalt Hugo's aufmerksam musterte.

„Ja, der bin ich," erklärte Hugo ungeduldig. „Haben Sie nicht Jemanden auf Ihrem Wege gesehen, vielleicht eine Dame zu Pferde?"

Hawkers antwortete verneinend, worauf Hugo sofort sein Pferd wandte und mit dem Baronet davonsprengte.

„Ein schurkenhaft aussehender Bursche, Mr. Chandos," sagte Sir Archy. „Er machte einen schlechten Eindruck auf mich."

„Auf mich ebenfalls," erwiderte Hugo. „Ich wünsche, daß Miß Wilchester ihm nicht begegnet. Seine Augen hatten einen eigenthümlichen, ich kann wohl sagen blutdürstigen Ausdruck, als er mich ansah. Als Feind würde dieser Mensch gefährlich sein."

Digitized by Google

Forschend schweiften ihre Blicke über das Moor, während sie hastig vorwärts ritten, von Zeit zu Zeit den Namen Rosamunde's rufend; aber vergebens: nirgends war eine menschliche Gestalt sichtbar, niemals erhielten sie eine Antwort. So kamen sie beim Moorhäuschen an. Alles war dunkel, nur in Rosamunde's Zimmer schimmerte noch ein Licht.

„Vielleicht," sagte Sir Archy, „mag Rosamunde bemerkt haben, daß sie verfolgt wurde, und ist durch das Gesträuch wieder zurückgekehrt. So ist es möglich, daß sie in diesem Augenblick auf ihrem Zimmer ist."

Er ritt dicht an das Haus, stieg vom Pferde und klopfte stark an die Thür.

Das Fenster wurde oben geöffnet und Bessy sah heraus.

„Wer ist da?" fragte das Mädchen ängstlich.

„Ich bin's — Sir Archy," antwortete der Baronet. „Ist Rosamunde hier?"

„Miß Rosamunde?" fragte Bessy bestürzt zurück. „Ist sie nicht nach Glenfan? Ich habe sie nicht wieder gesehen, seit sie das Hauk verlassen hat. Ach, meine arme, gute Herrin!"

„Bist Du allein?"

„Ja, Sir, nur meine Großmutter ist noch bei mir."

„Was ist aus Jason Hodd und Hilks geworden, die wir hier liegen ließen?"

„Der Administrator kam zu ihnen zurück, als sie eben wieder zur Besinnung gekommen waren. Dann gingen sie nach Glenfan zu und zwar zu Pferde."

Sir Archy seufzte tief. „Und Moon?" fragte er weiter.

„Den habe ich nicht wieder gesehen, seitdem ihn der Administrator zum Stall schickte. Dort muß er gewesen sein, als Rosamunde ihr Pferd geholt hat, wenn ihr dies überhaupt möglich gewesen ist."

„Sie ist in Moon's Hände gefallen," klagte der Baronet, „und die Hodd's haben sie dann entführt."

„Wahrscheinlich ist sie zu Fuß nach Glenfan gegangen und hat sich absichtlich von dem Hauptwege fern gehalten," fiel Hugo rasch ein; „denn sie wird nicht in den Stall gegangen sein, da sie wußte, daß Moon darin war. Wir müssen das Moor nach ihr durchsuchen."

Er ritt zum Stall. Die Thür stand weit offen, die Pferde waren fort. Kaum hatte er dies bemerkt, als er sich auch schon wieder umwandte und Sir Archy zurief:

„Zurück nach Glenfan! Wenn Miß Wilchester dort noch nicht angekommen ist, wollen wir eine gründliche Nachforschung nach ihr anstellen. Verzweifeln Sie nur nicht, Sir Archy, wir werden sie diese Nacht noch finden."

„Wenn wir nur mehr Hülfe hätten," versetzte der Baronet.

„Diese werden wir haben. Meiner Mut— Miß Deane's Diener ist heute nach Corburnspath gegangen, um meinen Begleiter, Martin Kroß, zu holen. Sie müssen bald ankommen. Und die Haushälterin auf Glenfan eilte sofort, als Mrs. Blunt die Nachricht von Ihrer Gefahr brachte, zu dem Pächter und den Arbeitern um Hülfe. Mit diesen Leuten können wir vielleicht schon auf unserm Wege zusammentreffen. Fassen Sie daher Muth, Sir Archy. Es wird Alles gut werden."

Die Strecke nach Glenfan war wieder zurückgelegt, ohne daß eine Spur von der Vermißten entdeckt worden wäre. Hier trafen sie einen Trupp Reiter, unter denen sich auch Martin Kroß befand, der hocherfreut war, seinen Herrn wiederzusehen; die Uebrigen waren der Pächter, die Arbeiter und Miß Deane's Bursche.

„Ist Miß Wilchester jetzt angekommen?" fragte Hugo.

„Nein, Mr. Hugo," erwiderte Martin Kroß, die junge Dame ist nicht hier, auch habe ich sie nicht auf meinem Wege nach Corburnspath getroffen."

„Dann müssen wir sie suchen, auf dem Moor, zwischen den Bergen und auf dem Wege zur See!" rief Hugo. „Theilt Euch zu Zweien ab. Sie sind schon zu sehr erschöpft, Sir Archy, lassen Sie uns allein suchen."

„Nein, nein! ich muß daran Theil nehmen. Unthätigkeit würde mich tödten. Ich glaube, sie ist irgendwo auf dem Moor oder im Gebüsch beim Hause. Ich will deshalb die Hälfte dieser Leute in jene Richtung führen."

„Dann will ich den Weg zur See nehmen," versetzte Hugo. „Die Hodd's können Rosamunde vielleicht ergriffen und in ein sicheres Versteck gebracht haben, denn sie werden nicht wagen, sie nach Corburnspath zu bringen. Lassen Sie einige dieser Leute mit dem Pächter nach den Bergen gehen. Martin, Du kommst mit mir!"

Es folgte noch eine kurze Berathung, während welcher Hugo, dem die häßliche Physiognomie des alten Hawkers, den er kurz vorher an dieser Stelle gesehen hatte, plötzlich wieder einfiel, nach diesem Menschen umschaute; dieser aber war verschwunden, und im nächsten Augenblick hatte Hugo ihn auch wieder ganz vergessen.

Und doch, hätte Hugo nur etwas schärfer die Hecke, welche sich an der Straße hinzog, durchschaut, er würde Hawkers bemerkt haben, wie er am Zaune hinkrach und in einiger Entfernung seinen hier angebundenen Pony löst. Er hatte bei der eben stattgefundenen Besprechung gelauscht und war, erfreut über das für ihn so günstige Resultat dieser Berathung, jetzt im Begriff, seinem Opfer vorauszureiten und es an geeigneter Stelle zu überfallen.

„Nun sind mir die übrigen neunhundert Pfund ebenso sicher, als hätte ich sie schon in der Tasche," murmelte er, „und noch manches Tausend dazu, Mylud Leonhard. Der alte Name Berwick kann nicht vor Schimpf und Schande bewahrt bleiben, ohne daß genügend derartige Pflaster auf meinen Mund gedrückt werden."

Innerlich lachend bestieg er seinen Pony und ritt die Straße hinab.

Unterdessen war die Besprechung zwischen Sir Archy,

Digitized by Google

Hugo und dem Farmer beendigt, und hatten die kleinen Trupps sich in den angegebenen Richtungen in Bewegung gesetzt.

„Ich halte diesen Weg für den überflüssigsten, Mr. Hugo," sagte Martin, als sie allein waren. „Wenn die junge Dame auf dieser Straße gewesen wäre, würde sie nicht an Glenfan vorübergegangen sein."

„Sie könnte aber aufgegriffen sein," entgegnete Hugo. „Ich würde nicht ruhig sein können, wenn diese Straße nicht untersucht bliebe."

Martin warf, während sie nun dahintrabten, einen scharfen Blick auf seinen Herrn und fragte besorgt:

„Sie sehen etwas blaß aus, Mr. Hugo, ist es die Sorge um die junge Dame, oder ist etwas auf Glenfan passirt?"

„Dort ist Alles in Ordnung," rief Hugo, in dessen Gesicht eine momentane Röthe aufstieg. „Ich habe eine Mutter gefunden, Martin, und bei ihr die Liebe, nach welcher ich mich mein Lebenlang gesehnt habe. Auch einen Namen habe ich gefunden; nur bleibt mir das Recht darauf noch zu beweisen übrig. Es ist Alles so, wie ich vermuthet habe. Ich bin der Sohn Lord Paget Evremond's und dessen Frau Gertrud, vormals Miß Deane."

„Gott sei Dank!" stieß Martin inbrünstig heraus.

„Nur ist noch die Heirath zu beweisen," fuhr Hugo fort. „Der Geistliche — ein Mr. Comp — verließ seine Gemeinde in Deutschland bald nach der Heirath meiner Eltern. Man sagt, daß er jetzt in England sei. Ich werde daher zur Stadt gehen und Nachforschungen nach ihm anstellen, was ich freilich so geheim wie möglich betreiben werde. Sollte dies indeß vergebens sein, dann werde ich nicht unterlassen, auf öffentlichem Wege ihn aufzusuchen. Ist er aber todt, dann werde ich mich bemühen, die Trauzeugen aufzufinden. Lord Leonhard bestreitet zwar diese Heirath, aber ich glaube, sie beweisen zu können," setzte er leuchtenden Auges entschlossen hinzu.

„Ich will Ihnen behülflich sein, Mr. Hugo," versicherte Martin lebhaft. „Verlassen Sie mich nicht wieder so lange, denn Niemand kann wissen, was Ihnen jetzt zustoßen kann, da Lord Leonhard Ihr Feind ist — und das ist er! Gegenwärtig ist er im Wirthshause zu Corburnspath. Ich habe schon immer gefürchtet, daß er etwas Böses gegen Sie im Schilde führt, denn warum sollte er sich sonst in dieser Jahreszeit hier aufhalten?"

„Ja, er hat Böses gegen mich im Sinne," erwiderte Hugo kurz, eine Erzählung seines Abenteuers mit Lord Leonhard vermeidend. — „Komm', laß' uns eilen, Martin."

Sie ritten rasch vorwärts, alle Gegenstände in's Auge fassend und dann und wann den Namen Rosamunde's laut rufend. Mehrere Meilen hatten sie bereits zurückgelegt. Als sie sich der See näherten, belebte sich Hugo's Eifer und er trieb sein Pferd dermaßen an, daß Martin ihm nicht folgen konnte.

„Wir werden bald Gewißheit erlangen," murmelte er, seine Augen auf den hellen Streifen am Horizont gerichtet, der mit jedem Augenblick größer wurde. „Wir sind bald da."

Er strengte seine Augen an, um Gestalten am Ufer oder Segel auf der See zu entdecken, doch bemerkte er nichts Derartiges. Brennend vor Ungeduld, trieb er sein Pferd zu größerer Hast an und flog im Galopp dem Ziele zu. Martin Kroß, der nur ein Ackerpferd von der Farm ritt, folgte in einiger Entfernung in mäßigem Trabe.

Nur noch ein kleines Gehölz, dann ist die offene See erreicht, dachte Hugo. O Rosamunde, könnte es nur meine Hand sein, die sie rettete!

Er stürzte in das Gehölz, einen kleinen Tannenwald, welcher sich in schmalen Streifen zu beiden Seiten des Weges hin erstreckte und denselben bedeutend verdunkelte. Mitten in dieser Hölzung befand er sich und konnte bereits die jenseitige Lichtung sehen, als plötzlich sein Pferd sich bäumte und schnaubend zurücksprang. Hugo's Bemühungen, das scheue Thier zu beruhigen, waren vergebens, im Gegentheil, es machte noch einen gewaltigen Satz und Hugo lag am Boden.

In demselben Augenblick sprang eine Gestalt — die des alten Hawkers — aus dem Gebüsch hervor und versetzte dem Gestürzten einen so schweren Schlag, daß er sofort besinnungslos war.

„Gut so," murmelte Hawkers. „Das Uebrige ist leicht."

Dann ergriff er das Pferd, das mit einigen wilden Sprüngen in's Gehölz gerannt war und führte es zu dem Bewußtlosen zurück. Es war dem kräftigen Schurken eine leichte Aufgabe, Hugo auf's Pferd zu heben und festzubinden. Hierauf führte er das Pferd zu der Stelle, wo er seinen Pony gelassen hatte. Dieser bestieg er und rasch ging es vorwärts, der See zu.

„Das geht Alles besser, als ich vermuthet hatte," sagte Hawkers zu sich selbst. „Sein Begleiter ist nach dem Pferde zu urtheilen, wenigstens noch zehn Minuten zurück und wenn der an dieser Stelle sein wird, werden wir schon weit auf dem Wasser schwimmen."

„Er bog in einen Seitenweg und gelangte in einigen Minuten an das Ufer einer kleinen Bucht, in welcher, verborgen unter dem hohen, überhängenden Felsenufer, sein Fahrzeug lag.

„Alles noch in Ordnung," murmelte Hawkers; „Niemand ist seit meinem letzten Besuch hier gewesen."

Er stieg vom Pferde und horchte. Nichts hörte und sah er von einer Verfolgung Martin Kroß'. Nur an diesen dachte er, an keinen Andern, denn die Bucht lag einsam, mehr als eine halbe Meile von dem Fischerdorfe entfernt, dessen Einwohner zum größten Theil mit ihm verwandt waren. Er nahm sodann sein Opfer vom Pferde, band es von Neuem und brachte es auf's Schiff.

„Nein, es ist Niemand hier gewesen," murmelte Hawkers, sich auf dem Schiff umsehend. „Alles ist, wie es sein muß."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die politischen Erbschleicher.

Jetzt, meint ihr, habt ihr's, wie die Karten fallen!
Kronprinzen träumt ihr euch in Väterhallen,
Das Doppelspiel fängt wieder an.
Zur Schlafmütz' schneidert ihr die Tricolore,
Und eh' dem Land sie schief sitzt auf dem Ohre
Näht ihr den weißen Zipfel dran.

Erbschleicher erst bei Versaillerbande,
Erbschleicher bei der Republik, und Schande!
Erbschleicher bei dem Better heut'!
Ihr wähnt, daß ein Jahrhundert ging verloren,
Und daß ein Volk, zur Freiheit erst geboren,
Selbst seine große That bereut!

Ein König, hofft ihr, könnt' es euch vergessen,
Daß euer Haupt auf seinen Thron gesessen,
Den Volksgunst zum Herrscher kor?
Pocht im Gewissen euch kein leises Mahnen,
Daß durch den Wahrspruch eures schlauen Ahnen
Sein Ahnherr Thron und Kopf verlor?

Die Rebellion, die einst in schwacher Stunde
Den Kuß ertrug von eurem Judasmunde,
Der Mutter speit ihr in's Gesicht.
Bald springt vom Boden sie in Waffen prächtig
Sie faßt das Schwert, das sieggewohnte mächtig
Und ruft euch zu: ench kenn' ich nicht!

Die große Lüge von den zwei Gewalten,
Die in der Schwebe gleich die Wage halten,
Der riffet ihr den Schleier ab.
Für dieses Eine mag Frankreich danken:
Vorbei ist jetzt der feigen Geister Schwanken —
Ihr grubt dem Justemilien sein Grab.

Wie sich der große Kampf Europas schlichtet,
Die Freiheit oder Macht, ihr seid gerichtet,
Ihr seid gebrandmarkt' ihr seid todt.
Denn auf des Kampfes neu erschloss'nen Bahnen
Um Frankreich ringen nur noch zwei der Fahnen,
Die eine weiß, die andere roth!

Am Walensee, 17. Aug. 1873.

Gottfried Kinkel.

(Nh. Z.)

Feuilleton.

* Ein Vorsichtiger. Junge Damen und Herren machen eine Landpartie und treffen einen Bauernjungen an, der Schafe hütet. Mit diesem beschließt ein etwas naseweises Fräulein, „einen kleinen Spaß zu machen", geht also zu ihm hin und fragte ihn, ob er schon eine Frau habe.

„Noi!" ist die Antwort.

„Gut! so will ich Dich heirathen!" erwiedert das Fräulein.

Der Junge aber blöckt die Zähne und sagt abermals: „Noi!"

Nun stellt ihm einer aus der Gesellschaft vor, daß er, wenn er das Fräulein heirathe, eine schöne Menge Geldes bekomme, alle Tage sein herrliches Essen und Trinken habe, und keine Schafe mehr zu hüten brauche.

Bei diesen Worten lacht der Junge so in sich hinein und sagt: „Dös kann scho sei, aber i mag halt net!"

„Aber warum willst Du mich nicht heirathen?" fragt jetzt das Fräulein fast pikirt, „Du mußt doch einen Grund dazu haben!"

„Natürlich hab' i en Grund!" versetzte der Junge, „gud, wenn i Di' nähm, hätt' i mehr z'hüte, als an meiner Schafherd'!"

* Ochsenknechtliche Kalkulation. Wegen Erkrankung des Kutschers mußte der Ochsenknecht die gnädige Fräulein spazieren fahren, nachdem er versichert hatte, mit dem Fuhrwerk umgehen zu können. Es geht gut bis zur nächsten Straßenbiegung, hier aber schlug er mit seiner schönen Last um und wird von diesen für seine Ungeschicklichkeit mit Vorwürfen überhäuft. Weil aber kein Unglück geschehen, erwidert er ganz ruhig: „s' ist ganz gut gangen; wenn ich einen Wagen mit Holz g'führt hätt', müßt ich's wieder aufladen, Ihr aber kriechet von selber wieder in den Kasten."

* Aus der Schulstube. Lehrer: Was sind Engel?

Erster Schüler: Die Engel sind .... die Engel sind ....

Zweiter Schüler: (flüstert ihm schnell zu): Die Engel sind pure Geister, welche Verstand und freien Willen, aber keine Leiber haben.

Erster Schüler: Die Engel sind Bürgermeister, welche Verstand und freien Willen aber keine Weiber haben.

† Auf einem New-Jerseyer Kirchhof ist ein einfacher Grabstein der folgende Inschrift trägt: „Julia Adam, starb an dünnen Schuhen, April, 18. 1839, in ihrem 19. Jahre.

Räthsel.

Stillen Zaubers naht mein Erstes sich,
Um die halbe Welt der Ruh' zu weihen;
Kühnen Muthes lehrt mein Zweites dich
Aus den Schädeln Wahrheit prophezeien.
Nun vereine Beide durch ein i,
Dann entzückt des Ganzen Melodie.

Auflösung des Räthsels in Nr. 68.

List — Last — Lust.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Zunger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 70. Kaiserslautern, 31. August 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(36. Fortsetzung.)

„Er legte Hugo auf's Deck und ging zu den Pferden zurück.

„Geh' heim, Barefoot, geh' heim," sagte er zu seinem Pony, indem er ihn streichelte. „Fort mit Dir!"

Das Thier schien ihn richtig verstanden zu haben, denn es drehte sich um und trabte denselben Weg zurück, den es gekommen war. Dann gab der alte Hawkers Hugo's Pferd einen derben Schlag und jagte es davon.

Die sind fort, dachte Hawkers, als er wieder auf sein Fahrzeug ging. Barefoot wird, wie immer, sicher nach Hause finden, und das andere Thier geht mich nichts an. — Nun vorwärts! Der Wind ist günstig. Ich habe eine leichte Arbeit für die tausend Pfund. Nur ein kurzes Segeln und dann —

Er spannte die Segel, lichtete den Anker und hinaus trieb das Schiff in die offene See. Schon durchschnitt es mit rasender Schnelligkeit die Wogen, als Hugo plötzlich die Augen öffnete und in größter Verwunderung um sich blickte.

„Ihr seid hier am rechten Ort, Mr. Chandos," sagte Hawkers lächelnd.

„Wo bin ich?" fragte Hugo in größter Verwirrung, indem er seine Fesseln abzustreifen suchte.

„Auf der See seid Ihr, um eine Gesundheitsreise zu machen. Ich bin überzeugt, Ihr werdet nach dieser Tour niemals wieder Schmerzen noch Leiden haben."

„Ich — ich erinnere mich Eures Gesichts," sagte Hugo schwach. „Ich traf Euch am Wege bei Glenfan."

„Sehr richtig, Sir. Es freut mich, daß Ihr ein so gutes Gedächtniß habt; ich glaubte schon, Ihr hättet es beim Fall vom Pferde verloren."

„Was wollt Ihr mit mir machen? Weshalb bin ich Euer Gefangener? Warum nehmt Ihr mich mit auf See?"

„Eines Geschäfts wegen, das ich mit Lud Leonhard Coremond abgeschlossen habe," entgegnete Hawkers kalt.

„Ein Geschäft! Hat er Euch gedungen mich umzubringen?"

Der alte Hawkers antwortete zustimmend.

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich Hugo's Brust, als er seine völlige Hülflosigkeit einsah.

„Es ist kein Entkommen möglich!" stöhnte er leise.

„Nein," bemerkte der Mörder. „Wir sind bereits eine gute Strecke vom Ufer. Es ist zu spät für irgend Jemanden, uns zu verfolgen. Binnen einer Stunde werdet Ihr auf dem Meeresgrunde liegen."

Hugo blickte starr vor sich hin.

„So früh zu sterben!" seufzte er. „Habt Ihr kein Erbarmen?"

Hawkers lachte wild auf.

„Erbarmen!" rief er. „Hat man mit mir Erbarmen gehabt?"

„Ich will Euch bezahlen für mein Leben, ich will Euch mehr geben, als Ihr von Lord Leonhard bekommt."

„Das habe ich schon Alles bedacht. Ihr würdet mir vielleicht eine größere Summe geben, wenn Ihr sie hättet — aber Versprechen ist noch immer kein Bezahlen. Ihr würdet auch nicht Euer Leben lang am Herzen bluten, wie dies bei Lud Leonhard der Fall sein wird. Nein, das ist unnützes Geschwätz; ich will mein Versprechen halten. Erhebt Euch und nehmt Abschied vom Lande für immer."

Unwillkürlich folgte Hugo diesen Worten. Am Ufer erblickte er einen Mann, der kein Anderer sein konnte, als Martin Kroß. Es schien, als überlege er, was zu thun sei.

„Er sieht das Schiff!" murmelte er, „und ich glaube, er sieht auch mich, aber zu spät! — Ach, zu spät!"

„Ja, zu spät!" bestätigte Hawkers. „Er mag nach dem Dorfe laufen und ein Schiff miethen; aber bis zu dieser Zeit seid Ihr von Eurem Uebel befreit — und das ohne die Hülfe eines Arztes."

Hugo starrte noch immer auf die mehr und mehr verschwindende Gestalt am Strande, dann wandte er sich zu Hawkers und sagte:

„Ich habe Euch noch niemals etwas zu Leide gethan!"

„Es ist nicht, daß ich meinen Haß befriedigen will," entgegnete Hawkers kühl, „denn ich habe ebenso wenig etwas gegen als für Euch. Wonach ich strebe, ist ein bequemes Leben und viel Geld; jetzt habe ich einen Weg zu Beidem. Also verschwendet keine Worte mehr, um Gnade von mir zu erbitten."

Nach und nach verschwand die Gestalt am Ufer Hugo's Blicken.

„Sterben, ehe der Kampf noch halb ausgefochten ist!" murmelte er; „sterben, da ich gerade eine Mutter gefunden, da —"

„Ja," unterbrach ihn Hawkers, „jetzt müßt Ihr sterben. Wir Beide sind allein auf dem Schiffe auf offener See und das mitten in der Nacht. Keine irdische Macht kann Euch jetzt retten! Betet, wenn Ihr's nöthig

Digitized by Google

habt, und dann soll's an's Werk gehen, denn ich muß innerhalb einer Stunde wieder am Lande sein."

Am Strande war jetzt nichts mehr zu sehen und Hugo glaubte, daß Martin nach dem Fischerdorfe geeilt sei.

„Zu spät!" seufzte er, auf's Deck zurücksinkend und die Augen auf den gestirnten Himmel gerichtet. Keine irdische Macht kann mich jetzt retten! Ich bin verloren!"

XXX.

Neue Verwickelung.

Sir Archy, begleitet von den beiden Arbeitern von Glensan, kam wieder an dem Moorhäuschen vorbei und ritt unaufhaltsam den Hügeln zu.

„Sie muß in dieser Gegend sein," sagte er in fieberhafter Aufregung. „Wenn sie die andere Richtung eingeschlagen hätte, würde sie sicherlich den Weg nach Glensan gefunden haben. Vielleicht ist sie in diesem Augenblick in einer einsamen Schlucht oder befindet sich gar in den Händen Habd's. O, der Himmel habe Mitleid mit ihr und beschütze sie!"

„Er trieb vorwärts mit verzweifelter Anstrengung, und die nächste Stunde wurde mit erfolglosem Suchen zugebracht. Schließlich befand er sich mit seinen Begleitern in einem wilden Thal, ohne eine Spur von Rosamunde entdeckt zu haben.

Mißmuthig und verzagt ließ Sir Archy Halt machen. Es war am Eingange eines engen, dunklen Hohlweges, dessen Seiten mit dichtem Gestrüpp bewachsen waren. Ein kleiner Bergstrom hatte sich den Weg entlang Bahn gebrochen.

„Es wird uns nichts nützen, diesen Weg zu verfolgen," sagte Sir Archy, indem er das tiefe Dunkel der Schlucht zu durchschauen suchte. „Sie wird sich nicht dahinein gewagt haben. Wir müssen umkehren oder einen andern Weg einschlagen."

„Ja, Sir," entgegnete einer der Männer. „Wir werden die junge Lady hier gewiß nicht finden."

„Einen Augenblick," fiel der Andere ein. „Ich will 'mal nachsehen."

Er stieg vom Pferde, ging einige Schritte auf dem Hohlwege vorwärts und kehrte dann mit freudigem Gesicht zurück.

„Es hat Jemand ganz kürzlich diesen Weg passirt," rief er, „denn man sieht deutlich frische Hufspuren von zwei Pferden!"

Sir Archy's Wangen glühten, seine Augen bekamen neuen Glanz.

„Dann sind wir doch auf der rechten Spur!" rief er lebhaft. „Vorwärts, Leute, laßt uns unsere Arbeit fortsetzen."

Der Arbeiter bestieg wieder sein Pferd und ritt, da er die Gegend besser kannte, als Sir Archy, als Führer voran; der zweite Arbeiter folgte ihm unmittelbar, und Sir Archy bildete den Schluß.

Die Schlucht wurde, je weiter die Drei hineindrangen, immer wilder. Bewaldete Felsenvorsprünge hingen drohend über ihren Häuptern; der kleine Fluß, angeschwollen durch die starken Herbstregen und hier und da kleine Wasserfälle bildend, stürzte rauschend in seinem Bette dahin. Der Weg war schmal und häufig traten den Reitern Aeste der emlaubten Bäume und Büsche oder kleine Felsenvorsprünge hindernd entgegen.

„Rosamunde muß in der That in Verzweiflung gewesen sein, als sie diese Schlucht betreten hat," meinte Sir Archy.

Sie gelangten an eine hohe Felsenwand, wo der Weg eine Biegung nach rechts machte, hinter welcher die Arbeiter Sir Archy's Rücken entschwanden, da sie einen kleinen Vorsprung gewonnen hatten. Plötzlich, als der Baronet auch sein Pferd zu größerer Eile antrieb, um die Männer wieder einzuholen, hörte er ein leises Stöhnen in dem Gebüsch zu seinen Rechten. Unwillkürlich hielt er sein Pferd an und sah forschend nach der Stelle, von woher er den Laut vernommen hatte. Das Stöhnen wiederholte sich, schwach, ängstlich, daß Sir Archy eine Frauenstimme zu erkennen glaubte.

Rosamunde! war des Vaters erster Gedanke. Sie hat sich verborgen um ihren Feinden zu entgehen; oder sie haben sie beraubt und hier zurückgelassen, damit sie umkomme.

Er sprang vom Pferde, bog die Büsche auseinander und suchte ungestüm nach seinem Kinde. Doch kaum war er einige Schritte vorgedrungen, als ihm zwei Männer gleich Gespenstern entgegenkamen. Es waren Jason Habd und Hilks.

„Mein Kind!" rief der Vater erbleichend. „Wo ist mein Kind?"

„Ich weiß es nicht," versetzte Jason kalt. „Wir haben die Dame nicht gesehen, seit sie das Moorhäuschen verließ."

„Aber das Jammern?"

„Das that ich," erklärte Jason „Ich erwartete, daß Sie darauf absteigen würden in dem Glauben, Ihre Tochter gefunden zu haben. Daß Sie uns hier treffen Sir Archy, verhält sich einfach so: Hilks und ich suchten nach Miß Wilchester und wir waren schon im Begriff diesen Hohlweg wieder zu verlassen, als wir Sie ankommen sahen. Wir wußten, daß Sie ebenso, wie wir, hier eindringen würden, besonders wenn sie die Hufspuren unserer Pferde bemerkten; deshalb ritten wir wieder zurück und stiegen hier ab, um auf Sie zu warten. Unsere Pferde stehen dort hinter der Felswand," fügte er hinzu, nach einem von Gebüsch verdeckten Felseinschnitt zeigend.

„Wo sind denn die Andern — Ihr Vater und Moon?"

„Moon ist nach dem Fortgehen Miß Wilchester's nicht wieder gesehen worden. Mein Vater nahm seinen eigenen Weg; er wird wohl, wie ich annehmen darf, das Mädchen gefunden und jetzt in sicheren Gewahrsam gebracht haben."

„Aber wie kamen Sie denn hierher?"

Digitized by Google

„Das ist leicht erklärt," erwiderte Jason. „Als Hills und ich nach dem Vorfall im Hause wieder zur Besinnung kamen, fanden wir uns auf dem Rasen im Garten. In diesem Augenblick kam gerade mein Vater, der zum Stall' eilen wollte. Er befahl uns, Pferde zu nehmen und in dieser Richtung nach Rosamunde zu suchen. Wir gehorchten, haben indeß auch nicht eine Spur von dem Mädchen gefunden, sind daher im Begriff, nach dem Hause zurückzukehren. Zwar hat mein Vater in der Eile keinen Versammlungsort angegeben, aber wenn er nicht selbst wieder dahin kommt, wird er doch gewiß einen Boten an uns senden."

„Ach!" sagte Sir Archy, etwas aufgeheitert, „Aber warum erzählen Sie mir dies Alles, Jason? Warum haben Sie mich hier aufgehalten? Vielleicht weil Sie Theilnahme haben an meiner Besorgniß, weil Sie ein Gefühl von Freundschaft gegen mich hegen?"

„Das gerade nicht," erwiderte Jason kalt. „Es geschah vielmehr deshalb, weil ich nicht sicher bin, ob mein Vater Rosamunde gefunden hat und ich nicht gern alle Wilchesters aus unsern Händen schlüpfen lassen möchte. Ich dachte, es würde besser sein, Sie festzuhalten als Entschädigung für das etwaige Fehlen Ihrer Tochter."

Der Baronet begriff nun seine Lage und wollte nach seinem Pferde zurückspringen, aber rasch hatten die Beiden ihn ergriffen, gebunden und auf sein Pferd gesetzt.

„Jetzt keinen Laut mehr, um Ihre tölpische Begleitung zurückzurufen, oder ich schieße Sie nieder wie einen Hund," drohte Hadd. „Hills, die Pferde!"

Sir Archy versuchte sich von seinen Fesseln zu befreien, aber vergebens. Zu schreien wagte er nicht, weil er glaubte, daß Hadd seinen Anstand nehmen würde, seine Drohung auszuführen, auch würden ihn die Männer nicht mehr gehört haben

„Der Weg läuft so krumm und schief," sagte Hadd, der die Gedanken des Baronets zu errathen schien, „daß jene Schotten eine Meile und noch mehr ihren Weg fortsetzen können in dem Wahne, Sie nahe hinter sich zu haben. Wenn sie am Ende ihren Irrthum entdecken, werden wir längst aus ihrem Gesichtskreise sein."

Hills kam unterdeß mit den Pferden. Jason stieg auf, ergriff den Zaum von Sir Archy's Pferd und ritt mit diesem langsam und vorsichtig dem Ausgange des Hohlweges zu, gefolgt von Hills. Als sie auf dem offenen Felde anlangten und von einer Verfolgung nichts bemerkten, hielten sie einen Augenblick an, um über das Weitere zu berathschlagen.

„Sollen wir wieder nach dem Moorhäuschen zurückgehen, Mr. Hadd?" fragte Hills.

„Nicht mit ihm," entgegnete Jason, auf den Baronet zeigend. „Aber was sollen wir anfangen?"

„Ihn irgendwo verbergen, bis wir ihn gebrauchen," versetzte Hills.

„Das ist schon gut, aber wo sollen wir ihn verbergen?"

Hills gestand, daß er dies allerdings nicht wüßte.

„Was war das, was Tom Blint Euch neulich Morgens erzählte von einem Manne, Namens Hawkers?" fragte Jason.

„Er sagte mir, daß der alte Hawkers ein Mann sei, der an der andern Seite des Moors ganz allein in einer Hütte wohne. Von dem Moorhäuschen aus können Sie die Hütte sehen."

„Was für ein Mensch ist der alte Hawkers?"

„Er steht in schlechtem Ruf. Für Geld thut er Alles. Auf Kosten der Regierung ist er in Botany Bay gewesen und soll schon mit allen Gefängnissen Bekanntschaft gemacht haben."

„Wenn er für Geld Alles thut, dann wird er unsern Fang auch sicher aufheben, bis wir ihn abholen," meinte Jason erleichtert. „Diesen wären wir los. Also laßt uns, Hills, unverweilt die Hütte des alten Hawkers aufsuchen und uns einstweilen von unserer Beute befreien."

„Sofort setzten sie sich in Bewegung. Jason achtete genau auf seinen Gefangenen, der wiederholt um Schonung bat, jedoch vergebens.

Die kleine Gesellschaft gelangte bald auf's freie Moor, wo Hadd die Hütte des alten Hawkers zu erspähen suchte. Auf dem ganzen Wege war keine Spur von Verfolgung zu entdecken. Endlich kamen sie der einsamen Hütte näher und müßigten daher ihre Eile.

„Kein Licht und auch kein Rauch," sagte Jason, den beschriebenen Bau aufmerksam betrachtend. „Der alte Bursche ist am Ende nicht zu Hause."

„Vielleicht macht er Besuche oder seine Abendpromenade," meinte Hills, der einen Witz zu machen suchte.

Sie ritten vor die Thür, wo Hills abstieg und heftig anklopfte.

„Es ist Niemand drinnen, sagte er," indem er sich bemühte, durch's Schlüsselloch zu sehen. „Was ist nun zu thun?"

„Brecht die Thür auf," rief Jason. „Wir sind gekommen, den Baronet hier zu lassen, ihn wieder mit über's Moor zu nehmen, ist nicht rathsam, wenn wir nicht riskiren wollen, etwa von den Schotten oder andern Personen aufgefangen zu werden."

Hills sah sich nach Mitteln um, die Thür zu sprengen; da er solche aber nicht gleich fand, warf er sich mit der ganzen Schwere seines Körpers so heftig gegen dieselbe, daß sie nach einigen Wiederholungen auffprang.

„Nun macht Licht, dann wollen wir Sir Archy hineinbringen."

Hills nahm von einem Haufen in einer Ecke der Hütte etwas trockenes Buschholz und legte es auf den Herd, zog dann einige Zündhölzer aus seiner Tasche, und bald war der Raum von einem hellen Feuer erleuchtet.

„So ist's gut," sagte Jason, indem er vom Pferde stieg. „Helft mir nun."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

† In Trient wohnt ein Kunsthändler, welcher mit seinen Waaren auf Märkte und Wallfahrtsorte zu reisen pflegt. Dieser schickte in den Sechsziger-Jahren nach Italien kleine Garibaldi-Photographien, doch theils besaß das Publikum schon zumeist Garibaldi's Bild, theils hatte der Garibaldi-Kultus ein wenig nachgelassen, so daß dem Händler einige hundert Garibaldi-Bilder auf dem Halse blieben. Um sie loszubringen, ließ er sie in kleine Chinasilber-Rahmen fassen, mit Ringelchen versehen und verkaufte sie den biederen Tirolern als „Sanct Chrysostomus." Als ein Zeitungs-Korrespondent im vergangenen Jahre in Linz war, sah er am Halse einer Killnerin den Garibaldi im silbernen Rahmen hängen. Auf die Frage, was das für ein Heiliger sei, antwortete sie: „Ja, was für a Kriſchi sein denn Se, wenn's den Sanct Chrysostomus net kennen?"

† (Nothwendiger Aufenthalt.) Eine französische Zeitung bringt folgende vielleicht noch nicht dagewesene Anzeige: „Es war am 5. November v. J., als meine Frau um 8 Uhr Morgens an den Brunnen der Stadt gieng, um einen Eimer Wasser zu holen. Als sie daselbst ankam, traf sie einige ab- und zugehende Nachbarinnen, mit denen sie sich in Unterhaltungen einließ. Als sie zurückkam war es 6 Uhr Abends. Dies zur Nachricht. Jean Gasper.

* (Bemerkungen über die Nase.) In der Mitte des Angesichts auf erhab'nem Stuhle prangt die Nase als Gesichtsvorstand. Sie ist die Mutter der Klugheit und Vorsicht, denn viele Menschen werden erst durch Unglück und vorsichtig, nachdem sie öfters die Nase angestoßen haben. Jeder soll sich mit seiner Nase begnügen, denn es gereicht Keinem zur Ehre, eine Nase zu bekommen. Sie scheint ein sehr zartes Gewissen zu haben, denn sie allein erröthet über das viele Trinken.

* (Zwei Frauen in einer Woche.) In Buffalo lebt ein junger Deutscher, der sich des melodischen Namens Wilhelm Steckelhaus erfreut, und der, obgleich erst neunzehn Jahre alt, es kürzlich fertig gebracht hat, in einer Woche zwei junge und, wie versichert wird, hübsche Damen zu heirathen. Nur die böse Polizei hat den unwiderstehlichen Steckelhaus verhindert, den großen Ober-Heirather Brigham Young einzuholen, wozu er den besten Anlauf genommen hatte. Der Missethäter entschuldigte sich ganz naiv damit, er habe nicht gewußt, daß Bielweiberei in einem freien Lande strafbar sei.

* (Kindliche Offenherzigkeit.) In einer Pariser Schaubude ist eine „bärtige Frau" zu bewundern, das Entree am Eingange nimmt ein kleines freundliches Mädchen in Empfang. Ein Zuschauer, welcher sich drinnen an dem Phänomen ergötzt hatte, glaubt dem Kinde etwas Scherzhaftes sagen zu müssen und fragt es sanft unter das Kinn fassend: „Nicht wahr, Kleine, die bärtige Frau ist deine Mama?" — „Nein, mein Herr, sie ist mein Papa!"

† Die Schwiegermutter eines Redacteurs denselben beim Ohr genommen und nicht eher losgelassen, bis er folgendes geschrieben hatte: „In den Zeitungen laufen eine Masse schlechter Witze und Gemeinheiten herum, die voller Verleumdungen gegen Schwiegermütter sind. Der elende Wicht, der einer Mutter ihre Tochter heirathet und sich dann beschwert, daß sie genug Interesse an dessen Wohlfahrt nimmt, um sich ein Bild zu machen nach ihm umzuschauen und zu sehen, wie's ihm gehe, verdient den Strick. Man sollte ihm nicht über den Weg trauen, sondern ihm genau auf die Finger passen, wir wünschten, wir hätten sieben Schwiegermütter, um für jeden Tag in der Woche." Was mag er wohl meinen? Sieben todte oder lebendige?

* (Ueber den Niagarafall) stürzten am 1. Juli drei Personen in einem Boote. Es waren ein Brautpaar und Bräutigam und der junge Bruder der Braut, welche sich aus ihrer Heimath entfernt hatten, um ihre Hochzeit nächstens in Chippewa getraut zu werden. Am Abend vor der Hochzeit nächstens sie ein Boot, anstatt aber wie Tags vorher in dem Seitenarme des Flusses zu bleiben, ruderten sie mitten in den Niagarafluß. Das Boot war in wenig Augenblicken in die Nähe des ersten Felsenkammes, über welchen der Niagara stürzt, gelangt. Man sah es hinunterschießen, das Hintertheil drehte sich nach vorne und wirbelten vorwärts gegen Cedar Island; es stieß aber nicht an diesen Felsen, sondern drehte sich herum gegen den Horseshoe-Fall. Noch einen Augenblick und die donnernden Wogen hatten ihr Opfer verschlungen und so zu sagen in den weißen Schaum des Wasserfalls hineingestampft. Einen Monat später kamen ein paar Trümmer des Bootes zum Vorschein. Von den Leichen aber hat man nichts mehr gesehen und sie sind auch bis heute noch nicht gefunden worden.

* (Logik.) „Was soll mir helfen, Impfung?" sagte ein ungarischer Gutsbesitzer, „hab ich lassen impfen Sohn meinigen Ifvan; fiel er Woche darauf vom Zaun und brach Hals feiniges!"

† Ein Wettkampf im Billardspiel in einer Kirche ist gewiß etwas noch nicht Dagewesenes und macht den Ausspruch Salomon's: „Nichts Neues unter der Sonne" zu Schanden. Ein solcher Wettkampf fand am 5. Juli in der St. Cäcilia-Kirche in New-York statt, welcher zum Besten des Kirchenfonds eine Ausstellung abgehalten wird. Vier Billardspieler von Ruf producirten sich und war das Entree, welches theilweise den Spielern zufiel, erhöht worden. Die große Anzahl der Zuschauer folgte dem Spiel mit tiefer Andacht.

† Einen betrübten Ehemann, der eben von der Beerdigung seiner Frau zurückkam, fragte ein Freund, wie er sich fühlte? — O, war die Antwort, ich glaube, der kleine Spaziergang hat mir gut gethan.

Auflösung des Räthsels in Nr. 69.

Nachtigall.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 71. Kaiserslautern, 3. September 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(37. Fortsetzung.)

Sir Archy, gebunden und hülflos, wie er war, wurde vom Pferde gehoben und in die Hütte getragen, sein Pferd mit demjenigen Hilt's dann in dem Verschlag hinter der Hütte aufgestallt.

„Der alte Hawkers ist wirklich aus," bemerkte des Administrators Sohn, nachdem sie wieder in der Hütte waren, wo er sich umsah. „Doch mag er vielleicht jeden Augenblick zurückkehren, weshalb Ihr, Hilts, hier bleiben müßt, um ihm unser Eindringen auseinander zu setzen und ihn zu bewegen, uns seinen schätzenswerthen Beistand und sein Dach zu leihen."

„Und Sie, Sir?"

„Nun, ich will ein wenig umherstreifen und sehen, ob man das Mädchen gefunden hat und wo mein Vater und Moon sind. Auch will ich einmal zuhören, was die beiden Schotten, die jedenfalls schon wieder nach Glenfan zurückgegangen sind, wohl über das Verschwinden Sir Archy's sagen. Es ist eine aufgeregte Nacht, Hilts', und ich muß hinaus, um zu sehen, wie's weiter geht."

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß in der Hütte kein weiterer Raum, als der, worin sie sich befanden, vorhanden war, sah er nach den Fesseln Sir Archy's, der in einer schmerzlichen Haltung auf einem Stuhle saß, und sagte dann:

„Ich weiß, Hilts, ich kann mich auf Euch verlassen. Ihr sollt auch eine hübsche Belohnung für diese Nacht haben. Bewacht den Gefangenen nur sorgfältig und habt Acht, daß Ihr von unsern Gegnern nicht überrascht werdet. In einer Stunde etwa werde ich wohl wieder hier sein. Seid also auf Eurer Hut!"

Bald darauf ging er hinaus, bestieg sein Pferd und ritt davon.

Hilts schaute ihm eine Weile nach, verriegelte dann von innen behutsam die Thür und ließ sich auf einen Schemel am Feuer nieder.

„Dies ist doch ein wunderliches Abenteuer," murmelte er vor sich hin. „Doch bin ich genöthigt, es mit durchzumachen. Neugierig bin ich aber, was in dieser Nacht noch Alles passiren mag und möchte wohl wissen, ob das Mädchen gefunden worden ist."

Sir Archy beschäftigte sich auch mit denselben trüben Gedanken. — In der drückenden Besorgniß um seine Tochter vergaß er seine eigene traurige Lage und seiner gepreßten Brust entrang sich die schmerzliche Wehklage:

„Rosamunde! Wo ist Rosamunde?"

XXXI.

Rosamunde's Versteck.

Und wo war, während diese empörenden Gewaltthaten vor sich gingen, Diejenige, nach der Alle suchten?

Rosamunde war in ihrer wilden Flucht kaum hundert Schritte auf dem Wege nach Glenfan vorwärts geeilt, als sie mit Schrecken gewahrte, daß Moon dicht hinter ihr war. Sie hörte seine schweren Fußtritte, die ihn ihr immer näher und näher brachten und deutlich vernahm sie schon seinen lechzenden Athem.

„Bleiben Sie stehen, Miß!" schrie der Verfolger, der seine Ueberlegenheit merkte. „Sie thun besser, mir keine unnütze Mühe mehr zu machen. Ich habe Sie sicher in einer Minute eingeholt. Bleiben Sie stehen, oder Sie machen mich wild!"

Es lag eine Brutalität in seiner Drohung, welche Rosamunde mit Entsetzen und Schrecken erfüllte.

Der Weg war rauh und holperig, ihre Kleider hemmten ihre Schritte und der Verfolger kam näher und näher. Noch eine Minute und er mußte bei ihr sein.

Zu ihrer linken Seite befand sich eine ausgedehnte Anpflanzung junger Bäume — Fichten, Tannen und Lerchenbäume — welche alle im besten Wachsthum waren. Sir Archy hatte diese Bäume pflanzen lassen, um den dürren Moorboden werthvoller zu machen und zugleich einen hübschen Waldpark anzulegen. Die Bäume standen, wie bei den meisten Anpflanzungen, dicht, und ihre Zweige waren ineinander verwachsen.

Rosamunde's verzweifelter Blick fiel auf die tiefe Dunkelheit dieses jungen Gehölzes und in demselben Augenblick lenkte sie von ihrem Wege ab, kletterte über die Einfriedigung und verschwand in dem Dickicht.

Moon folgte ihr, indem er die entsetzlichsten Drohungen und Flüche ausstieß.

Rosamunde drang nur wenige Schritte vorwärts, dann sank sie nieder und verkroch sich unter den weit ausgebreiteten Zweigen eines niedrigen Lerchenbaumes. Hier kauerte sie schweigend, wie ein Vogel in seinem Neste.

Sie athmete tief auf, ihr Herz ließ nach in seinem ungestümen Schlag und Muth und Ruhe kehrten in dasselbe zurück, als ihr Verfolger ein Dutzend Schritte von ihr vorüberging, indem er ärgerlich murmelte:

„Sie muß sich hier irgendwo aufhalten; denn in diesem Gehölz kann kein Frauenzimmer weit kommen, ohne alle Troddeln und Schnüre hängen zu lassen. Wie

Digitized by Google

die Zweige mich in's Geſicht ſchlagen! Verd— Mädchen! Wenn ich der Adminiſtrator wäre, ich würde mich nicht lange mehr am Narrenſeil herumführen laſſen. Ich wollte, ich hätte ſie in meiner Gewalt."

Er ſtand ſtill und machte ſeinem Aerger in einem Strom von Flüchen Luft, ſeine Augen ſtreiften über die Stelle, wo Roſamunde ſich verſteckt hatte.

„Sie muß irgendwo an dieſer Ecke liegen und ich werde ſie finden, ſo gewiß ich Moon heiße," fuhr er fort, ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn wiſchend. „Und wenn ich ſie ertappe, ſollte ſie wünſchen, daß es der verliebte und zärtliche Jaſon Hadd wäre mit ſeinen weichen Händen, ſtatt meiner rauhen, harten Fäuſte. Ich wünſchte nichts mehr, als ſie in ihrem Verſteck zu entdecken."

Er ſtarrte in die dunkeln Büſche um ſich herum, gleich einer wilden Beſtie nach ihrer Beute, und Roſamunde bewachte jeden ſeiner Blicke, jede ſeiner Bewegungen mit einer bewundernswerthen Ruhe und Ausdauer.

Nachdem Moon eine Weile nachdenkend dageſtanden, zog er ein Meſſer aus ſeiner Taſche und ſchnitt einen ſtarken Zweig von einem Baume, beſchnitt ihn und begann mit derben Schlägen das Dickicht zu bearbeiten, während er in ſeinem Selbſtgeſpräch und ſeinen Flüchen fortfuhr.

Einmal traf der Stock die Zweige, welche Roſamunde verbargen, aber gefaßt, wie dieſe war, ſchrie ſie weder auf, noch zuckte ſie auch nur zuſammen, und der Mann ging weiter, ſeine Arbeit emſig fortſetzend.

In dieſem Augenblick wurde Pferdegetrappel in der Richtung nach dem Hauſe hörbar. Moon eilte nach der Einfriedigung, lehnte ſich darüber und ſtieß verwundert hervor:

„Wer iſt das? Der Adminiſtrator, wie es ſcheint!"

Der Ankommende war wirklich Mr. Hadd, auf einem Pferde ſitzend und Roſamunde's Pferd am Zaum führend. Er war nach ſeiner Niederlage in den Stall gegangen, hatte dort Roſamunde's Pferd geſehen und daraus ſogleich geſchloſſen, daß Roſamunde zu Fuß geflohen war und durch Moon verfolgt werde. Er hatte ſich nun ebenfalls zur Verfolgung auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, das Mädchen zu fangen, wenn dieß ſein Miethlinge nicht ſchon gethan hatte.

„Mr. Hadd!" rief Moon, ſeinen Hut ſchwenkend, als der Adminiſtrator vorüberreiten wollte. „Mr. Hadd! Sehen Sie mich nicht? Ich bin Moon!"

Der Adminiſtrator erkannte ihn und näherte ſich der Umzäunung.

„Was macht Ihr hier?" rief er. „Warum verfolgt Ihr das Mädchen nicht?"

„Das thue ich ja!" verſicherte Moon. „Sie lief in die Anpflanzung und ich folgte ihr. Sie kann jedoch nicht weit gekommen ſein in den jungen Bäumen, welche dichter ſtehen, als die Haare auf dem Rücken einer Katze. Sie hat ſich in dem Dickicht verſteckt und ich bin gerade dabei, ſie herauszuſchlagen."

„Seid Ihr auch ſicher, daß ſie nicht wieder auf die Straße gekommen iſt, während Ihr ſie ſuchtet?"

„Ganz ſicher, Sir! Ich will darauf ſchwören. Ich habe wohl aufgepaßt und keine Maus könnte das Gehölz verlaſſen haben, ohne daß ich es bemerkt hätte."

„Kann ſie nicht nach dem Hauſe zurückgegangen ſein?"

„Durch dieſe Bäume? Nicht möglich! Sie hat ſich hier irgendwo verſteckt und lacht uns in dieſem Augenblick vielleicht aus."

„Dann wollen wir ihr das Lachen bald vertreiben!" erklärte der Adminiſtrator, an die Umfriedigung heranreitend. „Ich will Euch ſuchen helfen, Moon. Wir müſſen das Wild aufſtreben, und ich muß mit fort ſein, ehe der feurige junge Burſche aus dem Hauſe hierherkommt."

Er ſtieg vom Pferde, band daſſelbe, ſowie auch Roſamunde's, an einen Zaunpfahl und kletterte dann in die Anpflanzung hinüber. Hier ſchnitt er ſich ebenfalls einen Stock und dann begannen Beide, auf die Zweige zu ſchlagen.

„Ihr könnt oſtwärts gehen, während ich die weſtliche Seite nehme," ſagte Hadd. „Wenn Ihr ſie findet, ſo ruft nur, wenn ich ſie finde, werde ich daſſelbe thun."

Moon ſchlug aus Leibeskräften und der Adminiſtrator hieb raſend auf Buſch und Baum.

Dieſer Platz fängt an unſicher zu werden, dachte Roſamunde. Ich werde unzweifelhaft entdeckt, wenn ich länger hier verweile. Aber was kann ich thun?

Während ſie dieſe Frage erwog, richtete ſie ſich leiſe auf und kroch unter einen höheren Baum, näher an Rande der Hölzung, und kaum hatte ſie den erſten Platz verlaſſen, als Moon, in deſſen Bereich derſelbe lag, ſein Stock in das dichte Neſt ſteckte.

„Das würde ein hübſches Verſteck ſein," brummte der Mann, mörderiſch auf den Baum ſchlagend. „Ich will wetten, daß das Mädchen ſich unter ſolchen Lerchenbäumen aufhält. Frauenzimmer ſind wie die Straußen, wenn ſie nur den Kopf geborgen haben, glauben ſie den ganzen Körper ſicher."

Bei dieſen Betrachtungen verſchwendete er ein gut Theil ſeiner Kräfte auf den umliegenden Bäumen und ging dann weiter.

Roſamunde wartete, bis er ein Stück fort war, dann erhob ſie ihren Kopf über die Zweige und ſchaute ſich um. Sie hörte die wüthenden Streiche der beiden Männer, die von den entgegenſetzten Enden zu ihr herüberdrangen.

Sie werden bald zurückkommen um das nächſte Mal eine noch genauere Unterſuchung vorzunehmen, dachte ſie. Ich kann mich hier nicht ſo lange verbergen bis Papa kommt, um mich zu ſuchen. Ich bin halb erſtarrt von der Kälte. Ich muß etwas thun."

Sie blickte nach der Straße und ſah, daß die Pferde kaum zehn Schritte von ihr entfernt waren. Sie erkannte ihr eigenes ſofort — ein etwas kleines, gedultiges, edles Thier, und bemerkte zu ihrer großen Freude, daß es vollſtändig geſattelt war.

Digitized by Google

Mein eigenes Pferd! dachte Rosamunde. O, säße ich doch in Sattel!

Der Wunsch wurde zum Entschluß. Sie lauschte wieder und hörte das Geräusch der beiden Männer, die sie jedoch nicht sehen konnte; dann schlich sie leise an den Rand der Pflanzung, wo sie stehen blieb und ihre Taschen durchsuchte. Sie fand, wie sie erwartet, ein kleines Taschenmesser, öffnete die Klinge und kroch dann an die Einfriedigung. Als sie dieselbe erreichte, wurde sie von ihrem Pferde erkannt, welches ein lautes, freudiges Wiehern ausstieß.

„Was ist das, Moon?“ rief der Administrator, in seiner Arbeit einhaltend. „Was fehlt dem Pferde?“

„Nichts, so viel ich weiß,“ erwiderte Moon, der Rosamunde bedeutend näher war als Hadd.

„Es kommt doch Niemand, Moon? Es ist doch Niemand auf der Straße?“

„Nein, Sir! Die Pferde sind ungeduldig, das ist Alles.“

Rosamunde bückte sich in den Schatten der Einfriedigung, bis die beiden Männer, da sie nichts Verdächtiges weiter hörten, ihre Arbeit wieder fortsetzten. Dann erklimmte das junge Mädchen die Einfriedigung so geräuschlos wie möglich und schwang sich von da aus mit Leichtigkeit in den Sattel.

„Nun, Fly, gute Fly!“ flüsterte Rosamunde, dem Thiere den Hals streichelnd, „habe einen Augenblick Geduld.“

Sie beugte sich vorwärts und schnitt den Strick durch mit welchem das Pferd an den Pfahl gebunden war.

„Seht nach den Pferden, Moon! Da ist etwas nicht recht,“ ertönte in demselben Moment des Administrators Stimme.

Moon sprang aus dem Gehölz und eilte nach dem zweiten Pferde. Gerade als Rosamunde zu demselben reiten wollte, um es loszuschneiden, erreichte er es.

„Zu spät,“ sagte Rosamunde, ihr Messer zusammenschlagend und in die Tasche steckend. „Wir müssen eilen. Komm', mein Liebling, zeige Deine Kraft. Nun nach Glenfan!“

Sie wandte das Pferd um und sprengte im gestreckten Galopp davon. Moon sprang in den Sattel des andern Pferdes und setzte ihr nach.

„Was giebt's nun?“ rief Hadd, sich durch die jungen Bäume arbeitend. „Sind etwa die Pferde los?“

Er kam gerade zur rechten Zeit, um Rosamunde davonreiten und Moon ihm nacheilen zu sehen.

„Fangt sie und wenn Ihr das Pferd tödtet!“ schrie er, schäumend vor Wuth, dem Manne nach. „Treibt sie von Glenfan weg — nach der See, wenn sie's so lange aushält! Ich komme nach!“

Er sprang auf die Straße und eilte wie ein Wahnsinniger nach dem Hause zurück. Auf dem Wege dahin traf er Jason und Hilks, denen er befahl, nach den Hügeln zu reiten und dort aufzupassen, da er nicht wüßte, welche Wendung die Sache jetzt nehmen würde. Dann eilte er in den Stall, bestieg das beste der gesattelten Pferde und machte sich zur Verfolgung auf den Weg.

Indessen gewann Rosamunde, da sie das beste Pferd hatte, einen immer größeren Vorsprung vor ihrem ersten Verfolger.

„Gute Fly! edle Fly!“ rief das Mädchen frohlockend; „wir gewinnen! Wir werden bald an dem Kreuzweg sein, der nach Glenfan führt!“

Sie strich das Pferd zärtlich mit ihrer weichen Hand, dann zog sie die Zügel straff an und schaute sich um.

Das Pferd, welches Moon ritt, war das Jagdpferd des Baronets und an große Anstrengungen gewöhnt. Nach dem ersten Anlauf erwachte des Thieres Muth durch die heftigen Schläge, welche Moon ihm versetzte, und Rosamunde sah, daß es ein harter Kampf und der Sieg ungewiß war.

Ich hätte jenes Pferd zuerst abschneiden sollen, dachte Rosamunde. Es wird ein heftiger Wettkampf zwischen uns werden und Gott weiß wie er enden wird.

Sie trieb ihr Pferd mehr an und gab ihm einen leisen Schlag mit der Hand.

„Halten Sie ein!“ rief Moon mit lauter Stimme. „Sie werden den Hals brechen, wenn Sie auf dem Kreuzweg reiten. Dort ist eine zerbrochene Brücke, ein Dutzend Gräben und eine Menge Hügel. Halt! Miß Wilchester! Sie gehen Ihrem sichern Tod entgegen!“

„Besser todt als gefangen!“ rief Rosamunde mit scharfer Stimme zurück.

Des Mannes Worte riefen jedoch die Gefahren des Kreuzweges lebhaft in ihr wach; sie wußte, daß ihr Verfolger, der diese Gefahren weniger scheute, sie einholen und gefangen nehmen würde, wenn sie nicht schnell ritt.

„Ich will auf der Hauptstraße bleiben,“ murmelte sie entschlossen, „und nach Corburnspath oder nach der See reiten. Vorwärts, Fly! Laß' uns gewinnen oder sterben.“

Und weiter flog sie auf der einsamen Moorstraße durch die dunkle und stürmische Novembernacht. Um sie her lag das graue, dürre Moor und über ihr war der graue, mit Wolken bedeckte Himmel. Der Wind blies schneidend in ihr Gesicht und es klang ihr in den Ohren wie ferner Kanonendonner. Sie senkte ihr Gesicht dicht auf den Hals des Pferdes und umklammerte denselben mit beiden Händen.

Und Fly, als ob es seiner Aufgabe bewußt wäre, trug seine köstliche Bürde im rasenden Galopp dahin, die Luft durchschneidend wie ein Adler.

Fort, fort flogen sie und hinter ihnen, bald näher, bald ferner, kam ihr rasender Verfolger.

Wie lang scheint der Weg, dachte Rosamunde, ihr bleiches Gesicht auf die fliegende Mähne ihres braven Pferdes pressend. Es ist mir, als hörte ich den Verfolger dicht hinter mir. „Rette mich, Fly!“ rief sie diesem laut zu. „O, rette mich!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Liebe.

Neue Liebe, neues Leben,
Süß' Empfinden, sel'ge Gluth,
Holde Lust und süßes Beben,
Sel'ger Liebesübermuth!
Neues Wünschen, neues Wagen,
Neues Leid und neue Klagen,
Voller, heißer Herzensdrang,
Neue Liebe — neuer Sang!

Alte Wunden sind geheilet,
Die die Liebe einst mir schlug,
Und mein Herz folgt ungetheilet
Neuem, allgewalt'gem Zug.
Hold' Empfangen, süßes Geben,
Wonnig' Athmen — Götterleben,
Jubelnd rufen möcht ich's weit:
Jugendliche, sel'ge Zeit!!

Feuilleton.

Des Schneiders Liebeslied.

Meine Lieb' ist stark wie doppelter Zwirn,
Ein großer Knaul ist mein armes Gehirn.
Mein Herz glüht heiß wie Bügelstahl,
O, Wilhelmine, welch' eine Qual.

O holdes Kind, was hast Du gethan,
Sieh, doch nur den armen Schneider an:
Ich bin nur noch eine Nähmaschine,
Seit ich Dich gesehen, o, Wilhelmine.

Sonst schuf ich mit Geist und viel Geschmack,
Paletot, Gilet, Burneß und Frack;
Jetzt bring' ich fast kein Knopfloch zu Stande —
Erbarme Dich meiner Noth, Charmante.

War immer das munt're Schneiderlein,
Und glänzte vor Fett wie Vollmondschein,
Jetzt schleich' ich wie ein Schatten einher,
Man zöge mich fast durch ein Nadelöhr.

Dies Alles hast Du mir angethan,
O Wilhelmine, was fang ich nun an?
Gebräche es mir nicht an jeglichem Muth
Ich stürzte in meinen — Fingerhut.

† Kellner: Hier ist ihr junges Huhn, Herr Pazig!

Pazig. Wo ist es denn? Ich kann ihm ja gar nicht sehen!

Kellner. Sehen Sie nur recht scharf hin! Jetzt ist es gleich rechts hinter der kleinen Kartoffel. Da, da! Jetzt kommt es auf dem Saucentropfen hervorgeschwommen.

* „Lieber Robert," sagte eine nicht sehr verträgliche Frau zu ihrem Gatten, „morgen ist Dein Geburtstag; was möchtest Du wohl als Angebinde?" — „O laß nur," erwiderte er resignirt, „ich bin schon angebunden genug."

* (Nachweis.) Julie: Ei! Grüß Gott, Bertha! wo hast du denn die lange Zeit über gesteckt?

Bertha: Ach du weißt es ja; tu le sais ma chere.

Julie: Nein, ganz gewiß nicht.

Bertha: So necke mich doch nicht; du weißt es.

Julie: Nein, ganz gewiß nicht.

Bertha: So necke mich doch nicht; du weißt es.

Julie: Nun? sagst du mir's nicht?

Bertha: Beim Teufel! wo werd' ich denn gewesen sein? in der Bildungsanstalt, du Gans, du dumme.

† (Seligkeit.) — Mucker: „Bier und Bier und immer Bier, sogar am heiligen Sonntag Bier! Lassen's doch das Saufen, das bringt Sie noch um Ihre Seligkeit?

Biertrinker. „Weeschte was, Du — Ochse, saufe Wasser, ich trink Bier, und wenn Du glaubscht, mer kennt' davon nit selig werde, so komm emol in einer halbe Stunde wieder."

* Kind: Mutter was ist denn der Telegraph?

Mutter: Das ist ein Ding, wenn man ihm hier etwas mittheilt, so weiß man's im Augenblick in Wien.

Kind: Mutter, dann bist Du ja auch ein Telegraph, denn wenn man Dir etwas sagt, so weiß man's auch im Augenblick in der ganzen Stadt.

Mutter: Kind, geh' in's Bett.

Gemeinnütziges.

Sägen und Stahlplatten zu härten.

Um das leicht eintretende Verziehen derselben zu vermeiden, bringt man dieselben in glühendem Zustande zwischen zwei eiserne Platten von passender Form, welche mit zahlreichen, scharf zugehenden Rippen oder Spitzen besetzt sind, und schraubt dieselben fest zusammen, so daß die vorspringenden Rippen das Sägeblatt an verschiedenen zahlreichen Punkten festhalten. Taucht man jetzt das Ganze in kaltes Wasser, so kann dasselbe leicht zu allen Punkten der Säge gelangen, ohne daß doch irgend ein Verziehen oder Werfen derselben stattfinden kann.

Räthsel.

Zwei Sylben nur. Die Erste schafft
Uns Sicherheit vor Sturm und Regen;
Die Zweite hemmt der Füße Kraft,
Sich weiter vorwärts zu bewegen.
Das Ganze sieht man in der Welt
Nur allzuoft den Krebsgang gehen,
Und wo's die Weiber nicht verstehen,
Da ist es jämmerlich bestellt.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 72. Kaiserslautern, 7. September 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(38. Fortsetzung.)

Sie legte sich noch schwerer auf den Nacken des Pferdes und dieses, seine Kräfte auf's Aeußerste anstrengend, flog vorwärts wie der Wind.

Aber endlich ließ seine Schnelligkeit nach. Der Schweiß lief an dem Hals und an den Seiten herab und der schnaubende Athem hob und senkte seine Brust ungestüm.

Rosamunde, die schwer wie ein todter Körper auf dem Pferde lag, richtete sich jetzt in dem Sattel auf, da ihr plötzlich ein noch schärferer Wind entgegenwehte.

Da, kaum eine Viertelmeile entfernt, lag das Meer — grau wie die Nacht und der Himmel, aber es war deutlich zu erkennen an den rastlosen Bewegungen und dem weißen Schaum auf den spitzen Wellen, welche der Wind dem Ufer zutrieb.

Unwillkürlich streifte Rosamunde's Blick über das Wasser, aber kein Segel, kein Zeichen eines menschlichen Lebens war sichtbar.

Der Wind zerzauste ihr aufgelöstes Haar und die Feder auf ihrem Hute, als sie sich umwandte, um nach ihrem Verfolger zu sehen.

Ein Schrei unaussprechlicher Freude entwand sich ihren Lippen, als sie ihn nirgends entdecken konnte.

„Gerettet! gerettet!" rief sie aus, ihre Augen zum Himmel erhebend. „Endlich gerettet!"

Sie liebkoste ihr Pferd und mäßigte seinen Lauf. Dann fuhr ihre Hand unwillkürlich nach dem Busen, um sich zu überzeugen, daß sie jenes Papier noch hatte, um welches sie so viel gewagt und welches das Geheimniß des vergrabenen Vermächtnisses enthielt.

„Du hast eine große That vollbracht, Fly," murmelte sie, ihrer Freude durch Worte Luft machend.

Das Pferd erhob stolz seinen Kopf, als wollte es zu erkennen geben, daß es Rosamunde's Dankbarkeit verstehe.

Rosamunde ritt langsam ihres Weges weiter, während ihre Gedanken mit Plänen für ihre weitere Sicherheit beschäftigt waren. Sie wußte, daß sie sich in der Nähe eines kleinen Fischerdorfes befand und faßte den Entschluß, längs der Küste dorthin zu reiten, um eine Zufluchtsstätte zu suchen und sogleich einen Boten nach Glenfan zu senden, der ihren Freunden die Nachricht von ihrem Aufenthalt überbringen sollte.

Gewiß, ich kann nicht umkehren, ohne Moon oder Hadd in die Hände zu fallen, dachte sie. Alle meine Feinde mögen jetzt vielleicht meiner Spur folgen. Ich will mir sobald als möglich ein Unterkommen suchen, denn ich bin wirklich sehr müde.

Sie hatte das Meeresufer erreicht und wandte sich nun südwärts nach dem Fischerdorfe, als sie plötzlich die unangenehme Entdeckung machte, daß ihr Pferd lahm ging.

Es kann nichts nützen, anzuhalten und nachzusehen, was dem Thiere fehlt, dachte das Mädchen. Ich will nicht eher absteigen, bis ich sicher bin.

Sie ritt langsam und vorsichtig; aber zu ihrem großen Verdruß wurde das Pferd mit jedem Schritt lahmer.

Es muß sich den Knöchel verrenkt haben auf dem schlechten Wege, dachte Rosamunde. Was soll ich thun? Es ist nicht im Stande, mich länger zu tragen und wenn es auch dazu fähig wäre, so will ich es doch nicht in dieser Weise quälen.

Sie stieg herab und untersuchte den Fuß des Thieres, konnte jedoch nichts entdecken; dann ging sie zu Fuß weiter und führte das Pferd am Zügel.

Ich glaube, ich kann den Weg nach dem Dorfe noch zurücklegen, obgleich ich fast erschöpft bin, dachte sie. Wäre ich doch schon dort.

In diesem Augenblick fuhr eine Seemöve mit widerlichem Geschrei aus einer Spalte des hohen Ufers und flog hinweg, mit ihren Flügeln das Meer peitschend.

Das erschreckte Pferd bäumte sich hoch auf, riß den Zügel aus Rosamunde's Hand und lief im wilden Galopp in der Richtung nach dem Dorfe davon.

„So lauf' zu und mache die Leute im Dorf auf meine Ankunft aufmerksam," murmelte das Mädchen, wandte sich um und blickte auf den Weg zurück, den sie gekommen.

Zu ihrem großen Schrecken bemerkte sie in der Ferne zwei Reiter, in welchen sie Moon und Hadd vermuthete. In demselben Augenblick schienen die beiden Männer das davonlaufende Pferd zu entdecken, denn sie schlugen ebenfalls die Richtung nach dem Dorfe ein.

„Nun ist mir der Weg abgeschnitten," sagte Rosamunde muthlos und ermüdet. „Wenn ich vorwärts gehe, laufe ich meinen Feinden in die Hände, und umzukehren und nach Corburnspath zu gehen, ist in meinem gegenwärtigen Zustande unmöglich. Ich will mich da unten in das Dunkel eines Felsens verkriechen und dort warten und ausruhen."

Sie ging noch einige Schritte weiter, bis ein schmaler Pfad mit ausgehauenen Stufen, der von dem hohen Ufer in eine kleine Bucht hinunterführte, ihre Aufmerksamkeit erweckte.

Ohne sich zu bedenken, stieg sie die Stufen hinab

Digitized by Google

und befand sich auf einem felsigen Gestade, eingeschlossen von hohen Wänden und dem tobenden Wasser.

Dies war ein Plätzchen, wie Rosamunde es wünschte und sie drang weiter vor, um es genauer in Augenschein zu nehmen. Da entdeckte sie, was bis jetzt ihren Blicken entgangen, ein kleines Fahrzeug, welches unter einem überhängenden Felsen lag und so in Dunkelheit gehüllt war, daß es kaum bemerkt werden konnte.

In der Hoffnung, Jemanden am Bord zu finden, rief sie laut um Hülfe, doch Niemand antwortete.

Dann näherte sie sich vorsichtig dem Fahrzeug und bestieg dasselbe. Da lagen zusammengerollte Taue und andere Gegenstände umher, aber kein Mensch war zu finden.

Am vordern Theile des Schiffes befand sich eine kleine Kajüte; Rosamunde öffnete sie und blickte hinein. Als sich ihre Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte sie sehen, daß sie schlecht ausgestattet und unbewohnt war.

Es ist ein Fischerfahrzeug, dachte Rosamunde. Der Besitzer ist wahrscheinlich in's Dorf gegangen und wird wohl bald zurückkehren. Ich will warten, bis er kommt und ihn dann um seinen Schutz und seine Begleitung nach Glenfan bitten.

Sie fand an der Wand der Kajüte eine Bank, worauf sie sich setzte, um auszuruhen.

Hier erreichte sie kein Laut und sie konnte ungestört die so lange entbehrte Ruhe genießen. Ihr Herz schlug ruhiger, ihre Augen schlossen sich, ihr Haupt sank vorwärts auf ihre Brust und — sie schlief ein.

XXXII.

Eine unerwartete Wendung.

Das kleine Fahrzeug, in welchem Rosamunde eine Zufluchtsstätte gefunden, war dasjenige, welches dem alten Hawkes gehörte.

Das Mädchen, erschöpft durch die schlaflos verbrachte vergangene Nacht, den Tages Angst und dieses Abends wilden und anstrengenden Ritt, war in einen tiefen Schlaf versunken — einen Schlaf gänzlicher Ermattung.

Wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht, aber sie erwachte endlich durch das Schwanken des Schiffes, das Knarren des Tauwerkes und die schweren Fußtritte eines Mannes.

Sie fuhr erschreckt auf und starrte wild um sich. Die Kajüte war noch finster und nur ein schwacher Schimmer drang durch die halbgeöffnete Thür und durch diese Oeffnung sah sie einen kräftigen Mann geschäftig auf dem Deck hin- und hergehen.

Ihr erster Gedanke war, daß der Eigenthümer des Schiffes zurückgekehrt und im Begriff sei, einen Fischzug zu unternehmen. Sie entschloß sich, ihn zu bitten, daß er sie sogleich nach Glenfan begleiten möge.

Seeleute sind immer gutmüthig, wie ich gehört habe, dachte sie, und Fischer und Seeleute sind so ziemlich gleich. Ich bin gewiß, daß er mir seinen Schutz nicht versagen wird.

Sie wollte gerade auf das Verdeck hinaustreten, als sie plötzlich die Worte „Mr. Chandos" vernahm, mit welchen Hawkes seinen Gefangenen anredete.

Wie fest gebannt blieb Rosamunde an der Thür stehen und wartete auf die Antwort, und als Hugo sprach, erkannte sie seine Stimme und ihr Herz hüpfte vor Freude in ihrer Brust.

„Er hier!" murmelte sie, ihren Platz wieder einnehmend; „dann bin ich sicher genug. Ich habe nichts mehr zu fürchten."

Das freudige Erstaunen über Hugo's Nähe lähmte sie einen Augenblick; aber der Freude folgten rasch andere Empfindungen, als sie aus dem Gespräch der beiden Männer hörte, daß Hugo ein Gefangener war, — Empfindungen von Verwunderung und Schrecken.

Die Zeit schwand unbemerkt dahin. Das Schiff verließ die Bucht und stieß in die offene See, ohne daß Rosamunde darauf achtete. Ihre Gedanken waren nur mit Dem beschäftigt, der sie zweimal aus der Gefahr befreit hatte und nun selbst der Hülfe so sehr bedurfte.

Endlich, als Hugo auf das Versteck zurückkam, nachdem er einen letzten Blick nach dem treuen Martin Kroß am fernen Ufer gesandt hatte, und der alte Hawkes ihm sagte, daß er sich mit dem Himmel aussöhnen möge, schlich Rosamunde wieder an die Kajütenthür und schaute hinaus.

Sie erkannte in der Dunkelheit die Gestalten der beiden Männer — der alte Hawkes stand erbarmungslos am Steuer und Hugo Chandos lag hülflos, mit Stricken gebunden, vor ihm auf dem Deck hingestreckt.

Wie ängstigte sich das Mädchen um ihn! Ihr Herz schlug heftig und sie fühlte in diesem Augenblick der äußersten Noth — trotz der Kürze ihrer Bekanntschaft und der vermeintlicher Ungleichheit ihres Standes — daß sie ihn liebte.

Ein Zittern durchdrang ihren ganzen Körper bei dieser Entdeckung und sie erröthete, wie ein Mädchen erröthet bei dem ersten Kuß der Liebe.

Gegen den Thürpfosten der Kajüte gelehnt, selbst ungesehen, beobachtete sie ihn mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Nun," sagte der alte Hawkes in einem Tone der vollsten Befriedigung, „wir sind weit genug vom Ufer entfernt. Euer Mann kann in das Dorf rennen, wenn er es für nöthig hält; aber wenn es ihm auch gelingt, Jemanden auf den alten Hawkes zu hetzen, so würden sie ihn doch nicht einholen, er würde einfach umkehren und ihnen entgegenfahren."

„Das würdet Ihr nicht wagen," sagte Hugo.

„Das würde ich doch!" erklärte Hawkes bestimmt. „Ich würde sie einladen, das Schiff zu durchsuchen, wenn sie meinten, daß außer mir noch Jemand am Bord sei, denn ich werde in einigen Minuten die einzige Menschenseele am Bord sein," fügte er mit Nachdruck hinzu.

Rosamunde umfaßte den Thürrahmen krampfhaft.

„So seid Ihr noch unempfindlich für alles Bitten?" fragte Hugo nach einer Weile.

Digitized by Google

„Gerade noch so, wie vorher!“

„Vermuthlich bezahlt Euch Lord Leonhard sehr gut dafür, daß Ihr mich aus der Welt schafft,“ versetzte Hugo mit Bitterkeit, „ich will Euch jedoch ebenso gut bezahlen, wenn Ihr mir das Leben schenkt. Was verlangt Ihr für meine Freiheit?“

Der alte Hawkers schien zu überlegen. Es fiel ihm ein, daß er seine Macht gegen Lord Leonhard noch verstärken könnte, wenn er im Besitz der Geschichte des jungen Mannes wäre und er entschloß sich daher, diesen auszuforschen.“

„Laßt 'mal hören,“ erwiderte er nach einer Pause. „Lord Leonhard gibt mir tausend Pfund, wovon ich bereits hundert Pfund als Handgeld erhalten habe. Eine solche Summe habt Ihr gewiß nicht?“

„Nein,“ antwortete Hugo, „aber ich kann sie bekommen. Ich will Euch zwölfhundert Pfund geben, wenn Ihr mich in Freiheit setzt. Mein Wort darauf.“

„Wer wird Euch diese Summe geben? Ihr müßt reiche Freunde haben!“

Hugo beherrschte seine Ungeduld.

„Wenn Ihr mich an's Land setzt,“ sagte er, „und mich nach Glenfan begleitet, so sollt Ihr die Summe haben, die ich versprochen, oder auch einen Wechsel.“

„Und wer in Glenfan kann eine solche Summe ausbezahlen? Und wenn es Jemand könnte, würde er es auch thun?“

„Gewiß, die Summe wird ausgezahlt werden,“ erwiderte Hugo mit dem Ernst eines Mannes, der um sein Leben handelt. „Miß Deane zu Glenfan ist Lady Gertrud Evremond, Wittwe des Lords Paget Evremond des älteren Bruders von Lord Leonhard. Sie ist meine Mutter und wird die Summe zahlen, die ich Euch versprochen.“

Rosamunde erstaunte. Hugo Miß Deane's Sohn — der rechtmäßige Sohn Lord Paget Evremond's und folglich Erbe der Berwick'schen Güter und Titel, — es schien unglaublich.

„Ich weiß nun, was ich zu wissen wünschte,“ sagte der alte Hawkers kalt. „Es thut mir leid, junger Mann daß ich Euch nicht helfen kann; aber Geschäft ist Geschäft, und es ist besser, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen. Ihr scheint mir ein netter junger Mann zu sein. Kein Zweifel, daß Ihr Euch immer gut betragen und Eure Rechnungen stets in Ordnung gehalten habt; deshalb habt Ihr auch wohl noch keine Lust zum Sterben. Ihr werdet mich aber entschuldigen, daß ich zu Dem halte, der mich am sichersten bezahlt.“

Hugo seufzte, als er sah, daß der Mörder nur mit seinen Hoffnungen gespielt und vielleicht nie die Absicht gehabt hatte, sie zu erfüllen.

Sie segelten noch eine Strecke weiter, bis das Ufer ihren Blicken entschwunden war und um sie her nur das weite, wilde Meer lag; dann sprach der alte Hawkers wieder:

„Da ist noch ein Ding mehr. Lord Leonhard sagte mir, daß Ihr ein Papier hättet, welches er haben müßte. Ich werde dies also nehmen, sowie die andern Dokumente, die Ihr etwa bei Euch führt, und das Geld u. s. w. Es ist gerade nichts darüber ausgemacht, aber ich kann es ja ebenso wohl nehmen, als dem Meere überliefern. Nun betet, wenn Ihr wollt!“

Hugo erhob seine Augen zum Himmel. Ein Ausdruck der Verzweiflung lag in diesem Augenblick auf seinem Gesicht, der aber sofort der Ruhe und dem Muth einer treuen, edlen Seele, welche den Tod nicht fürchtet, Platz machte.

Rosamunde beugte sich vorwärts und lauschte, als er mit schwacher Stimme murmelte, als wollte er seine Lieben noch dem Schutze des Himmels empfehlen:

„Mutter — Rosamunde! Meine arme Mutter! Meine liebe, liebe Rosamunde, die niemals erfahren wird, daß ich sie liebte.“

Die Thränen flossen aus Rosamunde's Augen. Sie griff in ihre Tasche und zog das Messer heraus, welches ihr an diesem Abend schon einmal so gute Dienste geleistet und öffnete die stärkste Klinge.

„Seid Ihr mit Eurem Gebet zu Ende?“ fragte der alte Hawkers nach einer Pause. „Ich will Euch gerade nicht drängen, aber der Wind ist rauh und ich werde auch nicht viel Zeit mehr übrig haben, um ungesehen wieder an's Land zu kommen.“

„Ich bin fertig,“ erwiderte Hugo mit tiefer, ruhiger Stimme.

„Wenn Ihr fertig seid, bin ich es auch,“ versetzte Hawkers. „Ihr seid gebunden und ganz zu Eurer Seereise fertig; nur habe ich hier noch so ein Gewicht, welches ich Euch an die Füße binden will. Erst aber will ich die Segel etwas einziehen.“

In diesem Augenblick schlüpfte Rosamunde wie ein Geist aus der finstern Kajüte und beugte sich über den Gefangenen, mit ihrem Messer die Stricke durchschneidend.

Ehe einer der beiden Männer die Wendung der Dinge begreifen konnte, war Hugo frei und sprang in einer Art von Verwirrung auf.

„Rosamunde, sind Sie es?“ fragte er erstaunt.

„Ja, ich bin es.“

Ehe ein anderes Wort gesprochen werden konnte, fielen die Segel und der alte Hawkers sprang mit einem wüthenden Ausschrei auf Hugo.

Rosamunde flog in die Kajüte und wieder heraus wie der Blitz, in ihren Händen ein starkes Stück Holz tragend.

Während ihrer kurzen Abwesenheit hatte es Hugo so eingerichtet, daß die Oeffnung des Verdecks zwischen ihm und seinem Gegner war. Jetzt ergriff er die dargebotene Waffe und machte einen Anlauf auf seinen Feind.

Begeistert und gestärkt durch die Anwesenheit Derjenigen, welche er liebte, schlug Hugo in einem günstigen Augenblick den alten Hawkers mit dem Holz so gewaltig auf den Kopf, daß er leuchend niederstürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

* An einer Bierbrauerei — wo? „verschweigt des Sängers Höflichkeit" — fand man kürzlich unter der Tafel „Verbotener Eingang" folgende Verse angeheftet:

Teufelsdreck und Glycerin,
Scheidewasser und Strychnin,
Wurmkraut, Mutterkraut und ferner
Fliegengift und Kokkelskörner —

Nicht gemaischt, dafür gemauscht,
Tüchtig Wasser zugeplauscht
Aus dem Bach, wo unterbäumig
Er schon dick ist, grün und schleimig —

Etwas Seife beigemischt,
Daß es kräftig schäumt und zischt —
Dies verwünschte Höllensauer
Nennt man Bier! Trink es der Brauer!

* Die junge Gattin eines Bürgers von Kansas City ist eine erklärte Feindin des Rauchens, während der Mann leidenschaftlich gern raucht. Auf Bitten der Frau (die guten Leute leben nämlich noch in den sogenannten Flitterwochen) hat er es jedoch aufgegeben und aus Dankbarkeit dafür trägt nun die Frau den prächtig ausgeräuchten Meerschaumkopf ihres Mannes — einen schön geschnittenen Löwenkopf, der geschmackvoll in Gold gefaßt ist — als Busennadel. Sie hat damit in der Kirche ungeheueres Furore gemacht und es ist zu befürchten, daß ihr Beispiel anstecken wird. — Wir brauchen kaum zu bemerken, daß die Betreffenden keine Deutschen sind.

* (Eine Anrede eigener Art.) In Burkeville, an der südlichen Grenze der Grafschaft Jackson, an der Grenze von Tennessee, redete kürzlich der Richter Dabney die Geschworenen am Ende der Verhandlung eines Prozesses in folgender Art an: Meine Herren Geschworenen! In dieser Sache sind die Sachwalter auf beiden Seiten unverschämt und unverständlich; die Zeugen auf beiden Seiten unanständig und unglaublich, und Kläger und Beklagter sind solche anerkannte Schurken, daß es mir ganz gleichgültig ist, welchen Wahrspruch Sie fällen.

* Ein Ehemann rühmte sich gegen einen Freund, seine Frau habe ihn noch jüngst beinahe ihr „Honigmännchen" genannt.

„Wie so beinahe?" fragte der erstaunte Freund.

„Nun, sie sagte: Komm' zum Nachtessen, alte Wachsfigur!"

(Trifftiger Grund.) „Mein Himmel, sind aber jetzt alle Zeitungen langweilig."

„Das liegt an der Wohnungsnoth mein Lieber, die Journalisten können keinem Gedanken mehr Raum geben."

* Ein amerikanisches Zeitungs-Item: Ein Neugieriger steckte einem Pferd die Hand in's Maul, um zu sehen, wie viel Zähne es habe. Das Pferd, nicht minder neugierig, machte das Maul zu, um sich zu überzeugen, wie viel Finger der Mann habe. Beide Theile hatten die Neugierde vollkommen befriedigt.

* Nach der Ansicht eines Pastors in Kentucky verbringt der Satan jeden Tag, einige Stunden im Himmel. — Es ist merkwürdig, daß so viele Geistliche stets wissen, wo der Teufel zu finden ist.

* Ein oberschlesischer Gutsbesitzer stellte seiner Viehmagd folgendes klassische Dienstzeugniß aus: „Hat sich gedient bei das Rindvieh von N. N.", indem er leichtsinniger Weise und ohne jegliche Interpunktion seine hochedle Unterschrift dicht neben das „Rindvieh" setzte. — Derselbe Herr besuch einmal nach einem Gelage seinen Berber, der ihn nach seinen heimathlichen Fluren tragen sollte; beim Abschiede von seinem Wirthe sah er eine Pfütze. Welch' fulminanter Gedanke! „Bruder, giebst Du mir zwei Friedrichsd'or, spring ich mit Pferd in Pfütze!" ruft er begeistert, worauf jener lakonisch antwortete: „Was brauch ich Dir geben zwei Friedrichsd'or, weeß ich daß Du bist ein Schwein!"

Ausweis.

Lehrer: „Wem gehörst Du?"
Schüler: „Dem Schreiner Krause!"
Lehrer: „Wie heißt Du?"
Schüler: „Traugott Schick!"
Lehrer: „Wie kommt denn das?"
Schüler: „Mer hamm wieder g'heirath't."

* (Spezielles Trauerspiel.) Rechtscandidat: „Ich soll mit in's Theater geh'n und gar in ein Trauerspiel! ? Wenn ich ein Trauerspiel sehen will, zahl' ich mein Geld!"

Gemeinnütziges.

(Gegen die bösen Dünste in den Kellern.)

Gegen böse Dünsten in den Kellern, namentlich da, wo gährender Most lagert, stelle man Kalkmilch (Kalkhydrat, eine Auflösung von Kalk im Wasser) in weiten offenen Gefäßen auf. Die kohlensauren Gase werden dadurch aufgefangt. Nur muß man die Masse öfters umrühren, wenn sich eine Haut auf derselben bildet.

Räthsel.

Wir sind's in vielen Dingen
Im Leben sind wir's nimmermehr,
Die sind's die wir zu Grabe bringen,
Und gerade diese sind's nicht mehr.
Und weil wir leben sind wir's eben,
Am Geist und Angesicht,
Und weil wir leben sind wir's eben,
Zur Zeit noch nicht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 71.

Der Haushalt.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 73. Kaiserslautern, 10. September 1873.

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet
von **Ed. Wagner.**

(39. Fortsetzung.)

In demselben Moment, ehe der gefallene Mörder wieder zur Besinnung kommen konnte, kniete Hugo auf seiner Brust und band ihm mit denselben Stricken, die noch vor kaum einer Minute seine eigenen Fesseln waren und die Rosamunde ihm jetzt darreichte, Hände und Füße.

„Werfen Sie ihn in die Kajüte," sagte das Mädchen, schaudernd beim Anblick des teuflischen Gesichts jenes Schurken.

Hugo zog den Gebundenen in die Kajüte und verschloß die Thür. Als er zu Rosamunde zurückkehrte, blickten sich Beide eine Weile schweigend an. Dann erfaßte er des Mädchens Hand und sagte mit zitternder Stimme:

„Miß Wilchester, Sie haben mir das Leben gerettet. Worte sind zu schwach, meinen Dank auszudrücken."

Rosamunde's Hand zitterte in der seinigen, das Blut stieg in ihre Wangen und ein seltsames Gefühl bewegte ihr Herz.

„Ich begreife nicht, wie Sie hierher gekommen sind," fuhr Hugo fort, ihre Hand noch in der seinen haltend. „Ich suchte nach Ihnen in dieser Gegend, als dieser Schurke mich meuchlings niederschlug und hierher brachte, in der Absicht, mich zu tödten, was er auch gethan haben würde, wenn Sie mich nicht befreit hätten."

„Und ich suchte ein Unterkommen in diesem Fahrzeug, weil ich fürchtete, dem Administrator und Moon in die Hände zu fallen," sagte Rosamunde. „Sie sind nach dem Fischerdorf gegangen, da sie mich dort vermuthen. Verstehen Sie ein Schiff zu führen?" fügte sie rasch hinzu, auf die schlaff herabhängenden Segel blickend und ihre Hand schüchtern zurückziehend.

„Ich habe wohl eine Idee davon, habe mich aber wenig darin geübt," erwiderte Hugo. „Es wird mir in dieser Dunkelheit und bei der Schärfe des Windes fast unmöglich sein, das Fahrzeug sicher an's Land zu bringen, ich würde bei einem solchen Versuch Ihr Leben auf's Spiel setzen. Ich denke, ich kann das Schiff südwärts führen und wir können mit Tagesanbruch bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit landen."

„Sie haben Recht," sagte Rosamunde. „Die Küste ist voller Gefahren für Einen, der sie nicht genau kennt. Das Schiff könnte leicht an einem versunkenen Felsen scheitern oder auf eine Sandbank laufen. Wenn Sie es in der jetzigen Entfernung vom Lande halten können, kann Alles gutgehen."

Sie setzte sich auf ein zusammengerolltes Tau, während Hugo die Segel wieder spannte, das Steuer ergriff und das Schiff in einen neuen Cours brachte.

Beide schwiegen eine lange Weile, und als Rosamunde einmal schüchtern ihre Augen auf Hugo richtete, begegnete sie seinem vollen Blick, der seine tiefste Verehrung ausdrückte.

Rosamunde bebte und schlug die Augen nieder.

„Rosamunde," sagte Hugo mit bewegter Stimme, und der Name, aus dem Herzen springend, entschlüpfte unbewußt seinen Lippen, „Sie haben mir das Leben gerettet, Sie haben mich dem sicheren Tode entrissen. Ich wünschte, daß Sie das Leben, welches Sie gerettet, annehmen würden, daß Sie mir erlaubten, es für immer Ihrem Dienste zu widmen. Von jenem Augenblick an, wo wir uns zum ersten Male trafen, habe ich Sie geliebt. Ich habe nie zuvor geliebt. Diese Liebe ist mir wie die amerikanische Aloe, welche nur einmal blüht. Rosamunde, sagen Sie mir — darf ich hoffen?"

Er wartete in athemloser Spannung auf die Antwort.

Rosamunde blickte zu ihm auf, ihre dunkeln Augen strahlten von Glück.

„Ja, Hugo," flüsterte sie, „Sie dürfen hoffen!"

Hugo streckte seine Arme aus und zog sie an seine Brust.

„Nun will ich Dir vor allen Dingen sagen, wer ich bin," sagte Hugo nach einer langen Pause.

„Ich weiß es," erwiderte Rosamunde; „ich habe es gehört, als Du es dem alten Hawkers erzähltest."

„Du weißt also, daß ich der rechtliche Sohn des verstorbenen Lord Paget Evremond bin, nur daß ich diese Thatsache noch nicht zu beweisen im Stande bin."

„Ich weiß, daß Du der Sohn Derjenigen bist, die ich als Miß Deane gekannt habe und die ich so zärtlich liebe," versetzte das Mädchen. „Ich habe mir oft eine solche Mutter gewünscht, wie Miß Deane — wie Lady Gertrud. Wie seltsam scheint dies Alles, Hugo!"

„Es scheint in der That seltsam; aber das Seltsamste von Allem ist, Rosamunde, daß Du mich liebst!" sagte Hugo, einen Kuß auf ihre Lippen drückend, den Rosamunde lächelnd erwiderte.

Hierauf setzten sie sich nebeneinander nieder, Rosamunde fest in Hugo's Arme geschlossen, und versanken in angenehme Träumereien, während sie in der Dunkelheit der Nacht über die wilde See dahinflogen.

Erst gegen acht Uhr Morgens gelang es Hugo, an der englischen Küste, unweit der kleinen Stadt Beal, ei-

Digitized by Google

ner Station der Newcastle-Berwick-Eisenbahn, zu landen.

Aus Mitleid und Schonung für den alten Grafen Berwick und den Sohn Lord Leonhards, beschloß Hugo, Hawkers der Polizei nicht zu übergeben, sondern ihn laufen zu lassen. Er befreite deshalb dessen Hände von den Fesseln, es ihm selbst überlassend, die Füße frei zu bekommen.

Rasch begaben sich Hugo und Rosamunde nach dem nahen Städtchen, wo sie in einem Gasthofe, dem eine ehrwürdige Wittwe vorstand, ein Unterkommen fanden. Hier wollte Rosamunde bleiben, während Hugo nach Glenfan zurückeilen sollte, um Sir Archy von dem Aufenthalte seiner Tochter in Kenntniß zu setzen.

Eine Stunde später befand sich Hugo auf dem Bahnhof.

XXXIII.

Doppelt gefunden.

Als Hugo Nachmittags in Glenfan ankam, fand er seine Mutter in tiefster Bekümmerniß über sein räthselhaftes Verschwinden. Stürmisch preßte sie den Wiedergeschenkten in ihre Arme und erzählte ihm sodann, wie sein Begleiter, Martin Kroß, ihn auf dem Schiffe, freilich nicht mit Bestimmtheit, erkannt und sie von dem Vorgefallenen unterrichtet habe.

Hugo beruhigte die Mutter, indem er ihr seine wunderbare Rettung durch Rosamunde, sowie deren jetzigen Aufenthalt mittheilte und sie bat, mit ihm und Sir Archy sofort wieder nach Beal abzureisen, um den ferneren Mordanschlägen Lord Leonhard's und des alten Hawkers aus dem Wege zu gehen.

Da auch der Baronet bis gegen Mittag nicht von seinem Suchen nach Rosamunde zurückgekehrt war, so schöpfte man Verdacht. Der Farmer rief seine Leute zusammen und nun wurde das ganze Moor durchsucht, wobei sie auch an Hawkers Hütte vorbeikamen. Schon hatten sie dieselbe passirt, als einer von den Arbeitern den Vorschlag machte, die Hütte selbst einmal zu durchstöbern. Gesagt, gethan.

Hier fanden sie nun bald hinter einem Bretterverschlag den armen Baronet an Händen und Füßen gebunden, und von Hilfs streng bewacht. Den Gefangenen befreien und seinem Peiniger eine wohlverdiente Tracht Prügel verabreichen, war das Werk weniger zwei Minuten gewesen.

Kaum hatte sich Sir Archy von den ausgestandenen Leiden der vergangenen Nacht etwas erholt, als er von der Ankunft Hugo's auf Glenfan benachrichtigt wurde. Rasch eilte er in's Wohnzimmer hinunter, wo der junge Mann dem über die glückliche Rettung seiner geliebten Tochter vor Freude fast außer sich gerathenden Baronet das schon der Mutter Erzählte wiederholte.

Sir Archy drängte nun auch zur Abreise. Miß Deane's Mutter ordnete eiligst die nöthigsten häuslichen Angelegenheiten mit ihrer alten Dienerin und zwei Stunden später fuhren alle Drei nach Corburnspath, um sich von da mit der Eisenbahn nach Beal zu begeben.

Unterdessen war Rosamunde auch nicht müßig gewesen. Hugo hatte ihr während der langen nächtlichen Fahrt auf dem Schiffe seine ganze Lebensgeschichte erzählt und dabei mehrmals mit Bedauern erwähnt, daß bis jetzt immer noch der Geistliche Mr. Camp nicht aufzufinden gewesen sei, der die Heirath Lord Paget Evremond's mit Miß Deane vollzogen habe.

Da die junge Dame von der Langeweile geplagt wurde, so beschloß sie, sofort etwas im Interesse ihres Geliebten zu thun. Sie begab sich zu der Wirthin, einer freundlichen Frau, und fragte dieselbe, ob sie vielleicht ein Verzeichniß der Geistlichen im Hause habe.

Die Antwort fiel verneinend aus, doch glaubte die Wirthin, daß jedenfalls der erst am vorhergehenden Tage eingesetzte neue Pfarrer ein solches haben müsse.

Rasch entschlossen, machte Rosamunde im Pfarrhause einen Besuch und ihr Unternehmen war von dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Es befanden sich nämlich noch mehrere fremde Geistliche, die bei der feierlichen Einsetzung ihres Amtsbruders anwesend waren, in der Pfarrwohnung und unter ihnen auch einer Namens Camp.

Rosamunde stellte sich vor und bat Mr. Camp um eine Unterredung, die bereitwilligst gewährt wurde.

Das wackere Mädchen war mit der Erzählung, wie sie dieselbe von Hugo gehört hatte, noch nicht einmal zu Ende, als sich herausstellte, daß der vor ihr Stehende wirklich der so sehr gesuchte Mr. Camp sei, der damals in der einsamen Kapelle am Rhein die Heirath zwischen Lord Paget und Miß Deane vollzogen hatte.

Als Rosamunde nun dem ganz erstaunten Prediger auseinandersetzte, wie Lord Leonhard Evremond die Heirath ableugne und es unbedingt nothwendig sei, die bestandene Ehe zu beweisen, ehe der alte Graf Berwick Hugo als den legitimen Erben seines verstorbenen Sohnes Paget anerkenne, wurde Mr. Camps Gesicht immer bleicher und er sagte endlich mit ernster Stimme:

„Die Heirath kann bewiesen werden! Sie soll bewiesen werden! Die arme betrogene Lady und ihr Sohn sollen in ihre weltlichen Rechte eingesetzt werden. Nun ist mir Manches klar, was ich vorher nicht verstehen konnte. Nun begreife ich, weshalb Lord Leonhard wiederholt in mich drang, ohne Zögern wieder in's Ausland zu gehen. Er hat mich zum Mitschuldigen seines Verbrechens gemacht."

„Zum unschuldigen Mitschuldigen," erwiderte Rosamunde freundlich.

Mr. Camp erklärte sich sofort bereit, mit nach Wilchester zu reisen und dann vor dem Grafen Berwick Zeugniß abzulegen. Er nahm Abschied von seinen Freunden und begleitete Miß Wilchester nach dem Gasthofe zurück, in welchem ein paar Minuten später auch Sir Archy und Hugo mit seiner Mutter von Glenfan anlangten. Es erfolgte nun ein Act des Wiedersehens der sich leicht denken läßt.

Schließlich stellte Rosamunde den Pfarrer Mr. Camp

Digitized by Google

vor. Es dürfte nicht nöthig sein, die Scene zu schildern und die Gespräche wiederzugeben, welche nun folgten, da sie nur bereits Bekanntes enthielten.

Sir Archy war nicht wenig überrascht von der Entdeckung des wahren Verhältnisses, welches zwischen Hugo Chandos und Miß Deane und dem Hause Berwick existirte. Der rechtliche Mann konnte die Schlechtigkeit Lord Leonhard's kaum fassen, den er bis jetzt immer für einen Gentleman in dos Wortes edelster Bedeutung gehalten hatte.

Die Erklärung, welche zwischen den beiden Liebenden stattgefunden, wurde vorläufig noch vor dem Baronet geheim gehalten, da Hugo erst in seine rechtmäßige Stelle im Hause Berwick eingesetzt sein wollte, ehe er bei ihrem Vater um Rosamunde's Hand anhielt.

Am nächsten Morgen führte der erste Zug die glückliche Gesellschaft der Station Wilchester zu, die sie am Mittag erreichten. Der Familienwagen der Wilchesters stand ihrer wartend am Bahnhofe; die Gesellschaft stieg ein und fuhr rasch nach dem Schloß. Als sie sich Hadd's Hause näherten, schaute Rosamunde durch das Fenster und bemerkte des Administrators Schreiber vor der Thür, welcher die Ankommenden aufmerksam beobachtete, ein Beweis, daß die Hadd's bis jetzt noch nicht zurückgekommen waren. Der Schreiber zog sich aber schnell zurück, als Rosamunde ihr Taschentuch grüßend schwenkte.

„Wer ist es, Rosamunde?" fragte der Baronet.

„Des Administrators Schreiber, Mr. Scharp, Papa."

Sir Archy war, obgleich er es nicht aussprach, verwundert über die Freude seiner Tochter, ihres Feindes Schreiber wiederzusehen.

Bei ihrer Ankunft im Schloß wurden sie herzlich begrüßt, die alte Bettine, auf ihren Stab gelehnt und malerisch anzuschauen in ihrer weißen Nachthaube und ihrem scharlachfarbigen Mantel, stand auf den Stufen vor der Thür, um ihren Herrn und seine Begleiter zu begrüßen, und in der Halle erschien die Dienerschaft des Hauses und Martin Kroß, der vorausgeschickt worden, denen Allen von der alten Bettine bereits mitgetheilt war, daß für die Wilchesters wieder frohe Tage kommen würden.

Das Schloß war zur Aufnahme der Gäste eingerichtet, und Lady Evremond und ihr Sohn, sowie Mr. Camp wurden auf ihre Zimmer gebracht und Rosamunde begab sich in ihre eigenen Gemächer.

Sir Archy rief einen Diener und sandte ihn mit einem schnell ausgefertigten Billet zu Lord Berwick auf Berwick-Hall, den er für den Abend zu einem Besuch einlud; dann zog auch er sich in sein Zimmer zurück.

Eine Stunde später fand sich die kleine Gesellschaft wieder in der Bibliothek zusammen. Sir Archy schlug vor, sich sofort an das Aufsuchen des Schatzes zu machen und lud die ganze Gesellschaft ein, daran theilzunehmen, welcher Einladung gerne Folge geleistet wurde. Die alte Bettine erbot sich als Führerin.

Alle durchschritten nun in ängstlicher Spannung die dunklen Corridore, bis sie an eine Thür kamen, welche geöffnet wurde, von wo aus man in die untern Räume des Grauen Thurmes und dann durch eine zweite Thür in's Freie gelangte.

„Dies war vor langer Zeit der Garten der Lady Rosamunde," sagte die alte Bettine. „Hier blühten die schönsten Blumen und er wurde das „Paradies" genannt. Meine Lady pflegte hier im Schatten der Bäume zu sitzen und zu lesen. Ihr Lieblingsplatz war unter der Doppeleiche. Aber die Eiche ist dahin und meine Lady ist dahin!" fügte sie seufzend hinzu.

„Könnt Ihr den Platz genau angeben, wo die alte Eiche stand?" fragte Sir Archy athemlos.

Die alte Frau ging einige Schritte vorwärts und blickte mit eifrig suchenden Augen um sich.

„Der Baum stand dem Fenster meiner Lady gerade gegenüber," murmelte sie. „Mir ist, als ob ich ihn noch in jener Richtung stehe," und sie deutete auf einen mit allerlei Unkraut bewachsenen Platz in geringer Entfernung.

„Ich fürchte," sagte Sir Archy, „daß, als der Baum abgehauen und die Wurzeln ausgegraben wurden, der Schatz von den Arbeitern gefunden worden ist."

Bettine antwortete nicht, sie war in Betrachtungen versunken. Sir Archy schlich sich davon, kehrte aber bald mit verschiedenen Geräthschaften zurück. Hugo nahm einen Spaten und Mr. Camp that ein Gleiches. Bettine ging langsam hin und her. Ihr Blick war finster, auf ihre runzelige Stirn hatten sich noch tiefere Furchen gelagert; all' ihre Gedanken schienen sich nur auf einen Punkt zu concentriren — auf die Entdeckung der Stelle, wo die Doppeleiche gestanden.

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus; ihre Augen leuchteten und ihr ganzes Gesicht strahlte vor Freude.

„Hier hat die Eiche gestanden," rief sie, noch einige Schritte vorwärts gehend und dann ihren Stab in die lockere Erde steckend. „Miß Rosamunde, lesen Sie das Pergament."

Rosamunde that dies. Als sie damit fertig war, sagte Bettine:

„Sir Archy, messen Sie die Entfernung ab."

Der Baronet gehorchte. Von der Stelle ausgehend welche die alte Bettine angab, machte er sieben Schritte nach Süden und dann drei Schritte nach Osten. Hier blieb er stehen und steckte seinen Spaten in die Erde. Es folgte eine Pause. Der Platz war zum Theil von dem Grauen Thurm, zum Theil von dichtem Gebüsch und hohen Bäumen eingeschlossen, so daß die Schatzgräber gänzlich allein und den Blicken etwaiger Neugieriger entzogen waren.

„Seid Ihr sicher, Bettine, daß dies die rechte Stelle ist?" fragte Sir Archy zitternd.

„Ja, Sir Archy, ich bin sicher. Graben Sie und Sie werden sehen."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Witterungsregeln, die immer eintreffen.

Sind im Herbst die Kartoffeln gerathen
So schmeckt dazu ein Schweinebraten.

Ist der Himmel von Aegidi bis Hyroni rein,
So wird er's im ganzen Monat sein.

Ist im September der Krebs nicht mehr gut,
Man keinen zu essen besser thut.

Hornung hell und klar
Gibt n'en schönen Februar.

Donnerts im Mai
Ist der April vorbei.

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
So ändert sich's Wetter, oder s'bleibt wie's ist.

* Eine Dame frug ihren Hausdoktor, ob das Tragen der modernen Hüte nicht dem Gehirne schaden möchte? — „O, nein," antwortete der Doktor, „Damen, welche Hirn haben, tragen solche Hüte nicht."

* Man hat seinerzeit dem Generaldirektor in Wien den Vorwurf gemacht, daß er zur Besorgung des Sanitätsdienstes außer den Aerzten auch eine Hebamme angestellt habe. Es hat sich nun in der abgelaufenen Woche der erste jener Fälle ereignet, für welche Baron Schwarz in dieser Weise vorgesorgt hatte. Eine Dame, die mit ihrem Gemahl in der Hamburger Restauration saß, wurde plötzlich unwohl und genas nach kurzer Zeit unter dem Beistand eines rasch herbeigerufenen Ausstellungsarztes eines Mädchens, welches im eigentlichen Sinne eine Weltbürgerin genannt zu werden verdient, da internationaler Boden seine Geburtsstätte ist.

* Ein höflicher Gartenbesitzer ließ zur Schonung seiner Wiese eine Tafel anbringen mit der Aufschrift: „Niemand wird gebeten, über diese Wiese zu gehen!"

* (Glasbrenners Montagszeitung) meldet aus London, daß die Ex-Königin Isabella für 12 Millionen Juwelen verkauft hat; man soll den Hehlern bereits auf der Spur sein. — Da im Staate Ohio ein Prediger von einer Gemeinde jüngst öffentlich veracctionirt worden ist, so beschäftigt man sich in Berlin jetzt mit dem Gedanken: Pastor Knaak auszugreifen, Hegel auszuknobeln und Lebochowsky auszuschießen.

* (Die Wienerinnen und die Weltausstellung.) Ein Nordamerikaner (geborener Hesse), Herr Abraham Böhm, „confessionsloses und Besitzer des Wigwoms" in der Weltausstellung, wird hier mit einer Wienerin eine Civilehe schließen und sein Weibchen in die neue Welt mit hinübernehmen. Es steht der Fall, daß ein Weltausstellungsgast eine Wienerin ehelichte, nicht mehr vereinzelt da; es wurden bereits viele wiener Kinder in das Ausland „exportirt."

* (Ein altes Ehepaar) in der Nähe von Sparland (Nord-Amerika) wurde, wie die „Freie. P." von Chicago meldet, kürzlich geschieden. Der geschiedene Mann heirathete bald darauf das Dienstmädchen, und die geschiedene Frau trat bei dem neuvermählten Paar als Dienstmädchen ein.

* (Nichts weiter?) Ein Kalb mit einem Fuß in der Gestalt einer menschlichen Hand erregt in Texas großes Aufsehen. Die Texaner müssen ein leicht erregbares Volk sein. Bei uns erregen Kälber mit zwei menschlichen Händen nicht das geringste Aufsehen.

* (Der letzte Wille.) X. liegt im Sterben und dictirt dem Notar seinen letzten Willen: „Nach meinem Tode soll mein ganzes Vermögen auf Zinsen gelegt werden." — Notar: „Und dann?" — X.: „Dann sollen die Zinsen zum Capital geschlagen werden." — Notar: „Und dann?" — X.: „Dann sollen die Zinszinsen wieder dazu geschlagen werden." — Notar: „Und dann?" — X.: „Dann sollen die Zinsen wieder zum Capital geschlagen werden." Notar (aufgebracht): „Herr! wollen Sie mich zum Besten haben?" — X. (ernst): „Glauben Sie an Auferstehung?" — Notar: „Ja wohl!" — X.: „Nun, also meinen Sie, daß ich am jüngsten Tage als Bettler auferstehen will?"

* Verschiedene Auffassung.

Balletmeister: Aber ich bitt' Sie, Fräulein Tanzmeyer, Sie stellen sich ja heute so linkisch, als ob Sie zum ersten Mal auf der Bühne wären. Kennen Sie denn den Text oder die Idee des Stückes nicht?

Tänzerin: Nein.

Balletmeister: Aber die Mythe ist Ihnen doch bekannt?

Tänzerin: Um die Miethe kümmere ich mich nicht, die zahlt der dicke Rittmeister.

Gemeinnütziges.

Mittel zur Verbesserung des Trinkwassers. 2 Theile Gerbsäure, 1 Theil Zucker in 3 Theilen Wasser und 5 Theilen Weingeist aufgelöst, davon 12 bis 15 Tropfen in einen halben Schoppen Wasser. Das hiermit bereitete Wasser löscht den Durst noch besser als gewöhnliches Wasser und kann man diese Tannin-Auflösung bequem in einem kleinen Fläschchen zum beliebigen Gebrauch bei sich tragen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 72.
Verschieden.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Pg. Rosz in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 74. Kaiserslautern, 14. September **1873.**

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Klinck.

I.

Eine dunklere, stürmischere Herbstnacht hatte kaum jemals ihre rabenschwarze Fittiche auf die Residenz herabgesenkt. Kein Stern am Himmel — nichts als flatternde, zerrissene Wolken, nur momentan von einem helleren Streifen unterbrochen. Unruhig flackerten die Flammen der Straßenlaternen und der heftige Nord-Ostwind peitschte klatschend die schweren Regentropfen gegen die Fensterscheiben. Die Straßen waren öde und menschenleer, obgleich die Thurmuhren kaum die achte Stunde gemeldet hatten.

Freilich in einer Residenz vermag Sturm und Unwetter schwerlich alles Leben zu ersticken, namentlich wenn erst die Saison der glänzenden Festlichkeiten eröffnet ist. In den hellerleuchteten Salons mit dem spiegelglatten Parquetboden, der angenehm durchwärmten, duftgeschwängerten Atmosphäre, in dem tausendfachen Stimmengewirr, dem heiteren, sorglosen Geplauder, da vergißt sich Sturm und Unwetter gar leicht — wer möchte da nicht Alles vergessen, was an die Unannehmlichkeiten des kommenden Winters mahnt?

Während nun in den ärmeren Quartieren bereits alle Lichter erloschen waren und die Bewohner derselben im warmen Bette, wenn sie ein solches ihr Eigenthum nennen konnten, Schutz gegen Sturm und Kälte gesucht hatten, strahlten die breiten Straßen noch ein Meer von Licht und Glanz aus. Elegante Equipagen rollten über das ebene Pflaster dahin und hielten vor den hohen Portalen, um sich ihres mit Sternen und Ordensbändern und Blumen geschmückten Inhaltes zu entledigen.

Vor einem Hause mit zahllosen Thürmchen, Balkonen, Bogenfenstern u. s. w., die demselben etwas Schloßähnliches verliehen, hielt eine lange, fast endlose Reihe von Equipagen, eine moderner als die andere. Reich gallonirte Diener nahmen die Herren und Damen in Empfang und führten sie über weiche indische Teppiche hinweg in die hellerleuchteten Vorzimmer sich ihrer warmen Umhüllungen zu entledigen, und mit Diamanten und Perlen besäete Schmetterlinge flatterten aus den dunkleren Puppen hervor.

Welch' ein Leben voll Lust, Heiterkeit und sonniger Freude entfaltete sich da in den taghellen Räumen. Blumen dufteten, Seide rauschte und knisterte, Flor und Gazewölkchen durchschwebten die endlosen Zimmerreihen; holdes Lächeln umspielte die rosigen Lippen jugendlicher Schönen und wo Jugend und Schönheit mangelte, da hatte Kunst, Toilette und Coquetterie nachgeholfen.

Ach, es war schön in den Salons des Grafen von Cölestin! Und man wußte das. Trotz des Sturmes und Unwetters hatte sich ein Theil der großen hungernden und frierenden Menge nicht zurückhalten lassen, um wenigstens einen Blick auf den Glanz und die Pracht werfen zu können, welche sich in den bekannten Räumen des reichen, vornehmen Grafen entwickelte. Nur mit großer Anstrengung gelang es der Dienerschaft, die hohen Herrschaften vor der Berührung mit dem gemeinen Volk in ihren Lampen zu bewahren — war es doch schon schlimm genug, daß man denselben den Anblick nicht ersparen konnte, der doch zum Mindesten etwas Unangenehmes hatte.

Unter der sich heranbrängenden Armuth fiel eine alte Frau besonders auf. Sie war die erste am Platze gewesen, schon unmittelbar nach Einbruch der Dämmerung und schien doch noch immer nicht im Mindesten daran zu denken, ihren eingenommenen Platz zu verlassen. Ihre auffallende Kleidung bestand in einem weiten, faltenreichen, vielfach geflickten grauen Mantel, der ihre fast colossal. zu nennende gebeugte Gestalt zwar etwas unkenntlich machte, sie aber doch nicht ganz verbarg. Um den Kopf trug sie ein rothes, turbanartig gedrehtes Tuch mit goldgelben Fransen, die über das gleichfarbige, unheimliche Gesicht in wilder Unordnung herabhingen und durch welches die häßlichen Züge mit der unförmlichen Habichtsnase und dem spitzen, hervortretenden Kinn noch mehr in's Auge fielen. In der knöchernen dürren Hand trug sie einen derben Knotenstock und selbst die Fußbekleidung, da sie einen kurzen Rock trug, fiel ihrer Schwere und Unförmlichkeit wegen auf.

Den Knotenstock hatte sie in beide Hände genommen und stützte sich vorgebeugt darauf, während ihre stechenden Augen jede einzelne Persönlichkeit der Herren und Damen, die das Haus des Grafen betraten, auf das Schärfste musterte.

Aber endlich war nichts mehr 'zu sehen, die letzte Equipage hatte sich ihres Inhaltes entledigt und war davon gerollt. Die hohen Eingänge des Hauses schlossen sich und die neugierigen Zuschauer hatten sich hungernd und frierend, wohl auch mit Verwünschungen auf den bleichen Lippen, entfernt. Die alte Frau war die letzte, welche an ihrem Platze ausharrte — unbeweglich blieb sie stehen.

In diesem Augenblicke schlug die Thurmuhr die neunte Stunde an.

Das Weib richtete sich aus ihrer Stellung auf — sie zählte genau die Schläge, wobei ihr der zunehmende Sturm jedoch nicht gerade behülflich war.

„Es ist neun Uhr," murmelte sie mit hämischem

Digitized by Google

Lachen, „die feine Gesellschaft ist drinnen und der Herr Graf —“

Sie vollendete nicht, sondern zog ihre Kopfbedeckung tiefer in das Gesicht. Dann trat sie ein paar Schritte zurück und auf eine kleine Seitenthür zu, welche man unmittelbar neben dem Portale des Hauses bemerkte. Die Frau war hier augenscheinlich nicht so ganz unbekannt, denn sie zog einen Schlüssel aus der weiten Tasche ihres Mantels und öffnete mit einem Druck deselben die schmale Thür, durch welche sie verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von Eb. Wagner.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Baronet machte sich in fieberhafter Aufregung an die Arbeit und Hugo und Mr. Camp folgten seinem Beispiel. Kein Wort wurde während dieser Beschäftigung gesprochen. Nach einer geraumen Zeit hielt Sir Archy ein und lehnte sich auf den Spaten. Sein Gesicht war verzogen und seine Augen funkelten wild.

„Der Schatz ist nicht hier,“ flüsterte er muthlos. „Es muß ein Irrthum sein.“

Er seufzte, als er in die Grube blickte, welche sie gegraben hatten.

„Es sieht aus wie ein Grab,“ murmelte er.

Mr. Camp hielt ebenfalls inne.

„Gebt es noch nicht auf,“ sagte Hugo, emsig weiter arbeitend. Wir mögen einen oder zwei Fuß von der rechten Stelle ab sein, aber ich bin fest überzeugt, daß sich die alte Bettine nicht um ein Bedeutendes irren kann. Ich —“

Ein metallener Klang, als er den Spaten kräftig in die Erde stieß, unterbrach seine Worte.

„Gefunden!“ rief Sir Archy schwankend.

„Gefunden!“ rief Hugo, und warf mit doppeltem Eifer die Erde heraus. „Hier ist es!“

Eine eiserne, ganz verrostete Kiste wurde sichtbar.

„Gefunden!“ rief Sir Archy wieder, und seine Stimme verkündete die Freude seines Herzens. „Endlich gefunden!“

Der Kasten wurde aus dem Loch heraufgezogen und die Schatzgräber versammelten sich um denselben. Er war verschlossen, aber Hugo wußte Rath: er sprengte den vom Rost mürbe gewordenen Deckel und ein anderes Kästchen von Ebenholz, mit Messing beschlagen, kam zum Vorschein. Der Schlüssel steckte im Schloß. Das Ebenholzkästchen wurde herausgenommen und in den Grauen Thurm getragen, wo es Sir Archy öffnete.

Der erste Gegenstand, der den Umstehenden in die Augen fiel, war ein fast vermoderter Brief, von der Lady Rosamunde an ihren Sohn adressirt. Als dieser aufgehoben wurde, entfalteten sich vor den staunenden Blicken in ihrer ganzen Pracht die strahlenden Juwelen, welche die Lady Rosamunde von ihrem ersten Gemahl erhalten und ihren Nachkommen als kostbare Erbschaft hinterlassen hatte.

Diamanten, roh geschliffen, wie sie von Indien gekommen waren, aber funkelnd und von fast unschätzbarem Werth; große glühende Rubinen, wie durchsichtige Feuerkugeln; milchweiße Perlen von vorzüglicher Form und seltener Größe; leuchtende Smaragden, um welche die Besitzer eine Seelenqual beneidet haben würde; Saphirs, von der schmelzenden Zartheit eines italienischen Himmels, — lagen auf sammtenen Kissen und warfen das Licht strahlend zurück. Das Ganze repräsentirte ein unschätzbares Vermögen.

Das vergrabene Vermächtniß war also zur Zeit der größten Noth an's Licht gefördert.

„Endlich!“ sagte die alte Bettine vergnügt. „Ich bin zufrieden!“

„Endlich!“ murmelte Sir Archy. „Gott ist uns gnädig gewesen!“

Die blitzenden Juwelen enthielten für ihn mehr, als den äußeren Werth: sie erhielten ihm den Besitz seiner Güter, das Ansehen seiner Familie, die Ehre seines Sohnes und das Glück seiner Tochter! Nun hatte er nichts von seinem Bedränger und Rosamunde's unwillkommenem Bewerber zu fürchten.

Sir Archy stand über das Kästchen gebeugt da; sein Herz war so voller Freude, daß er die Thränen nicht zurückdrängen konnte, die auf die rechtzeitig entdeckte Erbschaft fielen.

XXXIV.

Sieg der Wahrheit und des Rechts.

Es war Abend. Winchester Towers war hell erleuchtet und es herrschte eine festliche Stimmung in allen Räumen, wie sie die alten Mauern seit vielen Jahren nicht erfahren hatten.

In ihrer Wohnung im Grauen Thurm hatte die alte Bettine ein kleines Regiment ihrer Nachkommenschaft um sich versammelt und gab ihnen ein Gastmahl, dasselbe erheiternd durch Erinnerungen aus ihrer Jugend und an ihre verstorbene Lady Rosamunde.

Im Gesellschaftszimmer saßen Sir Archy und Mr. Camp, Beide im Gallaanzug.

Sie waren in lebhafter Conversation, als die Thür geöffnet wurde und Rosamunde mehr fliegend als gehend hereinkam.

Sie trug ein Kleid von weißem Atlas mit breiter, schleppender Borde; goldene Spangen, mit Juwelen besetzt, prangten an ihrem Hals und ihren Armen. Ihr Vater begrüßte sie mit liebevollem Lächeln.

„Lord Berwick's Wagen ist angekommen, Papa!“ rief sie. „Er ist —“

Ehe sie aussprechen konnte, wurde die Thür geöffnet und ein Diener meldete:

„Lord Berwick und Lord Leonhard Evremond!“

Digitized by Google

Sir Archy stand auf, als die Angemeldeten eintraten. Lord Berwick war auf den Arm seines Sohnes gestützt. Sein Blick war finster und sorgenvoll. Trotz seiner Titel und seines Reichthums hatte der alte Graf ein kummervolles und unzufriedenes Herz.

Lord Leonhard's Augen blickten trotzig und übermüthig und in seinem Gesicht lag ein triumphirender Ausdruck. Er war in demselben Zuge mit Sir Archy nach Wilchester zurückgekehrt. Der alte Hawkers hatte ihm gesagt, daß Hugo beseitigt sei, und er war in die Heimath zurückgekehrt, um seinen durch Blut erkauften Frieden zu genießen. Er dachte nicht daran, daß der alte Hawkers ihn hintergangen haben könnte.

Er verbeugte sich tief vor Rosamunde und seine Augen weilten bewundernd auf der schönen Gestalt. Er grüßte Sir Archy; dann fiel sein Blick auf den Geistlichen. Er fuhr zusammen und erblaßte.

„Sie hier, Mr. Camp?“ rief er verwundert. „Ich dachte, Sie wären in London.“

„Ich bin zum Besuch bei Sir Archy,“ erwiderte Mr. Camp kalt.

Lord Berwick drückte die Hand des Pfarrers und sprach seine Freude aus, ihn zu sehen.

„Lord Berwick,“ sagte der Baronet, nachdem der Graf und sein Sohn sich gesetzt hatten, „Sie werden die Freiheit entschuldigen, die ich mir genommen, Sie hierher zu laden, wenn Sie gehört haben, was Mr. Camp Ihnen zu sagen hat. Es ist eine Offenbarung der Vergangenheit und betrifft Ihren ältesten Sohn, Lord Paget.“

Der Graf blickte fragend auf Mr. Camp. Lord Leonhard warf dem Prediger einen warnenden und drohenden Blick zu. Mr. Camp schien diesen jedoch nicht zu bemerken, denn er begann ruhig und ernst:

„Ich sollte Ihnen diese Offenbarung schon vor vielen Jahren gemacht haben, Lord Berwick, aber Lord Leonhard sagte mir, daß die Dame, welche bei der Sache interessirt war, todt sei. Nein, lassen Sie mich ausreden, Lord Leonhard,“ unterbrach er sich, als jener eine grimmige Bewegung machte. „Lord Berwick, meine Geschichte kann rasch erzählt werden. Als Ihr Sohn in die Heimath zurückkam, um gleich darauf zu sterben, ließ er in Deutschland eine Frau und in London bei fremden Menschen einen Sohn zurück.“

„Eine Frau?“

„Ja, Mylord,“ sagte Mr. Camp, fest dem scharfen Blick des Grafen begegnend. „Ich war zu jener Zeit in einer kleinen Kapelle am Rhein angestellt und vollzog die Trauung Ihres Sohnes mit Miß Deane, der Tochter des Lehrers Ihres Sohnes, ein sehr liebenswürdiges, unschuldiges Mädchen, wohl werth, Ihres Sohnes Gattin zu werden.“

„Sie haben sie getraut? Lebt sie noch?“

„Ja, Mylord.“

Lord Berwick sah seinen Sohn scharf an und entdeckte in dessen verzerrtem Gesicht sein böses Gewissen.

„Warum ist sie niemals zu mir gekommen?“ fragte er.

„Weil sie die Beweise ihrer Heirath verloren hatte. Es hat wohl keine treuere und edlere Seele auf dieser Erde gegeben, als die, welche in Miß Deane wohnt. Sie verließ ihres Vaters frisches Grab in Deutschland und kam nach England, um ihren jungen Gatten ebenfalls todt zu finden. Sie stand an seinem Sarge mit Lord Leonhard, welcher ihr sagte, daß die Heirath nicht rechtmäßig sei. Er wollte nicht glauben, daß irgend welche Bescheinigungen von ihrer Heirath existirt hatten und schickte sie mit gebrochenem Herzen hinweg, erlaubte ihr nicht einmal, dem Leichenbegängniß ihres Gatten beizuwohnen.“

„Ist das wahr?“ fragte der Graf, zu seinem Sohn gewandt.

Lord Leonhard stockte.

„Und wenn es so wäre?“ erwiderte er.

Des Grafen Augen flammten. Seine Wangen erglühten in gerechter Entrüstung. Aber er unterdrückte seinen Zorn und fuhr zu dem Geistlichen gewendet fort:

„Und der Knabe, Mr. Camp, wo ist er?“

„Sie haben ihn gesehen, Mylord,“ entgegnete dieser. „Er kam nach Berwick-Hall und entdeckte seine Verwandtschaft zu Ihnen. Sie sagten ihm, daß er Beweise bringen sollte —“

„Jener junge Mann war Paget's Sohn — mein Enkel?“ unterbrach ihn der Graf.

„Ja. Er ging, um Beweise zu holen. Lord Leonhard folgte seiner Spur wie ein Bluthund. Der junge Mann erfuhr, daß seine Mutter in Schottland lebte und ging dorthin, sie aufzusuchen. Etwa eine Meile von ihrem Hause entfernt, schoß Lord Leonhard aus dem Dunkel der Bäume an der Straße auf ihn.“

„Großer Gott!“ rief der Graf.

„Das ist nicht wahr!“ schrie Lord Leonhard. „Es sind Lügen!“

Aber das Zittern all' seiner Glieder und die unruhigen Blicke bestätigten die Wahrheit der Aussagen Mr. Camps.

Lord Berwick bebte, eine Ohnmacht ähnliche Schwäche hatte ihn befallen.

„Ich sehe,“ murmelte er, „Leonhard war dieses Verbrechens fähig! Und der junge Mann, er ist doch nicht todt?“

„Er starb nicht von dem meuchelmörderischen Schuß, und Lord Leonhard machte einen zweiten Mordversuch. Aber auch dieser hatte nicht den gewünschten Erfolg, weshalb er einen elenden Verbrecher bestach, der den jungen Mann ermorden sollte —“

Der Geistliche schwieg plötzlich, als er sah, wie ein schadenfrohes, triumphirendes Lächeln über Lord Leonhard's Gesicht flog.

„Er ist todt,“ sagte dieser, durch sein Siegesbewußtsein etwas beruhigt. „Ich weiß, daß er todt ist. Ich habe so eben die Todesbotschaft erhalten.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K'Lauterer Latern.

* (Hurrah die Säu!) Endlich hat man sich in die Schweinerei gelegt, das Austreiben der Rüsseltiere ist vorläufig untersagt und die melodischen Hornstöße des Sauhirten werden nicht mehr durch die Straßen der pfälzischen Metropole ertönen. Der 7jährige Krieg ist zu einem Abschnitte gekommen; heftig war der Kampf wie weiland der der Ritter von der weißen und rothen Rose und wie einst der Schlachtruf ertönte: „Die Welf!" — „Die Waiblingen!" — so sammelten sich die Freunde und Gegner des „Schweineaustreibens" unter den Bannern vom „Hannarrem" und dem „Herrepape."*) — Vor einigen Jahren wurde dieselbe Frage besonders stark ventilirt und wohnte ich einer diesbezüglichen Versammlung bei, deren Verlauf ich der Nachwelt und besonders der Chronik unserer geliebten Barbarossa-Stadt bei diesem wichtigen Zeitabschnitte doch nicht vorenthalten will. —

Es war in jener historisch gewordenen Stätte, welche im Jubeljahre 1848 „die Paulskirche" getauft wurde, wo sich die Parteien versammelten um zu entscheiden, ob eine Petition an den Stadtrath zu richten sei um Aufhebung des Schweineaustreibens oder nicht. Man konnte sich nicht einigen, es mußte also abgestimmt werden; doch auch der Versuch mit dem Händeaufheben blieb resultatlos, denn die Parteien waren gleich stark. Da kam dem „Hirtenvater" ein Einfall und gleichwie ein dem Feldherrn zu rechter Zeit kommender glücklicher Gedanke oft zu seinen Gunsten die schwankende Schlacht entscheidet, so wurde auch der für das Austreiben agitirende Hirtenvater Sieger.

„Jetzt werd annerscht abgestimmt!" rief er: „Wer for die Freiheit vun de Säu is, der bleib driwe schtehe, die annere Säu kummen eriwwer!"

Nach solcher Aufforderung betzieht natürlich die Freiheitspartei das Feld, denn Niemand kam „eriwwer!"

Und jetzt ist dennoch das Fürchterliche geschehen; vergebens werdet ihr des Morgens auf die melodischen Töne des Sauhirtenhorns lauschen — vergebens werdet ihr die duftenden Cactuspflanzen auf den Trottoirs suchen — „ja Freunde: die Reaction hat begonnen!" jammert mit Recht das schweinenüstende Volk.

Auf dem Betzenberg aber stand des Abends, an welchem der schauerliche Ukas erschien, eine gespenstische Gestalt, gekleidet in eine blaue Blouse, auf dem Haupte den früher schwarzen Filzhut, das Horn an der Seite und den treuen Pflug am Stricke. Finster blickte sie hinab auf die undankbare Stadt und der Sturm trug die geflügelten Worte hinab:

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Der Sauhirt wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Der Sauhirt sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die wir wässerten, ihr Wälder,
Die wir gebängt, grünt fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Krotten und ihr kühlen Brunnen
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meines Hornes Lieder,
Der Sauhirt geht, und nimmer kehrt er wieder!

Dixi.

*) Hirtenvater.

* (Schleiermacher.) Wie sehr Schleiermacher, jener scharfe Dialectiker und Prediger in Berlin, den Witz in seiner Gewalt hatte, mögen folgende beide Anecdoten, die trotz ihrer Wahrheit und Treffsichkeit wenig bekannt sein dürften, kennzeichnen.

Ein Freund erzählte Schleiermacher, daß der Kirchenrath S . . . in Berlin, welcher bereits den preußischen Adlerorden besitzt, nun auch den russischen empfangen habe.

„Das wundert mich gar nicht", erwiederte Schleiermacher ruhig, „denn wo das Aas ist, versammeln sich die Adler!"

Einst saß Schleiermacher auf einem Balle, mit einem Freunde sich unterhaltend, auf einem Sopha im Nebenzimmer. Eine ihm bekannte junge Dame, welche sehr viel getanzt hatte, trat in das Zimmer und warf sich ganz erschöpft und in einer sehr freien Stellung auf einen Sessel und rief:

„Ach Gott, ich bin wie gefocht!"

„Und doch noch so roh!" bemerkte Schleiermacher ruhig.

Schleiermacher hielt eine Zeit lang sonntäglich die Frühpredigt und hatte immer zahlreiche Zuhörer. Er selbst sagte einst darüber, er habe dreierlei Zuhörer: Studenten, junge Mädchen und Soldaten. Die Studenten kämen seinetwegen, um die Predigt zu hören, die jungen Mädchen der Soldaten, und die Soldaten der Mädchen wegen.

* Warum ist ein Kuß einem Skandal ähnlich? — Er geht von Mund zu Mund.

Gemeinnütziges.

Wein zu klären und zu bessern.

Für je ein Pfund in kleine Stücken geschlagene Gelatine bringt man 12 Quart Wasser in einem reinen Gefäße zum Sieden, wirft die Gelatine hinein und kocht sie unter beständigem Umrühren so lange, bis sie sich vollständig aufgelöst hat. Dann gießt man die Flüssigkeit in ein hölzernes Gefäß, läßt sie abkühlen und vermischt sie mit der Weinpeitsche auf das innigste mit dem Wein. Sobald sich der Wein geklärt hat, zieht man ihn von dem Niederschlage ab. Auf 30 Ohm Wein braucht man 1 Pfd. dieser Weinschöne.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 75. Kaiserslautern, 17. September 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Lewald.

(1. Fortsetzung.)

Während sich also drinnen im Hause das glänzende gesellschaftliche Leben entfaltete, während die Frau Gräfin mit königlicher Würde die Honneurs machte und ihre überaus kostbare Toilette, bestehend aus einem hochrothen Atlaskleide mit endloser Schleppe, reichem Diamantschmuck um den bereits etwas hageren Hals und die gelblichen Arme, präsentirte, saß der Graf von Cölestin noch in seinem Arbeitscabinet. Er arbeitete zwar nicht mehr, aber vor ihm aufgehäuft lag ein Haufen Papiere, der sich bei näherer Besichtigung als Rechnungen auswies, und man sah dem Gesichte des Grafen an, daß die Durchsicht derselben ihm nicht sonderliche Freude gemacht hatte.

„Es geht nicht länger so," murmelte er, endlich aufstehend und mit verschränkten Armen im Zimmer auf- und abschreitend. „Ein Ausweg muß gefunden werden. Diese Gesellschaften ruiniren mich vollends, wenn ich nicht schon ruinirt bin. Aber Amalie nimmt keine Vernunft an, sie behauptet, nur so allein sei es noch möglich, daß Leon eine seinem Stande angemessene Verbindung eingeht, und doch ist das Ende da, ich kann mich nicht mehr retten, ohne daß ich irgendwo in unseren gesellschaftlichen Kreisen eine Dame entdeckte, deren pecuniäre Verhältnisse so gestellt wären, daß ihre Verbindung mit Leon für uns ein Rettungsanker werden könnte."

Der Graf sank wieder in seine frühere Stellung zurück, um sich recht seinen, keineswegs heiteren Gedanken zu überlassen.

Bald jedoch wurde er abermals gestört. Ein leises Kratzen, wie von dem Nagen einer Maus herrührend, schreckte ihn auf. Er eilte an das entgegengesetzte Ende des Zimmers und öffnete eine Tapetenthür.

Gleich darauf trat das alte Weib ein, welches wir vorhin auf der Straße beobachteten.

Der Graf verschloß mit einer gewissen Sorgfalt und Unruhe die Thüre, dann wandte er sich der alten Frau zu, welche sein Thun mit einem höhnischen Lächeln beobachtete, so lange sie sich von ihm unbeobachtet wußte.

„Man hat mir gesagt," begann der Graf dann nach einer kleinen Pause mit etwas unsicherer Stimme, „Sie beschäftigten sich mit der Kunst der Chiromantie?"

Das Weib machte einen tiefen Knix und verzerrte ihr Gesicht zu einem freundlichen Grinsen.

„Man hat Sie nicht falsch berichtet, gnädiger Herr," entgegnete sie, sich ohne langes Besinnen in einen der kostbar geschnitzten Sammetsessel niederlassend. „Mein Alter beginnt mit der Zeit, wo Pharao von dem Herrn geschlagen und wir über die Erde zerstreut wurden. Seit dem Tage lebte ich Anfangs an den herrlichen Ufern des Ganges, später auf dem Monte sacro, dem —"

„Schon gut," unterbrach der Graf halb lächelnd ihre feierliche Rede, „man hat mir das bereits mitgetheilt und gerade, weil mir Ihre Kunst als eine zuverlässige geschildert wurde, habe ich Sie rufen lassen, um von Ihnen mein Schicksal zu erfahren. Sprechen Sie jetzt aufrichtig, was Sie in den Linien meiner Hand lesen. Sagen Sie mir Alles, Gutes und Böses — keine Lüge — ich werde Sie zu belohnen wissen."

Das Weib warf dem Grafen verstohlen hämische Blicke zu, sah sich auch in dem Zimmer um, und während dieser noch sprach, hatte sie ungesehen seine goldene Uhr nebst Kette, welche er vorhin auf den Tisch gelegt, zu sich genommen und in ihren weiten Aermel geschoben.

Nachdem sie mancherlei geheimnißvolle Zeichen mit ihrem Knotenstocke über Thüren und Fenster gemacht, damit, wie sie sagte, Niemand sie überraschen könne, ergriff sie mit ihrer knochigen Hand die linke des Grafen und betrachtete die Linien derselben genau; dann begann sie mit erhobener Hand ihm ein größtentheils glückliches Schicksal zu verkünden.

In diesem Augenblicke wurde draußen heftig an die Thür geklopft.

„Adalbert, um aller Heiligen willen, was bedeutet diese Rücksichtslosigkeit? Die Gäste sind versammelt und man sieht sich vergebens nach dem Gastgeber um."

Die Stimme klang durchaus nicht sonderlich gut getaunt und der Graf schien sehr bestürzt.

„Ich komme, Amalie — in wenigen Minuten," entgegnete er zitternd, indem er ängstliche Blicke nach der Thür warf, während das Weib mit ihrem Knotenstocke von Neuem allerlei Zeichen machte. „Mein Befinden ist in der That so schlecht, daß ich vorziehen würde, mich zur Ruhe zu begeben."

„Keine Sorge, Herr Graf!" flüsterte das Weib demselben zu. „Die Thür öffnet ohne meinen Willen keine menschliche Hand."

„Du mußt öffnen, Adalbert," entgegnete die Stimme draußen in sehr bestimmtem Tone. „Nicht allein Dein ungebührliches Benehmen unseren Gästen gegenüber führt mich her, sondern viel mehr Nachrichten von Wichtigkeit, die ich sofort mit Dir besprechen muß."

„Ich kann für den Augenblick Dich nicht einlassen, Amalie — in wenigen Minuten stehe ich zu Deiner Verfügung."

Nach einem nochmaligen vergeblichen Versuche, die

Digitized by Google

Thür zu öffnen, entfernte sich die Gattin des Grafen und die alte Hexe blickte ihn mit ihren triefenden Augen triumphirend an.

So sah der Graf ein, daß sie wenigstens die Macht besaß, Jemanden fern zu halten, wo sie ihn nicht zu haben wünschte, und ohne daran zu denken, daß die Thüren verriegelt und verschlossen waren, bat er sie, in ihren Prophezeiungen fortzufahren.

Ich bitte Sie, ein wenig schnell," sagte er, „Sie haben gehört."

Das alte Weib nickte und begann abermals:

„Nur eine Person giebt es in der Welt, die Ihrem Glücke hindernd in den Weg tritt, ohne sie wären große Reichthümer ihr Eigenthum, ohne sie —"

„Das entscheidet!" murmelte der Graf mit dumpfer Stimme. „Amalie hat Recht, dieses Kind ist unser Unglück, ohne dasselbe würde Leon Erbe seines Onkels werden; er würde nicht so mit den Schätzen kargen und uns den drückendsten Sorgen überlassen, während er in seinen Reichthümern schwelgt. Jetzt ist's genug," fuhr er, zu dem Weibe gewendet, fort, das ihn mit lauernden Blicken betrachtete und sich seine Worte genau gemerkt hatte.

„Nein, gnädigster Herr," entgegnete sie, „wer von mir verlangt hat, ihm die Zukunft zu zeigen, der darf nicht auf halbem Wege stehen bleiben, ich muß sprechen. Die Person, von welcher ich rede, ist Ihre Verwandte — sie muß beseitigt werden."

Der Graf sprang fast entsetzt auf, sein Gesicht war bleich und sein ganzer Körper zitterte vor innerer Erregung.

(Fortsetzung folgt.)

* Das vergrabene Testament.

Aus dem Englischen bearbeitet von Ed. Wagner.

(Schluß.)

„Aber Sie können mir nicht beweisen, daß ich Schuld an seinem Tode, daß ich ihn auch nur im Geringsten verletzt habe. Ich kann mich rechtfertigen über meinen Aufenthalt an jedem Tage und in jeder Stunde der vergangenen Woche."

Lord Berwick wandte sich mit Widerwillen von seinem Sohn. Er sah jetzt, was er vorher nie gesehen hatte, dessen unreine Seele und seine nichtswürdigen Grundsätze.

„Ich bin zu stolz gewesen," sagte der Graf mit bitterer Stimme. „Ich war ärgerlich wegen Paget's Liebe zu Miß Deare; aber ich sehe, daß wahrer Adel nicht von Geburt oder Rang und Reichthum kommt. Es ist eine Gabe, die dem Armen und Schlichten sowohl, wie dem Hochgestellten und Reichen verliehen ist. Mr. Camp, ich erbitte mir keine andere Gabe vom Himmel, als daß der junge Mann, welcher als Hugo Chandos nach Berwick-Hall kam, noch am Leben ist. Ich las seinen Edelmuth in seinem ehrlichen Gesicht, in seinen offenen und angenehmen Augen. Und er ist todt — armer Engel! Ich wollte, ich hätte ihn zurückgerufen, als er fortging. Todt, sagten Sie? Todt durch Leonhard's Hand!"

Evremond grin'ste.

„Ich habe nicht gesagt, daß er todt ist," versetzte Mr. Camp. „Er lebt, Lord Berwick! Er ist zurückgekommen mit den Beweisen, die Sie verlangten, und hat seine Mutter mitgebracht."

„Er lebt! Ist zurückgekommen!" stammelte Lord Leonhard.

„Bringen Sie ihn zu mir!" rief der Graf mit zitternder Stimme. „Bringen Sie meinen Enkel und meines Sohnes Wittwe zu mir"

Mr. Camp stand auf und ging in ein Nebenzimmer, kehrte aber bald mit Lady Evremond, die auf ihres Sohnes Arm gelehnt war, zurück.

„Meine Tochter!" rief der Graf, seine Arme ausbreitend und die Dame an sich ziehend. „Hätte ich Sie nur früher gesehen, ich würde nicht so streng gegen Paget gewesen sein."

Als er sie entließ, näherte sich Hugo dem Grafen, bot ihm seine Hand dar, indem er zärtlich lächelnd sagte: „Sind Sie zufrieden mit meinen Beweisen, Großvater?"

Der Graf antwortete damit, daß er Hugo in seine Arme schloß.

„Sehr zärtlich! Sehr rührend!" rief Lord Leonhard mit Hohn und Groll. „Ich vermuthe, daß meine Gegenwart nicht länger erforderlich oder erwünscht ist. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer neuen Stellung, Lord Hugo Evremond. Sie können nicht sagen, daß ich nicht gut gekämpft habe, dieselbe zu behaupten. Und so — lebt wohl!"

Er entfernte sich mit einer theatralischen Verbeugung.

„Ich werde ihn nie wieder sehen," sagte Lord Berwick. „Meine Thür soll ihm künftighin verschlossen bleiben. Sie, meine Tochter und Hugo, werden mit mir kommen und bei mir wohnen?"

Hugo und seine Mutter erklärten sich bereit und der Graf sprach gerade seine Freude darüber aus, als plötzlich draußen die raschen Schritte anderer Ankommenden hörbar wurden. Es waren Amos Hadd und sein Sohn.

Beide waren eben in Wilchester angekommen und sofort, selbst ohne in ihrem Hause einzukehren, nach dem Schloß geeilt. Sie waren rasend wild, aber noch ebenso übermüthig und entschlossen als vorher und zweifelten durchaus nicht an ihrem Sieg.

„Ah!" sagte der Administrator, als er in's Zimmer getreten und die Gesellschaft mit einem scharfen Blick überflogen hatte. „Vornehme Gesellschaft? Festlich gekleidet? Was soll das bedeuten?"

„Es bedeutet, Amos Hadd," erwiderte der Baronet stolz, „daß Ihre Tage vorüber sind. Das vergrabene Testament ist gefunden worden."

„Verdammt!" rief der Administrator zurücktaumelnd.

Digitized by Google

„Sie und Ihr Sohn mögen uns jetzt verlassen und sich zum sofortigen Auszug aus dem Administrationshaus bereit machen," sagte Sir Archy. „Ich werde meine Güter künftighin selbst verwalten."

„Diese Kühnheit!" sagte der Administrator knirschend. „Wie ich sehe, habe ich den besten Theil meines Spiels verloren — Miß Rosamunde, meine ich. Aber Eins bleibt noch, nämlich die Schuld, die ich von Ihnen zu fordern habe. Ich verlange hundertundzwanzigtausend Pfund, oder ich setze Sie mit Sack und Pack hinaus! Hören Sie? Hundertundzwanzigtausend Pfund verlange ich!"

„Und wir wollen sie sofort haben!" setzte Jason Hadd hinzu.

„Das wollen wir erst abwarten!" brummte eine Stimme an der Thür, und Mr. Georg Scharp, von zwei Constablern begleitet, trat in's Zimmer.

Alle blickten auf den Eintretenden, der sich vor der Gesellschaft verbeugte und sagte:

„Hier sind die Bücher Amos Hadd's, des Administrators Archibald Wilchester's. Ich habe sie sorgfältig studirt. Sie sind eine Chronik von Lügen vom Anfang bis zu Ende. Es ist dem Baronet Geld angerechnet, als ob es in Gesellschaften eingezahlt und verloren worden wäre, die niemals existirt haben, außer in dem erfinderischen Gehirn des unehrenhaften Administrators. Jede Gesellschaft, die innerhalb zwanzig Jahren fallirt hat, ist mit großen Summen von Sir Archy's Geld eingetragen; auf Nachforschungen habe ich aber gefunden, daß in Wirklichkeit nicht ein Pfennig darin eingezahlt worden ist. Kurz, Sir Archibald Wilchester schuldet dem Administrator nicht nur nichts, sondern dieser hat seinem Herrn enorme Summen gestohlen, die er in verschiedener Weise — in Anleihen, Actien, Gütern ꝛc. angelegt hat. Ich habe die Dokumente hier."

Er öffnete ein großes Packet Papiere.

„Hund!" schrie Hadd, auf seinen Schreiber losspringend.

„Zurück, Hadd!" befahl der Schreiber, und fügte zu seinen Begleitern gewendet hinzu: „Ihr Männer, ich gebe Amos Hadd wegen Diebstahls in Euren Gewahrsam."

„Wer seid Ihr?" fragte Hadd rauh. „Wie konnte Ellinger mir diesen Menschen schicken?"

„Er hat nicht mich geschickt," sagte Mr. Scharp stolz, „sondern einen Mr. Georg Scharp, einen schurkischen Burschen, so ganz nach Ihrem Geschmack. Ich machte Mr. Scharp's Bekanntschaft und erkaufte von ihm die Stelle als Ihr Schreiber — natürlich ohne ihm meine Absichten zu verrathen. Was mich betrifft, ich bin — sehen Sie."

Er riß seine graue Perrücke, seinen Bart und die Brille ab, und ein junger hübscher Mann mit scharfen, blauen Augen und sonnverbranntem Gesicht stand da. Sein offener, sanfter Blick glich seltsam dem Sir Archy's.

„Capitain Wilchester!" rief der Administrator mit einem Fluch.

„Markus!" rief sein Vater überrascht.

„Markus!" jubelte Rosamunde, an seine Seite springend.

„Rosamunde hat schärfere Augen als Du, Vater," lachte der junge Capitain, „sie erkannte mich sogleich. Doch nun ist Alles gut, Vater. Hadd wird seinen Lohn empfangen; der junge Hadd wird in eine Lage versetzt, die er verdient, und muß thun, was viele besserer Menschen thun müssen — arbeiten sein Leben lang, während wir in Ruhe und Zufriedenheit unser Glück genießen können."

Im nächsten Frühjahr wurde Rosamunde Wilchester mit Lord Huga Evremond in der Dorfkirche getraut. Die alte Bettine verschönerte das Fest durch ihre Gegenwart und keine alte Dame, von höherem aber niederem Rang, wurde mehr geehrt, als die treue Dienerin der Wilchester's. Lord Berwick war zugegen, Lady Evremand an seinem Arm, und das Glück, welches aus den Augen dieser Beiden strahlte, schien zu wetteifern mit dem des edlen Brautpaars. Der ehrwürdige Mr. Camp vollzog die Ceremonie.

Von dem Tage dieser Hochzeit an nahmen die Kräfte der alten Bettine sichtlich ab. Sie sagte gelegentlich, daß sie ihre Arbeit gethan habe und nun zum Sterben bereit sei. Jedoch lebte sie noch so lange, um ihrer Urenkelin, der hübschen Bessy, den Segen zu ihrer Heirath mit Martin Kroß geben zu können. Bald darauf aber verschied sie und wenige Monate später starb Lord Berwick.

Huga's erste Handlung war, als er in den Besitz der Berwick'schen Titel und Privilegien gekommen war, Mr. Camp eine anständige Rente zu gewähren. Auch sorgte er gut für Martin Kraß und alle Diejenigen, welche ihm früher Freundschaftsdienste erwiesen hatten.

Lord Leonhard ging nach dem Continent. Von einem unruhigen Geist gequält, wanderte er nach Indien aus, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Jasan Hadd treibt sich als Gauner in London umher.

Der alte Hawkers, auf welchen die Polizei schon längst gefahndet, war seines trägen Lebens müde und unternahm einen verwegenen Diebstahl in Leeds. Er wurde dabei verhaftet und arbeitet nun in einer Strafcolonie.

Moon und Hilks sind ebenfalls dort, sowie auch, mürrisch aufsehend und verzweifelt, — Amos Hadd.

Seine großen Pläne, in Bosheit begonnen, auf Betrug, Niederträchtigkeit und Undankbarkeit gegründet, endeten, wie solche Bestrebungen immer enden, mit einem elenden Falle.

Aber Diejenigen, denen er so großes Unrecht und so viele Drangsale zugefügt hatte, wurden für ihre Sorgen durch ein ruhiges glückliches Leben entschädigt.

Digitized by Google

Feuilleton.

K'Lauterer Latern.

'S Sauherrts Abschidd.

Adjees ehr Säu! D'r Sauherrt muß nau scheire,
Wo eich wie Kinn als in de Wald gefehrd.
Weil m'r uff emool deß will nimmie leire
Deß dhud m'r leed, mechd wisse wer's uns wehrd.

Die Ursach kann ich werklich nett begreife,
Daß m'r Eich Säu die Freiheit nemme will,
In uns'rem Wald vergnigd erumm se streife;
Wos Nahrung gebdd sorr Eich in Hill unn Fill.

Ehr wahren doch demm arme Mann sei Alles;
Ehr henn gedingt sei Gaarde unn sei Feld.
Nau gebdd m'r uns ufferemool All de Dalles.
Horr unser Freed im Freie eingestellt.

De Mensche dhud m'r doch nau Freiheit biere;
— Mich jahd m'r sorrd, denn treie gure Herrt —
Unn Eich ehr Säu gehds wie de wilde Dhiere,
Werrn ewig nau im Saustall eingesperrd!

Er misse nau im Stall drinn leie bleiwe;
Ich derf nimmie — sorr korzem is es kumm —
Mit Hörnerklang Eich durch die Strooße treiwe.
Deß iß verbodd, unn Nimmand weß warum.

Wann ich als morjens frieh im hohe Summer,
Erumm gelosst in jerer enge Strooß.
Hahn Eich geweckd aus Eirem diefe Schlummer,
Unn zu de Heerd sesamme Eich gebloßt.

Wie wars do Morjens als so schö im Freie,
Wammehr im Mauß, im frische griene Wald,
Im Schadde henn beisamme kenne leie
Unn's Herrtehorn hat luschdig driwngeschallt.

Do binner uff, unn henn durch Eier springe
Als wie die Kinn m'r Eier Freed bewiss.
Unn henn gegrunzd — mehr wars als hör ich singe —
Korzum de Wald war unser Paradies.

Unn aach mei braver Fillax wo Eich immer,
Hodd trei gehied, dem dhud de Abschidd weh.
Er hängt de Kodd unn sahd mit seim Gewimmer
De ganze Heerd uff ewig nau Adjee!

Mei treies Horn deß werrd nau nimmie schalle,
Deß hängd deheem so traurig an de Wand.
Mei Beidsch werrd nimmie durch die Strooße knalle,
Wo ich regierd mit treier Herrtehand.

Denk ich serick — die Aue geh m'r iwwer —
Do wor die Welt sorr uns eß Himmelreich.
'Siß alles hin, die Zeire hin vorriwwer,
D'rumm nimm ich draurig Abschidd nau funn Euch.

— Adjees Ehr Säu! d'r Sauherrt der muß scheire,
Forrd iß die Hoffnung, forrd iß unser Glick.
Die Stadt kann mich unn Eich nau nimmie leire —
De Sauherrt gehd unn kummd nimmie serick!

M.,

* (Es ist gerathen.) Der Bediente eines Generals klopfte dessen Uniform auf der Hausflur aus, da trat ein fremder Mensch zu ihm und übergab ihm einen Zettel mit den Worten: „Geben Sie diesen Brief sogleich ihrem Herrn, ich warte auf Antwort." Der Diener lief zum General und übergab ihm den Brief. Dieser entsiegelte ihn und las laut: „Geräth es, so ist es gut." — „Der Mensch muß toll sein," rief der General; „lasse ihn herein kommen!" Der Bediente eilte hinaus, kam aber sogleich wieder und rief: „Ach Gott, dem Spitzbuben ist es gerathen; er hat ihre Uniform gestohlen."

* Eine Köchin gab die Definition vom Salz: „Gewürz, das die Speisen verdirbt, wenn es nicht hinzugethan wird."

* Zwei Berliner Actenträger unterhielten sich. „Du," sagte der Eine, „wat war denn jestern bei Dir neben an vor'n Spektakel, und alle Fenster erleuchtet?" — „J," entgegnete der Andere, „des war ja die Verlobung von den langen Assessor gegen Bankiertochter!"

* (Lückenbüßer.) Es gibt eigentlich im Ganzen nur vier Metalle: drei edle: Silber, Gold und Papiergeld, und ein unedles: Pech. (Blech.)

Aphorismen.

* Eigendünkel und lächerlicher Stolz können nur in kleine Seelen Eingang finden. Sie fühlen ihre Kleinheit, darum müssen sie sich aufblähen.

* Der Schein trügt — nur nicht der Fünf-Thaler-Schein.

* Ruhe im Gesicht verbirgt nicht die Ruhe der Seele. Der vulkanische Berg grünt gleich den übrigen und friedliche Heerden weiden sorglos an seinem Abhange, dennoch wüthet in seinem Innern ein verzehrendes Feuer.

Räthsel.

Das Erste brechen viele Leute
Weit lieber als ein Bein;
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Freud', bald Aerger ein;
Das Ganze soll, zum Scherz, auch heute
Hiemit getrieben sein.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 76. Kaiserslautern, 21. September 1873.

Schlaf.

Siehst du den Schlaf auf einem Augenlide,
O, stör' ihn nicht, denn heilig ist der Friede,
Mit dem er eine Menschenbrust begnadet!
O stör' ihn nicht, wenn deinen Feind er auch,
Umwebt mit seinem sanften Balsamhauch,
In des Vergessens Wunderquelle badet!

Achtsamen Herzens hemme deine Schritte!
Verscheuch' mich nicht! Mit dieser frommen Bitte,
Spricht jeder Athemzug des Schlafes dich an;
Leis' auf den Zehen schleich' an ihm vorüber,
Und wünsch' ihm, daß kein Traum, kein banger, trüber,
Sich neidisch möge seinem Frieden nah'n.

Bei jedem Schlafe hält ein Engel Wacht,
Der legt den Finger auf die Lippen sacht
Und winket schweigend dir: Sei stille! zu;
Auch selbst bei dem entschlaf'nen Missethäter
Wacht er, ein ernst versöhnungsvoller Beter
Um Frieden für der Seele Ruh'.

Ja heilig ist der Schlaf, wie die Natur,
Wie das geheime Wachsthum auf der Flur,
Das weise webt in Blatt und in der Blüthe!
So ist auch er ein still geheimes Weben,
Und keine Waff' ist ihm zum Schutz gegeben,
Hegst du vor ihm nicht Ehrfurcht im Gemüthe!

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Klinckt.

(2. Fortsetzung.)

„Weib, wer sagte Dir das?" herrschte er die Alte an.

„Die Linien Ihrer Hand," versetzte diese ruhig. „Und nun wissen Sie mehr, Herr Graf, was ich Ihnen zu sagen habe, mehr vermag ich nicht."

„Still," versetzte der Graf halb athemlos, sie bei ihrem schmutzigen Mantel festhaltend, „bleiben Sie — ich habe Ihnen noch mehr zu sagen."

Das Weib warf ihm verstohlen einen Blick zu und ein hämisches Lächeln umspielte einen Augenblick ihre dünnen Lippen.

„Sie haben über mich zu befehlen, Herr Graf," sagte sie unterwürfig.

Er sah sie mit festem, durchdringenden Blick an.

„Kann ich Ihnen vertrauen? Wird kein Wort von dem, was ich jetzt zu Ihnen sprechen werde, über Ihre Lippen kommen?" fragte er.

„Kein Wort," entgegnete das Weib.

„Und was bürgt mir dafür?"

„Ein Zigeuner bricht nie sein Wort," antwortete sie zuversichtlich, beinahe mit einem gewissen Stolz.

„Gut. Ich will Ihnen Vertrauen schenken und mißbrauchen Sie dies nicht, so soll es wahrhaftig Ihr Schade nicht sein."

Seine Stimme war fast zu einem Geflüster herabgesunken und er winkte ihr, den Sessel dichter an den Platz zu ziehen, wo er saß.

Mit einer eigenthümlichen Hast befolgte sie seinen Wink und schob den Sessel dicht an den Divan des Grafen.

„Sie sagten mir vorhin," begann dieser flüsternd, „daß meinem Glücke nur eine Person im Wege stehe?"

Die Alte nickte bejahend.

„Nun gut," fuhr er fort, indem er sich mit einem Tuche die hellen Schweißtropfen von der Stirn trocknete, „ich will kurz sein: Würden Sie, natürlich gegen eine angemessene Belohnung, diese hinderliche Person aus dem Wege schaffen?"

Mit der Aengstlichkeit eines bösen Gewissens, Kand er auf, um sich nochmals zu versichern, daß alle Thüren fest verschlossen seien, während das alte Weib allen seinen Bewegungen aufmerksam folgte. Von seiner Untersuchung befriedigt, kehrte er nach seinem Platz zurück.

„Nun?" forschte er, als die würdige Alte noch immer kein Wort sagte, sondern ihren Kopf bedenklich hin- und herwiegte. „Nun, was haben Sie mir darauf zu erwidern?"

„Das Kind — die Person," verbesserte sie sich schnell, als sie den durchdringenden Blick des Grafen gewahrte, womit dieser sie beobachtete, „die Person ermorden?"

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Nicht das — warum sein Gewissen beunruhigen, wenn es nicht nöthig ist? Keinen Mord — da habe ich mehr zu befürchten. Nein — nicht das. Hören Sie mich an! Es ist nur ein kleines dreijähriges Mädchen, welches Sie fortschaffen müssen."

„Hm!" murmelte sie, „also das Kind nur stehlen und es mit fortnehmen. Von hier zieht unsere Truppe geradewegs nach Granada, nach dem heiligen Berge; ich werde es mitnehmen und als mein eigenes Kind erziehen."

Der Graf schauderte.

„Nein," sagte er dann bestimmt, „Sie sollen es nicht mit fortnehmen, höchstens bis an die Grenze Deutschlands, keinen Schritt weiter! Wollen Sie das?"

„Wäre es nicht sicherer, gnädigster Herr, die Kleine mit nach Spanien zu nehmen? Könnten nicht Nachfor-

Digitized by Google

schungen nach dem Kinde angestellt werden, die ein günstiges Resultat lieferten?"

In diesem Augenblicke fuhr der Graf erschrocken zusammen; auf dem Corridor hörte er leichte Schritte — das Rauschen eines Kleides und abermals wurde an die Thür geklopft.

„Kommen Sie morgen Abend hierher zurück," flüsterte er dem alten Weibe zu, indem er ihr seine gefüllte Börse in die Hand drückte, zur selben Stunde — wir werden mehr Zeit haben — gehen Sie dorthin zurück."

Er deutete auf die Thür, durch welche sie gekommen war, und unhörbar schlich die Alte hinaus.

II.

In einer lieblichen, dichtbewaldeten Gegend Deutschlands erhob sich auf einer grünen Anhöhe ein anmuthiges Landhäuschen, von Gärten und schönen Parkanlagen umgeben; am Fuße der Anhöhe lag ein kleines Dörfchen mit regelmäßig gebauten, grau angestrichenen Häusern. Etwas weiter davon entfernt zeigte sich zur Rechten eine weite grüne Ebene, durch welche sich ein silberhelles Flüßchen in vielen Krümmungen dahinschlängelte; zur Linken dehnte sich ein dichter Wald aus — endlos bis an den fernen Horizont.

Dies reizend gelegene Landhaus war Besitzthum des Grafen Franz von Cölestin, der sich mit seiner Gattin nachdem ihn dieselbe nach einundzwanzigjähriger kinderloser Ehe mit einem Töchterchen beschenkt, hierher zurückgezogen hatte. Seit der Geburt des kleinen Fränzchens gestaltete sich in dem bis dahin ziemlich freudlosen Familienleben Manches freundlicher, und verjüngt in dem blondlockigen, kleinen Wesen, das zu ihren Füßen spielte, sahen der Graf und die Gräfin einem heiteren Lebensabend entgegen.

Es war zu Anfang Mai und ein lieblicher Abend. Bäume und Sträucher hatten sich in frisches Grün gekleidet, die Blumen dufteten im prächtigsten Flor und die Nachtigall sang im dichten Gebüsch ihre klagenden Melodien.

In einem der dichten Laubgänge des Gartens wandelte die Gräfin Cölestin, an ihrer Hand ein kleines, dreijähriges Mädchen mit blonden Ringellöckchen und Augen so blau wie der wolkenfreie Himmel über ihr. Bisweilen riß das lebhafte Kind von der liebenden Hand der Mutter los, streich mit den kleinen Händchen die Locken von der klaren Stirn, oder eilte auch in das nächste Gebüsch, um Blumen und Gräser zu pflücken, die es dann lachend der Mutter brachte.

Das Kind war so ausgelassen, daß die Mutter es schon wiederholt zur Ruhe ermahnt hatte, indem sie sagte: „Fränzchen sei ruhig — ich höre den Papa."

Aber Fränzchen kümmerte sich wenig um die sanfte Drohung, bis die Mutter es endlich auf ihre Arme nahm und weiter trug. Aber auch jetzt hatte das Kind keine Ruhe. Mit kindischer Freude riß es an den kostbaren Ohrgehängen der Mutter, und ehe diese es noch bemerkte, hatte es schon eins derselben herausgezogen und verbarg es sorgfältig in ihrer kleinen Hand.

In diesem Augenblick kam ein stolzer, stattlicher Mann, mit feinen, aristokratischen Zügen, von dem anderen Ende des Laubganges daher und eilte mit lächelndem Gesicht auf seine noch immer schöne Gemahlin und sein liebliches Kind zu, das ihm jauchzend beide Aermchen entgegenstreckte.

„Ach, Minna," rief er seiner Gemahlin schon von Weitem zu, „bitte, setze doch Fränzchen nieder, damit sie mit entgegen kommt."

Die Gräfin setzte die Kleine lächelnd an die Erde, welche jetzt mit einem Freudenschrei in des Vaters Arme eilte.

„Du kommst früh, Franz," begann die Gräfin, als ihr Gatte sich näherte und sie auf die hohe, weiße Stirn küßte, „ich hätte Dich nicht so früh erwartet."

„Der köstliche Abend lockte mich aus dem Hause, der aromatische Duft, welcher mein Zimmer durchströmte, ließ mir keine Ruhe," entgegnete der Graf, „und außerdem habe ich Dir noch etwas mitzutheilen, was Dir vielleicht Sorge machen wird, obwohl unnöthig. Vor kaum einer Stunde waren die Dorfbewohner bei mir, um Schutz zu verlangen und um mich zu warnen."

„Zu warnen? Und wovor?" fragte die Gräfin erschrocken.

„Nun, man glaubt seit einigen Tagen, hier verdächtiges Gesindel herumschleichen gesehen zu haben — man spricht von einer Zigeunerbande, die sich im Walde verborgen halten soll und dergleichen mehr. Ich meinestheils glaube von der ganzen Sache nichts. Dieses Volk ist gleich so ängstlich."

„Du könntest aber doch Vorsichtsmaßregeln treffen," unterbrach ihn die Gräfin mit sanfter Stimme, „man kann nicht wissen —"

„Was ist da zu thun, Minna, man kann höchstens auf seiner Hut sein. Ich habe den Leuten auch gerathen, ihre Ställe gut zu bewachen und dieser Tage kein Vieh auf die Weide zu schicken. Sind wirklich Zigeuner da und sie sehen, daß man von ihrer gefährlichen Nachbarschaft unterrichtet ist und vor ihren Diebereien sich zu schützen weiß, so werden sie die Gegend bald wieder verlassen. Außerdem —"

Der Graf schwieg: es war ihm, als hätte er einen unterdrückten Schrei vernommen; auch die Gräfin sah sich erschrocken nach ihrem Töchterchen um. Aber sie bemerkte von Fränzchen keine Spur, nur mitten im Wege, etwa zehn Schritte von ihnen entfernt, lag ihr Strohhut mit dem Kranze von Blumen, den sie sich selber gemacht hatte.

Die Gräfin wurde todtenbleich und versuchte vergebens, den Namen ihres Kindes auszurufen — das Wort erstarb auf ihren halb geöffneten Lippen.

Tausenderlei entsetzliche Gedanken durchflutheten ihre Seele — eine Ahnung, daß etwas Entsetzliches geschehen sein müsse und schreckliche Folgen nach sich ziehen werde, durchzuckte sie.

Digitized by Google

Nicht so der Graf. Etwas erbleicht war auch er bei dem Schrei; aber wer sagte ihm, daß irgend ein Unglück geschehen sei? Konnte sein Kind sich nicht gestoßen, irgend etwas gesehen haben, was es erschreckt hatte — war es auch wohl seine Stimme, das den Schrei ausstieß?

Er eilte dahin zurück, wo der Hut des Kindes lag, spähte in das Gebüsch hinein, und als er hier nichts sah, eilte er weiter, laut seinen Namen rufend.

„Fränzchen — Fränzchen!“ rief auch jetzt die angstvoll zitternde Stimme der Mutter, immer ängstlicher, — immer klagender.

Aber Alles blieb still, keine Spur von ihrem Lieblinge. Bleich und angstvoll durchsuchte die Mutter jeden Winkel des Gartens, während der Vater, dessen Herz jetzt gleichfalls von einer trüben Ahnung erfaßt war, die gesammte Dienerschaft zum Suchen aussandte.

Die Sonne war schon hinter den Wipfeln der hohen Bäume verschwunden und noch hatte man keine Spur des verlorenen Kindes entdeckt. Oben in ihrem Erkerstübchen stand die Mutter am Fenster und starrte trockenen Auges über die nächste Umgebung dahin.

Erst als die Nacht vollständig hereingebrochen war, kehrten die Diener nach und nach zurück — unverrichteter Sache, und nur der Graf mit dem einzigen Diener fehlte noch.

Erschöpft sank die unglückliche Mutter endlich auf den Teppich nieder und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Kind von der Zigeunerbande geraubt sei, und dieses war sogar entsetzlicher als der Tod. Im Geiste sah sie ihre kleine Franziska schon mitten unter wildem, rohen Gesindel, fern von der Liebe einer Mutter, sie sah, wie ihr Töchterchen mit Schlägen und Drohungen überhäuft wurde — wie man ihr allmählig jede Erinnerung an die Vergangenheit aus der Seele zu reißen versuchte — wie endlich durch den steten Umgang mit schlechten Menschen alles Edle und Gute in Franziska erstickt wurde. — —

Eine köstliche Mondnacht breitete sich über den dunklen, verschwiegenen Wald aus. Leise rauschten und flüsterten die hohen Bäume, die mächtigen, uralten Eichen, die düsteren Tannen und duftigen Linden, und die zitternden Mondstrahlen tanzten auf den sich leise bewegenden Blättern.

Tiefe, endlose Stille ringsum. Höher und höher schwebte der Mond am tiefblauen Nachthimmel empor. Neugierig drang er bis in das tiefste Dickicht, bis in das schwärzeste Dunkel, aber er beleuchtete auch eine Scene so phantastisch, so bunt und fremdartig, wie sie sich nur denken läßt.

Es war eine herrliche, üppige Waldwiese, von prächtigen, uralten Eichbäumen umgrenzt. In der Mitte der Wiese flatterte ein großes Feuer und um dasselbe lagerten im Kreise eine große Anzahl Männer und Weiber in wilder Unordnung. Halbnackte Kinder mit wolligem, krausen Haar und schmutzig gelber Gesichtsfarbe tummelten sich mit wildem Geschrei auf der Wiese umher.

Man konnte nicht lange im Zweifel bleiben, daß hier ein Zigeunerstamm sein Lager aufgeschlagen. Die zerlumptesten Weibergestalten hatten sich mit Korallen, Blumen und farbigen Bändern geschmückt, Ohrringe und Armbänder fehlten kaum bei einer einzigen, und die jüngeren schienen sich auf ihren Schmuck eben nicht wenig einzubilden.

Die Flasche ging unter wüstem Gesang fleißig im Kreise herum und begann bereits ihre Wirkung auf Männer und Weiber auszuüben. Rohe Scherze und heiseres Lachen verrieth zur Genüge, in welchem Stadium von Trunkenheit sie sich befanden.

Abseits, von der Gruppe entfernt, standen zwei Gestalten, junge Mädchen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, und blickten verächtlich auf die phantastische, wüste Gruppe. Das ältere der beiden Mädchen war eine orientalische Schönheit mit leicht gebräuntem Teint und dunklen, sinnverwirrenden Augen, die die ganze Gluth und Leidenschaftlichkeit ihres Charakters auszudrücken schienen. Schwarzes, üppiges, krauses Haar schlang sich in schweren Flechten um Stirn und Schläfen, von brennend rothen Korallenschnüren durchzogen. Auch um den stolzen ungebeugten Nacken und die vollen Arme waren Korallen gelegt — der Anblick des Mädchens war sinnverwirrend und bestrickend schön.

Ganz im Gegensatz zu ihrer Gefährtin befand sich das andere Mädchen. Auch dieses war schön, vielleicht noch schöner als ihre Kameradin, aber ihre Schönheit war anderer Art — man hätte sie melancholisch nennen können. Das feine, etwas blasse Gesicht war von zauberischer Lieblichkeit. Die wohlgerundete Wange von einer dunklen Röthe angehaucht, dunkle, glänzende Augen, feine rosige Lippen, die beim Oeffnen eine Reihe der weißesten kleinen Zähne durchschimmern ließen und weiches, dunkles Haar bildeten ein Ganzes, wie es sich kaum schöner denken ließ.

Die Kleidung beider Mädchen war nicht wenig geeignet, ihre zauberische Schönheit noch mehr hervorzuheben. Ein rother Rock mit reicher Silberstickerei, ein schwarzes, knappes Mieder mit schneeweißem Unterhemdchen, an den kleinen Füßen rothe Sandalen mit farbigen Bändern, das war eine Zusammenstellung, wie sie sich kaum schöner und poetischer im grünen Waldesdunkel gedacht werden kann.

„Ach, Zendale, nach Spanien!“ sagte in diesem Augenblick das ältere Mädchen mit leuchtenden Augen. „Fort aus diesem kalten Norden mit seinen kieselharten Bewohnern! Fort nach Spanien, wo die Zitronen blühen! Ach, solch' eine Maimacht in Spanien im Vergleich zu der öden Natur des Nordens!“

„O Fiora,“ entgegnete das jüngere Mädchen mit traurigem Lächeln, „ich theile Deine Sehnsucht nach dem Süden nicht. Die deutschen Eichen und Buchenwaldungen sind mir an's Herz gewachsen, daß ich mich nimmer von ihnen trennen möchte.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

A'Lauterer Latern.

In der letzten Sitzung des „Matzenberger Debattir-Clubs“ wurde die wichtige Frage discutirt: „Wie viel Haare zählt das menschliche Haupt?“

Hr. Fabrikant B., als Referent, stellte als Resultat seiner langjährigen Forschungen auf, daß der Mensch genau gezählt 140,000 Haare auf dem Kopfe habe.

Eingehend wies dagegen Hr. Kaufmann H. nach, daß es nach seiner Berechnung nur 139,999 seien.

Mit größter Energie und hinreißender Beredsamkeit verfocht jeder der Wortführenden seine Behauptung und da eine Einigung nicht erzielt werden konnte, so wurde der Vorschlag angenommen zur Entscheidung drei Sachverständige zu wählen, „die mit dem Haarzählen bald fertig wären.“ Per Acclamation wurden hiezu bestimmt die Herren

Auf der Tagesordnung für die nächste Sitzung des Clubs (über welche „die Latern“ regelmäßig referiren wird) steht das Thema: „Ueber körperliche Schönheit und die Künste der Toilette.“ — Referent: Hr. Schrumpel.

Nachschrift: Das obenphotographirte Comitee konnte sich leider nicht einigen, da stets eine Differenz von zwei Haaren obwaltete. Dasselbe hat nun

Herrn cooptirt.

Dixi.

Die Weckverschwörung in Darmstadt.

Die Darmstädter Bäcker han gutes Gebäck
Und sonst auch Geistesgaben,
Die wollten für einen Kreuzerweck
Fortan zwei Kreuzer haben.

Und wären die Weck' auch nicht größer zu schau'n
Das läg' allein am Heizer. —
Doch Darmstädter Hausfrau'n sind sparsame Frau'n
Die sehen auf den Kreuzer.

Die sprachen erzürnt: Was? Papperlapapp,
Der Waiz schlag ab und Spelzen,
Und gehen im Lande die Früchte herab,
So gehen die Bäcker auf Stelzen.

Zwei Kreuzer für solch ein wunzig Gebäck?
Und laßt ihr's nicht beim Alten,
So mögt ihr eure Zweikreuzerweck
Selbst essen und behalten.

Und eine Verschwörung am großen Woog
Geschah von allen Frauen,
Man wollte die Frau Erbgroßherzog
Selbst ziehen in's Vertrauen.

Die Bäckermägde um halber Sechs
Sie kamen im Morgengolde
Mit Mahnen voll der Kreuzerweck's,
Der zwei jetzt kosten sollte.

Doch waren ach alle Thüren zu,
Kein Klopfen half und Schellen,
Es lagen noch in süßer Ruh
Die Küchenmammesellen.

Doch droben am Fenster vom ersten Stock
Bis in die höchsten Stöcke,
Erschienen die Hausfrau'n im Unterrock
Und riefen: Was kosten die Wecke?

„Zwei Kreuzer!“ rief es drunten am Haus. —
„Zwei Kreuzer? Wie? ich hör nix!
Zieh ab! und richt' deinem Meister aus
Ein Compliment: Es wär' nix!“

Die Bäckermeister standen erstarrt,
Es sank ihr Muth, ihr kecker.
Es wurden gar viele Wecke hart,
Doch mürbe wurden die Bäcker.

(Frkf. Latern.)

* Ein Politiker reiste nach einer kleinen Stadt um sich in dortiger Gegend als Wahl-Candidaten zu empfehlen. Im Gasthause abgestiegen, fragte er den Gastwirth nach der politischen Stimmung in dieser Gegend, erhielt aber nur unbestimmte Antworten. „Giebt es denn kein Comitee hier?“ fragte der Reisende ungeduldig. — „Ja doch,“ erwiderte der Gastwirth, „auf dem Hofe rechts!“

* Köchin: Am Sonntag kommt mein Bicefeldwebel zu mir und am Dienstag und Donnerstag mein Gemeiner. Da bitt' ich mir aus, daß sich keins von den Fräulein sehen laßt, damit's keine Eifersüchtelei gibt. Verstanden?

Auflösung des Räthsels in Nr. 75.
Das Wortspiel.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Roge in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 77. Kaiserslautern, 24. September 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Lüuck.

(3. Fortsetzung.)

Fiora sah sie erstaunt, fast erschrocken an. Tausenderlei Gedanken durchzuckten auf einmal ihren Kopf. Sie dachte an den weißen Mann, der seit der Stunde, wo sie ihr Lager hier aufgeschlagen hatten, jeden Tag hergeritten kam, um einige Stunden unter ihnen zu weilen — wie er Zendale immer mit traurigen Blicken betrachtet hatte, und sie wiederum ihn, — wie er nur mit ihr gesprochen und ihr Gesicht von einer Purpurröthe übergossen wurde, wenn er sie anredete. Nur in seiner Gegegenwart ließ Zendale sich bewegen, den Zorongo zu tanzen, und nie hatte Fiora sie schöner, hinreißender gesehen, als in solchen Augenblicken.

Nein, Fiora konnte sich nicht täuschen, Zendale liebte den bleichen Jüngling und nun wollte das Schicksal sie von ihm reißen! Darum ihre Vorliebe für diese Gegend, ihr träumerisch stilles Wesen, ihr heiteres, frohes Lachen in seiner Gegenwart. Wie ein Blitz durchzuckten alle diese Gedanken Fiora's Herz und tiefes Mitgefühl für die geliebte Gefährtin, das einzige Wesen, welches sie auf der Welt liebte, zog darin ein.

„Arme Zendale!" sagte sie traurig, indem sie den kleinen Kopf an ihre Brust zog — „Du kannst meinen Haß gegen die Bewohner des Nordens nicht theilen, weil Du einen dieser Bewohner liebst!"

Zendale stieß einen leisen Schrei aus, öffnete weit ihre großen Augen und sah die Freundin erschrocken an. Dann legte sie schnell ihre Hand auf Fiora's halbgeöffnete Lippen.

„Still, Fiora!" rief sie, fast entsetzt auf die umherstehenden zerlumpten Weiber deutend, aus. „Still!"

„Pah!" versetzte diese verächtlich, „eher würde ich mich vor dem Rauschen der Bäume, vor dem Winde, der unsere Worte auffängt, fürchten, als vor diesen Weibern. Sie haben getrunken. — Aber nicht wahr, Zendale," fuhr sie leise fort, „ich habe Recht, Du liebst den Weißen, armes Kind?"

„O, sprich nicht davon!" flehte diese angstvoll. „Wenn die weiße Mutter das hörte, oder wohl gar Roger!"

Sie schauderte zusammen und verbarg weinend ihr Gesicht in beide Hände, während Fiora sie mitleidig betrachtete und sanft ihr dunkles Haar streichelte.

„Heda! Hollah!" schrie in diesem Augenblicke aus dem Kreise der Männer eine gellende Stimme. „Heda, dummes Weibervolk! Fiora, Zendale, schlaft Ihr? Heraus mit Euren Guitarren, Ihr sollt tanzen, — wir wollen Unterhaltung haben! Zendale, Schätzchen, Du sollst mir im Mondschein den Zorongo tanzen, als wärst Du auf dem Monte Sacre selbst!"

Zendale war schon beim ersten Laut dieser Stimme erschrocken zusammen gezuckt und schlang ihre beiden Arme um Fiora's Nacken, als wolle sie hier Schutz suchen.

„Roger!" hauchte sie kaum hörbar.

„Muth, Zendale, keine Schwachheit," entgegnete Fiora fest. „Der Gewalt muß man weichen, nur so bist Du am sichersten. Ich stehe Dir treulich bei; tanze immerhin, was schadet es? Ich werde die Guitarre dazu spielen, nachher können wir dann wieder um so ungenirter plaudern."

„Fiora, ich kann nicht tanzen mit dem Tod im Herzen," flehte Zendale.

„Du mußt, sage ich Dir!" versetzte diese entschieden; „sobald Du Dich widersetzest, bist Du verloren, besonders heute darfst Du es nicht wagen. Roger ist betrunken, die weise Mutter entfernt und ich werde Dir nichts nützen. Muth, Zendale, nur Muth!"

Mittlerweile schrie Roger die ganze Versammlung wach. Das Feuer erloschi und murrend und gähnend trieben Männer und Weiber sich die Augen.

„Zum Teufel! Was ist denn los?" rief ein altes hexenartig aussehendes Weib. „Ihr schreit ja wie toll!"

„Die „schüchterne Taube" soll den Zorongo tanzen," entgegnete Roger höhnisch. „Ja, ja, Alte, die Zeiten, wo Ihr das konntet, sind nun längst vorbei — Ihr werdet nicht mehr tanzen!"

„Die Zeit wird auch für „die Taube" kommen!" schrie das Weib spottend.

„Willst Du schweigen, alte Hexe!" brüllte Roger, nach der Richtung hineilend, woher die Stimme gekommen war. Aber bereits hatte die Alte es für gerathen gehalten, sich zu entfernen.

Fiora hatte Zendale bei der Hand gefaßt und zog sie auf den freien Platz, wo sich Männer und Weiber in wilder Unordnung gelagert hatten; sie brachte Zendale mitten dazwischen, während eines der beinahe schwarzen Kinder fortlief, um Fiora's Guitarre zu holen.

Zendale sah ernst, fast düster aus, aber der Mondschein war nicht hell genug, dies der übrigen Gesellschaft zu zeigen, und schon nach den ersten Lauten der Guitarre, womit der Tanz begann, jauchzten Einige vor Freude.

Zendale begann anfangs langsam, beinahe mehr als nachlässig, aber allmählig belebten sich ihre Züge, ihre kleinen Füße bewegten sich schneller und schneller, sie schienen kaum noch den Rasen zu berühren. Immer

Digitized by Google

mehr und mehr kam ſie in Feuer, ſo daß Fiora, endlich aufmerkſam gemacht, ſich ringsum ſchaute.

Bald entdeckte ihr ſcharfes Auge den Gegenſtand, den ſie bei Zendale's Anblick erwartete. Etwas weiter von dem Platze entfernt, ſtand, an einen Baum gelehnt, ein Mann mit verſchränkten Armen, der Zendale unverwandt betrachtete.

Es war ein ſchöner, ſtolzer Mann, mit feinen, bleichen, anziehenden Geſichtszügen, dunkles Haar und dunkler Bart umrahmten ſein Geſicht; die hohe, etwas ſchmächtige Geſtalt machte einen angenehmen Eindruck.

„Ah," murmelte Fiora, „er weiß, daß wir fortziehen und kommt, Abſchied zu nehmen."

In dieſem Augenblicke war der Tanz beendet, die Bande jauchzte laut auf und Roger erhob ſeine Stimme.

„Höre, Zendale," begann er, „Du weißt, daß Du mir von der weiſen Mutter zum Weibe beſtimmt biſt, auch in den Sternen ſteht es geſchrieben, an Deinem Schickſale iſt nichts zu ändern — ergieb Dich darein. Wie wäre es, wenn noch in dieſer Nacht unſer Hochzeitsfeſt gefeiert würde? Die Leute ſind munter, ein tüchtiges Gelage wird ihnen nicht unangenehm ſein und nur von Dir hängt es ab, es ihnen zu geben."

Zendale hatte ſich zu Fiora geflüchtet und ſchaute ſtehend zu ihr auf; ſchützend legte dieſe ihren Arm um deren Nacken, während Roger dicht vor ihnen ſtand.

„Was meinſt Du, Zendale, begann er von Neuem, „ich denke, wir gönnen der Alten die Freude, ſie hat ſchon ſo lange darauf gewartet und ich nicht weniger."

„Wenn Du nicht Deinen ganzen Muth zuſammen nimmſt, Zendale, biſt Du verloren" hauchte Fiora.

„Fliehen?" fragte Zendale ebenſo.

„Nein, nur im höchſten Nothfalle."

Zendale richtete ihre kleine zierliche Geſtalt hoch auf, mit feſtem Schritt trat ſie auf Roger zu, indem ſie ihren ſchwermüthigen Blick ſo durchdringend auf ihn heftete, daß er ſeine Augen unwillkürlich zu Boden ſenkte.

„Laß mich heute in Ruhe, Roger," ſagte ſie mit faſt harter Stimme, „ich habe Dir meinen Willen bereits feſt ausgeſprochen. Am Tage, wo wir den Fuß auf Spaniens Boden ſetzen, werde ich Dein Weib — keine Stunde, keine Minute früher. Bis dahin kümmere Dich nicht um mich, wenn ich meine Geſinnung ändern ſoll. Du weißt, daß ich Wort halte. Nun legt Euch zur Ruhe, bis die weiſe Mutter kommt."

„Ich weiß, Zendale, daß Du Dein Wort nicht brichſt," ſagte Roger befriedigt, indem er ſich zurückzog.

„Nicht zur Ruhe, Kinder," rief in dieſem Augenblick die Stimme des alten Weibes, deſſen Bekanntſchaft wir gleich zu Anfang unſerer Erzählung gemacht haben, „nicht zur Ruhe, ſondern die aufgehende Sonne muß uns weit fort von hier, auf dem Wege nach Spanien finden."

„Auf dem Wege nach Spanien!" ſchrie man jauchzend durcheinander.

Vergebens ſuchte Fiora Zendale, vergebens ſchrie und kreiſchte die weiſe Mutter, wie man die Alte im Lager nannte, nach der „ſchlächterneu Taube," nach Zendale. Niemand wußte Auskunft von ihr zu geben — nur Fiora, die den blaſſen Jüngling geſehen hatte, ahnte es, da auch dieſer zu gleicher Zeit mit Zendale von ſeinem Platze verſchwunden war.

Fiora hatte ſich nicht getäuſcht, während die Bande ſich zum Aufbruch bereit machte und theilweiſe ſchon abgezogen war, ſaß Zendale an der Seite des Weißen mitten im dichten Gebüſch, wohin kein Strahl des Mondes drang, auf einem morſchen Baumſtamm.

Der Jüngling hatte ſeinen Arm um Zendale's Taille geſchlungen und ſie lehnte weinend ihr müdes Köpfchen an ſeine Bruſt. Beide ſprachen kein Wort, nur dann und wann verrieth ein ſchwacher Seufzer, daß Leben in dieſen Geſtalten war.

„O, Zendale," begann endlich der junge Mann mit ernſter, wohlklingender Stimme, „und Du kannſt, Du willſt mich Armen verlaſſen auf Nimmerwiederſehen, Du willſt nach Spanien? Und ich Unglücklicher kann Dich nicht zurückhalten, ſondern ich muß Dich ziehen laſſen und ſo dem ſichern Verderben übergeben?"

„Nein, Leon, Du kannſt mich nicht halten, unſere Geſchicke gehen auseinander," entgegnete Zendale traurig.

„Weißt Du aber, daß die Trennung von Dir mein Tod ſein wird, Zendale?" rief der Jüngling jetzt heftig aus. „Weißt Du, daß Du mir mein Glück, mein Leben mit fortnimmſt, daß ich mich ſo lange zu Dir und Deiner ſonnigen Nähe ſehnen werde, bis ich elend verkümmere — daß —"

„Halt ein, Leon," rief Zendale aus, indem ſie ihre Arme leidenſchaftlich um ſeinen Nacken ſchlang, „ſprich nicht weiter, Du zerreißeſt mir das Herz."

„Thuſt Du es etwa weniger?" fragte er bitter.

„O," ſchluchzte ſie, „ſag' mir nur einen Weg, den ich gehen kann, ohne mich von Dir zu trennen, und führte er mich in das Grab, ich würde keinen Augenblick zögern, ihn zu betreten."

Leon preßte ſie heftig an ſich, ohne ein Wort zu ſagen. Er konnte ihr ja eben dieſen Weg nicht zeigen er mußte ſie ziehen laſſen, da gab es keine Hülfe — keine Rettung. Er, ein Jüngling von zwanzig Jahren, der Sohn des Grafen von Töleſtin, auf den dieſer alle ſeine glänzenden Hoffnungen geſetzt hatte, ganz von ſeinem Vater abhängig, konnte der Zigeunerin kein Aſyl bieten.

Anfangs zwar beabſichtigte er, ſich ſeinem Vater zu entdecken, ihm ſeine Liebe zu dem Zigeunermädchen zu geſtehen, ſeine jugendliche Phantaſie malte es ihm ſo ſchön aus, wenn er zu Zendale werde ſagen können: „Komm' mit mir, meine Eltern wollen Dich mit Freuden als die Gattin ihres einzigen Sohnes anerkennen. Aber nur zu bald ſah er das Wahnſinnige dieſes Gedankens ein; er brauchte nur einen Blick auf ſeinen Vater und vor allem auf ſeine Mutter zu werfen, um ſich zu überzeugen, welchen Erfolg ein ſolches Bekenntniß haben würde.

Digitized by Google

Lange sprach Leon kein Wort mehr, auch Zendale nicht, Jedes fürchtete das Schweigen zu unterbrechen, um dadurch den Abschied näher zu bringen.

Endlich jedoch raffte Zendale sich auf, der erste rothe Schimmer im Osten zeigte ihr, daß sie nicht länger zögern dürfe.

„Es sei," murmelte sie, sich aus Leon's Umarmung befreiend. „Wir müssen jetzt scheiden, Leon, wenn ich mein Volk wieder einholen soll," fuhr sie dann lauter fort. „Es giebt keinen Ausweg, Du hast es selbst durch Dein Schweigen eingestanden."

„Und Du bist entschlossen, das Weib dieses Elenden zu werden?" fragte er.

Ein verächtliches Lächeln umspielte ihre zusammengepreßten Lippen.

Leon gewahrte es und sah sie verwundert und ängstlich an.

„Das habe ich nicht gesagt," entgegnete sie mit Bestimmtheit.

„Zendale," sagte er vorwurfsvoll, „ich hörte, wie Du es im Kreise Deiner Leute aussprachst, und Du willst Dein Wort brechen?"

„Den Vorwurf habe ich wahrlich nicht um Dich verdient, Leon," flüsterte sie. „Du hast meine Worte, die ich zu Roger sprach, entweder nicht verstanden oder nicht begriffen. Ich sagte ihm, daß ich am Tage, wo wir Spaniens Boden betreten würden, sein Weib werden wollte, aber —"

„Nun?" fragte Leon gespannt.

„Ich werde meinen Fuß nicht wieder auf spanische Erde setzen," fuhr sie fort.

Ein frohes Lächeln überflog Leon's Züge, und auch Zendale sah ihn heiter an.

„So wolltest Du ihm entfliehen?" fragte er.

Anfangs schüttelte sie bedächtig ihr kleines Köpfchen, aber dann, wie sich plötzlich besinnend, nickte sie:

„Ja, Leon, ich werde ihm entfliehen."

„Und wohin?"

„In ein fremdes, unbekanntes Land, wo ich Ruhe vor Rogers Nachstellungen habe und meiner Liebe treu bleiben werde."

Eine dunkle Ahnung, was Zendale's Worte bedeuten sollten, durchzuckte Leon, aber ein Blick in ihr frohes, heiteres Gesicht verscheuchte sie sogleich; darin standen keine Todesgedanken.

„Und Du wirst mir Kunde geben, wohin Du Dich gewandt hast, wenn Du entflohen bist? Du weißt, ich werde in einigen Jahren frei und unabhängig sein und mich nicht scheuen, Dir zu folgen, wenn Du auch bis an's Ende der Welt gingest."

Zendale schüttelte ihren Kopf und hätte in diesem Augenblick nicht gerade eine Wolke den Mond verhüllt, so würde Leon gesehen haben, wie die heißen Thränen frommweise ihren Augen entstürzten.

„Nein, Leon," sagte sie ruhig, „als den höchsten, einzigen Beweis Deiner Liebe fordere ich von Dir, daß Du Dich bezwingen sollst, daß Du mir nicht folgst, wenn ich Dir die Nachricht sende, daß ich allem Elend entflohen bin und meine Reise angetreten habe. Versprich es mir, daß Du ein folgsamer Sohn sein und Dich den Verhältnissen fügen willst, wie ich es thue, indem ich mich mit blutendem Herzen von dem einzigen Wesen, welches mir auf der Welt theuer ist, losreiße und mich hineinstürze in das wilde, ruhelose Leben meines Volkes."

Sie hatte gebieterisch zu ihm gesprochen und nur ein Beben ihrer Stimme verrieth, wie schwer es ihr wurde die Worte auszusprechen.

Leon saß stumm, mit seinem Schicksale grollend, das ihn in eine andere Sphäre als Zendale geschleudert hatte.

„Leon," rief diese, erschreckt zum Himmel emporsehend, „ich darf keine Minute zögern, der Tag dämmert herauf, ich sehe das Licht durch die Wipfel der Bäume. Leon, leb' wohl!"

Sie schlang leidenschaftlich ihre Arme um seinen Nacken und preßte sein Gesicht an ihre Brust, indem sie es mit heißen Küssen bedeckte, während er regungslos dasaß.

(Fortsetzung folgt.)

A'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn 's Jacobiene.

Hannewackel: Jacobiene! Jacobiene! ei Jacobiench, bleib doch emool e bißche schtehe, kenschde mich dann nimmie?

Jacobiene: Ei du grundgüt'riger Schtrohsack! Hannewackel! — bischdes orre bischdes nett? — Was schaffschd dann Du hie? Hann.: Ich? weschde dann nett du närrischch Ding dn, daß ich hie wohn. Ich muß jo jezd in d'r „Lauterer Latern" dem Annere sei Schtell versieh, weil der's nimmie geeren siehd, daß sei Name im Bläädche abgedruckt soll werre.

Jac: Na, na, is deß e närrischer Kerl, deß hedd doch seiner Ehr ke Loch gemach. — Awwer gell do hann ich ledschd Owends doch recht gesieh. Warschde nett

Digitized by Google

vorr e paar Woche Owends e halb Schöbbche drinke, do owwe in de — in de —

Han: Jo jobbe Jacobinche; 's war graad selle Owend wie die zwee Ameriganer ehr Abschibb gefeiert hann. Do is D'es anwer zugang, ich bin d'r ball verlprung vorr lauder Lache.

Jac: Sach m'r emool Hanewackel, waß war dann eindlich dort loos? ich hann d'r schun emool uff de Bläsch sun de Wesschschweiwer so ebbes verzehle höre — sunneme Schubkarch, so wass, verzehl m'rs emool.

Han: Deß will ich recht geeren Jacobinche; mehr wollen e bitzche do uffenabb geeh, do verzeehl ich D'rs Also — do war d'r selle Owend e ganzi gemiedlichie Gesellschafft beisamme, weschde so allaa Hambnrjer unn Tallseer.

Jac: Deß glaaw ich dasses do gemiedlich war, dann wo die debei sinn, do ißes immer so hibbsch unn so gemiedlich.

Han: Na korz unn gut. — D'r Hamburjer der hodd wirre sei Schnookes gedribb; der hodd sich mit Kreid e Schtrich uff de Schtuwweborrem gemoohld, unn hodd als Säal druff gedanzd, graad als wie e Säaldänzer. Newe draa do sind Exner, mit so emme schtracke Schnorres, der war d'r awwer so voll als wie e Schtriwwel — wie er herzh kann ich d'r nett saahe, — sie hennert als noore de Ritter vun de drautige Geschtalld, de Leidensgefährde unn de Nat —

Jac: Ha! ha! ha! denn kenn ich aa, Hannewackel, verzeehl noore fort; ha! ha! ha!

Han: Najja, so hennsen als geheeß. Der saahr uffemool, demm Hamburjer sei Säaldänzerei die währ nix; er hedd in Berlin Exner gefieh, wo mirreme Schubbkarch inwers Säal gefahr währ unn hedd noch Exner drinn sitze gehadd.

Jac: Deß glaww ich, Hannewackel, dann in Berlin gebbds aa aunere Luftspringer als wie in Lautere.

Han.: O jääh, saahd der Hamburjer deß kann ich aa, wann Er mir seim Schnorres sich uff de Schubbkarch setze wollt. Warum dann nett, sahd d'r Anner heß dhedh m'r Vergniege mache, do kennt'nr mich aa glei uffem Schubbkarch zu d'r Stadd enaus fahre, wie seller im Rieste draus gehahd hodd. — Deß weeß D'r fee Deiwel wie deß zugang iß, dann wie deß Dunnewerre hennse e Schubkarch himn gehadd; awwer weschde Jacobine, so kenner mit so krumme Hörner, e anderer, wo de Hausknecht vergeß hodd abieweschicke.

Jac: Aahaa! ja ja ich weeß schunn, so enner.

Han: D'r Anner nett saul, sezd sich druff unn de Hamburjer faahrden uff dem Schtrich hie und heere, als wie en Säaldänzer. Alles hodd aagefange se kreische und se lache; d'r Hamburjer losst vor lauder Lache de Schubkarch falle unn der mit seim Schnorres leid d'r dort uffem Borrem als wie e druckener Wasserweck, sei Hosse henn ausgesieh als wie em Josepp sunn Egbybbe sei Bünderock, unn sei Schnorres hodd sich enausgeschteild, so schtrack als wie e Worzelberrich. Do war d'rs awwer uffemool Daag; alles hadd aagefang se schtrammbele, se kreische unn se lache unn henn de Hamburjer erausgeruf. Dem Annere muß awwer noch e Schubbkarch im Kobb erumm gang sei, dann uffemool horre aagefang inwig de Schtabdraht se schelle, unn im Rieste herr Exner gefaahd, er müßt noch uffeme Schnbbkarch zu de Schtadd enaus. Dennoo harre sun de Demokraade aagsang unn hadd inwig die gescholl. Do wars awwers uffemool fertig mirrem, dann dunn bere Farb waren graad e paar do, die henn denne Spaß zeddz verschtann — 's Gewirre gehd loos, d'r Schnorres fliehd d'r unnig de Tisch enumwer unn die Annere henn uffen gebummd als wannse bei emme Metlederjer Proffoos in de Lehr geweßd währen unn 's Enn summ ganze Schbaß, waren e paar verschmeerde Hosse, e Bucket voll Bumbes unn zum Schluß noch e paar dichdige Ohrfeie.

Jac.: Deß war nett inwel. — Wanner inwig de Schtabdraht unn inwig die Demokraade gescholl hodd do ward em ganz recht geschied. Der mennt gewiß, 's gebbd sunschd kee ordliche Leit meeh uff de Welt als wie er; inwerhaubt isses sunnemme Mann wo Bildung hodd gar nett scheer, daß'r sich vollgeloff trinkd, sich ins Werrthshaus setzd unn inwig annere Leit schelle dhud.

Han.: Deß is aa wahr, Jacobiene, m'r muß ebbes noore nett uff's eiserschde Schpitzche treinve. Ich glaab awwer daßer genund hodd unn sei Schelle zedz eischtecke werrd.

Jac.: Wanner gescheid is, do dhurers aa. — Awwer hall emool schtill Hanewackel, noch waß. Mei — kannschde m'r nett saahe, warum als die hiesige Israelidde henn in die Bierre eiride losse, daß se werde eerem Feyerdaag de Dinnschdaag uffem Fruchtmark kee Eikaif mache dhreen. — Waß hodd dann deß se bedeite? —

Han.; Ja, — deß iß so e Ding, Jacobiene, ich kammer nett annerschd denke, als deß soll heeße: Ehr Bauere bleiwen deheeme, denn wann meehr Eich kee Fruchd abkaafe, do missen 'r se um de halwe Preiß heeregewwe, unn wann die Fruchd emool hunne is, do is se bös wirre in die Höh se bringe.

Jac.: Ei do weehrs jo 's allerbeschde forr uns, wann die alle Dienschdbaag Feyerdaag herren, waß geebd's do billig Brod.

Hann.: Ja joo, deß hann ich aa schunn gedenkd. — Awwer zedz nix forr ungud, Jacobiench, 's is Zeit, ich hann versprooch am 9 Uhr in de Rieste se kumme. Wann siehst ich Dich dann wirre?

Jac.: Wann de willschd. — Weschde waß, Hannewackel? — Besuch mich als emool do kennen m'r jo als minnanner blaurete.

Hann.: Alloo — deeß iß rechd Jacobiench, vielleichh alle Mittwoch unn Samschdaag, do hann ich gut de Zeit. Gunn Nacht Jacobiene!"

Jac.: Gunn Nacht Hannewackel; — na vergesses nett.

Hann.: Nee, nee.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 78. Kaiserslautern, 28. September 1873.

Vergieb.

(In ein Album.)

Von **Ernst Schererberg.**

Das ist des Abschieds schönster Segen,
Daß, wenn die letzte Stunde schlägt,
Sich plötzlich alle Stürme legen,
Die uns're Seele sonst bewegt:
Das Herz läßt ab von seinem Grimme
Und folgt dann gerne sanfter'm Trieb,
Es lauscht auf eine leise Stimme,
Die tief im Innern spricht: „Vergieb'!"

„Vergieb, vergieb'!" so hörst Du's bitten,
O, sei voll Güte, sei voll Huld!
Wohl hast Du viel um ihn gelitten —
Doch trug er wirklich alle Schuld? —
Wie fern er Dir auch heute stande,
Du hattest ihn doch einst so lieb!
So reich' ihm scheidend Deine Hände
Zum letzten Male — und vergieb'!

Wohl Dir, wenn Du verziehnt geschieden,
Doch wehe, wenn Du grollend gingst!
Umsonst erstehst Du einst den Frieden,
Wenn, ach, Du spät in Reue ringst.
Und heilt auch jede, jede Wunde —
Der eine Stachel brennend blieb!
Du hörst von längst verstummtem Munde
Nach Jahren noch: „Vergieb', vergieb'!"

So laß des Abschieds sanften Segen
Nun, da die letzte Stunde schlägt,
Sich auch auf all' Dein Handeln legen,
Von keinem Unmuth mehr bewegt.
Versöhnung nimm', Versöhnung spende!
Auch dem der diese Zeilen schrieb.
Reich', eh' Du scheidest, Deine Hände
Und — wenn er Dich gekränkt — vergieb'!

* Die Zigeunerin.

Novelle von **Fanny Klinck.**

(4. Fortsetzung.)

„Leb' wohl, Zendale, Gott geleite Dich und erlöse mich von meinem Leben, das mir von jetzt an nur eine Qual sein wird," murmelte er. „Vergiß nie, daß Du meine Braut bist, daß kein anderer Mann ein Recht an Dich hat!"

„Ich danke Dir für dieses Wort," sagte Zendale innig. „Sorge nicht darum — das arme Zigeunermädchen liebt nur ein Mal."

Noch einmal umarmte sie ihn, noch einmal preßte sie einen Kuß auf seine fieberheißen Lippen und — war im nächsten Augenblick hinter den Bäumen verschwunden.

Erst als sie fort war und Leon nichts mehr von ihr sah, überfiel ihn die volle Gewißheit, daß sie ihn verlassen habe und nie mehr zurückkehren werde. Wohl hatte er längst eingesehen, daß Alles so kommen mußte; er konnte kein anderes Ende von seiner ersten, und, wie er sich selber sagte, einzigen Liebe erwarten.

Im Hause seines Vaters hatte er das milde Wort nie kennen gelernt. Vereinsamt, immer mehr auf sich selbst angewiesen, stand er zwischen Vater und Mutter da. Seine Freunde sagten ihm nicht zu, er verabscheute ihre Lebensweise, und das Zerwürfniß im elterlichen Hause, ließ ihn Manches erfahren, was seinen Widerwillen gegen das Treiben der Welt nur vermehren konnte.

Dazu war ihm von seinem stolzen Vater jede Gelegenheit abgeschnitten, sich in der Welt nützlich zu machen — wonit brauchte ein junger Mann von seiner Stellung sich zu beschäftigen? Leon wäre doch so gern ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden!

Einstmals hatte er mit seiner Mutter davon zu sprechen gewagt, aber ein höhnisches Gelächter war ihre einzige Antwort gewesen. So schweig er denn, aber eine unbestimmte Sehnsucht zehrte an ihm, und seine freundlichen Gesichtszüge nahmen einen ernsten melancholischen Ausdruck an. Tagelang strich er in Wald und Feld umher und kehrte Abends matt und zu Tode erschöpft in die glänzenden Salons des elterlichen Hauses zurück.

Zuletzt wurde der Graf auf den Erben seines Namens aufmerksam — er besaß nur den einzigen — um jeden Preis mußte ihm derselbe erhalten bleiben. Ein Arzt wurde zu Rathe gezogen und dieser verordnete Zerstreuung — Reisen.

Reisen!

Wie ein electrischer Funke durchzuckte Leon das Wort. Ja, Reisen wollte er — wohin ihn eben sein Herz zog.

Zwei Tage später befand er sich unterwegs, zunächst nach dem Landgute seines Onkels, den er nur noch aus seinen Knabenjahren her kannte und lieb gewonnen hatte. Weder Vater noch Mutter wußten, wohin er seine Schritte wenden würde, es kümmerte sie auch wenig und so konnte er ungehindert gehen, wohin er wollte.

Doch gelangte er nicht sogleich zu seinem Onkel. Auf seiner Reise dahin stieß er mit der Zigeunertruppe

Digitized by Google

zusammen und von jetzt an wurde er der treue Begleiter derselben.

Anfangs war es Neugierde, das Leben und Treiben dieses Nomadenvolkes zu beobachten; aber seit dem Abende, wo er zuerst die schöne Zendale den Zorongo hatte tanzen sehen, blieb es keine Neugierde mehr, sondern diese wuchs zum lebhaften Interesse für das schöne Zigeunermädchen, das von Tag zu Tag zunahm und in gleichem Maße erwiedert wurde.

Zendale's schwermüthiger Blick wurde heiter, wenn sie ihn sah, und tiefe Purpurröthe bedeckte ihre gebräunten Wangen, wenn er zu ihr sprach. Und wie tanzte sie, wenn Leon's Auge sie betrachtete.

Fiora, die ausgezeichnetste Tänzerin, die je das Auge der weisen Mutter sah, zog sich alsdann bescheiden zurück und spielte zu Zendale's Tanz die Guitarre, kein Auge von den anmuthigen Bewegungen der schönen Schwester wendend.

Zendale war die erste gewesen, welche Leon mit Theilnahme entgegenkam. Sie selber fühlte sich unter dem wilden Treiben ihres Volkes nicht mehr glücklich, seit Donna Maria, die einst, um von der weisen Mutter ihr Geschick zu erfahren, in ihre Hütte gekommen war, von dem christlichen Leben in einem civilisirten Staate erzählt hatte, sowie von den schönen Gotteshäusern, worin das Wort des Herrn gelehrt würde und dergleichen schöne Geschichten mehr, die ihr wie die duftigsten Feenmärchen vorkamen. Feinfühlend, wie Zendale war, sah sie auf den ersten Blick, daß das Herz dieses jungen Mannes von einem tiefen Kummer erfüllt war, und unwillkürlich wurde sie von seinen melancholischen Augen angezogen.

Es dauerte nicht lange, bis die beiden jungen Seelen sich gefunden hatten. Für Leon begann jetzt ein reiches Leben, wie er es nie gekannt, nicht einmal geahnt hatte, und Zendale war selig im Glücke des Geliebten. Zwar kamen auch trübe, traurige Tage, aber die Liebenden achteten sie gering gegen das Glück, das sie dann und wann genossen, wenn sie im Schatten der hohen, alten Eichen saßen und von ihrer Liebe plauderten, unbekümmert um die Zukunft, die ihrer gegenseitigen Liebe nur Gefahr und Trennung bringen konnte — die Gegenwart genügte ihnen vollkommen.

Aber endlich wurden sie aus ihrem schönen Traume geweckt und in die rauhe Wirklichkeit zurückgeführt. Die weise Mutter, sowie Roger ahnten Zendale's Verhältniß zu dem „Weißen," obgleich sie es so sorgfältig wie möglich vor Jedermann verborgen hatten — selbst Fiora hatte nichts davon erfahren, und da Zendale für Roger bestimmt war, so mußte diese auf jeden Fall von dem „Weißen" getrennt werden.

Mit wenigen Worten kündigte die weise Mutter ihr an, daß sie von dem Fremdling lassen, oder Roger noch am selben Tage heirathen solle.

Wohin Zendale sich entschied, haben wir gesehen, Leon durfte ihr fernerhin nicht folgen.

Unaufhaltsam eilte Zendale wie ein gescheuchtes Reh durch den Wald, der Spur ihrer Truppe nach. Ihre nackten, nur mit Sandalen bekleideten Füßchen berührten kaum den Boden, doch waren sie in kurzer Zeit von Dornen und Steinen blutig geritzt. Zendale brachte es nicht, der äußere Schmerz wurde von dem, der ihr Inneres zerfleischte, betäubt und nur bisweilen stand sie still, um sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne zu wischen, oder die wirren Locken zurückzustreichen. Auch von der Schulter rieselte das Blut und färbte ihre weiße Haut; Dornen und Gestrüpp hatten ihre Kleider zerfetzt.

So eilte sie den ganzen Tag weiter, ohne sich nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und erst, als längst die Nacht hereingebrochen war, sah sie ihre Truppe in der Ferne um ein Feuer gelagert.

Erschöpft lehnte sie an einen Baumstamm, ihre langen Wimpern sanken über die Wange herab, als wolle sie einschlummern, aber dann schleuderte sie die Mattigkeit von sich, sie sprang vorwärts und eilte dem Lager zu.

Das Zelt der weisen Mutter war bereits aufgeschlagen und die Uebrigen hatten sich nach der langen Tagreise zur Ruhe niedergelegt, als Zendale ungesehen heranschlich. Wie eine Katze umkreis'te sie das Lager und lauerte sich endlich am Eingange des Zeltes nieder. Drinnen vernahm sie noch leise flüsternde Stimmen und unwillkürlich legte Zendale ihr Ohr dichter an die Spalten des Zeltes und hörte sogleich, daß Roger bei der weisen Mutter sei. Ihr Herz zuckte krampfhaft, als wenn es von einem jähen Schmerz erfaßt würde, zusammen, ihr Athem stockte, um kein Wort davon, was drinnen verhandelt wurde, zu verlieren. Doch Zendale hatte sich getäuscht, nicht von ihr wurde gesprochen.

In diesem Augenblick ertönte das unterdrückte Schreien eines Kindes.

„Verfluchte kleine Kröte!" rief Rogers barsche Stimme. „Willst Du endlich Dein Maul halten."

Das Weinen verstummte aber nicht, sondern verstärkte sich vielmehr und eine zarte Stimme schluchzte:

„Mama! Mama! Ich will zu ihr."

„Hoho, Schätzchen!" lachte Roger, „Deine Mama sitzt hier, eine andere wirst Du nie mehr sehen, wenn Du Dich auch zu Tode brüllst. Und jetzt schweige, oder —"

Er mußte diese Worte durch eine drohende Bewegung begleitet haben, denn das Kind schluchzte nur noch leise, während Roger, zu der Alten gewendet, fortfuhr:

„Und Du glaubst also wirklich, Alte, der Graf werde uns nicht nachstellen lassen?"

„Nein."

„Ich halte es für weit besser, Du setzest das Püppchen irgendwo aus und befolgst auf diese Weise genau die Vorschriften des Grafen; Du konnst dann mit ruhigem Gewissen den Rest des Geldes abholen lassen."

Die Alte lachte hell auf.

„Meinst Du, ich wäre wahnsinnig genug, diesen kostbaren Schatz gegen lumpige hundert umzutauschen? Hi! hi! diese weiße Perle soll mir einst schweres Geld einbringen, das sage ich Dir."

„Aber das Kind kann sprechen, nach seiner Mutter rufen," unterbrach Roger die Alte.

„Dafür laß' mich sorgen," entgegnete diese hämisch, „es ist nicht das erste Kind, dessen Gedächtniß an seine Kindheit ausgerissen wurde. Bah, das ist eine Kleinigkeit!"

„Thut, was Ihr für gut haltet," sagte Roger leiser als zuvor, „aber bedenkt, daß Graf Cölestin nur dies eine Kind hat, und zu dessen Wiedererlangung er nichts unversucht lassen wird."

„Mag er es thun," höhnte die Alte, „wir sind bereits weit genug entfernt und werden schon, sobald der Mond aufgegangen ist, unsere Wanderung fortsetzen."

„Das Geld soll also von dem Grafen von Cölestin nicht erhoben werden?"

Schon beim ersten Male, als der Name Cölestin ausgesprochen wurde, zuckte Zendale zusammen, aber beim zweiten konnte sie einen leichten Schrei nicht unterdrücken.

„Was war das?" fragte Roger, auf den Eingang des Zeltes zuschreitend.

Zendale raffte ihren ganzen Muth zusammen, und aufspringend rief sie ziemlich laut:

„Wenn Ihr noch wach seid, weise Mutter, so öffnet mir — ich bin todtmüde."

„Zum Henker, Zendale, was bedeutet das?" rief Roger mit schlecht verhehlter Freude aus, indem er ihr öffnete und sie einließ. „Wo kommst Du her?"

„Ist's auch in Ordnung, Roger, daß Ihr mich absichtlich im Walde zurückgelassen habt? Was habe ich davon zu denken? Ich war kaum eine halbe Stunde vom Lager entfernt und als ich zurückkehrte, fand ich nirgends mehr eine Spur von unserer Truppe."

„Und konnte die schüchterne Taube, deren Füße so schnell sind wie ein Reh, die langsam fortziehende Truppe nicht einholen?" fragte die Alte lauernd.

„Ja, wenn sie einen ordentlichen Weg vor sich gehabt hätte," sagte Zendale, „aber durch Dornen und Gestrüpp mußte ich mich durchwinden, daß mir das Blut von den Armen herunterrieselte, und zum Tode erschöpft bin ich angelangt."

Zendale sah in der That zum Tode erschöpft aus; aus ihrem Gesichte war jeder Blutstropfen gewichen, die Haare flatterten wirre um ihren Nacken auf das zerrissene Hemd herab und ihre Haare hingen schlaff zu beiden Seiten nieder.

„Leg' Dich zur Ruhe, Zendale," sagte die Alte, „in wenigen Stunden werden wir wieder aufbrechen."

„Und warum diese Eile?" fragte Zendale.

„Weil es mich und unsere ganze Truppe mit aller Macht nach Spanien zieht," versetzte Roger, „und ich wünschte sehr, daß auch Du mehr Verlangen zeigtest, Deinen Fuß auf Spaniens Boden zu setzen."

Zendale sah ihn mit verächtlichem Lächeln an.

„Ich will nicht, Roger, daß Du mich wieder daran mahnst," sagte sie dann bestimmt. „Sei zufrieden mit dem, was ich Dir versprochen habe, ich könnte sonst meinen Sinn ändern."

„Du bist müde, Zendale," unterbrach die Alte sie, „lege Dich noch ein paar Stunden nieder, bevor die Leute aufbrechen. Du hast außerdem noch eine schwere Aufgabe zu lösen, wozu ich Niemanden als Dich gebrauchen kann, selbst Fiora nicht, denn sie ist keine Kinderfreundin."

Zendale war auf eine Art Feldstuhl niedergesunken und hörte anscheinend theilnahmslos auf die Worte der weisen Mutter; aber wer einen Blick in ihr Inneres hätte werfen können, würde gesehen haben, wie ihr kein Wort davon verloren ging, wie sie mit angehaltenem Athem jedem Laut folgte. Sie schauderte in sich zusammen bei dem Gedanken, welches neue Verbrechen hier verübt war, und zwar an Menschen, die ihr lieb und theuer waren, weil sie seinen Namen trugen. Das war es nicht allein: Leon hatte ihr den Namen seines Vaters nicht verheimlicht, ebenso wenig den seines Onkels, des Barons, und aus dem kurzen Gespräch, welches sie belauschte, stellte sie sich die ganze Sache, so wie sie war, zusammen.

Aber die weise Mutter ließ Zendale keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen, sondern fuhr gleich darauf fort:

„Ich weiß, Zendale, Du verstehst mit Kindern umzugehen; das da sei Deiner besonderen Pflege anempfohlen."

Sie deutete bei diesen Worten auf ein kleines Mädchen in lolsbarer Kleidung, das furchtsam zusammengekauert auf einer alten Strohmatte saß. Es trug ein blaues Seidenkleidchen, reich mit Spitzen und Bändern verziert; um den kleinen weißen Hals schlang sich ein feines, goldenes Kettchen mit einem einfachen Kreuze.

Zendale sah bei den letzten Worten der Mutter nachdrücklich nach der bezeichneten Stelle und fragte dann gleichgiltig:

„Woher habt Ihr das Kind?"

„Das kann Dir gleich sein," versetzte die Alte scharf, „versuche nun, ihm die feinen Kleider auszuziehen, sie werden ihm ferner nichts nützen, dann beruhige den Schreiahls und vergiß die Waldnußschale nicht, sein weißes Gesichtchen zu färben."

„Jetzt gleich?" fragte Zendale mit anscheinend unzufriedener Miene, obgleich sie innerlich vor Begierde brannte, die Züge der Kleinen zu betrachten, ob es wohl die seinigen wären.

„Am besten wäre es allerdings," entgegnete die Alte, „man ist sicherer, und Du kannst Dich immerhin noch ausruhen, wie werden dann eine Stunde später aufbrechen und ich will mittlerweile zu schlafen versuchen. Du wirst draußen aufpassen," wandte sie sich zu Roger, „ob nichts Verdächtiges vorfällt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

K'Lauterer Latern.

* (Die K'Lauterer Eisenbahn-Station) war vorgestern Abend der Schauplatz folgender hochdramatischen Scene. — Eine erst kürzlich vertheirathete Dame wartete mit „Bangen und Bangen in schwebender Pein“ auf ihren Gatten, welcher schon volle drei Tage abwesend war. — „Kommt denn der Zug noch nicht?“ wandte sie sich endlich an den diensthuenden Verwalter und ihre Wangen überfluthete es dabei so züchtiglich, daß sie die Farbe wie des Verwalters Dienstmütze erhielten. — Dieser — nachdem die Brille geputzt war und er einen prüfenden Blick auf die Fragende geworfen hatte — antwortete galant: „Muß im Augenblicke kommen, mein Fräulein!“ obgleich der Zug in Wahrheit noch nicht in Hochspeyer war. — Es verstrichen fernere fünfzehn Minuten — — da — — da endlich ertönt das heißersehnte Signal; das Herz der Harrenden schlägt als ob es den Busen zersprengen wollte; — jetzt sieht man die glühendrothen Augen des Dampfrosses — — der Zug hält und das Fenster eines II.-Classe-Wagens wird geöffnet. — „Er ist's! — er ist's!“ jauchzt sie wie „Agathe“ im „Freischütz.“

„Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen und —“

Der Schlag ist immer noch nicht geöffnet — wie langsam doch der Schaffner ist! Jetzt beugt sich der Heißersehnte zum Fenster hinaus und öffnet die Coupéthüre selbst. — Er fliegt zu der Gattin; stürmisch umarmt und küßt er die hold Erröthende, welche mit lauter Stimme ihm zuruft:

„Berkrumpel mer doch de Krage net eso!“

Dixi.

Die Mainzer Sedanfeier.

Am Sedanstag sah man ein Haus
Zu Mainz im Festschmuck prangen:
Ein Steuerzettel hing heraus
An einer langen Stangen.

Dies ist das echte Reichspanier,
Wo der Parteihaß endet!
In diesem Zeichen — zahlen wir,
Sonst werden wir — gepfändet.

Was soll uns gegen das Symbol
Der bunt'ste Fahnenbettel?
Dem wahren Deutschen ist es wohl
Nur unter'm Steuerzettel.

Den hängt im Kaiserwetterglanz
Heraus an Siegestagen!
Und zeigt zum Ruhm des Vaterland's
Wie viel ihr beigetragen.

(Frankf. Latern.)

Feuilleton.

† (Zuruh.) Meyer: „Nun, wie ist das Bier heute?“

Dreyer: „Ich hab' erst zwei Maß getrunken, und da kenn' ich mich noch nicht recht aus!“

† Vorlaut.

Lehrer: „Die Vögel haben an Stelle des Mundes und der Nase einen Schnabel. Dieser Schnabel ist länger als die menschliche Nase und —“

Junge: (den Lehrer plötzlich aufmerksam betrachtend.) „Herr Lehrer!“

Lehrer: „Was, mein Sohn?“

Junge: „Ist das, was Sie haben, eine Nase oder ein Schnabel?“

† In New-London ist ein Begräbnißplatz, auf welchem sich fünf Gräber befinden. Auf den resp. Leichensteinen ist zu lesen: „mein erstes Weib“, „mein zweites Weib“, „mein drittes Weib“, „mein viertes Weib“, und auf dem Stein in der Mitte: „Unser Mann.“

† Uebersetzung in's Deutsche.

„Die Fusion bringt uns Gefahren!“ Das heißt:
Reichstag, reiche her
Noch 500 Millionchen Thaler für das Militair!

* Advokat — ein kluger Mann, der durch anderer Leute Thorheit reich wird und nach Pflicht und Gewissen Alles in die Länge ziehen zu müssen glaubt, sogar die Gesichter seiner Clienten, wenn sie zahlen sollen.

Gemeinnütziges.

† Gegen Feuersgefahr. Wie viele Gebäude brennen nieder dadurch, daß die Dachschindeln durch Funken aus dem Schornstein angezündet werden! Alles Holzwerk wird bedeutend weniger leicht Feuer fangen, wenn man es mit einer dicken Brühe anstreicht, welche Kalk, Salz und feinen Sand oder Asche zu etwa gleichen Theilen enthält. Der Regen wäscht solchen Ueberzug nicht leicht und schnell weg.

† Mittel gegen das Verderben der Eier. Da das Verderben der Eier lediglich durch den in die Poren eindringenden Sauerstoff bewirkt wird, so empfiehlt es sich nach der landwirthschaftlichen Zeitung für Thüringen, als einfaches Mittel zum Conserviren der Eier, dieselben mit Schweinefett zu überstreichen und auf sogenannten Eierbretern aufzustellen, d. h. auf Bretern mit runden Löchern versehen.

† Vergißmeinnicht! Man setze die Pflanze in eine Schüssel, mit Regenwasser gefüllt, an ein Fenster, wo genug Sonne und Luft hinkann und erneuere das Wasser so oft als nöthig. In einigen Wochen werden weiße fadenartige Wurzeln wachsen und sich nach und nach zu einem ganzen Netzwerk verweben. Auf diese Art kann man ein förmliches Bouquet von Vergißmeinicht bis in den Winter hinein halten.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 79. Kaiserslautern, 1. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Klinck.

(5. Fortsetzung.)

Roger schritt hinaus und die Alte legte sich zur Ruhe nieder; gleich darauf kündeten die schweren Athemzüge der Letzteren an, daß sie bereits in das Reich der Träume hinüber gegangen sei. Sobald Zendale sich von dem festen Schlaf der Alten überzeugt hatte, schlich sie sich auf den Zehen nach der Stelle hin, wo die Kleine saß, die bei ihrer Annäherung ihre beiden Aermchen abwehrend entgegenstreckte.

Zendale betrachtete sie beim matten Schimmer der Lampe aufmerksam und ein Zittern durchflog ihre Gestalt, als das Kind, das doch wohl keine Gefahr von ihr fürchtete, sie stehend mit seinen großen Augen ansah. O, das waren Leon's Augen, sein milder schmerzmüthiger Blick.

„Fränzchen!" rief sie leise mit weicher Stimme, und das Kind streckte beim Klange derselben ihr jauchzend beide Aermchen entgegen.

„Sie ist es," murmelte Zendale, „es ist seine kleine Nichte, wovon er so gerne sprach, welche er noch nicht kannte und die jetzt meiner Sorge übergeben ist. O, mein kleiner Liebling, sei ruhig — Dir soll gewiß kein Leid geschehen."

Sie nahm das Kind auf ihre Arme und bedeckte sein Gesicht und die blonden Locken mit Küssen, während Thräne auf Thräne langsam ihren Augen entrollte.

Fränzchen ließ es geschehen und streichelte Zendale's weiche Wange.

Plötzlich fiel etwas klirrend zur Erde, und als Zendale es aufhob, sah sie, daß es ein kostbares Ohrgehänge war. Sie betrachtete es genau und gewahrte auf der Rückseite die Buchstaben M. v. C. Sie steckte es sorgfältig in ihre Kleidertasche, ebenso die goldene Kette mit dem Kreuze, die um Fränzchens Hals geschlungen war. Dann begann sie das Kind zu entkleiden, was dasselbe ruhig geschehen ließ, obgleich sie sich bei der Mutter mit Händen und Füßen gewehrt hatte.

Eine Viertelstunde später erkannte Niemand in dem Zigeunerkinde das liebliche Fränzchen wieder.

Das Kind begann abermals zu weinen, als es auf seine zerlumpten Kleider sah, und rief nach Papa und Mama, aber Zendale beruhigte es bald, indem es ihm versprach, es so schnell wie möglich hinzubringen. Vom Weinen ermüdet, schlief Fränzchen endlich in Zendale's Armen ein.

„Schlafe nur, mein Kind," murmelte Zendale, „Dir soll kein Leid geschehen — Du sollst nicht unter Verbrechern zu einer Verbrecherin erzogen werden. O Leon, ich werde Deine kleine Nichte retten, um Dir Sorgen und Kummer zu ersparen, und Du sollst mein Andenken segnen, wenn ich nicht mehr bin."

III.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, aber in dem Arbeitscabinet des älteren Grafen von Célestin waren die Jalousien noch dicht verschlossen. Dennoch saß er an seinem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt, starrte er unverwandt auf einen vor ihm liegenden geöffneten Brief. Der Graf war seit der Zeit, wo wir zuerst seine Bekanntschaft machten, furchtbar gealtert, das Haar erbleicht, die Schläfen eingesunken und die Augen lagen tief in ihren Höhlen; selbst seine Gestalt schien kleiner und zusammengeschrumpft.

Eine Ursache muß diese furchtbare Veränderung haben, sagten Freunde und Bekannte, und in der That, diese Veränderung hatte eine Ursache. Vier Jahre voll Gewissensqualen, Sorge vor Entdeckung und Angst vor der alten Zigeunerin, die jeden Augenblick zurückkehren konnte, ihn herabstürzen von seiner Höhe, genügten, aus dem Manne einen lebensmüden Greis zu machen, der keine Ruhe, keinen Frieden mehr kannte und sich nur sehnte, von seinen Qualen erlöst zu werden. Jeder ungewöhnliche Schritt, jedes Klopfen an der Thür ließ ihn zusammenschauern und ängstlich umsehen, ob nicht schon sein Verderben nahe.

Und wofür hatte er dies Alles eigentlich gethan? Allerdings wüchse Leon einst der Erbe seines Onkels, aber war ihm damit geholfen? Nein, er befand sich in solch pecuniairen Bedrängnissen wie nie zuvor, denn einestheils wollte er seinen jüngeren Bruder nicht um ein Darlehen bitten, das er doch niemals wieder zurückerstatten konnte, anderentheils mußte er sich gewärtigen, von demselben abgewiesen zu werden, da nie ein brüderliches Verhältniß zwischen Beiden gewesen war.

Der Credit des älteren Grafen war zu einem solchen Punkt herabgesunken, daß die Gläubiger Tag für Tag mit dem härtesten Vorgehen drohten, und gelangte nur irgend etwas davon an die Oeffentlichkeit, so nützten Leon's Aussichten, der Erbe seines Onkels zu werden, ihm gar nichts, sondern er mußte alle seine glänzenden Hoffnungen begraben und der düsterste, freudenloseste Lebensabend mußte den im Genusse verschwelgten Tagen folgen, denn an eine vortheilhafte Verbindung für Leon durfte dann natürlich nicht mehr gedacht werden, der reiche Graf von Célestin, war der Absott

Digitized by Google

der vornehmen Welt, dem armen Grafen würde man höchstens ein mitleidiges Achselzucken zu Theil werden lassen, wenn er von seiner Höhe herabgestürzt war.

Alle diese Gedanken stürmten in diesem Momente mit verheerender Gewalt auf den unglücklichen bedauernswerthen Mann ein. Wie Nacht des Wahnsinns umdunkelte es sein Gehirn und er verfluchte die Stunde, wo er der Versuchung erlegen war und er sich dadurch doppelt unglücklich gemacht hatte.

In diesem Augenblick wurde die Thür des Arbeitszimmers geöffnet und ein Diener schlich sich leise herein. Er schritt auf die dicht verhängten Fenster zu und zog dann mit fester Hand die schweren seidenen Vorhänge zur Seite. Gleich darauf strahlte die Sonne hell in das Zimmer herein und auf die Stirn des Grafen, welcher den Diener anfänglich erschrocken, dann zornig anblickte.

„Was soll das, Jakob — was bedeutet das?“ rief er aus, indem seine Stirnadern bedenklich schwollen.

Der Diener machte eine unterthänige Verbeugung, doch würde einem aufmerksamen Beobachter das höhnische Lächeln nicht entgangen sein, welche dessen Lippen umspielte. Der Graf sah es nicht.

„Ew. Gnaden haben mir befohlen, jeden Mittag präcise eilf Uhr die Jalousien zu öffnen — keine Minute früher noch später. Es ist eilf Uhr.“

Der Graf beruhigte sich und warf nur noch einen forschenden Blick auf den Diener, doch dieser bewegte keine Muskel seines Gesichtes — nur Unterwürfigkeit stand darin geschrieben.

„Sage der gnädigen Frau, daß sie einen Augenblick zu mir herüber kommen möchte, Jakob,“ sagte er dann, und der Diener entfernte sich, erstaunt über diesen sonderbaren Auftrag — einen solchen hatte er seit der Verheirathung des Grafen noch nicht bekommen. Er konnte auch nicht umhin, seine Verwunderung dem Kammermädchen der gnädigen Frau gegenüber auszusprechen.

„Höre, Netty,“ wandte er sich leise und geheimnißvoll zu ihr, „die Dinge nehmen hier jeden Tag eine eigenthümlichere Wendung; ich weiß zuletzt nicht mehr, was ich davon denken soll. Heute schickt mich der Herr Graf sogar zu unserer Gnädigen, um dieselbe in sein Arbeitskabinet zu commandiren. Wird die aber Augen machen!“

Netty, ein hübsches Kammerzöfchen, mit einer kleinen beweglichen Figur und feinen Händen, die sie beständig betrachtete und recht vortheilhaft auf einer schwarzen Schürze ruhen ließ, welche aus diesem Grunde nie abgelegt wurde, sah ihn erstaunt an und legte zum Zeichen, daß er leise sprechen sollte, ihren Finger auf den Mund.

„Sprich doch davon nicht, Jakob,“ flüsterte sie kaum hörbar, „bekümmere Dich nicht um die Geschichten hier im Hause, daß nicht Alles richtig ist, kann Dir jedes Kind auf der Straße sagen, aber was geht das uns an? Wir bekommen guten Lohn, Essen und Trinken vollauf, haben wenig zu arbeiten, können thun und lassen was wir wollen, — wir dürfen es gar nicht besser wünschen.“

„Richtig, Netty!“ flüsterte er ebenso leise; „wir müssen uns gegenseitig vertrauen; Du bist beständig um die Gnädige, ich um den Herrn Grafen und wenn wir Hand in Hand gehen, können wir vielleicht Entdeckungen machen, die für uns von großem Nutzen sein werden. Was denkst Du von unserer Herrschaft, den jungen Grafen Leon mit eingeschlossen? Was denkst Du von dem ganzen Haushalte?“

Netty sah ihn schlau von der Seite an und wiegte lächelnd ihren Kopf auf den Schultern. Augenscheinlich fand sie es nicht so nöthig wie Jakob, mit ihm Hand in Hand zu gehen zum Nachtheile ihrer Herrschaft. Sie war mit ihrer Stellung vollkommen zufrieden und zudem brauchte sie so wie so nicht zu fürchten, von ihrer Herrin verabschiedet zu werden, sie hatte ihr schon zu viel nützliche Dienste geleistet.

„Nun, Netty?“ fragte Jakob wieder.

„Das will ich Dir bald sagen, was ich von ihr denke,“ entgegnete Netty vorsichtig; „ich denke, daß wir über nichts zu klagen haben, daß ich mir keine bessere Herrschaft wünsche, und was Du von Entdeckungen sprichst, so glaube ich kaum, daß sich hier im Hause welche machen lassen.“

„Freilich, weil Du davon nichts weißt!“ sagte Jakob gedehnt, mit einem mitleidigen Achselzucken.

„Wovon, wovon?“ fragte Netty neugierig.

„Bah, ich werde mich hüthen, Dich in Dinge einzuweihen, wovon Du nichts weißt.“

Jakob hatte den rechten Weg eingeschlagen, Netty's Neugierde rege zu machen. Die Augen der Kammerjungfer leuchteten höher auf, und sich dicht zu Jakob hinneigend, flüsterte sie:

„Ich flehe, Jakob, daß Du mich doch nicht ausforschen willst, wie ich anfangs glaubte, sondern es ehrlich meinst. Du kannst mir ruhig Alles anvertrauen; ich weiß mehr von dem, was hier im Hause vorfällt, als Mancher vielleicht denken mag.“

„Das kommt doch auf die Probe an, Netty, und da Du mir mißtrauest, habe ich alle Ursache, ein Gleiches zu thun. Jetzt verlange ich, daß Du mir erst eine Probe von Deiner Allwissenheit giebst.“

Das Kammermädchen zögerte keinen Augenblick mehr, ihn in Alles, was sie seit längerer Zeit im Hause erspäht hatte, einzuweihen, und manche Intrigue kam dabei zu Tage. Für den Augenblick war ihre Hauptentdeckung, die sie gemacht hatte, daß die Frau Gräfin beabsichtigte, den jungen Grafen mit der Comtesse von Wildbach zu vermählen, daß Herr Leon aber keine Lust dazu habe, weil die Dame nicht allein zehn Jahre älter sei, sondern weil derselbe auch schon eine Braut habe.

„Sieh', Jakob,“ fügte sie hinzu, „Du erinnerst Dich doch wahrscheinlich noch, wie vor — es mögen ungefähr vier Jahre her sein — der junge Herr von seiner Reise heimkehrte und die Nachricht, daß Graf Franz sein Töchterchen gestohlen oder entrunken sei, mitbrachte. Er wurde gleich darauf sehr krank, wie wir damals glaubten, vor Schreck und Aufregung, aber das war es nicht, man

Digitized by Google

sprach uns das nur so vor. Den Abend, als die Aerzte sagten, daß es sich die Nacht entscheiden müsse, ob er leben oder sterben würde, und der Herr Graf und die Gnädige „an seinem Bette saßen und wachten, befand ich mich im Nebenzimmer. Schon lange sprachen Beide leise zusammen und ich — nun, ich wollte gern wissen, was sie zu der Krankheit des jungen Herrn sagten; ich legte mein Ohr an die Thür und lauschte. Aber sie sprachen nicht von seiner Krankheit, sondern nur davon, woher sie kommen möchte, und der Graf sagte, daß er irgendwo eine Liebhaft gehabt haben müsse, die das Unglück herbeigeführt habe. In diesem Augenblick hörte ich, wie der junge Herr Graf ganz deutlich ausrief: „„O, meine Zenele!““ — ja solch' ein Name war es — „„meine süße, kleine Braut, warum bist Du fortgegangen?““ Und —“

„Halt, Netty, Du mußt Dich irren,“ unterbrach Jakob sie eifrig, „Zendale, meinst Du, nicht wahr?“

„Ja, richtig, Zendale! Es ist ein eigenthümlicher Name; der Herr Graf und die Gräfin meinten damals, er könne nur einer Zigeunerin angehören.“

„Einer Zigeunerin?“ rief Jakob halb erschrocken, halb zweifelhaft aus. „Nein, Netty, eine Zigeunerin wird doch der junge Herr Graf nicht zu seiner Braut machen, das hübsche, blasse Gesicht kann überhaupt gar keiner Zigeunerin gehören.“

„Welches hübsche, blasse Gesicht?“ fragte Netty, indem sie ihre Hand graziös auf Jakob's Schulter legte.

„Was unser junger Herr gemalt hat und welches in seinem Zimmer hängt. Er hat es beständig mit einem seidenen Flor zugedeckt, unten in einer Ecke steht, ganz fein, der Name Zendale. Stundenlang kann er davor stehen und es betrachten, und öfter habe ich sogar schon gesehen, daß er Thränen dabei in den Augen hatte. Aber so, Netty, ich soll ja unsere Gnädige rufen, beinahe hätte ich es vergessen über das Plaudern mit Dir. Doch die Hauptsache ist jetzt, wir verstehen uns, und nun heißt es nur noch, daß wir Beide unsere Augen und Ohren offen halten.“

Netty huschte in das Boudoir ihrer Herrin, wohin Jakob ihr bald folgte, und wenige Augenblicke später trat die Gräfin in das Arbeitskabinet ihres Gemahls.

Wir haben uns bislang noch nicht umständlich mit der Außerseite der Gräfin bekannt gemacht, obschon wir wissen, daß ihr Charakter viel zu wünschen übrig ließ. Sie besaß eine große, hagere Gestalt, die ihren Gatten mindestens um Kopfeslänge überragte; ihre Gesichtszüge waren scharf markirt, buschige Brauen über den durchdringenden tiefliegenden Augen liefen über der großen spitzen Nase dicht zusammen, und die Lippen waren beständig aufeinander gepreßt. Trotz dieser wenig schönen Außenseite suchte die Gräfin sich durch alle nur erdenklichen Toilettenkünste, sowie durch jugendliche Kleidung in der Reihe der jüngeren Damen zu erhalten, und machte sich dadurch nicht selten zum Gegenstande allgemeinen Gespöttes.

Auch heute war sie schon in eleganter Toilette. Sie trug ein blaues Seidenkleid, oben am Halse tief genug ausgeschnitten, um die hageren Schultern sehen zu lassen, und mit kostbaren, gelblichen Spitzen reich besetzt, aus den halblangen Aermeln sahen dürre Arme hervor, um welche sich kostbare Reifen schlangen. Statt einer Haube, die ihrem Gesichte nur vortheilhaft gestanden hätte, trug sie eine Art Kranz von blauen Blumen auf ihrem aschfarbenen Haar.

Mit einer höchst erstaunten Miene stand sie ihrem Gatten gegenüber, der noch immer an seinem Schreibtische saß und auf den geöffneten Brief starrte.

„Es nimmt mich Wunder,“ begann sie mit scharfer, schneidender Stimme, „daß Du mich durch Deinen Diener hierher befehlen läßt — seit wann ist das in unseren gesellschaftlichen Kreisen Sitte geworden?“

„Keine unnützen Worte,“ entgegnete der Graf finster, „ich habe nicht Lust, den Wortstreit von heute Morgen fortzusetzen — es handelt sich jetzt um andere Dinge. Sieh' aber zuvor nach, ob sämmtliche Thüren dicht verschlossen sind, damit kein unberufenes Ohr etwas von unserer Unterredung auffängt.“

Starr vor Stannen und Verwunderung folgte die Gräfin halb bewußtlos seinen Worten und eilte, die Thüren dicht zu verschließen. Seit ihrer Verheirathung hatte sie ihren Gatten nie so bestimmt, so entschieden sprechen hören und sie sah wohl ein, daß irgend etwas Besonderes vorgefallen sein müsse.

„Aber ich bitte Dich — so sprich doch, was hast Du?“ fragte die Gräfin, sich endlich auf den Divan niederlassend, indem sie sich mit ihrem mit Spitzen besetzten Taschentuche Kühlung zufächelte.

„Das ist bald gesagt,“ entgegnete er. „Oder noch besser,“ fügte er hinzu, „lies selber.“

Er reichte ihr den Brief hin und ein Ausdruck von Hohn machte sich in seinen Zügen bemerkbar — er fühlte eine gewisse Schadenfreude im Voraus.

Die Gräfin nahm ruhig, ohne Zeichen von Bewegung, den Brief und begann zu lesen; aber nichts verrieth, daß er sie besonders berührte, nur für einen Moment überflog eine leichte Blässe ihr Gesicht.

Als sie die Lectüre beendet hatte, faltete sie den Brief ruhig wieder zusammen und reichte ihn schweigend ihrem Gatten.

Dieser sah sie erstaunt an.

„Nun?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

Sie zuckte gleichgültig die Achseln und ein mitleidiges Lächeln umspielte ihre blutlosen Lippen.

„Ich glaube, es handelte sich um viel ernstere Dinge,“ sagte sie, „wenigstens sollte man das der feierlichen Einleitung nach meinen. Was ist's weiter? Dein Bruder, nachdem er sein eigenes Kind verloren, faßt die tolle Idee, ein Kind zu adoptiren und in die Rechte eines eigenen einzusetzen. Ein solch' hirnverbrannter Gedanke konnte auch nur in seinem Kopfe auftauchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

K'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn 's Jacobiene.

Jacobiene: Woer doch noore bleibd d'r Hannewackel?" —'S iß doch heid Middwoch unn er hodd m'r doch verschproch dasser — horch — herrei!

Han.: Gunndach Jacobienche! Jac.: Bischde do, Hannewackel? Gunndach aa! Han.: Awwer gell, sie iß doch durchgang, Jacobienche?

Jac.: Wer ist durchgang?

Han.: Ei weeschde dann nett? — Die Kummenaalschul.

Jac.: Aaso! Na warschde dann aa bei de Versammlung in d'r Fruchdhall?

Han.: Ei freilig war ich dort, ich unn de Herr Parre.

Jac.: Na wie war's do? ich hann g'hörd, de Herr Parre hedd sich so aarig geteischd.

Han.: D'r Herr Parre? der hodd sich freilich geteischd. Der hodd in seiner Redd gesahd, vorr die Kummenaalschul dherer nett schtimme, dann wann e katholisch Kind neewig de annere Kinner dheed sitze, do käm d'r Friere vunn ehrer Relligaan in Gefahr.

Waß harre gesahd? — D'r Friere vunn ehrer Religaan käm in Gefahr? — Waß iß dann heid in unserem uffgellärde Johrhunnerd eindlich Relligaan? — daß m'r e Jeedes wo Hänn, Bee, Fieß, Ohre unn e Maul hodd, unn uffrechd gehd, als e Mensch betrachd unn aa als e Mensch behannelle muß.

Han.: Hall emool schtill Jacobiene, do weer jo ä Altbaier noo Deiner Aasicht gaar kee Mensch.

Jac.: Ei wie so dann? —

Han.: Ee Altbaier? — ei der hodd jo schtadd Fieß — Broodschen, schtadd Ohre — Woodschen, schtadd Hänn — Doodschen, schtadd Bee — Hoxxen unn schtadd e Maul harre e Brood —

Jac.: Geh, du närrischer Narr du, wammer mit Deer emool e verninfdich Worrd rerre will, do kummschde glei mit deine —

Han.: Ei du närrisches Ding du, wo käm dann d'r Schbaß heere, wammer 'n nett mache dheed. — Die ganz Relligaan leid in denne paar Worte; Dhue Rechd, unn scheie Nimmand, unn, waß Du nett willschd, daß m'r dheer dhu' daß mudh aa noor' keem Annere zu.

Jac.: Deß iß aa woohr. Na weire.

Han.: En Schtaddrathsmitglied hodd awwer gesaahd, die Relligaan wär nett in Gefahr, em Herr Parre wärs noore ums Reggemend se dhu, unn denoo hodds geheeß: m'r wollen abschdimme, awwer wie wollen m'r abschdimme? To iß em Chrischdjan e gure Gedanke kumm. Der hodd vorgeschlaah, daß die, wo vorr die Kummenaalschul schdimmen, uff die links Seid geeh soller unn die Annerre uff die anner Seid. — Awwer do heschde e Gezäwwel sieh solle, 's war grad als wammer in e Eemdzehanse gucke dheed, dann alles hodd sich eriwwer uff die Kummenaalseid geschaffd! unn da — dort schdeehd d'r Herr Parre mit so e schdicker fuffzig aus em Leeseverein unn de Brurerschaft uff d'r annere Seid. — Hurra! Hurra! Brawo! Brawo! schallts jetz aus so e hunnerter zwelf Kehle uff d'r Kummenaalschulseid, awwer noch viel ärger, als wie se bei Seedaan de Nabpolljaan gefang hann. D'r Herr Parre war naddierlich in Verlehenheed, dann so e Ressulldaad harre sich vunn seiner vierjähriger Aarwedd nett erwaard. Ich hann's mit meine eijenne Ohre geheerd wie'r gesaahd hodd: „Bunn d'r annere Seid wären geeren noch viel eriwwer uff sei Seid gang, sie herren awwer nett eriwwer gekennt." Deß glaaw ich awwer nett, dann wann e Schäfche imme Schdall drinn iß, wo's em nett gefalld, un die Dheer schteehd uff, do laafd's vunn selwer wirre eraus, dann wann die eniwwer gewolld herren, do weeren se de Annere iwwig die Köbb enausgesprung.

Jac.: Na Gottloob unn Dank, daß die Kummenaalschul jetz eigefeehrd werrd. — Iß es dann wohr, Hannewackel, daß selle Mittwoch Owend, de Leit, wie se mit d'r Mussick in d'r Schdadd erum gezooh bin, in d'r Miehlstrooß aus emme Hans Wasser iwwig die Köbb geschodd wär worr.

Han.: Awwaß, deß is nett wohr, 's hodd jo im Blaad geschdann, en bigoddischie Haushälldern hodd wolle e Wolkebruch falle losse, sie iß awwer driwwer geschdeert worr. Awwer deß iß wohr, Jacobiene, daß am Sunndaag Morje e Neikatholischer aus d'r Brureschaft — 's iß e Naggelschmidd draus vumm Korre — an de altkatholische Kerchedheer gehorchd hodd waß d'r neie altkatholische Herr Parre breddigd; ich hann's mit eijenne Aue zugesieh, awer wie'r mich gemerkd hodd, do isser fort.

Jac.: Na, na! — waß doch die Leit forr Geschäfte machen. Awwer eemool foor allemool bin ich froh, daß die meenschde Mensche doch mirrem Zeidgeischd gehen unn ich unn du Hannewackel aa debei bin!

Han.: Deß meen ich aa, Jacobiene. — Hurra d'r Fortschridd!

Jac.: Jawohl Hannewackel!

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 80. Kaiserslautern, 5. Oktober **1873.**

Sternschnuppen.

Du sagst mir, daß von einem Sterne
Abhänge unser Lebensglück.

„Ja, Kind, doch in der nächsten Ferne
Entgeht er unserm kurzen Blick.
Man sagt, in jedem Stern, der blinket,
Erspähst Du eine weise Lehr!" —

Was ist das für ein Stern? er sinket,
Sieh dort, er sinkt und ist nicht mehr!

„Kind, eben hat ein Mensch geendet: —
Es ist sein Stern, der jetzo sank, —
Wie grad im trauten Kreis er spendet
Dem Freudengott beim Becherklang;
Der Glückliche, er scherzt, er trinket,
Da sieht der Geist, das Glas ist leer." —

Sieh Vater, dort den Stern, er sinket,
Er sinket, sinkt und ist nicht mehr!

„Mein Kind, das war ein lieblich Wesen,
Deß Herz ein Glücklicher gewann.
Ihr hat der Vater froh erlesen
Zum Gatten den geliebten Mann;
Die Myrthenkrone wonnig winket,
Der Altar harret, heilig, hehr —"

Sieh Vater, dort den Stern, der sinket,
Er sinket, sinkt und ist nicht mehr!

„Mein Kind, dies Licht so roth und düster,
War eines Fürstendieners Stern;
Er dünkte groß sich als Minister,
Weil er getäuscht hat seinen Herrn;
Und die geblickt, wie er gewinket,
Bellagen seinen Tod nicht sehr." —

Sieh Vater, dort den Stern, er sinket,
Er sinket, sinkt und ist nicht mehr!

„Er ist der Armen Hort gewesen,
Ihm ziemet unsrer Thränen Zoll;
Bei Andern war's ein Aehrenlesen,
Bei ihm ein Ernten Scheuern voll;
Sein gastlich Feuer weithin blinket,
Der Dürft'ge kam von ferne her." —

Sieh Vater, dort den Stern, er sinket,
Er sinket, sinkt und ist nicht mehr!

„So fällt der Stern der Kriegesfürsten;
Kind, wahre Deinen reinen Sinn!
Mögst nicht nach Glanz und Ehren dürsten,
Blick' nicht nach falschen Lichtern hin;
Sollst wirken treu, nicht eitel blinken,
Das ist der Sterne wahre Lehr',
Sanft gleicht Du jenen, die da sinken,
Sie sinken, sinken, sind nicht mehr!" —

Beranger.

* Die Zigeunerin.

Novelle von **Fanny Klinck.**

(6. Fortsetzung.)

„Wir sind auf diese Weise geprellt und um ein gut Theil Reichthümer ärmer geworden, unsere Vorsichtsmaßregeln haben durchaus nichts genützt, sondern jede Aussicht auf eine Erbschaft ist, wenn er seine Idee wirklich ausführt, verloren."

„Und denkst Du nicht daran, Amalie, daß uns unser Verbrechen gar nichts genützt hat, daß —"

„Bitte," unterbrach ihn die Gräfin höhnend, „Du scheinst zu vergessen, daß ich mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun gehabt habe."

Der Graf war aufgesprungen, er preßte seine Lippen fest zusammen und warf seiner Gattin einen durchbohrenden Blick zu.

Diese schien davon indessen ganz unberührt zu bleiben, nachlässig spielte sie mit den Quasten des Divans.

„Weib," knirschte er, „Du bringst mich zur Verzweiflung!"

Sie sah ihn möglichst gleichgültig an, erschrack aber doch vor seinem wahrhaft entsetzlichen Gesichtsausdruck.

„Sei doch nicht so unsinnig," versuchte sie einzulenken. „Wozu willst Du die längst vergessenen Dinge wieder auffrischen? Wer weiß, was aus dem Kinde geworden ist, das mag längst —"

„Ja, Du hast Recht," unterbrach er sie, indem er in seinen Sessel zurücksank, „wer weiß, was aus dem Kinde geworden ist? Das mag längst auf dem Wege sein, eine Diebin und wer weiß, was noch Alles, zu werden."

„Ach, das Kind mag ebenso gut daran sein, wie im Hause Deines Bruders. Wer wird gleich das Schlimmste denken? Des Menschen Schicksal ist bestimmt," tröstete die Gräfin.

Der Graf lachte hell auf.

„In der That," rief er aus, „ich habe nicht im Entferntesten eine Ahnung davon gehabt, daß Du so sprechen könntest!"

Die Gräfin runzelte ihre Stirn, doch schwieg sie, nachdem sie noch einen Blick auf ihren Gatten geworfen hatte.

Digitized by Google

„Genug davon," fuhr der Graf fort, „ich habe Dir jetzt nur noch zu sagen, daß es uns bald nicht mehr möglich sein wird, uns in unserer jetzigen Stellung und in dem bisherigen Glanze zu erhalten. Der Banquier Moses drängt, er will die geliehenen Summen zurückhaben; Rechnung auf Rechnung geht ein, kein Mensch will mehr warten; in kürzester Zeit werde ich meine Zahlungen einstellen müssen."

Die Gräfin erhob sich von ihrem Sitze und die Angst vor dem, was ihr Gatte ihr in diesem Augenblicke offenbarte, stand auf ihrer Stirn geschrieben.

Doch nur einen Moment, im nächsten rief sie beinahe heftig, „auf keinen Fall! Du mußt einen Ausweg suchen!"

„Es giebt keinen," entgegnete der Graf kopfschüttelnd.

„Es giebt keinen?" fragte sie spottend. „Wenn Du ihn nicht weißt, so weiß ich ihn."

„Nun?" fragte der Graf gespannt.

„Leon muß heirathen."

Der Graf sah seine Gattin ganz erstaunt an, dies war für ihn etwas Unerhörtes; er hatte kaum aufgehört, Leon als ein Kind zu betrachten und dieser Jüngling — Knabe mochte er fast sagen — sollte heirathen, ein Band für das ganze Leben schließen?

„Thorheit, Amalie," sagte er endlich, „Leon heirathen — ein vollkommenes Kind, wo denkst Du hin?"

„Man pflegt junge Männer, die bereits ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt haben, keine Kinder zu nennen," versetzte die Gräfin, ihre Stirn in noch finsterere Falten ziehend, „zudem bleibt uns kein anderer Weg, uns in unserer Stellung zu erhalten, Leon muß eine reiche Partie machen!"

„Eine reiche Partie!" wiederholte der Graf, die Achseln zuckend, halb zu sich selber, „es giebt gerade in unseren Kreisen solche Partien wenig. Aber da Du die Verheirathung Deines Sohnes beschlossen hast, so wirst Du Dich doch gewiß auch schon nach einer passenden Schwiegertochter umgesehen haben."

„Du hast in der That das Rechte getroffen. Ich kenne eine junge Dame, die neben einem enormen Reichthum auch noch den Vorzug hat, von Stande zu sein."

„Ist sie jung — schön?" forschte er gespannt.

Die Gräfin zuckte leicht die Achseln.

„Jung, was die Welt im Allgemeinen so nennt, ist sie freilich nicht, sie wird ungefähr zweiunddreißig Jahre alt sein; doch das gleicht ihr Vermögen aus."

„Ich befürchte, Leon wird der Meinung nicht sein," versetzte der Graf, „eine Differenz von acht Jahren ist doch ein Bischen stark, besonders wenn die Frau die ältere Person ist. Aber, um kurz zu sein, nenne mir Diejenige, die Du für Leon ausgesucht hast."

„Olympia, die Comtesse von Wildbach," sagte sie kalt.

„Wäre unsere Lage nicht so verzweifelt," entgegnete ihr Gatte, „ich wäre wahrlich versucht, in das hellste Gelächter auszubrechen. Nun, Amalie, ich habe gegen diese Sache nichts einzuwenden; versuche Dein Glück bei Leon — bei Leon — laß mich aber bei der Geschichte aus dem Spiele."

Während der Graf aufstand und an das Fenster trat, erhob seine Gattin sich von ihrem Sitze und rauschte, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, zur Thür hinaus.

Der Graf athmete erleichtert auf, als die Thür hinter ihr in das Schloß fiel, und sein Gesicht nahm einen bei Weitem heitereren Ausdruck an. Selten oder nie nahm die Unterhaltung zwischen beiden Gatten eine minder gereizte Färbung an.

Die Gräfin, ihrem Gatten in jeder Beziehung weit überlegen, behandelte diesen fortwährend mit einer Geringschätzung, die ihn schon oft an die Grenzen der Verzweiflung gebracht hatte. Er war für sie eben nur ein Gegenstand, den sie nöthig hatte um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Obgleich sie jetzt weniger als je zuvor die Aussicht hatte, dahin zu gelangen, wohin ihre Gedanken sie oft führten, nämlich eine Hauptperson des gesellschaftlichen Lebens zu werden, konnte sie sich doch nicht von dieser Lieblingsidee losreißen.

Die beabsichtigte Verbindung ihres Sohnes mit der Comtesse von Wildbach, der Tochter einer der ersten, angesehensten Adelsfamilien, würde sie nun, nach ihrer Meinung, ihrem Ziele um ein Bedeutendes näher bringen, aber sie fürchtete doch heimlich, bei ihrem Sohne auf Widerstand zu stoßen. Zwar konnte sie sich nicht über denselben beklagen, daß er häufig dem Wunsche seiner Eltern zuwiderhandelte — besonders seit den letzten vier Jahren hatte es stets nur einer Andeutung bedurft, ihn zu Allem zu bewegen, was seinen Eltern Freude machen konnte — aber die Gräfin war dennoch nicht überzeugt, daß er sich ruhig fügen werde, wo es das Glück seines Lebens galt.

Und in der That — Leon widersetzte sich diesem Ansinnen auf das Entschiedenste, der blasse, unentschlossene Jüngling hatte seiner Mutter nichts weiter zu erwidern, als daß aus dieser Verbindung nichts werden könne.

Seine Mutter, die wenigstens nicht auf ein solch festes Benehmen seinerseits gefaßt war, sah ihn erschrocken an; jene Reußerungen, die er einst im Fiebermahnsinn gemacht, traten wieder lebhaft in ihre Erinnerung, und so sah sie auf einmal alle ihre glänzenden Hoffnungen, ihre kühnsten Pläne vernichtet. Der Gedanke, daß ihr Sohn wirklich verlobt sei mit einem armen Mädchen, ohne Stand — denn, daß sie das sei, daran zweifelte die Gräfin keinen Augenblick — ließ sie erbleichen, und sie ergriff krampfhaft die Lehne eines Stuhles.

„Um's Himmelswillen, was ist Dir? Was hast Du, Mutter?" rief Leon, erschrocken auf sie zu eilend. „Bist Du krank?"

Die Gräfin machte eine abwehrende Bewegung und sank wie erschöpft in einen Sessel, während Leon sie angstvoll betrachtete.

„Ein paar Tropfen Wasser!" hauchte sie mit kaum hörbarer Stimme, aber als Leon in das Nebenzimmer

Digitized by Google

eilte, das Verlangte herauszuholen, warf sie ihm verstohlen einen zufriedenen Blick nach; doch gleich darauf sank sie wieder mit geschlossenen Augen in ihre vorige Stellung zurück, und als Leon eintrat, erblickt er über den traurigen Anblick, den seine Mutter, die er trotz ihrer Fehler zärtlich liebte, darbot. Er eilte besorgt auf sie zu, schlang seinen Arm um ihren Nacken und sprengte ihr Wasser in das Gesicht. Doch erst nach längeren Bemühungen schien die Gräfin sich etwas zu erholen.

„Du bist krank, Mutter!“ flüsterte er besorgt. „Erlaube mir, daß ich zu unserem Arzte schicke.“

Mit diesen Worten wollte er seinen Arm frei machen, aber die Gräfin ließ ihren Kopf schwer zurücksinken und hielt ihn auf diese Weise fest.

„Nicht doch, Leon, mir hilft kein Arzt,“ flüsterte sie matt.

„Sprich doch nicht so, liebste Mutter,“ entgegnete Leon, der ihre Worte nicht begriff, erschrocken. Du befandest Dich doch bis jetzt immer vollkommen wohl.“

„Körperlich ja,“ murmelte die Gräfin, „aber —“

„Aber, Mutter?“ forschte Leon.

Die Gräfin richtete sich plötzlich von ihrem Sitze auf, indem sie heftig ausrief:

„Weißt Du, was es heißt, arm sein, von allen Mitteln entblößt, wenn man nie, nie Mangel gekannt hat, sondern von Reichthum, Glanz und Luxus umgeben war? — Weißt Du, was das bedeutet, Leon? — Weißt Du, daß das einen Menschen zu allen erlosen Handlungen treiben kann? Weißt Du das?“

Leon's bleiches Gesicht war noch bleicher geworden; er verstand seine Mutter nicht, nie hatte er eine Ahnung gehabt, daß solche Worte auf seine Eltern oder ihn Anwendung finden könnten; er dachte auch jetzt nicht daran, und nur das aufgeregte, sonderbare Benehmen seiner Mutter brachte ihn außer Fassung.

„Ich weiß nicht, Mutter,“ stotterte er endlich, „ich verstehe Dich nicht.“

Die Gräfin sank, wohl berechnend, in ihren Sessel zurück.

„Armer Leon!“ seufzte sie, „ich glaube wohl, daß Du mich nicht verstehst, und doch ist es bittere Wahrheit. Doch läßt sich dieser entsetzliche Schicksalsschlag nicht abwenden. Höre denn, mein Sohn, Du wirst doch die Schand und das Unglück Deiner Eltern erfahren müssen: Dein Vater ist arm — einige Wochen, und wir sind verloren — er wird in's Gefängniß wandern müssen — der angesehene Graf von Cölestin.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„In's Gefängniß?“ murmelte Leon tonlos.

„In's Gefängniß!“

Leon gehörte zu denjenigen Menschen, die bei kleinlichem Kummer ihren Schmerzen kein Ende wissen, sobald es aber ein wirkliches Unglück giebt, sich entschließen, zu handeln.

Auch in diesem Augenblick, nachdem der erste Schrecken vorbei war, richtete Leon sich auf.

„Sage mir Alles, Mutter,“ sagte er nur noch mit einem leisen Beben der Stimme, während die Gräfin mit Mühe einen befriedigten Ausdruck ihrer Züge verbannte: „auch das Geringste muß ich wissen. Warum muß der Vater in's Gefängniß?“

Die Gräfin schien kaum noch sprechen zu können, und erst nach vielen vergeblichen Versuchen entgegnete sie kaum hörbar:

„Dein Vater hat Wechsel gefälscht.“

Kein Zug veränderte sich mehr in Leon's Gesicht, nur einen namenlosen Schmerz fühlte er, als seine Mutter diese Worte aussprach.

„Und welche Summe fordert die Deckung?“ fragte er fest.

„Zwanzigtausend Thaler!“ entgegnete die Mutter. „Es wird nicht möglich sein, die Summe anzuschaffen,“ sagte Leon, noch immer ruhig, „und wenn auch, wir würden sie später nicht zurückerstatten können. Es geziemt mir nicht, dem Vater Vorwürfe zu machen, und wozu auch? Es würde unsere Lage nicht verbessern. Also bleibt uns nur noch ein Mittel übrig; wir müssen Alles verkaufen, unsere Schuld bezahlen und uns in einer anderen Gegend unseren Lebensunterhalt verdienen — Arbeit schändet nicht.“

„Auch den Edelmann nicht?“ fragte die Gräfin, als sie ihren letzten Hoffnungsanker schwanken sah.

„Auch den Edelmann nicht, Mutter,“ entgegnete Leon fest, „aber Schande würde es uns bringen, wenn wir uns mit dem Erlös unserer Sachen entfernten, um davon ruhig und ohne Sorgen leben zu können, unbekümmert um den Fluch, der nothwendiger Weise auf unrechtmäßig erworbenem Gute liegen muß.“

Jetzt war es keine Verstellung mehr, als die Gräfin mit jedem Worte ihres Sohnes bleicher wurde. Sie hatte Alles versucht, selbst die Ehre ihres Gatten nicht geschont, den Sohn gegen den Vater erzürnt, und nun sollte es vergebens sein? Alles vergebens!

„Leon!“ schrie sie verzweiflungsvoll auf, „uns gehört nichts mehr, weder dies Haus, noch die Möbel, noch die Gemälde Deines Vaters; Alles, Alles ist bei dem Banquier verpfändet.“

„So werden wir fliehen müssen,“ flüsterte Leon, „ich werde arbeiten, um die Schuld des Vaters abtragen zu können; ich werde nicht rasten noch ruhen, bis ich mein Ziel erreicht habe.“

„O, Leon,“ jammerte die Gräfin, ihre Hände ringend, „und Du willst Deine Eltern also wirklich in Schande und Armuth bringen?“

„Ich, Mutter?“ fragte Leon erstaunt. „Ist es denn meine Schuld? Kann ich das Unglück abwenden?“

Abermals durchzog eine süße Hoffnung auf Ansehen und Reichthum ihr thörichtes Herz.

„Ja, Leon,“ entgegnete sie mit flehender Stimme, „Du kannst Deine alten Eltern retten. Leon, ich werde Dir ewig dankbar sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Die Wunnerquell in Dingskerche.

In Dings, dohinne uff der Heeh'
Drei Schtinncher vunn der Schtadd: —
Do hennse Eich e Quell endeckd,
Wo Wunnerwasser hadd.

Sie henn die Quell jo unnersuchd.
— Viel Dockder waren draus —
'S mangeneedisch Wasser laafd
Zum Borrem dort eraus.

E Bauer hodd in seiner Wiss
Sei Grummedd ledschd gemach;
Uffeemool tabbd'r in e Loch
Do laafd als wie e Bach,

E Wässerche eraus so hell
Unn kloor als wie Chrischdall —
D'r Bauer iß vorr Wunner nächschd
In Aamachd ball gefall.

Er guckd d'r lang demm Quellche zu,
Deß laafd so wunnerschee,
Unn weil'r graad so dorschdig iß
Kann er nett wirreschdeeh.

Er knieed sich hi unn schebbd d'r sich
Sei Filzhud voll eraus,
Unn drinkd'r ne vorr lauder Dorrschd
Uffs ledschde Drebbche aus.

Demm Bauer werrds so aartelich
Im Kobb unn in de Bee.
Hodd lang an Remmaddiß gelidd,
Jedz schbierd'r gaar nix meeh.

Er hubbsd unn schbringd vorr lauder Frääd
— Dann er hodd schunn geheerd
Daß in de Bäärer Wasser geebd,
Wo Mensch unn Vieh kurreerd.

Am Sunndaag harre bei'me Schmidd
Geschäffde in der Schdadd.
Geehr awwer erscht noch an die Quell
Unn drinkd sich dichdig sadd.

Dort bei demm Schmidd do sedzd'r sich
'S hodd graad e Schduhl geseehld —
Gemiedhlich uff de Ammboos hi
Hodd vunn der Quell verzeehld.

D'r Schmidd der heerd mit Wunuer zu
Unn guckd en ganz schdarr aa.
Demm Bauer, wie'r uff will schteeh —
Hängd'r Ammboos hinne draa.

Deß mageneedisch Wasser hodd
'N hinne seschd gehall,
D'rumm hängd'r aa wie aagekidd
Unn iß nett abgefall.

D'r Bauer zawweld, zerrd unn zobbd
Unn fangd se fluche aa.
'S helfd alles nix d'r Ammboos hängd
Em als noch hinne draa.

D'r Schmidd klobbd mit der Schlaah druff loos
— Waß helfd en all sei Kunnschd? —
D'r Ammboos hängd wie aagewachs,
Unn alles iß umm'sunnschd.

D'r Schmiddgesell kummd aa dezu
Unn siehd waß vorgefall.
Wie bringe m'r denn Ammboos loos?
So werrd jetzt Roohd gehall.

D'r Bauer meend in seiner Angschd
Mit Pulwer gängs de beschd
Dreiverrd'l Pund des schbrengd en ab
Unn hängd'r noch so feschd.

Nee, sahd'r Schmidd, mei liewer Mann,
Die Schmerze bin se groß.
Ich fahr Eich uff die Gieserei
Dort schmelzen meer en loos.

D'r Schmiddgesell der hodd die Sach
Sich iwwerleehd genau,
Horr'm Bauer mirrem Meesel dann
De Ammboos abgehau.

D'r Bauer kreind; vumm Mangeneed
Horr er jo nix gewißd.
Er hodd vorr Frääd denn Schmiddgesell
Umaaremd unn gekißt.

Deß Quellche awwer hodd bis jedzd
Viel Kranke schunn gehääld.
Sie kummen all gesund serick
Als herren nix gefähld.

E Schneire hodd e Scheer verschlickd,
Schbringd an die Quell enaus;
Er reißd sei Maul dort waaweid uff
Unn husch — die Scheer war haus.

Ee Solldaad hodd vumm ledschde Krieg
Grannaade noch im Bee,
Deß Wasser hoddse 'raus gezooh
Jedzd kanner wirre geeh.

So iebd die Quell e Wunnerkraffd.
Ehr Kranke geh'n enaus —
Hänn'r aa e Panzerschiff im Leib,
— Deß Wasser ziehds eraus.

M . . . .

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 81. Kaiserslautern, 8. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Klinck.

(7. Fortsetzung.)

Sie war auf die Kniee vor ihrem Sohne niedergesunken, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie aufzurichten und sie in ihren Sessel zu setzen.

„Arme Mutter," sagte er, ihre Wange zärtlich streichelnd, „wenn ich etwas thun kann, so sei nur ruhig: ich werde mich keinen Augenblick besinnen."

„O, Leon, Du weißt nicht, was Du sagst," sagte die Gräfin gerührt. „Nein, mein Kind, geh' nur, Du sollst Dein Lebensglück nicht für unsere Ruhe opfern. Deine Eltern sind alt — sie werden die Schläge des Schicksals nicht lange überleben."

„Und giebt es ein Lebensglück für mich, wenn ich Euch elend und verlassen weiß?" fragte Leon mit sanfter Stimme. „Nein, Mutter, sage mir, in welcher Weise ich Euch vor Schande und Armuth retten kann; ich werde Alles thun, und das Bewußtsein der Pflichterfüllung wird mich glücklich machen."

Die Gräfin schluchzte heftig, seine Nachgiebigkeit rührte sie, und schon begann sie ihr letztes Spiel zu bereuen, als ihr noch zur rechten Zeit der Banquier und die vielen Gläubiger einfielen, daneben das bleiche Gespenst der Armuth.

„Weine nicht mehr," fuhr Leon nach einer Pause fort, als die Mutter noch immer schwieg und heftig schluchzte, „wenn ich Eure Ehre, Euer Glück erkaufen kann, wird mir nichts zu theuer sein. Sage mir, was ich thun soll, ich werde mich nicht besinnen."

„Gott segne Dich, Leon, aber ich kann Dein Opfer nicht annehmen."

„Du mußt es annehmen, Mutter, Du bist es dem Vater, Dir selber und mir schuldig, wir müssen unsere Ehre retten."

„O, Leon, Leon!" schluchzte die Gräfin. „Warum kann ich Dir nicht ein Loos bereiten, wie ich es möchte?"

„Du kannst es nicht, Mutter, trotz Deiner Liebe nicht," flüsterte Leon. „Selbst dann nicht, wenn Du Indiens Schätze mir bieten könntest. Also klage nicht, sondern sage mir, was ich thun muß."

„Du mußt die Comtesse Olympia von Wildbach heirathen," hauchte die Gräfin kaum hörbar.

Leon griff nach seinem Herzen, es schlug nicht mehr, und sein Gesicht wurde erdfahl; er erfaßte einen Stuhl, um sich vor dem Umsinken zu schützen. Es sauste und brauste in seinen Ohren, als wenn ein furchtbarer Sturm losgelassen wäre.

Heirathen! Wie ein Donner rollte das Wort immer und immer wieder an ihn heran; er sah keine Rettung. An allen Seiten gähnte ein Abgrund, der ihn verschlingen mußte. Hier der Gedanke an die Schande und Armuth seiner Eltern — dort eine alte reiche Erbin, die ihn mit ihren hageren Armen umfangen wollte — daneben das bleiche, traurige Gesicht und das melancholische Lächeln Zendale's, die ihn mit all' ihrer unbeschreiblichen Anmuth zu sich heran zu winken schien. Schaudernd schloß er die Augen.

Eine lange Pause trat ein, für die Gräfin ward sie zur Ewigkeit; Leon empfand nichts als einen stechenden Schmerz in der Brust; er schien für die Außenwelt abgestorben. Sein ganzes vergangenes Leben zog langsam an seinem inneren Auge vorüber, bis zu dem Augenblick, wo er im Walde von Zendale Abschied genommen und sie zu ihm gesagt hatte: „Sorg' nicht darum — ich werde nie eines Anderen Weib!"

Ja, sie würde ihr Wort halten, auch wenn er ihr die Treue brach, und er stand im Begriff, es zu thun. Aber dann dachte er auch daran, daß sie zu ihm gesagt, er solle ein gehorsamer Sohn werden und sich den Verhältnissen fügen.

Ein tiefer Seufzer entrang sich mühsam der gequälten Brust, und mit diesem Seufzer schien der Zauber, der über ihm lag, gebrochen.

„Ich werde Olympia von Wildbach heirathen," murmelte er, „wenn sie nur meine Hand, nicht meine Liebe verlangt."

Mit schnellen Schritten verließ er das Gemach und eilte auf sein eigenes kleines Zimmer, wo er sich erschöpft auf ein Sopha niederwarf.

„Meine Liebe kann ich nicht mehr verschenken," murmelte er, „sie gehört Dir, Zendale, sie folgt Dir bis über das Grab hinaus."

Es war ein dunkler, trüber Herbstmorgen, als ein stattlicher Zug glänzender Equipagen vor der Kirche hielt. Aus der ersten stieg der Freiherr von Wildbach mit seiner Tochter Olympia. Die Dame trug ein kostbares Atlaskleid, mit Spitzen reich verziert; ein langer Schleier wallte bis auf die Erde hernieder und blitzende Perlen und Diamanten schmückten den hageren Hals und die Arme der Braut. Aus der zweiten Equipage stieg der Graf von Cölestin nebst seiner Gemahlin und seinem Sohne. Mit festen Schritten betrat Leon an der Seite Olympia's die Kirche — sein Gesicht war bleich, todtenbleich —, aber ruhig und ernst. Während der Trauungsceremonie veränderte sich kein Zug seines Gesichtes, und nur als der würdige Geistliche das „Amen" sprach,

Digitized by Google

schauderte er in sich zusammen — nur einen Augenblick jedoch, im nächsten reichte er seiner Gattin den Arm und führte sie zum Wagen, der sie eine Minute später zum Bahnhofe brachte, damit das neuvermählte Paar seine Hochzeitsreise nach Italien antreten konnte.

IV.

Die Sonne war noch nicht am östlichen Himmel emporgestiegen, und im Dorfe herrschte noch weit und breit die tiefste Stille. Nur vor der Thür eines der kleinsten Häuser stand bereits eine Frau und sah zum Himmel empor. Sie stand vielleicht schon hoch in den Dreißigen, doch sah sie noch jünger aus. Ihr einfacher Anzug war außerordentlich sauber und zeugte von vielem Ordnungssinn. Ein dunkler Rock mit ähnlicher Jacke, eine blendend weiße Schürze und ein schwarzes Sammethäubchen, das kleidete sie sehr gut.

„Es giebt einen schönen Tag, Kathrin," rief sie in die Hütte hinein, nachdem sie einen Augenblick den tiefblauen, wolkenlosen Himmel, an dem noch hier und da ein Sternlein funkelte, betrachtet hatte. „Steh' schnell auf und melke die Kuh, während ich zum Brunnen geh' — Du weißt, 's giebt heute noch was zu thun."

„Bin schon da, Rosi," entgegnete eine helle Stimme, und im selben Augenblicke trat ein blühendes Mädchen mit einem blankgescheuerten Eimer aus der Hinterthür. „Meinst, ich wär' eine solche Langschläferin, daß die liebe Sonn' mich erst aus den Federn bringen muß."

Das Mädchen klopfte der Frau, welche sie erst Rosi genannt, scherzend auf die Schulter, und fügte hinzu:

„Du magst Recht haben, Rosi, 's giebt einen schönen Tag, die Sonn' schickt ihren Boten voraus; schau, wie goldig die Spitzen der Berge glänzen und wie rosig die Wölkchen herbeistiegen!"

Es war in der That ein herrliches Naturschauspiel, was nur den Alpenbewohnern zu schauen vergönnt ist. Rosi und Kathrin, obgleich der Anblick für sie nichts Ungewöhnliches war, fühlten sich doch von der Herrlichkeit durchdrungen, daß sie unwillkürlich die Hände wie zum Gebete falteten.

Rosi und Kathrin waren Schwestern, die ganz für sich allein in der Welt standen, weder Vater, noch Mutter, noch Bruder hatten, Niemanden als sich selber.

Rosi war an einen braven Gatten verheirathet gewesen, aber schon nach einem kurzen, glücklichen Jahre hatte sie denselben und ihr kaum wenige Wochen altes Töchterchen durch den Tod verloren. Ihr Schmerz war ein verzweiflungsvoller gewesen, und erst die Zeit, die allgewaltige, hatte ihn zu lindern vermocht. Aber heirathen wollte die junge, schöne Wittwe nicht wieder, obgleich ihr glänzende Anerbietungen gemacht waren. Sie fand, nach ihrer Meinung keinen solchen Mann wieder wie ihr Vincenz gewesen war, und außerdem hatte sie nicht Lust, vielleicht zum zweiten Male einen Schmerz zu bekämpfen, wie den kaum überwandenen.

Kathrin, ihre Schwester, hatte sie nach dem Tode ihrer Eltern zu sich genommen, als jene noch ein kleines Ding war, und beide stimmten in all ihren Ansichten und Meinungen so überein, daß sie ein Herz und eine Seele zu sein schienen, und fast nie ein Wort des Streites über ihre Lippen gekommen war.

„Schau, Rosi," begann Kathrin nach einer Pause, „ich denke immer, der liebe Gott hat's doch absonderlich gut mit uns vorgehabt, trotzdem wir schon manches Unglück erlebt haben."

„Das hat er auch, Kathrin," versetzte Rosi mit einem heiteren Lächeln; „der Vincenz und mein Kindlein sind zu gut gewesen, da hat er sie zu sich genommen, und wenn eines Tages mein letztes Stündlein kommt, so werd' ich mich nicht fürchten, sondern mich freuen, daß ich zu denen komme, die ich so lieb gehabt."

„Hast nichts gehört?" fragte Kathrin beinahe erschrocken!

„Was meinst?" entgegnete Rosi.

In diesem Augenblick ertönte etwas wie das leise, unterdrückte Schluchzen eines Kindes aus dem Garten, der Rosi's Haus umgab, herüber.

„Was mag das sein?"

Mit diesen Worten eilte Kathrin, nachdem sie ihren Eimer, den sie schon wieder aufgehoben, niedergesetzt hatte um das Haus herum, und gleich darauf rief ihre Stimme:

„Rosi — Rosi, herbei!"

„Rosi, schau doch mal!" rief sie, als die Schwester sich näherte. „Hast jemals ein so feines Püppchen gesehen, trotzdem es in Lumpen gesteckt ist?"

Sprachlos starrte Rosi auf einen Korb, in welchem ein liebliches, kleines Mädchen lag, das bitterlich weinte dessen sanfte, blaue Augen einen merkwürdigen Contrast zu dem braunen Gesichtchen bildeten.

„Wie heißt' denn, Kindchen?" fragte Kathrin endlich, indem sie das Kind, das ihr zutraulich beide Aermchen entgegenstreckte, auf ihre Arme nahm.

„Bitte, bitte! Zu Papa — Mama — nicht mehr zu bösen Menschen!"

„Wer ist denn Dein Papa und Deine Mama?" fragte jetzt Rosi, die so ziemlich den Zusammenhang der Sache ahnte oder doch wenigstens einen unbestimmten Verdacht in sich aufzuchen fühlte.

„Mein Papa, meine Mama!" schluchzte die Kleine abermals.

„Wie heißt Dein Papa und Deine Mama?"

„Papa! Mama!" entgegnete das Kind zuversichtlich.

„Das nützt nichts, Rosi," sagte Kathrin jetzt entschlossen, „das Kind ist zu klein, wir werden aus demselben nichts Vernünftiges herausbringen — vielleicht läßt es mit der Zeit irgend ein Wort fallen, woraus sich etwas schließen läßt. Wir wollen dem Dirnl jetzt was zu essen geben, 's mag hungrig sein, und dann wollen wir die Sachen im Korbe nachsehen, die werden

Digitized by Google

uns wohl zeigen, wo's hingehört. Nimm den Korb, Rosi."

Rosi nahm den Korb und sie trat in das Haus Bald saß das kleine Mädchen und ließ sich die frische Milch und das leckere Brod trefflich munden, während Rosi das große Packet, das im Korbe gelegen, öffnete.

Es enthielt aber keinen Aufschluß über das Kind, sondern nur kostbare Kleider, die ihm passen mochten und eine feine goldene Kette mit einem Kreuze.

Rosi und Kathrin riethen hin und her, und wenn sie auch der Wahrheit ziemlich nahe kamen, sie erfuhren nichts Bestimmtes.

„Mag sein, wie's will", sagte Rosi endlich, ich behalt das Dirnl bei mir, wenn's nicht wieder abgefordert wird. Der liebe Herrgott hat's mir zum Ersatz für mein Kindle geschickt, denke ich, und wenn's auch ausschaut, als wär's nicht ehrlicher Leute Kind, weil's so gelb ist, wie ein Inder, so soll's doch, mit Gottes Hülf ein braves Mädle werden."

Aber als Kathrin das Kind, nachdem es gegessen hatte, sorgfältig abwusch, verschwand die dunkle Gesichtsfarbe und ein blendend weißer Teint wurde sichtbar, so daß Kathrin an Zauberei zu glauben begann, und Rosi, die einen Augenblick hinaus gegangen war, um von Kathrin's Kleidern, die diese als Kind getragen hatte, etwas Passendes herbeizuholen, erschrocken herbeirief.

„Fürcht' Dich nicht vor dem Kindle", sagte endlich Rosi freudig, „wenn mich nicht Alles täuscht, so ist hier etwas gar Böses passirt. Meine Mutter seelig hat mir gesagt, daß man sich färben könnt', ich hab's nur vergessen womit, man mag's auch mit dem Kindle da so gemacht haben."

„Hast Recht, Rosi," versetzte Kathrin, „ich fürch' mich auch nicht, ich hab' mich nur erschrocken. Weißt was, Rosi?"

„Nun?"

„Ich dent', das Mädle muß vornehmen Leute Kind sein. Schau das feine Gesichtchen an und dann die Kleider dazu — meinst auch?"

„Weißt nicht, Kathrin," versetzte Rosi, „es wird wohl noch einmal zu Tage kommen, was mit dem Kindle ist."

Aber es schien nicht, als wenn man je etwas von dem Kinde erfahren sollte. Keine Nachfrage kam darnach und Jahr auf Jahr verrann und die kleine Franziska blieb bei Rosi und Kathrin, die das liebliche Kind nicht mehr entbehren konnten und in beständiger Furcht lebten, daß man ihnen den Liebling wieder abfordern könnte.

Auch Franziska fühlte sich ganz zufrieden in ihrer neuen Umgebung, und wenn sie auch anfänglich oft von Papa, Mama, ihrem Park und dergleichen mehr gesprochen hatte, allmälig wurde doch die Erinnerung daran in den Hintergrund gedrängt, um neueren Eindrücken Platz zu machen.

Nur einen Namen schien das Kind nicht vergessen zu können, ein Name, wovon Rosi und Kathrin nicht wußten, ob er einem Menschen angehöre, oder einen anderen Gegenstand bezeichne. Dieser Name war: Zendale.

Franziska war jetzt ein allerliebstes kleines Mädchen von zwölf Jahren, die Freude und der Stolz Rosi's und Kathrin's. Sie war fleißig und arbeitsam, ging zur Schule und zu dem Pfarrer des Ortes, der das milde, freundliche Kind gern hatte und sie bereitwillig in Allem, was sie zu wissen wünschte, unterrichtete. Die übrige Zeit arbeitete sie im Hause.

„'s ist ein rechter Segen, das Kind, Kathrin," pflegte Rosi, zu sagen, „'s Herz geht mir auf, wenn ich's herankommen seh, und ich könnt's nicht mehr verlieren; 's ist mir an's Herz gewachsen, als wär's mein eigen."

„Mag gar nicht daran denken," entgegnete die lustige Kathrin ganz ernsthaft; „geb' Gott, daß nicht eines Tages Jemand kommt, der's zurückfordert, ich könnt's nicht überleben."

Fränzchen sah wohl, daß man sie überall liebte und verhätschelte, aber ihr kleines Herz war deßhalb nicht frei von Sorge und Kummer. An die Zeit, wo sie im's Dorf gekommen war, dachte sie nicht mehr, dies waren eben nur noch Traumbilder, die sie sich nicht erklären konnte und die nur noch als etwas Unbestimmtes ihr vorschwebten. Wohl aber drückte sie ein Schmerz, wovon weder Rosi noch Kathrin etwas ahnten, ein Schmerz, der das liebliche Kind frühzeitig heranreifte, und dieser war kein anderer, als daß man sie einstmals ein Findelkind nannte. Das Wort wollte nicht wieder aus ihrem Gedächtnisse entschwinden; sonderbare Träume umgaukelten sie oftmals, Franziska wußte nicht, woher sie kamen und wohin sie gingen.

Bisweilen glaubte Franziska eine sanfte, melodische Stimme ihren Namen aussprechen zu hören; sie schloß dann fest ihre Augen, um das Bild jener schönen Dame, die so liebevoll auf sie herniederblickte, festzuhalten, aber sobald sie Rosi's oder Kathrin's Stimme vernahm, ihr stilles, bescheidenes Häuschen sah, waren alle Träume in ein Nichts zergangen; sie war wieder das arme Findelkind, das von der Güte mitleidiger Menschen lebte.

In Franziska's feinem Gesichte hatte sich ein trauriger Zug gelagert, der sogar jedes Lächeln in ein melancholisches verwandelte und sich von Jahr zu Jahr deutlicher ausprägte.

„Ich weiß gar nicht, Kathrin," sagte Rosi eines Tages zu ihrer Schwester, „aber das Fränzchen paßt gar nicht zu uns; 's drückt mir immer das Herz ab, wenn ich sehe, wie sie wirthschaftet und arbeitet, wie die beste Bauerndirne, und mich mit ihren Augen so seltsam ansieht. Ich sage Dir, das Mädel paßt nicht zu uns, 's ist vornehmer Leute Kind, und wir erleben's noch, daß eines Tages ein Wagen mit vier Pferden vor unsere Hüttenthür fährt, der uns das Kind davonführt."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Buntes.

K'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn 's Jacobiene.

Hannewackel: Hotz Himmel Schtern an de Beddlaad, Jacobienche, do weeß ich d'r awwer noch e Seirestickelche zu dem Gedicht funn dere Wunnerquell wo do am Sunndaak im Unnerhalldungsblädche gestann hodd. Du haschd doch deß Gedicht aa geleeß.

Jacobienche: Ei freilich hann ich's geleeß. Na dann geb emool deß anner Stickelche zum Beschde.

Han.: Korz unn gut — do unne imme Schtäddche, nett weit vumm Glaa, do hadd sich e Mann in seim Hof e Brunne bohre losse, unn schunn iww'rem bohre iß als so e Minneraalgeruch aus dem Loch eraus kumm. Der Mann hadd die Zeit nett erwaarde kenne, bis sei Brunne ferdig war; alle Daak harre an demm Loch erumgeschnuffeld, dann je diefer als se gebohrd hann, je ärger iß der Minneraalgeruch worr. Alles war geschbannd uff deß Wasser. Uff eemool war de Brunne ferdig unn 's Wasser iß eraus geloff, sie henn's versuchd, unn richdig, 's hadd e reiner Sallpeeder unn Schwewwelgeschmack gehadd, unn e Farb als wie so e rechdie dickie Fleeschbrieh. Wer war froher als wie der Mann, weil 'r e Minneraalwasserbrunne in seim Eijedumm hadd. Sei Frääd war gar nett se beschreiwe; er hadd in seiner Blässier sei Hof schunn als e Kuurgaarde unn sei Haus schunn als e Kuurhaus aagesieh. Funn demm Wasser harre iwweraal erumm gedraah vorr se versuche unn richdig, e paar Daak druff iß alle Morje 's ganz Schtäddche zu em geloff kumm unn hadd vunn dem Wasser gedrunk. Alles war dem Mann neirig wäähe seim Brunne unn wäähe seim Glick wo em in Aussicht schtehd. Do iß d'r awwer iwweraal 's Brunnebohre los gang, e Jeeres wolld e Minneraalbrunne hann, unn in ehrem Eifer hannse schunn ehr Schtäddche als e Kuurort bedrachd unn henn schunn die Leid aus alle Herrelänner als Kuurgäschd mit de Eisebahn aakumme gesieh. Awwer sunnerbar — in keem annere Brunne hadd's Wasser so e Mioneraalgeschmack gehadd, als wie dem Mann seins, der awwer nett faul unn hadd sei Wasser Budelle- unn Krickvollweis an all die Dockder unn Abbedeecker in der ganze Umgeejend erum geschickd forr se unnersuche unn de Minneraalgehalld eraus finne se losse, unn weschde aa waß deß Ressulldaad vunn d'r Unnersuchung war? — 'S war de reine Mischdpuuhl, mit Reschbeckd se saahe, vorr Deiner Ehr, Jacobienche, der wo sich aus dem Puuhlloch unnig der Erd durch in den Brunne eneigedrängd unn unnig deß Wasser gemischd hadd, deß hadd dem Wasser de ganze Minneraalgeruch und de Sallpeedergeschmack gebb.

Jac.: Fui deiwel! Fui deiwel! Deß war e scheenie Bescheerung.

Han.: Deß war jo e scheenie Bescheerung, awwer geudzd waren se doch allminnanner, weil se vorher den Puhl forr Minneraalwasser gedrunk hann.

Jac.: Na, unn die Kuurgaardebosse werrenen aa v'rgang sei.

Han.: Do bin ich gut devor.

---

† (Wie die Schlacht bei Sedan begann.) Im „Löwen" erzählte ein jüngst mit den Occupationstruppen aus Frankreich zurückgekehrter Krieger seinen staunenden Zuhörern: „Ja so war's; do simmer geschtann, wie die Kerze unn wild wie die Löwe. Uff eemol reitd'r der Kronprinz vunn Bereiße an der Frunnd erunner unn ruft als: „is 's Kerschbaame Hannes aus der Pfalz in Reih unn Glied?" — „Jo, do hockt'r," sa' ich, hann ich gesaa't. — „So, dann kann die Schlacht aagehe," sa'r er, unn dewedder bimmer gang unn hann nimmie losgeloß, bis m'r de Naboljon gehat heen — des Anner hann ich Eich jo schunn eemol verzehlt. Dixi.

† Hieß es da in einer Anzeige: Dienstmädchen verlangt für allgemeine Zausarbeit (statt: Hausarbeit). Ja, die Satzfehler!

† (Eine zartfühlende Wittwe) in Irland hatte sich bei der Verlegung eines Friedhofs den Schädel ihres vor Jahren verstorbenen Mannes zu verschaffen gewußt und hatte denselben unter einer Glasglocke wohlverwahrt, in ihrem Prunkzimmer aufgestellt. Ein Freund des verlebten stattete kürzlich der Wittwe einen Besuch ab und betrachtete wehmüthig den Schädel. — „Ach wie oft habe ich diesen theuern Kopf mit einem Besenstiel bearbeitet!" seufzte die Wittwe unter Thränen, „wäre er nur wieder einmal da!"

† Eine sehr corpulente Frau entstieg aus einem dicht besetzten Omnibus. Gott sei Dank, ächzte sie, mühsam sich vom Tritt bewegend, ein wahrer Trost, daß ich aussteigen kann.

Ja, für die Pferde, bemerkte der Conducteur.

† In Palermo hat neuerdings ein Individuum einem anderen einen Dolchstoß versetzt, nahm aber wahr, daß er sich geirrt hatte, und rief: „Verzeihen Sie, das war nicht für Sie bestimmt." Der Irrthum ist unangenehm.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 82. Kaiserslautern, 12. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Lewald.

(8. Fortsetzung.)

„Denk' manchmal auch so was, Rosi," seufzte Kathrin, „und ich hab' halt keine Ruh' davor, nicht Tags nach Nachts. Das Kindle ist auch gar nicht so wie die anderen Dirnen, es ist so still und ruhig, wie ein Mäusle, und schreibt und liest wie der Herr Pastor selber; ich glaub', er kann ihr nicht einmal mehr was beibringen. Hätt'st einmal sehn sollen, wie's den Sonntag in der Kirch' gesprochen hat, wie's dem Herrn Pastor auch nicht eine einzige Antwort ist schuldig geblieben. Wie glücklich könnt' man sein, wenn das Mädel unser wär', und man nicht immer zu denken braucht', man holt das Kind eines Tages wieder."

„Wir haben eigentlich nicht nöthig, daran zu denken, Kathrin," sagte jetzt Rosi, „'s sind beinahe dreizehn Jahre verflossen, und noch hat kein Mensch nach ihr gefragt. Niemand weiß, wohin sie gehört, und man nennt sie nicht anders, als der Rosi Kind."

„'s ist halt so," seufzte Kathrin, „und doch bin ich niemals in Ruh'; ich wüßt' schon was, wie wir sie immer bei uns behalten könnten."

Rosi sah erstaunt von ihrer Näharbeit, womit sie beschäftigt war, auf und die Kathrin an.

„Bist gescheidt, Kathrin!" rief sie endlich aus. „Du wollt'st das Mädel behalten, wenn die Eltern kommen und es heimholen wollen? Meinst, Du könnt'st das Fränzchen verbergen wie eine Steckadel, und Niemand würde wissen, daß wir ein Kindle gefunden und es seit dreizehn Jahren bei uns behalten hätten?"

„Ich meine das nicht, Rosi," entgegnete Kathrin, ihren Kopf bedächtig hin und her bewegend, — „nicht das, ich meine was ganz Besonderes. Hör' zu, Rosi, unterbrich mich nicht, ich will Dir Alles sagen, was ich eine lange, lange Zeit hindurch gedacht hab'."

Rosi lauschte mit angehaltenem Athem den Worten Kathrin's und gab dieser nur durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß sie fortfahren sollte.

„Franziska ist siebzehn Jahre, oder mindestens wird sie bald dieses Alter haben," fuhr Kathrin bedächtig fort, „und da hab' ich gedacht, ob das nicht schon ein Alter wär', wo sie einen stattlichen Burschen heirathen könnt'."

„Du hast gedacht, ob sie heirathen könnt'?" unterbrach Rosi sie mit allen Anzeichen des größten Erstaunens. „Du, die beständig auf die Mannsleute schimpft, als wär' nichts Gutes an ihnen? Du, Kathrin, die Du die reichsten Bauernsöhne mit einem Nasenstüber davon geschickt hast, indem Du sagtest, sie möchten sich eine Dirn aussuchen, die dumm genug wäre, sich von ihnen vor den Pflug spannen zu lassen? Du, Kathrin, sagst, daß Franziska heirathen solle?"

„Hm, hm!" murmelte Kathrin, „was ich von den Mannsleuten gesagt hab', findet bei Franziska keinen Nutz. Du weißt, ich mag mich einmal nicht in anderer Leut Launen fügen, und am allerwenigsten mich von Jemanden commandiren lassen. Das wird' aber geschehen, wenn ich heirathete, weil die Mannsleut' heuer sich anstellen, als wären nur sie allein da, und die Frau nur eine Sach', die eben zum Hofe gehört. Wer zufrieden ist, als solch' ein Stück angesehen zu werden, der mag's thun und auch glücklich dabei sein; ich kann's aber nicht und eben darum bleib' ich frei."

Rosi lächelte über Kathrin's Eifer, ihre Ansicht zu vertheidigen.

„Ich seh' wohl, Kathrin, Du bist nach immer die Alte," sagte sie scherzend, „aber nun sage mir, warum wüßt Du Franziska verheirathen? Es würde uns keinen Nutzen bringen, wir würden uns dann erst recht von ihr trennen müssen, und außerdem können wir sie nicht verheirathen — wir wissen ja nicht einmal, wer und woher sie ist."

„Aber wenn sie sich verheirathen wollte," sagte Kathrin bestimmt, „wenn sie Jemanden hätte, den sie leiden möcht'?"

„Du willst doch nicht sagen, Kathrin?" fragte Rosi gespannt, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, und etwas wie Freude schimmerte in ihren Augen.

„Ich will nichts sagen, Rosi," entgegnete Kathrin, das Spinnrad fortschiebend, „aber, 's könnt' doch sein, daß ihr des Nachbars Andres nicht gleichgültig wär'!"

„Andres?" rief Rosi freudig aus. „Kathrin, wenn das wahr wäre? Aber nein," fügte sie gleich darauf traurig hinzu, „Du mußt Dich irren; der Andres ist wohl ein guter Bursch', aber für Franziska paßt er nicht. Das ist nicht möglich, Andres ist ein rechter, echter Bauernbursche, und Franziska scheint mir eher für alles Andere, als für eine Bäurin geschaffen zu sein. Nein, nein, Kathrin, ich glaub's nicht!"

„Wir werden sehen, Rosi — wir werden sehen," versetzte Kathrin mit einer gewissen Zuversicht. „Ich will jetzt nicht weiter mit Dir darüber sprechen, sondern aufpassen, ob ich recht gedacht und geschaut habe."

„Grüß Gott!" rief in diesem Augenblicke Franzista's silberhelle Stimme zum geöffneten Fenster hinein, und gleich darauf überschritt eine zarte, schmeigsame Gestalt die Schwelle der Hütte. „Grüß Gott, Mutter, Kathrin!" sagte sie, auf Beide zuschreitend. „Bin schon

Digitized by Google

wieder daheim; der Herr Pfarrer hat mich wieder fortgeſchickt; er kann mich heute nicht gebrauchen."

„Und warum nicht, Fränzchen?" fragte Roſi, die goldenen Locken des Mädchens ſtreichelnd.

„'s war Beſuch beim Herrn Pfarrer, ein junger Mann aus der Stadt," ſagte Franziska, und einem aufmerkſamen Beobachter würde das flüchtige Erröthen ihrer bleichen Wangen nicht entgangen ſein.

„Ein junger Mann aus der Stadt?" fragte Kathrin neugierig. „Ach, das wird wahrſcheinlich der Neffe des Herrn Pfarrers ſein. Du weißt Roſi, 's ſind ganz genau zwei Jahre, ſeit er zuletzt hier war."

„Wie genau Du das behalten haſt!" rief Roſi nicht ohne Beziehung aus. „Ich denke immer, Du weißt von einem Tag zum andern nicht, daß Du lebſt!"

Kathrin erröthete über und über bis unter das dunkle, braune Haar.

„Es war grad' Sonntag," ſtotterte ſie endlich verlegen.

„Immer beſſer! Biſt Du ein närriſch Ding, Kathrin," flüſterte Roſi ihr zu, als Franziska ſich dem Fenſter zuwandte, um die blühenden Roſen und Nelken draußen im ſchmucken Gärtchen zu bewundern. „Ich denk' ich ſeh's noch, daß die Kathrin, die die Mannsleut' nicht leiden kann, ſich ganz füglam in's Ehejoch ſpannen läßt." — Und lauter fuhr ſie dann zu Franziska gewendet fort: „Nicht wahr, Franziska, es war ein kleiner, hübſcher Mann mit dunklem Haar?"

„Nein, nein," entgegnete dieſe erröthend, „ich glaube er hatte blondes Haar und dunkelblaue Augen."

Franziska mochte fühlen, daß ſie ſich verrathen hatte, als ſie ſah, wie Roſi ihre Augen erſtaunt auf Kathrin heftete. Sie erröthete noch tiefer und wandte ſich wieder zum Fenſter, als wenn ſie dort etwas aufmerkſam zu ſuchen hätte.

„Es muß doch wohl ein Anderer geweſen ſein," ſagte Kathrin endlich zu der Schweſter; „ich denke auch der Neffe unſeres Herrn Pfarrers wollte noch zwei oder drei Jahre fortbleiben."

„Mag ſein, Kathrin, ich weiß es nicht ſo genau. Komm', Franziska," wandte ſie ſich dann zu dieſer, „Du kannſt wohl ein Bischen an meinem Nähzeug arbeiten und mit Kathrin plaudern, bieweil ich's Eſſen bereite."

Mit ungewohnter Lebhaftigkeit ſetzte Franziska ſich nieder und arbeitete im nächſten Augenblicke fleißig weiter, doch bald darauf ſprang ſie wieder auf, und Kathrin das Nähzeug hinhaltend, ſagte ſie lachend:

„Nimm, Kathrin, und laß mich ein Bißle ſpinnen. Das Schnurren verkürzt die Zeit und ich will auch mal ſo feinen Leinen ſpinnen, wie Du's verſtehſt."

„Um Dir Dein' Sach' zur Ausſteuer wacker zu machen?" ſcherzte Kathrin.

Abermals bedeckte glühende Röthe Franziska's hübſches Geſicht und ſie neigte ſich tiefer, um den verlorenen Faden zu ſuchen.

„Haſt heut' den Andres geſehen?" fragte Kathrin nach einer Pauſe, als Franziska noch immer nichts erwiderte.

„Nein," entgegnete dieſe ganz ruhig, ihre großen blauen Augen auf Kathrin richtend. „Nein, weder heute, noch geſtern, noch ſeit langer Zeit."

Kathrin blickte ſie ein wenig enttäuſcht bei dieſer ruhigen Sprache an; in Franziska's Worten lag auch nichts weiter als die vollkommenſte Gleichgültigkeit gegen den Sohn des Nachbars.

Franziska ſchien außerdem heute ungewöhnlich ſtill und in ſich gekehrt, und oft bemerkte Kathrin, wie ſie ſchwer aufſeufzte. Einmal ſogar war ein glänzender Tropfen auf Franziska's Schooß gefallen. Sie fühlte ſich glücklich und unglücklich zugleich, ſie hätte lachen und weinen mögen; in einem Augenblick machte ſie die heiterſten Scherze, im andern war's ihr ſo ſchwer um's Herz wie noch nie.

Immer und immer wieder glaubte ſie die milde, freundliche Stimme des jungen Mannes aus dem Pfarrhauſe zu hören; das Schnurren des Spinnrades, der Geſang der Vögel, das Rauſchen der Bäume — Alles ſchien ihr die wenigen Worte, die er zu ihr geſprochen hatte, zu wiederholen. Ach, ſie hätte hinauseilen mögen in die einſamſte Stille des Waldes oder auf die Spitzen der Berge, um allein zu ſein, nur eine Stunde allein; ſie mußte über Etwas nachdenken, und wußte nicht über was.

„Ach, Mutter," bat ſie ſchmeichelnd, als Roſi wieder in das kleine Stübchen trat, „ich möcht' heut' ein Bißle in's Freie — haſt was dagegen?"

„Gott bewahre," entgegnete Roſi freundlich, „lauf ſo viel hinaus wie Du willſt, nur mußt Du bis nach dem Eſſen daheim bleiben, oder beſſer noch, bis die Sonne ſich für die Nacht rüſtet, 's iſt halt noch zu warm draußen."

Franziska war damit einverſtanden. Abends war's doppelt ſchön in der prächtigen Natur, und bis dahin konnte ſie ihre Gedanken ruhen laſſen.

Jetzt ſaß ſie oben auf der Alm, neben ihr lag ihr großer, runder Strohhut und ein buntes Tuch, das Roſi ihr zu Weihnachten geſchenkt hatte. Es war ein prächtiger Abend und ſo ſtill, ſo ruhig in der Natur, als wäre ſie ohne Leben und Franziska wagte kaum zu athmen. Ach, wie frei, wie frei fühlte ſie ſich hier. Hier möchte ſie bleiben und Niemand als Roſi und Kathrin mit ihr. Niemand weiter?

„Nein!" murmelte Franziska, ihren Kopf in beide Hände ſtützend, „Niemand anders. Zum Herrn Pfarrer könnt' ich alle Tage einmal hinabſteigen, und der Herr aus der Stadt, der ſo ſchön mit mir ſprach, mag längſt wieder fort ſein."

„Grüß Gott, Jungfer!" ertönte in dieſem Augenblick eine tiefe Stimme an ihrer Seite, ſo daß ſie erſchrocken aufſprang und in das widerwärtige Geſicht eines jungen Mannes ſtarrte.

„Grüß Gott, Jungfer," wiederholte der Burſche faſt

Digitized by Google

stürmisch; „was verschafft mir die Ehre, Euch auf meiner Alm zu sehen?“

„Euer Alm?“ fragte Franziska zitternd. „Verzeiht, ich hab's nicht gewußt; ich meint', sie gehörte der Gemeind', und bin hergekommen, um ein Bisle auszuschauen. Nehmt's nicht für ungut — ich geh' gleich heim.“

Mit diesen Worten nahm sie ihren Strohhut und ihr Tuch, um die Alm zu verlassen.

„Das hat keine große Eil', Jungfer,“ sagte der Bursche, „wenn's Euch beliebt, schauen wir zusammen ein Bisle aus, 's macht mehr Spaß. Außerdem habe ich längst auf eine günstige Gelegenheit gehofft, um ein Wörtle im Vertrauen mit Euch zu sprechen, die möcht' so bald nicht wiederkehren.“

Franziska war todtenbleich geworden, ihre kleine Hand preßte den Strohhut fest zwischen ihren Fingern, und sie sah hülfesuchend umher, aber nirgends war eine Menschenseele zu erblicken.

„Ihr habt mir nichts zu sagen, Jörg,“ sagte sie endlich so ruhig wie möglich, obgleich ihre Stimme mertlich zitterte. „Ihr wißt, wir haben nichts mit einander zu schaffen.“

„De, he, Jungfer,“ sagte Jörg, auf sie zuschreitend, „seid nicht gar zu stolz, wißt, Ihr könnt' mit Eurer Herkunft nicht prahlen.“

„Ich weiß das Alles, Jörg,“ verletzte Franziska mit vollkommen fester Stimme, obgleich sie sich keinen Augenblick verhehlen konnte, daß sie bei diesem rohen Menschen, der ihr seit langer Zeit auf Schritt und Tritt folgte, einer nicht geringen Gefahr ausgesetzt war. Sie hatte ihn durch ihren offenbaren Widerwillen, den sie nicht zu verbergen gelernt, schon furchtbar erbittert, und jetzt war sie vollkommen in seiner Macht — kein Mensch, so weit ihr Auge reichte — keine Hülfe. Aber Franziska war entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen, und sie fühlte sich von einem wunderbaren Muthe beseelt.

„Ich weiß, Jörg,“ fuhr sie ruhig fort, ihm fest in die Augen blickend, „daß ich nicht mit meiner Herkunft prahlen kann, Du hast früh genug dafür gesorgt, daß ich es erfahren hab', was es heißt, ein Findelkind zu sein; ich fühl' es täglich, stündlich, obgleich mir noch keine Menschenseele etwas davon gesagt hat, als nur Du. Daß ich daher nicht gerade dankbar bin, daß Du mich aus meiner Unwissenheit gerissen hast, kannst wohl denken, ich vergeb' Dir's aber, Jörg, ich denk', Du bist nicht so schlimm.“

Ein häßliches Lächeln umspielte Jörg's Lippen.

„Es ist mir gleich, Jungfer, was Ihr von mir denkt Ich weiß nur, daß ich Euch Etwas zu sagen hab', was Niemand zu hören braucht als Ihr. Macht's Euch bequem, das Gras ist weich.“

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, Jörg, daß ich nichts mit Dir zu schaffen hab'. Laß mich gehen “

Mit flüchtigem Schritte eilte Franziska dem Abhange der Alm zu, aber Jörg erfaßte sie bald wieder. Er ergriff ihren Arm, daß sie laut aufschrie; ihre Sinne schwanden vor Angst und Furcht, und sie sank bewußtlos auf den Rasen nieder.

„Heda! Holla!“ rief in diesem Augenblicke eine laute Stimme und ein junger, kräftig gebauter Mann trat dicht an Jörg heran. „Was ist los, guter Freund? Ich glaubte einen Schrei gehört zu haben.“

Knirschend wandte Jörg sich dem Sprecher zu. „Was kümmert's Euch?“ schnaubte er zornig, „macht, daß Ihr hier von meiner Alm fortkommt!“

„Nichts für ungut,“ lachte der junge Mann, seinen derben Knotenstock schwingend; „ich konnte es nicht wissen, daß diese Alm Euer Eigenthum ist, und übrigens hat vor Euch noch Keiner gesagt, daß ich mich packen sollte.“

Als Jörg den Knotenstock des jungen Mannes sah, wurde er bedeutend eingeschüchtert.

„Allmächtiger Gott!“ rief in diesem Augenblicke erschrocken der junge Mann, welcher näher getreten war und Franziska aufmerksam betrachtete. „Ist das das Mädchen vom Pfarrhofe?“

Er beugte sich zu ihr nieder, während Jörg sich schleichend wie eine Katze entfernte — legte ihren Kopf sorgfältig höher und erwartete so geduldig ihr Erwachen. Sie dankte ihm noch bei Weitem schöner als am Morgen, wo er sie beim Pfarrer gesehen hatte, und kaum konnte er es lassen, einen Kuß auf die weiße, hohe Stirn zu drücken. Aber er bezwang sich, er war zu stolz, um von der Hülflosigkeit des reizenden Geschöpfes Gebrauch zu machen — dieses Mädchens, das ihm wie eine Erinnerung aus schönerer Zeit erschien.

Es dauerte lange, bis Franziska zum Bewußtsein erwachte, aber endlich schlug sie die schönen Augen auf, und erröthend sah sie sich in den Armen des jungen Mannes.

„Ich danke Ihnen, mein Herr; Sie haben mich aus großer Gefahr errettet,“ sagte sie mit ihrer klangvollen Stimme.

Der junge Mann ergriff die kleine Hand, die sie ihm freundlich entgegen streckte.

„So ist meine Vermuthung also doch eine richtige, mein Fräulein; der Mann hat sie belästigt?“

Franziska erröthete tief.

„Da thut es mir um so mehr leid,“ fuhr der junge Mann fort, „daß ich dem groben Burschen nicht eine derbe Züchtigung habe zukommen lassen.“

„Bitte, mein Herr,“ unterbrach ihn Franziska erschrocken, „fangen Sie keinen Streit mit dem Menschen an, er könnte Sie —“

Sie hielt inne und schaute verlegen zu Boden.

„Unbesorgt,“ sagte der Fremde, „der Bursche schien mir eben kein großer Held. Doch jetzt werden Sie mir wohl erlauben, um Sie vor ferneren Zudringlichkeiten zu schützen, daß ich Sie nach Hause begleite.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

K'Lauterer Latern.

Der Kolleraakranke.

(Rodividua)

Do horch'n emool schunn wirre waß;
'S kerzlich erschd basserd.
Ich weeß rechd gut, daß so e Schbaß
In Laud're intressierd.

Lebschd Mondaaks Morjens in der Frieh,
So um en Uhre viere,
Do heehrd e Fraa, o jää unn wie
Ehr Mann so laumediere.
Ach! freilich er als, mei liewie Fraa,
Ich glaab ich hann die Kolleraa!
Mei Maah! — mei Kobb! — kumm heere
Kann ball kee Glied meeh reehre.

Unn wie die Fraa ee aa dann siehd,
Daß er verdreehd sei Aue,
Unn sich als wie e Worrem biehd,
Do wollt se sich verraue.
Sie bidd und berreld: Liewer Mann
Geh saah m'rs doch, wo fäahld'rs dann?
Do schdeeh ich wie uff Kohle. —
Sell ich de Dockder hole?

Ach! saahd d'r Mann, guck do im Maah
Hann ich so aarig s' Fleiße.
Im Kobb ween ich, mei liewie Fraa,
Härr ich e glieh'rig's Eise . .
Mei Maah! mei Kobb! o jää, jää!
Guck ich meehn graad 'reiß nich erzwää.
— Schnell dhu m'r Wasser bringe
Unn dann zum Dockder schpringe.

Er wersd sich um unn dumm im Bedd;
Ball leire do, ball hockder.
Sei Fraa schnell fort und feind sich nett,
Laafd wasse kann zum Dockder.
Mei Mann der hadd die Kolleraa
Saahd sie dort zu der Dockdersfraa,
Deheem im Bedd do sitzd'r
Unn wie e Broore schwitzd'r.

Der Dockder war graad in der Frieh
Fort, e Rezebbd se schreiwe.
Die Dockdera saahd ich schicken hi,
Er kann nett lang meeh bleiwe.
Neman'n unnerdeß e Verrschd unn reib
Se ehrem Mann noor rechd de Leib.
Dhn sie diß schnell browiere
Unn er werd Linn'rung schiere.

Die Fraa laafd heem, ball vun Verschtand,
Die Angichd die dhud se dreiwe.
Sie nemmd die erschd beschd Verrschd s'r Hand
Fangd aa sei Leib se reiwe.

— Ach! saahd d'r Mann, bin ich so froh,
Ich schdiers, — die Schmerze loffen mooh.
Reib noore dichdig dreiwer,
Eriwwer unn eriwwer!

Sie reibd; eß werd'r angschd unn bang,
Falld ball vumm Bedd erunner. —
Waß bleibd der Dockder doch so lang,
Kennd schderwe 's wehr kee Wunner.
Horch? — saahd die Fraa, 'sblobbd aa, — herrei
Wahrscheinlich werds der Dockder sei. —
Gumorrje! aah, Herr Dockder
Noo'r her an's Bedd, do hockder.

D'r Dockder geehd schmunrschtraks an's Bedd.
Die Fraa heehrd uff se reiwe —
Er froohd wo er die Schmerze hedd,
Er wollt em waß verschreiwe. —
O jää Herr Dockder, do im Maah,
Ich glaab, deß is die Kolleraa,
Unn do im Kobb so's Schdeche
Muß mich am Enn noch brechе.

Unn Dorschd Herr Dockder hann ich aa
Unn uff de Beuschd so's Klemme. —
O jää, deß iß die Kolleraa!
Deß loß ich m'r nett nemme! —
Nee, saahd der Dockder, aballeib
Unn vissebeerd em dann sei Leib.
Waß siehre do vorr Sache
Will sich ball bucklich lache.

Die Fraa in ehrer Angichd hadd sie
E Wichsberrschd vorr se reiwe
Genumm, noch ganz verschmeerd mit Wichs
Die Schmerze se verdreiwe.
Unn hadd halld, daß de närrisch werrschd
Ehe'm Mann de Leib ganz schwarz geberr schd,
Biß er hadd wie e Schbiggel
Geglänzd der aarem Michel. —

Unn wie der Dockder ferdig war
Mit aus se vissedeere,
Do saahre: Mann 's hadd kee Gefahr,
Fangd aa's Rezebbd se schmeere:
E Heering unn zwee Schobbe Bier
Deß helfd gewiß ich garrandier.
Henn meehr e Ranfch do hammer
Aa Mondaaks Katzejammer.

Dann piddschd m'r vunn der jedzig Brieh
Sei dreizeeh, verrzeeh Schobbe,
Gehr em kee Katzejammer hi
Er dhur em dichdig fobbe. —
Ehr Weiwer, dhun die Männer klaah
Unn saah'n sie herr'n die Kolleraa —
Um Eich die Angichd se schwaare,
— Frooh'n erschd als wo se waare!

IM . . . .

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 83. Kaiserslautern, 15. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Lewald.

(9. Fortsetzung.)

Franziska nahm sein Anerbieten dankbar an. Bald waren Beide so bekannt mit einander, als hätten sie sich seit langer, langer Zeit gekannt. Bald wußte der junge Mann, so weit sie es selber wußte, Franziska's ganzes Lebensschicksal bis auf die Thatsache, daß sie ein Findelkind war. Ihr Stolz sträubte sich dagegen, ihm das mitzutheilen; er werde es früh genug erfahren, glaubte sie, oder er würde es nie erfahren, und dann war es um so besser.

„Sehen Sie, mein Herr," sagte sie am Schlusse ihrer offenen, kindlichen Erzählung — einer Erzählung, wie sie vielleicht die meisten sechszehnjährigen Mädchen mittzutheilen haben — „so weit ist mein ganzer Lebenslauf gewesen, so weit ich zurückdenken kann, ohne irgend etwas Ungewöhnliches: Ein ruhiges Flüßchen, das durch blumige Wiesen und Felder dahinfließt, bis das weite Meer in seiner Unendlichkeit es aufnimmt und verschwinden läßt."

„Ich wollte, ich könnte Aehnliches von mir sagen, mein Fräulein."

„Sie brauchen mich nicht Fräulein zu nennen," unterbrach ihn Franziska treuherzig, „das ist hier kein Brauch; man würde mich verspotten, wenn Jemand hörte, daß Sie mich mit Fräulein anreden. Nennen Sie mich Franziska — ich bin das nicht anders gewohnt."

„Franziska?" fragte der junge Mann erstaunt. Wie kam dieser Name hierher? — „So sind Sie nicht immer hier gewesen?"

„Nein," entgegnete Franziska, fest entschlossen, keine Unwahrheit auszusprechen; „nein, ich bin nicht immer hier gewesen."

Aber der junge Mann fragte nicht weiter, als sie nicht von selber erzählte, woher sie sei. Franziska war so offenherzig gewesen, daß er es jetzt an der Zeit hielt, auch ihr zu sagen, wem sie ihr Vertrauen geschenkt habe.

„Ich wollte, Franziska," fuhr er also nach einer kleinen Pause fort, während er wiederholt in ihr von der Abendsonne verklärtes Gesicht sah, „ich könnte auch von mir sagen, daß mein Lebenslauf wie ein Flüßchen durch blumige Wiesen und Felder geflossen sei, aber ich kann es nicht; vielmehr gleicht er einem wilden Waldstrom, der rauschend und brausend dahinschoß um hier und da von tückischen Felsen geklemmt zu werden, dann wieder frei kam und endlich in einen Abgrund stürzte, aus dem er sich nur mit großen Anstrengungen emporarbeiten konnte. Dann freilich wurde es auch still in meinem Leben, ich hatte meine Unbesonnenheit theilweise verloren und manche bittere Erfahrungen gemacht, die ihre Früchte tragen werden. Ich habe die Menschen kennen, wenige lieben, viele verachten gelernt."

Er schwieg vor dem traurigen Blick, der ihn aus Franziska's Wunderaugen traf.

„Das ist sehr schlimm," sagte sie traurig, „ich würde mich sehr, sehr unglücklich dabei fühlen; der Herr Pastor sagt, man muß alle Menschen, lieben."

Der junge Mann lachte bitter auf.

„Alle Menschen lieben!" rief er spottend aus, indem sein schönes Gesicht von einem häßlichen Zug entstellt wurde. „Ja, die Lehre mag schön und gut sein, für mich findet sie keine Anwendung; ich habe die Menschen hassen und verachten gelernt."

Franziska wandte sich fast entsetzt von ihm ab. Sie, die alle Menschen liebte, konnte den Haß dieses Mannes nicht verstehen; er schien ihr ein unnatürlicher, das Erzeugniß eines bösen Herzens.

„Zürnen Sie mir nicht, Franziska," bat er mit weicher, flehender Stimme, „beurtheilen Sie mich nicht zu hart."

„Ich beurtheile Sie nicht hart — ich bedaure Sie nur. Wie unglücklich müssen Sie sein!"

„Jetzt nicht mehr, Franziska," entgegnete er fast freudig, „aber ich bin unglücklich gewesen — entsetzlich unglücklich! Ich habe Alles gelitten, was ein Mensch zu leiden vermag, trotz meiner Jugend, und es gab eine Zeit für mich, wo mir der Tod eine Erlösung gewesen wäre, wo ich manchmal in Versuchung war, mir eine Kugel —"

Er hielt erschrocken inne, Franziska war leichenblaß geworden und hatte krampfhaft seinen Arm gefaßt.

„Sprechen Sie nicht so," murmelt sie, „ich kann so Etwas nicht anhören. O, Sie müssen viel, viel gelitten haben!"

„Verzeihen Sie mir, Franziska, es war Unrecht, daß ich so zu Ihnen sprach, aber die Erinnerung packte mich mit grausamer Hand, und ich habe noch keinen Menschen in der weiten Welt gefunden, dem ich mein übervolles Herz hätte ausschütten können. Ich fühle bei Ihrem Anblick, daß ich noch nichts von dem vergessen habe, daß die schrecklich verlebten Stunden noch so deutlich vor mir stehen, wie zur Zeit, wo sie mich an die Grenzen des Wahnsinns brachten. Verzeihen Sie, Franziska, ich dachte nicht daran, daß Ihr Ohr vielleicht noch nie etwas Entsetzliches vernommen hat, aber Sie wissen noch nicht, welche Wohlthat es für ein gequältes

Digitized by Google

Herz iſt, wenn es ſich ausſprechen, ſich Luft machen kann, und ich fühle mich ſo ſehr zu Ihnen hingezogen!“

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen,“ flüſterte Franziska, „und wenn es wahr iſt, daß es Sie erleichtern würde, wenn Sie Ihren Kummer ausſprechen, ſo theilen Sie ihn mir getroſt mit.“

Der junge Mann ſah das liebliche Mädchen mit leuchtenden Blicken an, aber in dieſem Augenblicke bogen ſie auf den Weg ein, der durch das Dorf führte.

„Heute werde ich keine Zeit mehr dazu haben, Franziska,“ ſagte er; „es iſt eine lange, traurige Geſchichte. Werde ich Sie wiederſehen?“

„Ich hoffe es,“ entgegnete Franziska ſchüchtern. „Wenn Sie vielleicht längere Zeit hier bleiben?“

„Den ganzen Sommer,“ ſagte der junge Mann. „Gehen Sie oft durch das Gehölz?“

„Bisweilen — an warmen Tagen,“ verſetzte Franziska. „Es iſt dort ſo ſchattig, ſo wunderbar ſchön.“

„Sie ſollten nicht allein ausgehen,“ ſagte der junge Mann; „wer weiß, ob nicht der Burſche Ihnen dort auf der Alm ein Leids zugefügt hätte, wenn er Sie ſo haßt, wie Sie mir ſagen.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Franziska, „ich werde künftig nicht mehr ſo einſame Wege machen.“

„Ich wüßte ſchon Rath, wie Sie es dennoch thun könnten, Franziska,“ ſagte der junge Mann beinahe ſchmchtern. „Ich gehe gleichfalls gern in's Holz, und wenn Sie Vertrauen zu mir haben, ſo werde ich mit Erlaubniß Ihrer Mutter, die ja, wie Sie ſelber ſagen, ſo gut gegen Sie iſt, abholen.“

„Meine Mutter wird nichts dagegen haben,“ entgegnete Franziska unbefangen. „Sie hat es ſo wie ſo nicht gern, wenn ich allein meine einſamen Wanderungen antrete.“

Mit dieſen Worten nahm ſie Abſchied von ihm, und Beide ſchritten in entgegengeſetzter Richtung gedankenvoll ihrer Wohnung zu.

Es war ein gar liebes, freundliches Bild, als Beide einige Wochen ſpäter an einem ſchönen Sommerabend auf der niederen Moosbank im Gehölze ſaßen, wohin nicht das geringſte Geräuſch der Welt drang.

Der junge Mann hatte ſeinen Kopf in die Hand geſtützt, während das Mädchen emſig grüne Epheuranken zu einem Kranze vereinigte. Dann und wann warf er ihr einen, man möchte faſt ſagen zärtlichen, Blick zu, aber gleich darauf ſtarrte er wieder anſcheinend gedankenlos in die blaue Luft.

„So darf ich alſo wirklich von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen?“ fragte er endlich. „Und Sie werden mir nicht zürnen, Franziska, wenn ein Wort des Haſſes, der Verachtung meinen Lippen entſchlüpft? Sie werden ſich darum nicht mit Abſcheu von mir wenden?“

„Fürchten Sie das nicht, Herr Böheim,“ entgegnete Franziska ſanft, „ich begreife vollkommen, daß Sie viel gelitten haben, und daß der Schmerz den Menſchen ungerecht machen kann. Das wird aber vorüber gehen, ich müßte mich ſonſt ſehr in Ihnen täuſchen.“

„O, Franziska, Sie ſind ein Engel!“ rief Böheim begeiſtert aus, indem er innig ihre Hand ergriff. „Bei Ihnen, in Ihrer holden Nähe, würde ich meinen Menſchenhaß gewiß von mir ſchleudern, ich kann nicht anders, wenn mir ein ſolch' leuchtendes Beiſpiel vor Augen ſteht.“

Franziska entzog ihm erröthend ihre Hand und drohte lächelnd:

„Das iſt gegen unſere Verabredung, Herr Böheim,“ rief ſie heiter aus. „Sie dürfen dieſelbe nicht überſchreiten!“

„Sie führen mich in die Wirklichkeit zurück, Franziska,“ ſagte er bitter, und leiſe fügte er hinzu:

„Das war ihre Sprache — ihr neckender Ton!“ — Aber Franziska hatte die Worte dennoch verſtanden. Sie beugte ihren Kopf tief auf die Arbeit nieder, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Sie ſollen jetzt Alles wiſſen, Franziska, weil ich bald von hier fortgehe, und ich weiß, daß ich Niemanden mehr in der Welt finden kann, dem ich mein Vertrauen ſchenken werde. Ich hätte es Ihnen lange ſagen können, aber ich vermied es; die Furcht, Ihre Achtung, Ihre Freundſchaft zu verlieren, feſſelte meine Zunge. Wenige Tage noch, und ich werde von hier fortgehen, vielleicht auf Nimmerwiederkehr, wer vermag über ſein Schickſal zu entſcheiden? Möglich auch, daß ich im nächſten Jahre dieſe Berge, dieſes reizende, idylliſche Dorf wieder aufſuchen werde, freilich nur, um wieder bei Ihnen zu ſein, Franziska. Sie ſind mir eine liebe Freundin geworden, Sie ſollen die Mitwiſſerin meiner Leiden ſein und mich tröſten, wenn Sie mich nicht von ſich ſtoßen.“ —

„Das wird nie geſchehen!“ unterbrach ihn Franziska mit einem leiſen Beben der Stimme. „Theilen Sie mir Ihren Kummer mit, Sie werden ſehen, daß er mich nicht von Ihnen trennt, oder daß ich Sie weniger achte; ich weiß und kann es wohl faſſen, daß auch ein Mann dem Unglück unterliegen kann.“

„Dank Ihnen, Franziska,“ rief Böheim aus, „ich weiß ja, daß Sie aus anderem Stoff ſind, als die meiſten Menſchen.“ Er ſeufzte noch einmal tief auf und begann dann entſchloſſen: „Ich war der einzige Sohn eines höheren Beamten, der allgemein als reich betrachtet wurde und es in der That auch war. Eine ſorgfältige Erziehung wurde mir leider nicht zu Theil. Mein Vater verbrachte ſeine Zeit auf dem Bureau hinter Aktenſtößen, meine Mutter im Geſellſchaftszimmer, auf Bällen, im Theater und Concerten, ſo daß ich meine Eltern oft Tage lang nicht zu Geſicht bekam. Ich ſpielte in meiner Kinderſtube oder auf der Straße, trieb mich auch wohl herum und lernte dabei natürlich ſo wenig, daß die Lehrer nie mit mir zufrieden waren. Das kränkte meinen Ehrgeiz wohl, ich verdoppelte einige Tage hindurch meine geringen Anſtrengungen, doch fiel ich bald in meinen alten Schlendrian zurück. Nur in einem Fache zeigt

Digitized by Google

ich ein noch unbedeutendes Talent, und dies war die Malerei. Man bemerkte dies eines Tages, als unser Lehrer, ein höchst achtbarer Mann, aber großer Sonderling, mich einer Unwissenheit wegen bestraft hatte. Die Strafe, in Gegenwart meiner Kameraden, kränkte mich auf's Tiefste. Ich schwor, mich zu rächen. Unser Lehrer schnupfte, jedoch nur heimlich — in Gegenwart Anderer verdammte er das Schnupfen sogar als die häßlichste Angewohnheit, und um keinen Preis hätte er für einen Schnupfer gelten mögen. Tags darauf, nachdem ich, wie ich gestehen muß, die nicht unverdiente Züchtigung erhalten hatte, ging ich lange vor der bestimmten Zeit nach der Schule, mit einem großen Stück Kreide in der Tasche. Da die Schulzimmer noch nicht geöffnet waren, so troch ich durch das Fenster, das nach dem Garten des Schuldorstehers hinaus lag und wo mich Niemand sehen konnte. Nun begann ich mein Werk. In kürzester Zeit hatte ich unsern Rector auf der schwarzen Platte des Katheders so genau abgebildet, daß ich selber über die Arbeit erstaunte. Jetzt nur noch die Schnupftabaksdose. Ich hatte mein Werk vollkommen beendet und den Rector in seiner behaglichsten Stellung als Schnupfer hingemalt, als ich gewichtige Schritte auf der Treppe vernahm und zu meinem Entsetzen des Rectors Stimme hörte, der mit dem Schulwärter sprach.

„Mit einem Satze war ich zum Fenster hinaus und hinter einem Stachelbeerbaum verschwunden, als der Rector, der ein Geräusch vernommen haben mochte, sich auch schon an dem geöffneten Fenster zeigte. Aber er sah natürlich nichts. Ich hütete mich wohl, mein Versteck zu verlassen, bis die Schulglocke geläutet hatte. Dann ging ich mit den Uebrigen, innerlich vollkommen mit meiner Rache zufrieden, in das Schulzimmer. An dem Rector bemerkte ich nichts Außergewöhnliches. Ruhig und ernst begann er seinen Vortrag, und während der ganzen übrigen Stunde ließ er sich nichts merken."

„Aufgepaßt, Jungens!" rief er plötzlich, „ich will Euch die Grenzen der Türkei auf der Tafel angeben."

„Er schien eifrig nach einem Stückchen Kreide zu suchen, und anscheinend ganz ärgerlich wandte er sich mit der Frage zu uns, ob nicht vielleicht einer von uns zufällig etwas Kreide bei sich hätte?"

„Ohne Zögern griff ich in meine Tasche, besinne mich aber sogleich, da mir plötzlich einfiel, es möge wohl eine Falle von dem Rector sein. Aber der Rector, der vielleicht schon einen Verdacht gegen mich gefaßt hatte, gewahrte, daß ich in meine Tasche griff und schritt sogleich auf mich zu.

„Du hast wahrscheinlich Kreide, Walter," sagte er.

„Ich erröthete über und über, und jetzt half kein Läugnen mehr — die Sache kam zu Tage. Aber der Rector war nicht so erzürnt, wie ich anfänglich gefürchtet hatte. Er gab mir nur einen ernstlichen Verweis, nachdem die übrigen Schüler das Schulzimmer verlassen hatten."

„Am Nachmittage wurde ich, was höchst selten geschah, zu meinem Vater berufen. Ich ging nicht ohne Herzklopfen auf sein Zimmer, da ich nichts Anderes vermuthete, als der Rector habe mich verklagt. Der Vater schien auch etwas aufgeregt und ärgerlich und mit einer befehlenden Miene winkte er mich zu sich heran.

„Ich habe Etwas vernommen, was mir keineswegs angenehm ist," begann er mit leichtem Stirnrunzeln. „Ich wünsche nicht, Walter, daß Du Dich mit solchen Thorheiten abgiebst. Du sollst kein herumziehender Maler werden, sondern ein tüchtiger Beamter, der dem Staate nützlich ist."

„Ich athmete etwas erleichtert auf und vermuthete sogleich den Hergang der Sache."

„Der Rector hatte ein außergewöhnliches Talent zum Malen in mir entdeckt und keinen Augenblick gezögert, meinem Vater dies mitzutheilen. Dieser hatte sich aber keineswegs darüber gefreut, wie der Rector vielleicht geglaubt haben mochte, vielmehr war er über diese unnütze Thorheit seines Sohnes äußerst aufgebracht."

„Mit harten Worten untersagte er mir von jetzt ab jedes Malen und Zeichnen und erweckte auf diese Weise sofort meinen Widerspruchsgeist. Vielleicht wäre ich nie auf mein Talent aufmerksam geworden, aber jetzt war gar nicht mehr daran zu denken, daß ich mit Malen aufhörte. Die Zeichenstunde mußte ich aufgeben, aber ich arbeitete jetzt zu Hause, und während der Vater glaubte, er habe mich auf einmal kurirt, saß ich des Nachts bei einer Lampe und malte. Meine Fenster stellte ich mit Büchern zu, damit kein Lichtschimmer mich verrathen möchte."

„Lange Zeit ging das so fort, ohne daß meine nächtlichen Uebungen gestört worden, und ich mußte mir selber gestehen, daß ich reißende Fortschritte machte; was ich früher aus Widerspruch, aus Langweile und wer weiß noch weshalb getrieben hatte, war mir jetzt zum Bedürfniß geworden, und alle Lust zu andern Arbeiten war verloren gegangen. Ich hatte so eben das Bildniß meiner Mutter vollendet, und es war so treffend ähnlich, jeder Zug ihres feinen Gesichtes so genau wiedergegeben, daß ich es nicht lassen konnte, ihr dasselbe an ihrem Geburtstage zu überreichen. Das war der Anfang meines Unglücks."

„Meine Mutter war entzückt über das Bild und eilte voller Freude zu meinem Vater. Mit klopfendem Herzen erwartete ich ihre Rückkehr, jetzt mußte es sich entscheiden, ob ich ferner mit meinem Vater in Frieden leben würde oder nicht, denn daß ich Maler werden mußte, stand bei mir fest, mochte daraus entstehen, was wollte. Es dauerte nicht lange, so kehrte meine Mutter weinend zurück — ich war damals gerade achtzehn Jahre geworden — und beschwor mich unter Thränen, mich nicht gegen den Vater aufzulehnen, der auf das Heftigste gegen mich erzürnt sei, weil ich seinem Gebote zuwider gehandelt habe. Ich versprach es ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Buntes.

Was man sich am nicht Alles erzählt.

Ein braves Weib.

Ein reicher, alter Herr — durch sein Erzählertalent bekannt — erzählte neulich den Herren der Tafelrunde eine Geschichte, welche bewieß, daß er entweder ein höchst merkwürdiges Weib besitze, oder aber ein höchst merkwürdiges Talent — zu erdichten. Er sagte, daß er während der letzten Jahre nie in eigentlicher Geldverlegenheit gewesen sei, mit Ausnahme eines einzigen Males, als er beabsichtigte ein bedeutendes Geschäft abzuschließen. „Eines Tages," so erzählte er weiter, „waren meine Mienen während des Frühstücks so mürrisch, daß meine Frau vermuthete, es müsse etwas nicht ganz in der Ordnung sein."

„Was fehlt Dir, mein Lieber?" frug sie.

„Nichts!" antwortete ich.

„Doch, doch, es fehlt Dir etwas; ich sehe es in Deinen Zügen," gab sie zurück.

„Nun gut", sagte ich, „wenn Du es denn durchaus wissen willst: ich habe heute 17,000 fl. zu bezahlen, und weiß nicht, woher sie nehmen."

„Ist das alles?" frug sie.

„Ist das nicht mehr als genug?" erwiderte ich.

Darauf gab sie keine Antwort, sondern begab sich in den oberen Stock und brachte mir von da die 17,000 fl. herab, gerade in den Münzsorten, welche ich ihr nach und nach zur Bestreitung ihrer Markteinkäufe gegeben hatte."

† Ausgezogen. Ein Jude, Namens Lazarus Naß, trieb an der preußisch-russischen Grenze einen sehr einträglichen Handel mit Contrebande. Lange Zeit geschah dies ohne alle Anfechtung; endlich aber wurde doch sein unerlaubtes Gewerbe verrathen. Eines Morgens in aller Frühe fanden sich daher einige Grenzbeamte bei ihm ein und traten ganz unerwartet ins Zimmer, als er noch im Bette lag.

„Wohnt hier ein gewisser Lazarus Naß?" fragte einer der Beamten.

„Ja", antwortete der Ueberraschte, ohne jedoch die Fassung zu verlieren, obgleich er merkte, in welcher Absicht er diesen Morgenbesuch erhielt; „aber er ist ausgezogen", setzte er hinzu.

Daraufhin entfernten sich die unwillkommenen Gäste. Lazarus aber sprang aus dem Bette, zog sich rasch an und schaffte die vorhandenen Schmuggelwaaren bei Seite. Inzwischen hatten sich die Beamten beim Hauswirthe nach dem Lazarus Naß erkundigt und von jenem zu ihrem Erstaunen erfahren, daß sie eben ihn selbst gesprochen hatten. Sie kehrten also zu ihm zurück und machten ihm Vorwürfe, wie er sie habe belügen und sagen können, er sei ausgezogen.

„Mai, hab' ich doch nichts gesagt, als die Wahrheit", versetzte der zu Rede Gestellte; „Sie fragten: wohnt hier Lazarus Naß? Da hab' ich geantwortet: ja! aber er ist ausgezogen, und das war wahr, denn ich lag ja noch im Bette, und es wäre unschicklich gewesen, solche vornehme Herren unangezogen zu empfangen.

† Sie sind also ein großer Freund vom Tanzen? fragte ein zärtliches Mädchen ihren Tänzer.

Nein, im Gegentheil, ich verabscheue es, entgegnete er. Aber es ist dieses bereits die vierte Polka, die Sie mit mir tanzen!

Wohl wahr! allein die Ursache ist diese, mein Arzt verordnete mir nämlich unter allen Umständen ein Schwitzbad.

† Ein Naturfehler.

1. Schusterbub (auf einen Stutzer weisend): Der Mann dauert mich!

2. Schusterbub: Warum?

1. Schusterbub: Es ist eine Mißgeburt, seine Ohren sollten länger sein.

† Eine mißliche Krankenvisite. Der berühmte Doktor Abernethy wurde einst sehr eilig zu einer alten englischen Herzogin gerufen und dort zu seinem nicht geringen Aerger zu dem Liebling der Dame, einem Affen geführt, der das Fieber hatte. Abernethy fühlte dem Thier ernsthaft den Puls und ging darauf zu einem Knaben, dem Großsohn der Herzogin, der sich auf dem Teppich unartig hin und herwälzte. Auch ihn untersuchte er ernsthaft und sagte dann: Ew. Durchlaucht können ganz ruhig sein, Ihre beiden Söhne haben sich nur etwas den Magen verdorben. Geben Sie Beiden Thee.

Aphorismen.

Am Baum des Schweigens hängt seine Frucht — der Friede.

* * *

Die Jahre thun's nicht'

Es wächst ein Jeder immer
Nach seiner Anlag weiter,
Der Dumme wird immer dümmer,
Und nur der Geschickte geschickter;
Durch die Zeit ist noch keinerorten
Ein Mops zum Leithund geworden.

* * *

Der Orgel gleichet unser Leben,
Du mußt mit Händen und Füßen streben:
Doch hilft Dir dieses Alles nit,
Wenn nicht das Glück den Blasbalg tritt.

Räthsel.

Mein Ganzes webt sich mit stillem Verlangen
So innig um rosige Mädchenwangen.
Drei Zeichen hinweg, und der Phantasie
Des Sängers vermähl' ich die Harmonie.
Ein Zeichen hinweg noch, und Leben entquillt,
Wenn keimend die Kraft mir im Innern schwillt.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 84. Kaiserslautern, 19. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Lynck.

(10. Fortsetzung.)

„Leider sollte es anders kommen. Die harten Worte, die ich Ihnen nicht wiederholen will, Franziska, womit ich sogleich bei meinem Eintreten vom Vater empfangen wurde, reizten meinen Zorn, und obgleich ich meinem Versprechen, mich nicht gegen den Vater aufzulehnen, treu bleiben wollte und die Lippen fest auf einander preßte, um zu schweigen — hatte mein Vater mich doch bald Alles vergessen gemacht, und ich schwor, nie etwas Anderes als ein Maler zu werden.

„Der Würfel war gefallen. Mein Vater sank bewußtlos in seinen Stuhl zurück, und nicht die zärtlichsten Namen, die liebevollsten Betheuerungen vermochten ihn in's Leben zurückzurufen. Eine volle Viertelstunde, die mir zur Ewigkeit wurde, verging — o, nicht für alle Schätze der Welt möchte ich sie wieder durchleben! — und erst dann schlug er die Augen auf. Sein erster Blick fiel auf mich, und sogleich schloß er die Augen wieder.

„Fort, fort, aus meinen Augen, ungerathener Sohn!" schrie er.

„Ich wagte nicht zu widerstreben, aus Furcht, der Anfall möchte sich wiederholen, und eilte hinaus auf mein kleines Zimmer. Erschöpft warf ich mich auch in einen Stuhl, ich war betrübt — und doch auch froh, daß der Anfall des Vaters ein vorübergehender gewesen und ich nicht zum Vatermörder geworden war. Noch an demselben Abend trat meine Mutter in mein Zimmer, weinend, mit gerötheten Augen, und brachte mir ein Taschenbuch mit Banknoten und den Bescheid meines Vaters, daß ich ihm nicht wieder unter die Augen treten solle.

„Vergebens war mein Bitten — vergebens mein Flehen! Der Vater hatte die Thür seines Zimmers verschlossen und wollte sie dem einzigen Sohne nicht öffnen. Ich demüthigte mich auf alle mögliche Weise — Alles vergebens. Als drei Tage verflossen waren, ohne daß mein Vater sich meiner erbarmte, da gab ich jede Hoffnung auf; ich nahm Abschied von meiner Mutter, ließ den Vater grüßen und fuhr auf und davon.

„Seitdem sind sechs Jahre verflossen. Von meiner Mutter erhalte ich nur bisweilen Briefe, der Vater will nicht, daß sie mir schreibt; er selbst thut nicht, als wenn er noch einen Sohn hat. Wie ich mich auch nach einem Worte sehne, wie flehentlich ich ihn auch um Verzeihung gebeten, — er läßt sie mir nicht zu Theil werden."

Böheim schwieg und starrte düster vor sich nieder, während in Franziska's blauen Augen helle Thränen funkelten.

„Armer Walter!" rief sie endlich aus. „Wie viel haben Sie schon gelitten!"

Böheim lachte bitter auf, daß Franziska erschrocken zurückbebte.

„Oh, Franziska, das nennen Sie leiden? Ich sage Ihnen, es ist nur ein geringer Theil von dem, was ich gelitten habe, es ist so wenig, trotzdem es im Stande ist, allein einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Hören Sie weiter, Franziska.

„Ich reiste geradeswegs nach Rom, der ewigen Stadt, der Sitz der Künste, um hier Trost und Vergessenheit zu suchen; hier hoffte ich sie zu finden. Und in der That, als ich sie vor mir sah, die herrliche Stadt, deren Thürme und Kuppeln im Glanze der Sonne funkelten, da wurde es mir zum ersten Male leichter um's Herz, ich fühlte neue Kraft, neuen Lebensmuth durch meine Adern strömen, und die Gewißheit, daß ich einst als ein berühmter Maler zu meinem Vater zurückkehren und seine vollkommene Verzeihung erlangen würde, belebte mich, und mit den freudigsten Gefühlen zog ich in Rom ein.

„Empfehlungsbriefe an verschiedene Künstler und auch an einige andere Familien, für welche mein Vater auf meine Bitte schweigend gesorgt hatte, sicherten mir zunächst eine Stellung. Und nun begann ich sofort unter Aufsicht berühmter Meister zu arbeiten. Ich arbeitete Tag und Nacht, gönnte mir keine Ruhe, und da ich den Vater, der mich so von sich gewiesen hatte nicht mehr um Geld bitten mochte, so war ich schon dazu gezwungen.

„Da ein Gemälde von mir bereits auf einer Kunstausstellung einiges Aufsehen erregt hatte, so erhielt ich in Folge dessen verschiedene Aufträge, die ich sämmtlich zur Zufriedenheit ausführte, und der Erlös dafür sicherte mir auf längere Zeit meine Existenz.

„Es war ein wundervoller Morgen, noch sehr früh, als ich schon langsam durch die Straßen der Stadt schlenderte, um die prächtigen Marmorbauten zu bewundern, hauptsächlich aber, um die „Kreuzabnahme" von Daniel di Volterra in der Kirche Santa-Trinita de Monti zu besichtigen. Die Kirche war noch leer und ungestört konnte ich mich darin umsehen. Ich stand dicht vor dem Altarbilde, als ich plötzlich neben mir das Rauschen eines seidenen Gewandes vernahm, und gleich darauf kniete eine schwarz gekleidete Dame an meiner Seite nieder. Ich mochte die Andacht der schönen Beterin nicht stören, denn schön war sie.

Digitized by Google

„Oh, Franziska“, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, während die Erinnerung an jene Zeit ihm die hellen Schweißtropfen vor die Stirn trieb, — „sie war so schön, wie ich nur ein weibliches Wesen seitdem wiedergesehen habe. Lange goldene Locken drangen an allen Seiten unter dem schwarzen Hute hervor, und ihr Gesicht mit den wundervollen tiefblauen Augen war so zart, so fein, wie das Gesicht eines Engels. Ich habe seinen Zug davon vergessen, keine Linie, selbst nicht, als der Engel sich in einen Dämon verwandelte.“

Franziska war fast so bleich geworden wie der Maler, obgleich sie noch nicht vollkommen begriff, was geschehen sein mochte.

„Ich wollte also die Andacht der Beterin nicht stören,“ fuhr Böheim nach einer langen Pause fort, „und konnte mich doch nicht von dem lieblichen Anblick losreißen. Ich trat also hinter einen Pfeiler, der mich vollkommen verbarg, und jetzt konnte ich genau jede Bewegung des, wie mir damals erschien, überirdischen Wesens beobachten. Es zerschnitt mir fast das Herz, als ich helle Tropfen wie Diamanten über die bleichen Wangen auf das schwarze Kleid hinabfallen sah, und ich hätte auf sie zueilen mögen und sie bitten, mir ihren Kummer zu entdecken. Eine volle halbe Stunde verging als sie sich endlich erhob, den langen schwarzen Schleier über ihr Gesicht zog und die Kirche verließ. Ohne einen richtigen Gedanken, einen Plan gefaßt zu haben, folgte ich ihr in der Entfernung und bemerkte nur noch, wie sie am Arme eines Mannes um die nächste Straßenecke bog. Ein Gefühl — ich weiß nicht genau, ob es Eifersucht war — beschlich mich und ich verdoppelte meine Schritte. Es nützte jedoch nichts, gerade als ich im Begriff war, das Gesicht des Mannes zu erforschen bogen sie abwärts und traten in ein mittelmäßig großes aber palastähnliches Gebäude. Die Thür schloß sich hinter ihnen, und sie waren meinen Augen entschwunden.

„Von diesem Tage an besuchte ich jeden Morgen die Kirche Santa-Trinita de Monti, um die schöne Unbekannte wiederzusehen. Lange Zeit blieben meine Bemühungen unbelohnt und schon wollte ich jeden ferneren Versuch aufgeben, als ich sie eines Morgens wieder eintreten sah. Sie schien mich bei ihrem Eintritt zu bemerken, denn sie erröthete leicht und ihr Benehmen war nicht so lange, wie das erste Mal, wo ich sie gesehen hatte. Ich wagte deswegen auch nicht sogleich, ihr zu folgen, und es war ein Glück. Nein“, lachte der Maler plötzlich schaudernd auf, „es war ein Unglück, ein entsetzliches Unglück, daß ich ihr nicht folgte, sondern die Stelle, wo sie gekniet hatte, aufsuchte, denn ich fand dort Etwas, was mir sogleich eine Bekanntschaft mit der Unbekannten sicherte — ein goldenes Armband. Entzückt hob ich es auf und öffnete die Kapsel des goldenen Medaillons, welche das Bild einer Dame enthielt — wahrscheinlich das ihrer Mutter, denn es trug eine unverkennbare Aehnlichkeit mit meiner Unbekannten. Sofort eilte ich aus der Kirche, aus Furcht, sie möchte hierher zurückkehren; ich wollte sie in ihrem Hause auffuchen. Rasch eilte ich meiner Wohnung zu. Unterwegs erkundigte ich mich noch verschiedene Male, wer der Besitzer jenes Hauses sei, erfuhr aber nichts. Nachdem ich meinen Anzug sorgfältig geordnet, machte ich mich auf den Weg. Mein Herz klopfte fast hörbar, als ich den mir öffnenden Diener nach dem Herrn oder der Herrin des Hauses fragte.

„Nur die Marchesa ist zu Hause, Signor,“ versetzte der geschmeidige Italiener mit einem sonderbaren Lächeln.

„So melden Sie ihr den Maler Böheim,“ sagte ich möglichst ruhig.

„Der Diener führte mich in ein mit verschwenderischem Luxus ausgestattetes Gemach und während ich die kostbarem Meubles und vor Allem die werthvollen Gemälde berühmter Meister bewunderte, ging er, mich der Marchesa Cäcilie Cegliano zu melden. Ich konnte mich mit Muße dem Zauber dieser Umgebung hingeben, alle Gegenstände, bis zu der feinen Stickerei, die halb vollendet auf einem Marmortischchen lag, denn es verging fast eine Stunde, bis die Thür sich öffnete und die Marchesa eintrat. Sie war bei weitem schöner in diesem schwarzen, enganschließenden Hauskleide, als am Morgen in der Kirche. Sie trug keinen Schmuck als ihre Locken, und doch dünkte sie mir eine Königin, als sie mich mit einer anmuthigen Bewegung zum Sitzen einlud.

„Ich weiß nicht mehr, was ich im ersten Augenblick hervorstotterte, aber es mußte der geistreichen Marchesa wohl sehr dumm erscheinen, denn ein halb mitleidiges, halb wohlwollendes Lächeln umspielte ihre feinen Lippen. Damals erschien mir dieses Lächeln wie eine Botschaft des Himmels — jetzt ist er anders geworden.

„Ihre sanfte, melodische Stimme, die mit mir in meiner Muttersprache redete, so klar und deutlich, als habe die Marchesa nie ihren Fuß über Deutschlands Grenzen hinausgesetzt, gewann mein Herz vollends, und gar bald wußte sie, daß ich auf längere Zeit zu Rom gefesselt war.

„Auch sie schien Vertrauen zu mir gefaßt zu haben und mit feuchten Augen erzählte sie mir, daß sie vor kurzer Zeit ihre Mutter verloren habe und vor ungefähr einem Jahre ihren Gatten.

„„Halten Sie mich aber nicht für gefühllos, Signor, wenn ich gestehen muß, daß ich den Tod meines Gatten nicht beklagt habe. Schon als fünfzehnjähriges Mädchen wurde ich gezwungen, den alten kränklichen Marchese Cegliano zu heirathen, der seitdem das Krankenlager nicht mehr verlassen hat, und ich mußte daher seinen Tod als eine Erleichterung ansehen, da er mich vom Morgen bis zum Abend mit der glühendsten Eifersucht quälte. Sein Tod gab mir die Freiheit und jetzt lebe ich hier mit meinem alten Vater von aller Welt zurückgezogen. Ich sehne mich nicht nach Umgang mit Menschen, doch würde es mir sehr lieb sein, wenn Sie uns bisweilen einige Stunden Ihrer kostbaren Zeit opfern wollten, um uns Gesellschaft zu leisten. Ich treibe mit Vorliebe Malerei und würde es sehr dankbar aner-

kennen, wenn Sie mir dann und wann eine kleine Anweisung darin ertheilen wollten."

„Ich Thor! Mit welch' unbeschreiblichem Gefühle der Wonne nahm ich dies Anerbieten an! Wie ein Träumender schritt ich meiner Wohnung zu, nachdem ich über zwei lange Stunden bei der Marchesa zugebracht hatte. Vor mir schwebte die schlanke, elastische Gestalt der Marchesa Cäcilie; ihre sanfte, wohlklingende Stimme, mit welcher sie die mich so beglückenden Worte gesprochen hatte, tönte beständig an mein Ohr und ich saß noch Stunden lang in meinem einsamen Stübchen, über das Erlebte nachzudenken.

„Als ich endlich ausgeträumt hatte oder vielmehr durch einen eintretenden Fremden emporgeschreckt wurde, begann ich mit erneutem Muth meine Arbeiten. Aber nichts wollte gelingen, Alles schien mir ohne Farbe, ohne Glanz, ohne Leben im Vergleich zu dem bezaubernden Antlitz der Marchesa, und es blieb mir endlich nichts Anders übrig, als ihr Bild zu malen. Die Erlaubniß dazu wurde mir leicht ertheilt, und unter meinen rastlos arbeitenden Händen ging ein Bild hervor, welches einen Künstlerruhm auf immer geschient haben würde. Allein ich verschmähte, dasselbe anderen Augen preiszugeben, geschweige es nur einer Beurtheilung zu unterwerfen, trotzdem die Marchesa Tag für Tag in mich drang, es zu thun. Oh, wie bewunderte ich damals ihre Liebe zu mir, als ich sah, daß sie, um dem Geliebten den Ruhm zu sichern, sich den prüfenden Blicken ersster Kunstkenner aussetzen wollte. Ich ahnte damals nicht, wie nur blinde Eitelkeit, die sich ihres Sieges vollkommen bewußt ist, sie leitete; aber nur zu bald sollte ich aus allen meinen Himmeln herabgestürzt werden.

„Es war ein wundervoller Abend, wie ihn nur Italien hervorzubringen vermag, als ich der Villa der Marchesa Cegliano unweit des Ufers der Tiber zueilte. Aber für mich war jede Naturschönheit verloren, ich hätte die Augen schließen mögen, um nur nichts vor mir zu sehen als ihr hohes Bild. Heute sollte es sich entscheiden — mein ganzes Glück. Ich hatte ihr am vorhergehenden Abend meine Liebe gestanden und war seligenfest von ihrer Gegenliebe überzeugt, sie hatte mir ja oftmals so unzweifelhafte Beweise davon gegeben. Mein Herz war voll Glück und Seligkeit, ich hätte der ganzen Welt zurufen mögen, wie glücklich ich sei. Alle meine heißesten Wünschen würden ihr Ziel erreichen, die Marchesa Cäcilie Cegliano, das schönste Weib der Erde, mein werden und mein Vater würde nach einer für mich so glänzenden und vortheilhaften Verbindung nicht mehr zögern, mir endlich seine Verzeihung zu Theil werden zu lassen.

„Unter solchen Gedanken hatte ich den Garten, der die Villa umgab, erreicht und war eingetreten. Ich eilte die schattigen Gänge entlang, um zu der Laube zu gelangen, wo ich die Marchesa gewöhnlich zu treffen pflegte, als ich plötzlich ihre und ihres Vaters Stimme in meiner unmittelbaren Nähe vernahm. Da ich nicht mit Unrecht vermuthete, ich sei der Gegenstand ihres Gespräches, so hielt ich meine Schritte an zu erfahren, wie Cäcilien's Vater über mich dachte.

„Ich gebe Ihnen jetzt die vollständige Unterhaltung Beider, Franziska, damit Sie einen Begriff davon haben, wie man mit mir gespielt hatte, wie gering die Marchesa die Qualen eines gebrochenen Herzens achtete," sagte Böheim mit einem tiefen Seufzer, indem er krampfhaft seinen Hut zwischen die Finger preßte.

„„Ich gestehe gern, Cäcilie," sagt der Vater, „daß dieser Maler ein interessanter Mann ist, weil meine schöne Tochter ihn so lange um sich haben konnte; allein ein Liebesverhältniß mit ihm zu unterhalten, dazu kann'i Du Dich unmöglich erniedrigen."

„„Du vergißt, Papa", entgegnete die Marchesa, und diesmal klang ihre sonst so weiche Stimme scharf und schneidend, „daß ich mich dabei eben nicht gerade erniedrige. Bedenke doch einmal, welche Stellung wir in Deutschland einnahmen, bevor ich diesen alten dummen Marchese heirathete, wie glücklich die arme Handwerkerstochter gewesen wäre, wenn der Sohn eines Regierungsrathes sie nur eines Blickes gewürdigt hätte."

„„Du bist jetzt die Marchesa Cegliano und keine Handwerkerstochter," sagte der Vater gereizt. „Ueber dies war Deine Mutter ein adeliges Fräulein und Du hast schon dadurch Anspruch auf eine höhere Stellung — Du magst thun was Dir beliebt, Cäcilie; aber ich sage Dir, wenn der russische Graf eine Sylbe davon erfährt, wird er Dich nicht mehr heirathen, obgleich Du seine verlobte Braut bist."

„Ich konnte einen leisen Schrei, der sich meiner gequälten Brust entrang, nicht unterdrücken, der aber im Eifer der Unterhaltung von Beiden nicht gehört wurde, und so entgegnete die Marchesa auf des Vaters Worte mit wahrhaft teuflischem Gleichmuthe:

„„Der Graf braucht es aber nicht zu erfahren. Er ist jetzt in Petersburg, und bis dahin, daß er zurückkommt, werde ich diesen Liebeshandel längst abgebrochen haben. Ich langweile mich augenblicklich und —"

„„Aber Cäcilie," warf der Vater mit einem Anflug von Mitleid ein, „dieser junge Mann scheint mehr als einen Liebeshandel zu beabsichtigen, und es sollte mir leid thun, wenn derselbe aus Kummer zu Grund ginge."

„Die Marchesa lachte laut auf, daß es mir wie ein Stich durch's Herz fuhr."

„„Ich denke nicht, Vater, daß das so leicht geht!" rief sie spöttisch aus. „Ich glaubte auch einst, man könnte an gebrochenem Herzen zu Grunde gehen, als Du mich zwangst, den Marchesa zu heirathen; es geht so leicht nicht, sage ich Dir. Ich habe diese Bemerkung längst gemacht und ein Mann kann noch mehr ertragen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Buntes.

K'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn 's Jacobiene.

Jacobiene: Na waß gehd's Neies Hannewackel?

Hannewackel: Genunt, awwer nix Gunres. Haschde schunn geheerd, Jacobiene, wie weid als es die Bäcker in Cowwelenz treiben? — Do habd'r jo Jemand e 4 Penningweck in e Portmannee gehbaa unn habds em Rebackdeer dunn de Cowwelenzer Zeirung geschickd, daß er siehd, waß die Bäcker dort jedz forr e Gebäck backen.

Jac.: Iß es meeglich.

Han.: Obs meeglich iß? — Forr so waß brauchschde jo nett noo Cowwelenz se gehe; do heer emool waß hie vorgang iß. — Am Maandaak Owend, so noo de elfe, do werrd's em e Schuhmachermeeschder uffemool so schlecht unn laahd zu seiner Fraa, sie ßollt em e bische Zwiwwelsupp kochе. Die Fraa weckd de Lehrjung unn gehbd em e Kreiger er soll e Weck hole, forr in die Subb se schneire. Der Bua laasd zum erschde beschde Bäcker, weil awwer schunn zu war klobbd'r an de Dheer. Wer iß drauß? heeßd's innewennig; ei e Wasserweck forr e Kreizer saahd, der Bua. Geeh heem du Schdrubbkobb, wäheme Wasserweck mach ich die Dheer nimmie uff, heeßds wirre innewennig. Ei dann sinu se doch so gut, saahd der Bua, unn langensen m'r ne zum Schlißelloch eraus, mei Meeschder hadd de Geehhunger. — Deß hadd geholf. Der Bua schteckd de Weck in sei Sack unn laasd heem wasser kann, awwer da, wie 'r deheeme in de Sack greifd, war de Wasserweck beim Deiwel.

Jac.: Ei na, wo harrene dann higebrung, der bumme Bua?

Han.: Ei b'rloor harrene, er hadd e Loch in seim Hoffesack gehadd, do iff'rem durchgefall — jedz kannsch e d'r e Begriff mache, waß deß forr e Gebäck war.

Jac.: Jojo, 's iß doch e Schann.

Han.: Ja guck, so gehd's aa uff e Dheel Bläddz alleweil mirrem Bier. — Geeh ich d'r do lebdsch in e Werrdschafsb unn loß m'r e Glas Bier gewwe, awwer wie ich's in's Maul bring — Brrrr! Fuj deiwel, fuj deiwel war deß e Gesiff, wann de deß emme Esel in's Ohr, orre in de Dannubbessel sunn errre Lokemoddief geschobb heschb, do hedd der Esel alle Schterne summ Himmel erunnergeschlaah, unn die Lokemoddief weer die Beschung ennuner forr lauder Leibweeh. — Die Maddamm aus dere Werrdschafsb hadd dann e Geschbrech mit m'r aagefang unn hadd gefroohd wo ich heere weer. Waard, hann ich gedenkd, bu sollsch m'r krieh mit deiner Brieh unn hann gesaahd ich weer ans Ammerigaa. Do isser awwer de Schnawwel gang; sie hadd m'r verzehld, daß alleweil dohaus alles so dheier weer, haubdsächlich die Hobbe unn 's Malz, m'r kenud 's Bier ball nimmie forr vier Kreizer gewwe. Ja nun gotteswille, hanu ich gesaahd, nemmener dann bei Eich noch Hobbe unn Malz forr Bier se braue, do machens die Ammerigaaner ganz annerschs unn fang d'r aa 's Rezebbb se dickdiere: Do neumt m'r e Kessel voll gurie, zaardie Steffsterrelaah unn dhuh schbadd Hobbe, so zwee grose Krb voll Saalweireschaale dezu, loßb deß dichdig koche unn dhuh dann so elf bis zwelf Punnd Sirrobb enei, und wammers rechb flarck mache will, im heelsche Fall noch e Händche voll Bidderfalz. — Ei du grunegieriger Heiland, deß muß e scheenie Brieh gewwe, saahd die Maddamm unn schlaahd die Heund imm'rem Kobb se sammie, wie schmeckd dann daß? saahbse — Wie daß schmeckd, hann ich gesaahd — Eigraad wie Eizeres bahr ich, bin uff unn zu d'r Dheer enaus. Siechde, Jacobiendhe, unn mirrem Wei issch uff viel Bläddz aa nett besser, dann seid's Rezebbb sunn de Hochzeid zu Canaaan gesunn iß worr, kriehd m'r aa kee gut Drebbche meeh.

Jac.: Ja Rechd haschde Hannewackel, awwer jedz sei uoore ruhig, sunnschd kennd sich e Manches iwwer dei Geblaure beleirigd siehle.

Han.: Waß leid mehr draah — Jacobiene — wenn 's beißb, der kann sich jo trabdze.

Jac.: Do haschde aa wirre Rechd, Hannewackel.

---

† Knubbe wurde gefragt, warum er nicht zur Kirche gehe, um die Predigt zu hören. „Ist ganz unnöthig," gab er zur Antwort, „ich bin verheirathet un bekomme meine Predigt zu Hause!"

† Ich muß die Stadt verlassen!" klagte ein bekannter Schuldenmacher. — „Warum denn?" fragte sein Freund. — „Die Gastwirthe hier trachten mir nach dem Leben!" — „Wieso?" — „Sie wollen mir keine Speisen mehr ohne Bezahlung geben, und da muß ich verhungern!"

† „Da habe ich schon wieder einen Zahn verloren!" sagte eine Frau zu ihrer rittterlichen Ehehälfte. — „Der wird sich freuen, daß er mit Deiner Zunge nicht mehr in einem Logis zu wohnen braucht!" murmelte der ungalante Gemahl.

Auflösung des Räthsels in Nr. 83.

Schleier, Leier, Eier.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 85. Kaiserslautern, 22. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Lynck.

(11. Fortsetzung.)

Böheim blickte wild um sich her und er mußte sich wiederholt die hellen Schweißtropfen von der Stirn wischen, ehe er fortfuhr:

„Ich hatte genug gehört, Franziska. Die Verzweiflung, der Schmerz, der mich bis in das Innerste meines Herzens zerfleischte, zu schildern, wäre unmöglich. Wie ein Wahnsinniger stürzte ich davon, meinem Hause zu. Es war als wenn ich fürchtete, von der Marchesa Cegliano verfolgt zu werden, und erst auf meiner Stube, nachdem ich die Thür derselben verschlossen hatte, gelangte ich wieder zur Besinnung. Dann kamen furchtbare Tage. Die Marchesa schickte mir einen Diener, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, da ich mich so lange nicht hätte sehen lassen. Ich trug ihm auf, der Marchesa zu sagen, sie möge sich der Worte erinnern, die sie damals im Garten zu ihrem Vater gesprochen; der Handel wäre zum Glück für mich frühzeitig genug abgebrochen, bevor der russische Graf zurückkehren würde.

„Seitdem habe ich von der Marchesa Cäcilie Cegliano nichts wieder gehört. Der Schlag war aber doch zu hart für mich gewesen, ich konnte den Sturz von der höchsten Höhe des Glücks bis in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung nicht ertragen. Ein heftiges Nervenfieber warf mich acht volle Wochen auf das Krankenlager, aber als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, da war ich genesen an Leib und Seele — nicht die geringste Spur von Liebe der Marchesa war in meinem Herzen zurückgeblieben — nichts als grenzenlose Verachtung einer niedrigen Kokette.

„Ich verließ bald darauf Rom und reise seitdem in der Welt umher, ohne Heimath, ohne Vater und Mutter, ohne irgend Jemanden in der Welt, der mich liebt, der sich um mein Schicksal kümmert. Wenn ich heute sterbe, so wird man mich begraben, ohne daß mir eine Thräne, ein Wort der Liebe oder des Mitleids folgt."

Er hatte die Worte mehr zu sich selbst als zu Franziska gesprochen und bemerkte daher auch nicht, wie die Thränen langsam über ihre Wangen rollten. Plötzlich sah Walter sie an, ein Freudenstrahl blitzte aus seinen Augen.

„Franziska!" rief er entzückt, „ist es wahr? Sie weinen? Diese Thränen werden meinetwegen vergossen?"

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen und schaute ihr unverwandt in die blauen, thränenfeuchten Augen, die sie mit heißem Erröthen zu Boden senkte.

„Oh, mein Gott!" murmelte Walter. „Sollte es doch wieder ein Glück, ein solches Glück für mich in der Welt geben? Verdiene ich das?"

Aber plötzlich ließ er Franziska's Hand los, seine Augen verfinsterten sich und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Kommen Sie, Franziska," sagte er aufstehend, „es wird kühl — die Abendluft könnte ihnen schaden."

Schweigend folgte ihm Franziska.

Wenige Tage später fuhr ein leichtbepackter Reisewagen zum Dorfe hinaus, während Franziska ihm heimlich mit Thränen in den Augen nachschaute. In diesem Wagen saß Walter Böheim; er hatte seit der Unterredung Franziska nur einmal wiedergesehen, und zwar als er in Rost's und Kathrin's Gegenwart von ihr Abschied nahm.

V.

Im Hause des Grafen Franz von Célestin hatte sich Manches verändert. Das Landhaus mit seiner reizenden Umgebung, den schattigen Laubengängen, war freilich noch dasselbe, aber das glückliche Elternpaar war nicht mehr da, sondern nur zwei von Sorge frühzeitig gealterte Menschen. Der Graf und die Gräfin hatten den Schmerz um ihr verlorenes Kind nicht überwinden können, und selbst das angenommene Pflegekind vermochte ihnen kaum einen Ersatz zu gewähren. Es war zwar ein hübsches sechszehnjähriges Mädchen, aber es war den unglücklichen Eltern nur eine traurige Erinnerung an ihr eigenes verlorenes Kind.

Wie still war's im Landhause geworden, seit Franziska fort war. Um das Kind hatte sich Alles gedreht, das Kind war der Abgott des Hauses gewesen, der verzärtelte Liebling Aller, und seitdem es verschwunden, war's so öde, so entsetzlich öde im Hause geworden.

Die Gräfin kränkelte seit der Zeit, wo sie ihr Kind verloren, oder war's nur der sinkende Lebensmuth, der sie so schwach und hinfällig erscheinen ließ? Vergebens wurden die vorzüglichsten Aerzte zu Rathe gezogen — alle bestätigten nur, daß die Gemüthsstimmung der Gräfin ihr größtes Leiden sei.

Nachdem nun Graf Franz das Kind einer entfernten Verwandten zu sich genommen hatte, um so seiner Gemahlin einigen Ersatz für den verlorenen Liebling zu geben, war die Gräfin Anfangs allerdings etwas ruhiger geworden, aber bald genug stellte sich ihre grenzenlose Traurigkeit wieder ein. Es war ja doch nicht ihre Franziska, die da um sie herum spielte, sondern eine Fremde die sie wohl an ihr Kind erinnern, aber ihr dasselbe niemals ersetzen konnte.

Digitized by Google

Ein unruhiger, nebliger Herbſtabend ſenkte ſich hernieder und hüllte die Landſchaft in ſeinen feuchten, kalten Dunſtſchleier. Trotzdem Graf Franz es nicht wünſchte, daß ſeine Gemahlin ſich der Kälte ausſetzte, hatte dieſe doch nicht aufgehört, ihn mit Bitten zu beſtürmen, bis er, wenn auch nur widerſtrebend, in einen Spaziergang durch den zum Theil ſchon blätterloſen Park willigte. Trotz der langen Reihe von Jahren, die ſeitdem verfloſſen waren, bildete doch auf ſolchen einſamen Spaziergängen das verlorene oder geſtorbene Kind immer den Inhalt ihres Geſprächs.

Auch heute, nachdem ſie noch nicht weit vom Landhauſe entfernt waren, gedachten die Eltern ſchon des verlorenen Lieblings. Traurigen und immer traurigen ſchritt die Gräfin am Arme ihres Gemahls dahin. So gelangten ſie unbewußt an den Ausgang des Parks und der Graf wollte eben ſeine Gemahlin zurückgeleiten, als dieſe plötzlich einen Schrei ausſtieß und ſich angſtvoll an ſeinen Arm klammerte.

Der Graf ſah nach der Richtung, wohin ſeine Gemahlin wortlos deutete. Nicht weit von ihnen entfernt ſtand mit verſchränkten Armen, gegen einen Baum gelehnt, eine Frau — man konnte nicht genau unterſcheiden, ob alt oder in den mittleren Jahren. Sie war groß und ſchlank gewachſen und wohl ſelten hatte man einen graziöſeren Wuchs geſehen. Ihr Geſicht verwiſchte jedoch dieſen günſtigen Eindruck ſogleich. Die Züge waren ſcharf markirt, die Naſe ſpitz und lang, und nur noch die ſchwarzen, glänzenden Augen, welche unverwandt das Landgut des Grafen betrachteten, verriethen, daß dieſe Frau einſt von hinreißender Schönheit geweſen ſein mußte.

Sie ſchien die Annäherung des Grafen und der Gräfin nicht zu bemerken, erſt bei dem Schrei der letzteren wurde ſie aufmerkſam. Sie ließ die Arme ſinken und richtet ihren durchbohrenden Blick feſt auf das gräfliche Paar.

„Um Gotteswillen, Franz,“ hauchte die Gräfin kaum hörbar, „kommt fort. Die Zigeuner haben uns ſtets nur Unglück gebracht.“

„Unſinn, Minna!“ entgegnete der Graf gleichfalls leiſe, denn gerade in dieſem Augenblick ſchritt die Frau mit feſtem Fuß auf die Gattin zu.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ wandte ſie ſich zu dem Grafen, „wohnte hier nicht der Graf Franz von Cöleſtin?“

Der Graf ſah die Frau erſtaunt an und die Gräfin überwand ſogar ihren Abſcheu und trat einen Schritt näher.

„Der Graf Franz von Cöleſtin bin ich,“ ſagte er endlich.

„Ich danke Ihnen für den Beſcheid, mein Herr,“ verſetzte die Zigeunerin, „vielleicht wird Ihnen Ihre Freundlichkeit einſt nicht leid thun. Doch ſagen Sie mir jetzt noch, ob der junge Graf Leon von Cöleſtin noch lebt?“

„Derſelbe lebt noch.“

„Und wo?“

„Nicht weit von hier entfernt, im kleinen Städtchen Braunfels.“

„Iſt er verheirathet?“ fragte die Zigeunerin abermals.

„Ja, ſchon ſeit langer Zeit,“ entgegnete der Graf. Ein höhniſches Lächeln überflog die Züge der Zigeunerin.

„Vielleicht ſchon ſeit ſechszehn Jahren?“ fragte ſie ſpottend.

„Sie ſind anſcheinend mit unſeren Familienverhältniſſen genau bekannt,“ ſagte der Graf erſtaunt. „Es ſind beinahe ſechszehn Jahre.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete die Zigeunerin, indem ſie dem Grafen und ſeiner Gemahlin den Rücken zuwandte und, ehe dieſe ſich noch beſinnen konnten, hinter den Bäumen verſchwunden war.

„Seltſam!“ murmelte der Graf.

„In der That,“ fügte die Gräfin noch immer erſchrocken hinzu. Sie konnte ſeit dem Verluſt ihres Kindes den Anblick eines Zigeuners oder einer Zigeunerin nicht mehr ertragen. Der Gedanke an jenen Abend, wo ſie das wilde Volk in Zuſammenhang mit ihrer Franziska gebracht, wollte nicht mehr aus ihrem Gedächtniſſe entſchwinden.

Mittlerweile wanderte die Zigeunerin den Weg, den ſie gekommen, zurück. Ihre hohe Stirn war in finſtere Falten gezogen und ihre dunklen Augen ſchoſſen Blitze.

„Verheirathet — ſeit ſechszehn Jahren!“ kreiſchte ſie zwiſchen den blendend weißen, tadelloſen Zähnen hervor, als ſie aus dem Geſichtskreiſe des gräflichen Paares verſchwunden war. „Verheirathet!“ und ſie lachte grell auf. „Armes Ding — arme Zendale!“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort. „Das haſt Du nicht geglaubt, als Du für ihn litteſt. O, dieſe Weißen — dieſe Elenden!“ Du brauchteſt mich nicht zu ihm zu ſenden — hätteſt mir den weiten, mühevollen Weg erſparen können. Ich muß jetzt heimkehren — ich kann wieder nach Spanien ziehen ohne ihn geſehen zu haben; er wird ſich wenig aus Deiner Botſchaft machen. Arme, unglückliche Zendale, armes Ding, wie felſenfeſt haſt Du auf ſeine Treue gebaut!“

Dieſe Frau war Fiora — Zendale's einſtige Freundin.

Fiora war feſt entſchloſſen, in ihre Heimath zurückzukehren, ohne Zendale's Auftrag ausgeführt zu haben; ſie hielt es jetzt nicht mehr für nöthig, nachdem ſie erfahren hatte, daß Leon ſchon ſechszehn Jahre verheirathet war, noch im ſelben Jahre, als er von Zendale Abſchied genommen. Ein ſolcher Menſch würde ſich gewiß noch kaum ſeiner einſtigen Leidenſchaft für ein hübſches Zigeunermädchen erinnern.

„Wer weiß,“ murmelte ſie aber doch endlich bei dem Gedanken an das Verſprechen, das ſie der ſterbenden Freundin gegeben hatte, „was aus ihm geworden iſt. Wenigſtens will ich ihn ſehen, bevor ich wieder heimkehre; ich will mich meines Auftrages entledigen und dann —“ ſie hielt einen Augenblick inne.

Digitized by Google

„Dann habe ich mit allen meinen Erinnerungen an meine traurig verlebte Jugend abgebrochen," murmelte sie dumpf, „dann beginne ich ein neues Leben. Wehe Dir und Deiner Familie, stolzer Graf, wenn ich nicht eine Schuld an Euch zu sühnen hätte!"

Der älteste Graf von Cölestin war gestorben und vor seinem Tode hatte er seinem Sohne das furchtbarste Verbrechen, das er in seinem Leben verübt, den Raub seiner Nichte, mitgetheilt, und Leon ihm geschworen, wenn er je eine Spur von Franziska entdecken würde, nicht zu rasten noch zu ruhen, bis sie wieder in ihre Rechte eingesetzt wäre. Erst dann hatte der beklagenswerthe Mann seine Augen für immer geschlossen.

Den Schmerz des unglücklichen Leon zu beschreiben, wäre unmöglich. Es war ihm, als wenn ihm das Verbrechen seines Vaters vor die Stirn geschrieben stände, und er scheute sich fast, die Straße zu betreten. Aus diesem einzigen Grunde hatte er seine Vaterstadt verlassen und war nach dem kleinen Städtchen Braunfels gezogen, in die Nähe des Onkels, trotz der Weigerung seiner Gattin, ihn dorthin zu begleiten.

Sie blieb bei der verwittweten Gräfin von Cölestin in der Residenz zurück. Leon fühlte sich in Braunfels wohler als seit langer Zeit. Sein Aeußeres war alt und verfallen, aber sein Herz noch jung in der Liebe zu Der, die er nie als seine Braut zu betrachten aufgehört hatte. Niemals versäumte er die Pflichten seiner Gattin gegenüber, sogar die Gedanken an jene Zeit, wo er mit Zendale im Walde selige Stunden verlebte, hatte er, so lange er in der Nähe seiner Gattin weilte, aus seinem Herzen verbannt. Jetzt freilich, wo sie selbst es gewesen, die ihm eine Trennung angeboten hatte, jetzt, wo er Tage lang auf seinem einsamen Zimmer saß, konnte er ihnen nicht mehr Einhalt thun. Wie eine brausende Fluth stürzten sie auf ihn ein und drohten ihn zu ersticken. Vergebens war es, daß er dagegen ankämpfte, sie kehrten immer und immer wieder zu ihm zurück und jeden Morgen war Zendale sein erster Gedanke und des Abends der letzte. Dann wieder tauchte die Erinnerung an des Vaters Verbrechen und den Schwur, den er geleistet, in ihm auf.

Bisweilen auch nahm ein finsterer Argwohn den seine Mutter in seine Seele gestreut hatte, von ihm Besitz, daß Zendale diejenige gewesen, welche die kleine Franziska geraubt und fortgetragen hatte.

„O, nur das nicht," murmelte er dann dumpf, „niemals! Eine solche That von Zendale wäre mein Tod!"

Heute war wieder ein solch' entsetzlicher Tag für Leon gewesen. Finster vor sich hinstarrend, saß er am Abend desselben Tages in dem großen unfreundlichen Gemache seines Hauses. Das Feuer warf sein flackerndes Licht gespenstisch umher und auf Leon's bleiches Gesicht. Draußen heulte der Wind und peitschte den Regen gegen die Fenster, daß Leon erschrocken zusammenfuhr.

Leon wünschte fast, daß ihn Jemand in seinen Träumereien stören möchte, und doch hatte er keinen Muth und keine Lust, einen Diener zu rufen, der Licht brächte und das Feuer heller anfachte.

Endlich wurde die Thür des Gemaches geöffnet; Leon sah fast erschrocken empor und starrte auf eine eintretende Frauengestalt. Er erhob sich von seinem Sitze.

„Was willst Du?" redete er die Eintretende hart an.

Die Gestalt verschloß die Thür fest und winkte Leon gebieterisch zu sich heran.

Unwillkürlich folgte er der Aufforderung.

„Sind wir allein, mein Herr?" fragte sie, sich scheu umsehend.

„Ganz allein!" war die erstaunte Antwort.

„Sie sprechen hoffentlich die Wahrheit, mein Herr, im andern Falle würde es Ihr eigenes Unglück sein."

Leon vermochte ein unheimliches Gefühl nicht zu unterdrücken; das unverhoffte Eintreten, die phantastisch gekleidete Gestalt, die sonderbare, fast befehlende Sprache, die sie ihm gegenüber führte, Alles war ihm so fremd, daß er einen Augenblick im Zweifel war, ob er nicht seinen Diener rufen sollte. Die Frau schien seine Absicht zu merken.

„Zendale!" flüsterte sie kaum hörbar, aber Leon hatte es vernommen; er hatte den Namen aus einem fremden Munde vernommen.

„Was weißt Du von ihr?" rief er aus, indem er auf die Frau zueilte und sie in die Nähe des Kamins zog, um beim Scheine des Feuers ihre Züge zu erforschen. „Aus Barmherzigkeit — sprich!"

„Ruhig!" entgegnete die Frau, sich auf einen Stuhl niederlassend. „Ich werde Ihnen von ihr erzählen; ich komme von ihr."

Ein Freudenschrei brach sich von Leon's Lippen und mit Entsetzen erkannte Fiora, denn diese war es, daß sie zu viel gesagt, daß sie sich gänzlich in Leon getäuscht hatte.

„Ja, ich komme von ihr, wenigstens in ihrem Auftrage — hoffen Sie nichts!"

Leon bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„So hat sie ihr Wort gebrochen," murmelte er endlich dumpf. „Sie hat einen andern Mann geheirathet?"

„Zendale hat nie ihr Wort gebrochen," sagte Fiora ernst. „Ihnen dies zu sagen, komme ich fern aus dem Süden Spaniens nach Deutschland."

„Dann hat sie ihre Reise angetreten, von der sie mir gesagt hat," seufzte Leon. „Sie ist — gestorben."

„Fiora sprach kein Wort. Der tiefe, aufrichtige Schmerz dieses Mannes rührte sie — die Zigeunerin, das furchtlose Weib, hatte nicht den Muth, seine Worte zu bestätigen.

„Habe ich Recht?" fragte Leon nach einer Pause.

„Ja, mein Herr!" versetzte Fiora.

„Und hat Zendale — jetzt, da sie gestorben ist, darf ich sie so nennen — hat meine süße Braut viel gelitten? Wissen Sie etwas davon?" fragte Leon zitternd.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Buntes.

* (Aus guter alter Zeit!) Es war in einer beliebten Weinwirthschaft ganz in der Nähe des Marktplatzes und zwar in einer alten unsern geneigten Lesern wohlbekannten Stadt, als ein fideler Bader, den wir „Chothem" nennen wollen, mit einem Jungen des hl. Crispinus, der allgemein unter dem Namen „der Baron" bekannt war, in eine so lebhafte Unterhaltung geriethen, daß dadurch die Neugierde des Wirthes in einem hohen Grade rege gemacht wurde. Auf seine Frage wurde ihm von den Betheiligten die Mittheilung gemacht, daß es sich um eine Wette handele und der Preis in einem Dutzend Flaschen guten Rheinweins bestehe. Entschieden sei die Wette jedoch noch nicht. — Nun, meinte der gemüthliche Gastgeber, das Letztere sei wohl vorerst nicht die Hauptsache, sondern eigentlich die Betitzung des Weins, und er mache den wohlmeinenden Vorschlag, auf die Entscheidung der Wette nicht zu warten, und den Wein sofort dem Bachus zu opfern; wie bekannt, könne er mit der besten Sorte aufwarten. Diese vernünftige Proposition fand Seitens der Wettenden den freudigsten Beifall, Chothem notirte Alles genau in sein „Wettbüchelchen" und Mitternacht war bereits vorüber, als die drei Freunde der letzten Flasche den Garaus gemacht und ein Jeder seine Ruhestätte suchte; der Wirth mit dem freudigen Bewußtsein, einen fidelen Abend verlebt und ein profitables Geschäft gemacht zu haben; denn so dachte er, wenn du auch warten mußt, so ist dir das Geld für die Zeche doch immer sicher.

Wochen, ja Monate waren seit dem verstrichen, ohne daß dieser Gegenstand zwischen den Betheiligten wieder zur Sprache gekommen war, als der Wirth es endlich für zeitgemäß hielt, Gewißheit darüber zu haben. Aber wer begreift sein Erstaunen als auf eine deshalbige Anfrage die beiden Freunde ihm erwidern, die Natur der Wette sei derart, daß an eine Entscheidung während aller Lebzeiten nicht zu denken sei.

„Warum aber nicht," platzte der verblüffte Weinlieferant heraus.

„Ja, Palzwerth, sell is so," antworte te der stets schlagfertige Chothem; „Der Baron Do saht, daß wenn der Kerchethorm dobriwwe zammefalle deht, do deht er die Adlerapodeck in de Grundverdsborrem enein verschlahe — ich awwer sa, der Kerche-Thorm deht geje de Schtorkethorm zu falle — jetz misse mer ewe warde, wer recht kricht!"

Der Pfalzwirth aber lachte und meinte: „Chothem, Du bischt awer doch e schlechter Balwirer!"

Dixi.

Pflasterer: Der Hof ist fertig, Herr Medicinalrath. Wollen Sie gefälligst meine Rechnung ansehen?

Hören Sie, lieber Pflastermeister, ich bin mit Ihrer Arbeit gar nicht zufrieden. Sie haben die Löcher einfach mit Erde zugedeckt.

Na, Herr Medicinalrath, 's gibt manches Loch, das mit Erde zugedeckt wird, wo die Doktoren gepflastert haben.

† Erfolglos. Nachtwächter: Aber, Herr Assessor, ich bitte ums Himmelswillen, es ist ja schon 2 Uhr, was thun Sie denn noch so spät hier, warum gehen Sie nicht nach Hause? '

Assessor: Er ha — hat gut schwatzen Na — Nachtwächter, ich halte schon seit einer Stunde erfolglose Hausfuchung!

† (Sonderbar stylisirt.) Ein Sattlermeister in dem Städtchen D .... erhielt jüngst eine Correspondenzkarte nachstehenden Inhaltes von dem Pfarrer des Abfendungsortes gefertigt: „Ich bitte zwei Paar Ochsengeschirre für mich zu senden!"

† Beschränkte Anschauung. Bayerischer Veteran: Du, was ist denn des: wie ich beim Militär, haben w'r ein „M" am Helm droben g'habt und Ihr habt jetzt ein „L"?

Bayerischer Kadet: Dummer Kerl! Weißt D' denn des net? Früher hat's Maß g'heißen und jetzt heißt's Liter.

† Ein Fräulein sagte zu einem Herrn: „Sie haben einen recht niedlichen Verstand." — „Wie meinen Sie das?" fragte er. — „Ei nun," anwortete sie, „was klein ist, ist niedlich."

† (Was ist unangenehm?) Wenn man in eine neue Wohnung eingezogen, die Bemerkung macht, daß man über sich einen Klavier-Virtuosen, unter sich einen angehenden Klavierspieler, rechts einen Waldhornisten und links einen Posaunisten zum Nachbar hat und in seinem Gegenüber eine detonirende Sängerin erkennt.

Aphorismen.

Es gibt ein Glück, das die Leute, welche immer glücklich gewesen sind, nicht kennen und das ihnen fehlt — das Glück, unglücklich gewesen zu sein.

* * *

Die Trübsal ist nöthig für die Guten, um ihre Tugend zu bewahren und zu vervollkommnen, für die Bösen, um ihrer Bosheit ein Ziel zu sezen und sie zu bestrafen.

* * *

Die Natur lügt niemals und verdammt die Kunst, welche lügt.

Räthsel.

Vier Zeichen stellen dreierlei dir dar:
Das Eine kann man durch den Tod nur werden,
Das Andre macht gar grimmige Geberden,
Das Dritte bot nicht viel in manchem Jahr.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 86. Kaiserslautern, 26. Oktober 1873.

Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Klinck.

(12. Fortsetzung.)

„Ja — ich weiß Alles. Ich war bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens bei ihr, in meinen Armen hat sie ihren letzten Athemzug ausgehaucht, mit dem Namen Leon auf den Lippen."

„Bevor ich von Zendale spreche," begann sie nach einer Pause, „muß ich Ihnen etwas mittheilen, was von großem Interesse für Sie sein wird, wenn Sie es nicht bereits wissen. Auf Veranlassung Ihres Vaters raubte die Zigeunermutter unserer Truppe —"

„O, mein Gott!" unterbrach Leon sie lebhaft. „Sie wissen, wo dies geraubte Kind, Franziska von Cölestin, sich aufhält?"

„Ich weiß es nicht mit Gewißheit, meine Zeit erlaubte mir nicht, die Verlorene zu suchen, aber ich werde Ihnen so viel Aufschluß geben, daß es für Sie ein Leichtes sein wird, den Aufenthalt Ihrer Cousine zu ermitteln."

„Fahren Sie fort, ich werde Sie nicht unterbrechen. O, bitte, befreien Sie mich von dieser angstvollen Ungewißheit!"

„Die Zigeunermutter," fuhr Fiora fort, „raubte das Kind Ihres Onkels; ich glaube, es hieß Franziska, und noch in derselben Nacht — es war damals, wo Sie sich von Zendale trennten — brach unsere Truppe nach Spanien auf. Ihr Vater hatte der Zigeunermutter befohlen, das Kind irgendwo auszusetzen und nicht bei ihrem Volke aufzuziehen, aus Furcht, es möchte dabei zu Grunde gehen. Dies lag aber nicht in der Absicht der Mutter; sie wollte dies liebliche Kind behalten, um später mit ihm auf den Märkten und dergleichen herumzuziehen."

„Entsetzlich!" stöhnte Leon.

„Sprechen Sie nicht so," sagte Fiora beinahe finster, „sondern bedenken Sie, daß der Anstifter dieses Unheils Ihr eigener Vater war. Zendale's Sorge wurde nun die Kleine übergeben, da dieselbe sofort eine außerordentliche Zuneigung zu ihr gefaßt zu haben schien. Es war rührend anzusehen, mit welcher Liebe Zendale an dem Kinde hing. Sie ließ es nicht von sich, weder Tags noch Nachts, und manches Lob wurde ihr darüber von der Zigeunermutter zu Theil. Zengale aber wußte, wem dies Kind angehörte."

„Und warum brachte sie nicht das Kind den verzweifelnden Eltern zurück?" unterbrach Leon Fiora.

„Thor!" entgegnete diese spottend. „Glauben Sie, daß es dann so sicher aufgehoben gewesen wäre? Wissen Sie nicht, daß dieses Kind Ihrem Vater ein Hinderniß war?"

Leon seufzte nur schwer auf — die Zigeunerin sprach die Wahrheit.

„Zendale hatte das Geheimniß erlauscht, wie sie mir in ihrer Sterbestunde mittheilte," fuhr Fiora fort, „und sogleich war sie entschlossen, für das Kind Sorge zu tragen, damit Ihnen nicht einst aus der That Ihres Vaters qualvolle Stunden erwachsen würden."

„O, Zendale, wie viel danke ich Dir!" rief Leon aus.

Ohne diese Unterbrechung zu beachten, fuhr Fiora fort:

„Eines Morgens war Zendale mitsammt dem Kinde und den Kleidern, die dieses angehabt, als die Zigeunermutter es brachte, verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergeblich; Roger raste und schwor, er wolle die Gegend nicht ohne sie verlassen. Alles Bitten und Flehen der Zigeunermutter nützte nichts, Roger blieb fest und so mußte sie sich endlich entschließen, mit der Truppe allein weiter zu reisen. Ich wäre gern bei Roger zurückgeblieben, denn Zendale war mir an's Herz gewachsen und meine einzige, liebste Freundin, bis zu ihrem Tode glaubte ich sogar, sie sei meine Schwester. Sie war es nicht — Niemand wußte mir zu sagen, woher sie stammte. Aber ich durfte nicht zurückbleiben, ich mußte mit fortziehen. Am sechsten Tage endlich, es war gegen Sonnenuntergang, und wir hatten eben unser Lager aufgeschlagen für die Nacht, langten Roger und Zendale wieder bei unserer Truppe an. Ich errieth sogleich, was sie gethan. Zendale war entsetzlich anzusehen; ihre Kleider waren zerrissen, das Blut rieselte ihr von den Armen und den nackten Füßen hernieder, und sie war im Gesichte so bleich wie eine Sterbende. Zendale war zu stolz, das, was sie gethan, zu läugnen; aber nicht die härtesten Drohungen verwochten sie zu zwingen, den Aufenthalt des Kindes zu verrathen. Sie verrieth ihn selbst nicht, als man sie bis auf's Blut peitschte."

„Halten Sie ein, aus Barmherzigkeit!" stöhnte Leon.

Fiora schwieg, sie wagte nicht, weiter zu sprechen, ihr felsenhartes Herz war weich geworden und sie hätte Alles darum gegeben, wenn sie für den unglücklichen Mann nur ein Wort des Trostes gewußt hätte.

„Man mußte jeden Versuch, ihre Festigkeit zu erschüttern, aufgeben und entschloß sich aufzubrechen."

„Zendale wurde von Roger scharf bewacht, er ließ sie keinen Augenblick aus seinen Augen; aber er hätte es nicht nöthig gehabt, sie wollte nicht fliehen; wohin

Digitized by Google

hätte sich das arme Zigeunermädchen wenden sollen — wer hätte es bei sich aufgenommen?

„Zendale's Körper war durch die unausgesetzten Anstrengungen schwach geworden, sie war nur noch ein Schatten gegen früher, aber man bemerkte es nicht oder wollte es nicht bemerken, sondern ließ sie die weitesten Tagemärsche zu Fuß machen, und keine Erleichterung konnte ich ihr verschaffen, als daß ich sie bisweilen stützte, wenn ihre Füße den Dienst versagten, und dies auch nur, wenn es Niemand sah. Wir näherten uns indessen allmälig der spanischen Grenze, man war in letzter Zeit wieder etwas milder gegen Zendale geworden und besonders Roger. Sie hatte versprochen, dessen Weib zu werden, an dem Tage, an welchem ihr Fuß spanischen Boden betreten würde. Aber Zendale's trauriger Blick erhellte sich nicht mehr, sie beachtete wohl kaum, daß man von Tag zu Tag zu freundlicher gegen sie wurde, sondern ging still und ruhig ihren Weg.

„Es war eine stille Mondnacht, als wir Spaniens Grenze überschritten. Ich trug Zendale mehr als sie ging, sie konnte sich nur noch mühsam forlschleppen und mehrere Male brach sie bewußtlos zusammen.

„„Es ist vorbei mit mir, Fiora," sagte Zendale zu mir, als sie sah, daß Roger sich ihr näherte, um sie an ihr Versprechen zu erinnern; „sage ihm, daß ich in kürzester Zeit aufgehört haben werde zu leben."

„Ich that, wie Zendale mir befohlen, aber Roger wollte nichts davon wissen. Er befahl seinen Leuten, das Hochzeitsmahl herzurichten, und Zendale, sich zu schmücken. Zendale that, wie er ihr geheißen. Sie ging in das Zelt der Zigeunermutter, wo man für sie eine besondere Abtheilung hergerichtet hatte; aber es dauerte lange, bis sie wiederkam, und ich war schon im Begriff, sie auf Roger's Befehl zu holen, als sie endlich heraustrat. Sie war wunderbar schön, schöner als ich sie gesehen hatte; ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten und ihr wundervolles Haar hing in glänzenden Flechten über die Schultern herab. Nur ihr Schritt war nicht so leicht und elastisch wie früher, und als sie sich mir näherte, sank sie auf den Rasen nieder. Ich nahm sie in meine Arme, legte ihren Kopf an meine Brust und bat sie, mich doch nicht nicht zu verlassen.

„„Ich kann nicht anders, Fiora," hauchte sie kaum hörbar, „wenige Tage noch — und ich hätte Dich doch verlassen müssen!"

„„Zendale!" rief ich entsetzt aus, „Du wirst doch nicht?"

„„Und warum nicht?" sagte sie fast heiter. „Ich wollte Leon mein Wort nicht brechen — ich habe Gift genommen."

„Ein bläulicher Schimmer zeigte sich auf ihren Lippen, während sie fortfuhr:

„„Höre mich an, Fiora, verdamme mich nicht, weil ich die Last des Lebens nicht mehr tragen konnte."

„Und nun erzählte sie mir jedes Wort, das sie zu Ihnen gesprochen; sie theilte mir den Aufenthalt oder wenigstens den Namen jenes Dorfes mit, wo sie das Kind ausgesetzt, und gab mir dann dieses Stück von einem goldenen Ohrgehänge, welches das Kind in den Händen gehabt hatte. Einen Moment später, nachdem Zendale sich von Ihnen trennte, hat sie die Kleine fortgebracht in einem Korbe von buntem Geflecht, in welchem auch deren Kleider und eine goldene Kette mit einem Kreuze enthalten waren."

Fiora theilte Leon Alles mit, was Zendale zu ihr gesprochen hatte, und fügte hinzu:

„Während des Sprechens war Zendale bleicher und bleicher geworden, ihr Athem wurde schwächer und die dunkeln Augen verloren allmälig ihren Glanz.

„„Sage Leon" — diese Worte waren kaum noch vernehmlich — „ich hätte mein Wort gehalten, ich wäre nie eines Andern Weib geworden; ich hatte nur ihn geliebt — möge er glücklich werden. Leon — Leon!"

„Vergebens lauschte ich, noch ein Wort von ihren Lippen zu vernehmen; ihr Kopf sank schwer zurück und die glänzenden Augen schlossen sich für immer."

„Bei ihren letzten Worten hatte Fiora sich erhoben und trat auf Leon zu, der unbeweglich mit geschlossenen Augen in seinem Sessel saß.

„Seien Sie ein Mann, mein Herr!" sagte sie, ihn bei seiner Hand, die schlaff herniederhing, ergreifend. „Es war Zendale's letzter Wunsch, daß Sie sich nicht ihrem Kummer hingeben sollten. Ihr Tod kann Ihnen kaum einen Schmerz bereiten, wenn Sie ein solcher Christ sind, wie Zendale eine Christin war."

„So wurde sie eine Christin?" fragte Leon.

„Sie starb mit dem Glauben an ein Wiedersehen."

Fiora legte ein kleines Päckchen auf den Tisch nieder und im nächsten Augenblick, ehe Leon noch daran denken konnte, sie zurückzuhalten, hatte sie das Gemach und gleich darauf das Haus verlassen.

„Jetzt gilt es zu handeln und die Ehre meines Vaters zu schonen," murmelte Leon, sich aufrichtend. „Es ist Alles gut geworden. Und wenn ich Franziska ihren Eltern wieder zugeführt habe, dann kann ich ruhig das Ende meines Lebens erwarten, bis ich Zendale wiedersehe."

Noch an demselben Abend schrieb Leon einen Brief an seine Gattin Olympia, worin er ihr meldete, daß er gezwungen sei, eine längere Reise anzutreten; obgleich er fest überzeugt war, daß jene vielleicht nicht einmal seinen Brief öffnete, so gab er ihr doch keine Gelegenheit, ihm Vorwürfe zu machen. Auch an seinen Onkel den Grafen Franz von Cölestin, schrieb er und theilte ihm jede Einzelheit von dem Raube seines Kindes mit, doch verschwieg er ihm, wer der Anstifter davon gewesen war.

Am andern Morgen bereits machte Leon sich auf, seine kleine Nichte zu suchen. Ob er sie finden werde, darüber war sein Herz voller Zweifel und Sorgen; aber es mußte doch Licht werden, er wollte nicht eher ruhen.

VI.

„Ach, Rosi," sagte Kathrin eines Morgens zu ih-

Digitized by Google

rer Schwester, „ich ſeh' das Elend nicht länger an — ich halt's nicht aus. Schau doch, wie bleich die Wangen unſeres Mädels ſind, und die Augen ſo roth vom Weinen."

Roſi ſeufzte.

„Ich kann's halt nicht ändern, Kathrin, 's iſt nicht meine Schuld," entgegnete ſie ſchmerzlich. „Der liebe Gott und die heil'ge Jungfrau mögen ihm die Schuld nicht anrechnen, er hätte ſonſt dieſſeits und jenſeits keine Ruh' mehr."

„'s iſt halt ein zu ſchlechter Menſch," eiferte Kathrin, „o, ich ſag's Dir, Roſi, die Mannsleut', die Mannsleut' ſind zu ſchlimm — ich hab's immer geſagt und dank' dem lieben Gott, daß er mich vor einem ſolchen Uebel bewahrt hat. Ich hätt' mein Leben gelaſſen für die Treue dieſes Mannes, und da fährt er eines Morgens auf und davon mit dem Beſcheid, bald wiederzukommen, und nun ſind derweil zwei Jahr verfloſſen und er läßt nichts mehr von ſich hören noch ſehen. Ach, lieber Gott, was wird aus dem armen Mädel?"

Faſt verzweiflungsvoll warf Kathrin einen Blick zum Himmel.

„Ich ſag's Dir, Roſi, ich ſtünde ihm mit für ſeine Augen, wenn ich den Burſchen hier hätt'. So'n ſchlechter Menſch verdient's nicht, die ſchöne Welt zu ſehen. Er denkt gewiß nicht mehr daran, was für Unheil er hier angeſtiftet. O, Roſi, ich ſag' Dir, es gäb' ein Unglück, wenn ich den ſchlechten Menſchen hier hätt'."

„Sprich nicht ſo, Kathrin," entgegnete Roſi. „Du darfſt nicht ſchlecht von ihm ſprechen, es iſt am End' nicht ſeine Schuld, daß er nicht zurückkommt — weißt denn, ob ihn nicht längſt die kühle Erde deckt?"

Kathrin ſah faſt beſchämt vor ſich nieder.

„Haſt Recht, Roſi," ſagte ſie dann, „'s mag ſo ſein, wie Du ſagſt; aber dann mög' der liebe Gott uns und unſerem armen Mädel beiſtehen, ich weiß nicht, was mit ihr werden ſoll. Schau, da kommt's den Fußpfad entlang."

Und Kathrin deutete mit der Hand zum Fenſter hinaus, wohin ihr Blick folgte, und ein ſchwerer Seufzer ſtieg aus ihrer Bruſt.

Sie mußte ſich geſtehen, daß Kathrin nicht übertrieben hatte. Franziska's Gang war langſam und ſchleppend, keine Spur mehr von ihrer früheren Elaſticität wahrzunehmen, obgleich ſie es Roſi und Kathrin, die ſie Beide ſo zärtlich liebten, ſorgfältig zu verbergen ſtrebte.

Es war in der That ſo; Franziska liebte Walter Böheim mit der ganzen Liebe, der ihr jugendliches, unſchuldiges Herz fähig war. Anfangs hatte ſie es ſich ſelber verhehlt und obgleich ihr faſt das Herz ſtille ſtand, als er Abſchied von ihr nahm, ſo hielt ſie dies doch nur für Mitleid mit dem ſchönen unglücklichen Manne, der, trotzdem er Vater und Mutter beſaß, einſam in der Welt umherirrte. Allmählig aber bemerkte Franziska, daß der Gedanke an Walter ſie nicht mehr verließ, Tag und Nacht ſchwebte ihr ſein Bild vor Augen, und die Sehnſucht, ihn wiederzuſehen, füllte endlich ihr ganzes Herz aus. Der Frühling ſollte ihn ihr wiederbringen. O, mit welcher Sehnſucht wartete ſie darauf! Aber der Frühling kam, Wald und Feld bekleideten ſich mit friſchem Grün und die Blumen ſproßten hervor und öffneten ihre Aeuglein bei der Berührung der warmen Sonne. Längſt bleichten Hyazinthen und Veilchen — die Schwalben hatten wieder ihr Neſt über dem Fenſter von Roſi's Hütte eingenommen — aber Walter kehrte nicht zurück.

Noch gab Franziska die ſüße Hoffnung nicht auf. Auch der Sommer mit ſeinen Blumen und Früchten zog vorüber. Der Herbſt kam, der Wald färbte ſich röther und röther — der Wind trieb das dürre Laub gegen Franziska's Fenſter, und als das letzte Blatt von dem großen Apfelbaum, der wie eine Schutzwehr dicht bei Roſi's Hütte ſtand, fiel, da verdunkelte eine Thräne Franziska's Auge und rollte langſam über ihre Wange.

„Er kommt nicht mehr," murmelte ſie leiſe.

Der Winter war kalt und ſtrenge und der Schnee lag zwei volle Monate auf den Wegen und machte ſie faſt unpaſſirbar. Franziska ſaß am Fenſter und harrte geduldig auf das Wiedererwachen der Erde, und als endlich über Nacht der Schnee zu ſchmelzen begonnen hatte und am Morgen von den Dächern tropfte, als der Waldſtrom rauſchte und brauſ'te, daß der Ton davon bis in Roſi's Häuschen drang, da färbte ein flüchtiges Roth Franziska's bleiche Wange und ihr Auge blickte zuverſichtlich zum blauen wolkenloſen Himmel empor.

„Jetzt wird Walter kommen, oder nie mehr!" flüſterte ſie.

Wieder wurde es Sommer, Herbſt, Winter und der dritte Frühling nach Walters Abreiſe war gekommen. Franziska war leidend, und endlich konnten Roſi und Kathrin ſich nicht mehr verhehlen, daß ein innerer Wurm die ſchöne Blüthe zernagte und ſie bald ganz vernichten würde.

Franziska wurde ſtiller und ſtiller, ihre Wange bleicher, ihr Gang langſamer, je weiter der Frühling vorrückte, aber nichts konnte ſie abhalten, ihren täglichen Gang in's Holz zu machen, wo Walter ihr einſtmals ſein trauriges Schickſal mitgetheilt hatte.

Stundenlang ſaß ſie hier auf der niederen Moosbank und dachte an jene Zeit, die den Glanzpunkt ihres jungen Daſeins gebildet hatte. Hier in der Einſamkeit wiederholte ſie ſich jedes Wort, das er geſprochen, jeden freundlichen Blick, den er ihr hatte zu Theil werden laſſen, und dann verklärte bei der Erinnerung bisweilen ein bezauberndes Lächeln ihr ſchönes Geſicht.

„Er wird wiederkehren," murmelte ſie zuverſichtlich, „er kann ſein Wort nicht brechen."

Ein lieblicher Maiabend fand Franziska wieder auf dem ſchattigen Plätzchen im Gehölz. Sie hatte den Kopf in die feine Hand geſtützt, um den kleinen Mund zog ſich ein melancholiſches Lächeln und ſchmerzlich blickten die blauen Augen in die Ferne.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Buntes.

A'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn 's Jakobiene.

Hannewackel: Gescheide Leit machen doch aa manchmool Fehler; glaabschde deß nett Jacobiene?

Jacobiene: Wie so?

Hannewackel: Ei e Deehl funn de Eisebahner krieh'n jedz so unn so viel Zulag, daß se sich bess're Klääre unn bess'rie Nahrung aaschaffe kennen, wo se forr de Kolleraa schitzd.

Jacobiene: Ja, nodhweuning isses. — Awwer warum krieh'n dann noore e Dheel Zulag zu demm Zwäck und die Ann're nett. — Waß sollen dezu die mache, wo kee krieh'n?

Han.: Ei ja, siehschde Jacobiene, deß iß jo eewe de Fehler wo se machen. — Die Ann're henn halld se gewerrdige, daße aaschtadd Zulag — die Kolleraa krieh' kennen.

Jac.: Nana, e scheenie Aussichd forr die aarme Leit, wannse so Daak unn Nacht draußerum fahre missen. — Awwer saah emool Hannewackel, haschde noch nix vunn deere Theevissidd vunn am Mondaak Owend g'heerd?

Han.: Aa doo, wo deß Freilein aus em Haus so schee hochdeitsch geblaured hadd. — Ich hanns g'heerd wie's eehr Maad am Brunne erre Kammeräädin v'rzehld hadd. — Beddche, saahdse, die Krach meeschde krieh' waß alleweil die Freileincher mit denne hoohe Absetz uff de Schtiwwelcher, unn eehrem Schtorkeneschd forr e Frissur uffem Kobb, forr e iwwerschbanndes Hoochdeitsch blaureren. — Weeschde, am Mondaak Owend hemmer Theevissidd gehadd, doo wolld unser Freilein de Thee ferrdig mache, awwer weilse 's Theesaiche nett glei gefunn hadd, forr de Thee durch se saie, do ruft se m'r zu in die Kich enei: „Christinche — Christinche — bringen se emaal 's Theeschweinche erein." — Wie ich se aaguck unn frooh se waß dann deß weer, do werrd se ganz fuchsfeierroth vorr Zorrn unn saahd „sie Schneegans" zu m'r. — Kriehd m'r do nett die Kränk — he Beddche — iwwer so e Hoochdeitsch, wann Eennie zum Theesaiche Theeschweinche saahd. — Doo hadd's Beddche gemeend, sie meechd noore vunn de Herrgoddssunneweld wisse wo deß die feine Däämcher lerne dheeren, und hadd v'rzeehld eehr Maddamm hedd ledschd gesaahd, wie s'r sächdzig Gille Laah geforred hedd „Ach herrjeeses Beddchee, das ist viel zu viel, denken se nur emaal 's ist ja gar nichts mehr an de Jahre." — Jedz bidd ich dich um alles in de Weld, Jacobiene, waß saschde dann doo dezu — 's weer nix meeh an de Joohre. —

Jac.: Weschde aa waß, Hannewackel? — demm Freilein mirrem Theeschweinche isses graad gang als wie sellem Schiddz, wo schtadd Saudell, Schweinevertiefung in's Broddegoll geschribb hadd, unn iß dessendswähe vorrem Gericht iwwer sei Hoochdeitsch so abgebuddzd worr. — Unn die — —

Han.: Unn ich meen, wann deere Maddamme die Joohre nimmie lang genunk sinn, do soll se noore emool ebbes Orndliches aaschtelle dannwerrd're 's Gericht schunn noch e paar Monadd dezu gewwe. — Meenschde nett, Jacobiene?

Jac.: Ei freilich.

Das Testament.

Zum Gerichtsnotar eines Städtchens kommt an einem Feiertage Nachmittags ein Bauer, dessen ganze äußere Erscheinung von Wohlhabenheit zeugt. Auf die Frage was sein Begehr sei, erwidert der Bauer, er wolle ein Testament machen lassen. Geduldet Euch ein wenig, guter Freund, sagte der Notar, ich will nur noch die Rechnung da abschließen, und dabei führt er den Bauer in die Wohnstube und befiehlt leise der Frau, mit einem Kruge Wein und etwas unter die Zähne aufzuwarten. Das geschieht. Der Bauer protestirt zwar und will nichts annehmen, die Frau Notar aber weiß ihm so freundlich zuzusprechen, daß er sich ein Herz faßt und zugreift. Nach einer halben Stunde kommt der Notar und fordert den Gast auf, ihm nun seine Angelegenheit vorzutragen. Der Bauer greift in die Rocktasche und bringt ein Neues Testament zum Vorschein, das nimmer neu, sondern stark abgegriffen und zerrissen war. „Mein Hannesle," sagt er, „hats arg zugerichtet; jetzt will ich's für mein Konradle neu einbinden lassen, daß er wieder eine bessere Freude daran hat."

Bei diesen Worten verschwindet die Frau Notar kirschroth durch die Thüre ins Nebenzimmer. Der Herr Notar beißt sich auf die Lippen, spricht aber so freundlich als er noch vermag: „Guter Mann, da seid Ihr in's unrechte Haus gekommen, da müßt Ihr zum Buchbinder, und der wohnt gleich daneben an; es ist ein großes Schild über der Hausthüre, wenn Ihr lesen könnt."

Auflösung des Räthsels in Nr. 85.

Erbe, Eber Rebe.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 87. Kaiserslautern, 29. Oktober 1873.

* Die Zigeunerin.

Novelle von Fanny Klinck.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Kathrin hat Recht," flüsterte sie. „Walter wird nicht zurückkehren, aber nicht weil er mich vergessen hat, oder ein Wortbrüchiger ist, sondern weil er nicht kommen kann. Der Kummer mag ihm ein frühes Grab bereitet haben."

„Wie wunderbar schön ist es hier," fuhr sie nach einer Pause fort, „und doch kann ich mich nicht so darüber freuen, wie vordem, doch ist es so öde in meinem Herzen, seit Walter nicht mehr hier ist. O, wie ganz anders war er damals."

„Franziska!" ertönte es in diesem Augenblick an ihr Ohr.

Erschrocken fuhr Franziska zusammen. Wer sprach mit ihr? — War das seine, war das Walters Stimme? Sie wagte nicht aufzusehen.

„Franziska!" rief die Stimme wieder.

Ach nein, das war nicht Walter, von dem sie geträumt, an den sie gedacht hatte; dessen Stimme war viel weicher, obgleich diese ihren Namen so sanft aussprach.

Sie erhob ihre Augen und erblickte einen, sie wußte nicht, was sie sagen sollte, ob ältlichen oder noch jungen Mann. Es war eine hohe, schlanke Gestalt; doch zeigte das Haar hin und wieder weiße Fäden und auf der hohen Stirn waren tiefe Furchen gegraben. Franziska hatte den Mann noch nie gesehen und doch lag für sie etwas Bekanntes in seinen Zügen.

Eine Ahnung, sie wußte nicht welche, tauchte in ihr auf. Längst vergessene Bilder schwebten bei seinem Anblicke an ihr vorüber. Wieder, wie in früheren Jahren, neigte sich das sanfte, freundliche Gesicht einer schönen Dame zu ihr hernieder und flüsterte ihr zärtliche Worte zu.

„Nicht wahr, ich habe mich nicht getäuscht," sagte der Mann, näher tretend, „Du bist Franziska, meine liebe kleine Nichte."

Erschrocken starrte Franziska den Sprecher an, den sie für einen Wahnsinnigen halten mochte, und als sie in das bleiche, abgespannte Gesicht sah, wurde ihr die Vermuthung fast zur Gewißheit.

Einen Augenblick bannte sie die plötzliche Angst an ihren Platz, aber dann sprang sie auf und eilte wie ein geschreckter Reh den Waldweg entlang, ihrem Hause zu.

Athemlos kam sie dort an und es dauerte lange, ehe Rosi und Kathrin etwas aus ihr herausbringen konnten. Endlich erzählte sie jedoch die Begegnung mit dem Fremden im Walde und die sonderbaren Worte, die er zu ihr gesprochen hatte.

Jetzt war die Reihe des Erschreckens an Rosi und Kathrin; die furchtbare Ahnung, daß die Stunde, wo man Franziska von ihrem Herzen reißen würde, gekommen sei, wurde ihnen zur Gewißheit, nur wagten sie dieselbe noch nicht in Franziska's Gegenwart auszusprechen.

„Es ist vorbei, Kathrin," sagte Rosi muthlos, als Franziska das Stübchen verlassen hatte, „es ist aus, Alles aus; unser herziges Kind geht fort — ich hab's immer gedacht."

Und sie fing bitterlich an zu schluchzen, während Kathrin mit drohender Geberde sich dicht vor sie hinstellte.

„Lassen's kommen die Leut'," sagte Kathrin trotzig mit zusammen gepreßten Lippen, lassen's kommen die Leut', die 's Kindle hier vor sechszehn Jahren hergebracht haben. Ich sage Dir, Rosi, ich geb's nicht zurück, ich leid's nicht, daß man's wegnimmt. Wir haben's erzogen wie unser eigenes und kein Mensch soll's mir fortnehmen, ich geb's nicht heraus. Wer kann's beweisen, daß es grad sein Kind ist? Gleich verbrenne ich die Kleider, die bei ihm im Korbe gelegen haben, und dann lassen's kommen und Franziska zurückfordern."

Aber Rosi schluchzte trotz Kathrin's Trostworte weiter, sie genügten ihr nicht; ach, sie wußte wohl, daß sie das geliebte Kind nicht bei sich behalten konnte, wenn die wirklichen Eltern es zurückforderten, und dann war ihr Leben wieder so einsam wie zuvor.

„Denke nicht, Kathrin, daß wir Franziska behalten können, wenn man sie uns abfordert," schluchzte sie endlich; „gieb' jede Hoffnung auf. Ich habe immer gedacht, daß es so kommen würde. Gewiß ist's reicher Leut' Kind, — und wenn sie erst fort ist —"

„So wird sie uns vergessen," brauf'te Kathrin auf, „uns, die wir das Mädel geliebt und gepflegt haben wie unser eigenes."

„Nein Kathrin," versetzte Rosi entschieden, „das wollte ich nicht sagen und es ist nicht Recht, daß Du so von Franziska sprichst. Es ist ein dankbares Mädchen und hat uns so lieb wie ein Kind seine Mutter. Ich leid's nicht, daß Du so von ihr sprichst! Wart's ab, ob sie Dir Ursach' dazu giebt!"

„Ich mein's auch nicht so, Rosi," sagte Kathrin treuherzig, „und wir sprechen am End' von einer Sach', die nichts bedeut'. Wer weiß, ob's nicht Einer gewesen ist, der ein Bißle Appartes an sich hat. Wir wollens abwarten."

Es dauerte aber nicht lange, so sollte ihre düstere Ahnung eine traurige Bestätigung finden. Kaum eine

Digitized by Google

halbe Stunde nach Franziska's Heimkehr trat der Fremde den dieſe im Walde geſehen hatte und der kein Anderer als Leon von Cöleſtin war, in das Stübchen, wo Roſi, Kathrin und Franziska in angſtvoller Erwartung beiſammen ſaßen.

Kathrin ſchrie beim Anblick des Fremden laut auf, und auch Roſi wurde bleich, obgleich ſie ihre volle Faſſung bewahrte und aufſtehend, den Fremden in ihrer kleinen Hütte bewillkommnete.

„Sind Sie Beſitzerin dieſes Hauſes?“ fragte jetzt der Fremde.

„Ja,“ entgegnete Roſi, „meine Schweſter und ich.“

„Und dieſes junge Mädchen?“ forſchte er faſt athemlos zu Franziska gewendet.

„Iſt meine Tochter,“ verſetzte Roſi feſt.

Der Fremde wurde noch bleicher als zuvor — alles Blut ſchien aus ſeinem Geſichte gewichen.

„Alſo Ihre Tochter!“ flüſterte er endlich. „So hat man mich getäuſcht.“

„Franziska,“ wandte ſich Roſa an dieſe, während der Fremde bei Nennung des Namens zu wanken ſchien, — geh' in den Garten, mein Kind.“

Wie eine Träumende gehorchte Franziska dieſer Aufforderung, indem ſie im Vorbeigehen noch einen Blick auf den ihr ſo bekannten Fremden warf.

Die Verhandlungen zwiſchen dem Fremden und Roſi hatten bald ihr Ende erreicht, Franziska's blaues Seidenkleidchen und die goldene Kette mit dem Kreuze, welche Kathrin endlich mit ſchwerem Herzen herbeiholte, wurden ſogleich von Leon als die von Fiora bezeichneten erkannt. Vor Allem der Name Franziska's auf dem kleinen Kreuze ließ keinen Zweifel, daß Leon die Verlorene wieder gefunden.

Franziska ſtrahlte vor Glück und Wonne, als Roſi ihr unter Thränen mittheilte, daß ſie jetzt keine elternloſe Waiſe, kein Findelkind mehr ſei, ſondern die Tochter des Grafen von Cöleſtin und daß Vater und Mutter mit Sehnſucht ihrer Heimkehr harrten. Zwar ſchmerzte es ſie tief, daß ſie Roſi und Kathrin, die ſie ſo ſehr geliebt, daß ſie ihr Plätzchen im Walde, wo ſie ſo ſelige Stunden verlebt, ihr Dörfchen, ihre lieben Berge und die heimiſche Hütte verlaſſen mußte; aber einen Vater, eine Mutter beſitzen, war ein zu beſeligender Gedanke, als daß die Schmerzen einer ſolchen Trennung das neue Glück ſtören konnten.

Erſt als ſie wirklich Abſchied nehmen mußte, als Roſi und Kathrin vor Schluchzen nicht ſprechen konnten, da fühlte ſie, was dieſe ihr bis jetzt geweſen, wie gut ſie es mit ihr gemeint, wie lieb ſie ſie gehabt hatten; da fühlte ſie, wie ſchwer es ihr wurde, ſich von dieſen liebevollen Weſen, von dieſem friedlichen Plätzchen zu trennen, um eine fremde, ihr gänzlich unbekannte Welt aufzuſuchen. Sie konnte ſich, trotz Leons Bitten, ſich den Abſchied nicht ſo ſchwer zu machen, nicht losreißen und Roſi ſelbſt mußte ſie endlich in den bereitſtehenden Wagen heben.

„Grüß Gott, Mutter!“ rief Franziska unter ſtrömenden Thränen; „grüß Gott, Kathrin! Ich dank' Euch für alles Gut's, was Ihr dem armen Findelkind gethan habt und was ich Euch mein Lebtag nicht vergelten kann. O, Mutter, ich hab' nicht geglaubt, daß das Scheiden ſolche Schmerzen brächt'. Wenn Er kommt, wenn Er mit dem Frühling zu uns zurückkehrt, ſo ſag's ihm, Mutter, ſag's ihm, daß —“

Schluchzen erſtickte ihre Stimme. In dieſem Augenblick hieb der Kutſcher auf die Pferde ein und raſch rollte der Wagen von dannen.

„Lebt wohl, Mutter, Kathrin lebt wohl!“ rief Franziska noch einmal, ſich aus dem Wagenfenſter lehnend; „im nächſten Frühling komme ich heim zu Euch, lebt wohl!“

Lange noch, als Roſi und Kathrin ihre Stimme nicht mehr vernehmen konnten, winkte ſie mit dem Tuche Grüße hinüber, und erſt als Roſi's Häubchen ihren ſpähenden Blicken entſchwunden war, ſank ſie in das weiche Polſter des Wagens zurück, um ſich in Gedanken mit ihrer künftigen Heimath vertraut zu machen.

„Ich weiß nicht, Roſi,“ ſchluchzte Kathrin, „aber ich kann's nicht faſſen, daß Franziska fort iſt, daß ich ihr liebes Geſicht nicht mehr ſehen ſoll.“

„Wir müſſen's wohl zufrieden ſein,“ entgegnete Roſi gefaßter; „wer weiß, der liebe Herrgott mag ſie uns wohl zur rechten Zeit fortgenommen haben; ich denk', 's war keine Blum', die hier wachſen und gedeihen konnt', beſonders mit mehr ſeit den letzten drei Jahren. Sei zufrieden, Kathrin, wenn Du die Franziska recht lieb haſt, ſo mußt Du Dich freuen, daß es ihr gut gehen wird und ſie die Eltern gefunden hat, die wir ihr trotz all' unſ'rer Lieb' nicht erſetzen konnten. Denk' doch was für ein Herzeleid die Mutter gehabt hat, als ſie ihr Kind verlor, und denk' an die Freud' beim Wiederfinden!“

VII.

Franziska war heimgekehrt in das Vaterhaus und Niemand zweifelte an ihrem Anrechte auf den Namen und die Reichthümer des Grafen Cöleſtin. Man brauchte ſie nur an der Seite ihrer Mutter zu ſehen: — das waren dieſelben feinen Geſichtszüge und die tiefblauen Augen.

Es war jetzt wieder eine glückliche Familie, die des Grafen von Cöleſtin, doppelt glücklich als je zuvor — Friede und Freude ſtrahlten aus Aller Augen und Franziska genoß wie eine Träumende das Glück, Vater und Mutter zu beſitzen. Ach, wie wonnig durchſchauerte es Franziska, wenn die Mutterhand über ihr weiches ſeidenes Haar fuhr, und dann erzählte ſie derſelben von Roſi und Kathrin, von den Bergen und dem anmuthigen Dörfchen, wo ſie ſo lange gelebt. Dann tröſtete ſich ihre bleiche Wange und die Armen um den Nacken der Mutter ſchlingend, rief ſie aus:

„O, im Frühling werden wir dorthin reiſen, Mama, der Papa hat es mir verſprochen, — wenn's doch nur Frühling wäre!“

So flossen Franziska's Tage, von Liebe und Sorgfalt umgeben, dahin. Nur eins schmerzte sie, und doch wagte sie es nicht, dem Vater darin zu widerstreben — sie scheute alle Festlichkeiten und doch war sie gezwungen den rauschenden Belustigungen, die sie nie kennen gelernt, beizuwohnen.

Wie dankte jetzt Franziska in ihrem Herzen dem Pfarrer ihres Dörfchens, der sie in Allem unterrichtet hatte. Sie durfte sich mit ihrem gründlichen Wissen unbedingt an die Seite aller Salondamen stellen, die sich mit ihrer Bildung breit machten. Aber sie wäre doch lieber daheim geblieben und nur die Rücksicht auf ihre Eltern konnte sie bewegen, sich den öffentlichen Blicken Preis zu geben.

Die fieberhafte Aufregung der letzten Zeit, die Trennung von Rosi und Kathrin, von der Stätte ihrer Kindheit, das Wiederfinden ihrer Eltern, die gänzlich veränderte Lebensweise, — dies Alles war wohl geeignet, ihre ohnehin angegriffene Gesundheit noch mehr zu erschüttern, und als jetzt endlich Ruhe kam, als der Schnee die Mutter-Erde eingehüllt hatte und kalte Winde die entblätterten Zweige der Bäume gegen einander schlugen, da war Franziska's scheinbares Wohlbefinden zu Ende — sie legte sich auf das Krankenlager.

Das war ein trauriger, banger Winter, der jetzt folgte. Traurig und düster schlich Graf von Cölestin umher — weinend saß die Gräfin am Lager der Leidenden, um sie zu pflegen.

Von Walter hatte Franziska ihren Eltern gegenüber nicht gesprochen. Wozu auch? Er hatte sein Versprechen vergessen — er war nicht nach der Alm zurückgekehrt, Rosi und Kathrin hätten ihm sonst ihren Aufenthaltsort verrathen — und sie hatte ihn doch so sehr geliebt — liebte ihn noch.

Wie lange hatte sie gehofft, ihn wiederzusehen und er war nicht gekommen, wie viele Male sah sie den Frühling wiederkehren, ohne daß er Walter zurückbrachte. Und hatte er nicht in Rosi's und Kathrin's Gegenwart sich deutlich genug erklärt, daß er Franziska liebte? Waren seine Blicke, seine Worte Verstellung gewesen?

„Nein — nein!" rief Franziska bei solchen Gedanken verzweiflungsvoll, „es ist unmöglich! Ich selber habe mich betrogen — er hat mich nie geliebt."

Franziska's Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr, bis endlich — es war gerade an einem Märztage und Crocusse und Veilchen guckten bereits aus der Erde hervor — der Arzt mit Kopfschütteln eine Luftveränderung verordnete.

„Zu Rosi! zu Kathrin!" jauchzte Franziska, als die Mutter zu ihr trat und sie bat, einen Ort zu bestimmen. „O, nur nach den Bergen!"

Der Arzt wünschte zwar einen Aufenthalt in Italien, doch da er sich auch davon wenig Hoffnung versprach, so willigte er leicht genug in den Wunsch ein.

Noch an demselben Tage wurde Alles zur Abreise vorbereitet, und wunderbar — schon von der Absicht, in ihre eigentliche Heimath zurückzukehren, gestärkt, erhob sich Franziska am Tage der Abreise vom Krankenlager und stieg ohne Hülfe in den Reisewagen.

Die Freude, die Aussicht auf das Wiedersehen, das herrliche Reisewetter zeigten bald ihre Wirkung und mit Entzücken sahen Vater und Mutter die Wangen ihres Kindes sich rosiger färben, hörten wieder ihr munteres Geplauder und von Rosi und Kathrin erzählen.

Das war ein Jubel, als Rosi Franziska wieder in ihren Armen hielt und der Graf ihr mittheilte, daß sie den Sommer über im Dorfe bleiben würden.

Kathrin sprang wie ein Kind umher und wollte Franziska nicht wieder aus ihren Armen lassen.

„Nun wird noch Alles gut," murmelte Rosi, als sie sich am Abend zur Ruhe legte — nicht allein Franziska hatte durch diese Trennung gelitten.

Wenige Tage darauf, es war ein wundervoller Abend — wanderte Franziska hinauf nach der Alm, wo sie einst Walter gefunden.

Vielleicht war es mehr Aufregung, welche ihr einen solchen Weg gestattete, als wirkliche Kraft, aber sie fühlte ein solches Verlangen nach dem Plätzchen, daß sie nicht zurückbleiben konnte.

Walter war zurückgekehrt, wie ihr Kathrin gesagt: er hatte sie aufsuchen wollen — seine Franziska — um sie heimzuführen als sein Weib, wenn sie ihm ihre Liebe bewahrt — er hatte die Jahre hindurch gearbeitet und geschafft, um sich eine Stellung zu erringen und seinem zukünftigen Weibe eine sorgenfreie Existenz zu sichern.

Jetzt freilich waren alle seine Pläne durch die Nachricht, daß Franziska die Tochter des Grafen von Cölestin sei, auf einmal vernichtet, sie war dem Künstler dadurch unerreichbar geworden.

So sah man Walter Böheim denn Tag für Tag seinen Weg nach Rosi's und Kathrin's Häuschen einschlagen, wo er stundenlang verweilte, um mit ihnen von Franziska zu sprechen bis auch dieser letzte Trost ihm durch ihre Ankunft geraubt wurde.

„Fort," tönte es jetzt in seinem Innern, weit weg! Du kannst nicht in ihrer Nähe weilen und sie Dir doch so fern wissen."

So war er denn hinaufgewandert nach der Alm um von allen ihm lieb gewordenen Plätzen Abschied zu nehmen und dann sollte ihn der folgende Morgen schon auf dem Wege nach Italien finden, wo er Vergessenheit suchen wollte.

Er hatte sich niedergeworfen in das weiche, blumige Gras und starrte lange Zeit, in trübe Gedanken versunken, vor sich hin. Er hörte nicht die leisen Tritte auf dem Rasen — nicht das Rauschen des seidenen Gewandes, sah nicht das glückstrahlende Auge, das wonnige Lächeln jenes lieblichen Gesichtchens, welches sich jetzt zu ihm herniederneigte.

Doch jetzt? War es nicht, als wenn ein warmer, duftiger Hauch seine Wange berührte? War es nicht, als wenn zwei rosige Wangen sein lockiges Haar streiften? — eine sanfte, melodische Stimme seinen Namen hauchte?

Digitized by Google

„Franziska!“ jauchzte er, seine Arme um die feine Gestalt schlingend.

„Walter!“ murmelte Franziska, ihr Köpfchen errö-thend an seine Brust lehnend — Du bist doch gekommen — ich wußte, daß Du Dein Wort halten würdest!“

Im Herbste fand in der kleinen Dorfkirche die Ver-mählung der beiden Glücklichen statt. Nur einen Au-genblick hatte der Graf Franz gezögert, seine Einwilli-gung zu der Verbindung zu ertheilen — ein Erbleichen Franziska's sagte ihm, daß nur ein vollkommenes Glück ihm seine so spät gefundene Tochter erhalten könne.

Uebrigens durfte der Graf nicht bereuen, daß er die-sem Manne sein Kind anvertraut hatte.

Leon lebt wieder in der Residenz an der Seite sei-nes ungeliebten Weibes Olympia, nachdem er, so weit es in seinen Kräften stand die Schuld der Eltern ge-sühnt hatte. Aber seine Gesundheit ist geschwächt und ein Hauch vermag das geknickte Rohr zu brechen.

Buntes.

† E Pälzer Freier.

Hör, geb en Roth mer, Bawett,
Wass fang ich Aermschter a(n),
Des Burgemeschters Elis
Die hot mer's angeba(n).

„Mei Roth den soll'ner hawwe,
„De Alde ladet ei,
„Fors Esse loßt mich sorge,
„Sorgt ehr nor for de Wei.

„Ich mach e loschber Esse,
„Des kriegt de Alte rum,
„Un wann er düchtig spult,
„Frogt dreischt un seid nett dumm.“

Die Bawett kanns versprechə,
Sie kocht so gut un fei(n),
Der ärgschte Schlecker freet sich,
Emol ehr Gascht zu sei.

Die Zwee do bey dem Esse
Die hätt'ner solle sähe,
Der alte Burgemeschter
Der izt allee(n) vor zwee.

Beim Lummelsbrode awwer
Do macht er e Gesicht:
„Ach krägt ich doch deheme
„Nach emol sa e Gericht.“

Der Borsch der denkt, s'ich Zeit jetzt
Un sagt zum Alte schlau:
„Die Bawett nemmt und gebt mer
„Euer Mädle zur Frau.“

Do nimmt der Burgemeschter
Sei Glas voll purem Wei
Un guckt recht pfiffig schmunzelnd
E ganze Weil enei.

Der alte Burgemeschter
Der denkt, ich seh mich vor:
„Wie alt isst euer Köchin,
„Halt se noch manches Johr?“

„Erscht zwee e verzig hott se“ —
„Do iß mei Hand, schlag ei,
„Mei Mädel solschte hawwe,
„Die Köchen awwer isst mei.“

(Sp. A.)

† An der Kasse.

A Billet nach Pforza! Was kost's?
Zwanzig Kreuzer!

Ha i mein, fufzehn Kreuzer wär au g'nug — bin a arms Weib vom Göckelhof sechs Stund aus'm Schwarzwald und will mein Sohn b'sucha z'Pforza. Mein Sächle nehm i auf d' Schoß, no gohts schau leich-ter für d'Eisenbahn.

Hier wird nicht gehandelt wie bei den Ehninger Krämern.

No, wenn Ihr so auf die Kreuzer versessa sind, no muß au net mit Euch g'fahren sein; 's geit no mai Eisebahna als d' Wildbader!

† Reinlichkeit. Laß mich den Teich machen, sagte das Gretchen zu ihrer Mutter, daß ich saubere Hände bekomme.

† (Ein gutes Buch.) Ein gutes Buch ist doch fürwahr ein großer Schatz!

Sprach ein Student und trug den Codex zum Ver-satz.

† Verwechselte Arznei. „Ach mein Herr, rief ein Krankenwärter, ich habe die Gläser verwechselt; statt der Arznei habe ich Ihnen einen Löffel voll Dinte gegeben.“ „Lassen Sie,“ sagte der eben eintretende Arzt, „den Kranken einen Bogen Fließpapier verschlucken, und es wird nichts mehr davon in Vorschein kommen!“

† (Schlau.) Herr (zum Pferdehändler): Nun, Levy, was kostet das Pferd?

Levy: Zweihundert Thaler.

Herr: Das ist mir für ein Arbeitspferd zu viel.

Levy: Kaufen Sie's als Reitpferd, laß ich's Ihnen vor dreihundert.

† (Kindesliebe.) „Zuckerbäcker will ich wer-den,“ sprach der Fritz, als man ihn fragte, welchen Stand er sich gewählt habe. — Warum? „Um meinem Vater das Alter zu versüßen.“

† (Ein junger Bösianer.) „Joseph, was machst Du da?“

„Mama, ich schneide mir von dem Aktienbrod einen Coupon ab.“

Räthsel.

Ich bleibe recht behaglich
An einem lieben Ort;
Doch fehlt das erste Zeichen,
So laufe, flieg' ich fort.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 88. Kaiserslautern, 2. November 1873.

Vergilbte Blätter.

Epistel an einen Jugendfreund.

Wo sind die Tage, die hinüber schwanden
„In's Meer der Zeit," wie man zu sagen pflegt;
Seit oft wir fröhlich uns zusammen fanden,
So manche, nun verwelkten, Kränze wanden,
Von Jugend und von Freundschaft angeregt? —

Seit wir im kleinen Stübchen droben saßen
Und ganz nur lebten unserm Ideal;
Zusammen phantasirten, schergten, lasen
Und drüber wohl die ganze Welt vergaßen, —
Die Welt mit ihrem Thun, so fremd und schal! — —

Wenn mit Begeisterung wir leben ließen
Was immer uns das junge Herz beglückt,
Wenn jubelnd wir dann an die Gläser stießen
Und blaue Rauchwölkchen von uns bliesen,
Von keinen Sorgenwolken noch bedrückt! —

Wenn singend wir durch Au und Wälder schweiften
Gleich lust'gen Vögeln, die's im Nest' nicht litt,
Manch schönem Kind die runden Wangen kneiften
Und Glückwünsche frivol zu Dutzend häuften, — —
O, schöne Zeit voll Liebe — und Credit.

Du bist dahin! — Nur Zipperlein und Sorgen
Und alte Jungfern suchen mit're Näh';
Und keine Seele mehr, die uns will borgen,
Wenn wir verschern auch: wir zahlen morgen — —
Wie leder sind die Aerle, hart und zäh! —

Du bist dahin, — und Viel ist anders worden,
Gar manche ernste Stunde trat uns nah; —
Es weitet fern' der Freund an fremden Orten,
Geschlossen sind des kleinen Tempels Pforten,
Der uns so oft vereint und glücklich sah! —

Die Jugend flieht, ob schmerzlich wir sie missen
Es welkt das Laub eh' es zur Erde fällt; . . . . .
Wir welken mit, oft ohne unser Wissen:
Jüngst wollte ich ein niedlich Mägdlein küssen,
Da rief es, strändend sich: „Nicht um die Welt!" — —

Ja, ja, o Freund, der Tag beginnt zu neigen,
Zu Ende geht die sode Herrlichkeit — —
Und allgemach will auch das Haar sich bleichen; —
Bald macht sich, uns zum letzten Tanz zu zeigen
Mit dürrer Hand, der Klappermann bereit! — — —

Doch sei es drum! — Laß fahren hin, laß fahren; —
Wir folgen immer noch der alten Spur!
Wir bleiben jung an Geist, ob alt an Jahren
Und singen leisch, auch noch in weißen Haaren
Wie einstmals „Gaudeamus igitur!" —

Drum zu, Freund Hain, es schreckt uns nicht dein Winken
Nur blas' uns nicht das Licht auf einmal aus!
Und hilf vorerst ein Gläschen noch uns trinken, —
Dann mögest Du getrost voran uns hinken,
Wir folgen singend dir in's Bretterhaus! —

Seitz.

Ein fürstlicher Wütherich.

Wir theilen hiermit unsern Lesern einige Characterzüge aus dem Leben Carl Friedrich Wilhelms, Markgrafen von Ansbach, mit, um zu zeigen, wie leicht es den vornehmen Wütherichen in der so oft gepriesenen guten alten Zeit möglich war, ihrem gesetzlosen Zorn die Zügel schießen zu lassen.

Ein Husar hatte eine Geliebte, die in Ansbach als Magd diente und von Schwabach gebürtig war. Dieses Mädchen sagte an einem Feiertage ihrem Liebhaber, daß sie den andern Morgen nach Schwabach auf die Kirchweih zu ihrer Mutter ginge. Wie sie in den Windsbacher Wald kommt, sieht sie ihren Liebhaber ihr nachkommen. Erschrocken fragte ihn das Mädchen, ob er Urlaub habe; er bejahte es, indem er auf ein Papierchen hinzeigte, das er in dem Aufschlag seines Aermels stecken hatte. Vergnügt hing sie sich nun an seinen Arm und ging mit ihm fort.

Doch nicht lange, so begegnete ihnen der Wildmeister von Windsbach, der wie alle Förster den Auftrag hatte, jeden Soldaten nach seinem Urlaub oder Paß zu fragen und welcher auch hier seine Pflicht erfüllte. Betroffen gestand der arme Husar, er habe keinen, wolle blos sein Mädchen nach Schwabach begleiten und gleich wieder zurückkehren. Diese Entschuldigung konnte wenig gelten, der Wildmeister arretirte ihn, seine Geliebte fing an zu weinen, warf ihm seine Unvorsichtigkeit vor und wollte weiter gehen.

Nein, nein, sie kommt auch mit, sagte der Förster, — da half kein Bethenern ihrer Unschuld — sie wurde in aller Frühe Sonntags Morgens nach Ansbach mit dem Husaren abgeführt. Sobald der Markgraf die Einführung dieser Menschen erfuhr, schwur er bei seinem Namen, daß Beide sterben müßten.

Sie langten um 6 Uhr Morgens an und schon um 7 Uhr, nach kurzem Kriegsgericht, hingen sie, in der Nähe der Kaserne am Galgen, denn vergebens war jede Verwendung bei dem Markgrafen, vergebens die Vorstellung, wenn es ein Opfer kosten sollte, man nur den Schuldigen strafen, das Mädchen aber schonen möchte; vergebens waren die Bitten des Husaren selbst für seine

Digitized by Google

Geliebte, der gern sterben wollte, wenn nur ihr das Leben geschenkt würde.

Dieses Mädchen war gewiß eine gute Tochter, denn sie verschied mit den Worten:

„Habe ich diese entsetzliche Strafe an meiner guten Mutter verdient, die ich von Jugend auf so innig geliebt und unterstützt habe?"

Diese Hinrichtung geschah während der Frühkirche; nach alten Gebräuchen sollte dies nie stattfinden. Der damalige Stadtpfarrer Knebel war auch darüber so entrüstet, daß er gleich in der sogenannten Früh-Kirche heftig gegen dieses Verfahren predigte und aus dem Buche der Richter den Spruch anführte: „Gott giebt den Menschen Zeit zur Buße, und Du gewaltiger Erdenfürst thust es nicht."

Diese Worte wurden dem Markgrafen auf der Stelle hinterbracht, er ließ sogleich die Kirche mit Husaren umstellen. Der unerschrockene Knebel nahm seine Bibel unter den Arm und folgte den Husaren, die ihn vor den Markgrafen führten.

„Hier ist Gottes Wort," sagte Knebel, indem er auf seine Bibel schlug, „wissen Ew. Durchlaucht mehr denn dieses Buch, so beug' ich mich."

Bekanntlich mußten zu den Zeiten der markgräflichen Regierung die Müller und Fallmeister, welche in den Umgebungen der markgräflichen Jagd wohnten, Jagdhunde in der Kost halten, wofür ihnen indeß einiges Getreide gereicht wurde. Einige dieser Hunde zur Jagd abzuhalten, hielt der Markgraf einstmals bei der Wohnung eines Fallmeisters an. Die Hunde schienen dem Markgrafen etwas mager, er fragte seine Cavaliere nach der Ursache dieses übeln Aussehens.

„Ihro Durchlaucht, das ist leicht zu erklären, sie bekommen nichts zu fressen."

„Man rufe den Fallmeister."

Dieser erschien ehrerbietig die Mütze in der Hand unter der Thür.

„Bekommt Er Getreide zur Fütterung der Hunde?"

„Ja, Ihro Durchlaucht."

„Warum sehen die Hunde so schlecht aus?"

Der Fallmeister machte einige Entschuldigungen.

Der Markgraf ergrimmt, zog eine Pistole aus der Halfter einer seiner Husaren und drückte sie gegen den Fallmeister ab, der auf der Stelle todt zur Erde sank.

Der Markgraf liebte bekanntlich die großen Soldaten. Er engagirte Ausländer und zahlte mehr oder weniger Handgeld, je nachdem die Gestalt des Rekruten war. Unter diesen waren zwei Mann, Namens Schumann und Sprecher, die ihm viel kosteten. Diesen war er sehr gewogen und beschenkte sie fast so oft er sie sah. In damaligen Zeiten, bei dem zerstückelten Zustand von Deutschland, war es für dergleichen Leute leicht, zu desertiren, man nahm sie überall auf, sie holten ihr Handgeld, kehrten oft zu dem nämlichen Fürsten mehrere Male zurück, natürlich zu einem andern Regiment, — wurden sie je einmal erwischt, so war die Strafe mit einige Mal Gassenlaufen abgemacht, wobei nach damaligen Begriffen keine Unehre verbunden war.

Auch unser Schumann und Sprecher benutzten den günstigen Augenblick, frisches Handgeld bei dem Kaiser von Deutschland zu holen. Der Markgraf brachte es heraus, daß diese beiden Menschen den Weg zur kaiserlichen Werbung nach Rothenburg gefunden hätten. Eingedenk der Gunst und Wohlthaten, so er ihnen stets bezeugt, schwur er, daß er sie wieder bekommen müßte. Er reklamirte sie bei dem deutschen Kaiser, welcher sie lange verweigerte und nur nach dem Anerbieten, 25 Mann dafür zu geben, ihre Auslieferung zusagte.

Ein Commando Ansbacher Soldaten wurde nach Philippsburg abgeschickt, denn dort befanden sich Schumann und Sprecher in Garnison; Schumann ging gerade auf dem Wall spazieren, als er dies Commando kommen sah und welches er sogleich für Ansbacher Truppen erkannte. Er theilte seine Besorgnisse seinem Hauptmann mit, der ihn indeß mit den Worten beruhigte, daß der Kaiser, sein Herr, nie ein Paar so schöne Leute einem Markgrafen von Ansbach ausliefern würde.

Doch wenige Minuten darauf wurden Beide wirklich arretirt, in Fesseln gelegt und nach Ausbach transportirt.

Sprecher war unterwegs sehr niedergeschlagen, sein gutes Urtheil ahnend. Schumann hingegen blieb guten Muthes und richtete seinen Kameraden mit den Worten auf:

„Fürchte Dich nicht, der Markgraf hat uns immer so gerne gehabt, er hat gewiß eine Freude, wenn er uns wieder sieht."

Als sie in Ansbach anlangten, wurden sie sogleich vor den Markgrafen geführt; munter und in militärischer Haltung stellten sie sich ihm unter das Gesicht.

Der Markgraf sah sie lange an, endlich sagte er:

„Schumann und Sprecher, ich habe ein Wort geredet, das darf ich nicht brechen."

So wurden sie abgeführt und gleich darauf aufgehängt.

Einst desertirten mehrere Husaren nach Herrieden, einem ehemaligen Reichsstädtchen. Der Markgraf ließ den Ort von seinem Militär umstellen und reklamirte von der Herriedener Behörde die Husaren. Nur nach langen Unterhandlungen willigte man ein, sie auszuliefern, jedoch unter der Bedingung, daß ihnen nichts am Leben geschehen dürfte. Der Markgraf gestand dies zu; nachdem er sie indeß in Empfang genommen, ließ er ihnen Nasen und Ohren abschneiden. In diesem entsetzlich verstümmelten Zustande schickte er sie nach Herrieden zurück.

Ueber das Schicksal der Polaris

liegen jetzt die von der Mannschaft, welche kürzlich in Dundee ankam, mitgetheilten glaubwürdigen Nachrichten vor. Als das Schiff bedenklich leckte, beschloß man

Digitized by Google

am 15. Oktober 1872, dasselbe zu verlassen und begann zu diesem Zwecke den vorhandenen Mundvorrath und die anderen Utensilien aus ihm aus Land zu schaffen. Plötzlich erhob sich ein heftiger Sturm, Schnee fiel in Menge; die Taue gaben nach und rissen, der im Eis befestigte Anker ward von dem westtreibenden Schiffe nachgezogen, und bald verloren die Insassen des Schiffes das Land und ihre Kameraden, welche auf dem Eise und der Küste mit dem Wegschleppen und Bergen der Ladung beschäftigt waren, aus dem Gesichte. Natürlicherweise mußte es das Streben der Mannschaft sein, bei dem lecken Zustande des Schiffes sobald wie möglich ans Land zu kommen, was ihnen auch nach hartnäckiger Anstrengung gelang. Hier bauten sie sich aus den Planken des Schiffs ein Haus zum Ueberwintern, bedeckten es mit Segeln und bargen den Kohlen- und Mundvorrath in Nebenräumen. Indeß würde es ihnen in dieser primitiven Behausung kaum möglich gewesen sein, über den harten Winter hinüberzukommen, wenn sie nicht von drei mildherzigen Eskimos unterstützt worden wären. Gegen einige werthlose Geschenke transportirten diese ihnen den Rest des Schiffsinhalts an's Ufer und versorgten sie mit dicken Pelzkleidern, die zwar übel rochen, aber von unersetzlichem Nutzen waren. Gegen Schluß des langen Winters machte der Obersteuermann Mr. Chester den Vorschlag, das Weite zu suchen und man begann, aus den Trümmern der Polaris den Bau zweier Boote. Trotz der namhaften Schwierigkeiten, trotz der schneidenden Kälte von 23° unter Null und blendender Schneegestöber, ging die Arbeit rüstig fort und schon war man gegen Ende Juni 1873 bereit, in die See zu stechen, als der Storbut unter der Mannschaft ausbrach. Nachdem auch dieses Uebel mit Wallroßbeere, das man wieder der Gutherzigkeit der Eskimos verdankte, bekämpft war, verließen sie auf den zwei Booten ihre Winterquartiere und erreichten am ersten Tage die Sonntag-Bai, dann steuerten sie auf die Hackuit-Insel zu, wo sie von einem dreitägigen Orkane überrascht wurden. Als man Kap-Peerry erreicht, ward etwas südlich davon ein Lager zum Ausruhen angelegt. Die einzige warme Mahlzeit innerhalb vierundzwanzig Stunden nahmen sie wie gewöhnlich Abends nach vollbrachtem Tagewerk ein, wenn sie ihre Boote an's Land gezogen und sich in einem alten eisernen Eimer Thee kochten. Im Uebrigen aber waren ihre Entbehrungen nicht allzuhart. Am 21. des folgenden Monats langten sie am Kap-Yorke an, von wo aus sie am 23. ein Segel erspähten. Es war der Wallfischfänger Ravenscraig aus Dundee unter Capitän Allan. Wie dieser die Geretteten dem „Arctic" übergab, ist bekannt. Einstimmig ist das Urtheil der ganzen Mannschaft über die Geschicklichkeit und nie ermüdende Thätigkeit des Oberstenermannes Chester, besonders in Erbauung der Boote. Was aus den Uebrigen geworden ist, welche Oktober 1871 auf dem Eise nach dem Wegtreiben des Polaris zurückblieben, ist und bleibt unermittelt. Unter den Geretteten befindet sich Capitän Budington, Dr. Bessels, der Steuermann Martin, der Oberingenieur Emil Schuhmann, der Unteringenieur A. Odell, der Feuerwerker Cambell und mehrere Matrosen.

Verschiedenes.

† (Einen gründlichen Standeswechsel) vollzieht ein böhmischer Geistlicher. Der Humpolecher Kaplan Mikulecky hat sich nämlich, wie aus Prag gemeldet wird, konfessionslos erklärt, heirathet ein Judenmädchen und wird Buchhalter in einer Brauerei. Eine größere Veränderung im Lebenslaufe eines katholischen Priesters ist wohl kaum denkbar, so meint ein Prager Blatt, allein wir kennen einen ähnlichen Fall. Zu New-York in der Esserstreet, wohnt ein Spanier, welcher auf eigene Rechnung Cigarretten fabricirt und einen einträglichen Laden damit versieht, dem seine Gattin, eine schöne Mulattin als Verkäuferin vorsteht. Beide sind Mitglieder der freien Gemeinde und ihre Kinder werden in der freien religiösen Anschauung ihrer Eltern erzogen. Der greise Cigarrettenmacher war einst Bischof auf der Insel Cuba und gehörte einer der vornehmsten Familien Spaniens an.

† (Zur Reclamenmacherei.) Eine originelle und ebenso wohlfeile als wirksame Reclame hat das bekannte Modegeschäft der Magasins du Louvre erfunden. Es klebt nämlich auf jedes Kupferstück, welches durch seine Cassen geht, eine Miniatur-Etiquette, welches die Eröffnung ihrer Winterausstellung anzeigt. Da Kleingeld bekanntlich jeden Tag durch viele Hände geht, und die Reclame wohl befestigt und vollkommen leserlich ist, muß der Einfall als ein sehr glücklicher erscheinen.

† (Das durchschnittliche Lebensalter des Menschen) hat im Laufe der Zeit beträchtlich zugenommen. In Genf werden seit 1560 genaue Todtenregister gehalten. Damals betrug die mittlere Lebensdauer $22^1/_2$ Jahr, 1833 aber 40 Jahre 5 Monat; in weniger als drei Jahrhunderten hat sich also die mittlere Lebensdauer beinahe verdoppelt. Im 14. Jahrhundert starben in Paris durchschnittlich 1 von 16 Personen, jetzt sterben 1 von 32. In England war das Verhältniß i. J. 1690 wie 1: 33, jetzt wie 1: 42.

* Ein Wort an Jünglinge.

Kein Mann wird berühmt, oder weise, oder reich durch Zufall. Das Glück eines jungen Menschen hängt lediglich von ihm selbst ab. Wenn Du fleißig und genügsam bist, und wenn Du Dir ein bestimmtes Lebensziel gesteckt hast, so wirst Du vorwärts kommen; aber wenn Du träge, unbedacht und veränderlich bist, wirst Du nie auf einen grünen Zweig kommen. Ein Mann muß ein bestimmtes Ziel haben, und sich fest entschließen, was er sein und thun will, oder er kann auf vernünftiger Weise nicht auf einen Erfolg im Leben rechnen.

Digitized by Google

Buntes.

K'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn 's Jakobiene.

Jacobiene: Na waß saah'nse, Hannewackel?

Hannewackel: Ja na waß saah'nse Jacobiene. — Am Sunndaak Owend heschde emool solle debei sei, do hadd Eener genunkgesaahd.

Jac.: Wie so dann?

Han.: Du kennscht'n aa Jacobiene, er iß dehinne vunne Lannschtuhl. Der war d'r in're Werrdschaft bei're Gesellschaft g'seß unn hadd'r gelooh, daß sich die Balke in de Werrdsschtubb gebooh hann. — Erschtens harre v'rzeehlt, er weer lang in Ammeriga geweßt un hedd in Neijork gesieh zwee Neger hirichte, unn wies' ene's Urrdheil v'rkinnigd herren, do weeree se vorr lauder Schrecke so weiß worr, wie e Leinduch.

Jac.: All'nfalls wie so Eens, wo e Schornschtesääher e ganz Joohr druff erum geridschd iß.

Han.: Wahrscheinlich. — Dann wie kann dann e Neeger weiß werre, wann'r v'rschreckt. — De noo saahre beim Brand vunn Schikgaagoo herre zugesieh, wie sich als annerdhalbfußdicke Balke, wo an eem Enn aag'fang henn se breune, grad als wie e Howwelspaah sesamme g'ringeld herr'n unn in die Luffd geflooh weeren.

Jac.: Ei do soll jo der die v'rloohe Schwerrnoodh krieh!

Han.: Waard noore emool, Jacobiene, s Schennschd kummd noch. — In Franziskoo imme Zirrguß, do saahre, hedd sich emool e Herrguleß mirr'm Buckel unner's Orcheschter geschtelld unn hedds mit dreißig Mann Mussikande schwerwend in die Heeh gehoob unn dann herre noch sei Krafftstickelche broddezierd. — — Denk'n emool hi — saahre — uff eemool kriehd'r sich der Kerl jo do vorne an de Keehl — unn halld d'r sich e ganzie verrd'l Schtunn sellwer zum Fenschder enaus. — — — Jedz wars awwer Daak. — Du misseraawl'r Schwindler, saahd e Ann'rer — deß kannschde Enner weiß mache, der wo die Hosse mit de Beißzang aaziehd unn e Kaardeschlääh'rn forre Eng'l bedracht. — Ich sellw'r hann em nimmie zuheere kenne unn saah zu'm: Heer'n emool Vedder, eehr miss'n awwer weit in de Welt erumm kumm sei, weil'r so viel v'rzeehle kennen; wie weit war'ner dann schunn? — Wie weit als ich schunn war, saahre, o jä, so weit kummt kenner vunn Eich, do bin ich Eich gut defoor. — Ich war schunn an de Welt Enn, saahre. — Awwer wie meenschde, Jacobiene, deß war Mussick forr mei Ohr. — Vedder, saah ich, do war ich als noch weire wie eehr. — Dann wiss'ner, wie die Welt mit Vreere zug'naggeld ist worr, do hann ich hinne draa geschtann, hann de Hammer werre gehall unn hann als die Näggel krumm geglobbd. — — Brawoo! Brawoo! ruft uff eemool die ganz Gesellschaft; mei Lannschtuhler awwer nett faul, schbringd uff unn saahd: Vedder sei'n ruh'g, eehr kennen's noch besser wie ich, unn husch — zu de Dheer draus warer.

Jac.: Na na, war deß awwer e Liehner.

Han.: Hann ich nett Recht gehadd, Jacobiene, daß ich'n so abgekabbd hann?

Jac.: Ei freilich haschde Recht gehadd; wann der die Leit aaliehe will, do soll'r norre in Lannschtuhl bleiwe, dort find'r eeher G'sellschaft, wo em so e Wunner glaawen.

Han.: Ja meiner Seel.

† (Aus der Kinderlehre.) In der Kinderlehre zu M. ist der Herr Pfarrer an dem Artikel vom Nutzen des Glaubens und sagt zu dem Schüler Müller: „Müller, lies du die nächste Schriftstelle!" Müller liest: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium. 1 Mark 15 Pfennig." Wie, sagte der Herr Pfarrer, steht das in dem Buche?

Müller antwortet weinerlich: „Da stehts deutlich und so müssen wir in der Schule das Komma lesen."

Nun ging dem Herrn Pfarrer ein Licht auf. Müller hatte bei „Marc. 1, 15" das Komma für das Decimalzeichen angesehen und war in Gedanken in das Rechnen hineingerathen.

† Was ist besser?

Schulmeister: An Euch werden die Würmer einmal eine fette Mahlzeit bekommen.

Steffenbauer: Und Sie muß man nach'm Tod erst schmälzen, sonst fressen's d'Würmer gar net.

† (In Frankfurt vor Göthe's Denkmal.)

Fremder: War ein großer Mann dieser Göthe!

Dienstmann: Ja, nahezu 6 Fuß; mein Vater selig hat ihn noch gekannt.

† (Auf einer schwäbischen Bahnhof-Restauration.) Bauer zum Wirth auf kalte Cotellets deutend. Sie, Herr Werth, gebet se mer an so a Faßnachtsküchle mit Boin!

Auflösung des Räthsels in Nr. 87.

Weile, Eile.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 89. Kaiserslautern, 5. November 1873.

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von F. Ewald.

Nur einen Moment Ruhe — tiefe, mitternächtliche Stille; aber dann wieder pfeift der Wind daher und peitscht das wildbewegte Wasser des Elbstroms gegen den Quai, daß es hoch aufspritzt und gereizt und zornig weiter gurgelt und schäumt. Wie das braus't und saus't in der Luft. Hier klappern die unbefestigten Dachluken, die hohen Masten der großen Kauffahrer ächzen und stöhnen zum Gotterbarmen und dazwischen in dem Dunkel geben die Dampfer ihre ängstlichen, unheimlichen Signale.

Ja, es ist eine böse, böse Nacht des Herbstes 185*, jeder Mensch, jedes Thier hat ein schützendes Obdach erstrebt und Sturm und Regen lassen ihre Wuth mit verdoppelter Heftigkeit an todten Gegenständen aus.

„Willst Du die Thür schließen, Lisbeth?" fragte Vater Römlein seine wackere Ehehälfte, welche in dem großen Sorgenstuhl am Herde ihre Nachtruhe beginnen zu wollen schien, nachdem der letzte Gast, ein Matrose von der „Anne Marie," sich entfernt hatte. „Ich denke, wir können den Beschluß machen, es war ein guter Tag."

Lisbeth rührte sich nicht. Sie war das wohlgetroffene Conterfei einer ehrbaren Wirthsfrau, die „etwas in die Milch zu brocken hat," und sie hielt darauf, eine solche zu sein, mochten auch böse Zungen behaupten, Mutter Lisbeth bedürfe mehr für sich und ihren Leibesunterhalt, als selbst eine solche Wirthschaft, wie die des ehrenwerthen Römlein, aufbringen könne.

Ja, wohlgenährt war Mutter Lisbeth, sie füllte gerade den ziemlich alten, mit Leder überzogenen Lehnstuhl aus, der doch im ureigentlichen Sinne gewiß mehr zur Aufnahme einer Familie, als einer einzigen Persönlichkeit bestimmt zu sein schien, und ihre Kleidung war auch nicht ganz „Ohne." Das schillernde Seidenkleid hatte dem wackern Römlein manchen Seufzer gekostet — d. h. unterdrückten Seufzer, denn er war weise genug, seine tiefinnersten Gedanken über einen solchen delicaten Gegenstand nicht zu verrathen — aber Mutter Lisbeth hielt es für ihre Pflicht, sich „standesgemäß" und „anständig" zu tragen, daher ihre mächtigen Haubenbänder von goldgelber oder carmoisinrother Farbe, die allemal auch noch weiter als bis zum Taillenschluß — wenn man einen solchen Ausdruck hier wagen darf — hinabflatterten.

„Willst Du die Thür schließen?" wiederholte Römlein, als seine wackere Ehehälfte sich nicht rührte, sondern nur durch einen knurrenden Laut ihre allerhöchste Unzufriedenheit über die unwillkommene Störung in der kaum begonnenen Nachtruhe zu erkennen gab. „Es ist zwölf Uhr vorbei; Gäste werden nicht mehr kommen und ich muß sehr frühzeitig nach dem Hafen. Die „Schwalbe" will segeln. Wer weiß, vielleicht ist der Capitain morgen milder gestimmt und er läßt mich zu meinem Gelde kommen."

„Hm, ja so, das ist's!" rief Mutter Lisbeth, sich plötzlich in ihrer ganzen Breite aufrichtend, aus, und ihre Stimme klang so schrill und grimmig, daß Römlein sich ganz gewiß auf ein drohenderes Unwetter im Hause, als draußen wüthete, gefaßt machen konnte, wenn er nicht seine Hiobsgeduld zu Hülfe genommen und vorsichtig die Segel gestrichen hätte. „Ich bin ein ganz unglückliches Weibsbild, zu Allem bist Du verdorben, nicht einmal die Thür ist Dir anzuvertrauen — ich — ich muß sie schließen."

„Na, ich meinte, Du wolltest es so," wagte Römlein einzuwerfen.

„Ja, ich wollte es so — Recht habe ich allemal. Ja, Recht hast Du! Ich wollte es so. Aber warum wollte ich's? Weil Du so — so, ja, wie soll ich mich denn eigentlich ausdrücken? Dumm? Das Wort ist zu gut für Dich, obwohl Du's bist und zwar ganz erschrecklich. Nicht einmal die Thür versteht Du zu schließen."

„Aber ich habe es immer gethan," versuchte Römlein sich zu vertheidigen. „Das war damals, als ich den Capitain von dem Torfschiffe hinauswerfen wollte, weil er Dir Flattusen gesagt und Du ihn aus Dankbarkeit dafür mit der Zeche laufen lassen wolltest —"

„Römlein!"

Das einzige Wort hätte einen Verwegeneren als Römlein zur Besinnung bringen können und dieser stand auch keinen Augenblick an, seinem gottlosen Mund Schweigen aufzuerlegen. Dennoch, und dies war gewiß in Folge des öfteren Zutrinkens, dem er im Laufe des Abends hatte Genüge thun müssen — regte sich noch einmal bei ihm die Galle, es „wurmte" ihn zu schweigen, wo er so offenbar im Rechte war und darum entgegnete er trotz Mutter Lisbeth's drohendem und warnendem Römlein:

„Ja, damals habe ich die Thür offen gelassen, weil der saubere Vogel mit Deiner Beihülfe das Schloß zerbrochen hatte —"

Das war zu viel.

Vater Römlein erstarb das Wort auf der Zunge denn in diesem Augenblick fiel die wohlgenährte Faust seiner liebenswürdigen Ehehälfte mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß das schwere Stück Möbel in allen Fugen krachte. Fast gleichzeitig hatte sie aber auch wie auf Commando beide Fäuste in die Seite gestemmt und Römlein erwartete schon mit stoischer Ruhe das Entladen des

Digitized by Google

so ſchnell heraufbeſchworenen Gewitters, als ein heftiges Klopfen an die Stubenthür die eheliche Scene ſofort beendete. Mutter Lisbeth ſtrich ihre Haubenbänder glatt, trotz mitternächtlicher Stille, und Römlein beeilte ſich, dem ſpäten Gaſte die Thüre zu öffnen.

Noch ehe er aber den Eingang erreicht hatte, öffnete ſich die Thür ſchon und die Geſtalt eines Mannes erſchien auf der Schwelle. Trotz Tabakqualms und des wahrhaft entſetzlichen Dunſtes erkannte Römlein doch ſofort, daß hier kein gewöhnlicher Gaſt eintrat und hegte er noch vielleicht irgend einen Zweifel daran, ſo mußte ihn der nächſte Augenblick nothwendig davon befreien.

„Sie ſind Römlein?“ fragte eine barſche Stimme.

Römlein zog ſein Sammetkäppchen von dem kahlen Haupte und verneigte ſich zuſtimmend. Gewiß war ihm ſeit langen Jahren keine Gelegenheit mehr geboten, einen ſolchen Beweis von Lebensart zu liefern und der Blick, welchen er auf Mutter Lisbeth warf, zeigte genügend, wie er ſich nicht wenig darauf zu Gute that, daß er ſeiner Ehehälfte nicht in „Anſtand“ und „Standesgemäßheit“ nachſtand.

„Sie ſind mir empfohlen,“ fuhr der Fremde in demſelben Tone fort, „und es kommt in dieſem Falle ſehr darauf an, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen. Ihre Frau ſoll eine ſehr kluge und geſcheidte Perſon ſein, kann ich mich auf Ihre Schweigſamkeit verlaſſen?“

Madame Römlein legte die Hand auf ihren Buſen, als wolle ſie durch dieſe einzige Bewegung zeigen, wie man bei ihr nur an dieſer edlen Tugend zweifeln könne.

„Wie auf ſich ſelbſt, mein Herr,“ beſtätigte ſie aber doch noch. „Ich bin nicht gewohnt, mit Baſen und Kaffeeſchweſtern über das zu verhandeln, was mich allein angeht.“

„Um ſo beſſer. Es ſoll Ihr Schade nicht ſein, wenn Sie keinen Mund halten. Haben Sie Kinder?“

Römlein und ſeine Ehehälfte waren durch dieſe plötzliche Frage nicht wenig überraſcht, ſie ſahen Beide den Fremden mit einer gewiſſen Beſtürzung an.

„Nein, Herr, leider nicht,“ ſtammelte endlich Römlein.

„Leider, leider,“ ereiferte ſich Mutter Lisbeth. „Du biſt ein Narr, Römlein, ich habe es immer geſagt. Was wollten wir denn mit Kindern, daß ſie uns die Haare vom Kopfe freſſen? Du lieber Gott, unſereins hat Noth genug, ſich allein durch die Welt zu ſchlagen und danke meinem Schöpfer, daß ich nicht für ein halb Dutzend zu ſorgen habe.“

„Gleichwohl,“ ſagte plötzlich der Fremde barſch, denn ihm gefiel die lange Auseinanderſetzung durchaus nicht, „mir iſt es indeſſen lieber, wenn Niemand aus dem Hauſe ſchwatzen kann. Ich möchte dann noch wiſſen, ob Sie häuslich eingerichtet ſind, daß ſie auf längere Zeit eine kranke Perſon beherbergen können?“

„Eine kranke Perſon?“ fragte Mutter Lisbeth gedehnt.

Sie haßte nichts mehr als Krankheit und Ungemach im Hauſe und es dünkte ſie nichts entſetzlicher, als Krankenpflegerin zu ſpielen.

Dennoch hatte ſie ſchnell genug überlegt, daß es ſich hier um einen Ausnahmefall handle, daß man bei entſprechendem Verdienſt ein Auge zudrücken müſſe, denn der Fremde war äußerſt elegant gekleidet und gewiß trüber der alltäglichen Beſucher von Römling's Gaſtſtube.

„Nun ja, wie man's zu nehmen will,“ ſagte der Fremde nach kurzem Beſinnen entſchloſſen. „Die Geſchichte würde zu weit führen, wollte ich Ihnen Alles auseinanderſetzen und ich hoffe“ — er griff in ſeine Taſche und zog eine gewichtige Börſe heraus — „Sie werden auch nicht zu viel fragen. Ich wiederhole, daß mich nur Madame Römlein's Ruf als eine vorzügliche Frau veranlaſſen konnte, mich an Sie zu wenden und ich möchte rathen, mein Vertrauen nicht zu täuſchen. Würden Sie ſich, natürlich gegen entſprechende Vergütung verpflichten, einer Dame längere Zeit Unterkommen zu gewähren?“

„Ganz gewiß — o, warum nicht?“ rief Lisbeth aus, welche mehr Verſtändniß für derartige Anerbietungen zu haben ſchien als ihr Gatte und die nicht genügend gegen die Lockungen eines gefüllten Geldbeutels geſtählt war.

„Es wird Ihr Schade nicht ſein,“ verſicherte der Fremde. „Thun Sie genau, was ich Ihnen befehle und Sie können ſich meiner Dankbarkeit verſichert halten. Ich komme mit meiner Nichte von Amerika herüber, die unglückliche Frau hatte ihren Gatten verloren und iſt in Folge deſſen irrſinnig geworden. Erſchrecken Sie nicht, die Unglückliche thut keinem Menſchen etwas zu Leide, am wenigſten jetzt, wo ſie ihrer Niederkunft ſtündlich entgegenſieht. Ich wünſche nur, daß Sie meiner Nichte Obdach und Pflege zu Theil werden laſſen und dafür Sorge tragen, daß ſie, im Falle ein Kind das Licht der Welt erblickt, daſſelbe niemals ſieht. Das kleine Weſen,“ fügte er noch mit zitternder Stimme hinzu, „muß unter allen Umſtänden geretttet werden. Sagen Sie ihr, das Kind ſei todt, ich vertraue Ihrer Klugheit, Madame Römlein, daß Sie einen Ausweg finden, es vor dem Wahnſinne der Mutter zu ſchützen. Laſſen Sie ſich nicht durch Bitten rühren, Sie thun ein chriſtliches Werk, wenn Sie hartherzig bleiben. Die arme Frau hat die fixe Idee, ſie müſſe ſich und das Kind vor habgierigen Verwandten ſchützen und würde es nicht anders geſichert halten als todt.“

Er ſchwieg tief aufathmend. Römlein kratzte ſich hinter den Ohren und ſchob unruhig ſein Sammetkäppchen hin und her, der Vorſchlag des Fremden war für ſeinen offenen Sinn nicht annehmenswerth.

Mutter Lisbeth war indeſſen anderer Meinung. Es bot ſich hier nicht allein eine angenehme Abwechslung in dem gleichförmigen Alltagsleben, ſondern es eröffnete ſich ihr auch eine reiche Ausſicht auf Verdienſt, denn ſie hätte nicht diejenige ſein müſſen, welche ſie war, um das nicht ſofort zu begreifen.

Gewiß drängten ſich ihr mancherlei Fragen, die ſie

Digitized by Google

den Fremden hätte vorlegen mögen, denn unbedingt an die Wahrheit deſſen zu glauben, was er ſagte, ſchien ihr nicht räthlich; aber einestheils ſah er nicht darnach aus, ihr Rede und Antwort zu ſtehen, andererſeits konnte es ihr im Grunde gleich ſein, ob er die Wahrheit ſprach oder nicht.

Hatte ſie noch irgend welche Scrupel, ſo war Mutter Lisbeth's Gewiſſen endlich dadurch beruhigt, daß es dem Fremden nicht ſchwer ſein würde, ſich andere Leute ſeinen Plänen geneigt zu machen und wenn ſie das betrachtete, ſo war es doch gewiß die allerchriſtlichſte Barmherzigkeit ſelbſt, für die Pflege der beſprochenen Dame zu ſorgen.

Der Fremde hatte Mutter Lisbeth während ihres kurzen Gedankenganges, wenn auch nicht auffällig, ſo doch darum nicht minder beobachtet, aber er war auch gewiß von dem Reſultate befriedigt. Er wußte, daß er hier in der That an die rechte Perſönlichkeit gekommen ſei, daß die Ehrhäſungen gemäß belohnen werde, iſt ſelbſtverſtändlich und meine Vermögensverhältniſſe ſind glücklicherweiſe derartig, daß mich eine Handvoll Goldſtücke nicht viel kümmern. Ich wiederhole Ihnen, daß das genaue Befolgen meiner Vorſchriften für Sie von größtem Nutzen ſein wird. Sie haben weiter nichts zu thun, als der Kranken ein paar Zimmer abzutreten, für einen Arzt, ſowie die geeignete Pflege werde ich Sorge tragen. Widerſprechen Sie der Leidenden niemals, ſondern gehen auf alle ihre Gedanken ſcheinbar ein, mögen ſie noch ſo gehirntoll ſein. Nur für das Kind tragen Sie unter allen Umſtänden Sorge, ich werde Ihnen in Betreff ſeiner weitere Anordnungen zukommen laſſen. Zunächſt beſchränken Sie ſich darauf der Mutter das Kind, im Falle es lebt, als todt darzuſtellen, ich verlaſſe mich ganz auf Sie, daß Sie meine Befehle genau durchführen. Hier nehmen Sie dies vorläufig, falls Sie noch irgend etwas nöthig hätten."

Noch ehe Vater Römling es hindern konnte, war ſchon die ſchwer gefüllte Börſe in die Hand ſeiner Gattin übergegangen und ſeufzend fügte er ſich in das Unvermeidliche. Er wußte ganz genau, daß der Fremde durch dieſe Handlung vollkommen gewonnen Spiel hatte, denn ſeine Gattin hätte eher alles andere gethan, als das Geld zurückgegeben.

„Wann wird die Dame kommen?" fragte Mutter Lisbeth mit hochroth.m, aufgeregtem Geſichte.

„Noch vor Tagesanbruch, je eher, deſto beſſer," lautete die Antwort. „Suchen Sie ſo ſchnell wie möglich das Zimmer in Stand zu ſetzen, damit es zu ihrer Aufnahme bereit iſt."

„Wie Sie befehlen — ganz wie Sie befehlen," knixte Mutter Lisbeth in ihrer roſigſten Laune. „Sie werden Alles bereit finden und was etwa fehlen ſollte, läßt ſich in kürzeſter Zeit nachholen."

„Ich ſehe, wir verſtehen uns, und das iſt mir ſowohl meinetwegen als Ihretwegen lieb, es bedarf alſo nicht weiterer Erörterungen und Auseinanderſetzungen. Thun Sie genau was ich Ihnen geſagt habe. In einigen Stunden ſehen wir uns wieder und es wird dann das Weitere zu beſprechen ſein. Bis dahin leben Sie wohl. — Ich denke wir werden uns dann über die anderen Punkte einigen."

Noch einige Worte und der Fremde verabſchiedete ſich wieder, Römlein und ſeine Gattin in den verſchiedenſten Gedanken zurücklaſſend.

Während Römlein noch immer bedenklich ſein Haupt ſchüttelte, begann ſeine Frau blitzſchnell die Börſe vor ſich auf dem Tiſche auszuleeren und klingend rollten die Goldſtücke umher, welche Mutter Lisbeth mit großer Gier auffammelte.

„Da, das nenne ich einen Verdienſt, Römlein," ſagte ſie verächtlich. „Da hätten wir lange genug Schnaps dafür ausſchenken können, um ſo viel beiſammen zu kriegen. Na, wie ſieht Du mich ſo verächtlich an? Gefällt Dir das Ding da eigentlich nicht? He?"

„Ich müßte lügen, Lisbeth, wollte ich ſagen, die ganze dumme Geſchichte gefiele mir," entgegnete Römlein. „Mir wäre lieber geweſen, Du hättеſt Dich auf den Handel ganz und gar nicht eingelaſſen, es wäre auf alle Fälle beſſer geweſen. Das Ding iſt nicht in Ordnung, ich habe ſo meine eigenen Gedanken über dieſen Gegenſtand."

„Ein Narr — ein Narr — wie immer," murmelte Lisbeth grimmig. „Ja, Du wirſt's in Deinem Leben nicht weiter bringen, aber ich bedanke mich, ewig hier in dieſem Neſte zu ſitzen und meine beſten Jugendjahre zu vertrauern. Warum ſoll ich das nicht verdienen, was ebenſo leicht Andere verdienen würden, wenn ich mich weigerte die Dame bei mir aufzunehmen."

Un Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken. Vorläufig ſäuberte Mutter Lisbeth mit etwas mehr Genauigkeit die Gaſtſtube, warf ſich dann ſelbſt in ihren Sonntagsſtaat und machte ſich daran, Alles in den Stand zu ſetzen, die erwartete Fremde würdig zu empfangen. Sie beſaß ein für ihre Verhältniſſe äußerſt wohnlich eingerichtetes Gemach. Seither war es ſelbſt Römlein nicht eingefallen, mit ſeinen profanen Füßen in das Heiligthum ſeiner Frau einzudringen, wenigſtens nicht anders, als wenn er ſeine Schuhe ausgezogen hatte, und man konnte alſo daraus ſchon erſehen, welchen Verdienſt die würdige Frau erwartete, indem ſie ſich dazu verſtand, dieſen Raum herzugeben.

Manchen Stutzer koſtete es ſie auch noch, aber die Zeit drängte zur Eile und ſo kam ſie eigentlich gar nicht ſo recht zur Beſinnung. Alles wurde noch blitzblank gemacht und die wackere Frau rieb ſich ſeelenvergnügt die Hände, als ſie zum Schluß ihr Werk überſah, ſie hatte ſelbſt nicht gedacht, daß es ſo wohnlich eingerichtet werden könne.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

A'Lauterer Latern.
Des Mallör mit meine Peife.

(Pfälzer Mundart.)

Des wäß d'r Deiwel, was des is,
Mit meine Duwaksheife:
Wann hunnert heit ich kauf, — gewiß
Geh'n morje hunnert schleife! —

Die Aehut, die werd m'r uffgehängt,
No hot se Spring un Risse;
Die Aamer werd ewäk geschänkt
Die Dritt dehäm verschmisse! —

Die Biert hängt, glaw'ich, noch heim Orth
(Un fälli dhut mich kränke!)
Doch hängt ah funscht noch ebbes dort,
Do bleibt se halt so henke. —

Die Fünft, e Markstick vun meim Schatz,
(Wann ich mich net duh schnärre)
Die hot e Nochber in Versatz
Es kann mit glicklich wärre! —

Die Sechst, die fallt m'r aus'm Maul
(Noch net bezahlt im Lahre,)
Do letscht, wie ich, zum Geh'n se faul
Uff Odderberg will fahre! —

Die Siewet, — nä, s'hert Alles uff
Wies manchmol sich duht schicke:
To hockt sich so e Staches druff
Un duht m'r se verdricke! —

Die Acht, die war se fescht gestoppt,
(Säll duht se leicht verdärwe!)
Do hann ich se wirre ausgeklopft —
Batsch! leicht se do, in Schwärwe! —

Die Neind is ah noch net verschmärzt:
Am Sunda werd's drei Woche
Do wie in's Puhlloch ich gestärzt,
Do hann ich se verbroche!

Die Zehend, — nä, jetzt hör ich uff
(Ich will mich net verboose,)
Se geh'n halt all minanner druff,
Die Kähne, wie die groose!

Le ähni werd drei Woche alt! —
Mei Nochber der duht mähne:
Am Beschte wärs, wann ich m'r halt
Deht's Raage abgewähne!

Was, fahr ich zuem, fallt D'r inn
Un nemm 'n nehkschd am Lappe
Nä, liewer loß ich's Esse sinn,
Als wie des bische Flappe! —

Des is mei Alles, was ich hann
Wann ich emohl will schnaufe!
S' is besser immer doch, als wann
Ich harde deht, un saufe!

So bleib dehäm ich, in der Stub
Un hock mich an de Owe
Schehrß Feier un beforg die Sub
Un raag d'rbei de Klowe!

Le Wein und ah le Droppe Bier
Krieh ich die Woch se siehe,
Des Raage is mei ganz Bläsir
Wann nor die Peif duht ziehe!

Werd ähni ag emohl gebroch
(Es brecht jo Stahl und Eise!)
Dann bumb ich m'r ganz änfach noch
E Weiteri in's Preiße. — — —

Es is mei liebschter Zeitvertreib
Ich kann 'n net entbehre;
Er is m'r wie e Hand am Leib
Drum loß ich m'rn net wehre! —

Und wann emohl de letschte Pad
Ich geh' im Menschelewe
Dann lehen in die Dohrelad
Die Peif m'r nor dernewe!

Die ewig Fräd, die kann ich mer
(S' brauch Niemand grad se fränke)
Und wann se noch so ahrig wär
Net ohne Klöbche denke! —

Hoof leb' die Peif, (ich sa es frei)
Ann All, Die's unnerschreiwe!
Doch net die ehtlig Schnupperei, —
Die kann ewäk m'r bleiwe! —

Zeitg.

---

* (Jbring Kohle ra'). Kommt da so ein Kohlenbauer aus dem Schwarzwald in die Residenz und verspätet sich mit der Ablieferung seiner Kohlen derart, daß er kein Unterkommen finden kann. So gut es gehen kann, stellt er Pferd und Wagen in einen Thorweg ein und will wenigstens für seine Person noch ein Unterkommen suchen, aber vergebens! Kurz entschlossen drückt er sich auf der Rathhaustreppe in eine Ecke und schlummert ein. — Bald darauf wird er heftig geschüttelt und sieht vor sich einen Wächter des Gesetzes: „Was treibt Ihr hier?" — „J bring Kohlera';" — „Kholera," — stammelte der Beamte im ganzen Gefühle des „Heilbronner Schreckens", und eilte fort, den Bauer in's Spital zu schaffen. Unser Schwarzwälder läßt sich, ein Schalk wie er ist, Alles gefallen, denn in's Bett zu kommen, war ja sein Wunsch. Am anderen Morgen klärte sich das Mißverständniß auf, und vergnügt zieht er wieder seiner Heimath zu.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 90. Kaiserslautern, 9. November 1873.

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von F. Ewald.

(1. Fortsetzung.)

II.

Trübe und neblig zog der kommende Morgen herauf. Die neue Bewohnerin von Römleins Hause war bereits angelangt, und mit ihr fast gleichzeitig ein Arzt und eine Pflegerin. Der Arzt war ein noch junger Mann mit einem offenen, kindlichen Gesicht, das durchaus nicht den ernsten Beruf verrieth, der ihn erwartete. Die Pflegerin hatte einen weniger günstigen Eindruck auf Mutter Lisbeth gemacht, ja sie hatte bei deren Anblick nicht umhin gekonnt, die junge, schöne Frau zu bedauern, welche vor etwa einer Stunde einem Kinde das Leben gegeben und jetzt noch immer wie todt dalag, bisweilen nur durch ein tiefes, schmerzliches Stöhnen ein Lebenszeichen von sich gebend.

Den kleinen Knaben hatte die Pflegerin Mutter Römlein mit der Weisung gebracht, dafür zu sorgen und als diese ihn jetzt in den schneeigen Windeln, dem Battisthemdchen und Jäckchen vor sich liegen sah, fühlte sie sowohl inniges Mitleid mit dem Kinde, als mit der Mutter. Sie beklagte Beider Schicksal, das der Mutter, weil sie niemals ihr Kind in die Arme schließen sollte, das des Kindes, weil es die mütterliche Liebe und Pflege entbehren mußte. Und doch hatte die Dame gar nicht ausgesehen wie eine Verrückte, sondern nur unglücklich und leidend, sonst glaubte Mutter Lisbeth noch kein zarteres, lieblicheres und klügeres Gesichtchen gesehen zu haben.

Oben in dem Staatszimmer des Hauses lag in dem schneeweißen, hochaufgethürmten Bette, auf dessen Besitz sich Lisbeth nicht wenig zu Gute that, eine kranke, blasse Gestalt mit einem wunderlieblichen Gesichtchen. Keine Spur von Farbe war auf den bleichen blutleeren Wangen, selbst die Lippen trugen nur eine kaum bemerkbare Spur von Röthe und sie waren noch von dem tiefinnersten Weh schmerzlich verzogen.

Jetzt endlich, nachdem die Pflegerin bereits zum dritten Male den Versuch gemacht hatte, die Halbtodte wieder zum Bewußtsein zu bringen, schlug sie einen Moment die großen nußbraunen Augen auf. Sie sah um sich, dann senkten sich wieder die langen Wimpern und ein Frösteln durchzitterte sie.

„Mein Kind? wo ist mein Kind?" murmelte sie hörbar.

Schnell war die Pflegerin an ihrer Seite, aber kein Zug veränderte sich in dem rothen Antlitze derselben.

„Sie sollten nicht darnach fragen, gnädige Frau," lautete die Antwort, und obgleich die Person sich hierbei anstrengte, einen weicheren Ton in ihre Stimme zu legen, so gelang ihr dies doch nicht vollständig.

Die Kranke schloß mit einem schweren Seufzer die Augen und lag dann wieder regungslos und wachsbleich da wie eine Todte, während es um die Lippen der Wärterin fast wie Hohn zuckte.

„Wenn sie zum Leben erwacht — pah, ich denke sie wird nicht viel Mühe machen," murmelte sie. „Ein kleiner Stoß kann das schwache Licht ausblasen und so wird es auch wohl geschehen. Ich möchte indessen dem Herrn Reimersheim einmal in die Karten sehen können, gewiß ließe sich aus dieser Angelegenheit ein gutes Stück Geld ziehen, ich will wenigstens den Versuch machen."

Wenige Stunden nach der Geburt des Kindes erschien der Fremde, welcher die Dame hierher geleitet, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Ihre Nichte ist sehr schwach, sagte er, [illegible] einen Transport nicht für räthlich. Meiner Ansicht nach dürfte es das Beste sein, sie vorläufig hier zu lassen."

„Sie mögen Recht haben und ich habe auch so gedacht. Ich schätze mich glücklich, in der kurzen Zeit, welche mir blieb, noch ein so gutes Logis bekommen zu haben. Nicht wahr, Sie meinen, ich darf die Dame hier unbesorgt um ihr Wohlbefinden wenigstens so lange lassen, bis Therese sich wieder erholt hat und ich sie mit dem betrübenden Ereignisse bekannt machen kann?"

„Ich glaube unbedingt, Herr Reimersheim," entgegnete der junge Arzt, um sich blickend. „Die Räume sind allerdings nicht so comfortabel eingerichtet und der Mangel an frischer Luft muß schmerzlich empfunden werden, allein ich hatte es bei der kaum überstandenen Nervenkrankheit Ihrer Frau Gemahlin für durchaus nothwendig, daß ihr jede Aufregung erspart bleibt. Ueberdies befürchte ich, daß Ihre Nichte ein längeres Verweilen in diesem Orte über sich ergehen lassen muß, sie wird sich nicht so leicht erholen."

Wie viel lag in dem Tone, in welchem diese Frage gestellt wurde. Furcht, Hoffnung und Zorn, wer konnte unterscheiden, was das Herz dieses Mannes bewegte, als er diese Frage stellte?

„Es ist ein schwächliches Kind, aber lebensfähig," entgegnete der Arzt, „sorgsame Pflege vermag viel. Ich würde rathen, das Kind der Mutter zu geben, vielleicht kann dadurch ein günstiges Resultat erzielt werden."

„Doctor, wo denken Sie hin? Bewahre mich der Himmel, daß ich das Leben dieses Würmchens leichtsin-

Digitized by Google

nig auf's Spiel setze!“ rief Herr Reimersheim mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens aus. „Sie kennen die fixe Idee der Unglücklichen nicht. Sie würde im ersten Augenblick das Kind vor unseren Augen umbringen.“

Der junge Arzt schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe, doch wagte er offenbar keinen Widerspruch seinem reichen, einflußreichen Gönner gegenüber. Er besaß keine weitreichenden pecuniären Mittel, welche ihm eine Stellung in der Welt verschaffen konnten, seine Praxis war nicht weitreichend, sondern hatte ihm oftmals zu nicht kleinen Besorgnissen Veranlassung gegeben. Wie hätte er es in diesem Falle wagen mögen, seine Meinungen im Gegensatze zu denen seines Gönners unumschränkt laut werden zu lassen?

Dieser beobachtete ihn scharf, dann fuhr er fort: „Um keinen Preis, mein Bester, das Kind muß auf jeden Fall erhalten bleiben. Ich möchte Sie sogar dringend bitten, die Leidende glauben zu machen, ihr armes Kind sei todt, gerade davon verspreche ich mir den günstigsten Erfolg. Nicht für sich, für ihr Kind ist sie besorgt. Hält sie es für todt, so hat natürlich auch die fixe Idee ihr Ende erreicht, daß es verfolgt werde und sie wird sich am ersten beruhigen. Ich denke das Kind in geeignete Pflege zu geben, damit es zu einem kräftigen, gesunden Knaben sich entwickelt. Sieht Helene ihren Sohn dann später, körperlich und geistig entwickelt, so muß sie nothwendig darin den Beweis erblicken, daß alle ihre Befürchtungen grundlos waren.“

„Sie mögen recht haben, Herr Reimersheim,“ sagte der junge Arzt geschmeidig, „ich bin fest überzeugt, daß Sie in Ihrer Handlungsweise keinen Fehlgriff thun.“

„Ich denke es nicht,“ lautete die zuversichtliche Entgegnung. „Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie sofort damit beginnen, der jungen Mutter den Verlust ihres Kindes beizubringen. Die Maßregel mag grausam erscheinen, allein es will mich bedünken, als wenn sie zum Heile führte.“

„Es wird einen harten Kampf geben und möchte ich die Leidende nicht gleich damit bekannt machen,“ warf der Arzt ein.

„Je eher, desto besser. Die körperliche Schwäche hat auch die geistigen Fähigkeiten noch mehr abgestumpft und sie wird sich um so eher in das Unvermeidliche fügen. Indessen es soll nur der Rath eines Laien sein, mein lieber Doctor, nichts weiter; Ihnen, dem Sachverständigen, muß natürlich die Ausführung meiner Idee überlassen bleiben. Thun Sie, was Sie für gut halten nur möchte ich bitten, auf alle Fälle meinen Wunsch nicht zu vergessen, Mutter und Kind vollständig getrennt zu halten, ich habe auch die Pflegerin mit meinem Plane bekannt gemacht und möglicherweise hat diese Person schon den ersten Schritt gethan, das Ganze einzuleiten.“

Während dies im Nebenzimmer verhandelt wurde, hatte die Leidende zum ersten Male die Augen weit geöffnet und blickte jetzt erstaunt und neugierig um sich. Dann zog eine Wolke tiefen Nachdenkens über die hohe, klare Stirn des jungen Wesens, als wolle sie sich besinnen, wie sie denn eigentlich hierher käme.

Plötzlich zuckte sie ängstlich zusammen, gewiß war die Erinnerung in ihr wach geworden, das Gesicht wurde wenn möglich noch bleicher.

„Wo ist mein Schwager — wo ist Herr Reimersheim?“ fragte sie kaum hörbar.

Ein spöttisches Lächeln umzuckte die dünnen; fest zusammen gekniffenen Lippen der Wärterin.

„Wünschen Sie ihn zu sprechen?“

„O gewiß, gewiß,“ entgegnete die Kranke zitternd. „Wo ist mein Kind?“

In tödtlicher Angst hingen die großen nußbraunen Augen an dem Munde der Pflegerin.

„Sie dürfen jetzt nicht nach Ihrem Kinde fragen,“ erwiderte diese, langsam jedes Wort betonend. „Erholen Sie sich erst, Sie bedürfen noch zu sehr der Ruhe.“

Die Leidende starrte die Sprecherin mit gläsernen Augen an.

„Mein Kind — was ist's mit meinem Kinde?“ ächzte sie. „Aus Barmherzigkeit, bringt mir mein Kind, nur unter meinen Augen darf es sein, wenn es leben soll.“

Die Pflegerin nickte mit dem Kopfe. Es war doch vielleicht so, wie Herr Reimersheim sagte, das war ja die fixe Idee, wovon er gesprochen.

„Seien Sie unbesorgt um Ihr Kind, es ist in den besten Händen,“ sagte sie zuversichtsvoll. „Fragen Sie mich nicht, ich handle nur nach den Vorschriften des Arztes, wenn ich Ihnen eine traurige Nachricht verheimliche.“

„Eine traurige Nachricht?“ schrie die Kranke und urplötzlich schienen die Augen weit aus ihren Höhlungen hervorzutreten. „Was soll das, sprecht die Wahrheit und Gott segne Euch dafür — ist mein Kind todt? O nein, es ist nicht wahr,“ fuhr sie wild fort, Ihr lügt, lügt Alle, weil er es Euch gesagt hat und Euch dafür bezahlt, mein Kind ist nicht todt — es kann nicht sein. O, kennt Ihr denn kein Erbarmen? Könnt Ihr eine Mutter in dieser peinigenden Ungewißheit lassen?“

In diesem Augenblicke trat der Arzt ein — ein Blick auf die Kranke genügte, ihm klar zu machen, was hier vorgefallen sei. Die Kranke war von einer wundervollen Schönheit, welche durch das tiefe Herzeleid, welches sich in ihrem Antlitze ausprägte, noch einen erhöhten Reiz erhielt.

„Mein Herr, Sie werden Mitleid haben,“ wandte sich die Leidende in flehendem Tone zu ihm. „Sagen Sie mir, ob das wahr ist, ob ich es glauben muß, daß mein Kind todt ist — Ihnen vertraue ich.“

„Frau Heinrich, lassen Sie mich ein paar Augenblicke mit der Kranken allein, Mutter Lisbeth bedarf Ihrer Hülfe,“ sagte der junge Arzt zu der Pflegerin. Dann ließ er sich am Bette nieder, während Frau Heinrich sich mißmuthig entfernte.

„Und nun sprechen Sie, sagen Sie mir nur das eine: Ist mein Kind todt?“ fragte die Leidende angstvoll.

Digitized by Google

„Fragen Sie nicht, gnädige Frau, ich kann Ihnen jetzt darauf keine Antwort geben," entgegnete derselbe ausweichend.

Die Kranke stieß einen dumpfen Wehlaut aus und ihr Haupt sank tiefer in die Kissen.

„Also todt," murmelte sie, „todt! Ich bin ganz allein in der Welt. Denn Ihnen glaube ich, Sie würden nicht so grausam sein, eine Unglückliche zu täuschen."

„Gnädige Frau — beruhigen Sie sich," stammelte der junge Arzt verwirrt, denn es überstieg fast seine Kräfte, die schöne Frau und zärtliche Mutter zu täuschen. — Er dachte darüber nach, wie wohl diese braunen Augen voll endlosen Entzückens leuchten würden, wenn er ihr sagte: Ihr Kind lebt.

Sie schüttelte mit dem Kopfe, dann lag sie regungslos da, aber kaum fünf Minuten später quoll das rothe Blut über die bleichen Lippen und färbte ihr weißes Nachtgewand. Aber schon schien jede Hülfe vergeblich — war die Frau todt, oder lebte sie noch — wer mochte das wissen?

III.

Der Kaufmann Reimersheim hatte sich im Laufe der Zeit zu einem Börsen-Matador emporgeschwungen, welcher, wenn auch nicht gerade in den Kreisen des soliden Kaufmannsstandes, dennoch ein bedeutendes Ansehen genoß. Sein Reichthum wurde sprichwörtlich genannt, sein Credit war unbegrenzt und selbst der überseeische Handel seines Hauses hatte namentlich in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen. Am Ufer der Elbe besaß er ein großartiges Landhaus, dessen innere Einrichtung eine fesenhafte Pracht entfaltete. Was Kunst, Geschmack und Reichthum verschaffen konnten, war hier vorhanden und nicht ohne Grund wurde der Liebling des Glücks allseitig beneidet. Auch seine Wohnung in der Stadt inmitten der Börsenaristokratie wurde als eine der elegantesten bezeichnet und seine Pferde und Equipagen verdienten allerdings angestaunt und bewundert zu werden.

Da war nichts, was dem reichen Manne fehlte. Die größten Schätze nannte er sein, seine Frau galt für eine geistreiche, liebenswürdige Dame, er besaß einen Sohn und eine Tochter, auf welchen sein Auge mit Stolz ruhte. Freilich war Felix ein unbändiger Geselle, aber der Vater wollte ihn nicht anders und wenn ihm dessen tolle Streiche zu Ohren kamen, wenn er große Summen für ihn bezahlen mußte, dann schüttelte er höchstens mit dem Kopfe und — lachte.

Agnes, seine sechszehnjährige Tochter, war ein schönes Mädchen, vielbegehrt und viel umworben, trotz ihrer Jugend, da gab es wohl kaum einen jungen Mann ihrer Bekanntschaft, der sich nicht glücklich geschätzt hätte, ihre kleine Hand zu erwerben. So gut sich aber auch das Mädchen körperlich und geistig entwickelt hatte, sie besaß doch ihre Mängel und vor allen Dingen war es ein entsetzlicher Hochmuth, der ihre Gesellschaft nicht zu einer angenehmen machte.

Für Reimersheim und seine Gattin waren die Fehler ihrer Kinder allerdings nicht vorhanden, dieselben erschienen in ihren Augen tadellos und so hätte man sie unbedingt glücklich nennen können, wenn nicht dennoch in ihrem Leben ein dunkler Punkt gewesen wäre.

Außer Reimersheim, seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern bewohnte mit ihnen noch eine Persönlichkeit das Haus. Es war dies Tante Helene. Diese Tante war, wie alle Welt, welche im Hause des Kaufmanns Reimersheim verkehrte, wußte, die Gattin des in Amerika verstorbenen Bruders desselben. Der Bruder sollte seine junge Frau in den dürftigsten Verhältnissen zurückgelassen haben und Herr Reimersheim erfüllte an seiner Schwägerin eine wahre Samariterpflicht.

Freilich belästigte sie ihre Hausgenossen wenig, aber sie machte ihnen desto mehr Kummer und Sorge, wie Reimersheim und seine Gemahlin Jedem sagten, der es hören wollte. Und wer Tante Helene sah, konnte den Kummer und die Sorge ihrer Verwandten wohl begreifen. Wie bleich und traurig sah die schöne Dame immer aus. Denn schön war sie noch; wer in das reizende Gesicht und die braunen Augen sah, der vergaß sie wohl nimmer.

Still und ruhig ging sie einher, schon seit dem Tage, wo sie in das Haus des reichen Kaufmanns gekommen war. Damals trug sie ein schwarzes, hoch bis an den Hals hinaufreichendes Gewand. Sie trug es noch heute, wie auch den Spitzenschleier, der das feine Gesicht umschloß. Manchem hatte sich wohl im Laufe der Zeit die Frage aufgedrängt, ob dies Antlitz jemals durch einen Sonnenstrahl des Glücks erhellt war, aber er hatte auch verneinend den Kopf geschüttelt — Tante Helene's Gesicht war eben, wie es war und konnte nicht anders sein, und das blieb der dunkle Punkt im Leben des Kaufmanns Reimersheim.

Es war ein sonniger Maimorgen des Jahres 186*. In dem Garten, welcher die Villa des Kaufmanns mit seinen parkartigen Anlagen und reichen Blumenbeeten umgab, war unter dem schützenden Dach eines mächtigen Ahorns der Kaffee serwirt.

Herr Reimersheim hatte sich bequem in seinen Sessel zurückgelehnt und las die Zeitungen. Seine Miene war nicht so sorglos wie gewöhnlich und selbst das Lachen seiner Tochter war ihm eher störend als zerstreuend. Seine Gemahlin und Tochter bildeten die personificirte Eleganz. Beide waren schön, aber bei beiden fand sich auch der spöttische Zug um die Mundwinkel, welcher ein Kennzeichen ihres Charakters bildete.

„Wo ist Helene?" fragte plötzlich Herr Reimersheim, wie aus einem Traume auffahrend.

Mutter und Tochter sahen sich bei dieser plötzlichen Frage verwundert an.

„Tante Helene? Nun, ich denke, wo sie immer ist, in ihrem Zimmer," erwiderte Frau Reimersheim.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

K'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn's Jacobiene.

Hannewackel: Mei — saah m'r emool, Jacobiene, haschde aa schunn vunn dere neimoorische Koschd geß, wo do aus erum e Werrdhsfraa ersunn hadd— „Broore mit Camillesooß"? Jacobiene: Waß — Broore mit Cammillesooß? — Nee Hannewackel, deß hann ich noch nett geß unn hann a imme Kochbuch noch nix devunn geleß. Ei do geheerd jo dere Fraa e Brämjee forr eehr Erfinding; schmekds dann gut sesamme?

Han.: Ich glaab nett, dann wammer alleweil noch'mool devunn aafangd se v'rzeehle, do schpaudzd die ganz Gemmee, daß m'r meend, sie herr'n all 's Herzwasser. — — Do aus imme Ort, m'r saahd noore uff'm Krees, iß nehmlich geschder vor acht Daah e Kunschdreiter vunn seiner Summerkunschdreeß serick kum, unn hadd e ganzes Däschelche voll vunn dem Dings gehadd, weschde Jacobiene, wo als die Weiber de Budder mit bezahlen; frooh iwwer sei gurie Einnahm beschdelld'r imme Werrdhshaus e gure Broore unn laad e Schticker drei, vier vunn seine gure Freind unn de Herr Burjemeeschder dezu ei; so sitzense d'r halld Owends gemiehdlich beisamme am Disch Messer unn Gaww'l in de Hand als wie die V'rtilgungskumißjaan unn waarden uff die Dinger, die do kumme soll'n. — Endlich werrd de Broore uffgedraah unn driwwer heere gehd's, wie Anno 70 bei Schbichere. — — — Leehne — noch e bische Sooß — saahd uff emool d'r Ehnd zu de Werrdhsfraa. Mudder — nemm emool 's Kind — saahd 's Leehne, ich muß die Herre bediene, unn kann doch nett alles uff emool dhu. Die Mutter nemmd's Kind unn die Leehne schbringd in die Kich, machd schnell noch e bische Sooß ferdig unn draahd se uff, do gehd 's V'rtilge vunn Neiem aa. — — Awwer Nochb'rr — fangd Eener aa — waß sinn dann deß forr Kebbcher do in dere Sooß? Du — saah d'r Anner — ich meen die Sooß schmeckd schdark noo Zimmedd? Unn wie de Dridd gar noch e Limbelche aus seiner erausziehd, do geehr awwer 's Geschbaudz aa; unn waß wars? — Die Werdhsfraa hadd in ehrem heilige Eifer schdadd Wasser 's Hääbche mit Kamillethee v'rwischd, wo uff'm Heerd geschdann hadd, unn hadd'n mit sammdem Saddz unnig die Sooß geschidd, forr se v'rdinne.

Jac.: Awwer saah emool Hannewackel, forr waß iß dann der Cammillethee gebrauchd worr, weil e Limbelche drinn gelääh war?

Han.: Ja, deß wiss'n die Gedder; deß kammer eewe nett sah, forr waß 'r gebrauchd iß worr. — D'r Eehnd behaubd, er hedd'n korz devoor in de Weschschissel gesieh uff'm Heerd schteeh, wie ich geheerd hann, kann m'r 'm awwer nett alles glaawe.

Jac.: Fuj deiwel, fuj deiwel, deß muß awwer emool e belliecadie Sooß geweßd sei, mennschde nett, Hannewackel?

Hann.: Ei freilich, ich saah d'r jo, wann de alleweil noch devunn v'rzeehldschd, do fangd de ganz Gemee aa 's Maul se wässere und die wo devunn geß henn, fangen aa se — —

Jac.: Na, eemool forr allemool, die Fraa hadds halld im Eifer gedhaa unn muß in Zukunfd e bische besser uffdasse.

Han.: Ei gewiß, sunnschd kennd's leichd emool geeh, wie meer in Werzburg, do hann ich e wollenes Kinnerschickelche in de Linsesubb gefunn.

Jac.: Himmelerdepeschdelenz — jedz sei awwer ruh'g Hannewackel.

Han.: Na meinedwäähe, ich meen 's weer aa emool genunk vunn dere Sorrd.

Jac.: Deß meen ich aa.

Buntes.

† (Aus der Schulprüfung.) Lehrer: Wir viel Finger hast Du an Deinen beiden Händen? — Junge (nachdem er sie gezählt hat). Zehn. — Schulinspector: Und wie viel Zehen hast Du denn an Deinen beiden Füßen? — Junge: Die kann ich nit zählen, weil ich wegen der Prüfung heut' Schuh' anhab'.

† Zum Congreß der deutschen Droschkenbesitzer.

Ein Ziel, ihr Herren, schwebt Euch vor,
Hier wie an jedem Ort:
Daß man mit etwas mehr Komfort
Ein wenig eh'r komm' fort.

† Im Bäckerladen. Herr: Ich muß Ihnen gestehen, liebe Frau, daß diese kleinen Brödchen ganz ausgezeichnet sind; Sie setzen wohl recht viel davon ab?

Bäckerfrau: Ja wohl, mein Herr; die Dingerchen gehen ab wie das liebe Brod.

Goldkörner.

† Nur, wenn die Liebe erloschen und das Vertrauen erstorben ist, dann ist der Schlüssel verloren, welcher die jungen Herzen öffnet.

† Die Männer machen die Gesetze, die Frauen die Sitten.

Verantwortlicher Redakteur Jul. Unger. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 91. Kaiserslautern, 12. November **1873.**

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von **F. Ewald.**

(2. Fortsetzung.)

„Ist es ihr nicht gesagt, daß der Kaffee im Garten serwirt wäre?" fragte der Kaufmann ungeduldig. „Ich finde überhaupt, daß sie sehr von Euch vernachläßigt wird."

„Wilhelm, was hat das zu bedeuten?" fragte die Frau piquirt, während Agnes sich sichtlich über die eigenthümliche Laune ihres Vaters amüsirte. Ich habe mir jetzt seit zwanzig Jahren die bestmöglichste Mühe gegeben, das Vertrauen dieser Person zu gewinnen und sie zu einem leichteren Anschließen an unsere Familie zu bewegen —"

„Du sprichst in sehr scharfen Ausdrücken von meiner Schwägerin," unterbrach der Kaufmann seine Gemahlin.

„Kurz und gut, ich werde sie jetzt unbeirrt ihren eigenen Weg gehen lassen," fuhr Frau Reimersheim fort. „Nicht die geringste Mühe gebe ich mir wieder ihretwegen, mag daraus werden was will. Helene wünscht den Kaffee in ihrem Ballonzimmer einzunehmen und ich finde, sie genießt dort ebenso gut frische Luft wie hier. Warum also ewig ihr gelangweiltes Gesicht um sich zu haben?"

„Du bist herzlos, Therese; hast Du denn keine Spur von Mitleid und Theilnahme mit der Unglücklichen?"

„Der Unglücklichen? Ich kann Dich in der That heute nicht begreifen, Wilhelm," sagte Frau Reimersheim voll Spott. „Haben wir es nicht zur Genüge erörtert, daß es unverzeihlich ist, wenn ein Mensch durch ein paar Schicksalsschläge sich so weit bringen läßt, daß er seine ganzen geistigen Fähigkeiten zusetzt."

Herr Reimersheim preßte die Lippen fest aufeinander, dann erhob er sich von seinem Sitze und zerrieb den Sessel zur Seite schiebend, sagte er:

„Verlieren wir darüber keine Worte weiter, Therese, aber ich muß Dich dringend bitten, in Zukunft etwas mehr Werth auf meine Wünsche in dieser Beziehung zu legen. Ich will nicht, daß Helene in irgend welcher Weise vernachläßigt wird."

Mit diesen Worten verließ der Kaufmann seine Familie und kehrte in die Villa zurück, diese in der verwundertsten Stimmung zurücklassend.

„Ich begreife den Papa nicht, was mag diese Scene bedeuten?" sagte Agnes. „Meiner Ansicht nach sind wir doch gegen Tante Helene so geduldig und voll Nachsicht, wie es nur Jemand sein kann. Alle Welt rechnet es uns hoch an, daß wir die Verrückte stets in unserer Nähe dulden. Was soll man mehr?"

„Denke nicht weiter darüber nach, Agnes, es war wohl eine Laune von Papa. In der letzten Zeit sind gerade nicht alle Dinge nach Wunsch gegangen und man muß ihm etwas nachsehen. Er hat schon bedeutende Verluste gehabt und größere erwarten ihn. Du siehst also, Helene war nur ein Vorwand, denn er kann nicht im Ernste der Meinung sein, daß wir derselben mehr Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit widmen sollten. Komm, wir wollen ein wenig in den Park gehen, später findet sich wohl Herr von Allersdorf ein, um mit uns eine Wasserfahrt zu machen."

„Herr von Allersdorf?" Bah, Mama, ich möchte mich aber seiner Kunst im Rudern nicht anvertrauen!" rief Agnes, ihre weißen Zähne zeigend.

„Sprich nicht so, Agnes," verwies die Mutter. „Herr von Allersdorf ist Offizier, und Du weißt, es ist der größte Wunsch des Papa's, daß aus Euch ein Paar wird."

Agnes wurde plötzlich ernst.

„Mama, ich hoffe nicht, daß Du im Ernste sprichst. Du weißt, Herr von Allersdorf ist mir durchaus gleichgültig. Ja, mehr als das — ich habe eine entschiedene Abneigung gegen ihn."

„Solche Ehen, die mehr auf Berechnung als auf sogenannter Liebe ihre Basis haben, zählen allemal zu den glücklichsten. Herr von Allersdorf ist ein charmanter junger Mann, überall gern gesehen, geistreich und liebenswürdig —"

„Aber auch flatterhaft und verschwenderisch," unterbrach die Tochter die Mutter.

„Flatterhaft und verschwenderisch, darin magst Du allerdings Recht haben, aber welcher Cavalier wäre nicht Beides? Für Verschwendung giebt es überdies ein eclatantes Mittel — ich meine den Reichthum Deines Vaters. Beginne nur nicht mit Mädchenphantasien, ich hätte Dich gegen derlei Unsinn genügend gesichert gehalten. Allons, laß' uns an die Toilette denken, ich vergaß Dir mitzutheilen, daß Deine blaue Seidenrobe heute morgen angekommen ist."

IV.

Es war ein reizendes kleines Gemach, welches Tante Helene sich zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkoren. Auf ihren besonderen Wunsch, welchen man zu den Eigenheiten der stillen Dame zählte, hatte es einfach möblirt, machte es doch einen durchaus freundlichen Eindruck mit seiner dunklen Sammettapete, an welcher sich das Epheu

Digitized by Google

wie im Freien üppig emporwucherte, und den prächtigen Gruppen von Blattpflanzen und Blumen in sinniger Abwechslung. Die Meubles, fast zu einfach für die Villa mit ihrer glänzenden Außenseite, paßten in diesem Raume mit dem hellen, duftigen Balkon durchaus. Merkwürdig stach dagegen ein Schrank von Eichenholz ab, dessen Umfang und alterthümliche Arbeit denselben als ein Erbstück erscheinen ließ, nichts desto weniger aber vor einigen Jahren nach Tante Helenen's besonderer Angabe angefertigt wurde. Der Schrank war ein Kunstwerk, nicht allein die geübtesten Tischler, sondern auch mehrere Schlosser waren dabei beschäftigt gewesen, und es durfte kaum für einen Fremden möglich sein, denselben zu öffnen.

Der Schrank hatte zu manchem Scherz Veranlassung gegeben. Tante Helene hatte ja nichts zu verwahren, weder Geld noch Gut noch Papiere, und doch hatte sie darauf bestanden, einen solchen Schrank zu haben, und sie hütete ihn mit Argusaugen. Nebenbei zeigte sie die sonderbare Manier, sich gegen jeden unberufenen Eintritt in ihr Gemach zu sichern. Sie war stets hinter verschlossenen Thüren, welche sie nicht anders öffnete, als auf ausdrücklichen Wunsch irgend eines ihrer Verwandten, oder wenn es galt, eine Kleinigkeit zu beanspruchen.

Natürlich waren dies alles nur Beweise ihres Wahnsinns; es war ja von jeher ihre fixe Idee gewesen, daß sie verfolgt würde, und ihr ganzes Benehmen verrieth mehr und mehr, daß sich ihr Zustand noch nicht im Mindesten gebessert hatte.

Tante Helene befand sich, während sie im Garten der Gegenstand der Unterhaltung geworden war, in der That in ihrem Balkonzimmer. Sie stand vor dem Schranke, in der Hand, dieser weißen, durchsichtigen Hand ein Bund Schlüssel, mit welchen sie im Begriff stand, die Thüren zu öffnen. Wie wunderbar schön war doch diese Frau in dem hoch hinaufreichenden schwarzen Gewand, ihr reiches Haar zum Theil durch einen Spitzenschleier bedeckt. Man hätte sie dreist für ein junges Mädchen halten können, und begriff zunächst nicht, wie diese Frau von Wahnsinn umnachtet sein sollte. Wie blickten in diesem Augenblick die braunen Augen so froh und voll Hoffnung in die Welt hinein! Wenn Herr Reimersheim jetzt Tante Helene gesehen hätte, ob er sie dann noch wohl die arme Verrückte genannt hätte?"

Vorsichtig öffnete sie den Schrank, eine Thür nach der anderen, hier zog sie ein Fach auf, dort drückte sie auf einen kaum sichtbaren Knopf. Endlich nahm sie einen Gegenstand sorgsam hervor. Es war ein Päckchen Papiere und ein Portrait. Sie betrachtete das Bild lange, innig preßte sie zahllose Küsse darauf und ihre Augen hingen daran wie leuchtende Sonnenstrahlen. Dann lös'te Tante Helene auch die Schnur von den vergilbten Blättern, eins nach dem anderen nahm sie in die Hand. Es waren zum Theil Briefe, außer diesen nur wenige lose Stückchen Papier.

Nachdem sie Alles betrachtet, legte sie es an den früheren Platz, verschloß sorgfältig die einzelnen Theile ihres Schrankes und ließ sich dann in der unmittelbaren Nähe des Balkons nieder, begierig die frische, reine Luft einathmend.

„Endlich naht die Stunde der Vergeltung," murmelte sie und über das sanfte, milde Gesicht glitt der Strahl eines festen Entschlusses. „Es war eine lange, böse Zeit, fast zu viel für ein schwaches Menschenherz, aber ein Mutterherz erträgt mehr um des Kindes willen und jetzt endlich naht die Stunde, wo ich belohnt werde. Zwanzig Jahre! Wie endlos lang war die Zeit, mich dünkt, ich müßte eine Matrone sein, trotz meiner sechsundvierzig Jahre. War's denn nicht länger, seit ich den geliebten Gatten verlor, seitdem ich so hilflos und verlassen, so mutterseelen allein in der Welt stand? O, mein Sohn, mein Kind, Dir ist das größte Opfer gebracht, welches jemals eine Mutter ihrem Kinde gebracht hat. Und nun vorbei! In wenigen Wochen werde ich vor jenen Schurken hintreten und vor ihm mein Recht fordern. Mein Kind, meinen Sohn will ich ihm gegenüber stellen. Ob ich dann noch wahnsinnig bin? O, diese Stunde soll mich aussöhnen mit all' dem Herzeleid, das ich erduldet habe. Mein Sohn ist gerettet — sein Erbtheil bleibt ihm ungeschmälert."

Wer konnte Tante Helene in diesem Momente für eine Matrone halten? War sie nicht bezaubernd schön mit dem leisen Anflug von Roth auf den wachsbleichen Wangen? Konnte es ein prächtigeres Auge, eine reinere Stirn geben? War nicht ihr Wuchs, ihre Haltung stolzlant und anmuthig? Man hatte Helene als eine Wahnsinnige betrachtet, man hatte Mitleid mit der blassen Frau gehabt, sie aber nicht weiter beachtet und, so war es kaum ein Wunder, daß ihre ätherische Schönheit keinen Bewunderer gefunden. Hätte Herr Reimersheim in diesem Momente wohl die leidende Helene wieder erkannt?

„Wir haben heute den 3. Mai," fuhr Helene nach einer Pause in ihrem Selbstgespräche fort, „Doctor Leopold hat seine Ankunft auf den 12. festgesetzt, das waren noch neun Tage voll schmerzlicher Ungeduld —"

Ein heftiges Ziehen an der Klingelschnur ließ Helene erschreckt verstummen. Sie zog hastig ihr Spitzentuch über das Gesicht und eilte dann zu öffnen. Eine seltsame Unruhe hatte sich ihrer urplötzlich bemächtigt, auf halbem Wege blieb sie nochmals stehen, als zitterte sie vor dem nächsten Augenblicke. Doch jetzt faßte sie den Drücker und — die Thür öffnete sich. Gleichzeitig wankte Helene, ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen und sie wäre umgesunken, wenn nicht der Eingetretene sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Doctor Leopold!" murmelte Helene und über das bleiche Gesicht zog sich ein Strahl himmlischer Freude.

„Gnädige Frau, bewahren Sie Ihre Fassung," bat der Eingetretene mit zitternder Stimme, in welcher eine Welt voll Mitgefühl und zärtlicher Theilnahme lag.

„Und mein Sohn?" hauchte die halb Ohnmächtige.

„Nennen Sie nicht seinen Namen," entgegnete Doctor Leopold ebenso leise. „Niemand darf die leiseste Ahnung hegen, bevor nicht die Frucht zum Pflücken reif ist."

Digitized by Google

Er führte Tante Helene zu ihrem Sessel und ließ sich sodann selbst dicht an ihrer Seite nieder.

„Wir sind hier ganz sicher, Niemand kann uns hören," sagte Helene, tief aufathmend. „Sprechen Sie, wo ist mein Kind?"

„In Ihrer unmittelbaren Nähe, gnädige Frau, nur bitte ich Sie: haben Sie Geduld. Ich fürchte, Ihr Schwager wird nicht so leicht aus seiner Sicherheit gerissen werden können. Es sind vielleicht weitere Beweise von der Legimitität Ihrer Ansprüche erforderlich, als Geburts- und Trauschein, wir werden lebende Zeugen haben müssen. Darum seien wir vorsichtig. Lassen Sie mich Alles ordnen. Ich werde mich zunächst bemühen, lebende Zeugen aufzubringen, um ihm dieselben gegenüber zu stellen. Sie sind so stark im Entlagen, Helene," fügte er voll aufrichtiger Bewunderung hinzu, „wollen Sie noch einige Tage Geduld haben?"

„Wenn Sie es wünschen, gewiß" gab sie mit zitternder Stimme zur Antwort. „Wie kann ich anders, als Ihnen gehorchen? Wie soll ich Ihnen danken für alles das, was Sie einer Hilfslosen gethan haben? Was wäre ohne Ihren Beistand aus mir und meinem Knaben geworden? O, wie soll ich Ihnen danken?"

„Für mich gibt es nur einen Dank, den ich annehmen kann. Damals, Helene, als Sie mir meinen Lohn bestimmten, wußte ich noch nicht, welchen Preis ich erringen konnte. Jetzt weiß ich es; nichts desto weniger gebe ich Ihnen vollständige Freiheit, zu thun und zu lassen was Sie wollen, Sie sollen durch kein Versprechen an mich gebunden sein. Was ich für Sie gethan, habe ich gerne gethan und ich bin bereits hinreichend durch die Liebe, welche mir mein Pflegling entgegenbringt. Lassen Sie alle Angelegenheiten geordnet sein, ehe Sie Ihr Herz zu Rathe ziehen, ob ein engeres Band zwischen uns Sie nicht unglücklich machen würde."

„Darüber brauche ich mein Herz nicht zu Rathe zu ziehen," entgegnete Helene mit einem feuchten, glänzenden Schimmer in ihren Augen. „Wenn Sie in der alternden Frau noch eine Spur von jener Helene wiederfinden, welche Sie einst so leidenschaftlich liebten, dann darf ich Ihnen wohl sagen, daß mein Kind und Sie mit Ihrer Aufopferung mir Alles sind."

„O, Helene, wie danke ich Dir für dieses Wort. Sprich' nicht von Alter, Dich finde ich wieder, wie ich Dich verlassen habe, nur schöner, liebenswerther. Doch nicht jetzt will ich Dein Herz beunruhigen, ich weiß, was Du empfinden mußt, Dir ist jetzt Dein Kind das Höchste und für dieses mußt Du sorgen."

„Ich danke Dir, Reinhold; ja, mein Kind ist mir das Nächste am Herzen, ich müßte sonst eine schlechte Mutter sein. Nicht umsonst habe ich es zwanzig Jahre hindurch geduldet, daß man mich eine Wahnsinnige nannte, nicht umsonst habe ich das Opfer gebracht, mein Kind zu entbehren, es mußte so sein, um es zu retten. Ich war sechszehn Jahre alt, als mein Knabe das Licht der Welt erblickte, ich hatte Niemanden, der sich der Hilflosen annahm, denn meinem Schwager konnte nur daran liegen, mich und meinen Sohn beseitigt zu sehen. Wäre Alfred einmal drei Tage eingesperrt, um so sicherer wäre der zweite Mordstahl gezückt. Da gab es nur einen Weg, uns Beide zu schützen und den Weg habe ich erwählt. Dort, in jenem Eichenschranke, liegen die Papiere über seine Geburt und Taufe, er hat das gesetzliche Alter erreicht, das Erbtheil seines Vaters hinzunehmen. Mag er denn jetzt seine Ansprüche geltend machen und dem frechen Räuber zeigen, daß Mutterliebe die schützendste Gewalt ist. Was gedenken Sie zunächst zu thun?"

„Ich will jenen Schenkwirth und dessen Ehefrau, in deren Hause Alfred geboren wurde, aufsuchen im Falle sie noch leben sollten. Dann auch die Pflegerin. Das sind gewichtige Zeugen und meiner Ansicht nach müßte deren Zeugniß allein im Stande sein, den Beweis von der niedrigen Handlungsweise Deines Schwagers zu liefern."

V.

„Papa, ich könnte Dir eine Neuigkeit erzählen, welche Dich so in Erstaunen setzen wird, wie nur irgend etwas in der Welt," plauderte Agnes, als Herr Reinertsheim sich am Tische niedergelassen hatte. Seine Stirn war noch dichter umwölkt und nur mit Mühe verbarg er seine gereizte Stimmung.

„Eine Neuigkeit, Kind?" fragte er aber doch, sich gewaltsam aus seinem Sinnen emporreißend. „Ich wüßte von keiner."

„Das glaube ich wohl," lachte Agnes, „es ist auch eine absolute Unmöglichkeit, das zu wissen. Denke Dir, Papa, Tante Helene hat Besuch gehabt."

Herr Reimersheim verfärbte sich momentan. Er war trotz der langen Reihe von Jahren noch niemals im Stande gewesen, etwas Ungewöhnliches von seiner Schwägerin zu vernehmen und gerade jetzt, wo zahlreiche Verluste ihn stark aufgeregt hatten, übten die Worte seiner Tochter eine doppelte Wirkung auf ihn aus.

„Besuch?" fragte er zweifelnd.

„Allerdings, und zwar Herrenbesuch," triumphirte Agnes. „Es war ein sehr schöner, noch junger Mann, vielleicht von Tante Helenen's Alter."

„Sprichst Du die Wahrheit, Agnes? Warum habe ich nicht früher etwas davon erfahren?"

Agnes sah ihren Vater verwundert an, aber sie war durch den Ton seiner Worte gereizt und sie entgegnete daher in wenig kindlichem Tone:

„Wahrscheinlich weil Du nicht eher zu Hause warst. Mich hat es so amusirt, als ich Tante Helenen's graziöse Verbeugung sah, mit welcher sie sich von dem Fremden verabschiedete, daß ich, glaube ich, mit offenem Munde dagestanden habe. Ich habe mich gleichzeitig über Tante Helenen's Augen gewundert, wie sie so innig blicken können — ich habe überhaupt niemals gedacht, daß sie so schön sei."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Hundeschur.

Die Kaiserschtroos geht dorch e Ort
's is rechts unn links e Gäßche,
Do hott letscht zugetrah sich dort
E wunnerschönes Schpäßche.

Do is d'r inn e Haus als kumm
E groß Gesellschaft maje,
E Bauer war debei, „nett dumm" —
D'r Schpaß duht's üwerzeie.

Do gebbs vunn allerhand die Redt —
D'r Bauer duht verzehle,
Wie sich die Zeit geännert hedt,
Keeh Mensch bräucht sich se queele.

's wär alles annerscht in d'r Welt,
Der Hannel deht jetzt blihe,
M'r könnt vor alles löse Geld
Wo sunscht nix war se kriehe.

Der Ding do owe hodt e Hund
So zorrlich unn so hoorig,
E Kronedahler gäb vor's Pund
Vunn denne Hoor d'r Vorig.

Wie's kummt, deß die so viel sein werth,
Will ich euch expligäre,
In England duhn se große Bärt
Vunn Hunnshoor sawrezäre.

E Borsch, ich glab m'r heßt'ne Filp
Duht hinner'm Owe sitze,
Er hört do zu unn redt keh Sylb,
Duht als die Ohre schpitze.

Er denkt do maj' ich nimmi lang,
Do kann ich Newach mache,
Is heem zu seiner Motter gang
Halt Rooth vunn denne Sache.

Sie saht, guck Filp, 's is recht gedenkt,
Zum Ding seim Knecht duh laafe,
Unn wann er d'r die Hoor nett schenkt,
Duhscht du se vunn em kaafe.

Am annre Morje früh bei Zeit
Wer war do uff de Bääne?
D'r Filp, er hat jo gar nett weit
Zum Ding sei'm Knecht se gehe.

„Do horch emol, du weschd de was,"
So sahd er, „duh nett lache,
M'r wollen jetzt e hibsche Schpaß
Mit euerm Hund do mache.

M'r nemmen 'm sei Zorrelhoor,
Geh duh m'r denn Gefalle,
Kriehscht achtzeh Kreizer glei devor,
Di Hoor duh ich behalle."

„Nee," sahd der Knecht, „deß langt jo knapps
For Duwack, 's is so wenig,
Wann du e halwe Schoppe Schnapps
Noch gebschd, dann sein m'r enig.

Doch ruhig muscht de sei debei,
Mei'm Herr darfscht du's nett sahe,
M'r wißt nett, ob er mich nett glei
Deht fort zum Deiwel jahe."

D'r Filp war domit inverschtann,
Fangt a de Hund se scheere,
Er denkt ich scheer'n platt, dann kann
Ich doch noch profeteere.

Sei Motter kummt noch owedruff,
Sie duht sich nett besinne,
Unn leest die Hoor vumm Borrem uff,
Daß keeh meh war se finne.

Doch wie er se verkaafe wollt,
Was hört er do for Sache,
E Jeder, der was gewe sollt,
Hott aagefang se lache.

Keeh Kreuzer hott keeh Mensch gebodt
Er kummt ball aus'm Häusche,
Zum Schade hott er ah de Schpott,
Muß schtill sei wie e Mäusche.

X.

Buntes.

† (Probates Mittel gegen schwatzhafte Frauen in alter Zeit.) Bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts war es in der Stadt Mülhausen im Elsaß Volksgebrauch, diejenigen Weiber und Mädchen, welche sich gestissentlich Klatschereien hatten zu Schulden kommen lassen, oder sonst eines bösen Leumunds beschuldigt und überführt wurden, einer eigenthümlichen Strafe zu unterziehen. Ein glatt behauener Stein mit folgender Inschrift:

„Zum Plapperstein bin ich genannt,
Den bösen Mäulern wohl bekannt,
Wer Lust zum Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt,"

wurde ihnen um den Hals gehangen, den sie unter Hohngelächter der muthwilligen Straßenjugend durch die Hauptstraßen tragen mußten.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 92. Kaiserslautern, 16. November 1873.

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von F. Ewald.

(3. Fortsetzung.)

„Papa, es ist doch eigentlich schade, daß die Tante verrückt ist — ich finde, sie hätte vielleicht noch eine glänzende Partie machen können. Warum ist sie eigentlich niemals in eine Heilanstalt gebracht worden?"

Agnes erschrack plötzlich über das ungewöhnlich bleiche Aussehen des Vaters.

„Bist Du nicht wohl, Papa?" fragte sie.

„Ich leide heute stark an Schwindel und Du regst mich mit Deinem Sprechen auf," entgegnete Herr Reimersheim ungeduldig. „Ich will mich auf mein Zimmer zurückziehen und ein Stündchen ausruhen. Die ununterbrochene Arbeitshast wirft mich noch ganz darnieder. Lasse mich in einer Stunde wecken, Agnes."

Der Kaufmann erhob sich und verließ das Speisezimmer. Es war nicht zu läugnen, sein Aussehen konnte ein krankhaftes genannt werden. Eine ungewöhnliche Blässe und Abgespanntheit war in seinen Zügen bemerkbar, nichts desto weniger fühlte sich die verzogene Tochter durch das barsche Wesen des Vaters tief gekränkt. Sie war es nicht gewohnt, von ihm ein hartes Wort zu hören, er hatte sich nie anders als ein zärtlicher Vater gezeigt, der alle Launen seines verzogenen Kindes belächeln konnte.

Herr Reimersheim eilte auf sein Zimmer, es war wie alle anderen der Villa mit orientalischer Pracht ausgestattet. Dennoch war das Gemach mehr mit Rücksicht auf Bequemlichkeit als mit Kunststinn ausgestattet. Hier verträumte der reiche Kaufmann auf dem weichgepolsterten Sopha einen Theil seiner Zeit in beschaulicher Ruhe, hier berechnete er die Gewinne, welche ihm möglicherweise aus dem Ankaufe dieser oder jener Papiere erwachsen konnten.

In diesem Zimmer hatte Herr Reimersheim aber auch schon manche trübe Stunde, welche ihm sein Gewissen bereitet, verlebt. Wie oft gedachte er hier des todten Knaben, wie oft der unglücklichen Mutter, deren Schätze er an sich gerissen. Wohl hatten sie ihm Segen gebracht, diese Schätze, sie vermehrten sich mit rapider Schnelligkeit, das kolossale Vermögen seines verstorbenen Bruders verdoppelte sich; er hätte es jetzt entbehren können, aber der Weg zur Umkehr war ihm abgeschnitten. Tante Helene bedurfte nichts, sie wollte nicht das Mindeste von ihren Verwandten annehmen. Sie hatte ihrer zahlreichen Kostbarkeiten veräußert, und dieselben brachten eine enorme Summe auf, aber auch davon lebte sie nicht, Niemand wußte, wo das Geld geblieben war, denn Tante Helenen's kleine Bedürfnisse befriedigte der Fleiß; sie nahm kein Geschenk, nicht das Mindeste von ihren Verwandten. Ja, Tante Helene war eine geschickte Arbeiterin, sie arbeitete für Geld — die Schwägerin des reichen Kaufmanns arbeitete für Geld. Aber sie war wahnsinnig. Das Arbeiten für Geld nannte man, wie so vieles Andere, eine fixe Idee, sie wußte einmal, daß sie arm war, und wollte ihren Verwandten nicht zur Last fallen. Viele nannten es eine eigenthümliche Marotte der Unglücklichen und bemitleideten den Kaufmann Reimersheim, daß er gezwungen war, freilich durch eigenen Willen, Zeitlebens eine solche Person um sich zu haben.

Die Welt wußte aus dem Munde des reichen Kaufmannes selbst, daß seine Schwägerin arm war, ganz arm, und nur von seiner Gnade lebte. Sie konnte nicht urplötzlich reich werden. Und wenn er sie auch mit Reichthümern überhäuft hätte, was sollten sie ihr? Helenen's Knabe war todt, er war wenige Tage nach der Geburt gestorben, so hatte ihm wenigstens Doctor Leopold gemeldet, und das genügte ihm, um so mehr, da Helene kurze Zeit nach ihrer Genesung in das Haus ihres Schwagers zog, und zwar — wie mehrere Aerzte behauptet hatten — wirklich wahnsinnig.

Seit dem Tage aber war Reimersheim nie mehr seines Lebens froh gewesen. Kaum eine Stunde verging, wo er nicht die Gestalt des jungen bleichen Weibes vor seinem inneren Auge auftauchen sah. Es begann ein Leben voll bitterer Qualen für ihn. Der Reichthum war schwer erkauft, er hatte ihn um jeden Preis bestehen zu müssen geglaubt; vielleicht wäre er eines Tages sogar im Stande gewesen, einen Mord darum zu begehen und es war ihm, als könne die Strafe für seine Sünde nie und nimmer ausbleiben. Aber sie blieb aus. Jahr aus Jahr ein überschüttete ihn das Glück mit seinem Füllhorn, es gab wohl keine Vergeltung. Immer waghalsiger wurde er in seinen Unternehmungen, und jetzt erst, nach zwanzig langen Jahren, traf ihn der erste Verlust. Dem ersten folgte bald ein zweiter, ein dritter; eine wahnsinnige Angst erfaßte ihn. Ereilte ihn denn noch sein wohlverdientes Geschick? Er dachte an seine Gattin, sie war eine stolze, hochmüthige Frau, niemals würde sie sich mehr daran gewöhnen, etwas weniger Luxus zu entfalten. Er dachte an seine Kinder.

Seinem Sohne fiel es nie ein, daß ihm eine andere Bestimmung zu Theil werden könne, als den unerschöpflichen Reichthum seines Vaters anständig durchzubringen. Er war der beste Reiter, der anerwüdlichste Spieler, der bekannteste Roué, aber das waren auch die einzigen Tugenden oder Untugenden, deren er sich rüh-

Digitized by Google

men konnte. Seine geistigen Fähigkeiten waren immer hinter seinen Jahren zurückgeblieben, und sein Vater erstarrte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß es eines Tages dahin kommen könne, daß derselbe auf sich selber angewiesen sein würde. Und nun vollends Agnes, das verwöhnte Kind. Ihre Bildung bestand aus jener oberflächlichen Schul- und Pensionats-Erziehung, welche in jetziger Zeit so sehr an der Tagesordnung ist. Ihr Wissen und Können war oberflächlich — was sollte aus ihr werden?

Solche Gedanken beschäftigten in diesem Momente den Mann, von dem die Welt glaubte, er rechne nach Millionen. Und nicht dieses allein quälte und peinigte ihn. Agnes' Mittheilung über Tante Helenen's Besuch hatte seine angespannten Nerven in eine noch höhere Aufregung versetzt. Helene hatte seines Wissens seit sie in seinem Hause war, keinen Besuch empfangen, sie verließ nur dann und wann einmal das Haus, aber noch nie hatte er in Erfahrung bringen können, wohin sie alsdann ihre Schritte lenkte, soviel er ihr auch schon gefolgt war, immer erwiesen sich seine Nachforschungen erfolglos. Auch diese einsamen Gänge hatten ihn anfangs beunruhigt, erst später gewöhnte er sich daran, aber niemals empfing sie seines Wissens Besuche. Was mochte das bedeuten? Sein Unglücksrad war einmal im Rollen, vielleicht war es bestimmt, ihn jetzt in den Abgrund zu schleudern.

Und doch, er mußte sich auffraffen, es gab wohl noch eine Rettung, noch konnte nicht Alles verloren sein. Noch war sein Reichthum bedeutend genug, eine Anzahl wenn auch noch größerer Verluste zu ertragen.

Eben jetzt eröffnete sich seiner Tochter die Aussicht auf eine glänzende Verbindung mit Herrn von Allersdorf; er mußte sich jetzt halten, um jeden Preis.

Allmälig gewann er frischen Muth, er mußte sich aufrichten zu neuem Handeln, zu neuem Kampfe mit dem Schicksale, vielleicht gestaltete sich Alles viel günstiger, als er es in seiner düsteren Stimmung erwartete.

Als Herr Reimersheim eine Stunde später seine elegante, mit zwei prächtigen Rappen bespannte Equipage bestieg, sah Niemand ihn die sorgenvoll verlebte Stunde an. Sein Gesicht glänzte vor Zufriedenheit und mancher neidische Blick folgte dem Gefährt.

VI.

Spurlos waren zwanzig Jahre an Mutter Lisbeth und dem würdigen Römlein vorbeigegangen. Wohl war die Erstere noch etwas korpulenter geworden und das spärliche Haar des Letzteren war den Weg alles Irdischen gegangen, sonst aber war Alles beim Alten geblieben, selbst die alte verräucherte Gaststube mit ihrem Dunst und Tabaksqualm, und auch die alten Stammgäste fanden sich nach wie vor ein.

Mutter Lisbeth saß noch in dem mit Leder bezogenen Lehnstuhl, welcher indessen seine ursprüngliche Farbe eingebüßt hatte, eben so wie die mächtigen Haubenbänder der Wirthin. Ihr schillerndes Seidenkleid war durch ein einfaches, geblümtes Wollkleid ersetzt, aber die Trägerin hatte darum nichts von ihrem „Anstand" und ihrer „Standesgemäßheit" eingebüßt, sie war im Gegentheil eine bei weitem passendere Erscheinung in diesem Räumen als vordem.

Es war noch früh am Morgen, als Mutter Lisbeth einen unerwarteten Besuch empfing. Sie trat gerade in die Gaststube, ihren gewohnten Platz einzunehmen, als ihr plötzlich ein elegant gekleideter Herr gegenüber stand. Die Wirthin starrte den Eingetretenen ein paar Augenblicke an, als müsse sie sich besinnen, wem das Gesicht gehöre, was sie so plötzlich vor sich sah.

„Um Gott, Herr Doctor, wo kommen Sie her?" rief sie dann aus und ihr rothes Gesicht nahm vor sichtlicher Freude eine noch höhere Färbung an, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Wo ich herkomme, Frau Lisbeth? Wie Sie wohl denken können, aus weiter Ferne," entgegnete Doctor Leopold gutmüthig. „Ich sehe, es geht Euch gut; was macht Vater Römlein? Doch wohl auf?"

„Alles beim Alten. — Römlein ist kreuzfidel, er nimmt's noch mit Jüngeren auf."

„Freut mich ungemein, Frau Lisbeth, auch um jener armen Frau willen, die hier damals bei Euch war, bei welcher Gelegenheit ich Euch kennen lernte."

„Was ist mit der? Lebt sie noch?"

„Ob sie noch lebt? Nun gewiß, und ich hoffe, es soll ihr noch gut gehen, und sie soll auch noch ihr Bischen Freude vom Leben haben. In ihrer Angelegenheit komme ich auch hierher. Sagt einmal, Frau Lisbeth, wißt Ihr eigentlich noch, wie damals die ganze Sache zugegangen ist?"

„Ob ich sie weiß! O, lieber Herr Doctor, so was vergißt sich nicht so leicht. Unsereines erlebt nicht alle Tage etwas Besonderes. Ich weiß noch die ganze Geschichte von A bis Z."

„Und wie ist's mit Römlein?" fragte der Doctor, sichtlich von Lisbeth's Auseinandersetzung befriedigt.

„O, der wird's auch noch wissen. Sonst ist er im Allgemeinen recht vergessen, aber über diese Sache haben wir zu oft gesprochen, die kennt er so gut wie ich."

„Sie sagen mir da etwas sehr Gutes, Mutter Lisbeth. Aber nun noch eine Frage. Würden Sie auch, wenn es sein müßte, vor Gericht beschwören können, was der Kaufmann Reimersheim damals gesprochen?"

„Vor Gericht? Du lieber Gott, ich hasse nichts mehr als das Gericht, aber wenn's sein muß, denn nun in Gottes Namen. Ich kann's beschwören, was ich auslage, so genau weiß ich Alles. Aber was soll dies eigentlich bedeuten, Herr Doctor? Sie wollen doch nicht etwa den reichen Kaufmann Reimersheim vor's Gericht bringen?"

„Ich kann jetzt nichts sagen, Frau Lisbeth, mit dem besten Willen nicht, aber Ihr werdet's bald genug erfahren, um was es sich handelt. Thun Sie mir nur den Gefallen und sprechen Sie mit Niemanden über diesen Gegenstand. Kann ich mich auf Sie verlassen?"

Digitized by Google

„Ich denke, das wissen Sie, Herr Doctor. Nicht eine Menschenseele hat damals Etwas erfahren.“

„Noch eine Frage, Frau Römlein. Wer hat damals den Knaben der Frau, welche bei Euch in Pflege gegeben war, mitgenommen?“

Frau Römlein sah den Doctor erstaunt an.

„Ich denke doch wohl Sie!“

„Und wo war der Knabe geblieben?“

Mutter Lisbeth blickte immer verwunderter bei diesen Fragen

„Ich meine, er starb — wenigstens sagten Sie mir so.“

„Ich sehe, Sie haben noch nichts vergessen, Mutter, und ich muß Ihnen mein Compliment über Ihr ausgezeichnetes Gedächtniß machen. Sie haben mir eine große Freude bereitet und ich denke, Sie tragen noch ein gut Theil dazu bei, daß Helene Reimersheim zu ihrem Rechte kommt. Ihr werdet in wenigen Tagen mehr von mir hören, Mutter Lisbeth, ich spreche gelegentlich bei Euch wieder vor. Grüßen Sie Römlein.“

„Sie wollen schon wieder fort, ohne mal irgend Etwas genossen zu haben? Nein, Herr Doctor, das dürfen Sie mir nicht thun,“ rief Mutter Lisbeth im Tone höchster Entrüstung aus.

„Nehmt's nicht für ungut, Frau Römlein,“ entschuldigte sich der Doctor, „ich habe noch gar Mancherlei zu besorgen, was keinen Aufschub erleiden darf. Sagt mir nur noch den Namen jener Frau, wo Herr Reimersheim das Kind hat unterbringen wollen.“

„Die Pettenhofer auf der G . . . . . Ach, Sie können nur fragen, Herr Doctor, die ist überall bekannt. Da hat schon manches Würmchen in's Gras beißen müssen, weil's kein Futter und keine Pflege gekriegt. Das ist eine von den Schlimmsten. Ich weiß nicht, wie die Angehörigen so leichtsinnig sind, da was Liebendes hinzubringen. Na, in den meisten Fällen sind die Angehörigen zufrieden, wenn so ein Pflänzchen nicht gedeiht und armselig zu Grunde geht. Ich habe Herrn Reimersheim auch meine Meinung damals ordentlich gesagt.“

„So, Ihr habt das, Mutter Lisbeth? Wißt Ihr das ganz bestimmt?“ unterbrach der Doctor sie eifrig.

„So gewiß wie irgend Etwas in der Welt. Ich erinnere mich sogar noch ganz genau der Worte, welche Herr Reimersheim bei der Gelegenheit gesprochen, denn es fiel mir gerade auf, daß er so kurz angebunden darauf wurde.“

„Und was sagte er?“

„Die Pettenhofer sei eine sehr achtbare Person und es sei Unrecht, sie in irgend welcher Weise zu verdächtigen. Es sei nicht ihre Schuld, wenn Kinder stürben, denn die Sterblichkeit unter denselben sei gerade hier sehr groß. Es würden nicht viele künstlich Aufgezogene groß.“

„Ich rathe zu einer Amme, Herr Reimersheim,“ sagte ich dann, „denn ich fürchte mich vor keinem Menschen, und warum soll man etwas Unrechtes zugeben, wenn man's vermeiden kann.“

„Ach was, Ammen,“ gab er mir zur Antwort, „das sind Ansichten. Wenn man eine Amme nicht ununterbrochen beaufsichtigen kann, so ist das eine ganz unvernünftige Idee. Bei der Pettenhofer weiß ich, woran ich mich zu halten habe.“

Ich zuckte damals die Achseln, denn ich konnte über diesen Gegenstand nichts mehr sagen. Es waren gewiß verschiedene Ansichten, aber einleuchten wollte es mir immer nicht, warum das Kind gerade dorthin sollte, das Frauenzimmer steht doch in einem zu traurigen Rufe. Als das Kind todt war, dachte ich freilich meinen Theil, aber —“

„Es ist gut so, Frau Lisbeth, ich setze natürlich voraus, daß Sie auch diese Aussage vor Gericht wiederholen können?“

„Ganz gewiß! Ich pflege nie Etwas zu sagen, was ich nicht durchführen kann,“ sagte Mutter Lisbeth stolz.

„Wir werden uns wieder sprechen. Empfehlen Sie mich Ihrem Manne und leben Sie bis dahin wohl!“

Der Doctor drückte Frau Lisbeth nochmals die Hand und verließ dann rasch die räucherige Gaststube Römleins.

VII.

Wie Gewitterschwüle lag es auf dem Hause Reimersheim. Schlag auf Schlag kamen die Verluste und wenn der Kaufmann seine Gattin auch noch über den wahren Stand der Dinge in Ungewissenheit hielt, so sah sie es selbst, welche Gefahr ihr drohte. Noch waren indessen die Gerüchte von den Verlusten des reichen Kaufmannes nicht an die Oeffentlichkeit gedrungen, aber er konnte sich nicht verhehlen, daß dies jeden Augenblick der Fall sein könnte, und ihm daraus neue Verlegenheiten entstehen würden.

Nur die Kinder ahnten nicht, was über ihren Häuptern hing. Der Sohn hatte sich niemals um die Geschäftssachen des Hauses bekümmert und Agnes war viel zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um auch nur die Wolken auf der Stirn des Vaters und der Mutter zu bemerken.

Herr von Allersdorf setzte eifrig seine Bewerbungen um die einzige Tochter des Herrn von Reimersheim fort. Eine solche Partie konnte ihm gerade in seinen jetzigen bedrängten Verhältnissen passen. Schon durch eine Verlobung mit Agnes Reimersheim würde sich ihm ein neuer unbegrenzter Credit eröffnen, und das war es, dessen er zunächst bedurfte.

Herr von Allersdorf war ein schöner Mann und stattlicher Offizier. Er war in der That ein gern gesehener und liebenswürdiger Gesellschafter, und manches Mädchenherz schlug stärker, wenn sein glänzendes, gewinnendes Auge auf ihr ruhte. Es war auch kein schlechter Charakter, nur leichtsinnig, aber dieses auch auf eine erschreckende Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

A Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn's Jacobiene.

Jacobiene: Ei Hannewackel, was iß D'r dann iwwer die Lewwer gekraww'ld? — Du machschd'r jo e Gesicht als wann De Essig in de ganze Schtadd Lautere gedrunk heschd.

Hannewackel: Isses dann e Wunner? wam'r heerd wasses alleweil in uns'rem gebildete Johrhunnerd noch forr roohe Mensche gebbd.

Jac.: Wieso Hannewackel?

Han.: Ei denk emool hi, Jacobiene, die Woch hadd jo e Fraa, sie hanneld glaww ich mit Fedd're unn Mannem'r Bedder, e lewenndigie Gans so nackig gerobbd, dasse aww'r aa keeeenziges Fedderche meeh am ganze Leib gehadd hadd — korzum, die Gans war noch lewendig, war aww'r trotzdemm so gladd gerobbd, als wann se fertig weer forr se broore. — 'N ann'rie Fraa, wo zufellig dezu iß kumm, froohd se warum se dann deß arrem Dhierche so schinne unn die Fedd're am lewendige Leib ausrobbe dheed. Ei wissense, saahd deß Ooß vunn're Fraa, wann ich se erschd dhod mach, do bring ich die Fedd're nett gut eraus unn gänge m'r a zu viel v'rloor; deßwähe robb ich se als lewendig unn dann dhu ich se als erschd dhod mache!!! — Na waß hallschde dann jedz vunn so're Schinnern, he Jacobiene?

Jac.: Ei do soll die e Milljoone — — Ne, ne, deß iß awwer doch zu aarig. — Deere geheeren jo die Finger v'rschlaah, daß se kee Fedd'r mee aareehre kennd, unn geheerd a noch owwedrei geschtroofd.

Han.: Deß meen ich aa; aww'r waß iß es doch so gut, daß so waß als eraus kummd, do lernd m'r doch die roohe Mensche kenne.

Jac.: Do haschde recht, Hannewackel; die hedd's gewiß nett geglaabd, daß Du m'rs heid schunn v'rzeehle dheschd.

Han.: Ja jo. — Aww'r noch waß, Jacobiene. V'rgange schteh'n d'r e paar Daame do owwe uff de Gaff beisamme unn räddsch'n minnanner. Die [illegible] hadd e ganz feines Hiedche uff mit eme wunnersch[illegible] Frichdebogäddche, weeschde, Jacobiene, wo Haww'r[illegible] unn so allerhand Dings draah iß. Dichd neewe [illegible] halld e Sandfuhrmann mit seim Waa; demm sei [illegible] siehd kaam die Haww'reehre uff deere Daam ehrem Hie[illegible] do knabbd'r aa schunn denoo unn meend 's [illegible] naddierlich'r Hawwer. Die Daam merkd's glei, nem[illegible] Reißaus unn schbringd zu're Hausdheer enei — d'[illegible] Gaul awwer mir'm Waa hinnedrei unn dausend Gl[illegible] war's, daß de Waa forr die Hausdheer se brääd war, sunsch[illegible] weere de Gaul noch noo in's Haus enei, dann mit [illegible] Vorrefieß ware schunn uff de eww'rschde Dre bb [illegible] schtann.

Jac.: Hä, hä, hä! Ja siehschde Hannewackel, [illegible] sinn die Folge vunn denne Daame ehrem iwwe[illegible] schbande Moore, wo se jedz hann. Wie lang werrd[illegible] noch dan're, so schdeckense aa noch e Dreschfleggel a[illegible] Bogäddche, doo binn ich doch viel bescheirener mit m[illegible] ner eefache Fedd'r am Hud — meenschde nett Hann[illegible] wackel?

Han.: Ei jo doch, doo loss'n dich doch weenischde[illegible] de Sandfuhrleit eehr Gail in Ruh.

Buntes.

† Als sich Jean Paul in Dresden befand, wur[illegible] er in einer Gesellschaft gefragt, welchem Sinne, [illegible] Geruche oder dem Geschmacke, er den Vorzug ge[illegible] „Lieber geruchlos als abgeschmackt," war se[illegible] Antwort.

† 2,304,000 Schweißlöcher sollen sich auf [illegible] Hautoberfläche eines wohl proportionirten Menschen [illegible] finden. (Jemand hat's ausgezählt, es kann also ni[illegible] gefehlt sein.) Wie künstlich geht der Mensch da [illegible] zu Werke, daß er nicht aus seiner Haut fährt.

† (Unnöthiges Bedauern.) „Sie werd[illegible] bereits vernommen haben, daß ich vorgestern meine Z[illegible] lungen eingestellt habe?" „Ach! wie bedauere ich S[illegible] armer Freund!" „Bedauern Sie vielmehr meine Gl[illegible] biger, diese verlieren mehr als ich!"

† (Zur Naturgeschichte.) Lehrer: „Joha[illegible] sag' mir einige Fruchtbäume!" — „Der Apfel-, [illegible] Birn-, der Kirschbaum." — Lehrer: „Jörg, einige [illegible] fruchtbare." — Schüler: „Der Stamm-, der Schl[illegible] und der Purzelbaum."

Räthsel.

Das Erste, wie das Zweite,
Sie helfen die Beide gehen;
Kömmt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen:
Dann aber geht das Ganze,
Das früher ward getragen,
Und trägt noch schwere Lasten:
Wie dröhnen seine Klagen.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 93. Kaiserslautern, 19. November 1873.

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von F. Ewald.

(4. Fortsetzung.)

„Die glänzende Stellung, welche er in den gesellschaftlichen Kreisen einnahm, zwang ihn zu mancher Ausgabe, welche mit seinen Einnahmen, die ihm außer seiner Gage nur spärlich von Seiten eines alten Oheims zuflossen, in keinem Verhältnisse standen. So waren die Schulden des Herrn von Allersdorf bei seinen Kameraden fast sprichwörtlich geworden, denn es war kaum ein einziger Kamerad im ganzen Regimente, der sich ihm in dieser Beziehung gleichstellen konnte.

Agnes Reimersheim ließ sich die Bewerbungen des schönen Offiziers nur insoweit gefallen, als sie ihrer Eitelkeit schmeichelten. Es wäre unerhört gewesen, wollte es einem Salonheiden gefallen, nicht seine Kniee vor der vielumworbenen Schönheit des Mädchens zu beugen. Daß Herr von Allersdorf ernsthafte Absichten hegen könne, darauf hatte ihre Mutter Agnes aufmerksam gemacht, ebenso daß es wünschenswerth sei, eine solche Verbindung als naheliegend zu betrachten. Agnes liebte ihren Verehrer nicht. Ihre ersten Gefühle gehörten einem jungen Manne, welcher im Comptoir ihres Vaters abeitete. Aber es wäre Wahnsinn gewesen, nur an die Möglichkeit zu denken, daß ihr Vater jemals seine Einwilligung geben würde, daß sie einem Manne ihre Hand reichte, welcher so weit, nach seinen Begriffen, unter ihm stand.

Herr von Allersdorf hingegen war gerade der Mann, ihr die Stellung in der Welt zu geben, welche Herr Reimersheim für seine einzige Tochter erstrebte. Als die Gattin eines bürgerlichen Kaufmannes blieben ihr vielleicht noch die Kreise verschlossen, in welcher sie als die Gattin des altadeligen Offiziers gleichberechtigt aufgenommen wurde. Herr von Allersdorf gab ihr seinen Rang und eine glänzende Stellung, sie ihm dafür ihren Reichthum, dieselbe zu befestigen. Ihre Mutter hatte Recht, sie mußte liebenswürdiger gegen den jungen Cavalier sein, um die Angelegenheit zu einem raschen Ende zu führen.

Für den Abend war freundschaftlicher Empfang bei Frau Reimersheim. Es waren angenehme Abende, die man auf diese Weise verlebte, und man freute sich, zu diesem Cirkel zugelassen zu werden. Der Herr des Hauses wäre lieber allein in seinem Gemache geblieben, aber er durfte es nicht, gerade jetzt nicht. Das leiseste Abweichen von seiner Lebensweise konnte die Aufmerksamkeit irgend welcher Späheraugen erwecken und sein Verderben beschleunigen. Er mußte sich in die glänzende, bunte Versammlung mischen, welche dort unten in seinen prächtig decorirten Salons auf und nieder wogte. Er mußte lachen, scherzen, plaudern, wenngleich sein Herz bei dem Gedanken an die nächste Stunde erzitterte. So hatte er denn seine Toilette beendet und Herr Reimersheim stand gerade im Begriff, die Einsamkeit zu verlassen, als der Diener eintrat und ihm eine Karte überreichte.

Der Kaufmann ergriff die Karte — ein Blick darauf — und dann durchlief ein Zittern seine Gestalt; er mußte sich an der Marmor-Console stützen, in deren unmittelbaren Nähe er stand.

„Doctor Leopold!" murmelte er tonlos. „Wo kommt er her, den ich lange Jahre hindurch für todt oder verschollen gehalten? Was ist's, das mich so mächtig erfaßt?"

„Ist mir willkommen!" fügte er dann, sich plötzlich aus seiner Erstarrung aufraffend, laut zu dem Diener gewendet hinzu. „Wozu diese Angst? Wer war Doctor Leopold? Was konnte man von ihm wissen?"

Sich gewaltsam fassend, ließ sich Herr Reimersheim in einen Sessel nieder, dennoch wäre es einem scharfen Beobachter nicht entgangen, wie er zitterte und noch immer eine fahle Blässe sein Gesicht bedeckte. In diesem Augenblicke trat der Gemeldete ein.

Doctor Leopold machte dem Kaufmanne eine höfliche, ceremonielle Verbeugung, welche dieser mit einer gewissen Hast und übergroßen Liebenswürdigkeit erwiderte. Dann eilte er auf den Doctor zu und ergriff dessen Hand.

„Sehr erfreut, Sie zu sehen, mein Lieber. Ich bin außer mir vor Erstaunen. Wo kommen Sie her, nachdem Sie plötzlich verschwunden waren? Haben Sie in der That den Versuch gemacht, in der neuen Welt eine größere Praxis zu erlangen, als Ihnen hier zu Gebote stand? Im Grunde genommen war es von Ihnen nicht liebenswürdig, Ihre alten Freunde im Stich zu lassen."

Doctor Leopold fand nicht sogleich Worte. Dieser Empfang war ihm peinlich. Er hätte gewünscht, geschäftlicher aufgenommen zu werden, ihm wäre der Kampf, den er gegen diesen Mann aufnehmen sollte, dann gewiß um ein Bedeutendes leichter geworden.

„Sie sind sehr gütig, sich meiner zu erinnern, Herr Reimersheim," entgegnete er sehr gemessen.

„Zu erinnern! Wie Sie nur so sprechen können, mein lieber Doctor," sagte der Kaufmann jovial. „Setzen Sie sich zu mir, nachher darf ich Sie wohl bitten, mich in den Salon zu begleiten. Es ist freilich nur kleiner Empfang, allein vielleicht werden Sie noch manches bekanntes Gesicht unter den Gästen finden. Keine Widerrede," fuhr er fort, als er sah, daß Doctor Leo-

Digitized by Google

poid die Einladung ablehnen wollte. „Sie haben uns so lange verlassen, daß man, denke ich, jetzt einmal wieder auf Ihre angenehme Gesellschaft Anspruch erheben kann. Ich finde, Sie hätten überdies Europa oder wenigstens Hamburg nicht verlassen sollen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß Sie sich mit der Zeit eine brillante Praxis erworben hätten, aber die Jugend ist ungeduldig."

„Nicht meine Praxis hat mich von hier fortgetrieben, Herr Reimersheim," sagte Doctor Leopold, noch immer kalt. „Mit Fleiß und ein wenig Ausdauer wäre es mir wohl gelungen, mir eine gesicherte Stellung zu erringen."

Doctor Leopold fuhr dann fort:

„Mich trieb etwas Anderes fort. Ich habe einen mir gewordenen Auftrag in seinem ganzen Umfange erfüllt, und darum ging ich fort, ohne Abschied von meinen Bekannten und Freunden, deren ich freilich nur sehr wenige habe, zu nehmen."

„Ist es nicht indiskret, nach jener Mission zu fragen, lieber Doctor?"

„Es ist nicht mein Geheimniß, Herr Reimersheim, und darum werden Sie mir verzeihen, wenn ich über diesen Punkt schweige."

„Natürlich, natürlich. Aber es ist nur meine Theilnahme für Sie, welche mich zu dieser Frage veranlaßte — ich hoffe, Sie sind davon überzeugt."

„Sehr verbunden. Gestatten Sie mir aber, mich bei Ihnen nach Jemandem zu erkundigen, welche meine letzte Patientin war, die ich damals in Europa behandelte."

„Sie meinen meine Schwägerin?" fragte der Kaufmann, und eine gewisse Unruhe zeigte sich deutlich in seinem Gesichte.

„Allerdings, ich meine die junge Frau, welche Sie für wahnsinnig hielten," entgegnete Doctor Leopold, mit dem Versuch, einen möglichst gleichgültigen Ton anzunehmen.

„Wahnsinnig hielten? Wahnsinnig war, leider — wollten Sie wohl sagen, lieber Doctor."

„Sie werden sich erinnern, Herr Reimersheim, daß ich niemals Ihre Meinung über diesen Punkt theilen konnte."

Der Kaufmann lächelte verlegen.

„Das ist es ja eben, liebster Doctor Leopold. Man muß eben diese Unkenntniß Ihrer Unerfahrenheit zu Gute halten. Die Zeit hat es gelehrt, wie sehr ich im Rechte war."

Doctor Leopold schien durch diese Mittheilung nicht im Mindesten überrascht oder außer Fassung gebracht. Er sagte nur:

„Also doch! Und worin hat sich der Wahnsinn Ihrer unglücklichen Frau Schwägerin geäußert?"

Herr Reimersheim besann sich. Er wußte in der That nicht, worin Helenen's Wahnsinn sich geäußert hatte.

In der ersten Zeit sprach sie kein Wort; später gab sie auf alle an sie gerichteten Fragen Antwort, und zwar niemals eine solche, woraus man auf Wahnsinn hätte schließen können. Der einzige Anhaltspunkt, der ihm gewährt war, bestand in ihrer Zurückhaltung und Menschenscheu.

„Das läßt sich schwer ausdrücken," entgegnete er nach einigem Besinnen langsam und verdrießlich. „Es bedarf bei Tante Helene jedenfalls einer längeren Beobachtung."

„Wurde sie von einem Arzte beobachtet?" fragte Doctor Leopold weiter.

Jetzt wurde der Kaufmann unruhig und gereizt; er fand es impertinent von seinem Gegenüber, ihn zu inquiriren, und er hätte ihm gern eine kurz angebundene Antwort gegeben, aber er besann sich noch früh genug eines Bessern.

„Nein. Sie werden das in meiner Lage und Stellung nicht unbegreiflich finden, daß ich jedes unnütze Aufsehen vermied. Dennoch ist es im Laufe der Zeit bekannt geworden, denn der Dienerschaft konnte das eigenthümliche Gebahren meiner Schwägerin nicht verborgen bleiben. Sie hat selten ihr Zimmer verlassen, sie sprach mit Niemanden, sondern schloß sich stets ein und verrieth überdies große Angst, daß ihr ein Leid geschehen möchte."

„Das ist aber immer noch kein Beweis von Wahnsinn. Die arme junge Frau hatte zu viel erlitten, ihre Nerven waren übermäßig angegrei, ich bin noch immer nicht überzeugt, daß Ihre Frau Schwägerin wahnsinnig ist," sagte Doctor Leopold achselzuckend.

„Sie werden sich aber jetzt, leider, bald davon überzeugen, wenn ich das Vergnügen haben werde, Sie öfter bei uns zu sehen."

„Das sollte mir leid thun, sehr leid. Sie haben somit ein trauriges Vermächtniß von Ihrem verstorbenen Herrn Bruder erhalten, oder —"

Doctor Leopold legte die Hand an die Stirn, als besinne er sich, während seine Augen sich durchbohrend auf sein Gegenüber richteten.

„Oder," fuhr der Doctor dann fort. — — „Wie war es doch noch? Hatte nicht Ihr Bruder ein colossales Vermögen hinterlassen und seine Wittwe zur alleinigen Erbin eingesetzt?"

Herr Reimersheim zuckte jäh zusammen, fahle Blässe bedeckte sein Gesicht und die hellen Schweißtropfen traten vor seine Stirn. Aber er mußte sich auftrafen um jeden Preis — hier gab es kein Besinnen, kein Verlassen seiner Verstellungskunst.

„Sie müssen sich doch sehr dem Glauben zugeneigt haben, meine Schwägerin sei durchaus zurechnungsfähig, lieber Doctor," sagte er lächelnd, aber die Worte kamen doch bleischwer über seine Lippen. „Wie könnten Sie sich sonst der Aeußerungen derselben heute noch als wahr erinnern! Wissen Sie denn nicht, daß das, was Sie vorhin aussprachen, gerade eine ihrer stärksten Ideen war?"

„Sie mögen Recht haben, Herr Reimersheim," sagte Doctor Leopold nachdenklich, und derselbe athmete erleich-

Digitized by Google

tert auf. „Ihre Schwägerin war also ganz arm und fällt Ihnen somit allein zur Laſt?“

„Sie war ganz arm, aber die Frau meines Bruders kann mir niemals zur Laſt ſein,“ entgegnete Herr Reimersheim. Dann fügte er hinzu, denn es war ihm in der That nicht möglich, dieſen Punkt noch weiter zu berühren:

„Laſſen Sie den Gegenſtand fallen, lieber Doctor, und wählen wir ein anderes erfreulicheres Thema. Es greift mich immer ſtark an, über meine unglückliche Schwägerin zu ſprechen, namentlich jetzt, wo ich außerdem leidend bin.“

„Das thut mir außerordentlich leid, Herr Reimersheim,“ beeilte ſich Doctor Leopold, das Geſprächsthema zu wechſeln. „Hoffentlich erholen Sie ſich bald.“

„Wollen Sie mich nicht auf ein Stündchen in die Geſellſchaftsräume begleiten?“ fragte der Kaufmann, tief aufathmend.

Doctor Leopold wollte es Anfangs ablehnen, aber Herr Reimersheim bat ſo lange, bis er einwilligte.

Arm in Arm begaben ſich der Kaufmann und Doctor Leopold die mit ſchweren indiſchen Teppichen bedeckten, hellerleuchteten Treppen hinab. Die Salons waren weit geöffnet und ſtrahlten ein Meer von Glanz und Pracht aus. Das war nur kleiner Empfang bei dem reichen Kaufmanne, wie war er doch zu beneiden, daß ihm alle Schätze zu Gebote ſtanden, ſich einen ſolchen Luxus zu ſchaffen!

Man ſah, daß ſich hier der Reichthum verſammelt hatte. Da war nichts geſpart an den koſtbaren Toiletten der Damen, an Schmuck und Perlen. Nicht weit von dem Eingange ſtand Agnes, umgeben von einer Schaar von Anbetern und Bewunderern, etwas weiter davon entfernt ſaß ihre Mutter, neben ihr mehrere Damen in elegantеſter Toilette.

Eine Dame war dabei, welche den Gegenſtand der allgemeinſten Aufmerkſamkeit bildete. Wer von allen Damen, Jung und Alt, welche hier in dieſem Raume verſammelt waren, hätte es wagen mögen, mit ihr um den Preis der Schönheit zu konkurriren?

Wohl hatte ſie die Grenze der Jugend überſchritten, aber ihre Augen ſtrahlten nicht minder hell, die reichen braunen Haarmaſſen, welche in einer einfachen, gefälligen Friſur um den reizendſten Kopf geordnet waren, zeigten die Fülle der Jugend.

Eine graue Taffetrobe mit blauen Bandſchleifen ließ in deutlichen Umriſſen die vollendete Geſtalt erkennen. Ach, ſie war bezaubernd ſchön mit dem ſtrahlenden Sonnenſchein auf der reinen Stirn und dem Lächeln, das die roſigen Lippen umſpielte.

Und wer war dieſe Dame?

Wie oft war wohl dieſe Frage im Laufe des Abends wiederholt und wie manches verwunderte Geſicht hatte man bei der darauf erfolgten Antwort: Tante Helene — geſehen. Das ſollte Tante Helene ſein, die arme, unglückliche Wahnſinnige? So lächelte eine Wahnſinnige? Nie und nimmer! Wer Tante Helene ſo geiſtreich und liebenswürdig plaudern gehört hatte, der ſetzte unbedingt keinen Zweifel mehr darin, daß ſie im vollen Beſitze ihrer Verſtandeskräfte ſei. Man war erſtaunt, beſtürzt. Man fragte, rieth — Alles vergebens, das Räthſel löſte ſich nicht ſo leicht.

Herr Reimersheim hatte Helene noch nicht geſehen; er war auf Agnes zugetreten, um derſelben ſeinen Gaſt vorzuſtellen. Als Agnes ihr Auge auf den Doctor Leopold richtete, zuckte ſie plötzlich zuſammen, und nach der erfolgten Vorſtellung rief ſie muthwillig aus:

„Geſehen haben wir uns aber ſchon, Papa! Ich müßte mich recht ſehr irren. Das iſt ja Tante Helene's Beſuch, wovon ich Dir ſagte!“

„Tante Helene's Beſuch!“ Das Wort erſtarb ihm auf den Lippen. Er fühlte inſtinktiv, daß ein Netz um ihn gezogen wurde, ihn zu erſticken. Aber es war doch unmöglich.

(Fortſetzung folgt.)

* Monda, bei eme geplohte Ehemann.

(Bätzer Mundart.)

D'r Monda is d'r ſchönſcht im Johr
Bun alle Wochedahe!
Ich geb die annre ſechs d'r voor
Ich ſchähm mich's net ſe ſahe!

Am Sunda hoi's ke rechd'i Art
M'r hot net 's Herz ſe kloppe, —
Doch vor de Monda werd geſchpart,
Do bleibt's net bei'me Schoppe! —

M'r ſchafft, un ploht ſich immerzu
Duht ſich ke Arwet ſchenke
Drum kann des Bische Mondaskruh
Em Niemand ah d'rdenke! —

Dann s'is Em doch net ſo, wie ſunſcht,
Es dhut Em ähbes fehle;
M'r hot noch ſo e halwe Dunſcht,
Des loßt ſich net v'rhehle!

E ſchwerer Kopp, e hähsrer Hals
Im Mahe ſo e Brenne, —
Die Weiber duhn des gähren als
De Katzejammer nenne!

'Sis Alles Em ſo widderlig
M'r is ſo faul, ſo iddderlich
So dorſchdig un ſo löcherlig
So iwel und ſo brecherig
So matt un ſo hinfällerig
So Häring- und Sardällerig
So ſpielerig, ſo zecherig
So lumpig, Schuldemächerig
So lappig un ſo ſchlockerig
So richtig — Werthshaushockerig! —

Digitized by Google

'Sis Monda halt, der bringt des mit,
Do is nicks dran se mache;
Die Werth die machen heit ehr Schnitt,
Sie kennen schun die Sache! — —

Dehäm die Fraa, die kennt se ah
Drum duht se so krakehle,
Un schelt, — es geht net uf e Wah' —
Bis m'r sich fort duht stehle!

M'r denkt: „Se machts jo öfder so,
Un dhut, wie feller Weiser,
Der wo gesaht: „D'r Kligscht gebt noh! —
Un macht sich aus de Reiser. —

Doch noh, beim Schoppe, kommt's Em erscht
(Wanns halt se spät is äwe!)
Gelt, wann de als noch lerrig werscht! —
Säll war e anner Läwe! —

Wie hoschde do so manchi Schlacht
Mit immer vollem Beirel
Bei luscht'ge Brirer mitgemacht —
Des is jetzt alles eirel!

Wie hoschde manchi Melodei
Bum Schtappel loße springe —
Jetzt dhut dehäm dei Loreley
D'r annere Weise singe!

Do steckschde drinn bis an de Hals
Kanscht kaum d'r Duwak kaafe
Kriehscht Sundaks dei drei Bahe als
Do kannscht Dich wahrem laafe! — —

Do hock't m'r dann, unn henkt de Kopp
Un denkt: es sinn so Sache!
Was warschde doch e bummer Dropp —
Heschd's könne annerscht mache! — —

So fahrt Em Manches durch de Sinn,
Duht Em mit Vorwärf quehle,
Do guckt m'r halt in's Glas enin,
Duht net die Schoppe zehle!

E frische Hormel hot m'r glei;
Langt's Geld net, duht m'r borje,
Un hockt bis iwwer Bolezei,
Oft bis zum helle Morje!

Un ruht net bis m'r doll un voll —
Un duht sich Schwärze kaafe
Kriegt manchmol noch e Prodegoll —
Des bringt des Werthshauslaafe!

Un trinkt un singt un dobt un johlt
Duht Manches ahn noch stelle
Bis Em die Alt dan hähme holt
Mit Brehbele un Schelle! —

Dehähm do gebts dann erscht e Jagd
Bnn wähe dem Bische Zärre,
Die dauert lang noh Middernacht
M'r mögt oft dehrigt wärre! —

Doch denkt m'r: „Alti, schell Dich satt!"
Un loßt se geh'n, duht schweiße!
Se hot halt als emohl die Natt
Do muß m'r 'r verzeihe! —

Ball schlofft m'r in, un drähmt D'rnnn —
(Was duht m'r halt net brähme!)
M'r het im Solodu gewunn
Un bregt viel Geld mit hähme. — —

Die Alt, die het e Mordsbläsir
Deht sahe: „liebes Männche,
Geh, trink als noch e Schoppe Bier; —
Dort leiht e Worscht im Pännche! — —

Des kommt Em anwer ahrdlig vor —
Im Drah'm schun muß m'r lache,
Un denke: Na, was drähmschde nor
Vor iwerzwärge Sache! —

Un wann m'r wach wärd, do war's Spaß;
Säll is bei uns net More!
Mei Alti, jo, die peift m'r was,
Vor mer e Worscht se brotze! —

De annere Dah, do stecks Em dann
Im Kopp unn in de Glirrer,
(Sis meinerseel e rechti Schann,)
Grad wie am Monda wirrer! —

M'r is so sutsch, so abgeschbannt,
M'r kann fascht nimmi schnaufe;
Die Arwet will net dun d'r Hand,
M'r derft als wirrer s— — —! —

Doch, denkt m'r, 's muß e Eck jetzt hann
M'r ruinirt sei Kräfte —
M'r nemmt sich famme, macht de Mann
Un geht an sei Geschäfde! —

Un Biel noch duht m'r Dienschdaks frih
Im Schtille sich gelowe,
Uf jehre Fall gewiß nimmi
Am Monda so se bowe!

Un nicht're un solid se sinn,
So spare un se sorje;
Des Alles fallt Em Dienschdaks inn, —
Nor net am Monda Morje! — —

Drum, wanns als wirrer Monda wärd,
Un 's zieht Em, wie e Plaschter,
Do wärd als wirrer äns gezärrt!
'S is halt e böses Laschter!

Seitz.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 94. Kaiserslautern, 23. November **1873.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Die erste Pflicht.

Frei nach dem Englischen des **Caleb Dunn.**

Stürzt über uns der Himmel ein:
Ist Alles dunkel nicht;
Verliert die Sonne selbst den Schein:
Im Menschen wohnt das Licht!

Es gibt kein Leben ohne Weh!
Kein Herz ist ohne Pein;
Doch nach dem Regen, Mensch, o seh,
Folgt wieder Sonnenschein.

Es wechselt Ruhe mit dem Wind,
Lust scheucht den Schmerz davon;
Und wenn wir tief im Kummer sind —
Die Hoffnung wartet schon.

Wir sind mit hoher Kraft erfüllt —
Wohl dem der sie benützt! —
Wir haben einen festen Schild,
Der vor Verzweiflung schützt.

Ein Jeder hat die Pflicht, zu thun
Das Beste was er kann;
Die Ehre muß im Herzen ruhn;
Die Tugend macht den Mann.

Wenn Trübsal kam und Unheil droht,
Erfüllte der die Pflicht,
Der ihr ein starkes Herze bot;
Ihm kühn schaut in's Gesicht.

Was immer kommt, wir sind bereit,
Ein echter Mann steht fest,
Er stehet auf der Tugend Seit' —
Der Himmel lenkt den Rest.

F. O.

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von **F. Ewald.**

(5. Fortsetzung.)

Das Testament seines verstorbenen Bruders hatte er vernichtet, er selbst. Es waren keine lebenden Zeugen vorhanden. — Was fürchtete er denn eigentlich?

„So sind Sie auch wohl Tante Helene's Retter?" fuhr Agnes, zu Doctor Leopold gewendet, neckend fort. „Denke Dir, Papa, Tante Helene hat uns heute Abend plötzlich sagen lassen, sie wünsche sich an dem geselligen Kreise zu betheiligen, und obgleich Mama Anfangs nicht einen solchen Schritt wagen mochte, so wollte sie ihr doch die Bitte auch nicht abschlagen, weil Du den Wunsch ausgesprochen, sie möge sich mehr anschließen."

Herr Reimersheim blickte nach der Stelle, wohin Agnes' Augen deuteten. Er sah seine Schwägerin — sah Helene heiter lächelnd und mit ihrer Nachbarin in einem anregenden Gespräche vertieft, sich unterhalten. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken — er wußte nicht, von welcher Seite der Streich kommen werde, welcher ihn vernichten sollte, aber daß er kam, das wußte er.

VIII.

Herr von Allersdorf hatte bei dem Kaufmann Reimersheim jetzt förmlich um die Hand seiner Tochter angehalten und sofort das Jawort erhalten. Er athmete erleichtert auf, als er die eleganten Verlobungskarten in seinen Händen hielt. Die letzten Tage waren außerdem in geschäftlicher Beziehung wieder günstiger gewesen und Reimersheim hoffte von Neuem. Es war ja im Grunde genommen ein großes Glück, daß Helene aus ihrer Abgeschiedenheit hervortrat. Nicht mehr wie sonst waren ihre Thüren verschlossen. Der Eichenschrank, dessen Inneres Niemand je zuvor gesehen, stand geöffnet, und Tante Helene empfing ihre Verwandten mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit, ohne jedoch mit einem Worte der Vergangenheit zu gedenken.

Herr Reimersheim hatte in der That seine Schwägerin für wahnsinnig gehalten; vom Tage an, wo ihr der Tod des Knaben gemeldet wurde, sprach sie kein Wort mehr, trotzdem ihre körperliche Genesung rasch eintrat, schneller, als er den Umständen nach wohl erwartete. Wie oft wiederholte sich Herr Reimersheim, daß es keine Möglichkeit gebe, seinen Betrug zu entdecken. Selbst Helene's veränderte Haltung bot keinen Anhaltspunkt, Niemand konnte behaupten, daß sie ehemals im Besitze ihres vollen Verstandes gewesen sei, und überdies durfte er niemals fürchten, jetzt, nach Verlauf einer so langen Reihe von Jahren, von ihr belästigt zu werden.

Die Verlobung seiner Tochter hatte die Welt in Erstaunen gesetzt, obwohl man diese Verbindung als eine längst beabsichtigte kannte. Dem Kaufmann Reimers-

Digitized by Google

heim gediehen alle Pläne. Geld besaß er genug, Ehre und Ansehen konnten jetzt nicht mehr fehlen.

Doctor Leopold war fast ein täglicher Besucher im Hause Reimersheim's geworden. Zunächst freilich war Tante Helene der Gegenstand seiner Theilnahme. Bisweilen wurde er noch von einem jungen Manne begleitet. Das wettergebräunte Gesicht desselben ließ ihn vielleicht um ein paar Jahre älter erscheinen, als er in der That war. Wer ihn aufmerksam beobachtet hätte, würde eine frappante Aehnlichkeit mit Tante Helene gefunden haben, trotz seines dunklen Teints und der ausgeprägten männlichen Gesichtszüge.

Ueber Helene's einsames Dasein ergoß sich jetzt in reichem Maaße der Sonnenschein des Glücks. Wie war es nur möglich geworden, daß sie ihn jetzt in der vollen Blüthe der Jugend vor sich sah, um den sie so viel erduldet. Ihr Sohn saß zu ihren Füßen und blickte mit freudigem Stolz in das engelschöne Antlitz seiner Mutter, wußte er doch durch Doctor Leopold, welches Opfer sie sich seinetwegen auferlegt, ihn zu sichern und dem Leben zu erhalten. Und dieser? Er wagte nicht, mit Helene von einem Zeitpunkte zu reden, wo er den Dank für seine Treue in ihrem Besitze finden sollte, aber er wußte, daß dieser Zeitpunkt nicht allzu fern war.

So kam der Herbst heran und mit ihm der Tag, an welchem Helene's Sohn vor einundzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. An diesem Tage sollte es klar werden und Helene erwartete nur noch die letzten Schritte Doctor Leopold's, um entschlossen vorzugehen.

Es war am Abend vorher. Helene saß in fieberhafter Aufregung vor dem geöffneten Balkon, als Doctor Leopold unerwartet eintrat — in der Hand hielt er eine Zeitung.

„Es ist, als wenn der Himmel selbst uns günstig ist, geliebte Helene," stieß er athemlos hervor. „Da, lesen Sie diesen Artikel. Die Pettenhofer, welche seither jedes Geständniß verweigerte, ist gefänglich eingezogen. Es ist erwiesen, daß sie ihr letzter Pflegekind ermordet, man bereit sich, die Leichen ihrer übrigen Pflegekinder auszugraben, und zweifelsohne steht die Frau am Ende ihrer Verbrecherlaufbahn. Ob sie nun ein wenig mehr oder minder gesteht, wird unter diesen Umständen ganz gleichgültig sein; ja, man hat Beweise, daß gerade solche Personen mit wahrer Wollust Andere mit in ihr Verderben hinabziehen. Hoffentlich bedarf es aber bei Ihrem Schwager nicht mehr solcher Gewaltmaßregeln zur Herausgabe Ihres und Ihres Kindes Vermögens, und rettet so wenigstens sich und seine Familie vor Schande."

„Ich hoffe es mit Ihnen," sagte Helene ernst. „Ich läugne nicht, daß es für mich eine Zeit gab, wo ich von glühendem Haß gegen den Mann erfüllt war, der mich zwang, mich zwanzig lange Jahre hindurch von meinem Kinde zu trennen, aber ich bin glücklich gewesen und im Glück ist ja das menschliche Herz so sehr zur Versöhnung und Milde geneigt. Mein Recht will ich fordern, um meines Sohnes willen, nicht einen Heller des unrechtmäßig erworbenen Gutes darf er zurückbehalten, aber damit sei auch Friede zwischen uns geschlossen — mehr will ich nicht und nur, wenn ich auf unvorhergesehenen Widerstand stoßen sollte, bin ich fest entschlossen, meine Rechte zu wahren. Nicht umsonst habe ich mir die Trennung von meinem Kinde auferlegt, ich wollte es sichern vor jeder Gefahr, und ich glaubte, es am besten dadurch zu thun, daß ich seinen einzigen Feind glauben machte, das Kind sei todt, während ich es unter Ihrem Schutze in der neuen Welt sicher aufgehoben wußte. Ich selbst ging dann hierher, in das Haus des Mannes, der mir Alles entrissen hatte, was ich auf der Welt mein nannte. Nicht von meinen eigenen Leiden will ich sprechen, nicht davon, was ich erduldete, wenn ich mich eine Wahnsinnige nennen hörte, obwohl ich mit ein paar Worten im Stande gewesen wäre, das ganze Gewebe von Lug und Trug zu zerstören, das man um mich gezogen hatte. Es gab für mich einen Trost darin, daß es eines Tages Licht werden müsse, und wenn ich verzweifeln wollte, dann griff ich zu den Briefen meines Kindes und durchlas die Abschrift meines Testamentes, von welchem das Original in Ihrem Besitze war. Ich wollte wachen über das Eigenthum meines Kindes. Durch den Buchhalter wurde ich fortwährend über den Vermögenszustand meines Schwagers im Reinen gehalten. Es war ein Wagniß von mir, Reimersheim konnte durch eine Entdeckung von meinen Nachforschungen leicht argwöhnisch werden, aber es läßt sich mit Geld viel erreichen. Bis jetzt war das Glück meines Schwagers ein grenzenloses, aber es beginnt, sich zu neigen, und vielleicht ist es die höchste Zeit, meinem Kinde das Seine zu retten."

„Und was wollen Sie nun beginnen, Helene?" fragte Doctor Leopold, mit Bewunderung in das von Stolz und Glück verklärte Antlitz der Mutter blickend.

„Zunächst nur das Eine: Mit meinem Schwager Rücksprache nehmen. Willigt er ein, die Rechte meines Knaben in ihrem ganzen Umfange anzuerkennen, so werde ich ganz gewiß nicht sein Unglück, welches er sich selbst bereitet hat, wollen. Anders ist es, wenn er sich weigert, das Erbe meines Sohnes auszuzahlen, dann — kenne ich ebensowenig Schonung, wie er sie mit und ihm gegenüber gewährt hat."

* * *

„Die Sache ist mir sehr fatal, sehr fatal," murmelte Herr Reimersheim, unruhig in seinem Zimmer auf- und abschreitend. Die Arme über einander geschlagen, blieb er vor einem auf dem Tische ausgebreiteten Zeitungsblatte stehen. „Ich denke nicht, daß so alte Dinge aufgefrischt werden. Niemand wußte von der Existenz des Kindes, und die Pettenhofer wird sich hüten, Etwas zu gestehen, wozu sie nicht gezwungen wird. Merkwürdig, diese Unruhe über alle möglichen Gegenstände, welche vorhanden und nicht vorhanden, ich glaube fast, meine Nerven sind in einem solch' überreizten Zustande, daß mir eine Erholung dringend nothwendig wäre und doch ist dazu keine Aussicht vorhanden. Wie ich

Digitized by Google

zittere! Und das lediglich, weil ich die paar Worte in der Zeitung gelesen habe!"

Er stürzte hastig einige Gläser Wein hinunter, erst dann athmete er tief auf.

„Mir ist besser! Es ist, als ob mehr Energie, mehr Blut durch meine Adern rollte. Ich will die Dinge doch einmal erst laufen lassen, wie sie sind. Gedenkt bin ich zunächst auf alle Fälle, wenn ich auch die Hälfte meines Vermögens eingebüßt habe. Was verloren ist, kann mir die allernächste Zeit wiederbringen. Agnes ist versorgt, sie wird eine glänzende Stellung in der Welt einnehmen, und auch meinem Sohne kann es als dem einstigen Chef des Hauses Reimersheim nicht fehlen, so viel ist gewiß. Das Beste ist bei der ganzen Sache, daß meine Verluste in der Handelswelt nicht ruchbar geworden sind, mein Credit ist auf's Neue befestigt und wird es durch die Verbindung meiner Tochter mit dem adeligen Offizier von Allersdorf noch mehr. Hirngespinnste sind alle meine Befürchtungen. Wer kann nur Etwas wollen? Nur meine Nerven, meine Nerven machen mich furchtsam und abgeschmackt. Morgen Abend wird Agnes' Verlobung gefeiert und die Welt soll sehen, wer ich bin, sie soll von dieser Feier reden, als wäre noch keine solche da gewesen."

IX.

„Merkwürdige Neuerungen," sagte Herr Reimersheim am folgenden Morgen kopfschüttelnd. „Helene läßt mich um eine Unterredung bitten?! Wenn ich es nicht ein für allemal abgeschworen hätte, mich wieder unnöthiger Weise zu ängstigen, ich würde die Versuchung nicht von mir weisen können, hier irgend ein Unheil zu wittern. Aber nichts da — hören wir, was meine Schwägerin wünscht."

Rasch entschlossen, trat Herr Reimersheim kaum eine Viertelstunde später in Tante Helene's Ballonzimmer. Es war so friedvoll hier, so traulich still, trotzdem der Herbstwind die gelben Blätter raschelnd gegen das Fenster trieb. Im Gemache selbst war ewiger Frühling. Tante Helene saß mit ihrem Stickrahmen am Fenster. Von einer zierlichen Ampel fielen die Ranken eines Schlinggewächses auf ihren Kopf hernieder und die Blätter von seltsch grünem Waldepheu umrankten ihren Platz von allen Seiten. Sie war ungewöhnlich bleich, die Röthe der letzten Tage war wieder von den Wangen verschwunden, aber auf dem lieblichen Gesichte lagerte sich eine ruhige Entschlossenheit, im Gegensatze zu der Sanftmuth, die sonst in diesem stillen Antlitze vorherrschend war, daß Herr Reimersheim davon unwillkürlich betroffen wurde.

„Wie geht es Ihnen, Tante Helene?" fragte Reimersheim, sich an ihrer Seite niederlassend.

„Ich denke, mein Befinden ist sehr gut," entgegnete sie ruhig. „Haben Sie eine Stunde Zeit für mich?"

„Eine Stunde?" fragte der Kaufmann verwundert. „Ich denke, daß die zu ordnende Angelegenheit so viel Zeit in Anspruch nehmen wird," antwortete Helene ruhig, „und aufgeschoben darf die Sache nun auch nicht mehr werden."

„Meine Zeit ist allerdings knapp gemessen, Helene, allein Sie machen mich wirklich neugierig. Womit kann ich Ihnen dienen? Was mag das für eine Angelegenheit zwischen uns sein, welche Sie nicht mehr aufgeschoben wissen möchten?"

„Herr Reimersheim, glauben Sie wirklich, daß wir nichts mehr mit einander zu verhandeln haben?"

Helene hatte bei diesen Worten ihren Stickrahmen bei Seite geschoben und blickte mit ihren großen Augen den Schwager durchdringend an, so daß dieser sofort wieder gezwungen war, an einen erneuten Nervenanfall zu denken. Doch sotzte er sich bald.

„Ich verstehe Ihre Andeutung in der That nicht, Helene. Haben Sie mir etwas zu sagen, so thun Sie es, ohne vorherige Weitläufigkeiten — ich weiß in der That nicht, wovon Sie sprechen."

„Sie sollen es bald erfahren. Es wird aber zu diesem Zwecke nothwendig sein, einmal in die Vergangenheit zurückzugreifen."

Der Kaufmann dachte an Doctor Leopold, an die Pettenhofer — Gott weiß, welche Gedanken sich ihm aufdrängten; er zitterte jetzt sichtlich.

„Nein, nein, Helene! Lassen Sie die Vergangenheit! Sie hat für mich so viel Trübes und — und — meine Nerven sind so übermäßig abgespannt —"

„Auch für mich hat die Vergangenheit nur Trübes," unterbrach ihn Helene kalt und ruhig, „aber nichtsdestoweniger muß sie wieder wachgerufen werden. Ich hoffe, Sie haben daran gedacht, daß ich eines Tages meine Ansprüche geltend machen würde."

„Ihre — Ansprüche?!"

Es war Herrn Reimersheim kaum möglich, diese Worte über seine Lippen zu bringen. Gleichzeitig aber fühlte er auch, daß nicht allein seine Nerven übermäßig aufgeregt waren, sondern daß sich ihm eine Gefahr nähere, welche wie ein Alp auf seiner Brust lag.

Herr Reimersheim, es hängt von Ihnen ab, ob die Vergangenheit on's Licht der Oeffentlichkeit gezogen werden soll. Wünschen Sie das nicht, so bedarf es nicht des Erstaunens und der Verwunderung von Ihrer Seite, um eine Verständigung zwischen uns herbeizuführen. Ich bin fest überzeugt, meine Mittheilungen werden noch zum öftern im Stande sein, Sie zu überraschen, allein es ist in Ihrem Interesse, meinen Worten unbedingt Glauben zu schenken."

Die bleiche Frau stand kalt und entschlossen vor dem reichen Kaufmanne, welcher wie gebrochen in einem Sessel zusammengesunken daſaß. Es flirrte und flimmerte ihm vor den Augen, und an sein Ohr traten aus weiter Ferne die Worte, welche ihm sagen sollten, daß die Stunde des Gerichts gekommen sei. War sie wahnsinnig, die da vor ihm stand?

„Sprechen Sie, Helene!" stieß er endlich mühsam hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

A'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn's Jacobiene.

Jac.: Aah — sellmich Muffjee — Muffjee — Hann.: Waß dann — Mußjee? — Bischde inwergeschnabbd, Jacobiene,orre iß villeicht sunnscht ebbes nett in de Reih bei d'r im ewwerschde Schtibbche?

Jac.: Oho! — Ich glaaw eher, daß Du inwergeschnabbt bischd, —Orre bischde vielleicht e großer Herr worr, weil m'r dich nimmie mit deim richdige Name aarcerre derf?

Han.: Warum, Jacobiene, warum?

Jac.: Ge, ge — schdell Dich noore nett so fremd, unn sroeh nett warum; Du haschd doch am u'rgangene Dinschdaak in die Volkszeirung eiricke losse, daß de e Jeere, wo Dich noch 'mool Hannewackel heeßd, vorr's Gerichh schnelle dhreschd. — Iß 's nett woohr — he?—

Hann.: Ich? — ge, waß sallb'r dann ei? — ich werr doch mei richtiger Name nett v'rlääk'le wolle.

Jac.: 'S schdeehr awwer doch schwarz uff weiß gedruckd in de Zeirung.

Han.: Ge Du närrisch Ding Du — waß geehd dann deß mich aa, waß de Ding do aus dunn Baalborn in die Zeirung eiricke losßd. — Der habd recht, wann'r sich degäähe weehrd, daß m'r 'm mei Name uffhenke will. — Der iß de Herr Fischer dunn Baalborn, aww'r ich — ich bin unn bleib de Hannewackel aus de Lautrer Latern, so lang als ich lääb — wääßches jedz?

Jac.: Aah so! — Du haschd's also nett eiricke losse? — Na dann muschde m'r v'rzeihe, Hannewackel — do iß mei Hand — schlaah ei.

Han.: So meen ich aa, Jacobiene, 's weer jo e Schann, wann meer zwää wäh' so ere Dummheih hinn 'rnann'r kämen.

Jac. Deß meen ich aa. — Jedz saah m'r emool, Hannewackel, waß heerd m'r daun Nähr'res iewwig die v'rruglickde Lewwerknier'l am Mondaak Morje?

Han.: Ei na — die Maddam baadt, wie alle Mondaat die Knier'l mache wolle forr in die Werrdschaffe; uff eemool werrd s'r aww'r so schwimmlich im Kobb unn muß sich in's Bedd leeh', saahd aww'r erschd noch zu de Maad, sie soll de Dääk vollschd'r ferrdig mache unn soll die Finger e bische erum geeh' losse, daß se die Gäschd schnell bediene kennd, wann se kääm'n. — Die Maad macht de Dääk ferrdig, riwwl'd die Knier'l scheer rund, dhud se all sesamme uffe Haufe in de Haawe mit kalld'r Flääschbrieh unn macht dichtig Feier drunner. Die Brieh kochd unn kochd, aww'r kee Deiwel wäß waß deß iß — 's will kee eenzig'r Knier'l meeh zum Vorschei kumme. — Unnerdesse kummen schunn Gäschd unn Jeerer beschdellb e Pordzjaan. D'r Maad in de Kich werrd's angschd unn bang, sie scheerd unn scheerd, 's will awwr brodzdemm u.ch kee Knier'l uff de Flääschbrieh erum schwemme. — Uff eemool werrd' s's läärig, schidd die Flääschbrieh ab unn da — die ganz Buddzscheer stzd unne im Haawe uffenanner wie e Pannekuche unn die ganz Gesellschafft war uff e Klumbe sesamme gebabbd. — Jedz waß mache? — Sie schirr'lt de ganze Pannekuche schnell eraus uff die Bladd unn schneir'n mitr'm Messer portzjaaneweiß vunnaun'r. — De Gäschd in de Werrdschdubb werrd die Zeit se lang unn Eener gehr eraus in die Kich, noo se gucke wo die Knier'l so lang bleiwen. Awn'r herzjäärem da — do schdehd die Maad unn wollt die gekochte, abgeschnirrte Pordzjaane wirre rund riwwl'e unn brodz se sich die Hänn v'rschmeerd bis an de Ellebooh', bringd se doch de Maddamm eehr rundie Fassaan nett draa unn die Gäschd henn halld emool viereckige Knier'l esse misse; so e Widdzvogg'l unn emine Gaschd hodd se dann a glei siamesische Zwillingsknier'l gebaasd, weil se all minanner annanner gebabbd waren, unn die Maad habd se mire'm Messer misse dunanner obb'riere; awn'r brodzdemm iß kee eenziger iwwrig geblibb, ste sinn all v'rtligd worr.

Jac.: Deß glaaw ich, 's werrd aa kenner draa v'rschdickd sei, wann se aa viereckig waren. — Waß hadd dann die Maddamm dezu gsaadh, wier's'g geheerd habd?

Han.: Ei do iß 'r erschd recht schwimmlich worr; awn'r gebhaa habd 'f 'r nix, dann Middaaks habdse de Maad schunn 's Knier'lrezebbd vorgebischk'rd, daß m'r's in de ganz Nachb'rrschaffd geheerd habd.

Jac.: Ja ja — ich saah jo, die Dinschdmääd. — Wann alleweil e Jeerie e Kochbuch noo eehr'r ei'ne Aard erausgewwe dheed, do kennd m'r waß lerne.

Hann.: Do bin ich gut defoor; habd jo leschd Eenie gemeend, wie se die Grummbeere hallbgar uff de Disch gebrung habd, die missen aus 'me allde Acker sei, weil se noch net wääch weeren.

Jac.: Deß glaaw ich recht geeren.

---

† Ein Fräulein sagte zu einem Herrn: „Sie haben einen recht niedlichen Verstand." — „Wie meinen Sie das?" fragte er, — „Ei nun", antwortete sie, „weil klein ist, ist niedlich."

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 95. Kaiserslautern, 26. November 1873.

Der Mutter Lebewohl.

„Nun lebe wohl, mein theures, theures Kind!
Es möge Dich geleiten Gottes Segen,
Auf daß Du bleibest fromm und brav gesinnt
Und nimmer weichest von der Tugend Wegen.

Hört Gott, der Herr, auf einer Mutter Fleh'n,
Dann wird er meine Bitten auch erhören
Und mit den Engeln Dir zur Seite steh'n,
Wenn Dich der Sünde Lockung will bethören.

Die Liebe ist das unsichtbare Band,
Das uns, bist Du auch fern von mir, vereinet,
Und folget Dir noch über Meer und Land,
Wenn längst Dein Auge mich als todt beweinet."

Sie drückt den Knaben einmal noch an's Herz
Und betet still für seiner Seele Frieden;
Dann wendet sie sich weg in heißem Schmerz —
Und von der Mutter ist der Sohn geschieden!

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von **F. Ewald.**

(5. Fortsetzung.)

„Nicht um für mich Etwas zu erkämpfen, stehe ich Ihnen in diesem Augenblicke kampfbereit gegenüber. Was ich bedarf, habe ich mir aus dem Erlös meiner Kostbarkeiten und durch den Fleiß meiner Hände erworben. Ich würde ein Leben voll Arbeit vorziehen, um nicht mit Ihnen zu streiten, aber mein Kind — mein Sohn soll nicht darben — — —

zu nehmen. Sie waren von dem sechszehnjährigen Wesen, welches Sie von Amerika herüberholten, es in's Unglück zu ſtoßen, betrogen. Ich habe Sie durchſchaut. Als mein Gatte ſtarb und Sie zum Vormund über das koloſſale Vermögen, welches er ſeiner Gattin und ſeinem zu erwartenden Kinde ungeſchmälert vermacht hatte, da bat ich ihn, vom Himmel ſelbſt dazu bewogen, mir ein gleichlautendes gültiges Teſtament zu geben. Er zürnte mir wegen dieſes Mißtrauens gegen ſeinen einzigen Bruder, aber er würde mich jetzt ſegnen, daß ich beſſer für ſein Kind ſorgte. Eine Mutter ſieht ſcharf, und ſo hatte auch ich Sie durchſchaut; ich wußte, daß ſowohl ich als mein Kind Ihnen das einzige Hinderniß zum Reichthum waren. Sie waren freilich ein ſchlechter Schauſpieler, es war Ihnen unmöglich, Ihre Abneigung zu verbergen, und ich ſah mich vor. Das Meiſte fürchtete ich für mein Kind; ich wußte, daß es beſeitigt werden ſollte, um jeden Preis; da, als Sie ſchon erbarmungslos Mutter und Kind aus einander geriſſen, ſandte mir der Himmel einen Retter — Doctor Leopold!"

„Ah, — verflucht!" ſtöhnte der reiche Kaufmann.

„Doctor Leopold wußte, wie das Kind untergebracht werden ſollte," fuhr Helene nach einer kurzen Pauſe fort, „und daß es in dieſem Falle zu den Todten zählte. Er hatte Mitleid mit mir, vielleicht durchſchaute er auch Ihre Abſicht, und Gott rührete ſein Herz, daß er mir ſagte, mein Kind lebe. Was jetzt folgte, mögen Sie denken. Doctor Leopold nahm ſcheinbar von Ihnen eine bedeutende Summe Geldes dafür, daß er das Kind bei einer verrufenen Perſon untergebracht. Schon wenige Tage ſpäter meldete er Ihnen den Tod deſſelben und zwar, weil ich es wünſchte. Es wäre mir ein Leichtes geweſen, ſchon damals mit meinen Anſprüchen hervorzutreten, aber ich war ohne Schutz, ohne Hülfe, und wenn ich mein Kind zu mir nahm, es war nicht dadurch gerettet, da ich Ihre Habſucht kannte. Sie bebten nur feige vor einem Morde zurück, weil Ihnen ein anderer Ausweg blieb; Sie würden es nicht gethan haben, konnten Sie nur durch einen ſolchen zum Ziele gelangen. Ich verkaufte alle meine Koſtbarkeiten; es war mehr, als Sie wohl ahnt, was ich in jener kleinen Ledertaſche, welche ich nie von mir ließ, immer bei mir trug, und es genügte, mein Kind unter Obhut eines treuen Menſchen nach Amerika zurückzuſenden, ſowie Beiden eine wenn auch beſcheidene Exiſtenz zu gewähren. Dann kam ich zu Ihnen, ich trat in Ihr Haus. Sie nannten mich eine Wahnſinnige, die Welt betrachtete mich als eine ſolche und ich duldete es, weil ich dadurch noch ſicherer war, mein Ziel zu erreichen. Die Welt weiß jetzt, daß ich keine Wahnſinnige bin — wollen Sie, daß ſie erfährt, was ich bin?"

Herr Reimersheim ſchwieg, er konnte keinen Laut von ſich geben — das Gericht war über ihn hereingebrochen. Entweder — oder. Für ihn gab es nur zwei Wege. Er zweifelte nicht an der Wahrheit der Worte ſeiner Schwägerin, aber wenn er ſie anerkannte, ſo war er ruinirt, ihm blieb nichts als der Bettſtab. Und was ſollte dann aus ſeiner Gattin, ſeinen Kindern werden? Würde Herr von Allersdorf dann noch die Tochter eines bürgerlichen Kaufmanns heirathen wollen? Und wenn er wollte, konnte er's denn?

Er überlegte, er nahm ſich Zeit, was kümmerte ihn die fieberhafte Aufregung, in welcher die bleiche Frau vor ihm ſtand? Er mußte überlegen, um den rechten Weg aus dieſem Labyrinthe zu finden. Wie war er betrogen! Wie hatte er ſich getäuſcht!

Aber ſprach denn Helene die Wahrheit? Und war denn das Zeugniß des Doctor Leopold allein gültig? Konnte nicht irgend eine complottmäßige Verbindung hier vorliegen? Helene hatte einundzwanzig Jahre hindurch in ſeinem Hauſe gelebt, ſie galt überall für wahnſinnig, und wenn ſie jetzt auch zur Vernunft zurückgekehrt war, konnte ſie es nicht geweſen ſein? Es gab manchen Beweis, der gegen ſie ſprach, und ein geſchickter Anwalt würde tauſend Dinge finden, welche Zeugniß gegen ſie ablegten. Und das Teſtament? Es war in Amerika ausgefertigt; er gewann immerhin Zeit. Erklärte er ſich in dieſem Momente mit Helene's Forderungen einverſtanden, ſo blieb ihm nichts; ſchon in der allernächſten Zeit konnte ihm das Glück wieder günſtig ſein, und immerhin konnte er jede böswillige Abſicht läugnen, indem er vorgab, für Helene's Wohl Sorge getragen zu haben. Sie hatte nichts in ſeinem Hauſe entbehrt, das konnte ihm Jedermann bezeugen — wer durfte es wagen, ihm irgend einen Vorwurf zu machen?

Aber plötzlich dachte er an die verhaftete Pettenhofer. Das wäre die einzige Perſon geweſen, deren Ausſagen für ihn gravirend ſein konnten, um ſo mehr, wenn die des Doctors Leopold mit den ihrigen übereinſtimmten. Aber er konnte ſich auf ihr Schweigen verlaſſen. Sie würde nicht ſo muthwillig ihre Strafe vermehren wollen, indem ſie etwas ausſagte, was ihr keine Menſchenſeele beweiſen konnte.

Er athmete tief auf, und mit dieſem Athemzuge ſchien er ſeine ganze Energie wiedergewonnen zu haben.

„Verſuchen Sie Ihr Heil, Frau Schwägerin!" ſagte er in ſpöttiſchem Tone. „Aber ich bitte Sie, hüten Sie ſich. Sie werden wiſſen, da Sie alle meine ſchätzenswerthen Eigenſchaften kennen, daß es nicht leicht iſt, den Kampf gegen mich aufzunehmen. Vergeſſen Sie nicht, daß es ſchwer iſt, die Beweiſe Ihrer aufgeſtellten Behauptungen zu führen; vergeſſen Sie nicht, daß Sie ſeit einundzwanzig Jahren wahnſinnig waren und vielleicht noch ſind!"

Er hatte das Gemach verlaſſen, ehe Helene ſich aus ihrer Betäubung herausgeriſſen. Sie hatte das nicht erwartet, weil ſie nicht wußte, was für ihn auf dem Spiele ſtand.

„Er will es nicht anders, ſo bleibt denn nur ein Ausweg," murmelte ſie.

Digitized by Google

X.

Die Verhaftung der Pettenhofer setzte einen Scandalprozeß in Aussicht. Sie war eine bekannte Persönlichkeit in allen Kreisen. Manches kleine Kind war ihrer Pflege anvertraut worden und manches hatte die Mutter nie wiedergesehen, es vielleicht auch nicht sehen mögen.

Wohl munkelten die Freundinnen der berüchtigten Pettenhofer allerlei, was nicht geeignet war, ihren Ruf zu verbessern, allein das kümmerte sie wenig.

Niemals war in ihre Pflichttreue Zweifel gesetzt worden, wenigstens nicht öffentlich, und wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.

Und doch war eines Tages die Nemesis an das schreckliche Weib herangetreten, und zwar in Gestalt eines armen Dienstmädchens, welches ihr ihr Kind gegen ein einmaliges Kostgeld, ihre jahrelangen Ersparnisse, überlassen hatte. Das Mädchen wollte ihr Kind sehen sie liebte es in der That, aber so oft sie es besuchen wollte — niemals war es da. Immer ungestümer wurde ihr Verlangen, bis die Pettenhofer ihr den Tod desselben nicht länger verheimlichen konnte. Was diese aber wohl als selbstverständlich angenommen, geschah nicht.

Das Mädchen wollte nicht an den Tod ihres Kindes glauben, es war stark und gesund gewesen, es konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, und als sie nun gar Weiteres über den Ruf der Pettenhofer vernahm, da stand es bei ihr unumstößlich fest, bei der Polizei Anzeige davon zu machen.

Nur zu bald erwiesen sich ihre Befürchtungen als begründet. Die Ausgrabung der kleinen Leiche erfolgte, und die Bergiftung des Kindes war außer Zweifel. Weiter angestellte Nachforschungen ergaben, daß dieses Kind nicht das einzige Opfer dieser habgierigen Person geworden war und nun hielt sie es auch nicht für nöthig, irgend etwas zu verheimlichen. Sie legte ein umfassendes Geständniß ab und erwartete dann voll Hohn und Spott ihre Strafe.

Doctor Leopold hielt es für nothwendig, nachdem ihm Tante Helene das Resultat ihrer Unterredung mit ihrem Schwager mitgetheilt, die Pettenhofer zu einem Geständnisse ihrer Verhandlungen mit Herrn Reimersheim zu bewegen. Ihre Aussage konnte insofern von Wichtigkeit sein, wenn es nachgewiesen wurde, daß sie in der von Doctor Leopold angegebenen Zeit ein Kind zu sich genommen; nothwendig war es aber, mit ihr im Beisein des Untersuchungsrichters zu verhandeln. Doctor Leopold stieß hierbei auf nicht geringe Schwierigkeiten, aber er wußte sie mit Geschick und der Vorliebe für seine Angelegenheit zu überwinden.

Noch an demselben Tage, an welchem Helene mit ihrem Schwager gesprochen und auf so unerwartete Weise zurückgewiesen wurde, erlangte er in Begleitung des Untersuchungsrichters Zutritt zu der Inhaftirten. Der Eindruck, welchen dieselbe machte, war ein entsetzlicher. In dem rohen entmenschten Gesichte hatte die Vergangenheit ihre Spuren tief eingegraben. Das Haar hing wild und struppig um die breite, platte, eingedrückte Stirn und in den tiefliegenden grauen Augen lag eine Welt voll Bosheit und Heimtücke. Ihre Gestalt war ungewöhnlich groß und hager, aber starknochig.

Die Pettenhofer saß auf einem Holzschemel und verzehrte gierig ihr Frühstück.

Als sie den Untersuchungsrichter eintreten sah, lachte sie laut und höhnisch auf.

„Was soll die Komödie noch länger? Ich habe Alles gesagt, was ich weiß, nur um mir Ruhe vor den ewigen Fragen zu verschaffen. Wollt Ihr noch mehr wissen? Ich weiß nichts mehr — thut, was Ihr wollt, aber laßt mich jetzt in Frieden."

„Frau Pettenhofer, Ihr solltet nicht so ungeberdig sein!" sagte der Untersuchungsrichter. „Warum bereut ihr nicht lieber?"

„Ich bereuen?! Weiß der Henker, wie ich's bereue, daß ich so verteufelt dumm gewesen bin und habe mich fangen lassen. Oder meinen die Herrn etwa, dieses Loch wäre ein angenehmer Aufenthalt? He?"

„Ihr hättet nicht hierher zu kommen brauchen, Frau Pettenhofer, wenn Ihr nicht so schwer gegen die Menschlichkeit vergangen hättet."

„Vergangen hättet! Einen Dienst habe ich der Menschheit geleistet! Meint Ihr, die Personen, die mir ihre Kinder gebracht haben, hätten etwa nicht gewußt, was denselben bevorstand? Kann ich mir denn für hundert oder zweihundert Mark auf lange hinburch solch' ein Rudel Bälge auf den Hals laden? Solch' ein Kostgeld ist auf eine möglichst kurze Lebensdauer berechnet, das wissen die Mütter auch. Ich bin nicht schlimmer als alle Diejenigen, welche mir die Kinder gaben. O ich könnte Beweise davon beibringen, ich habe sie ja beigebracht, habe es gesagt, wie die Mütter sich gefreut haben, wenn sie die Last vom Halse hatten — meinen Sie, daß solche Mütter die Kinder besser behandelten als ich es gethan? Und was sollten denn solche elende Würme in der Welt? Bah, ich nenne es ein Unglück, wenn die von der Welt sind; ein Segen ist's für sie und nicht weiter."

Sie lachte wieder grell auf, Doctor Leopold konnte einen leisen Schauder nicht unterdrücken. Er hielt es aber doch an der Zeit sie anzureden.

„Frau Pettenhofer, kennt Ihr mich?" fragte er einen Schritt näher zu sie herrantretend.

Das Weib stierte ihn an, dann besann sie sich.

„Ich dächte, Euch sollte ich schon gesehen haben," sagte sie dann, ihn lauernd beobachtend. „Aber wo und wann? Es kann nur vor langen, langen Jahren gewesen sein."

„Allerdings war's vor langen, langen Jahren," entgegnete Doctor Leopold alsdann, schon erfreut, daß sie sich seiner überhaupt noch erinnerte. „Seht mich genau an, Frau Pettenhofer, kennt Ihr mich nicht?"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Buntes.

Laß blühen, was da blühen will.

Laß blühen, was da blühen will,
Wer mag's den Rosen wehren,
Wenn sie sich aus dem Leiche still
Und froh ans Lichte kehren.
Es ist nicht immer Maientag,
Es kommt der Winter, wo im Hag
Sich Busch und Bäume leeren.
So lang' die Rose blühen will
Laß Rosen nur gewähren.

Wenn Dir's im Herzen blühen will,
So laß es auch gewähren,
Laß sich aus Nebeln froh und still
Den Seelenfrühling klären.
Glaub nicht dem Wahn der Heuchelei.
Daß Glück und Liebe Sünde sei;
Laß besser Dich belehren.
So lang Dein Herz nur blühen will,
O laß es frei gewähren.

Laß Deine Lieb' in Wort und That
Sich kräftig auch bewähren,
Und dem, der Dir vertrauend naht,
Zum steten Segen kehren.
Du warte nicht den Tag erst ab,
Wo Du ihm Rosen auf sein Grab
Magst pflanzen unter Zähren.
So lang' das Leben blühen will,
Laß Liebe froh gewähren.

† In Würzburg haben die Glöckli wieder mal gelungen; viele Würzburger Maidli haben an den König von Bayern eine Bittschrift gerichtet, daß er dem bösen Treiben gegen Gottes Diener sollt Einhalt thun und die guten Jesuiten in seinen Schutz nehmen.

Und die Würzburger Glöckli
Hab'n schönes Geläut,
Und die Würzburger Pfäffli
Sein kreuzbrave Leut'.

Dort drunten im Thale
Geht's Bächle so trüb
Und die Pfäffli, i hebl's nit,
I hab' sie so lieb.

Zur Ehre Würzburgs müssen wir erwähnen, daß in Folge dieser Petition eine ehrenhafte Gegenäußerung anderer Frauen und Mädchen erfolgt ist, welche auf die Zärtlichkeit, mit welcher die Petentinnen an ihren Beichtvätern hängen, ein bedenkliches Licht fallen läßt.

† (Ein richtiger Berliner.) Vor Paris unter den Vorposten hatte ein gewandter Gefreiter zur Unterhaltung der Kameraden ein Marionettentheater eingerichtet und erzielte damit solche Erfolge, daß auch wohl höhere Offiziere zu Gast kamen. Eines Tages erschien auch Moltke und amüsirte sich vortrefflich. Dann ließ er sich den Künstler kommen und erkundigte sich nach Stand und Namen. „Und woher sind Sie gebürtig?" „Sechs Stunden von Potsdam." „Wie heißt denn das Nest?" „Berlin, wenn Sie's noch nicht kennen, Exzellenz."

* (Ein gemüthlicher Conducteur.) Ein Herr, der kürzlich Memphis besuchte, erzählt folgendes Zwiegespräch, das er mit einem Conducteur der North-Western Bahn hatte:

„Sie reisen nach Memphis, Fremder?"

„Ja wohl, mein Herr!"

„Abscheulich schlechte Bahn, nicht wahr?"

„Ja wohl! Sehr!"

„Auf der letzten Fahrt, die ich über die Bahn machte, stürzte der Wagen, in welchem wir uns eben jetzt befinden, um, und ein Mann wurde förmlich zermalmt."

Der Fremde sagte nichts, der Conducteur gähnte und fuhr dann fort: „Ich habe obendrein heute Nacht den tollköpfigsten Locomotivenführer mit mir, aber ich hoffe, es wird gut abgehen."

„Das wünsche ich auch von Herzen."

„Nun, für Sie," schloß der Conducteur die Unterhaltung, „macht es ja nicht viel Unterschied. Sie werden ja doch sterben, da Sie nach Memphis reisen!"

† (Der streitbarste Superintendent der Christenheit) ist der Superintendent Frazer in Woolwich. Andere Superintendenten verstehen auch zu donnern, wenn aber Frazer donnert, ist es der reine Kanonenschuß; denn er ist Superintendent, d. h. oberster Beamte der königlichen Geschützfabrik in Woolwich. Eine neue Kanone, die er erfunden hat, macht solches Aufsehen, daß Alfred Krupp, der sich auf Kanonen versteht, extra hinüber nach England gereist ist, um sie zu sehen.

† Zwei Nachbaren in der Grafschaft Westchester im Staate New-York führten einen kostspieligen Prozeß um eine kleine Quelle, die sie Beide in Anspruch nahmen. Dem Richter, dem dieser Prozeß endlich zum Ekel war, sagte zuletzt: „Ich begreife nicht wie man sich über eine so kleine Quelle so lange streiten kann?" worauf einer der Sachwalter antwortete: „Euer Gnaden werden es leicht begreifen, wenn Sie erfahren, daß beide Parteien Milchpächter sind!"

† (Liebe und Tabak.) Ein junger Mann, der sich eben von seiner Geliebten verabschiedet hatte, zog sein Etuis aus der Brusttasche, um sich eine Cigarre anzuzünden. „Weiß der Teufel", murmelte er verdrießlich, „wenn ich von meiner Louise komme, sind mir regelmäßig alle meine Cigarren zerdrückt!)

Räthsel.

1.

Welche Waare, sag's geschwind,
Wohl die meiste Abnahm find't?

2.

Er stellt sein Werk recht faßlich her
Und überlegt es reiflich;
Daß ihr nicht wüßtet, wer das wär,
Das ist fast unbegreiflich.

3.

Mit W lästige Insekten,
Mit T ein lustiges Springen und Hüpfen.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 96. Kaiserslautern, 30. November **1873.**

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von **F. Ewald.**

(7. Fortsetzung.)

Das Weib dachte wiederum nach, aber sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich kann nicht nachdenken — das viele Fragen hat mich wüst gemacht," sagte sie mehr zu sich.

„Ich will Euch helfen, Frau Pettenhofer. Es sind heute gerade einundzwanzig Jahre her, als ein Kind geboren wurde, das ich Euch brachte."

„Ein Kind? Ein Kind?" lachte sie häßlich auf. „O, mir sind viele Kinder gebracht, auch schon vor zwanzig Jahren. Und doch — und doch — —"

Sie dachte nach und weder Doctor Leopold noch der Untersuchungsrichter störten sie darin.

„Hm," sagte sie dann nach einer Pause, „Sie brachten mir einen Knaben, ich weiß es jetzt — zwei Tage alt. Aber was wollen Sie jetzt damit — verlangen Sie nicht, daß ich noch mehr aussagen soll. Sie haben ja das Kind auch schon nach ein paar Tagen wieder mitgenommen."

„Ich weiß das und Ihnen wird wegen dieser Sache nicht das mindeste Leid geschehen. Sie haben damals eine gute That vollbracht, als Sie mir das Kind überließen."

„Ihr lügt; ich habe niemals etwas Gutes gethan, wenigstens nicht mit meinem Wissen und Willen," wehrte das Weib fast mit einem Schein von Entrüstung ab. „Daß ich Euch damals das Kind gab, habe ich nur aus dem Grunde gethan, weil Ihr mir eine bedeutende Summe Geldes — ich glaube gar, hundert Thaler — dafür geboten. Mir konnte nichts Besseres kommen. Ich war dadurch manchen Unannehmlichkeiten enthoben. Erstens war das Kind fort, ehe es Jemand gesehen, ich brauchte mich nicht irgend welcher Gefahr auszusetzen, wie in dem Falle, wenn ich es auf andere Weise beseitigte."

„So hattet Ihr die Absicht, es zu beseitigen?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Fragt doch den Doctor — er kann's Euch sagen," brummte die Frau.

„Ich möchte es von Euch hören, gerade von Euch."

„Meinetwegen! Ja, es freut mich, daß ich durch den Doctor wieder an die Geschichte erinnert bin, die ich ganz vergessen hatte. O, es giebt auch reiche Leute, die schlecht sind, nicht allein die Pettenhofer ist es, und nicht allein solche, die es aus Noth thaten, brachten mir ihre Kinder. Hm, es mag dem reichen Herrn wohl nicht angenehm sein, wenn so was an's Tageslicht kommt. Aber was kümmert's mich? Wissen soll's die Welt doch, was für saubere Patrone sie mit ihrer Gunst überschüttet."

„Erzählen Sie Alles, Frau Pettenhofer; Sie verhelfen dadurch jenem armen Knaben zu seinem Rechte," sagte der Doctor.

„Daran liegt mir nichts und darum thäte ich es ganz gewiß nicht. Mir verhilft auch Niemand zu meinem Rechte; kein Mensch hat den Mund aufgethan, das, was ich gethan habe, zu beschönigen. Nur der Vertheidiger, und das ist wahrhaftig kein Ruhm. Aber ich sage es, weil ich Alles gesagt habe und weil die, welche ihr Theil an meinem Unglück haben, nicht leer ausgehen sollen und in Herrlichkeit und Freuden leben, während ich dafür büßen muß. Natürlich sollt' das Kind beseitigt werden — warum brachten sie es sonst mir?!"

„Wem gehörte das Kind?"

„Was weiß ich, wem es gehörte! Ich habe mich darum nicht gekümmert."

„Wer brachte es Euch?" forschte der Untersuchungsrichter weiter.

„Der Doctor, Ihr habt's schon gehört," entgegnete das Weib ungeduldig. „Es wäre besser, Ihr zeigtet ein Bischen mehr Geduld — ich will's Euch ausführlich erzählen, und der Doctor kann's bestätigen, wenn Ihr mir nicht glauben wollt. Er hat Recht, es mögen wohl ungefähr zwanzig Jahre her sein, wenn ich's nachdenke, und um diese Zeit war's auch. Kennen Sie den Kaufmann Reimersheim? Ja, Sie werden ihn kennen, es ist ja ein angesehener, reicher Mann, der seines Geldes kein Ende weiß. Nun, er kam eines Abends zu mir und fragte mich, ob ich ein Kind in die Kost nehmen wolle gegen ein einmaliges Kostgeld. Das Kind sei sehr schwächlich und würde wohl nicht lange leben. Die Begräbnißkosten trage er und wenn ich ihm den Todtenschein des Kindes brächte, so wolle er mir für meine Mühe noch gern eine besondere Vergütung zukommen lassen."

Doctor Leopold athmete tief auf, wie Bergeslast fiel es ihm von der Brust, während der Untersuchungsrichter ein leises „Ah!" hervorstieß.

„Solche Anerbietungen sind mir nicht nur einmal gemacht, und ich habe sie wohl begriffen," fuhr die Pettenhofer höhnisch fort. „Ich war schlau genug, um zu wissen, daß der reiche Kaufmann Reimersheim das Kind je eher desto lieber unter der Erde wissen mochte, aber ich fragte dennoch, ob er es wünsche, daß dem Kinde besondere ärztliche Pflege zu Theil werden möge. „„Das Kind hat Niemanden auf der Welt!"" sagte er darauf zu mir, „„es ist ganz allein auf sich angewiesen, ich

Digitized by Google

halte nicht gerade einen Arzt für nöthig, aber Sie wiſſen ja am beſten, was ihm dienlich iſt.“ “ Daß es todt wäre, ſo viel ſollte das heißen, das würde ich wohl ſelbſt wiſſen.“

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie fort: „Tags darauf brachte mir der Doctor das Kind, aber nicht, um es in meine Pflege zu geben, ſondern um es wenige Tage darauf wieder mitzunehmen. Er bot mir hundert Thaler, wenn ich ihm das Kind überließe. Lange habe ich mich wahrhaftig nicht beſonnen, ich freute mich, daß ich es vom Halſe hatte und noch dazu ſo viel Geld verdiente. Das Würmchen dauerte mich ohnedies. Es ſah gar zu jämmerlich aus, über dem rechten Auge hatte es eine blutig-rothe Narbe.“

„Verhält ſich das ſo?“ unterbrach der Unterſuchungsrichter das Weib, zu Doctor Leopold gewendet.

„Der Sohn der Frau Helene Reimersheim hatte damals die blutig-rothe Narbe, ſie iſt auch noch ſichtbar, in Momenten großer Aufregung beſonders,“ beſtätigte der Doctor.

„Fahren Sie fort, Frau Pettenhofer!“

„Was ſoll ich noch ſagen? Alſo das Kind lebt noch? Das elendige Ding? Ich dachte damals nicht, daß es noch acht Tage gelebt hätte. Das Weitere weiß der Doctor beſſer als ich. Er nahm das Kind mit, bezahlte mir hundert Thaler, gab mir einen falſchen Todtenſchein, welchen ich dem Kaufmann Reimersheim bringen ſollte und wofür dieſer mir nochmals fünfzig Mark gab. Nachher habe ich weder von dem Doctor Leopold, noch von Reimersheim, noch von dem Kinde etwas gehört; es wurde mir nur gelegentlich geſagt, daß Erſterer die Stadt verlaſſen habe.“

Weitere Fragen Doctor Leopold's und des Unterſuchungsrichters beantwortete ſie mit beharrlichem Stillſchweigen, und Letzterer wußte aus Erfahrung, daß es jetzt vergeblich ſein würde, weitere Verſuche, ſie zum Reden zu bringen, anzuſtellen. Sie that überhaupt, als wenn Niemand mehr gegenwärtig wäre, ſondern fuhr eifrig fort ihr unterbrochenes Frühſtück zu verzehren.

„Nun, Doctor Leopold, Schweigen, ich muß Sie dringend darum bitten,“ ſagte der Unterſuchungsrichter, als die Thür des Gefängniſſes ſich hinter beiden Herren geſchloſſen hatte. „Es thut mir leid um die Familie, ich habe Reimersheim immer für einen reſpektablen Mann gehalten. Es ſcheint aber doch, daß hier ein ſehr ernſter Fall vorliegt.“

Doctor Leopold verſicherte dem Unterſuchungsrichter ſein Stillſchweigen und beide Herren trennten ſich dann.

IX.

In der That! Was Reichthum und Geſchmack hervorbringen konnten, das war in den Salons des Kaufmanns Reimersheim vereinigt. Die berühmteſten Decorateure waren aus der Ferne herbeigeholt, die Räume des Hauſes in ein Feenmärchen umzuwandeln. Welch' ein Glanz, welch' eine Pracht! Die Fenſter ſtrahlten ein Meer von Licht aus und da unten ſtand eine Menſchenmenge, trotz des heftigen Sturmes, und blickte voll Neid auf die koſtbar gekleideten Geſtalten, welche über den weichen Teppich durch das hellerleuchtete Portal des Hauſes ſchlüpften.

Frau Reimersheim, in einer hellgelben Taffetrobe, mit Spitzen und Bändern reich verziert, fühlte ſich auf dem Höhepunkte des Glückes. Dieſer Abend ſollte ihr das bringen, was ſie ſeither allein vermißt hatte — eine vornehme, adelige Verwandtſchaft.

Agnes, in meergrüne Seide gehüllt, mit einem duftigen Ueberkleide aus Tüll und echten Spitzen, das dunkle Haar von gelblichen Perlenſchnüren und Schilfzweigen durchſtreut — war bezaubernd ſchön; es war auch kein Mädchen da, welches den Wettſtreit der Schönheit mit ihr gewagt hätte.

Man konnte es ein öffentliches Geheimniß nennen, daß an dieſem Abend die Verlobung des Herrn von Allersdorf mit Agnes Reimersheim proklamirt werden ſollte. Herr von Allersdorf war gewiß nie zufriedener mit ſeiner Wahl geweſen, welche er getroffen, als in dieſem Augenblicke; der Glanz bürgte ihm zur Genüge für den Reichthum ſeines zukünftigen Schwiegervaters. Es war beſtimmt, daß gleich nach Weihnachten die Hochzeit des jungen Paares ſtattfinden und die Hochzeitsreiſe daſſelbe nach Italien entführen ſollte. Herr Reimersheim zeigte eine unbegreifliche Eile, die ganze Angelegenheit zu Ende zu führen.

Er ſelbſt ſah nicht der Feier angemeſſen aus. Auch ſeine ihm ferner ſtehenden Bekannten fanden doch eine tiefe Bläſſe in ſeinem Antlitze, die man freilich ihren Grund in den vielen Gemüthsaufregungen finden ließ, denen das Vaterherz durch die demnächſtige Trennung von ſeiner einzigen Tochter ausgeſetzt geweſen war. Herr Reimersheim ſchien außerordentlich erregt und vergebens ermahnte ihn ſeine Gemahlin zu etwas mehr Faſſung; wußte ſie doch ſelbſt am wenigſten, was ſo zentnerſchwer auf der Bruſt ihres Gatten ruhte.

Der Abend war ſchon weit vorgeſchritten. Die Gäſte befanden ſich in ſehr animirter Stimmung und man erwartete jeden Augenblick den Höhepunkt des Feſtes, die Proklamirung der Verlobung Agnes Reimersheim mit Lieutenant von Allersdorf.

Man ging zu Tiſche; ein lukulliſches Mahl erwartete die Gäſte. Aller Herren Länder hatten ihre Produkte dazu geliefert; der Kaufmann Reimersheim verſtand es, Alles zu vereinigen.

Der Vater hatte die Verlobung ſeiner Tochter den Gäſten angezeigt; noch klangen die Gläſer luſtig zuſammen, noch ſtand Herr Reimersheim für einen Moment beruhigt und blickte ſtolz um ſich, als ein eintretender Diener haſtig auf den Herrn des Hauſes zueilte und ihm leiſe ein paar Worte in's Ohr flüſterte.

Es war ein jähes Zuſammenzucken, ein tödtliches Erblaſſen, aber Herr Reimersheim behielt ſo viel Faſſung, anſcheinend ruhig den Salon zu verlaſſen.

„Wahnſinnig oder nicht!“ murmelte er zwiſchen den

Digitized by Google

fest zusammengepreßten Lippen. „Ein Kampf auf Leben und Tod!"

„Mein Herr, Sie sind mein Arrestant!"

Das waren die Worte, welche den Herrn des Hauses, den reichen Kaufmann Reimersheim, am Eingange empfingen.

(Schluß folgt.)

Ein Abend bei Desirée Artôt.

Fräulein Desirée hatte mit meiner Frau und mir einen kleinen Ausflug in die herrliche Umgebung Aachens gemacht. Ihre Mama war auf ein paar Tage nach Brüssel und sie war „Waisenmädchen" und hatte sich uns als solches angeschlossen. Als wir uns vor dem Gitterthor des Kurgartens trennen wollten, sagte sie: „Ah, es ist so schön diesen Abend und ich bin so allein. Kommen Sie in mein Hotel zu mir. Wir soupiren zusammen und singen!"

Wir nahmen die Einladung natürlich dankend an. Die Wohnung der Artôt lag wunderschön. Sie hatte die Parterrezimmer eines Hinterflügels inne, der einen kleinen Garten umschloß. Dieses Gärtchen gehörte ausschließlich dem Gast, der jene Zimmer bewohnte. Ein kleiner Springbrunnen stand in der Mitte mit Tuffsteinen belegt, über welch' hohe Farrenkräuter ihre fächerartigen Blätter zu dem Wasserstrahl des kleinen gußeisernen Tritonen emporstreckten. Nelken und Levkojen blühten in den von uralten Buchsbaum umhegten Beeten und von einem Winkel streckte eine mächtige Laube die schattigen Aeste fast über die ganze Hälfte des Gärtchens, das dadurch in ein eigenthümliches Zwielicht gehüllt wurde.

Die Thüren der Parterrezimmer waren noch dem Garten zu geöffnet und der entzückende Lindenblüthenduft wogte in die hohen Spiegelzimmer. Der westliche Himmel flamm in blutiger Röthe und die Blumen in den Boskets nickten bereits schlaftrunken mit den duftigen Häuptern. Tiefe Stille rings umher. Fernab das Getreibe der Straßen. Kaum hörbar klang die Musik vom Kurgarten-Orchester zu uns herüber. Das sind Stunden, in denen man stumm aufschaut in die Höhe, erhabener Gedanken und süßer Empfindungen voll. Die Seele weint oder betet oder zittert in lautloser Sehnsucht.... Es ist, als hören wir mit unseres Geistes Ohr allüberall der Engel Füße gehen, die auf der Himmelsleiter herabsteigen zu uns armen Erdenkindern, um uns zuzuflüstern: warte nur, balde! . . .

Und süß wie ein tröstendes Engelswort klang jetzt ein Lied. . . . Es war wie von Engelszungen gesungen und ich weiß nicht, in welcher Sprache, und wir verstanden es doch und meine Frau lehnte ihr blondes Haupt an meine Schulter und leise perlten die Thränen über ihre damals auch schon so bleichen Wangen herab. Es war ein überwältigender Augenblick. So schön habe ich Desirée Artôt nie wieder singen hören — nie! . . . Es war dunkler geworden und ein leises Wehen ging durch die Lindenblätter. Wir sprachen aus unseres Herzens Herzen zu einander. Da störte uns ein Klopfen. Desirée ging selbst, um nachzusehen. Sie blieb sehr lange. Endlich kehrte sie zurück, bleich, aufgeregt, mit verstörtem Blick. . . . Sie hielt eine weiße Rose in der Hand und einen Ring. „Ein seltsames Geschenk," sagte sie, und legte Beides auf einen Marmortisch. „Denken Sie ein polnischer Graf liegt drüben im Sterben und schickt mir diese Blume und diesen Ring und dankt für mein Lied. Und der alte Diener sagt, er werde die Nacht nicht mehr durchleben . . ." Thränen erstickten ihre Stimme. . . . . Wie ein Mißlaut tönte plötzlich ein lautes Blechmusikstückchen von der vorderen Straße her. Wir traten in den Garten hinaus. . . Die bunten Tinten der Abendröthe waren im Gewölk verschwunden. Dunkel zog es daher gen Süden. Schon leuchtete der Mond. . . Er stand gerade über dem Hause, in welchem der Sterbende lag. . . Die Fenster verhüllten dunkle Gardinen. Unsere Blicke waren dorthin wie gebannt.

Unwillkürlich falteten sich unsere Hände und unwillkürlich sang die Künstlerin noch einmal das kleine wundersame Lied. Als sie geendet, hörten wir wie ein Nachspiel das Geläute des alten Klosterthurmes, das zum letzten Ave Maria die Nonnen mahnte. . . . Das Ständchen war längst vorüber. . . Nur im Lindenbaum flüsterten die träumenden Zweige mit einander. . . Da klang drüben ein Fenster, die dunkle Hülle ward zurückgeschlagen und wir sahen den alten Diener weinend und betend am Fensterkreuz . . . Ave Maria! . . .

Vorstehende Episode entnehmen wir aus dem soeben im Verlag von Erwin Staude in Berlin erscheinenen hochinteressanten Werke: **Silhouetten und Aquarellen aus der Kunstwelt von Wilh. Arthur** (Preis 25 Sgr.) Die Mysterien der Coulissenwelt, welche einen fast unerschöpflichen Stoff für derartige Causerien und belletristischen Nippes zu bieten scheinen, sind dem Autor dieses pikanten und geistvollen Buches aus nächster Nähe bekannt; er selbst gehörte, wie aus demselben hervorgeht, früher dem Künstlerstande an und scheint die reiche Ausbeute seiner Anschauungen und Erfahrungen in bemielben niedergelegt zu haben.

Das Werk theilt sich — auch schon äußerlich — in zwei Theile; der erste umfaßt unter dem Titel: Silhouetten, eine Anzahl von Biographieen der bedeutendsten Bühnenkünstler (**Hendrichs, Emil Devrient, Dawison, Heinrich Marr, Wilhelm Kunst** u. s. w.), deren Persönlichkeiten und deren artistische Eigenart in pointirter Weise vom Autor skizzirt werden. Pikante Anekdoten mengeln hier mit geistvollen Aperçus über die verschiedenen Reproductions-Methoden dieser hervorragenden Männer; der Styl ist überaus elegant und oft von hohem poetischen Aufschwung. — Im zweiten Theile, in den Aquarellen, waltet der Humor vor. Mit schlagender Satyre und in köstlichen Parodieen werden hier die Reklamemucht die Mißbräuche der Theater-Agenturen, das moderne Gastspiel-Virtuosenthum gegeißelt und in wahrhaft drastischer Komik gipfeln sich die Schilderungen der ganzen Misère der Theaterwelt hinter den Coulissen. Das vielfach anregende elegant ausgestattete Buch dürfte in allen Leserkreisen sich sehr bald zahlreiche Freunde erwerben und sicht durch das realistische Colorit seiner Gemälde vortheilhaft ab von so manchen ähnlichen belletristischen Producten.

Digitized by Google

Buntes.

† (Gleich und gleich gesellt sich gern.) — Das „Neue Wiener Tagbl.“ erzählt folgende schnurrige Heirathsgeschichte: „Mit obigem, wenn auch nicht mehr ganz neuen, doch sehr wahren Spruche schloß kürzlich ein gewandter Friseur die Erzählung folgender Geschichte: „Wissens', Euer Gnaden, „Er“ ist ein pensionirter Hauptmann, der 1859 und 1866 tüchtig dabei war, mehrere Bleßuren bekam und die eiserne Krone. Nun wohnte er schon drei Jahre bei der reichen Hausfrau in der Laudongasse, und sie hat ihn oft Abends auf einen Thee und auf eine Partie Whist eingeladen. So sind sie immer bekannter geworden, bis der Herr Hauptmann gefunden hat, daß die Hausfrau schon die „gute Stund'“ selber ist. Sie hat ihn auch öfter gefragt, warum er denn gar nicht mehr an's Heirathen denkt! Neulich war „Ihr“ Geburtstag, da ist er im schwarzen Frack 'kommen und hat der Hausfrau gratulirt. Sie war sehr liebenswürdig, hat Bäckerei und Tobaier aufgetragen, und wie man bei dem Wein wärmer geworden war, hat sie auf das Wohl der Zukünftigen des Herrn Hauptmanns getrunken. — „Ja,“ sagte der, „da trinken's eigentlich nur auf Ihr Wohl, denn wenn ich an's Heirathen denken dürfte, käm' ich nur zu Ihnen!“ — „Na, Herr Hauptmann,“ sagt die Hausfrau, etwas die Augen niederschlagend, „meinen's denn daß ich „Nein!“ saget?“ — „Was? Wie? Wär's möglich?“ ruft er entzückt, setzt aber gleich kühler hinzu: „Ja, wenn's ginge!“ — „Und warum soll's denn nicht geh'n?“ meint die Hausfrau, beinahe etwas pikirt. — „Deswegen!“ ruft er, nimmt seine Perrücke ab und fragt: „Sieht ein Bräutigam so aus?“ — „O Gott, wie viel Solche sind schon brave Ehemänner worden!“ erwidert die Hausfrau lächelnd und etwas erröthend. „Wenn's sonst nichts ist.“ — „Aber für mich ist's genug,“ antwortet er, und setzt scherzend hinzu: „Ja, wenn Sie in derselben Lage wären, meine Gnädige, dann wär's was Anderes!“ — „Wirklich! Ist's wahr?“ — „Ein Mann, ein Wort!“ ruft er mit Enthusiasmus. Kaum ist das gesagt, so fängt die Hausfrau an, an ihrer Frisur herumzustelln, legt nach einander ein halbes Dutzend Haarnadeln und endlich — ihre prachtvolle Perrücke auf den Tisch. Sie hatte nun zwar nicht einen so glänzenden Mondschein, wie der Herr Hauptmann in Pension, aber eine große Lockenfülle war auch nicht da. „Er“ das sehen, aufspringen, „Sie“ jubelnd umarmen, war Eins, und wie sie Beide so im Zimmer herumtanzen, kommen die 2 Anderen von der Whistpartie, die Perrücken werden schnell wieder an Ort und Stelle gebracht und die Beiden stellen sich als Brautleute vor. Und recht haben sie. Er kriegt ein schönes Haus und eine Villa in Ginzing und sie wird — da er die eiserne Krone hat — eigentlich eine Ritterfrau, aber die Leut' geben schon was zu und sagen: „Gnädige Frau Baronin!“ — So weit der Friseur. Die Procedur des Haarschneidens war für den Berichterstatter vorüber und hier that er seine Schuldigkeit.

† (Die Drei.) „Schon gespeist, Herr Vetter?“

„Wohl, wohl; in der Post gab's zwei prächtige Spanferkel.“

„Ah! zu wie viel waren Sie denn?“

„Zu dreien.“

„Und wer, wenn ich bitten darf?“

„Ich und die zwei Spanferkel.“

† Dienstmädchen: „Jung', wie ist doch die Milch so gelb?“

Milch-Junge: „Donner Hagel, da hat mei Schwester g'wiß wieder Bachwasser d'rin g'schüttet, d'Muatter sagt doch immer, sie soll Brunnwasser nehme!“

† (Unpassende Zeit.) Zu dem Verleger des „Leutkircher Wochenblattes“ kam eines Freitag Abends spät eine Frau heulend und wehklagend, daß sie ihren Geldbeutel verloren habe.

„Ach, Herr Buchdrucker, sagte sie, ich bitt' Sie doch um Alles in der Welt, nehmen Se mei Unglück doch no in's Blättli uff!“

„Was do!“ erhielt sie zur Antwort, „'s ist z'spät, 's Blättli ist schon drückt; Sie hätt gestern Ihr Geld verliere könne, no brucht Se heut net z'komme.“

† (Licht auf Wasser tanzend.) Man tröpfle ein wenig Phosphoröther auf ein Stückchen Zucker und werfe dies in ein Glas Wasser. Die aufsteigende Flamme wird sich in einem dunklen Raume sehr gut ausnehmen, namentlich wenn man leise darauf bläst.

† Meyer: Sag' mal, Schlesinger, wann hältst Du denn gewöhnlich Dein' Mittagsruh'?

Schlesinger: Wenn mer gegessen hab'n, dann schlaft Se gewöhnlich e Stund.

Meyer: Wer denn?

Schlesinger: Nu, mei Frau.

Meyer: Ich frag' aber, wann Du Deine Mittagsruh hältst?

Schlesinger: „Nu, wenn se schlaft, dann hab' ich mei Ruh'!“

† (Artigkeit einer sächsischen Schildwache.) Hören Se, wenn Se hier rochen woll'n, da nehmen Se die Pfeife aus dem Munde — es is Tagesbefehl!

† (Aus dem Leben.) „Was kostet von diesem Zeuge der Meter?“ fragte eine etwas taube Dame.

„Sieben Groschen,“ antwortete der Kaufmann.

„Was, siebzehn Groschen?“ Das ist zuviel, dreizehn will ich geben.“

„Sieben Groschen,“ wiederholte nun der Kaufmann lauter.

„So, sieben Groschen! ich gebe fünf.“

Auflösung der Räthsel in Nro. 95 ds. B.

1) Die Hütte.
2) Der Käfer.
3) Wanzen — Tanzen.

Verantwortlicher Redakteur: Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 97. Kaiserslautern, 1. Nov ember 1873.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

Erstes Kapitel.

Ein reicher Mann.

„Zieh' die Vorhänge zusammen, Friedrich; so — recht dicht, daß kein Sonnenstrahl durchdringt, die Hitze ist unerträglich. Gott, wie ungeschickt Du bist! — Das nennst Du dicht?!"

Und Herr Stromberg eilte ungeduldig an das Fenster, die schwerseidenen Vorhänge fest zusammen zu ziehen und wehrte so auch dem letzten Sonnenstrahl, welcher noch vorwitzig auf dem buntfarbigen Teppich tanzte. Dann warf er sich abermals auf das Sopha zurück und athmete tief auf, als habe er etwas sehr Schweres vollbracht, während Friedrich demüthig den Kopf vorgebeugt, an der Thür stand, um scheinbar weitere Befehle zu erwarten.

Der Kaufmann Stromberg galt überall für einen sehr reichen Mann und er war es auch. Neben seinem enormen Grundbesitz besaß er eine alte, solide, geachtete Firma, und eine bedeutende Anzahl Schiffe wurde alljährlich von ihm nach aller Herren Ländern entsendet. Er war mit einem Worte ein außerordentlich angesehener Mann, obwohl man ihn nicht gerade beliebt nennen konnte und vor noch nicht gar so langer Zeit hatte Herr Stromberg seine Salons dem Reichthum, den Künsten und Wissenschaften stets geöffnet und sein Haus bildete den Mittelpunkt eines glänzenden Zirkels. Plötzlich aber schloß er, zu aller Welt Erstaunen, seine Salons und zwar zu einer Zeit, wo die Heimkehr seines einzigen Sohnes von einer langen Reise gerade das Gegentheil erwarten ließ. Was die Ursache hiervon war, erfuhr Niemand, auch nicht die leiseste Ahnung wurde über diesen Punkt von der scandalsüchtigen Welt ausgesprochen, aber in einem Dinge hatte man nicht so ganz Unrecht, daß der junge Herr Stromberg kein Freund großer, glänzender Festlichkeiten sei.

Einmal von Allem ausgeschlossen, wurde die Familie Stromberg in gesellschaftlichen Kreisen nie mehr anders als zufällig genannt. Der alte Stromberg war ein finsterer, verschlossener, hochmüthiger Character und hatte es nie verstanden, oder auch wohl nicht einmal gewollt, sich beliebt zu machen. Auf seine, um fünfzehn Jahre jüngere Gattin, übte er einen so bedeutenden Einfluß aus, daß sie nicht wagte, auch nur das Mindeste ohne seine Zustimmung zu unternehmen. Niemals war es ihm jedoch möglich geworden, dieselbe Gewalt bei seinem Sohne in Anspruch zu nehmen, ja vielleicht, oder gerade darum, daß er ihn ganz beherrschen wollte, verlor er alle Macht über den Knaben, sobald derselbe nur das Kindesalter überschritten hatte. Schon seit einer längeren Reihe von Jahren war es zu ununterbrochenen Zwistigkeiten zwischen Vater und Sohn gekommen, und wem es gelungen wäre, einen tieferen Blick in das Familienleben der Stromberg's zu werfen, würde gefunden haben, daß es sich daselbst noch immer nicht zum Guten gewendet.

Auch am heutigen Morgen befand sich der reiche Kaufherr wiederum in übler Stimmung, was Friedrich schon verschiedene Male hatte entgelten müssen. Dieser stand daher auch regungslos wie eine Statue, als fürchte er durch irgend eine Bewegung seine Gegenwart zu verrathen. Herr Stromberg war an das Fenster getreten, schob die Vorhänge, welche er vor ein paar Minuten geschlossen, zurück und blickte finster hinaus in's Freie.

Und doch war die Landschaft, über welche sein Auge schweifte, so sehr geeignet, ein trübes Antlitz zu erhellen. Zu seinen Füßen tanzten die Wellen des Eibstroms im blitzenden Sonnenschein lustig dahin, indem sie spielend das reiche Ufer berührten. Stolze Schiffe segelten vorüber in majestätischer Ruhe und boten ein wechselndes Bild bewegten Lebens dar.

Aber das Antlitz des reichen Kaufherrn verhellte sich nicht. Finster und finsterer zogen sich die drohenden Wolken auf seiner Stirn zusammen und im nächsten Augenblick würde sich das Unwetter über Friedrich's Haupt unfehlbar entladen haben, wenn sich nicht zur rechten Zeit ein Ableiter eingestellt hätte. Gerade als Herr Stromberg mit einem leisen Fluch vom Fenster zurücktrat, öffnete sich die Thür des Gemaches und ein junger Mann erschien auf der Schwelle, bei dessen Anblick Friedrich sich sofort stillschweigend zurückzog. Herr Stromberg blickte den Eintretenden mit eben so viel Erstaunen als Mißvergnügen an, dann ging er wieder an das Fenster und starrte auf's Neue über die reiche goldige Landschaft hinaus.

Der Eingetretene war ein noch junger Mann. Er mochte höchstens fünfundbreißig Jahre zählen, obwohl Schmerz und Kummer vorzeitige Spuren in sein schönes edles Gesicht gegraben hatten. Eine ungewöhnliche Blässe verlieh ihm ein krankhaftes Aussehen, doch prägte sich in den regelmäßigen Zügen deutlich ein fester entschlossener Charakter aus, wie auch seine schlanke, aber kraftvolle Gestalt keineswegs auf Krankheit schließen ließ. Als sein dunkles Auge einige Minuten auf Stromberg geruht hatte und derselbe ruhig in seiner Stellung verharrte, sagte er mit wohltönender Stimme:

Digitized by Google

„Du wünschtest mich zu sprechen, Vater!"

Bei der Anrede wandte sich Herr Stromberg rasch um und hatte er noch einen Moment vorher nur verstimmt ausgesehen, so lag jetzt in seinem Antlitze mühsam verhaltener Zorn und seine Stimme grollte wie ferner Donner.

„Ja, ich wünschte Dich zu sprechen, Paul," entgegnete er, sich vollends dem Sohne nähernd. „Leider ist es ja Sitte hier im Hause, daß die Eltern ihr einziges Kind nicht anders sehen, als auf ausdrücklich ausgesprochenen Wunsch."

In den Augen des jungen Mannes flammte es eigenthümlich auf und rasch war der sanfte, milde Zug um seine Mundwinkel verschwunden, um einer namenlosen Bitterkeit Platz zu machen.

„Vater, ich wollte Du ließest abgethane Dinge endlich in Ruhe und begraben sein."

„Ja, das wünscht wahrlich Niemand mehr als ich," sagte Herr Stromberg scheinbar ruhig, ohne indessen das Zittern seiner Stimme verbergen zu können. „Willst Du eigentlich, daß dieses Verhältniß zwischen Eltern und Kind fortbestehen soll?"

„Ich weiß nicht, Vater, was Du meinst," entgegnete der junge Mann, „oder besser, ich will es nicht wissen, denn — —"

Er unterbrach sich selbst und fuhr dann tiefaufathmend erst nach einer längeren Pause fort:

„Ich bitte Dich, Vater, laß den Gegenstand fallen. Die Zeit mag Frieden zwischen uns bringen, indem wir der Vergangenheit nicht mehr gedenken, aber rufe sie mir nicht mit eiserner Consequenz Tag aus, Tag ein zu's Gedächtniß zurück — das thut nicht gut."

Seine Stimme war weich, fast bittend gewesen und dennoch wurde Herrn Stromberg's Antlitz bei jedem Worte seines Sohnes von einem dunkleren Roth gefärbt, und als derselbe geendet hatte, rief er voll Hohn aus:

„Die Zeit mag Frieden zwischen uns bringen! Und darauf vertröstest Du mich heute noch, nachdem zwölf Jahre verflossen sind, ohne daß ich auch nur das leiseste von einem Frieden empfunden habe. Ja, zwölf Jahre sind verflossen, seitdem —"

Herr Stromberg hielt erschreckt inne, als er in das plötzlich veränderte Gesicht seines Sohnes sah. Verschwunden war die Blässe desselben und hatte einer heißen Zornesröthe Platz gemacht, fast drohend war er vor den Vater hingetreten.

„Vater, kein Wort weiter," unterbrach er ihn mit eiserner Stimme, „wenn Du nicht den letzten Rest von Kindesliebe in meiner Brust ersticken willst. Gott ist meine Zeuge wie oft ich an das vierte Gebot gedacht habe, um meines Grolls gegen Dich, den Zerstörer meines Glücks, Herr zu werden, suche ihn nicht gewaltsam zu erwecken. Laß die Vergangenheit ruhen, indem Du daran denkst, wer zuerst den Frieden unseres Hauses störte."

Herr Stromberg besann sich, aber gleich darauf starrte er entschlossen vor sich hin.

„Komme es wie es wolle," sagte er, sein stechendes graues Auge fest auf den Sohn richtend, „zu einem Ende muß es zwischen uns kommen, so darf es nimmer bleiben. Aus tausenderlei Anspielungen von Dir habe ich erfahren, daß Du mich als den Urheber Deines eingebildeten Unglücks ansiehst. Jetzt nach zwölf Jahren bitte ich Dich, endlich offen zu sprechen und dann will ich Dir antworten wie sich's gebührt."

Paul blickte düster vor sich nieder, seine Brust hob und senkte sich schwer.

„Du hättest das früher thun sollen," sagte er endlich mit mühsam verhaltener Bitterkeit. „Jetzt — ich weiß nicht, ob Deine Worte nach einen guten Einfluß auf mich ausüben werden."

„Du sprichst wenigstens offen. Du gestehst im Voraus, daß Du nicht auf mich hören willst und so könnte ich mir die Mühe sparen, ein weiteres Wort über diesen Gegenstand fallen zu lassen. Aber ich will es nicht ich will wenigstens klar sehen, selbst auf die Gefahr hin, Dinge von Dir zu hören, die ein Sohn eigentlich mir gegen den Vater aussprechen sollte — ich will von Dir Antwort auf die Frage: warum nennst Du mich, der stets nur Dein Bestes vor Augen gehabt, den Zerstörer Deines Glücks?"

„Es thut mir leid, Vater, daß es wiederum einmal so weit zwischen uns gekommen ist," entgegnete Paul entschlossen. „Dies Mal aber werde ich nicht zurückweichen, denn ich habe im Laufe der Zeit selbst oftmals daran gedacht, wie ich Dir am besten Antwort auf diese von Dir gestellte Frage geben konnte, um so mehr, da ich entschlossen bin, ferner Dein Haus nicht durch meine Gegenwart zu beunruhigen."

Herr Stromberg sah seinen Sohn entsetzt an, aber dieser bemerkte es nicht, sondern fuhr ohne sich auch nur einen Moment zu unterbrechen fort:

„Ich sehe von Tag zu Tag klarer, daß für uns Beide nicht Raum in einem Hause ist, ich werde niemals Ruhe finden, so lange ich durch Alles an die Vergangenheit erinnert werde. Meine Reise genügte nicht den innern Schmerz zu stillen, er war nur betäubt und als ich wieder den Ort betrat, da wußte ich schon, daß er auf's Neue mit allem Ungestüm hervorbrechen werde und so ist's auch geschehen. Trotz der langen Jahre ist mein Kummer um die Verlorene ebenso tief —"

„Um die Todte, willst Du sagen, Paul," unterbrach Herr Stromberg seinen Sohn rauh. „Oder zweifelst Du noch immer daran, daß sie todt ist, trotzdem Du ihren Todtenschein gesehen hast?"

„Die äußern Umstände sind nicht darnach, daß ich noch Grund habe, Marie zu den Lebenden zu zählen und doch ist es mir unmöglich, sie als eine Todte zu betrachten."

Herr Stromberg unterbrach seinen Sohn mit einem höhnischen Lachen.

Digitized by Google

„In der That, Dein Glaube ist groß und es wundert mich jetzt nicht mehr, Dich so reden zu hören," sagte er mit heiserer Stimme. „Hat Pastor Sieverling —"

„Nenne mir den Namen nicht," unterbrach Paul seinen Vater fast ungeduldig. „Schlimm genug, daß ein Mann, der dazu bestimmt ist, das Wort Gottes zu lehren und Frieden zu predigen, so handeln kann, wie er es gethan."

„Ich kenne Deinen unbegründeten Haß gegen einen Mann, der Dir nur Gutes erzeigt hat und keine Mühe scheute, Dich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Aber die Stunde wird kommen, wo Du siehst wie sehr Du Sieverling Unrecht gethan. Du thätest wahrlich besser, Paul, begangene Sünden durch größeren Gehorsam gegen Deinen Vater gut zu machen."

„Vater, hast Du denn kein Herz in der Brust? Du kannst nach Allem, was vorgegangen ist, noch so zu Deinem Kinde sprechen?" rief Paul entrüstet und schmerzlich aus. „O, es wäre besser gewesen, ich hätte Deinen Vorwürfen, nicht stets Schweigen entgegen gestellt — ich hätte Dir den Beweis geliefert, daß ich wohl nicht so ganz im Unrecht bin, wenn ich Dich als den Urheber meines Unglücks betrachte."

Herr Stromberg zuckte zusammen, forschend blickte er auf seinen Sohn, aber gleich darauf lächelte er wieder kalt und gleichgültig.

„Sprich," sagte er dann, sich nachlässig in den Sessel zurücklehnend, „ich bin wirklich neugierig, was für Dinge zu Tage kommen werden."

„Befehlen Sie es?" fragte Paul fast drohend und fügte dann noch hinzu: „Ich werde Ihrem Befehle Folge leisten, aber ich fürchte, daß dann Alles vorbei sein wird. Ich habe jeden Gedanken an die Zeit in meine Brust zurückgedrängt, um es mir möglich zu machen, ferner meine Kindespflichten erfüllen zu können. Es wird mir nicht mehr möglich sein, wenn Sie selbst den Damm durchbrochen haben."

„Ich befehle es Dir, Paul," unterbrach ihn Herr Stromberg kalt, „es soll ein Ende werden."

„Ja, ein Ende — der Himmel weiß, wie auch ich dies wünsche," seufzte Paul. „Ich werde nicht ruhig, bis meine Heimath hinter mir liegt. Magst Du denn Alles wissen oder wenigstens erfahren, daß ich von Allem unterrichtet bin."

Herr Stromberg war doch bei den Worten seines Sohnes bleich geworden, doch machte er eine ungeduldige Handbewegung, als wünsche er damit ein Zeichen zu geben, fortzufahren.

„Du scheinst Deiner Sache sehr gewiß zu sein," sagte er voll Hohn.

„Ja, sehr gewiß, Papa. Erinnerst Du Dich noch jener Zeit?"

„Wie sollte ich nicht? wenn auch vielleicht nicht mit der Genauigkeit wie Du."

(Fortsetzung folgt.)

* Wahnsinnig oder nicht?

Novelle von F. Ewald.

(Schluß.)

Und während drinnen in den Salons das Fest seinen ungestörten Fortgang nahm, verließ Herr Reimersheim, von zwei Männern begleitet, das Haus, um nie wieder zurückzukehren.

Ein Jahr ist seitdem verflossen. Werfen wir einen Blick zurück, um die Klarheit in dem Laufe der Dinge zu finden, welche uns nothwendig geworden ist.

Die Firma Reimersheim ist erloschen, der Besitzer derselben hat seiner Vaterstadt den Rücken gewandt. Heimlich verließ er den Kerker, von guten Freunden unterstützt, als er die letzte Möglichkeit schwinden sah, Helene als eine Wahnsinnige, den Doctor Leopold als einen Betrüger darzustellen.

Die Umstände waren zu gravirend, als daß man in den Worten des Doctors und der Tante Helene irgend welche Zweifel setzen konnte. Und nebenbei fielen doch in diesem Falle die Auslagen der Pettenhofer und die der Mutter Lisbeth und Römlein's in's Gewicht, welche alle drei den Knaben an der Narbe über dem rechten Auge wiedererkennen wollten.

Kaum acht Wochen später war der Prozeß entschieden.

Frau Helene Reimersheim gelangte in den Besitz alles dessen, was ihr Schwager ihr einst geraubt.

Noch an demselben Tage verließ sie die reizende Wohnung, welche sie seither innegehabt.

Die Gattin des Kaufmanns Reimersheim lebt noch in der Stadt, freilich in ganz andern Verhältnissen.

Die Verlobung ihrer Tochter wurde natürlich sofort aufgehoben, als der Prozeß entschieden war.

Herr von Allersdorf suchte um seine Versetzung nach; selbst mit dem besten Willen wäre es ihm nicht möglich gewesen, eine Verbindung mit der vermögenslosen Agnes Reimersheim einzugehen.

Die Welt aber wußte, daß Tante Helene niemals wahnsinnig gewesen war. Ein Jahr später reichte sie Doctor Leopold, der ihrem Sohne stets ein Vater gewesen war, die Hand. Mit ihm und dem geliebten Kinde verließ sie Europa, welches für sie nur ein Schauplatz des größten Leids gewesen war, um in ihrer Heimath das Weh so langer Jahre zu vergessen.

Es ist nicht lange her, als die Nachricht in den gesellschaftlichen Kreisen, in welchen sich Herr Reimersheim und seine Gattin vormals bewegt, auftauchte, der ehemals reiche und angesehene Kaufmann sei nicht, wie man vermuthet, nach Amerika gegangen, sondern in einer nicht so weit entfernten Irrenanstalt vor einiger Zeit gestorben.

Wahr mag es sein, dieses Gerücht. Frau Reimersheim und Agnes gingen in tiefe Trauerkleider gehüllt. Man sah sie freilich selten, aber doch bisweilen, wenn sie in den reichen Kaufmanns-Magazinen, die sie früher mit ihren Besuchen beehrt, nach Arbeit suchten.

Digitized by Google

's Gebet.

A gar kloans Dirndl mit der Muatta
Hat in der Kirch' in Summa 'bet't,
Und 's Maderl war so voller Andacht,
Als wenn s'es halt recht nöthi hätt'.
Dees hat der Muatta gar guat g'fall'n,
Und nach der Kircha sagt s' dazue:
„Du bist awal a rechti frumm,
Du hast scho 'bet't in aller Früh';
Was hast jetzt 'bet't, dees mueßt ma sag'n,
Du Schatzerl Du, so brav und nett!"
Und 's Maderl sagt auf ihre Frag'n:
„Daß d' Kirch bald aus werd, hon i bet't."

Buntes.

† (Eine Geschichte aus der Bürgerwehrzeit von 1848) so sich zugetragen hat in Dresden. Ein Mann der Dresdener Bürgerwehr sollte in einer kalten Nacht vor einer großen Kanone Posten stehen, hatte es jedoch für zweckmäßiger befunden, sich nach kurzer Zeit nach heim zu schleichen und in's warme Bett zu legen. Als nun die Patrouille zur Ablösung erschien, war der Posten verschwunden und nirgends zu erblicken. Es wurde sofort dem Herrn „Berjerwehroberschten" davon Meldung gemacht, und der pflichtvergessene „Berjer" auf's Bureau zitirt. Dorten angelangt, empfing ihn der zornerbrannte „Berjerwehrobersicht" mit folgenden Worten: „Hehren Se Herr, hohben Si denn gohr kei Gewissen nich? Wissen Sie denn nich, daß Se ehn pflichtvergessener Mensch sein, wenn Se Ihren Posten verlassen duhn!? Wie kennen Sie sich denn nu verdeffendieren? Herr, hohben Sie denn gohr nich gedocht?" — Trotz dieser germalmenden Worte blieb der edle Berjerwehrmann unerschrocken vor seinem Vorgesetzten und erwiederte mit schlauer, überzeugender Miene: „Nee heren S' Herr, eben grohde, weil ich gedocht habe, da dertwegen bin ich nach Hause gegangen, und kann mir noch verdeffendieren. Sehen Se, Herr Oberschter, iich stand so in der Nacht alehne uff dem Blatze und schaut merr de große Ganone an — da docht ich — A helliches Ding die Ganone! Die drägt Derr Ener nicht fort — ach was, Ener — nich Zwee, ooch nich Drei, kene Idee da dervohn — Viere — ei Herr Jeses, nu, i dos wär schunn ther meglich — nu und wos bihn ich gegen vier Monn! Na sehen Se, und kalt warsch, alehne war ich och, und wiede da derzu, nu, und de ging ich halt nach Hause!" Gegen diese Logik war nichts einzuwenden, und der muthige, unerschrockene Bürger wurde entlassen.

† (In der Kneipe Abends 8 Uhr.)

Schluckmeier: Heute Abend wird bald zu Muttern gegangen — um 12 Uhr sieht mich Niemand mehr."

Spitzig: „Oder aber auch: um 12 Uhr siehst Du Niemanden mehr — das würde besser passen."

† Ein Bauer hat einen Advokaten, einen Injurienprozeß anzunehmen. Der Advokat weigerte sich mit den Worten: „Ich scheue die Injurienprozesse wie den Tod es ist unnützer Zeitvertreib. Wenn ich alle die hätte verklagen wollen, die mich einen Spitzbuben nannten, so" — „Ja, mit Ihnen ist das ein anderes Ding!" fiel der Bauer ein, unser Einer aber darf es doch nicht leiden."

† (Gefühlswechsel.) Im Gasthaus. „Meine Herren! Bismarck haben wir die jetzige Macht und Stärke zu danken, er ist der Mehrer des Reichs, er hat die Landkarte zu Gunsten Deutschlands geändert: er lebe hoch!"

Zu Hause. Knabe: „Papa, der Herr Lehrer hat gesagt, wir müssen eine neue Karte von Deutschland haben."

Papa: „Was kosten denn diese wieder?"

Knabe: „Einen Gulden und siebenundzwanzig Kreuzer, sagte der Lehrer."

Papa: „O der Malefiz Bismarck!"

* (Blauer Montag.) „Hr. Zimmermann, was fehlt denn Euch, daß Ihr die eine Hand verbunden habt?" — „Seid still, mir fehlt Nichts, ich hab' mir die Hand nur verbunden, damit die Leut', die mich Vormittags schon im Wirthshaus sitzen sehen, meinen sollen: ich hätt mich in die Hand g'hauen und könn' deßhalb nicht arbeiten."

† Einstweilen scheint das (wie wir mittheilten) nach Bismarck benannte Städtchen am Missouri sich noch in den Flegeljahren oder in des jetzigen Kanzler's wilder Studentenzeit zu befinden, wie aus folgender Beschreibung hervorgeht: Nicht weniger als 17 Wirthshäuser sind daselbst in vollem Gange, und eine lange Frauengebäulichkeit ist dem edlen Tanzvergnügen gewidmet. Unter den verschiedenen Aushängeschildern in den Straßen machen sich zwei bemerkbar, eins mit der Inschrift „Keno jedo Nacht" (Keno ist ein bekanntes Hazardspiel) und ein anderes mit der Inschrift „Cancan Saloon". Für weiteres Amüsement sorgen Keilereien mit allerhand Mordwaffen, die zuweilen stattfinden und räuberische Stourbanden, die zum Oeftern ihr Erscheinen machen.

† (Auch eine Verwandtschaft.) Der Polizeidiener ist der Mann der Ordnung. Die Ordnung ist die segensreiche Himmelstochter. (Vgl. Schiller.) Folglich ist der Polizeidiener der Schwiegersohn des Himmels!

Räthsel.

Du stürzest uns frohlockend nieder,
Doch leiden wir dabei nicht viel;
Denn schnell erhebest du uns wieder,
Und unser Fall ist dir ein Spiel.

Was ist das für ein Grobinan
Man trifft ihn meist in Dörfern an
Wo er mit Schlägen um sich schmeißt
Und wohl mit Recht ein Flegel heißt?

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 98. Kaiserslautern, 7. Dezember **1873.**

(Für die „Pfälzische Volkszeitung.")

* Nur nicht verzagt.

Frei nach dem Englischen des **Caleb Dunn.**

Stehst Du fest bei Recht und Wahrheit,
Nur nicht verzagt!
Deckt auch Nacht der Sonne Klarheit
Vorwärts, vorwärts mußt Du dringen!
Wenn Du willst den Sieg erringen —
Nur nicht verzagt!

Einen Preis giebt's für die Streiter —
Nur nicht verzagt!
Wackrer Kämpfer kämpfe weiter
Jede That im Recht begründet,
Den verdienten Lohn auch findet —
Nur nicht verzagt!

Memmen sieht vom Pfad man weichen —
Nur nicht verzagt!
Tapfre Männer, sie erreichen
Stets das Ziel, wo ihrem Streben
Wird des Ringens Preis gegeben —
Nur nicht verzagt!

Tritt auch Vieles Dir entgegen —
Nur nicht verzagt!
Spott und Hohn der Feinde
Sich Dir nah'n, die Nacht versuchend.
Bleibst Du auf dem Weg der Tugend —
Nur nicht verzagt!

Willst Du manchmal fast erliegen —
Nur nicht verzagt!
Laß kein Zagen Dich besiegen.
Gott gab Dir Gesundheit, Kräfte
Darum frisch an die Geschäfte —
Nur nicht verzagt!

Er gab Kraft ja dem Geschlechte —
Nur nicht verzagt!
Kraft zu kämpfen für das Rechte
Doch soll Dir der Sieg gelingen,
Mußt Du immer vorwärts dringen —
Nur nicht verzagt!

F. H.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von **Franz Ewald.**

(1. Fortsetzung.)

„Nun wohl, Vater. Ich weiß nicht, wer zuerst Dich von meiner Liebe für Marie unterrichtete, wer zuerst durch seine Mittheilungen den Samen der Zwietracht in Dein Herz streute. Das thut ja jetzt auch nichts mehr zur Sache. Erinnern wirst Du Dich aber gewiß noch jenes Tages, wo Du in Erfahrung gebracht, daß Dein Sohn ein armes Mädchen aus niederem Stande liebe."

„Ob ich mich des Tages erinnere!" rief Herr Stromberg mit flammenden Blicken aus. „Fluch dem Tage, wo man mir sagte, daß Du, mein einziges Kind, auf das ich meine ganze Hoffnung, meine glänzenden Zukunftspläne gesetzt hatte, mich betrogen, daß Du Dich einer hergelaufenen Dirne hingegeben —'

„Vater, noch ein solches Wort und wir sind geschieden, noch ehe es zu einer Auseinandersetzung zwischen uns gekommen ist," unterbrach der Sohn den Vater, zitternd vor Erregung.

„O ja, ich weiß es noch recht gut," fuhr Herr Stromberg gemäßigter fort. „Ich hatte mir so viel von Dir versprochen, hatte gehofft, daß Du Dir eines Tages eine Tochter aus reicher, angesehener Familie zur Gattin wählen würdest, da — o, daß ich des Moments gedenken muß, da erfuhr ich, daß Du alle meine Pläne, meine Hoffnungen vernichtet habest."

„Es mag wahr sein, daß es eine harte Stunde für Dich war," sagte Paul fast milde. „Und darüber, daß Du mich im ersten Augenblick verdammtest, habe ich Dir nie Vorwürfe gemacht, aber Du hättest prüfen sollen und Du würdest gefunden haben, daß Dein Sohn sich niemals so weit vergessen konnte, einem Mädchen, das nicht einen fleckenlosen Ruf besaß, nachzulaufen. Du würdest sie gesehen und mir vergeben haben."

Herr Stromberg lächelte höhnisch.

„Niemals, Paul," sagte er kalt. „Ich will annehmen, daß das Mädchen einen tadellosen Ruf besäß, es hatte aber keinen Namen, keine Stellung, kein Vermögen."

„Das Alles konnte ich ihr geben. Aber genug, Papa, ich habe damals an Dein Herz appellirt und Du hast mich von Dir gestoßen. Jetzt, nach zwölf Jahren, würde der Versuch, Dich milder zu stimmen, wohl ebenso nutzlos und nun mittlerweile auch ohne Zweck geworden sein."

„Da könntest Du Recht haben und eben darum begreife ich nicht, wie Du noch immer einem Phantom nachjagst, warum Du nicht endlich unserem Hause durch eine Umkehr den Frieden zurückgiebst."

„Ich kann nicht umkehren. In mir ist die Ueberzeugung, daß Marie lebt, der barmherzige Gott konnte

Digitized by Google

nicht ſo grauſam ſein, ſie mir gerade in dem Augenblicke zu rauben."

„Und doch hat es den Anſchein, als ob es der Fall geweſen wäre," ſagte Herr Stromberg voll Hohn, indem er gleichzeitig erleichtert aufathmete.

„Vater, ich bin nicht ſo feſt davon überzeugt, wie Du es zu ſein ſcheinſt und wenn Du mich nur einen Augenblick anhören wollteſt, ſo müßteſt Du das begreiflich finden. Es war am Tage nach jener Scene, wo Du mir auseinander ſetzteſt, daß ich von dem Augenblicke an Dein Sohn nicht mehr ſein würde, wo ich allen Ernſtes daran dächte, Marie als meine Gattin heimzuführen. So innig ich Dich auch verehrte, ich hielt meine Pflichten, dem armen verlaſſenen Mädchen gegenüber höher als meine Kindespflichten und ich war entſchloſſen, ſelbſt um den Preis, daß Du Deine Hand von mir abziehen würdeſt, Dir nicht nachzugeben. Dennoch wollte ich einen letzten Verſuch machen, Dich verſöhnlicher zu ſtimmen und begab mich zu dieſem Zweck nach Deinem Arbeitszimmer."

Herr Stromberg war bei den letzten Worten ſeines Sohnes todtenbleich geworden. Er zitterte ſichtbar an allen Gliedern und ſein Athem flog übermäßig ſchnell. Aber Paul ſah es nicht, ſondern fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Ich war in das Zimmer eingetreten, aber noch zitterte ich vor dem nächſten Augenblicke. Die Portière verbarg mich Deinen Blicken und ich zögerte einen Moment, ſie fortzuziehen und im zweiten hörte ich denn ſchon leiſe flüſternde Stimmen —"

„Du haſt gelauſcht, elender Bube!" unterbrach Herr Stromberg ſeinen Sohn, aufſpringend.

„Das Wort kann ich Dir vergeben," entgegnete Paul ohne ſeine Faſſung zu verlieren, obwohl eine leiſe Röthe über ſeine Wange glitt.

„Nein, ich habe nicht gelauſcht, wenigſtens war ich nicht gekommen, um zu lauſchen, und wenn nicht gerade in dem Augenblicke, als ich vorzutreten im Begriff ſtand der Name, der mein ganzes Sein und Denken in Anſpruch nahm, ausgeſprochen wäre, ich würde gewiß nicht unbemerkt Zeuge einer Unterredung geworden ſein, die ſo wenig für meine Ohren berechnet war."

„Ah!" murmelte Herr Stromberg mit bebenden Lippen. „Nun, iſt Alles aus!"

„Ich werde Sorge tragen, Herr Stromberg, daß Sie durch die ganze Angelegenheit fernerhin nicht beunruhigt werden. Marie Schneidler iſt ſtets ein folgſames frommes Geſchöpf geweſen, ich werde dahin wirken, daß ſie ſelbſt ein Verhältniß abbricht, welches ihr nie zum Segen gereichen kann. Hochmuth iſt ein arger Teufel und wenn ſie ihre Seele retten will, ſo muß ſie von ihm laſſen. Ich will ſie darauf aufmerkſam machen und müßte mich ſehr in ihr täuſchen, wenn es noch eines Weiteren bedürfte, die Arme auf den Pfad der Tugend zurückzuführen."

„Es würde mir lieb ſein, wenn Sie Recht hätten, Ehrwürden, allein ich fürchte, die Sache iſt zu weit, als daß ſie ſo leicht rückgängig gemacht werden kann. Mein Sohn iſt ein ſtörriger, eigenſinniger Character, den man nur durch Gewalt zur Umkehr zwingen könnte. Er hat einen zu großen Einfluß über das Mädchen gewonnen."

„So wird man Gewalt gebrauchen, Herr Stromberg. Es giebt für mich tauſend Mittel und Wege, wovon Sie nicht die leiſeſte Ahnung haben. Wird Ihr Sohn ſich nicht gutwillig in das fügen, was zu ſeinem eigenen Heile nothwendig, ſo bleibt uns noch immer übrig, Marie Schneidler verſchwinden zu laſſen."

„Verſchwinden zu laſſen. Ja, Ehrwürden, ich glaube das wäre das einzige Mittel, das ſofort ergriffen werden müßte. Damit hätten alle weiteren Verſuche, die Sache zu beenden, ihr Ende erreicht. Wenn Sie das ermöglichen könnten —"

„Seien Sie ganz ruhig, verehrter Herr Stromberg, ich gebe Ihnen mein Wort, Sie haben nicht das Mindeſte zu befürchten. Ueberlaſſen Sie mir Alles und ich bin überzeugt, Sie werden zufrieden ſein."

Paul hielt inne und ſein Auge ruhte forſchend auf dem Vater, aber er ſah nichts, gar nichts in dem kalten gleichgültigen Antlitze deſſelben. Wohl hatte ſich anfangs eine grenzenloſe Unruhe in Herrn Stromberg's Zügen ausgeſprochen, aber er hatte ſich gefaßt und als Paul jetzt geendet, athmete er erleichtert auf.

„Sie wiſſen, mein Vater, zwiſchen wem dieſe Unterredung geführt wurde?" fragte Paul.

„Wie ſollte ich nicht — ich habe, leider, ein zu ſcharfes Gedächtniß in allen Dingen, welche mit jener unglückſeligen Zeit zuſammenhängen. Jene von Dir mit bewunderungswerther Genauigkeit aufgefaßte Unterhaltung wurde zwiſchen mir und dem Paſtor Sieverling geführt."

„Nun wohl, mein Vater, ſo hören Sie, was ich Ihnen weiter zu ſagen habe. Am Abend deſſelben Tages, an welchem ich jene Unterredung belauſcht hatte, begab ich mich zu Marien, ſie zu warnen und namentlich vor dem heuchleriſchen Geiſtlichen. Als ich an die Thüre ihres kleinen Gemaches klopfte, blieb drinnen Alles ſtill, ich hörte nicht wie ſonſt ihre friſche, klangvolle Stimme. Eine unbeſtimmte Angſt erfaßte mich plötzlich. Ich klopfte ſtärker und als auch das nicht nützte, verſuchte ich die Thür zu öffnen. Es gelang, aber ich ſtieß einen Schrei der Angſt und des Entſetzens aus — ich war zu ſpät gekommen und das Zimmer leer. Mein Schrei hatte eine Nachbarin herbeigerufen und von ihr erfuhr ich Folgendes:

„Vor ſieben Tagen war Marie von einem Knaben entbunden worden. Es ſei ein prächtiges geſundes Kind geweſen und die Mutter habe ſich ſehr darüber gefreut. Als indeſſen die Nachbarin ſie bewegen wollte, mich davon in Kenntniß ſetzen zu laſſen, hatte ſie ſolches entſchieden abgelehnt, da ſie nicht wollte, daß ich unnöthiger Weiſe beunruhigt würde und die Meinung ausgeſprochen, daß mich wohl etwas Beſonderes ſo lange von ihr entfernt hielte. Marie befand ſich ſehr wohl und ſo hatte die Nachbarin es nicht für Unrecht gehalten, als am Nachmittag des ſiebenten Tages Paſtor Siever-

Digitized by Google

ling in's Haus kam und nach Marie Schneidler fragte, denselben zu ihr zu fahren. Der Geistliche verweilte mehrere Stunden bei der Kranken, dann kam er heraus und befahl der Nachbarin, einen Wagen zu holen. Darin fand die Frau nichts Wunderbares, aber sie war entsetzt, als sie, nachdem der Wagen vor der Thüre hielt, Pastor Sieverling Marie mitsammt ihrem Kinde nach dem Wagen führen sah, welcher unmittelbar darauf rasch in der Richtung des Rathhausmarktes davon fuhr. Marie hatte der Nachbarin nur schweigend die Hand gereicht, aber diese sah, daß dieselbe herzzerreißend geweint hatte."

Paul hielt inne, die Worte kamen nur mühsam über seine Lippen, er fühlte sich erschöpft von der gewaltigen Anstrengung, welche ihm die Mittheilung verursachte und erst nach längerer Zeit fuhr er fort:

„Wenige Tage darauf brach das Feuer aus, welches so vielen Menschen ihr Hab und Gut kostete, welches zahlreichen Familien das Obdach raubte und Manchem das Leben nahm. Ich eilte zu Sieverling, um Rechenschaft von ihm zu fordern, ich wollte wissen, wohin er Marie gebracht. Da — o, ich kann es nicht aussprechen — was er mir zur Antwort gab. Du weißt es ja, Marie und ihrem Kinde seien ein Opfer der Flammen geworden und ich möge dies als eine Strafe des Himmels betrachten, welchem eine solche wahnsinnige Leidenschaft mißfallen, und geduldig das Kreuz auf mich nehmen, für meine Sünden zu büßen."

Eine tiefe athemlose Stille herrschte in dem Gemache. Weder Paul noch Herr Stromberg regte sich, obwohl in Beiden die gewaltige Erregung nicht zu verkennen war. Letzterer hatte sich jedoch zuerst gefaßt.

„Paul," sagte er, die Hand seines Sohnes ergreifend, „ich leugne nicht, daß ich damals jenes Mädchen um jeden Preis von Dir getrennt wissen wollte, aber jene Unterredung, welche Du mit angehört, kann für Dich kein Grund sein, sie noch zu den Lebenden zu zählen. Pastor Sieverling hat allerdings den Versuch gemacht, Dich und das Mädchen zu trennen, weil ich es dringend wünschte und nur so Dein Glück herstellen zu können glaubte. Er brachte es in eine andere Wohnung und eben jenes Haus wurde ein Raub der Flammen."

„So sagt Sieverling," entgegnete Paul, sich von seinem Vater abwendend, leise.

„Du hast keinen Grund an seinen Worten zu zweifeln," sagte Herr Stromberg. „Sahst Du nicht Marien's Todtenschein?"

„Ich sah ihn, aber — wie leicht war in diesem Falle eine Täuschung möglich?"

Herr Stromberg wollte ungeduldig werden, er besann sich jedoch eines Besseren.

„Eine momentane Täuschung allerdings, Paul, aber keine andauernde. Bedenke, es sind zwölf Jahre verflossen, würdest Du nicht wenigstens ein Lebenszeichen von jenem Mädchen in Erfahrung gebracht haben!"

Paul fand keine Widerlegung, aber er war darum nicht mehr durch die Worte des Vaters überzeugt, während Herr Stromberg den geeigneten Moment für gekommen hielt, weiter in seinen Sohn zu dringen, er hatte denselben noch nicht wieder so weich und wehmüthig gestimmt gesehen, als in diesem Augenblicke.

„Ich leugne nicht," fuhr er fort, „daß ich oftmals bitter bereut habe, Dir so schroff gegenüber getreten zu sein, aber ich hoffe, Du wirst einsehen, daß nicht ich allein Schuld an dem unseligen Verhältnisse trug. Jetzt aber, nach zwölf Jahren, nachdem längst jede Hoffnung das Mädchen wiederzusehen verschwunden sein muß, jetzt endlich solltest Du mit unnützen Klagen aufhören und unserem Hause Ruhe und Frieden zurückgeben. Es bieten sich Dir glänzende Partieen, und in einem neuen Familienkreise wirst Du am leichtesten jenen Verlust verschmerzen."

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Naturleben in Monatsbildern.

Von Dr. Karl Ruß.

Die Natur ist des Menschen eigentliche Heimath,
In der fremd zu sein Jedermann Schade und Schande bringt.
Professor E. A. Roßmäßler.

Dezember.

Schneegestöber wirbelt hin,
Um die eisbelegten Scheiben,
Und behaglich am Kamin
Schauen wir der Flocken Treiben.
Freuen uns, daß weich und lind,
Wärme rings uns hält umwoben,
Während draußen Schnee und Wind
Kämpfend durch einander toben.

Friedrich Halm.

Zu dicken Flocken kreiselt der Schnee herab und kleidet bald die ganze Natur in sein blendend weißes Gewand, welches man mit Unrecht mit einem Leichentuche zu vergleichen pflegt. Denn keineswegs völlig todt und erstorben ruht jetzt alles Leben der Natur, sondern nur schlummernd und für die Erweckung bereit durch die Strahlen der Frühlingssonne. Obwohl die Kälte immer zunimmt und ihren starren Eisgürtel über die feuchte Erde über alle Gewässer legt, obwohl große Noth einkehrt bei den Thieren, wie bei den armen Menschen, so ist dieser Monat doch viel belebter, als sein unheimlicher Vorgänger. Er bietet uns die eigentlichen Winterfreuden: einen Spaziergang oder eine Schlittenfahrt in sonniger Schneelandschaft, das Schlittschuhlaufen auf spiegelglattem Eise und im Gegenzug dazu die gemüthlichen Vergnügungen des Familienlebens.

Ganz absonderliche Naturbeobachtungen gewährt uns jetzt aber der Winter. Wenn die Schneeflocken die gegen Mitternacht hin still und gleichmäßig herabgekreiselt und dann durch gelinden Frost ein wenig gefestigt sind, so können wir beim Hinausgehen des Morgens an den Spuren das gesammte freie Thierleben unserer Umgebung kennen lernen, wie es in der Frühdämmerung Nahrung suchend sich umhertummelt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

K'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn's Jacobiene.

Jacobiene: Saah m'r emool um's Himmelswille, Hannewackel, wo warschde dann heit vorr achd Daah? In de ganze Schtadd bischde gesuchd worr wie e Schreckvoor'l.

Hannewackel: Heit vorr achd Daah — ei do war ich in Neisch,tadd draus.

Jac.: In Neischtadd? — Na waß gebbd's dort Neies?

Han.; O jäarem, do heerschde nix als wie Saalbau, Saalbau unn wirre Saalbau.

Jac.: Deß glaaw ich, do werren se in fuffzig Johr noch devunn blaurere. Awwr'r ich weeß nett, Hannewackel, der Bau kannn'r nett gefalle, ich meen er schteht so gedrickd doo.

Han.: Ee Kleenigkääd, wann Du so e Schuldelaschd se draah heschd, deschde aa so gedrickd dr schteh.

Jac.: Ach so meen ich jo nett, Hannewackel. Ich meen noore, waß die Bauaard aabelangd.

Han.: Ah so, — die Bauaard — ja Du muschd aa waarde biß 'r feerdig iß, do werrd sich die Fassaan schunn besser mache.

Jac.: Ei iß 'r dann noch nett feerdig? — Sie henn'n doch schunn vorr e paar Woche eigeweihd.

Han.: A bei leib, der iß noch lang nett feerdig, sie machen jo jedz noch e Hibbedeekche druff mir'me Gelemd'r drum erum, basses nett erunner riddsche kann, durch deß werrd der Bau schunn die geheerig archidektoonisch Fassaan kriehe.

Jac.: Ja, wannse die Hibbedeek e bißche hook machen, do glaww ich's aa.

Han.: Do mach d'r noore kee Kummer driwwer, sie werr'n eehr Schulligkeit schunn dhu, weil se misse. — Na haschdes aa schunn geheerd, unser Baas heieraadh jo wirre, Jacobiene.

Jac.: Ich meechd noore wisse waß deere eifallt, kann se dann so e gurie Barrdie mache, — waß is dann eindlich eehr Hochzeider?

Han.: Ja deß wissen die Gedder, d'r Eend sahd er weer deß, d'r Ann'r sahd er weer fell.

Jac.: Na, waß woll'n se denn eendlich dreiwe, minnanner —

Han.: Ei ja, so viel als ich geheerd hann, woll'n se sich e gröäerie Fammilje aaschaffe, die wo se schbeer der emool allezwää ernechre dhud.

Jac.: Ah so, ei deß iß gaar ke schlechdes Geschäfft wann se deß im Sinn henn.

Han.: Deß meen ich aah. — Na, ich graddliere zu eehrem Unn'rnemmes.

Jac.: Unn ich, unnn ganzem Herrze.

Buntes.

† Patient: „Ja, Herr Doktor wissen S' denn net, was mir eigentlich fehlt, daß S' mir keine Medicin verschreiben können?"

Arzt: „Unrichtig gesagt, bin ich wirklich nicht in der Lage, eine sichere Diagnose Ihres Zustandes zu geben; wir müssen da schon das Ergebniß der Section abwarten, die den gewünschten Aufschluß bieten wird."

† (Wörtlich genommen.) Landrath (aus einer der älteren Provinzen Preußens erst seit kurzer Zeit in die Provinz Nassau versetzt, redet, auf einem Spaziergang in der Nähe seines Amtssitzes begriffen, einen am Wege arbeitenden Bauern an). „Was ist denn so der Hauptnahrungszweig der hiesigen Gegend?" — Bauer: „Ja wissen Se Herr Landrath, das ist unterschiedlich; das richt sich no der Jahreszeit. — Im Uebrige esse die Leut was sie grad habe."

† Die Mecklenburgische Industrie war auf der Wiener Weltausstellung so schwach vertreten, daß man nicht einmal einen einzigen Auswanderer zu Gesicht bekam.

† (Sie können lachen!) In der Familie F.; erzählt die „Cornelia" (Zeitschr. für Erziehung,) wurde das neunte Kind geboren. Als dieses freudige Ereigniß dem kleinen sechsjährigen Arthur mitgetheilt wurde, erwiderte er fröhlich: „Papa, wir können aber lachen, wir kriegen viele Kinder!"

Räthsel.

Einen sah ich wie den Wind
Rennen durch die Wüsten
Einen sah ich an der Brust
Sich des Liebchens brüsten;
Einen werd ich keck bestehn,
Wen danach wird lüsten.

Setze einer Mondphase ein persönliches Fürwort vor und nimm ihr am Ende das d weg, dann entsteht ein dreisilbiges Wort, das der Name eines ausländischen Säugethiers ist.

Auflösung der Räthsel in Nro. 97. d. Bl.

1) Die Kegel. — 2) Der Dreschflegel.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mosch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 99. Kaiserslautern, 10. Dezember 1873.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

(2. Fortsetzung.)

„Niemals, mein Vater," entgegnete Paul mit fester Stimme. „Ich habe gelobt, mich nie durch andere Bande zu fesseln und ich werde mein Wort halten."

Herr Stromberg trat einen Schritt von seinem Sohne zurück, indem er mit drohender Stimme ausrief:

„Ist das Dein Ernst?"

„Gewiß und wahrhaftig," gab Paul ruhig zur Antwort. „Ich habe noch große und geheiligte Pflichten zu erfüllen. Wohl weiß ich, daß Marie todt ist, wenn ich dem Todtenschein trauen darf, den mir einst Pastor Sieverling übergeben hat, aber ich weiß nicht, ob mein Kind todt ist, wenigstens habe ich von diesem keinen Todtenschein gesehen. Kann ich nicht für Marie streben, so will ich es für dieses — niemals sollen andere Bande mich meinen Pflichten entfremden."

„Mein Kind! ha! ha! Dein Kind! Die Sache fängt an, interessant zu werden," rief Herr Stromberg, seiner selbst nicht mehr mächtig, bebend vor Zorn aus. „Also so denkst Du über diese lächerliche Geschichte! Du willst Dich nicht verheirathen, nicht meinen alten ehrenhaften Namen fortpflanzen, um eines Weibes willen. Aus meinen Augen, ungerathener Sohn. Besser ich sehe Dich gar nicht, als so."

„Ich gehe schon, Vater," sagte Paul kalt. „War es doch ohnehin meine Absicht, diesem unerträglichen Leben ein Ende zu machen. Für uns Beide ist nicht Raum unter einem Dache. Aber ich möchte nicht so von Dir gehen, möchte wenigstens in Frieden scheiden und es lieber als ein Verhängniß betrachten, welches mir nicht vergönnt bei meinen Eltern zu bleiben. Ich will mein Glück in der neuen Welt versuchen, vielleicht ist es mir hold und ich vergesse dort eher als hier."

„Geh', geh', so weit Du willst," zürnte Herr Stromberg, „Du bist ein undankbarer Sohn und die Strafe wird Dir auf dem Fuße folgen."

Ohne Paul noch eines Blickes zu würdigen, eilte der reiche Kaufherr hinaus, und Ersterer athmete erleichtert auf.

„Ich werde nicht Ruhe finden bis ich den Staub von meinen Füßen geschüttelt habe," murmelte er mit einem schmerzlichen Zucken der Mundwinkel. „O, Marie, die Stunde wo ich Dich verlor, hat traurig genug über mein Schicksal entschieden."

Zweites Kapitel.

Die Flucht aus dem „Grauen Hause."

Es war ein kleiner, schmächtiger Knabe, der da auf der Schwelle des alten Hauses saß und wehmüthig auf die nicht weit von ihm entfernt spielenden Kinder blickte. Aber er hatte ein hübsches Gesicht mit prächtigen, tiefdunklen Augen und das kurz verschnittene schwarze Haar schien mächtige Anlagen zur Widerspenstigkeit zu haben und trotz aller angestellten Versuche, es glatt niederkämmen zu wollen, sich zu tausend Ringeln zu drehen. Sein kurzes Jäckchen und Hose von grobem Stoff war viel zu weit für seine zierliche Gestalt, aber es kleidete ihn doch gut, das Kind mußte selbst in Lumpen gehüllt allerliebst aussehen.

Das Kind hatte schon lange hier auf der kalten Schwelle gesessen und sehnsüchtig nach den Kindern geschaut, aber es war ihm doch nicht eingefallen sich unter dieselben zu mischen. Gewiß wären sie bei seinem Anblick davon gelaufen, denn das waren ja Kinder reicher und glücklicher Eltern.

In diesem Augenblick näherte sich dem Knaben ein anderer, welcher ebenso gekleidet war wie dieser, aber dennoch einen solchen Gegensatz zu ihm bildete, daß es nothwendig auffallen mußte. Der Junge war nicht allein einen Kopf größer als der erstenwähnte, sondern auch ein gut Theil stärker und von robustem Körperbau. Sein grobes, starknochiges Gesicht und ein paar unverschämte, freche Augen, sowie die borstenähnlichen rothen Haare, konnten unmöglich einen angenehmen Eindruck machen. Als er sich dem ersterwähnten kleinen Knaben näherte und dieser seiner ansichtig wurde, wollte er eiligst in das Haus treten, aber schon hatte ihn der Andere erreicht und stand ihm gegenüber.

„Ho! ho! lauf' nicht davon, wo willst Du hin? Kommst noch früh genug hinein. Was meinst, Franz, ist doch ein granfiges Loch?!"

Franz wollte dennoch in's Haus treten, aber der größere Knabe faßte ihn ziemlich fest am dem Arm.

„Du, hör' 'mal, könntest mir einen Gefallen thun; Du mußt oft in das Wohnzimmer der Mutter gehen, die Kohlen hineinzubringen. Da könntest Du gelegentlich einmal diesen Schlüssel aufhängen, willst Du?"

Bei diesen Worten hielt er dem Knaben einen großen Schlüssel entgegen, aber Franz weigerte sich, ihn anzunehmen, in seinem hübschen Gesichte prägte sich eine große Angst vor dem andern Knaben aus.

„Ich möchte, Ludwig, Du legtest den Schlüssel selber an seinen Platz," sagte er schüchtern.

„So, meinst Du?" lachte Ludwig höhnisch. „Na,

Digitized by Google

Bürschchen, Deine Meinung will ich Dir bald austreiben. Seit wann hast Du überhaupt Meinungen? Du thust, was ich will und damit basta. Willst Du den Schlüssel in Madame Haasemann's Zimmer liegen — he?"

Der große Knabe griff einen am Wege liegenden Knüppel von der Straße auf und traf alle Anstalten Franz auf gehörige Weise durchzuprügeln. Das Gesicht des Knaben wurde noch bleicher.

„Ludwig, warum willst Du mich schlagen?" fragte er mit Thränen in den schönen Augen.

„Weil Du den Schlüssel nicht an Ort und Stelle hängen willst."

„Aber ich kann es ja nicht, Ludwig, ich darf ja nicht. Madame Haasemann hat uns ein für alle Mal verboten, irgend einen Schlüssel in die Hand zu nehmen und Du weißt, sie ist sehr strenge. Wenn sie es nun sähe?"

„Du bist ein Dummkopf. Warum soll sie denn das gleich sehen? Paß auf, daß sie es nicht sieht."

„Aber wenn sie es doch bemerkt? Sie sagt, wir seien lauter kleine Diebe, sie müsse uns ununterbrochen auf die Finger sehen."

„Nun, dann ist es noch so. Dann kriegst Du eine Tracht Hiebe und wirst ein Bischen eingesperrt. Vielleicht kämst Du denn aber doch noch besser weg, als wenn ich mich gezwungen sähe, Dich einmal weidlich durchzuhauen. Du weißt schon aus Erfahrung, daß ich nicht sanft ausbole. Also entweder — oder. Willst Du den Schlüssel nehmen?"

Zögernd streckte Franz sein mageres Händchen aus und nahm mit zitternden Fingern den Schlüssel in Empfang. In seinen Augen standen Thränen, aber er wußte, daß es vergebliche Mühe seine würde, wollte er den Versuch machen, Ludwig zu seinen Gunsten zu stimmen.

„Es ist ein Unglück, daß Du mit Deinem Gesichte nicht ein Bischen mehr Fingerfertigkeit besitzest. Du könntest wahrhaftig noch einmal Dein Glück in der Welt machen," sagte dieser. „Niemand wird daran denken, daß Du einer Fliege ein Leid zufügst, wer Dich so ansieht. Leider ist es auch so, ich bedauere ordentlich, daß Dir so jede Begriffsfähigkeit abgeht. Aus Dir könnte sonst noch was werden."

„Ach, Ludwig, wie kannst Du nur so sprechen. Als ob Stehlen keine Sünde wäre!"

„Deinen Ansichten nach. Wie soll denn Stehlen eine Sünde sein? Ich sage Dir, es kommt noch eine Zeit, wo dergleichen Ausdrücke ganz aufhören, wo jeder nimmt, was er haben will. Denke Dir doch ein solches Leben! Dann giebt es keine Hausmütter mit Schlüsseln mehr und Du brauchst sie dann natürlich auch nicht mehr heimlich an Ort und Stelle zu bringen.

Bei mir ist Stehlen und Fortschritt, gleichbedeutend, und wenn wir jetzt der Hausmutter ein Schnippchen schlagen und uns etwas von dem Schinken nehmen, der im Grunde genommen doch für uns und nicht für sie bestimmt ist, obwohl sie gerade ungeheuer Aufsicht zu sein scheint, so nenne ich das nur ein Vorausschreiten in der Zeit, worin wir leider noch leben. Darum hänge Du nur den Schlüssel morgen an den Haken dicht beim Ofen und wenn es Dich gelegentlich nach etwas anderem als nach trockenen Kartoffeln u. s. w. gelüstet, so nimm' ihn getrost wieder fort. Nur mußt Du etwas vorsichtig sein — Mutter Haasemann ist der leibhaftige Teufel."

„O, Ludwig, wenn Du nur nicht immer so sprechen wolltest," sagte Franz, sich scheu und ängstlich nach allen Seiten umsehend, indessen Ludwig laut auflachte. „Wie kann man so etwas von einem Menschen sagen!"

„Ja, Du, Du wirst das niemals thun, denn, wie ich Dir schon einmal gesagt habe, Dir mangelt jede Begriffsfähigkeit. Willst Du mir nur ein paar Augenblicke Gehör schenken, so liefere ich Dir den glänzendsten Beweis, daß ich vollkommen im Rechte bin. Man braucht nachgerade nicht so sehr viel Scharfsinn zu entwickeln, um das zu erkennen, oder bist Du im Stande, Mutter Haasemann für einen Engel anzusehen?"

„Wir wollen nicht weiter darüber sprechen, Ludwig, ich glaube, es schickt sich nicht."

„Es schickt sich wohl Vieles nicht in der Welt, o, wenn man das so nehmen wollte, da könnte ich Dir ein langes Lied davon singen. Schickt es sich z. B., daß Mutter Haasemann alles Gute für sich hinnimmt und uns arme Teufel mit allem Möglichen abspeist? Und davon wollte ich noch gar nichts sagen, aber von all' den anderen Dingen, die hier vorgehen, wenn wir in den Schlafsälen untergebracht sind und sie nicht zu befürchten braucht, daß wir die Verräther spielen. Ach, ich könnte Dir Großartiges mittheilen, denn ich bin schlauer und lüger als alle anderen und das weiß Mutter Haasemann auch, aber ich sage nichts, sondern spare mir das zu einer gelegeneren Zeit auf, wenn man mir einmal ernstlich auf den Pelz rücken will. Na, warte, dann aber —"

„Ich will lieber hineingehen, Ludwig, und den Schlüssel an Ort und Stelle bringen," sagte Franz ängstlich. „Mutter Haasemann wird ohnedies unzufrieden mit mir sein, daß ich so lange fortblieb. Wenn sie nur den Schlüssel nicht sieht."

„Wird sie schon nicht, wenn Du nur gehörig Acht giebst. Laß' Dich nicht fangen, das ist ein guter Rath den ich Dir geben kann und wenn Du es beunoch thust, so soll's mir nicht leid thun, wenn Du eine tüchtige Tracht Hiebe bekommst. Meinetwegen geh' hinein — ich komme für's Erste noch nicht."

Franz trat in die Flur des großen Hauses. Er sah blaß und ängstlich aus und schmiegte sich dicht an die feuchte Mauer. Eben kam Frau Haasemann aus einem Seitenzimmer. Es war eine behäbige Frau, der man es ansah, daß sie sich ausnahmsweise mit körperlicher Pflege beschäftige. Sie sah Alles in Allem sehr solide aus, sowohl an sich selbst als in ihrer Kleidung.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Naturleben in Monatsbildern.

Von Dr. Karl Ruß.

(Schluß.)

Aber auch bei hellem Tage zeigen sich uns, von der Noth getrieben, zahlreiche freie Thiere, welche wir sonst nicht leicht beobachten können. Auf den viel befahrenen Wegen, in der Nähe der Dörfer und Städte treibt sich ein Fuchs, emsig suchend, umher. Um die stehengebliebenen Sämereien in den Gemüsegärten flattern große Schaaren von Hänflingen, Zeisigen und andern Strichvögeln. Vor den Scheunen herum und bis in die Straßen der Städte und Dörfer hinein, tummeln sich die hungrigen bestederten Wintergäste, Sperlinge, Goldammern, Haubenlerchen, Krähen und Elstern; und wenn die milde Hand eines Naturfreundes einen Vogelfutterplatz eingerichtet hat, finden sich neben den genannten noch zahlreiche Meisen, Distelfinken oder Stieglitze, Grünfinken, Gimpel oder Dompfaffen und oft noch manche andere ein. Möchte man doch die Mahnung, die Vögel reichlich zu füttern, nicht überseben, denn eine solche gute That macht dem Menschenherzen nicht blos Ehre und Freude, sondern sie bringt der Natur und uns selber auch großen Vortheil.

Wo der Sturm ein Beet im Garten vom Schnee freigeweht, und die schwarze Ackerkrume von den Sonnenstrahlen in der Mittagsstunde ein wenig erwärmt ist, dort erschließen sich sogleich die zeitlosen Blumen, wenigstens die kräftigste von ihnen allen, die Vogelmiere, mit winzigen weißen Sternchen. Aber auch eine wirkliche Winterblume, welche nur um die Weihnachtszeit blüht, finden wir im Garten, die Christwurz, auch Schneerose oder Winterling genannt, aus Dalmatien mit schönen weißen Blüthen; und auch die schönen weißen und röthlichen Blumen der von den Alpen der Schweiz als Arzneigewächse zu uns gekommenen weißen und schwarzen Nieswurz erblühen zuweilen, je nach der Witterung, vom Dezember bis Ende des Monats März. Und wer so rechte Freude an der Pflanzenwelt zu finden weiß, der geht an einem milden Wintertage hinaus in den Nadelholzwald und sucht in seinen üppigen Moospolstern eine Fülle und Mannigfaltigkeit schöner Gestaltungen jetzt blühender Moose und Flechten, von deren Lieblichkeit der Nichtkenner gar keine Ahnung hat.

Die Thätigkeit des Landmannes ist im Wesentlichen eine Fortsetzung der des vorigen Monats, außerdem werden auch die Wiesen von Gräben durchzogen, überwässert und überhaupt in Ordnung gebracht, wenn die Witterung es gestattet. Das Dreschen des Getreides ist im vollsten Gange und die Hausfrau muß Sämereien lesen, sorgen, daß der Frost nicht in Kammer und Keller Unheil anrichte und das Obst gut aufbewahren, backen und anderweitig zubereiten. Auch die emsig wichtigen und so beglückenden Vorbereitungen des lieben Weihnachtsfestes werden besorgt. Im Garten werden mancherlei Sämereien auf den Schnee ausgesäet, Knollen und Zwiebelgewächse gereinigt und zweckmäßig aufbewahrt, Gewächshäuser und Kasten werden vorsichtig geläftet, und die Mistbeete in den Stand gesetzt.

Der Holzhieb im Hochwalde ist noch immer im vollsten Gange. Mit dem beginnenden stärkeren Frost wird auch namentlich in den Brüchen gehauen und das gefällte Holz schnell herausgebracht. Der Bauholzhieb beginnt und die starken Stämme können bei guter Schneebahn bequem fortgeschafft werden.

Rehböcke werden in Treibjagden und auf der Pürsche vorzugsweise gern erlegt. Alle Raub- und Pelzthiere werden wie im vorigen Monate emsig verfolgt. Jetzt ist die Zeit der größten Treibjagden auf Hasen, Füchse Kaninchen u. s. w. und alles Wassergeflügel wird verfolgt. Rebhühner dagegen schießt kein tüchtiger Jäger auf dem Schnee, sondern füttert sie fleißig und schützt sie gegen die Verfolgung durch Raubvögel, Füchse, Sonntagsjäger und andere unbefugte Schützen.

Je nach der Witterung des Dezembers wolle man die für den Januar oder die für den Monat November angegebenen Gesundheitsregeln beachten. Klare kalte Tage können Niemand so leicht schaden, wenn man die Vorsicht des Athmens mit geschlossenem Munde beachtet und wenn nicht zu starke Kälte eingetreten ist.

Namentlich hüte man sich aber vor Erkältungen nach den anstrengenden und erhitzenden Vergnügungen des Schlittschuhlaufens, des Tanzens u. s. w. Zur Erwärmung bei Reisen und dergleichen beachte man, daß jetzt ein doppeltes leinenes Hemde wohlthätiger ist als ein doppelter Rock, und daß ein Blatt Zeitungspapier um den Fuß unter den Strumpf gewickelt, das zweckmäßigste Mittel zum Vermeiden des Erfrierens ist. Selbstverständlich ist es äußerst schädlich, wenn man, aus starker Kälte kommend, sogleich in die unmittelbare Hitze des Ofens sich begibt; nicht allein erfrorene Hände, Ohren u. s. w., sondern auch innerliche Entzündungs-Krankheiten können die Folge davon sein.

In der Küche herrschen Fleischspeisen, wie immer in den Wintermonaten, vor. Zur vorwiegenden Fleischkost genießt man Sauer- und Grünkohl, Kartoffel und Sellerieſalat, Mehlſpeisen und Hülſenfrüchte, vor Allem aber den nahrhaften Reis mit Zucker und Zimmet oder mit Parmesankäse. Auch Fische kommen jetzt auf den Tisch, besonders am Weihnachtsabend, an dem es in vielen Gegenden Brauch ist, einen Karpfen aufzutragen, welchen ein Glas Wein oder Punsch verdauen hilft.

Der letzte Abend des Jahres naht im wilden Kampfe der Naturmächte, denn ein Schneesturm wirbelt im tollen Graus die dicht herabfallenden Schneeflocken durcheinander, und formt die kühnsten und wunderlichsten Gebilde auf den Fluren; alle Thierwelt flüchtet in irgend erreichbare schützende Verstecke. Hinterm hohen Brettergezäun sitzen lautlos Haubenlerchen, unterm dornigen Gebüsch die wenigen übrig gebliebenen Köpfe eines im Herbste zahlreichen Rebhühnervölkchens; neben dem dichten Kiefernbusch birgt sich ein Hase und läßt sich über und über verschneien, und selbst die nordischen Wandervögel hocken laut- und bewegungslos im Gewirr kahler Zweige. Auch

Digitized by Google

die Menschen und ihre Hausthiere sind geflüchtet vor des Winters Grausen, und je stärker die Kälte, desto höher steigt die Noth. Doch alles Irdische hat ja ein Ende, — das Gute sowohl als das Böse, — und auch die Unbilden der rauhen Witterung werden vorübergehen und der Herrschaft mildern Wetters weichen. Darauf dürfen wir mit freudigem Herzen hoffen, und deßhalb nehmen wir von allen Theilnehmern dieser Naturwanderung durch den Kreislauf eines Jahres wohlgemuth und guter Dinge Abschied indem wir an des Dichters (Emanuel Geibel) Worte erinnern:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Buntes.

(Eine Stuttgarter Parlamentssitzung.)

Zwei Tage lang beriethen sie
Die neue Hundesteuer;
Denn sol ch' ein liebes, kleines Vieh
Ist dem Stuttgärtner theuer.
Ein Luxushund, ein Schäferhund
Sind zwei verschied'ne Sachen;
D'rum darf man auch nicht kunterbunt
Die Paragraphen machen.
Amendements mit kräft'gem Styl
Und biffig wie die Wölfe
Erklangen im Debattenspiel
Nicht mehr als ihrer zwölfe.
Der Eifer, der die Herr'n beseelt,
Ist wahrlich hoch zu preisen:
Das Stücklein, das mir ward erzählt,
Wird ihn ganz klar beweisen.
Von einem hitz'gen Redner gern
Geb' ich die frohe Kunde;
Er wollte sagen: Meine Herr'n!
Und sagte: Meine Hunde!

† (Witze von der Kanzel.) Von einem gewissen amerikanischen Geistlichen von Boston welcher mit seiner Frau sehr unglücklich lebte, wird Folgendes erzählt: An einem Sonntage Morgen, an welchem er über seine Frau ärgerlich zu sein schien, verlas er beim Gottesdienst, im Gleichniß vom Abendmahl die Abschnitte: „Und der Andere sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und gehe jetzt hin sie zu besehen: ich bitte dich entschuldige mich — „Und ein Andrer sprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen." Als der Prediger diese zwei Abschnitte verlesen hatte, pausirte er, und indem er seine Zuhörer ernstlich anblickte, sagte er in kräftigen Worten: „Meine lieben Zuhörer, es ist eine Thatsache, daß ein böses Weib einen Mann weiter vom Himmelreich hinwegziehen kann als fünf Joch Ochsen."

† Die Postbeamten vor 200 Jahren müssen eben nicht sehr günstig gestellt gewesen sein. 1602 berichtete der Rentkammerrath in Stuttgart an den Herzog von Würtemberg: „daß dem Postmeister von Cannstadt an Besoldung 10 fl. jährlich, und wenn er die Briefe nach Stuttgart, selbst bringt, ein Imbiß zu Hof," (was ein geringes anlaufft, da es nur um ein Brod und Becher mit Wein zu thun ist, und man wegen seinerhalb nicht zu kochen braucht,) gereicht werden möge." Herzog Friedrich schrieb darunter: „Placet, aber zu Hof können Wir's nicht passiren lassen, eher noch 10 Gulden zulegen."

† Aus dem Theaterleben.

Regisseur: „Herr Direktor, wir haben so wenig Leute für den Volksaufstand; die Scene macht keine Wirkung."

Direktor: „Ach was! — sechs Mann sind genug für einen Volksaufstand; man muß dem Publikum kein böses Beispiel geben."

† In Mondevideo, Uruguay, kostet ein Schaf 10 Cents, ein Glas Bier aber einen Dollar. Schlechte Aussichten für deutsche Auswanderer.

† Ein alter Junggeselle verglich das Leben mit einem Hemdenknopfe, weil es oft nur an einem Faden hänge.

† Gesucht wird eine noch größere Lüge als die 50 Millionen, welche die Prinzen von Orleans für die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich aufopfern wollen.

Freiherr v. Münchhausen.

Gemeinnütziges.

† (Wichtige Entdeckung.) Die französische Akademie hat den Herren Andant und J. Personne den Preis Barbies für eine Entdeckung von der größten Wichtigkeit zuerkannt, nämlich für ein Gegengift gegen den Phosphor. Wie bekannt, brennt diese ätzende Substanz, einmal in den Organismus eingeführt, fort und richtet Verheerungen an, die schnell tödtlich werden. Der Zufall hat bei einem solchen Falle eine wichtige Rolle gespielt. Ein Unglücklicher hatte in der Absicht, sich das Leben zu nehmen, Phosphor verschluckt, fand aber die Wirkung des Giftes zu langsam und glaubte sie dadurch zu beschleunigen, daß er 15 Gramm Terpentinessenz trank. Dies rettete ihn. Der Vorfall kam zur Kenntniß des Herrn Andant, der Versuche anstellte und sich dadurch selbst überzeugte, daß Terpentin die Verbrennung des Phosphors aufhält. Herr Personne setzte diese Untersuchung fort, und es glückte ihm, durch Experimente an verschiedenen Thieren jene Wirkung der Terpentinessenz auf Phosphor wissenschaftlich nachzuweisen, eine Eigenschaft, die man sich übrigens schon in Fabriken, wo Phosphor zubereitet wird, namentlich in Stuttgart, zu Nutze gemacht hatte. Die Arbeiter daselbst sind dem schwarzen Brande an den Gesichtsknochen ausgesetzt; man hat aber diese Gefahr dadurch beseitigt, daß man den Leuten ein Fläschchen mit der genannten Essenz umhängte.

Auflösung der Räthsel in Nro. 98. d. Bl.

1.) Der Strauß. 2.) Schneemon.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 100. Kaiserslautern, 14. Dezember 1873.

Winters Einzug.

Nun zieht mit seiner ganzen Macht
Herr Winter wieder ein,
Vergangen ist der Blumen Pracht,
Erbleicht der Sonnenschein.
Weh' uns! schon naht der kalte Mann
Mit seinem weißen Bart!
Wer Arm und Beine rühren kann,
Kommt, hemmet seine Fahrt!

Schließt Thür und Thor und Fenster zu
Und laßt ihn nicht herein,
Daß er uns nichts zu Leide thu',
Es feiert ja Groß und Klein.
Gewaffnet ist der Kinder Schaar,
Die ihm entgegen tritt!
Was hilft's? Er kommt, wie alle Jahr',
Bringt Schnee und Eis uns mit.

Bringt eine lange, lange Nacht
Und einen kurzen Tag,
Des Schneegestöbers Flockenjagd
Und noch so manche Plag'.
Doch beut er viele Freuden auch,
Bringt neuer Märchen Traum;
Und hat — es ist ein alter Brauch —
Bei sich den Weihnachtsbaum.

Eisblumen malt an's Fenster er,
In weißem Blüthenkranz;
Die freuten uns noch immer sehr
Mit ihrem Zauberglanz;
Schneemänner gar und Blindemaus
Und Schattenspiel bei Licht,
Das bringt der Winter auch in's Haus,
D'rum schmäht den Alten nicht!

Herein, herein, du Wintersmann,
Komm'! sey' dich zum Kamin!
Wärm' deine kalten Hände d'ran,
Und auf ein Märchen sinn'!
Erzähl' es dann, wir hören zu,
Wir haben sorgsam Acht,
Und ist es aus, geh'n wir zur Ruh'
Und wünschen gute Nacht!

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

(3. Fortsetzung.)

„Sieh' da, Du kleiner Spitzbube, bist Du endlich wieder da?" wandte sie sich an Franz, ihn ziemlich unsanft an dem Ohr fassend. „Wo hast Du so lange gesteckt? Heh?"

„Tante Marie hat mich etwas länger aufgehalten. Sie war krank und lag im Bette und hatte Niemanden, den sie in die Apotheke schicken konnte," antwortete der Knabe.

„Sieh', sieh', Du bist doch ein ganz sauberes Früchtchen," rief Madame Haasemann grimmig aus. „Findest auf Alles eine Ausrede, Du weißt Dir schon ganz gut zu helfen. Schade nur, daß ich nicht Alles auf's Wort glaube, und namentlich solchen Scheinheiligen ist nicht zu trauen, die haben's faustdick hinter den Ohren; man kennt das aus Erfahrung — Praxis ist die beste Lehrmeisterin. Willst Du jetzt augenblicklich gestehen, wo Du gewesen bist?"

Madame Haasemann mußte wohl ihren Worten gehörig Nachdruck geben, denn der kleine Bursche schrie laut auf und faßte nach seinem Ohr, während seine Peinigerin auf's Neue rief:

„Willst Du gestehen, wo Du Dich herumgetrieben hast?"

„Ich kann nichts weiter sagen — ich bin bei Tante Marie gewesen — sie hat mich bei sich behalten und meinte, Sie würden wohl einmal eine Ausnahme machen," entgegnete Franz weinend.

„Ausnahme machen, bewahre mich der Himmel, wenn ich Ausnahmen machen wollte," rief Madame Haasemann aus. „Ich möchte wissen, was man hier im „Grauen Hause" zu thun hat. Na, für dies Mal magst Du gehen, aber —"

Sie schüttelte dem Knaben noch zum Abschiede einmal gehörig durch und bei dieser Gelegenheit entfiel Franz der Schlüssel klirrend auf den Fußboden.

Entsetzt starrte er den Schlüssel an, während Madame Haasemann denselben eilfertig aufgehoben hatte und damit an das Fenster getreten war.

„Herr du meines Lebens, was muß ich sehen? Meinen Schlüssel! meinen Schlüssel von der Speisekammer. O, Du kleines, sündiges Unkraut unter dem Weizen! Meinen verlorenen Speisekammerschlüssel! O, Du kleine

Digitized by Google

Kröte, warte, dafür will ich Dich bezahlen, das sollst Du mir büßen."

Und Mutter Haasemann griff nach einem tüchtigen Rohr und schlug auf den vor Angst halbtodten Knaben los.

„O, Mutter Haasemann, ich habe den Schlüssel nicht genommen," jammerte Franz.

„Habe den Schlüssel nicht genommen! O, um die verderbte, sündige Jugend!" schrie Madame Haasemann entsetzt, indem sie beide Hände zum Himmel emporstreckte. „Läugne wenigstens jetzt nicht mehr, nun ich den Beweis Deines sündigen Treibens in Händen halte, sondern lege ein offenes, reuevolles Geständniß ab. Wann hast Du den Schlüssel genommen? Seit wann trägst Du ihn mit Dir herum?"

Franz brachte kein Wort über seine bleichen, zitternden Lippen. Was sollte er sagen? Verrieth er Ludwig, so konnte er der Rache des als grausam und boshaft bekannten Knaben gewiß sein, ohne daß ihm daraus irgend welch' ein Vortheil entstand. Ludwig würde natürlich Alles in Abrede stellen, denn er war Madame Haasemann's Vorzug, trotz seines häßlichen Charakters, und der Verdacht würde doch auf ihm ruhen bleiben. Er sah ein, daß er verloren war, aber etwas eingestehen, was er nicht begangen, das wollte er nicht und so hielt er es für's Beste, zu schweigen, trotz Madame Haasemann's Drohungen und Versuche, ihn zum Geständnisse zu bringen.

„O, Du verstockter Sünder!" schrie Madame Haasemann endlich wüthend. „Aber ich werde Dich zum Sprechen bringen, darauf kannst Du Dich verlassen. Nicht umsonst will ich das „schwarze Loch" hergerichtet haben — das ist für Schlingel Deines Gleichen, und nicht eher sollst Du daraus befreit werden, bis Du ein umfassendes Geständniß abgelegt hast."

Gerade in diesem Augenblicke wurde die Hausthür geöffnet und ein Mann in schwarzem Rocke überschritt die Schwelle und unterbrach Madame Haasemann in ihrer Rede. Das Gesicht der ehrbaren Frau wurde plötzlich wie von einem Abendroth übergossen und knixend und complimentirend näherte sie sich dem Eingetretenen.

„Guten Tag, Madame Haasemann, wie ist's Befinden?"

„Es muß ja gehen, Ehrwürden," entgegnete sie mit einem schweren Seufzer. „Es ist freilich ein hartes Stückchen Brod, welches einem der liebe Herrgott zum Beißen giebt, aber es ist doch eins, obwohl man oftmals einen gar harten Stand hat zwischen den kleinen Sündern."

„Da haben Sie Recht, Madame Haasemann, es ist nicht leicht in diesem Hause zu regieren und Sie werden mit Bosheit und Verstocktheit genug zu thun haben. Man kennt das ja. Aber es ist doch ein segensreicher Wirkungskreis, welcher sich Ihnen erschlossen hat, und wenn aus diesen armen, verlorenen Kinderseelen eine gerettete hervorgeht, so muß Sie das mit freudigem Stolz erfüllen."

„O, allerdings, Ehrwürden, ganz gewiß, das thut es auch," entgegnete Mutter Haasemann mit frommem Augenaufschlag. „Wenn eine solche Freude nur nicht gar so selten wäre. Aber das ist es. Trotz aller Sorgfalt und Mühe, welche man auf diese undankbaren Geschöpfe verwendet, lernen sie so äußerst selten ihre Pflichten erfüllen."

„Sie müssen sich mit Wenigem begnügen lernen," sagte Sr. Ehrwürden freundlich. „Es ist ja leider immer zwischen einer solchen Heerde Kinder viel Bosheit vorhanden und namentlich sollen in letzter Zeit mehrfach gerade von Knaben dieses vortrefflichen Institutes Dinge verübt sein, welche ihrer Erziehung keine Ehre machen."

„Ja, leider, leider, und das ist's auch, was Einen warmut," unterbrach sie den Pastor. „O, Sie können nicht glauben, was ich mir für Mühe gegeben habe, die Urheber heraus zu bringen, aber glauben Sie wohl, daß es möglich war? Bewahre Gott! Keiner will irgend etwas entwendet haben, Keiner weiß auch nur, wo der Kaufmann L. wohnt und so mußte ich Alle straflos ausgehen lassen. Aber es ist nichts so fein gesponnen, es kommt Alles an die Sonnen Ich bin unermüdlich in meinen Nachforschungen gewesen, denn die Welt soll sehen, daß hier im „Grauen Hause" nichts Unrechtes geduldet wird, und ich hoffe meine Bemühungen noch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Es soll jetzt nicht lange mehr dauern, bis ich sagen kann: das ist der Dieb und der hat meine anderen Lämmer verführt und sie zum Bösen verleitet, aber dann verlange ich auch eine exemplarische Bestrafung, das soll mir nicht so hingehen."

„Hat sich mein ausgesprochener Verdacht bestätigt, daß Ludwig Börner der Urheber war?" fragte der Pastor neugierig.

„O nein, nein, Ludwig Börner ist nicht der Schuldige, entgegnete Madame Haasemann eifrig. „Aber kommen Sie, Ehrwürden, treten Sie ein wenig herein, wir können uns die Sache bei einer guten Tasse Kaffee wenn ich Ihnen eine solche anbieten darf, ruhig erörtern."

Und während Madame Haasemann noch so sprach, schritt sie schon, gefolgt von Pastor Sieverking, dem Besuchszimmer zu. Im Vorbeigehen befahl sie Franz, noch nicht von der Stelle zu gehen, bis sie ihm die Erlaubniß dazu gebe, und dann rief sie ein vorbeigehendes, größeres Mädchen herbei, den Kaffee zu besorgen. Nachdem sie sich dann in einem breiten, bequemen Sessel, dem Pastor gegenüber, welcher im Sopha Platz genommen, niedergelassen hatte, setzte sie ihr unterbrochenes Gespräch fort:

„Ja, sehen Sie, Ehrwürden, das sind nicht immer die Schlimmsten, die für böse gelten. Ludwig Börner hat allerdings zahlreiche kleine Untugenden an sich, aber man kann den Jungen darum nicht schlecht nennen, obgleich er zu Zeiten wirklich boshaft aussieht. Ja mei-

Digitized by Google

nen Augen sind diejenigen viel gefährlicher, welche unter dem Scheine von Frömmigkeit und Sanftmuth ungestraft ihren sündigen Begierden nachgehen und sich so zur Zuchtruthe für mich arme, unglückliche Person machen."

Ein eigenthümliches Lächeln zuckte um die dünnen Lippen des Geistlichen, aber es war schneller unterdrückt, als Madame Haasemann es bemerken konnte.

„Sie sprechen da einen ziemlich allgemeinen Grundsatz aus, Madame Haasemann, und es sollte nur sehr unlieb sein, wenn Sie denselben mit Bezug auf viele Ihrer Zöglinge ausgesprochen."

„Nicht doch, Ehrwürden, nicht gerade auf viele, aber es giebt doch einige darunter und das genügt immerhin schon, einen verderblichen Einfluß auf die gesammten Kinder auszuüben. Man müßte diese räudigen Schafe unter allen Umständen von der Heerde fernhalten."

„Thun Sie das, Madame Haasemann, es wird Ihnen das Niemand wehren."

„O, Ehrwürden, wenn man könnte, wie man wollte, da sollte diese Anstalt bald eine Musteranstalt im wahren Sinne des Wortes werden. Aber das ist's gerade, man kann nicht, wie man will. Wird jemals ein Kind gestraft, so weiß es Tags darauf die Welt und die ganze Welt spricht ihre Entrüstung aus gegen die grausame Art und Weise, womit hier im Hause die Kinder behandelt werden. Ja, als wenn man kein Herz im Leibe hätte, man hat doch auch sein Gefühl, aber wenn ich nicht strafen wollte — dann möchte ich die Wirthschaft nicht mehr sehen. Und dann — Ehrwürden, Sie selbst haben mir Schonung bei einem gewissen Knaben empfohlen."

Pastor Sieverling besann sich.

„Ah so! Sie meinen den kleinen Schneidler! Nun ja, ich glaube, derselbe wird es Ihnen nicht gar zu schwer machen, ihn zu schonen. Er war immer ein kleiner, bescheidener Knabe."

„Das schien so, Ehrwürden. Es giebt in der Welt kein Kind, das so sich einzuschmeicheln versteht. Also auch Sie hat er getäuscht, Sie, die sonst so klar in jedes Menschenherz sehen. O, ich sage Ihnen, er betrügt die ganze Welt."

„Der kleine Schneidler?" fragte Pastor Sieverling ganz erstaunt. „Wenn Sie sich da nur nicht irren."

„Ich mich irren! Du meine Güte — ich mich irren! Nein, Ehrwürden, das ist geradezu unmöglich Ich kann mich in dieser Weise nicht irren — ich kenne die Kinder durch und durch und darum kann ich Ihnen sagen, daß der kleine Franz Schneidler mir durch seine Scheinheiligkeit, seine Heimtücke und Hinterlist am meisten von allen Kindern zu thun macht. Er ist auch der Hauptanführer bei dem Diebstahle im Hause des Kaufmanns L. gewesen und wenn nicht die Rücksicht auf den einmal von Ew. Ehrwürden ausgesprochenen Wunsch mich zurückgehalten hätte, ich würde ernstlich gegen den Knaben vorgegangen sein."

„Aber die Beweise, Madame Haasemann, haben Sie Beweise?" fragte Pastor Sieverling und seine Stimme klang gereizt und ungeduldig.

„Ich habe sie nicht, Ehrwürden, aber ich werde sie beibringen," entgegnete sie triumphirend. „Sie sollen sehen, wie sehr Recht ich hatte, wenn ich diesen Franz Schneidler stets als ein kleines, boshaftes Otterngezücht bezeichnete."

„Ah, Sie vermuthen also nur, daß Franz die Hand bei der Sache im Spiele gehabt haben könne? Die Geschichte ist übrigens schon wieder vergessen und es wäre in der That nicht klug von Ihnen gehandelt, wollten Sie dieselbe wieder auffrischen."

„Aber ich muß es thun, nicht allein um der anderen Kinder willen, sondern auch damit man sieht, daß hier im Hause Alles an den Tag kommt. Und dann noch eins, Herr Pastor, ich darf den Knaben nicht länger mit Sanftmuth behandeln, das Böse nimmt zu sehr bei ihm überhand, damit er uns nicht eines Tages Schimpf und Schande bereitet. Sie fahren mich bei ihrem Eintritt doch gerade in sehr großer Aufregung und im Begriff, Franz Schneidler eine ernstliche, wohlverdiente Züchtigung angedeihen zu lassen —"

„Das war Franz Schneidler?" unterbrach Pastor Sieverling erstaunt Madame Haasemann in ihrem Redefluße.

„Allerdings, Ehrwürden — Sie kennen ihn nicht mehr?"

„Ich habe ihn seit Jahren nicht gesehen. Der Junge muß etwa zwölf Jahre alt sein — mich dünkt, er wäre für das Alter entsetzlich klein und schmächtig."

„Das ist er auch, aber läßt sich bei seiner Naschhaftigkeit wohl etwas anderes erwarten?" entgegnete Madame Haasemann erbost. „Während alle übrigen Kinder bei ihrer gesunden, kräftigen Kost wachsen und gedeihen, bleibt er mager und abgezehrt. Aber das kommt weil er sich Tag aus, Tag ein den Magen überladet, weil er ein kleiner Fresser ist, der den Leib zu seinem Gott gemacht hat und keine Sünde scheut, um seiner Leidenschaft für etwas Gutes zu fröhnen. Schon seit acht Tagen hatte ich nun wieder den Speisekammerschlüssel vermißt und wo finde ich ihn endlich? Bei diesem kleinen Taugenichts. Ich glaube, das ist doch ein Beweis für die Schlechtigkeit des Knaben."

„Allerdings, Madame Haasemann, das ist ein sehr starker Beweis und ich gebe zu, daß Sie eine solche Handlungsweise nicht ungestraft hingehen lassen dürfen, aber Vorsicht ist unter allen Umständen zu empfehlen. Das „Grüne Haus" hat viele Neider und Feinde, denen jeder Anlaß willkommen ist, ihm in seiner Existenz zu schaden. Darum muß Alles vermieden werden, was irgendwie Veranlassung geben könnte, den Argwohn gegen dieses Haus zu nähren und überdies wissen Sie ja, daß die Tante des Knaben ihn nur unter der Bedingung unserer Pflege anvertraut hat, daß er freundlich und sanft behandelt wird."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

A'Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn's Jacobiene.

Hannewackel: Himm'lschtock-schwerrnoobb, Jacobiene, ich wollld die faule Grummbeere werreen all wo de Peff'r wachjd.

Jacobiene: Närrischer Hannewackel, wie kummschd dann Du uffeemool an die faule Grummbeere?

Hannewackel: Ei durch die hebb die v'rgange Woch'n schee Unglück basstiere kenne.

Jac.: O ho! — wie so dann?

Han.: Ee gewiffle Famillje wunn hie habb neehmlich e ganzer Keller voll Grummbeere, 's waren awwer ungeheier viel saule drunner, deßwäähe hennse se all eruff in de Hoof draah misse forr ausseläääe, unn henn awwer, weil se in echm Daah nett ferdrig sinn worr, e großer Hause iwwer Nacht im Hof misse leihe losse. Die Madamm aus em Haus — orre besser gesaahd die Meschd'rn braud awwer eehre G'selle nett unn glaabd weil die noo Feierowend durch de Hof miss'e wann se heeme geh'n, kennd' n se sich am Enn e Scherrzche voll mitnemme. — Wie gesaahd, schlau wie se iß, wääß sich awwer se helfe unn losß sich dumm Haushknecht e große Kischn in de Hof hinn'r die uffgeschtellde Thiele schaffe unn e Loch enei bohre forr durch se gucke; daß'r awwr'r nix merkd, macht l'n weiß, se wolld Gänns drinn fedd mache. — —

Jac.: Awwr'r he, wie schlau. —

Han.: Schlaag dreiverrdl uff sinwe schleicht se sich in de Hof, schteihd in die Kischd, ziehd langsamm de Deckel unn innewennig driwwer, leehd sich uff die Seid mitr'm Gesichd an's Guckloch unn — leihd Schildwaahd. — Am sinw'n Uhr iß Fei'roowend unn e daähl hunn de G'selle bereer'n sich noch im Hof minnannr, wo se noobb'n Nachdesse sesamme kumm'n. — — Häbdzi — Häbdzi! — machr's uffeemool hinnig de Thiele — D'r Meeschd'rn iß uff eehrem Poschde 's Nieße uff eemool aahmm. — Horch — — saahb'r Eehnd — waß war daß? — Unn All sinn se eenig, daß sich do Jemand heemlich hinn'rschtellb muß hann, forr Grummbeere se gaunse. — Schnell, wie de Wind werrd de Meeschd'r ebrigchoobd, d'r Haushecht hummd mit de Laddeern, die G'selle bewaff'n'n sich mit lief'rne Abschnibb, die Fiffebaddzjaan gehd loos, awwer nerrjends war waß se finne. Uffeemool ziehd d'r Haushecht de Ded'l vunn de Kischd, leichb mit de Laddern enei unn rufft aus Leiwe skräffde: Do heer! Do heer! ich hann die Schibddzbiew'n! — Alles rennd naddierlich an die Kischd, die G'selle woll'n mit de Abschnibb dreischlaah', awn'r zunn Glick sichb'r Meeschd'r glei, wer die Schbibddzbiew'n iß, er war glei gefaßb, schlaahb'n Haushnecht die Laddern aus de Hand daß's dunkel werrd, unn die G'selle nix merke sol'n. Awn'r gemerkd heuf's doch, sunnschd kennd ich d'r's jo heid nett v'rzeehle.

Jac.: Na, na — waß e Mißbraue dunn're Fraa — die lann emool dunn Glick saah', daß eehr Mann die Laddern glei ausgeschlaah habd.

Han.: Jo meiner Seel — sunnschd herr'n am Enn noch die G'selle die Meeschd'rn ausgeschlaah, daß se zeitsäämends draa gedenkd hedd.

Jac.: Unn'r's Schildwaahdschteeh in de Kischd v'rgang weer.

Han.: Nei, Jacobiene, noch waß. — Wie werrd dann do aus uff'm Krees, 's Vereins-Esse mit Neckschd'un ausfalle? — Werrd's dann wirre zwää Gille koschde, ohne Wei, wie 's domools im Blaad geschtannn habd.

Jac.: Ja, wie m'r awwer schbeere geläääß habd, soll's ee gewechnliches Nachtesse geweßb sei, 's soll jo sinwe Gäng g'habb hann.

Han.: Ach waß — sinwe Gäng g'habb hann. — Waß kenn'n dann do die Gäschd dofoor, wann die Werrdsschtubb so weit vunn de Kich ewäck iß, daß m'r sinwe mool geh mußf orrr ebes Orrndliches uff de Disch se bringe. — Forr de Herr B'rwald'r sinn se ee sinwe mool gang, unn habd doch sei Dhääl bezahlte misse.

Jac.: Ja, — do weer's halld am Beschde waun in Zukunfd die Fesdch-Esser 's Esse — so unn so viel die Persaan — vorheer accen dieree dhereen, do dheed Kenn'r inw'rforrerd werre unn die Blammaasch im Blaad hebb in Zukunft aa e Enn.

Han.: Unn's Droohe, wääh'm B'rklaah' wo doch heid noch nett ausgefeehrd iß worr.

Jac.: Noch nett?

Han.: Awaß!

Jac.: So so — Na na.

Buntes.

† Dienstmädchen: „Jung', wie ist doch die Milch so gelb?"

Milch-Junge: „Donner Hagel, da hat mei Schwester g'wiß wieder Bachwasser d'rin g'schüttet, d'Muatter sägt doch immer, sie soll Brunnwasser nehme!"

† Ein preußischer Accessist, welcher beim Examen gefragt wurde: Aus wie vielen Theilen besteht das Landrecht? antwortete ganz unbefangen: „Das ist Geschmacksache, je nachdem der Buchbinder es einbindet."

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 101. Kaiserslautern, 17. Dezember 1873.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

(4. Fortsetzung.)

„Ich bin ein entschiedener Feind aller körperlichen Züchtigungen. Da ist immer viel Lärm um Nichts und ich habe Ihnen schon oft den Rath ertheilt, das „schwarze Loch" mehr in Anwendung zu bringen."

„Die Kinder fürchten aber das „schwarze Loch" mehr als die härteste Strafe, und seitdem der kleine Rolf aus Furcht darin gestorben ist —"

„Um's Himmelswillen, Madame Haasemann, seien Sie doch nicht so entsetzlich unvorsichtig!" rief der Pastor im höchsten Grade gereizt aus. „Wenn Jemand etwas Derartiges hörte, Sie geben Ihren Feinden dadurch die stärkste Waffe gegen sich selber in die Hand. Lassen Sie doch die alte Geschichte ruhen. Ich sage Ihnen, das Kind wäre auch so gestorben, ohne daß Sie es in das „schwarze Loch" brachten, dem hat schon etwas im Körper gesteckt, soviel ist gewiß."

„Es ist möglich, Ehrwürden, aber ich habe seitdem eine innerliche Scheue vor dem „schwarzen Loch" und darum habe ich es noch nicht wieder gewagt, ein Kind dort einzusperren," entgegnete Madame Haasemann.

„Unsinn, wie können Sie so einfältiges Zeug reden! Sie sind doch sonst eine vernünftige Frau, die den Kopf auf dem rechten Flecke hat. Sind die Kinder bange vor dem „schwarzen Loch," um so besser, so haben Sie dadurch ein ausgezeichnetes Bestrafungsmittel gefunden, was unbedingt körperlichen Züchtigungen vorzuziehen ist. Ich wünsche z. B. nicht, daß der kleine Franz Schneidler gezüchtigt werde, hätte aber gegen einen dreitägigen Arrest in dem „schwarzen Loche" nichts einzuwenden."

Madame Haasemann schien von den Ausspruche des Pastors nicht im Mindesten befriedigt, in ihren Augen hatte eine ordentliche Züchtigung durch einen guten Rohrstock immer unberechenbaren Erfolg, und nebenbei durfte sie dann sich nicht über etwaige Folgen einer solchen Strafe ängstigen.

„Sie meinen, daß ich Franz Schneidler zur Strafe drei Tage in das „schwarze Loch" einsperren soll?" fragte Madame Haasemann.

„Ich meine gar nichts, sondern muß es Ihnen überlassen, die Strafen je nach dem Vergehen zu bestimmen. Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, aber vermeiden Sie — ich wiederhole es nochmals — körperliche Züchtigungen."

Madame Haasemann besann sich.

„Nun wohl, ich will thun, was Sie sagen. Mir bleibt nichts anderes übrig, denn bestraft muß der Junge werden. Ich werde ihn drei Tage bei Wasser und Brod einsperren, mag daraus werden was will. So kann es nicht bleiben, Ehrwürden, soll ich nicht mein ganze Autorität auf's Spiel setzen, die anderen Kinder verlieren sonst auch die Furcht und wäre die nicht, dann möchte ich hier nicht Herr sein."

„Prüfen Sie aber wohl, Madame Haasemann damit kein Unschuldiger leidet," sagte Pastor Sieverling salbungsvoll.

Dann wandte sich das Gespräch anderen Gegenständen zu und weder von Franz Schneidler noch dem „schwarzen Loche" wurde weiter gesprochen.

Am Abend dieses Tages aber standen die Kinder des „Grauen Hauses" hier und da in Gruppen getheilt leise flüsternd beisammen. Was der Mund nicht auszusprechen wagte, bekundeten die bleichen, entsetzten Gesichter. Scheu und ängstlich sahen sie sich nach allen Seiten um und zitternd suchten sie endlich die Schlafstätte auf, um hier von dem Raum weiter zu träumen, der so sehr geeignet war, ihre Phantasie mit Furcht zu erhitzen.

Tiefe mitternächtliche Stille lagerte sich ringsum. Lautlos lagen die weiten Räume des „Grauen Hauses" da, und der Traumgott stand am Lager der schlafenden Kinder. Da erhob sich mitten unter ihnen leise eine Gestalt. Scheu und vorsichtig sah sie sich nach allen Seiten um und als nichts sich regte, als Alles still blieb wie zuvor, da glitt sie unhörbar an den Lagerstätten entlang der Thüre zu und hatte im nächsten Augenblick den Saal verlassen.

Draußen angelangt, blieb die Gestalt einen Augenblick stehen, dann athmete sie erleichtert auf und schritt nun fester vorwärts, trotz der Dunkelheit. Rasch eilte die Gestalt weiter durch Gänge und Zimmer, dabei lautlos wie ein Schatten und nur ab und zu vernahm man etwas wie das Klirren eines Schlüssels.

„Franz!" rief dann eine leise Stimme.

Alles blieb still, nichts rührte sich. Die Gestalt lauschte einen Augenblick angestrengt und rief dann wieder:

„Franz, Franz, schläfst Du?"

„O, Ludwig — bist Du es? Wie kann ich schlafen in dieser entsetzlichen Umgebung — ich sterbe vor Angst."

„Glaube es schon, Du armer Teufel. Warte nur, der Mutter Haasemann verleide ich das „schwarze Loch" noch ganz und gar. Doch weiter — Franz, hast Du Courage?"

Digitized by Google

„Wie meinst Du das, Ludwig?"

„Ob Du aus dem verd— Loche heraus willst?"

„Ob ich will? O welche Frage! Ich sterbe vor Angst. Es ist so feucht und schlüpferig hier und dabei raschelt's an den Wänden — ich weiß nicht, was das ist."

„O, aber ich weiß es — Ratten sind's — Millionen Ratten. Noch haben sie keinen Hunger, Franz, aber wenn sie ihn bekommen, dann fangen sie erst bei Deinen Stiefeln an zu fressen und nachher an Dir selber. Junge, Du dauerst mich — lebend verläßt Du das Loch nicht mehr. Weißt Du eigentlich, wie lange Du hier sitzen sollst?"

„Nein, Mutter Haasemann hat nichts davon gesagt — ich hoffe, sie läßt mich morgen früh heraus."

„Wenn Du Dich da man nicht verstehst?! Weißt Du was, Franz, sie hat von vierzehn Tagen gesprochen."

Ein schmerzliches, qualvolles Stöhnen war die Antwort.

„Vierzehn Tage in dem „schwarzen Loche," dann bin ich todt."

„Ja, todt — todt, wie der kleine Rolf, der hat's auch nicht länger ausgehalten. Weißt Du, daß den auch die Ratten gefressen haben?"

„Ich habe nichts davon gehört," entgegnete Franz mit zitternder Stimme.

„Aber ich — ich weiß es ganz genau. Du kannst mich im Grunde genommen dauern, Franz, wenn Dein Begriffsvermögen auch immer ein Bischen schwach war. Junge, Junge, daß Du so elend umkommen mußt. Ich wollte, ich wäre an Deiner Stelle."

„Warum?"

„Weil ich mich dann bald aus der Dinte ziehen wollte! O, ich wüßte schon, was ich thun würde!"

„Was denn?" fragte Franz aufhorchend.

„O, die Sache ist höchst einfach, ich würde ausreißen und wenn Mutter Haasemann mir dann morgen früh Wasser und Brod bringen wollte, so wäre ich fort über alle Berge."

„Aber wie fortkommen?"

„Hör' zu, ein Anderer hätte mich nun sogleich begriffen, Du aber nicht, Du bist merkwürdig —. Doch das thut ja nichts zur Sache. Hör' nur zu. Erstens ist bestimmt, Du sollst vierzehn Tage da in dem Loche bleiben bei Wasser und Brod. Na, das hielteſt Du am Ende aus, wenn ich Dir jede Nacht etwas Futter bringe, aber Du wirst zugeben, daß demungeachtet vierzehn Tage hier zu bleiben keine Annehmlichkeit ist."

Ein vernehmlicher Seufzer ertönte aus dem Innern.

„Ich merke, Du verstehst mich," fuhr Ludwig fort. „Wer weiß, was außer Ratten noch für scheußliche Dinge hier hausen, denn der kleine Rolf soll Tag und Nacht geschrien haben, als ob er von zehntausend Teufeln gezwickt würde. Vierzehn Tage ist eine lange Zeit, in der vielerlei passiren kann."

„O Gott, was soll ich beginnen?" jammerte Franz.

„Vorläufig nur ruhig sein und zuhören. Gesetzt den Fall, Du hast Alles glücklich überstanden und bist wieder frei, so weit hier von Freiheit die Rede sein kann, meinst Du, damit wäre Alles vorbei? Nein. Man hat Dich in Verdacht, daß Du Dich nicht allein an dem Diebstahle bei L. betheiligt, sondern die ganze Geschichte eingebrockt hast und wenn Mutter Haasemann einmal Jemanden mit ihrem Verdacht beglückt, so ist das genau so schlimm, als ob er in Wirklichkeit etwas verbrochen hätte, denn sie bringt es heraus, daß man es gethan hat, mag es nun wahr sein oder nicht."

„Der liebe Gott wird mir beistehen," flüsterte Franz zuversichtlich, obgleich ihm das Herz hörbar in der Brust pochte und hämmerte.

„Das ist Alles ganz gut und schön; aber ich bin der Meinung, man muß es dem lieben Gott möglich machen, daß er helfen kann. Bleibst Du hier ruhig auf Deinem faulen Strohhaufen liegen, so sage ich Dir im Voraus, er hilft Dir nicht, denn er schickt Dir Niemanden her, den Kerker zu öffnen, wenn Du mich nicht als seinen Sendboten betrachten willst. Doch, wir bringen übrigens unsere Zeit mit unnützen Worten zu. Du solltest Dich je eher desto lieber besinnen und Dich schleunigst von hier entfernen. Mutter Haasemann hat es sich nun einmal fest vorgenommen, daß Du ein hinterlistiger Spitzbube und Taugenichts bist, und sie wird nicht aufhören, bis sie Dich zu einem solchen gestempelt hat, daß sage ich Dir, in kurzer Zeit wird Niemand glauben, daß auch nur ein ehrliches Haar an Dir ist."

„Aber was soll ich anfangen? Wenn man mich wieder fängt?"

„Man wird Dich nicht einfangen, das laß' meine Sorge sein. Meinetwegen bist Du in Unannehmlichkeiten hineingekommen und ich halte es für meine Pflicht Dich wieder heraus zu reißen. Du kannst unbesorgt sein, einmal draußen, brauchst Du Dich nicht wieder einfangen zu lassen. Ich habe den Tag nicht unbenützt verstreichen lassen. Du kennst ja den Robert Hahneken, der als Schiffsjunge an Bord der „Cythere" gegangen ist. Mit ihm habe ich gleich Rücksprache genommen. Morgen geht die „Cythere" in See. Wenn Du nur willst, so bringt er Dich sicher an Bord und dann bist Du frei!"

„Frei! frei!" murmelte Franz.

O, wie oft hatte er sich die Freiheit gewünscht, wie oft war sein Auge den Schiffen sehnsüchtig gefolgt.

„Ja, dann bist Du frei," fuhr Ludwig fort. „Hier kann nichts aus Dir werden, gar nichts. Nicht allein daß Du hier noch eine Zeitlang gehörig gezwiebelt wirst, nachher zwingt man Dich zu irgend einem Handwerk, wozu Du nicht Lust noch Sinn hast, Du mußt Dich von einem dummen Lehrherrn hierhin und dorthin stoßen lassen — na, und dann? wenn Du ausgelernt hast, was bist Du dann?"

„Schuster oder Schneider", murmelte Franz, sich schüttelnd. Wäre etwas im Stande gewesen, ihn Ludwig's Vorschlägen geneigt zu machen, so waren es dessen letzte Worte. „Höre, Ludwig, ist das, was Du mir gesagt hast, möglich? kann ich frei werden?"

Digitized by Google

„Wenn Du nur willst — ganz gewiß. Ich bleibe auch gerade so lange hier, als es mir paßt und man mich in Ruhe läßt, länger keine Minute. Folge nur genau meinen Worten, und in Zeit von einer Stunde bist Du vollständig in Sicherheit. Die Stäbe Deines Fensters sind von außen durchfeilt, Du brauchst nur die Scheibe vorsichtig zu zerschlagen und Du bist frei!"

„Aber die Lade — ich kann nicht an das Glas kommen!" klagte Franz.

„Versuche es — ein tüchtiger Ruck und die morsche Lade liegt in Stücken. Bist Du einmal draußen, so gehst Du nach dem C., links das vierte Haus, wo Du die Mannschaft der „Cythere" zu einem lustigen Abschiedsschmause versammelt findest. Du fragst einfach nach Robert Hahneken, dem Schiffsjungen, und der wird Dir dann das Weitere sagen."

„O, Ludwig, und wenn nun Robert nicht da wäre?" flüsterte Franz voller Angst.

„Er ist da, darauf kannst Du Dich verlassen. Unter uns ist es immer Sitte gewesen, einander beizustehen. Um vier Uhr müssen alle Mann an Bord sein und es wird Hahneken nicht schwer werden, Dich unbemerkt mitzunehmen, da die Mannschaft dann allesammt nicht so recht aufmerksam zu sein pflegt. Ueberlaß' Dich ihm ganz."

„Ludwig, wenn nun aber Alles anders käme," sagte Franz zagend.

„Du bist ein Narr," entgegnete Franz ungeduldig in gereiztem Tone. „Meinetwegen thu' was Du willst. Für Dich habe ich mir die Beine halbwegs abgelaufen, hätte ich das gewußt, ich würde es schönstens unterlassen haben. Nichts für ungut — es wäre eher zu bedenken gewesen, daß Du keine Courage im Leibe hast. Ich kann mir dann aber auch Alles sparen, meinetwegen thu' was Du willst, laß' Dich als einen Dieb an den Pranger stellen, ich habe nichts dabei. Aber nun gute Nacht und — wohl bekomm's!"

Ludwig that, als ob er sich entfernen wollte, und diese Bewegung gab Franz mehr Muth als hundert Worte.

„Ludwig, laß' mich nicht allein — ich fürchte mich," rief Franz leise.

„Ich habe keine Zeit mehr, vielleicht komme ich aber morgen ein Stündchen wieder."

„Ludwig — meinst Du — meinst Du wirklich, daß es besser wäre, wenn ich ginge?"

„Thue, was Du willst, ich wüßte, was ich thäte, aber — Jeder mag für sich sorgen, und nicht Jeder hat so viel Begriffsvermögen, einzusehen, was seiner hier wartet."

„Ja, ich weiß, was meiner hier wartet: Hunger, Schläge, Drohungen, Gefangenschaft und Verlust meiner Ehre."

„Und Du zögerst noch?"

(Fortsetzung folgt.)

(Für die „Pfälz. Volkszeitung.")

* Sperlinge im Winter.

Deckt Thal und Höh'
Auch tiefer Schnee,
Der Sperling hüpft vergnügt;
Und scharrt, und scharrt
Im Schnee, der knarrt,
Von Scholl' zu Scholl' er fliegt;
Und sucht, und sucht
Ein Körnlein Frucht,
Das unter'm Schnee noch liegt.

Ein Krümmlein,
Sei's noch so klein,
Ist Gottes Hülf' im Leid.
Bei Sturm und Frost
Steckt er getrost
Das Köpflein in sein Kleid.
Durchschläft die Nacht
Bis neu erwacht
Die liebe Tageszeit.

Belagert liegt,
Vom Frost besiegt,
Der Vöglein kleiner Thron
Doch Hungersnoth,
Erfrierungstod,
Scheucht nicht die Lust davon;
Es wehret sich
Ganz ritterlich
Die kleine Garnison.

Mit Sing und Sang
Die Flur entlang —
Ein jeder Spatz ein Held —
So zieh'n, trotz Frost
Und schmaler Kost
Sie jubelnd durch die Welt.
Noch lebt ihr Hort
Ohn' dessen Wort
Vom Dach kein Sperling fällt.

Geht hin zu schau'n
Welch' Gottvertrau'n
Die Sperlingswelt bewegt!
Wenn Noth und Weh'
Wie kalter Schnee
Dann auf Dein Herz sich legt,
Vertrau' ohn' End'!
Gott weiß und kennt
Die Last, die Jeder trägt!

F. H.

Digitized by Google

Buntes.

* (Aus den Geheimnissen eines Doctors.) Das Nachstehende ist — auf Ehrenwort! eine so wahre Geschichte, als je eine seit dem Entstehen der fünf Bücher Mosis geschrieben wurde und wenn wir sie als namenlose Geschichte bringen, so ist daran eben unsere Discretion Schuld, und Discretion ist eine Tugend, deren mitunter auch die Propheten der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die Journalisten, fähig sind. Also: Es war im Frühjahr dieses Jahres und in Baden, daß eine Dame der Wiener hautefinance einen renommirten Wiener Arzt zu sich berufen ließ, um ihn über ihre Augen zu consultiren, deren Schwäche und ein öfteres eintretendes Flimmern vor denselben sie beunruhigten. Der Doctor wußte, daß er es mit einer „Millionärin" zu thun habe, wenn man nämlich die Ehehälfte eines Millionärs so nennen darf. Er schüttelte den Kopf mit einer sehr ernsten Miene, fürchtete eine „Amaurosis", ohne der Dame zu sagen, daß dies auf gut deutsch „der schwarze Staar" heiße und erklärte, der Fall würde Zeit erfordern, und da die Patientin auf dem Lande doch zu entfernt von ihm sei, wäre es wünschenswerth, daß sie nach der Stadt zurückkehre, damit er sie täglich sehen könne. Und — die Dame bezog ihre Stadtwohnung wieder, und der Arzt besuchte sie sehr regelmäßig. Sie durfte des grellen Gaslichtes wegen kein Theater besuchen, was ihr Hauptvergnügen war, die Fenster ihrer Zimmer erhielten grünseidene Vorhänge, der Gebrauch eines Lorgnons wurde entschieden verboten, dafür wurden täglich fünf- bis sechsmal Augenwaschungen mit frischem Wasser vorgenommen, in das nach dem Recept des Herrn Doctors einige Tropfen einer stärkenden Flüssigkeit kamen, die sein „Geheimniß" war. Aber die Tage wurden zu Wochen und die Wochen zu Monaten, ohne daß die Kur zu Ende kam. In voriger Woche entschloß sich die Patientin, ein Experiment zu versuchen. Mit Hülfe ihres Kammermädchens, das dem Herrn Doctor seines barschen Benehmens halber schon lange nicht „grün" war, verkleidete sich die reiche Dame als armes altes Weib, und das scheint ihr meisterlich gelungen zu sein. Sie ging zu dem Arzte, und nachdem sie unter anderem armen Volke lange im Vorzimmer gewartet, kam sie endlich an die Reihe. — „Nun, meine gute Alte, was fehlt Euch?" fragte der Doctor bei ihrem Eintreten ins Ordinationszimmer. — „Mein Gott, i han halt Alles so schlechte Augen," antwortete sie. Er nahm sie an ein Fenster, sah in ihre Augen, aber erkannte seine reiche Patientin nicht. Wie konnte diese auch unter dem alten, grauen, abgetragenen Schafwollmuche, das so stark nach dem „Taubelmarkt" roch, stecken? Er zuckte endlich die Schultern und sagte: „Eure Augen sind für Euer Alter gut genug." — „So? I dn mein Gott! Wär's wohl?" — „Ja wohl; ich weiß, was ich Euch sage, gute Alte." — „Aber da Docta hat ma auf'n Land g'sagt, i kriegat so was. a — a — Amaussis — oder wie er g'sagt hat." — „Amaurosis?" — „Jo, dös is scho' Herr Doctor. Und g'wiß a!" — „Glaubt doch keinen solchen Unsinn, Eure Augen sind ein wenig schwach, aber das ist Alles. Euer Arzt ist ein Esel!" — „Was is er?" — „Ein Esel, ja! Ihr könnt' ihm sagen, daß ich es gesagt habe." — Jetzt erhob sich die Dame zu ihrer vollen Höhe und sagte im feinsten Tone: „Aber, mein Herr, Sie sind ja mein Arzt gewesen. Kennen Sie mich denn wirklich nicht?" Das Weitere bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Dame verließ den Doctor rasch und fuhr in einem Fiaker nach Hause. Ob wohl der Doctor seine letzte Honorarrechnung ihr einsenden wird?

Irisches Familienglück.

Die zum Sprüchwort gewordene Rohheit der Irländer sowie ihren Mangel alles Verständnisses für Familienglück und eine gemüthliche Häuslichkeit schildert ein amerikanisches Journal, „der Zeitgeist" treffend in folgenden Versen:

In meines Vaters Hause
Da herrscht ein schöner Brauch:
Was Einer will, das wollen
Die andern alle auch.
Mein Vater schlägt die Mutter
Mich schlägt die Mutter wund,
Ich prügle meine Schwester.
Die schlägt dafür den Hund.
Der Hund beißt unsre Katze,
Die Katze frißt die Maus,
So pflegen wir zu halten
Die Eintracht in dem Haus.

* (Was ist Schönheit?) Bis zur heutigen Stunde sind die Gelehrten noch nicht einig darüber und schon im Alterthum gingen die Meinungen sehr auseinander. Sokrates, der freilich nicht darunter gelitten, nennt sie eine kurz lebende Tyrannei, Plato — ein Privilegium der Natur; Theophrast braucht dafür ein sehr kühnes Bild und sagt: Schönheit sei eine schweigende Katze; — Theokrit ist schon mäßiger und nennt sie ein köstliches Vorurtheil. Aristoteles versicherte, daß Schönheit besser wäre als alle Empfehlungsbriefe in der Welt, und wer wollte nicht dem großen griechischen Meister Recht geben? Bei Homer ist sie eine glänzende Gabe der Natur und Ovid nennt sie eine von Göttern erwiesene Gunst und erst moderne Schriftsteller haben herausgefunden: Schönheit sei ein Segen — aber auch — ein Fluch.

Goldkörner.

. In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.
. Willst Du Dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben.

Verantwortlicher Redakteur Ferd. Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung“

Nro. 102. Kaiserslautern, 21. Dezember 1873.

* Frohe Weihnachten.

Früh' senkt die Nacht sich auf die Erde nieder, —
Die heil'ge Nacht. — Am Himmel glänzt ein Stern.
Still liegt die Stadt; nur hört man hin und wieder
Ein frommes Lied von dieser Nacht des Herrn.
Der Liebe Geist schwebt leise durch die Räume
Im Hüttchen hier, und dort im stolzen Haus,
Und schmückt die vielen, grünen Tannenbäume
Mit buntem Zeug und hard'gen lichtern aus.

Ob heute wohl die Nacht in allen Häusern
Erfüllung bringt, des seel'gen Kindertraum's
Ob manchmal nicht nur Thränen an den Rüsern
Der eing'ge Schmuck des fahlen Weihnachtsbaum's?
Ob wohl die Reichen ihre Gaben brachten —
Wie diese Nacht, wohl mehr als andre, lehrt?
Ob auch des armen Kindes sie gedachten,
Und and des Reichthums Füllhorn ihm bescheert?

Das mußt' ich seh'n. Ich konnt' im Haus nicht bleiben,
Und, als die Stadt vom Kerzenglanz erhellt,
Ging ich hinaus, und blickte durch die Scheiben,
Und sah' an manches Fenster mich gesellt.
Da sah ich lauten Jubel; stille Freude;
Den Baum von froher Kinder Schaar umtanzt
Selbst wo die Arbeit sich in schlichtem Kleide
Ein armes, kleines Bäumchen aufgepflanzt.

Auch Häuser sah ich, dunkel, mehr und minder.
Fehlt wohl in ihnen eine Mutterhand?
Fehlt hier die Liebe, die für andre Kinder
Des Christbaums Kerzen heute angebrannt?
Und Lippen sah ich zucken, welche sprechen
Bei äußerm Glanz, von einem innern Leid;
Sah sich das Licht in schweren Thränen brechen —
Das Licht der frohen, seel'gen Weihnachtszeit.

Ein Weihnachtsbild, geseh'n bei meinem Wandern,
Hat sich in mir vor allen eingeprägt;
Weil es so recht, vor vielen, vielen andern,
Den Stempel der Erlösung an sich trägt.
Ein bleiches Weib, ein Mädchen und zwei Knaben
Seh'n um den Baum. Wer ihre Thränen zählt
Weiß, daß am Jubel keinen Theil sie haben;
Weil hier der Mann, weil hier der Vater fehlt.

Da öffnet plötzlich sich die Thüre leise —
Ein eing'ger Blick — ein ein'ger Jubelschrei:
„Papa ist da von seiner langen Reise!“
Nun fühlen sie, daß heute Weihnacht sei.
Das ist ein Erlösen, ist ein ewig Herzen!
Auch viele Thränen werden noch geweint;
Doch and're sind's auf die den Strahl der Kerzen
Vom grünen Baum der Christnacht niederscheint.

Und als der Mann den Seinen nun verkündigt, —
Den Seinen, die sich dicht geschaart um ihn:
„Daß, was ich schwer einst gegen ihn gesündigt,
„Das hat der Kaiser heute mir verzieh'n!“
Was gab es da ein Funkeln und ein Glänzen,
Ein wunderprächtig, blitzend Farbenspiel,
Als von des Christbaums hellen Lichterkränzen
Der Schein hinein in diese Thränen fiel.

O Kaiser! selbst die edelsten der Steine,
Die in Sanct Stephans alter Krone steh'n,
Sind nicht so g'länzend, als der Thränen eine,
Die ich vor diesem Weihnachtsbaum geseh'n.
O Wort der Gnade! hoch seist Du gepriesen!
Das zu Gefallen mild ein Kaiser spricht:
„Es hat der Thränen nun genug geregnet,
„Die sei verzieh'n, doch sünd'ge fürder nicht!“

Wie einst der Engel aus der Himmelswolke,
Erlösung kündend auf der Flur erschien;
So tritt das Wort zu vielen aus dem Volke:
„Geht! — Ihr seid frei! — Der Kaiser hat verzieh'n!“
Sie kehren heim, die Freude in dem Herzen,
Zu Weib und Kind — der Christbaum steht bereit —
Und segnen Den beim Strahl der Weihnachtskerzen,
Der ihnen schuf die frohe Weihnachtszeit.

F. H.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

(5. Fortsetzung.)

„Nein, ich will fort,“ entgegnete Franz, und seine Stimme klang plötzlich merkwürdig fest und entschlossen.

„Hier ist noch etwas Geld, es sind nur ein paar Groschen. Hast Du noch etwas an Deine Tante zu bestellen?“

„O Gott, meine Tante — was wird sie sagen? Sie hat mich immer zur Folgsamkeit ermahnt!“ rief Franz traurig aus.

„Ich werde ihr Alles auseinander setzen. Sei zufrieden, Du sollst nicht in ihrer Achtung sinken.“

„O Ludwig, wie bist Du gut! Warum verstellst Du Dich so?“

„Sonst, meinst Du? Nein, sonst bin ich wie ich bin, aber jetzt verstelle ich mich, dies ist meine rechte Natur nicht. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich

Digitized by Google

halte etwas von Dir, vielleicht hoffe ich noch auf eine Belohnung von Dir, es ist mir immer, als müsse aus Dir noch einmal etwas recht Großes, Vornehmes herauskommen. Bedante Dich bei mir für nichts, was ich thue, thue ich um irgend eines Zweckes willen. Doch nun geh', die Zeit drängt. Ich bleibe hier so lange, bis Du draußen bist, zeige mir das durch einen leisen Pfiff an — willst Du das?"

„Gieb mir Deine Hand, Ludwig," sagte Franz mit bewegter Stimme.

„Was soll das," entgegnete Ludwig unwirsch. „Geh' nur, geh', Du bringst mich sonst nur in Unangelegenheiten."

Er reichte jedoch dem Kameraden die Hand und dieser drückte sie innig in der seinen.

„Ludwig, ich hoffe, wir sehen uns wieder."

„Ich hoffe es nicht, wir passen nicht zusammen, an mir würdest Du doch niemals Freude erleben. Aber so geh', geh'. Halt Dich immer dicht an den Häusern."

Gleich darauf hörte Ludwig schon das Klirren von Fensterscheiben und kaum fünf Minuten später ertönte ein leiser Pfiff. Dann war Alles still, Ludwig eilte zurück und das „Graue Haus" lag in tiefes Schweigen gehüllt.

Drittes Kapitel.

Stromabwärts.

„Ich will uns jeden weiteren Abschied ersparen und meine Reise nach England's Hauptstadt antreten. Hier zu bleiben ist mir nach den letzten Vorfällen nicht möglich. Ich bin bereit, die Vergangenheit mit Allem, was daran hängt, zwischen uns nicht ferner zu erwähnen — vergessen kann ich sie niemals — aber Du darfst mir nicht in meinen Nachforschungen nach den Verlorenen hindernd in den Weg treten, daß Du jeden weiteren Versuch aufgiebst, mich einer Heirath geneigt zu machen. Lebe wohl, mein Vater. Sobald Du meiner bedarfst, werde ich zur Stelle sein. — Das Schiff „Cythere" trägt mich stromabwärts, wenn es mich heimbringt, beginnt vielleicht ein neues Leben."

„Vielleicht ein neues Leben," murmelte der reiche Kaufherr, mit einem tiefen, schweren Seufzer in den Sessel niedersinkend, indem er den Brief in den Händen zerknitterte. „So reich und doch so arm — arm an Allem, worauf ich Werth lege. O, wenn ich das geahnt hätte — es durfte nimmer so kommen! Und jetzt — jetzt ist eine Umkehr unmöglich."

Den langen Morgen hindurch stand der Kaufherr am Fenster und blickte auf den breiten Elbstrom. Ein Schiff nach dem anderen segelte vorüber, das eine noch stolzer und schneller als das andere, Herr Stromberg schien unermüdlich dieselben zu beobachten, denn schon stand die Sonne hoch am Mittag und noch immer hatte er seinen Platz nicht verlassen.

Da — Herr Stromberg zuckte zusammen, tiefe Blässe färbte sein Gesicht — von fern herüber sah sein scharfes Auge einen mächtigen Dreimaster sich nähern. Immer deutlicher traten die Umrisse des stolzen Schiffes hervor, jetzt war es sogar dem Kaufherrn möglich, die einzelnen Gestalten auf dem Schiffe zu erkennen.

„Die „Cythere!" murmelte er tonlos.

Dann trat er vom Fenster zurück und barg sein Gesicht in beide Hände.

Herr Stromberg hatte nicht gesehen, wie eine Gestalt mit dem Tuche zu der Villa hinübergrüßend an der Schiffswand stand, er hatte auch nicht gesehen, wie dem Manne, welcher unverwandt hinüberblickte, die Thränen in die Augen getreten waren, als er Niemanden sah, der seinen Gruß erwiderte. Er war dort fremd, er war hier fremd — keine Menschenseele, die das mitempfand, was seit Jahren schwer auf ihm lastete.

Erst als die Stadt seinen Blicken entschwunden, als die offene See gewonnen war, und ringsum nichts als Wasser, über das sich der tiefblaue Himmel wölbte, da athmete er erleichtert auf.

Aber es gab noch einen Passagier der „Cythere," der erleichtert aufathmete, als er nichts mehr als Wasser und Himmel sah, und das war der kleine Franz Schneidler, der Flüchtling aus dem „Grauen Hause."

Flehend warf er sich vor dem menschenfreundlichen Capitain auf die Kniee nieder, welcher ihm auch seinen Beistand nicht versagte, als der Knabe ihm mit aller Offenherzigkeit Alles das mittheilte, was ihn zur Flucht veranlaßt hatte, und frohen Muthes durfte Franz einer besseren, sonnenhelleren Zukunft entgegen sehen.

Es war gleich am ersten Mittag, wo die offene See erreicht war, als der Capitain die Flucht des Knaben seinen wenigen Passagieren erzählte. Dieselben waren neugierig, den kleinen Flüchtling zu sehen und der Capitain fühlte sich veranlaßt, ihn herbeirufen zu lassen.

Als der schmächtige, blasse, bescheidene Knabe eintrat, regte sich allseitig das Mitleid. Vor allen Dingen aber empfand Paul Stromberg eine warme Regung sich des verlassenen Knaben anzunehmen.

„Wie heißt Du, mein Kind?" fragte er ihn theilnahmsvoll, indem er ihn bei der Hand faßte und mit ihm die Kajüte verließ, um den verlegenen Knaben der neugierigen Menge zu entziehen.

„Franz," entgegnete der Knabe.

„Hast Du keinen Zunamen?"

„Doch, Franz Robin heiße ich."

„Hast Du keine Eltern?"

„Nein," entgegnete der Knabe, indem ihm Thränen in die Augen traten, „ich habe keine Eltern."

„Auch keine Verwandte?"

„Doch — eine Tante, eine liebe, gute Tante. O, es war wohl recht Unrecht von mir, daß ich sie verließ, ohne ihr ein Wort des Abschieds zu sagen."

„Nein, mein Kind, Du konntest in diesem Falle nicht anders handeln, und die Tante wird Dir gewiß vergeben."

Digitized by Google

„O, das wird sie gewiß, sie ist so lieb, so gut und — sie liebt mich so sehr.“

„Warum hat sie Dich denn nicht zu sich genommen?“ fragte Paul weiter.

„Tante Marie ist sehr arm und fremde Leute sagten, für mich wäre es besser im „Grauen Hause.“

„Marie!“ flüsterte er weich und innig. „Sonderbares Zusammentreffen.“

„Willst Du bei mir bleiben, mein Kind?“ fragte er den Knaben nach einer Pause weiter, während welches derselbe ihn verwundert anfah.

Der Knabe sah ihn mit seinen großen blauen Augen vertrauensvoll an, so daß Paul sich wunderbar bewegt und zu dem Kinde hingezogen fühlte.

„Wenn Sie sich meiner erbarmen wollen, Herr? Wie gern möchte ich dann bei Ihnen bleiben Hat doch noch kein Mensch jemals so freundlich mit mir gesprochen.“

„Armes Kind! Wie alt bist Du?“

„Zwölf Jahre.“

„Zwölf Jahre, so alt müßte auch mein Knabe sein. Gut, so mag er denn die Stelle meines Kindes einnehmen, bis ich es finde. Und wenn ich es nicht finde, wenn es wirklich todt ist, dann bleibe dieses verkaufene Geschöpf bei mir. Du sollst nicht mehr einsam in der Welt sein, mein Kind, wenigstens nicht, so lange wie ich lebe,“ wandte er sich dann lauter zu dem Knaben, „und über Deine Tante Marie magst Du Dich trösten. Sobald wie wir unser Reiseziel erreicht haben, will ich an sie schreiben und ihr Alles mittheilen, was Dich betrifft. Sie wird dann gewiß, wenn sie, was ich nicht erwarte, Dir noch zürnen sollte, bereit sein, Dir zu vergeben. Wünschest Du dann aber zu ihr zurückzukehren, so werde ich Sorge tragen, daß sie in den Stand gesetzt ist, Dich selber zu unterhalten.“

Paul Stromberg fand viel Zerstreuung durch seinen neuen Reisebegleiter. Er fühlte sich merkwürdig zu dem stillen, freundlichen Knaben hingezogen, wenn auch jedes Mal bei'm Anblick desselben ein tiefer Schmerz durch seine Seele zuckte. Paul war verwundert, bei dem Knaben einen so scharfen, durchdringenden Verstand, eine so außergewöhnliche Fassungsgabe zu finden, und es machte ihm besonderes Vergnügen, beides weiter auszubilden.

Während so Paul Stromberg und Franz Schneidler vereint einem fernen Strande zusteuerten, waren Beide der Gegenstand mannichfacher Besprechungen. Vor allen Dingen erregte Franz Schneidler's Flucht großes Aufsehen, da man keine Spur wieder von dem Knaben entdeckt hatte, trotz aller angestellten Nachforschungen. Merkwürdiger Weise war das „schwarze Loch“ am Morgen nach dem Verschwinden des Kindes wie immer fest verschlossen gewesen, auch sonst keine Spur von seinem Entkommen zurückgelassen. Madame Haasemann befand sich zum Schrecken der Kinder in einer ganz verzweifelten Stimmung über die Angelegenheit. Sie jammerte und klagte über die grenzenlose Undankbarkeit der Kinder, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht hätten, sie zu quälen und unter die Erde zu bringen.

Dennoch hatte Madame Haasemann einen bemerkenswerthen Trost in dieser Stunde der Trübsal und der schweren Angst, und das war der Gedanke an den Pastor Sieverling, der ihr gerathen, das „schwarzen Loch“ wieder in Gebrauch zu nehmen.

Mit einer gewissen Genugthuung vervollständigte sie ihre Toilette, um dem ehrwürdigen Herrn Bericht von dieser Angelegenheit zu erstatten. Eine Tracht Prügel wäre bei Weitem einfacher und wirksamer gewesen, und hätte sich dann diese unangenehme Sache vollständig erspart. Madame Haasemann war fest überzeugt, daß überirdische Mächte Franz Schneidler zu seinem Entkommen behülflich gewesen waren, und sie wollte sich auch dieserhalb schon gerne mit einem Geistlichen besprechen, um in Erfahrung zu bringen, ob es nicht irgend ein Mittel gäbe, das fernere Einmischen der Geisterwelt in ihre Angelegenheiten zu verhüten.

Herr Pastor Sieverling war gerade beim Frühstück, als ihm Madame Haasemann gemeldet wurde. Er schien unangenehm durch diese Störung berührt, aber er war zu sehr Mann von Welt, seine tiefinnersten Gedanken zu verrathen und so ließ er seine alte Bekannte, nachdem er die Chokolade und das Bisquit auf einen Nebentisch gestellt hatte, eintreten.

„Ah, guten Tag; meine verehrte Madame Haasemann, was führt Sie her? Gewiß nichts Angenehmes, Sie sehen sehr echauffirt aus.“

„O, ich bin sehr echauffirt, ganz entsetzlich, Ehrwürden, finde ich doch kaum noch Kraft, auf meinen Füßen zu stehen,“ feuchte Madame Haasemann, blutroth vor Zorn. „Ehrwürden, denken Sie sich, es ist etwas Schreckliches im „Grauen Hause“ passirt.“

„Sie jagen mir einen ordentlichen Schrecken ein. Was ist denn geschehen?“

„Es ist einer von den Knaben entflohen.“

„Ah!“ rief der Pastor aus. „Ist es nichts weiter, Madame Haasemann? Da brauchten Sie mir einen solchen Schrecken gar nicht einzujagen, das wäre ja nicht das erste Mal! Der kleine Schlingel wird bald wieder eingefangen sein.“

„O, Gott bewahre, die ganze Polizei ist auf den Beinen gewesen. Den finden Sie nicht wieder, Ehrwürden — den listigen, verschlagenen Burschen.“

„Von wem sprechen Sie denn eigentlich, Madame Haasemann?“ fragte der Pastor, plötzlich aufmerksam geworden, mit unverholener Theilnahme.

„Nun, von Franz Schneidler.“

„Franz Schneidler?“ fragte der Pastor erschreckt, zusammenfahrend. „Aber um's Himmelswillen, was heißt das.“

„O, Ehrwürden, das ist sehr einfach.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

A Lauterer Latern.

D'r Hannewackel unn's Jacobiene.

Jac.: Mei Hannewackel, du kannschd em doch imm'r alles so schee Auskunft gewwe. — Jedzd sah m'r emool, iß dann deß meeglich, daß die Lieb berauscht?

Han.: Ob deß meeglich iß? — ei gewiß Jacobiene iß deß meeglich.

Jac.: Lääß ich d'r do ledschd imme Buch:

Liebberauscht mit trunk'nen Blicken
Umm mit seeligem Entzücken,
Schwerd d'r Jingling vorr die Brant.

Meenschde dann daß deß wohr kennt sei? he Hannewackel.

Han.: Ei gewiß kann deß wohr sei, lääß nore schwarz uff weiß, 's häässd jo: berauscht, drunke unn seelig. Daß de, awwer des Ding besser begreefe lernschd, will ich d'r glei e Fall d'rzehle, uff denn deß Reimche ganz gut basst; vorr e Daab'r verrzech nähmlich, besucht'r e Breidiegamm sei Brant do inwe in Dingdo. Owends nemm'n se, wie deß gewechnlich bei so Leit d'r Fall iß, rechd herrzlich Abbschidd dmmanner; sie gebbd ihm die Hand, er gebbd eehr 'n herrzaffo'r Kuß uff eehr Honiglibbe, dreeht sich erumm unn — da do leire uff 'm Borrem vorr eehre Fieß graad so lang als 'r war. — Siehschde Jacobiene, do hescht de schunn e Beischbiel, daß die Lieb berauscht. Der hadd de Honig vunn seiner Brant eehre Libbe gebrunk unn iß deßwääh' dufflich worr.

Jac.: O mei, der werrd benewo'ld gewässt sei, vumm Wei, orre vumm Bier.

Hann.: In demm Fall awwo'r nett, Jacobiene, dann die Leit henn jo zugeguckt wie 'r gefall iß, unn imw'r haapt harre sich doch bei seiner Brant nett an Wei orre Bier benewo'le kenne; mit eehm Wort, 's war de reine Liewesrausch, wo 'n zum Fall gebrung hadd.

Jac.: Dann saah' m'r emool, Hannewackel, trieh'n dann die Frau'nzimmer aa manchmool so e Liebesrausch? —

Han.? Do bin ich gut defor, deß bassiert de junge Mädd unn aa manchmool noch de alte Weiwer. Ich kenn zum Beischbiel e Widdfraa, die iß schunn noh an de Fuffzjger Johr, und iss nochemool Liebberauscht worr, unn jedzd iß se uff eemool so ins Borrz'le kumm, daß se lee Mensch mee uffhalle kann, biß se im G'schwindschridd in de Eh'schtand enei geborrz'lt iß.

Jac.: Ach Hannewackel, so e Liewesrausch, unn so e Geborrz'l muß jo forr e Frau'nzimm'r e wahres Himm'lreich sei.

Han.: Ja — deß weehr schunn wohr, wann der p'rdammd Eh'schtandskatzejamm'r nett wehr.

Jac.: Ach herrjässes, do hascht aa Recht, Hannewackel, an denn hann ich gar nett gedenkt.

Han.: Adjees, Jacobiene, heit bin ich in d'r Eil'.

Jac.: Adjees, Hannewackel.

Buntes.

* (Ein Israelit der sich im Wirthshause an einen Tisch setzt, an welchem mehrere Kadetten sitzen, und von einem derselben nachgeäfft wird): Mein lieber Herr Kadett, wie mögen Sie doch nachmachen einen armen Juden; was kann Ihnen das viel helfen? Machen S' lieber nach den Moliše.

* Ein Geistlicher weigerte sich, dem Componisten Lulli die Absolution zu ertheilen, wenn derselbe nicht seine Oper „Achilles und Polixene" verbrenne, welche damals für die Bühne vorbereitet wurde. Lulli willigte ein und das Manuscript ward den Flammen übergeben. Wenige Tage darauf, als der Zustand des berühmten Tonsetzers sich um vieles gebessert hatte, besuchte ihn einer der jungen Prinzen und rief sogleich aus: „Wie, Lulli, Sie sind so thöricht gewesen, Ihre neue Oper zu verbrennen?" — „Still!" winkte Lulli; „ich habe eine Abschrift davon behalten."

* Ein liebenswürdiger Lehrer, der bei einem magern Körper einen unverwüstlichen Humor besaß, wurde krank und der Arzt fand es nöthig, ihm ein großes Senfpflaster auf die Brust zu legen. Ungeachtet seiner Schmerzen lachte der Kranke und sagte zu dem Arzte: „Herr Doct.r, das ist zu viel Senf für ein Bischen so mageres Fleisch."

† Eine lakonische Antwort erhielt kürzlich der Chef einer bedeutenden Pechfabrik, welche ungünstig lautende Auskunft über die Verhältnisse einer Actienbrauerei erhalten, nachdem er ihr kurz zuvor einen bedeutenden Posten Pech gesandt hatte. Um sich nun wieder in den Besitz seiner Waare zu setzen, ersuchte er sofort die betreffende Actiengesellschaft unter dem Vorgeben, daß, nach Anstellungen seitens mehrerer Empfänger die Qualität des Pechs ungünstig ausgefallen und da er sein Renommée nicht schädigen möchte, um Retournirung der Sendung; er werde bald nach Empfang die bessere Qualität abschicken. Die oben angedeutete Antwort der Braereigesellschaft lautete aber: „Ihr Pech convenirt uns!" —

Verantwortlicher Redakteur Ferd Mösch. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 103. Kaiserslautern, 25. Dezember 1873.

* Des Christtag's Kreuz und Krone.

Nach dem Englischen der Mrs. M. A. Bilder.

S' ist Christtag Morgen, und Zweig und Ast
Der Bäume sie zitterin und schwanken.
Auch mein Herz zittert unter der Last
Der traurigen, trüben Gedanken.

Ich schreite durch meiner Hütte Thür,
Rings um mich liegt sonniger Frieden,
Doch dunkel liegt das Leben vor mir,
Doch Niemand mich liebt mehr hienieden.

Als, vor einem Jahr, die Nachricht kam —
Es war an des Christtages Morgen —
Die all' meine Hoffnungen von mir nahm,
Und brachte mir Kummer und Sorgen;

Die Nachricht: daß meines Mannes Schiff
Im Schooße des Meeres gebettet,
Vom Sturme zerschellt am Felsenriff,
Und keiner der Mannschaft gerettet;

Da hab', nach sonniger Häuslichkeit,
Der Wittwe Kreuz ich genommen,
Und trug es damals, und trag es heut
Wo wieder die Weihnacht gekommen.

Ich schreite durch meiner Hütte Thür,
Rings um mich liegt sonniger Frieden,
In's Zimmer tritt die Hoffnung mit mir:
Auf's Neu' sei mir Freude beschieden.

Ich streue das Bett mit Immergrün;
Es duften die Blumen, gebunden
Zum Kranz'; die Lichter des Christbaum's glüh'n,
Eh' recht noch das Zwielicht verschwunden.

Und als im Herzen, von Gott gesandt,
Die Blüthen der Hoffnung neu sprießen;
Da hör' ich Schritte draußen im Sand.
O, gesegneten Weihnachtsgrüßen!

Der Tode lebt! Vorbei ist das Leid!
Vorüber das Kreuz und die Klagen!
Voll Glück kann mein Herz zur Weihnachtszeit
Die Krone der Christtags tragen.

F. O.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

(6. Fortsetzung.)

„Sie meinten ja, ich müsse das „schwarze Loch" wieder in Benutzung nehmen, um die Kinder besser in Respect zu halten und da habe ich mit dem Franz den Anfang gemacht. Leid genug hat's mir aber gethan, weil ich ihn aber nicht anders bestrafen sollte, so ging es nicht anders. Ich sperrte ihn also ein, den ersten Morgen war er noch da, aber am zweiten war er spurlos verschwunden, noch dazu ohne irgend ein äußeres Zeichen. Die Thüre war wie immer verschlossen und auch sonst nirgends fand ich eine Spur, auf welche Weise er entkommen. Ich kann mit dem besten Willen nicht begreifen, wie das eigentlich zugeht."

Kaum hatte Pastor Sieverling gehört, was die Frau redete, mit großen Schritten wanderte er im Gemache auf und nieder. Sein altes, runzeliges Gesicht schien noch um einige Jahre älter geworden. Tausenderlei Gedanken stürmten auf ihn ein. Eine unangenehmere Nachricht hätte ihn kaum treffen können.

„Aber der Junge muß doch wieder aufgefunden werden!" stieß er endlich hervor.

„Nein, Ehrwürden, das ist ja eben das Sonderbare bei der ganzen Geschichte. Wenn er überhaupt sich nicht ein Leid's angethan hat, oder sonst wie verunglückt ist, so bin ich der Ansicht, der Junge muß auf einem Schiffe Platz gefunden haben."

„Ah!" rief Pastor Sieverling aus, und sein Gesicht erhellte sich um ein Bedeutendes. „Wenn das der Fall wäre, so brauchten Sie ja gar nicht so viel Aufhebens von der ganzen Sache zu machen. Sie würden nur gut thun, wenn Sie Sorge trügen, daß sie nicht an die Oeffentlichkeit gelangt. Vielleicht läßt sich noch Alles besser arrangiren, wie ich gedacht. Verhüten Sie daß Jemand unnützer Weise von dem Vorfalle irgend etwas erfährt, instruiren Sie die Kinder, daß auch diese Stillschweigen beobachten und dann lassen Sie mich weiter machen. Die nöthige Vorsicht haben Sie unter allen Umständen außer Acht gelassen und ich muß Sie bitten, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Unzweifelhaft ist das „schwarze Loch" nicht genügend verschlossen gewesen, oder der Bursche muß von auswärts Hülfe bekommen haben. Achten Sie auf Ludwig Börner und geben Sie mir bei dem geringsten Verdacht, daß derselbe dem Flüchtling geholfen haben kann, sofort Nachricht. Ich selbst werde Alles versuchen, die Spur des Burschen aufzufinden."

Digitized by Google

Mit diesen Worten verließ Pastor Sieverling das Gemach.

Viertes Kapitel.

Ganz allein.

Es war in einer sehr engen und abgelegenen Gasse, wohin sich die angesehenen und reichen Bewohner der Stadt verlieren. Wer möchte auch die Armuth und das Elend in seinem ganzen Umfange sehen? Wer möchte die Orte aufsuchen, wo Krankheiten aller Art mit ihrem Gefolge von Jammer die Luft verpesten?

Es war in einer sehr engen, abgelegenen Gasse und in einem fast unheimlich aussehenden Hinterhause, wo eine junge, blasse Frau an einem kleinen Fenster saß, dessen erblindete Scheiben kaum einen Durchblick auf die Straße, oder vielmehr auf den Hof gestatteten. Das Zimmerchen, in welchem sich die Frau befand, zeigte von großer Dürftigkeit, aber es war ungewöhnlich nett und sauber gehalten, wie man es eigentlich in dieser Umgebung nicht erwarten konnte. Sie selbst war einfach, aber mit Geschmack gekleidet und vor allen Dingen mußte eine minutiöse Genauigkeit und Reinlichkeit auffallen. Es war ein schlichtes, dunkelfarbiges Wollkleid, das sich sehr hübsch an die zarte, elastische Gestalt anschmiegte, aber ein blendend weißer Kragen und eben solche Manschetten machten Fräulein Marie Robin doch zu einer bemerkenswerthen Persönlichkeit bei ihren Nachbarn und Nachbarinnen.

Sie hatte sich tief über ihre Arbeit gebeugt, die junge Frau, und sie nähte so emsig, daß sie nicht einmal gehört hatte, wie die Thür geöffnet wurde und ein Mann in das kleine, trotz seiner düsteren Lage freundliche Gemach trat. Er blieb einige Augenblicke stehen und betrachtete fast mit einer gewissen Neugierde die Frau. Doch plötzlich erhob sie das Auge — das glänzende, strahlende Auge, und ein leichtes Zittern durchflog ihre Gestalt, während ihr bleiches Gesicht noch marmorähnlicher wurde. Dann legte sie ihre Arbeit zur Seite und erhob sich, den Gast zu bewillkommnen. Sie zog den leichten Tisch von dem kleinen Sopha fort, indem Sie sagte:

„Herr Pastor — ich bitte!"

In dem Ton dieser Stimme erklang eine bezaubernde Melodie.

„Lange werde ich nicht bleiben, meine Tochter, allein ich mußte doch einmal wieder bei Ihnen vorsprechen. Wie geht es Ihnen seit Ihrer Krankheit?"

„Ich danke Ihnen, Herr Pastor — leidlich — ich fühle mich nur noch etwas angegriffen."

„Man sieht es Ihnen an — Sie sollten sich schonen, mein Kind.

Marie lächelte schmerzlich.

„Meine Verhältnisse gestatten mir leider keine Schonung, Herr Pastor. Ich bin durch die Krankheit wieder recht zurückgekommen, meine kleinen Ersparnisse sind ganz verschlungen und ich werde mir sogar die Freude versagen müssen, meinem Kinde eine kleine Geburtstagsfreude zu machen."

Der Pastor räusperte sich verlegen, doch runzelte er gleichzeitig die Stirn.

„Der Herr will nicht, daß Sie die leider sehr geringen Anlagen Ihres Kindes zum Guten durch unnützige Schwäche ganz zerstören. Nur Strenge kann Franz auf den Pfad der Tugend führen."

Die blasse Frau wurde glühend roth, ihre Lippen bebten, aber sie bezwang den aufsteigenden Zorn und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Herr Pastor — ich glaube nicht, daß Franz so schlecht ist," sagte sie mit bebenden Lippen.

Pastor Sieverling zuckte die Schultern.

„Es ist leider eine anerkannte Thatsache, daß Eltern niemals den Fehler ihrer Kinder zugeben wollen. Ich möchte wünschen, daß Sie noch Freude an Ihrem Kinde erlebten, aber es sind keine Aussichten dazu vorhanden und es wäre von Ihnen wohlgethan, wenn Sie sich frühzeitig darauf vorbereiteten, Ihren Sohn zum Bösen heranwachsen zu sehen."

Marie faltete stumm die Hände, aber ihr Herz pochte so lauten, fast hörbaren Schlägen. Sie hätte Pastor Sieverling nicht kennen müssen, um nicht zu wissen, daß ihr ein neuer Schlag bevorstand, daß irgend ein Unglück über ihrem Haupte schwebte.

„Herr Pastor — hat Franz irgend etwas Unrechtes verübt?" fragte sie mit zitternder Stimme.

Der Pastor ließ seine Augen durchdringend auf Marien ruhen.

„Ich weiß nicht, wie Sie darüber urtheilen?" fragte er langsam, jedes Wort scharf betonend. „Sie sind sehr nachsichtig, obgleich in der That dies Mal die Sache so offenbar ist, daß —"

„O Gott, Herr Pastor — was ist's? Spannen Sie mich nicht auf die Folter, was ist's mit meinem Kinde?" rief Marie, aufspringend, aus.

„Seien Sie ruhig, mein Kind. Vielleicht wendet der Herr selbst Alles zum Guten," entgegnete der Pastor ebenso kalt und ebenso ruhig. „Franz hat sich heimlich aus dem „Grauen Hause" entfernt."

„O, mein Gott!" stöhnte die unglückliche Mutter. „Wann?"

„Vor einigen Tagen."

„Und er ist nicht wieder gekommen?"

„Nein — er ist spurlos verschwunden."

„O, dann ist mein Kind todt, mein armer, unglücklicher, unschuldiger Knabe todt!" jammerte Marie.

„Ich glaube das nicht, sondern ich bin der Ansicht der liebe Gott hat Sie von einer großen Last befreien wollen."

„Herr Pastor — von einer Last?" fragte sie verwundert, aber zugleich voll edler Frauenwürde. „Kann ein Kind der Mutter jemals zur Last werden?"

Ein zorniger Blitz traf sie aus den Augen des Geistlichen bei dieser verwegenen Frage, aber er hatte sich ebenso schnell besonnen und in ruhigem, gleichmüthi-

gen Tone fuhr er fort, ohne ihren Einwurf zu beachten:

„Freveln Sie nicht, meine Tochter! Wohl mag ein böses Kind seinen Eltern zur Strafe werden und ihnen viel Sorgen und Mühe machen und ich fürchte, Sie werden dies eines Tages einsehen, wenn Franz zurückkehren sollte. Aber er wird hoffentlich nicht zurückkehren, es sei denn aus ihm durch des Ewigen Gnade und Barmherzigkeit ein tüchtiger Mensch geworden."

„Aber wo ist er, Herr Pastor?" fragte die junge Frau, zitternd vor Angst und Aufregung, ohne den tröstlichen Worten des geistlichen Herrn auch nur die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

Marie starrte stumm vor sich nieder, ihre Augen fanden keine Thränen, sie hörte auch nicht, was ihr Pastor sagte, sondern sie fühlte nur, daß sie ihren Liebling, ihr Kind verloren und daß somit das letzte Band zerrissen war, das sie an's Leben fesselte. Gleichzeitig aber fühlte sie etwas in ihrer Brust aufsteigen, was sie lange lange Jahre hindurch mannhaft bekämpft hatte, was sie seither als die Ausgeburt ihres sündigen, unbußfertigen Herzens betrachtete — grenzenlosen Haß gegen den Mann, der sie bewog, ihr Kind von sich zu geben und fremden Händen anzuvertrauen. Lebhaft traten urplötzlich alle Umstände vor ihr inneres Auge, welche sich zusammen drängten, sie zu dem Schritte zu veranlassen, den sie manchmal so bitter bereut. Sie war ja krank gewesen und schwach, ach, so entsetzlich schwach, und ihr Knabe hatte geweint nach Nahrung und sie hatte ihm nichts bieten können, denn sie war arm und von dem Manne entfernt, auf dessen Treue und Unwandelbarkeit sie Felsen gebaut.

Marie hatte kaum noch gewußt, was mit ihr geschah, sondern glaubte nun sterben zu müssen und nahm dankbar das menschenfreundliche Anerbieten des Pastors Sieverling an, ihr Kind in dem „Grauen Hause" unterzubringen. Später — sie hatte sich selber darüber gewundert — war sie genesen, aber man hatte ihr das Kind nicht zurückgegeben, so sehr sie auch darum jammerte und flehte, bis sie sich in ihr Schicksal ergab und es als eine Buße betrachtete, von dem einzigen Wesen getrennt zu sein, welches ihr Herz an die Erde fesselte.

So lebte sie fort und fort von einem Jahr zum andern und wenn sich ihr Herz dagegen empörte, Herr Pastor Sieverling stand ihr zur Seite und ermahnte sie zur Sühne ihrer Schuld, zu Demuth und Bußfertigkeit und wenn sie nach dem Liebling ihres Herzens fragte, wenn sie sich darnach sehnte, sein Lob aus fremdem Munde zu hören, so vernahm sie statt dessen nur Tadel und Klagen, so treu und warm ihr auch des Kindes Auge entgegenstrahlte, wenn es zu ihr kam.

Marie hatte das Alles geduldig ertragen, wenn sie auch nicht an die Verdorbenheit ihres Kindes glaubte. Jetzt aber fühlte sie plötzlich den mühsam bekämpften Groll mit voller Gewalt emporlodern, sie fühlte einen Haß gegen den Mann da vor ihr, der durch nichts gelöscht werden konnte, und zum ersten Male stand es mit erschreckender Wahrheit vor ihrem inneren Auge, daß ohne Pastor Sieverling ihr Loos vielleicht ein anderes geworden wäre.

Von dem Tage an, wo er sie aus ihrer seitherigen Wohnung fortführte, nachdem er ihr den schriftlichen Beweis gegeben, daß Paul Stromberg sie betrogen und daß sie es sich und ihrem Kinde schuldig sei, ihn zu fliehen, war Ruhe und Frieden von ihr gewichen und das Unglück mit voller Gewalt über sie hereingebrochen.

Der Pastor erschrack förmlich vor dem Weibe, welches plötzlich mit flammenden Blicken entschlossen vor ihm stand. War das Marie Schneidler? Das bleiche, schüchterne Wesen, welches er so leicht zu leiten verstanden, welche ihm Alles glaubte, weil er es ihr im Namen des Herrn sagte.

„Herr Pastor, mein Kind — ich fordere von Ihnen mein Kind zurück," sagte sie mit fester Stimme.

Er sah sie erstaunt, verwundert an, aber er begriff noch nicht wie die Frau sich so plötzlich verändert haben konnte.

„Mein Kind, Herr Pastor, mein Kind," fuhr sie in ungewohntem Tone fort, als sie noch immer keine Antwort auf ihre Frage erhielt. „Sie haben mir gelobt für mein Kind zu sorgen, es zu einem tüchtigen Menschen zu machen, Sie wollten es mir zurückgeben, wenn ich es von Ihnen forderte. Und nun fordere ich es von Ihnen. Ich will nicht dieses elende, jammervolle Dasein fortführen, welches durch keinen Lichtstrahl erhellt ist, weil das Licht nicht zu mir dringen kann. Fluch der Stunde, wo ich Ihnen glaubte, Ihnen vertraute wo ich mein Kleinod, das ich einzig und allein auf dem, Schiffbruche des Lebens rettete, Ihnen übergab. O, es ist mir klar geworden, in dieser einzigen Stunde, daß Gott sein Geschöpf nicht für eine Sünde so lange Jahre mit seiner Rache verfolgt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Schutzpatron der Kinder.

In Böhmen zieht an den Adventssonntagen der heilige Christ in Gesellschaft des Nicolaus, Petrus, eines Engels und des Knechtes Ruprecht von Haus zu Haus, erkundigt sich nach der Aufführung der Kinder und beschenkt sie mit Nüssen, während die Spukgestalt des geschwärzten und in Pelz gehüllten Ruprecht mit der Rute droht. Der unheimliche Gesell ist entschieden heidnischen Ursprungs, gehört nicht in die Ueberlieferung der Weihnachtsbescherung und schimt den viel älteren Umzügen des Belsnarills und Niklas entlehnt zu sein. Der treffliche Sagenforscher Weinhold hat dies bereits aufgedeckt und mit ihm sehen wir in dem jetzt so herumgekommenen Knecht Ruprecht nur die zurückgedrängte Gestalt des einst unbeglänzenden (hruod poraht) Gottes, der kein anderer als Wodan war.

Für Knecht Ruprecht tritt mitunter auch eine andere Gestalt, der Klaubauf ein. Noch im Beginn unseres Jahrhunderts zog der Nikla in der Hauptstadt Bayerns

Digitized by Google

in der ersten Adventwoche herum, mit Bischofsmütze und Stab geziert und beschenkte die guten Kinder und Dienstboten mit Aepfeln und Nüssen. Der Klaubauf folgte ihm in Pelz und rasselnden Ketten, mit feurigen Augen und rother Zunge und einem langen Strohzopfe ausgestattet; nicht selten trug er einen Sack zum Hineinschieben des Ungehorsamen über der Schulter und eine Peitsche in der Hand.

Noch jetzt halten Häuser alten Schlages am alten Brauche fest und lieben es, den Nicla auftreten zu sehen, wenn sie sich der allgemein verbreiteten Sitte, der Weihnachtsbescheerung angeschlossen haben.

In Oesterreich begegnen wir dem „Nicla" in der Gesellschaft des schwarzen Ruprecht oder Krampus, einer Schreckensgestalt, die außer den erwähnten Namen auch wohl Bezeichnung Klaubauf, Tunt oder Dota führt.

Nicht immer erscheint der Heilige in Gesellschaft und dann ist er in Pelz und Ketten gegürtet, halb mythische halb Legenden-Persönlichkeit. Uebrigens sind wechselseitige wie's scheint, uralte Reimsprüche bei diesen Nicolausspielen gebräuchlich, die auch in Tyrol nicht fehlen.

Auch im benachbarten Schwaben begegnete uns eine ähnliche Sitte. „Nicles" mit schönem Bart erscheint mit einer Ruthe versehen mit der er, wenn die Kinder nicht beten können, sie auf die Finger schlägt, während „Klas" den frommen Kleinen, Nüsse, Aepfel und weißsteinförmige Brödchen spendet. In Constanz zogen am 6. Dezember Dirnen, alte Weiber und junge Männer, als sogenannte Nicolause verkleidet, Nachts auf den Gassen umher, rasselten, polterten schrecklich mit Ketten und Schellen und trugen Körbe mit verschiedenem Obste und gute Birkenruthen bei sich. Manche Aeltern, die solche Niclause citirten, um ihre Kinder theils zu beschenken, theils bedrohten oder züchtigen zu lassen, glaubten für das ganze Jahr ihren älterlichen Pflichten genügend nachgekommen zu sein.

In Wurmlingen suchte man sogar am Sante Klasabet den Gottesdienst soviel als möglich nachzuäffen. Der Eine setzte Hörner auf, der Andere suchte Krallen, Bocksfüße, Pferdefüße zu imitiren. Diese Sitte, heißt es, habe aufgehört, seitdem sich einmal ein Unbekannter in der Vermummung habe sehen lassen, der ohne Zweifel der leibhaftige Satanas gewesen sei. In Mähren ist von dem ganzen Brauch nur noch das Peitschenknallen übrig geblieben, von dem man den Kindern sagt, daß durch dasselbe die Pferde an St. Nikolaus Wagen schen gemacht, denselben umgeworfen hätten und die herausgefallenen Süßigkeiten und guten Sachen auf dem Berge abgeholt werden könnten.

Ungemein anmuthig ist die Nicolausfeier in den Niederlanden. Hier heißt es, daß der Heilige auf einem weißen Schimmel durchs Land reite, um den artigen Kindern etwas zu bescheeren, die trägen und unartigen aber mit Ruthen zu züchtigen. In einem Kinderliede heißt es davon:

„S. Nicolaos, de goede man,
trekt zijn beste tabbaard (Rock) ran,
hij rijot (reitet) er mee naar Amsterdam,
van Amsterdam nach Spanje,
haalt appeltjees van Oranje
hij geeft de kleine kindren wat
en laat de grooten loopen;
laten die zich selven wat koopen."

Der Nikolausabend ist dort ein Tag allgemeiner Lust und Behaglichkeit. Alle Läden sind zierlich aufgeputzt und strahlen in hellem Lichterglanze, vorzugsweise die der Conditoren, die mit vielem Flittergold gezierte Figuren: „St. Niklasgnt" zum Kaufe feil haben. Den Bazar der Hauptstadt durchwogen zahlreiche Käufer und Schaulustige, in den Gewölben werden Gewinne in Lotterien ausgespielt und die Kinderwelt harrt fehnsüchtig der Nacht entgegen, in welcher der Heilige die Familie heimsucht.

Ehe die Kleinen zur Ruhe gehen, stellen sie ihre niedlichen Schuhe in die Putzstube des Hauses und stecken etwas Heu und Hafer oder eine Mohrrübe hinein, damit das von weitem Ritt ermattete Roß des Heiligen sich erquicken könne. Nun folgt eine feierliche Verschließung des Zimmers und am nächsten Morgen eine ebenso feierliche Eröffnung in Gegenwart aller Familienmitglieder. Umgeworfene Stühle und Tische legen jetzt der Kinderwelt klar dar, daß ein fremder Gast inzwischen sich eingestellt habe und die zierlichen Schuhe lassen zwar das Futter vermissen, bergen aber dafür Aepfel, Birnen, Naschwerk, aber auch außerdem noch anmuthige Gaben verschiedener Art als Spende des Kinderfreundes, der übrigens mitunter auch gar zu unartigen Kleinen Roßäpfel in das Schuhwerk bescheert. Fehlte es den Aeltern an Zeit oder Mitteln, um ihren Kindern eine rechte Freude bereiten zu können, so sagen sie, des h. Nikolaus Roß oder Esel habe gläserne Beine, habe den Fuß gebrochen und deßhalb nicht kommen.

Aehnlich finden wir es am Niederrhein, wo am Vorabend die Kinder ihre Schuhe oder Stiefel unter den Tisch, auf den Heerd, oder unter den Schornstein setzen mit der obligaten Hand voll Heu für des Heiligen Schimmel. In manchen katholischen Gegenden Mittel- und Süddeutschlands kommt es auch wohl zu einem poetischen Zwiegespräch zwischen Vater und Kind. Ersterer erzählt, wie der Heilige bereits unterwegs um die zarte Schuljugend zu besuchen „zu sehn, was die kleinen Mädchen und Knaben in diesem Jahre gelernet haben im Beten, Schreiben, Singen und Lesen, und ob sie sind hübsch fromm gewesen." Er deutet dann auch auf die schönen Zuckerpuppen des Heiligen hin, worauf das Kind den Heiligen feierlichst einladet: „Bring, Bächer, Kleider und auch Schuh und noch viel schöne Sachen dazu, so will ich lernen wohl, und fromm sein, wie ich soll. Dann erscheint St. Niklas mit seinen Gaben: „Gott grüß euch, liebe Kinderlein, ihr sollt Vater und Mutter gehorsam sein, so soll euch was Schönes bescheeret sein; wenn ihr aber das nicht thut, so bring' ich euch den Stecken und die Ruth'."

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

zur

„Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 104. Kaiserslautern, 28. Dezember 1873.

* Christtag Morgen.

(Nach dem Englischen der Mary Rille Dallas.)

Die blauen Aeuglein reißt es auf,
Sein Mündchen stehet offen weit,
Und jede Miene zeiget, daß
Sein Herzchen schwimmt in Seeligkeit.
Die Träume von dem Wunderland
Erfüllen ganz den Kopf dem Kind;
Es stehet auf den Zeh'n am Korb,
In dem die Christgeschenke sind.

Ein trillerud helles Jubelschreien,
Ein silbern Lachen voller Lust;
Im Nachtkleid sitzt am Boden es
Inmitten seines Spielzeug's Wust.
Bald rasselt mit den Schellen es,
Und trommelt, daß es schrecklich ist;
Bald peitschet es sein hölzern Pferd
Und commandiret: „Hui!" und „Hüst!"

Du liebes, gutes Christkindlein,
O, schau einmal durch dieses Thor.
Sah'st je ein menschlich Wesen Du
Nur halb so glücklich auch zuvor?
Bier' einstens ihm die ganze Welt,
Ja bier' sie ihm in spätrer Zeit,
Ob dann sein Herz wohl überströmt
Von Glück und Jubel so wie heut?

Ein elend' hölzern' Dörfchen nur
Weckt größ're Freude, als wenn's wär
Das schönste Gut, mit Schloß und Feld
Vom allerreichsten Millionär.
Und Noah's große Arche voll
Von hölzern' Vieh und ander'm Quark,
Ist mehr werth als die Thiere all
In eines Edelmannes Park.

F H.

* Der Kampf um's Dasein.

Roman von Franz Ewald.

(7. Fortsetzung.)

„Es ist gerecht, aber nicht grausam, nicht unbarmherzig. Und war es denn eine Sünde, daß ich den Mann liebte? Nicht sein Reichthum, nicht mein Hochmuth, Herr Pastor, wie Sie es mir tausend Mal gesagt haben, brachte ihm mein Herz entgegen, sondern sein offener, ehrlicher, biederer Charakter. Ja, ich habe mich schwer vergangen, aber nicht weil ich Paul liebte, sondern weil ich Ihren Worten glaubte."

In den Zügen des Pastors war kaum eine Veränderung wahrzunehmen, ruhig und kaltblütig stand er vor der Frau, welche ihn mit ihren Augen durchbohren zu wollen schien, nur um seine Lippen bebte es wie Hohn. Er wußte, um was es sich in diesem Augenblicke handelte und er durfte den Sieg nicht verlieren, nicht aus den Händen geben.

„Meine Tochter, es betrübt mich auf's Tiefste, Dich so sprechen zu hören. So wie es den Menschen immer schmerzt, wenn er aus seinen guten Thaten das Unkraut empor wuchern sieht, so thut es mir doppelt weh, Dir auf Wegen zu begegnen, welche so weit ab von dem Herrn führen. Ein demüthig, bußfertig Herz ist dem Herrn lieb, aber er haffet den Hochmuth und die Sünde und züchtigt die, welche vom Pfade der Tugend abweichen."

„Genug, Herr Pastor, sparen Sie Ihre Worte mir gegenüber, sie sind vollständig verloren. Ich will von jetzt an mit meinem Gott und mit meinem Gewissen selbst fertig werden, ich will den Herrn um Barmherzigkeit bitten, damit er mir die Sünden vergiebt, welche ich erst zu spät erkannte. Das Maß war lange zum Ueberlaufen voll, jetzt ist der Strom nicht mehr zu hemmen. Mein Kind will ich, mein Kind! In alle Welt werde ich es hinausschreien, wie Sie mir mein Kind geraubt, wenn Sie es mir nicht zurückbringen. Bin ich darum vor einem halben Jahre nach meiner Vaterstadt zurückgekehrt, die ich jahrelang gemieden habe, um einen solchen Schmerz zu erleben? Ich selbst will die Nachforschungen leiten, ich, die unglückliche Mutter. Nicht länger will ich vor aller Welt verborgen leben —"

„Bist Du wahnsinnig?" knirschte der Pastor, jetzt doch einen Moment seine mühsam behauptete Fassung verlierend.

„Nein, ich bin nicht wahnsinnig — Gott sei Dank, meine fünf Sinne, deren ich jetzt so sehr bedarf, sind mir geblieben, obgleich ich manchmal nahe daran gewesen bin, sie zu verlieren. Sie werden bald genug sehen, daß mein Verstand nicht im Mindesten gelitten hat, ich werde den rechten Weg einzuschlagen wissen, um wieder in Besitz meines Kindes, meines einzig geliebten Kindes zu kommen."

„Närrin," hohnlachte der Pastor, „damit es von Dir den Vater fordert."

Sie zuckte zurück wie von einer Schlange gebissen, alle Spannkraft war vor den wenigen Worten zusammen gesunken und ein grenzenloser Schmerz preßte ihre Brust

Digitized by Google

zusammen. Ja, daran — an die Hauptsache, hatte sie nicht gedacht. Das war ihr Trost gewesen, daß ihr Kind ihr nicht fluchen konnte, wenn sie ihm sagte, daß seine Eltern todt seien und sie ihm nicht näher stehe als eine Tante.

„O Gott!“ murmelte sie, „wie straft Du so hart!“

Sie sank auf einen Stuhl nieder und vergrub ihr Gesicht in beide Hände.

„Ja, der Herr straft hart, aber er belohnt Die, welche ihm getreu bleiben und in Geduld seiner harren,“ sagte Pastor Sieverling, dem daran gelegen war, diesen günstigen Moment nicht ungenützt vorbeigehen zu lassen. „Fassen Sie sich, Marie, noch ist Ihr Sohn nicht verloren, noch bleiben mir Mittel und Wege, Ihnen denselben wieder zuzuführen.“

„O Gott, wenn Sie die Wahrheit sprächen! Bringen Sie mir mein Kind und ich will nicht aufhören, Sie zu segnen und um Vergebung für meine Ungerechtigkeit zu bitten.“

„Ich will Sorge tragen, daß Sie ihr Kind bekommen, wenn Sie mir versprechen, vorläufig keine Schritte zu dessen Wiedereinlangung zu unternehmen, welche Ihnen doch nichts nützen könnten,“ sagte Pastor Sieverling nach kurzem Besinnen. „Es ist ja immerhin möglich, daß der Knabe in Homburg weilt und wenn nicht, so werde ich doch Mittel und Weg finden, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden.“

„Ich verspreche es Ihnen,“ sagte der junge Frau tief aufathmend.

Noch wenige Worte wurden gewechselt, dann empfahl sich der Pastor mit freundlichen, tröstenden Worten, und Marie blieb zurück — allein mit ihren Schmerzen.

Sie schauderte, indem sie an ihre düstere, verlorene Vergangenheit dachte. Was hatte sie gethan? Und warum hatte sie es gethan — welche Absicht mochte den Pastor geleitet haben, sie von Paul zu trennen und ihr später dann noch unter dem Scheine christlicher und liebevoller Fürsorge ihr Kind zu nehmen? Was sie seit Kurzem gethan, war ihr jetzt fast zur Gewißheit geworden — sie war das Opfer der raffinirtesten Bosheit und Intrigue.

Fünftes Kapitel.

Banquerott.

„Es ist unmöglich, Herr Stromberg. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt und im allergünstigsten Falle, der indessen kaum unter diesen Umständen eintreten wird, dürfen wir uns doch auf einen bedeutenden Verlust gefaßt machen.“

Es war Herr Paulsen, der Buchhalter des Herrn Stromberg, welcher so zu diesem sprach und dadurch noch die düstere, trübe Stimmung des Kaufherrn vermehrte. Herr Stromberg verdoppelte seine Schritte, indem er nochmals mehrere Male das Gemach durcheilte, dann blieb er plötzlich vor Paulsen stehen.

„Es war ein sehr thörichter Streich, daß ich mich von diesem Schurken verführen ließ, Paulsen,“ sagte er „und ich wollte, ich hätte auf meinen Sohn gehört, der mich immer warnte. Aber man hat bisweilen seine schwache Stunde. Was ist also zu machen?“

Paulsen zuckte mit den Achseln.

„Ich fürchte gar nichts, Herr Stromberg, unser Guthaben bei der Th.— bank deckt unsere Verpflichtungen. Ich werde das Geld noch heute flüssig zu machen suchen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß wir uns für andere ungünstige Chancen des nöthigen Geldes berauben.“

„Wer konnte daran denken, daß der Mann, der seinen sehnlichsten Wunsch als eine Verbindung mit meinem Hause zu haben schien, mich so hinter's Licht führen würde?“

„Eben weil er diesen Wunsch hatte, Herr Stromberg, und auf diese Weise um so eher sein Ziel zu erreichen erwartete. Sie wissen, Herr Paul wollte sich niemals mit dem Heirathsprojekt befreunden, und da mag Herr Tegtmeier wohl gedacht haben, ihn seinen Plänen geneigter zu machen, wenn ein Theil Ihres Geldes vorläufig in seine Tasche hinüber wanderte.“

„Schurke! Ich fürchte, er hat die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Weißt Du, wo mein Sohn ist, Paulsen?“

„Nein, Herr Stromberg — ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen. Ich dachte er möchte wohl verreist sein.“

„Deine Gedanken haben Dich nicht betrogen,“ sagte Herr Stromberg finster. „Paul befindet sich auf dem Wege nach England. Ich fürchte, es war doch nicht klug von mir gehandelt, daß ich mich damals — Du weißt, was ich meine — so seinen Wünschen entgegengesetzt habe.“

„Ich sagte es immer, Herr Stromberg,“ wagte der alte Paulsen zu bemerken.

„Und Du hast wieder, wie so manches Mal, Recht gehabt,“ entgegnete der Kaufherr seufzend. „Was für Unglück ist nicht für mich und ihn aus jener einzigen Handlungsweise hervorgegangen! Wie glücklich könnten wir sein und wie unglücklich sind wir jetzt. Paul wandert seitdem wie ein ruheloser Geist durch die Welt, während ich, von allen Furien der Reue geplagt, freudlos mein Leben verbringe. Noch vor kurzer Zeit hoffte ich ihn durch eine Verbindung mit der reizenden Emilie Tegtmeier zu entschädigen, und ihm so noch ein verspätetes Glück zu schenken. Abermals bin ich getäuscht. Meine Anstrengungen, ihn die Vergangenheit vergessen zu machen und ihn zu dieser Verbindung zu veranlassen, erwiesen sich nicht allein als erfolglos, sondern er zog es vor, mich ganz zu verlassen, nur um fernere Erörterungen zwischen uns zu entgehen und ich bin arm — verlassen von meinem einzigen Sohne.“

„Herr Stromberg,“ sagte der wackere Buchhalter, „ich habe mir nie eine Frage in dieser Beziehung erlaubt, aber um Ihrer selbst und um des jungen Herrn willen, sagen Sie mir, ob nicht noch —“

„Nein! Paulsen, es iſt zu ſpät," unterbrach Herr Stromberg den Buchhalter.

„Sie iſt todt!"

„Sie und Ihr Kind."

Eine längere Pauſe entſtand.

Früher hatte der Kaufmann anders geurtheilt, aber jetzt war ſein Herz weich geworden und er hätte gut machen mögen, wenn es ihm geſtattet geweſen wäre.

„Ich will abwarten. Vielleicht gelingt es ihr noch, ſein Vertrauen und ſeine Liebe wieder zu gewinnen, ſoll ich denn auch meine liebſte Hoffnung, die Kinder meines Sohnes auf meinem Schooße zu wiegen, aufgeben? Mag er unverheirathet bleiben und die Firma Stromberg und Sohn erlöſchen — ſie erliſcht vielleicht bald ſo wie ſo durch die Schurkerei und Gemeinheit gewinnſüchtiger Freunde."

„Wir wollen das nicht hoffen, Herr Stromberg," ſagte Paulſen ernſt. „Geben Sie ſich nicht ſo düſteren Gedanken hin. Die Firma beſitzt noch Mittel genug, einen tüchtigen Stoß zu ertragen, ohne dadurch in ihren Grundveſten erſchüttert zu werden. Wir werden die Schlappe überwinden, und mich ſoll's nur freuen, daß Herr Tegtmeier ſich in ſeinen Vorausſetzungen in Betreff des Herrn Paul getäuſcht hat."

„Das iſt auch mein Troſt, wenn es für mich in dieſem Augenblick einen ſolchen giebt — ich werde die Schwelle des falſchen Freundes nicht überſchreiten. Und nun geh', Paulſen, geh' — ordne Alles, damit uns nicht unvorhergeſehen ein neuer Schlag trifft."

Paulſen verließ das Gemach und Herr Stromberg war allein. Er athmete tief auf als er ſich allein ſah.

„O, wenn Paulſen Recht hätte!" murmelte er auf- und niederſchreitend. „Wär's nicht möglich, daß er mich betrog? Bot ich ihm damals nicht Gold in Menge, wenn er beide aus dem Wege räumte, daß mein Sohn nie mehr von ihnen hören noch ſehen würde? Und konnte er mir eine beſſere Nachricht bringen als daß Beide todt wären? Könnte es möglich ſein? O, Gott, und während ich vor Sehnſucht vergehe, gut zu machen, was ich einſt in meinem Hochmuthe begangen, wäre nun noch Hülfe möglich? Aber wie, wie ſoll ich etwas über das Geſchick des unglücklichen Mädchens erfahren?! Niemand kann mir Auskunft geben als jener Menſch welcher unter dem Deckmantel der Frömmigkeit alle Untugenden verbirgt."

Es war am Abend deſſelben Tages, als Herr Stromberg die Nachricht bekam, daß er in der That das Opfer eines ſchlau angelegten Börſenſchwindels geworden war und er ſich durch die Sucht, ſein Vermögen zu vermehren, zu einem Schritte hatte verleiten laſſen, den man von einem Manne, wie dem vorſichtigen, erfahrenen Kaufmann Stromberg, nicht erwarten konnte. Herr Tegtmeier hatte unter der Maske der Freundſchaft ihm Papiere aufgedrungen, welche ſich bei genauerer Beſichtigung als durchaus werthlos auswieſen.

„Wir werden uns ein wenig vorſehen müſſen, Paulſen," ſagte Herr Stromberg, der ſich mit ſeiner gewohnten Ruhe bereits wieder gefaßt hatte. „Wenn in der That in letzter Zeit ein ſo bedeutender Gewinn erzielt iſt, ſo wird ſich die Sache in einigen Wochen ausgleichen laſſen. Tragen ſie nur Sorge, daß die Sache ſo viel wie möglich vertuſcht wird."

„Fürchten Sie das nicht, Herr Stromberg. Ich glaube nicht, daß Herr Tegtmeier großes Verlangen trägt, ſeine Schurkereien bekannt zu machen. Der Verluſt iſt freilich ein ſehr bedeutender, aber nichts deſto weniger wird er zu überwinden ſein."

„Du biſt eine ehrliche Haut, Paulſen — ich werde Dir deine Treue und Anhänglichkeit nie vergeſſen."

Kaum hatte der Buchhalter das Gemach verlaſſen, als ein Diener einen Brief brachte. Gleichgültig nahm Herr Stromberg das Schreiben in Empfang, aber ſein Blick verfinſterte ſich, als er die Adreſſe las und es ſchien im erſten Momente, als habe er die größte Neigung, den Brief in das hellauflodernde Feuer des Kamins zu ſchleudern, doch beſann er ſich eines Beſſeren. Langſam erbrach er das Siegel und las:

„Mein lieber Freund!

Es thut mir außerordentlich leid, daß gerade ich, der die Ehre hat, ſich zu Ihren aufrichtigſten Freunden zu zählen, die unſchuldige Urſache Ihres Verluſtes ſein muß. Ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß ich lieber ſelbſt ein bedeutendes Opfer an Geld gebracht hätte. Es drängt mich jedoch, Sie gerade in dieſem Augenblicke darauf aufmerkſam zu machen, daß es bei unſerer Abſicht, unſere geliebten Kinder mit einander zu verbinden, im Grunde genommen gleich bleibt, wer den Verluſt erlitt, und daß die Angelegenheit bald genug zu unſerer allſeitigen Zufriedenheit ausgeglichen werden kann.

Immer der Ihre.

Emil Tegtmeier."

„Schurke!" murmelte Herr Stromberg ingrimmig. Gleicht dieſes nicht dem entſetzlichſten Hohne?"

Zwei Stunden ſpäter trat Paulſen unangemeldet in das Privatzimmer ſeines Herrn. In ſeinem Antlitz prägte ſich tiefer Ernſt aus.

„Herr Stromberg" begann er mit zitternder Stimme. „Sind Sie gefaßt, gefaßt auf ein großes Unglück?"

„Paul?" ſchrie der Kaufmann auf.

„Nein, Herr Stromberg, Ihren Sohn betrifft die Nachricht nicht, ſondern —"

„Die Th. Bank!" ächzte Herr Stromberg, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen.

„Hat fallirt. Director und Caſſirer ſind ſeit heute morgen in Haft. Die Behörden haben die Kaſſen, die leeren Kaſſen verſiegelt," entgegnete Paulſen mit einem bitteren Lächeln.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Trachten des Menschen.

(Eingesandt.)

Der Mensch soll nicht trachten
Nach Gut und nach Geld; —
Es kommt zu verschieden
Das Schicksal zur Welt. —

Dem Einen hat Reichthum
Und Ehre nur Werth;
Der And're muß graben
Sein Brod aus der Erd! —

O Mensch, laß das Zürnen!
Zu kurz ist die Zeit
Des menschlichen Lebens,
In Freud' oder Leid.

Kein Christ sollte halten
Den andern für schlecht;
Vor'm Tode hat Jeder
Das nämliche Recht.

Wie viele hienieden
Erklären den Krieg;
Und finden erst Frieden
Vom Tode besiegt. —

Nicht Armuth ist Schande, —
Nicht Reichthum hat Werth;
Wir alle einst sinken,
Und werden zu Erd'. —

M . . dl . . n

† (Aus der Rolle gefallen.) Die Berliner Singspielhallen niederen Genre's liefern zuweilen Episoden, welche weit komischer wirken, als die auf dem Programm verzeichneten Piecen. So belustigte sich beispielsweise das Publikum in einem Kellertheater in der Alexanderstraße am Sonnabend Abend an folgender ergötzlichen Scene. Komiker und Soubrette begingen ein Duett, in welchem auch die Gnaden-Arie vorkommt. Von Gefühlen überwältigt, fiel die Soubrette bei den Worten: „Gnade, Gnade für mich" dem ihr vor Ingrimm den Rücken zukehrenden Komiker um den Hals und riß ihm bei dieser Gelegenheit den Schnurrbart aus — er stellte in der Maske den Schah von Persien vor. Darob brüllte der Schnurrbartlose auf und verließ mit den Worten: „Haue giebts nachher, ungeschickte Dirn," die Bühne. Die Soubrette lag noch einige Zeit auf den Knieen, die Arie noch weiter trällernd. Als aber der Beleidigte nicht wieder kam, verließ sie, schnippisch ausrufend: „Na denn nich!", die Bretter. Dies Zwischenspiel fand allgemeinen Beifall und man rief die Darsteller, die auch wirklich — der Schah mit dem losgetrennten Schnurrbart in der Hand — vor die Lampen traten. Wahrscheinlich werden sich Beide hinter den Coulissen schnell versöhnt haben.

† (Inspectionsscene.) Hauptmann (an die Mannschaft Fragen stellend): „Nun sag' Er mir: Was denkt Er sich denn, wenn Er einmal im Felde so seine Fahne flattern sieht?" — Rekrut: „Daß der Wind geht, Herr Hauptmann!"

† (Freunden des Anschauungs-Unterrichtes zum Desperiren empfohlen.) Ein Mitglied des Bezirks-Schulrathes kommt in eine Schule in Döbling. Auf dem Stundenplan steht Kopfrechnen. Der Lehrer fragt einen Jungen: „Wie viel ist drei und vier?" — „Sechs." — „Nein!" — „Acht!" — „Falsch!" — Schüler (ängstlich): „Fünfzehn!" — Der Lehrer wirft einen verzweifelten Blick auf den Visitator. „Erlauben Sie," sagte dieser lächelnd. Der Lehrer nickte mit einem Seufzer Gewährung. „Schau," sagt der freundliche Bezirks-Schulrath, „du hast drei Semmeln und ich gebe dir noch einen. Wie viel hast Du dann?" — „Vier." — „Gut. Ich gebe Dir noch eine, wie viel hast du dann?" — Im schönsten Oesterreichisch antwortete der Bub': „Gnua!"

† Diener: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein. Eine Empfehlung von meinem Herrn und er freudet Ihnen diesen Blumenstrauß zu den Feiertagen."

Fräulein: „Blumen in dieser Jahreszeit! Ach mein Bräutigam macht sich zu viele Ausgaben."

Diener: „Sind sie unbesorgt, das wird Alles nach der Hochzeit bezahlt."

† (Wie Du mir, so ich Dir.) Lord Maxwell versicherte bei einer Londoner Assecuranzgesellschaft seine Möbel; die Police schloß mit der einfachen Formel, daß die Gesellschaft die angeführten Gegenstände, welche durch Feuer zu Grunde gingen, dem Lord Maxwell bezahlen werde. Der edle Lord weiß nun nach, daß unter den versicherten Gegenständen sechs Kisten Havannacigarren und fünfzig Flaschen Jamaica-Rum sich befanden: die Cigarren habe er geraucht, den Rum zu Punsch verbraucht, mithin seien beide Gegenstände durch Feuer vernichtet worden; die Gesellschaft müsse ihm vertragsmäßig den Werth ersetzen, und zwar fünf Guineen für jede Kiste Cigarre und eine Guinee für jede Flasche Rum, was zusammen achtzig Guineen ausmache. Die Assecuranzgesellschaft erklärte sich sofort bereit dazu, zahlte die Summe aus, verklagte aber den edlen Lord als — Brandstifter.

† (Heiter.) In den Hotels in Wichita, Kansas pflegen die Gäste den farbigen Aufwärtern dadurch flinke Beine zu machen, daß sie ihnen eine Kugel nachsenden. Meistens schießen sie nach dem Kopf, da von diesem Revolverkugeln doch unschädlich abprallen.

Räthsel.

1) Wie schreibt man rex, lex, dux und lux mit nur Einem x

2) Welcher Unterschied ist zwischen einer Magd und einem Reisenden?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google